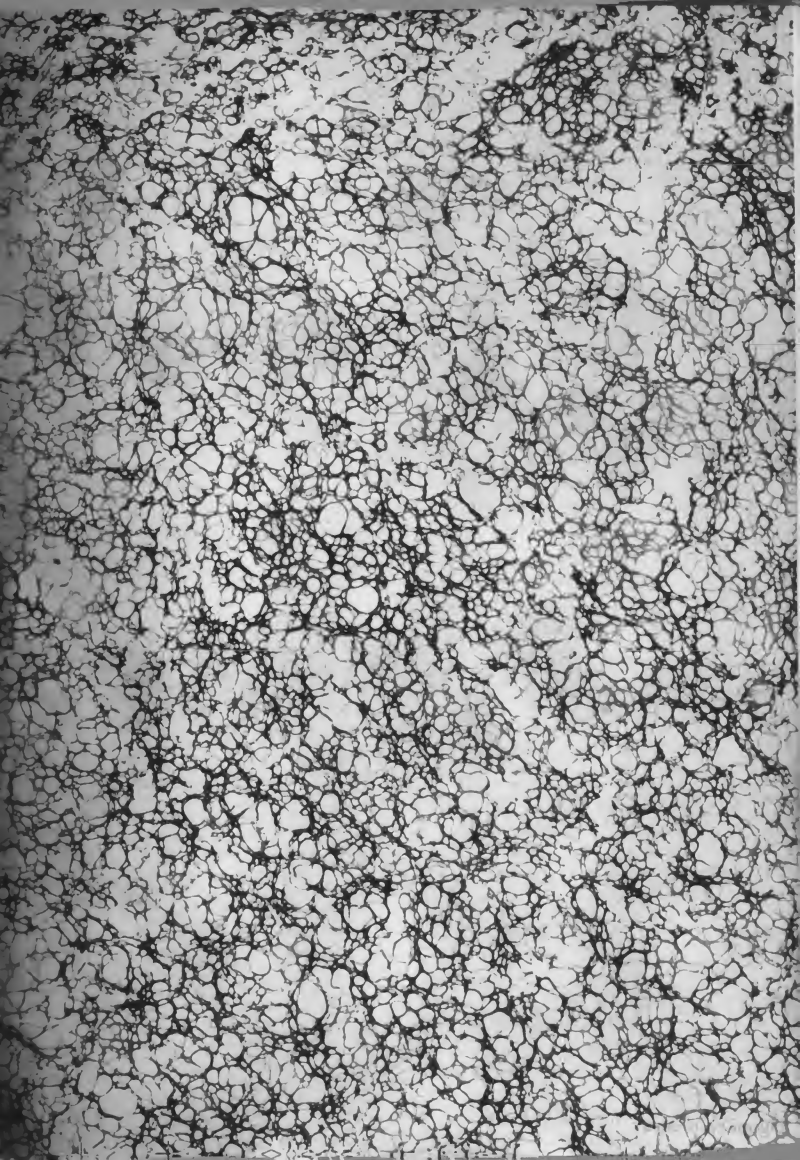
ERINNERUNGEN AN MERKWÜRDIGE GEGENSTÄNDE UND BEGEBENHEITEN, VERBUNDEN MIT...

Carl Eduard Rainold

Digitized by Google

J. 4. 13.



Digitized by Google

Digitized by Google

Erinnerungen.

Illustrirte Blätter für Ernst und Humor.

Drei und vierzigster Jahrgang.

Erstes Halbjahr. Band 85.

Prag.
Carl Bellmann's Verlag.
1863.

104.743 C.

Digitized by Google

Druck und Papier von Carl Bellmann in Prag.

Digitized by Google

Inhalt des 85. Bandes der „Erinnerungen".

Erstes Halbjahr.

(Drei und vierzigster Jahrgang.)

(Die Ziffern bezeichnen die Seitenzahl.)

Romane, Novellen, Erzählungen, Humoresken und Sagen.

Ein deutscher Krieger. Novelle von Karl Viktor Hansgirg. 1, 33, 65, 97, 129, 161.
Der Teufel der Mode. Roman von Julius Rosen. 193, 225, 257, 289, 321 und 353.
Ein Irrenarzt. Erzählung von R. D. 14.
Der blinde schwarze Tom. 47.
Der bleiche Vincenz. Eine Schmugglergeschichte von K. G. Meyer. 48.
Der Ehrenbürger von Krähwinkel. Humoreske von Julius. 78.
Il baccio. Humoreske von J. Rosen. 109.
Zwei Tage im Redaktionsbureau. Humoristische Federzeichnung von Julius. 145.
Alte Sünden. Humoreske von R. D. 176.
Vermittlungen. Erzählung von Eduard Uslar. 208.
Eine Gerichtsverhandlung in Memphis. Von E. Dietze. 212.
Die Tochter des Todtengräbers. Von K. G. Meyer. 240.
Bill Smith und sein Grab. 270.
Ein kaiserlicher Scherz. Mitgetheilt von E. Dietze. 306.
Smichow. Böhmische Sage von Kleroth. 334.
Die Sagen vom Hastermann. 361.
Der Richter von Szeged. Aus dem Ungarischen. 368.

Biographisches.

Ludwig Uhland †. 13.
August Graf Degenfeld-Schonburg. 46.
Göthe und Charitas Meixner. 76.
Präsident Lincoln, seine Gemalin und sein Premier. 105.
Maria Malibran. 138.
Horace Vernet. 142.
Josef Ressel. 174.
Madame Ratazzi. 176.
Zu Jean Pauls Jubelfeier. 205.
Mozarts Herzensgeschichten. 233.
Barbara Uttmann. 297.
Die kleine Patti in Roth. 308.
Dr. Alois Brinz. 339.
Dr. Franz Schmeykal. 339.
Fürst Carlos Auersperg. 372.
Leopold Hasner Ritter v. Artha. 372.

Geographie und Naturgeschichte.

Die Mündung des Missisippi. 11.
Die künstlichen Mißgestaltungen der Körperformen. 45.
Der Wasserfall des Kopals. 76.
Die Achatindustrie im Oberfteinischen. 106.
Ein kleines Wasserwunder. 145.
Schilderungen aus dem Natur- und Völkerleben Ostafrika's. 168.
Die Gräser als Zierpflanzen. 236.
Die Bewohner der Insel Banka. 266, 300.
Der Marmor. 329.
Die Färöer. 363.

Geschichte, Literatur, Kulturgeschichte und soziales Leben.

Am Abend des Dreikönigtages im Harz. 9.
Die Sage vom Taucher. 10.
Das Königsschiff Heinrich VIII. 43.
Das Hanfelilaufen in der Baar. 74.
Die Wartburg und der Sängerkrieg. 75.
Der Schäfflertanz in München. 138.
Die Frauen im Komptoir. 173.
Die brodlosen Arbeiter in England. 174
Die Verschüttung des Dorfes Bedretto. 182.
Begräbniß der Armen in Neapel. 183.
Jack im Grünen. 201.
Eine Scene im Repräsentantenhause zu Washington. 201.
Das Passionsspiel. 203.
Zur Theilung der Arbeit. 243.
Das Pfingstfest im Elsaß. 265.
Von Spielleuten aller Art. 276.
Auch ein Hexenproceß. 303.
Gas und Gasometer für Damen. 305.
Die Einsegnung des Meeres. 329.
Der reisige Zug. 336.
Der Wehe schreiende Stein Husums. 340.
Die Entwickelung des österreichischen Tabakmonopols. 372.

Digitized by Google

Für Gesunde und Kranke.

Ueber Verbrennungen. 21.
Ueber die Anwendung einiger Gegengifte. 51.
Konservirung der Nahrungsmittel. 83.
Der Traum. 114.
Die Verschlechterung des Wassers in großen Städten. 150.
Die Schwämmchen. 181.
Die Lungentuberkulose. 246.
Die Leberkrankheiten. 309.
Krankheiten der Schleimhäute und Athmungsorgane. 375.

Nachtseiten der menschlichen Gesellschaft.

Gerichtsverhandlungen. 22.
Ein französischer Preßproceß. 53.
Diebsgalerie des Morgen- und des Abendlandes 85.
Die Londoner Garotters. 116.
Hinrichtung von Indianern in Minnesota. 116.
Versuchter Meuchelmord. 151.
Londoner Strolche. 215.
Ein Raubmord in Prag. 309.

Politische Uebersicht. 206, 239, 267, 301, 332 und 366.

Literatur und Kunst. 27, 58, 90, 122, 154, 184, 248, 280, 312, 343.

Empfehlungen. 27, 59, 91, 123.

Humoristische Kleinigkeiten in Wort und Bild.

Selbstbewußtsein. 28.
Anch io sono pittore. 29.
Humoristische Weltgeschichte vorgetragen vom Professor Wischi-Waschi. 29, 61, 93.
Der Köchin Album. 60.
Majorität. 92.
Verfängliche Frage. 124.
Kabale und Liebe. Oper in vier Akten. 128.
Naivität. 156.
Allgemeiner Rathgeber, oder deutscher Hausschatz. 157.
Eine witzige Auslegung des Koran. 158.
Adam vor und nach dem Sündenfalle. 188.
Von Podskal bis Kuchelbad. Novelle. 190.
Das gesegnete Land. 220.
Aus der Menagerie. 219.
Entwurf eines Gemeindegesetzes. 221.
Morgenkaffee-Scene der Familie eines Diplomaten. 222.
Der Sohn der Wildniß. 251.
Der große Wurf. 283.
Alfred und Thusnelda. 254.
Ein Ehestifter wider Willen. 283.
Noch über Münchhausen. 284.
Zur Charakteristik der Fußbekleidung. 285, 316.
Ein Liebesbrief. 286.
Zur Nationalökonomie. 287.
Josef in Egypten, Intriguenspiel. 318.
Wilhelm Tell in Pufemokl. 318.
Schön wie der Tag. 347.
Recensions-Chablone. 348.
Geprüfte Liebe. 350.
Eine Anekdote über Wallenstein. 351.
Warum der Hausknecht Schaudelius sich keine Promesse mehr kauft. 380.
Signora Hopsa. 381.
Anekdoten, Witze, Wortspiele, Telegramme. 31, 63, 95, 127, 158, 187, 188, 219, 121, 251, 254, 283, 284, 315, 347, 349 und 379.

Kleine Prager Chronik. 31, 63, 95, 127, 159, 191, 223, 255, 287, 319, 351 und 383.

Rebus und Charaden. 32, 64, 96, 128, 160, 192, 224, 256, 288, 320, 352 und 384.

Bilder-Album der „Erinnerungen" (Xylographien in Tondruck).

1. Heft. Am Abend des Dreikönigtages im Harz.
3. Heft. Das Hanfelilaufen in der Baar.
5. Heft. Der Schäfflertanz in München.
7. Heft. Jagd im Grünen.
9. Heft. Das Pflugfest im Elsaß.
11. Heft. Die Einsegnung des Meeres.

Musikalisches Album der „Erinnerungen".

Nr. 1. Vereinsgalopp von Franz Michel.
Nr. 2. Polka Mazurka und Kapel-Polka von Adolf von Czechenhertz.
Nr. 3. Andromeda-Galopp von Josef Lauermann.
Nr. 4. Lied zum Schauspiel: „Cäcilie" von Eduard Tgawiß.
Nr. 5. Gavotte von J. S. Bach.
Nr. 6. Polka Française von Charles Germain.

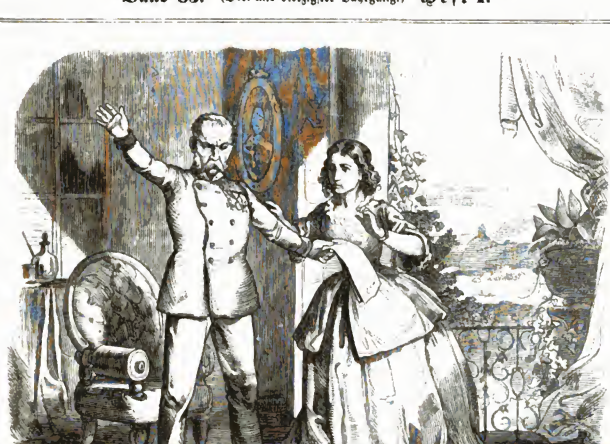
Korrespondenz der Redaktion. 28, 60, 92, 124, 156, 192, 224, 256, 288, 320, 352 und 384.

Digitized by Google

Erinnerungen.

Illustrirte Blätter für Ernst und Humor.

Band 85. (Drei und vierzigster Jahrgang.) **Heft I.**



Ein deutſcher Krieger.

Novelle von Karl Viktor Hansgirg.

Erſtes Kapitel.

Ein Kölner Zeitungsblatt.

Die erſten Schwalben kamen aus dem Süden nach dem reizenden Weinhügellande vor der Hardt herübergeflattert. Es war im April 1859; vielleicht flogen ſie von den Rebenguirlanden Mailands herbei, durch das Geraſſel der gegen Piemont rückenden Geſchütze aufgeſchreckt von ihrer Sieſta. Nun ſuchten ſie an den Vorſprüngen eines Landhauſes bei Neuſtadt vor der Hardt ihre alten Neſter wieder auf. Sie freuten ſich ihrer altbekannten Stätten unter dem Simſe. Ein liebenswürdiges, weibliches Geſchöpf begrüßte ſie mit gewohnter Gaſtfreundlichkeit. Das auf der rebumzogenen Veranda leicht hin und her ſchwebende, kaum achtzehnjährige Mädchen war Emerenz, die Tochter jenes alten Haudegens Major von Krippmann, der hinter einer nach der Veranda führenden, halbgeöffneten Glasthüre ſich in einem Lehnſeſſel wiegte.

„Väterchen," rief die herzliebe Brünette, die ihren ſchlanken Hals nach den Simsvorſprüngen ſtreckte und deren weiches Geſichtsoval nichts von dem markigen, etwas in's Lange gezogenen Antlitz ihres Vaters entdecken ließ: „Väterchen! ſieh nur einmal, wie ſich die Schwalben bei uns wieder anſiedeln. Gewiß! es ſind dieſelben vom vorigen Jahre! Sie kamen ſchon aus dem Süden, wohin Du durch den Schlachtenlärm ge-

Digitized by Google

rufen wirst. Konntest Du uns diesmal nicht den Kummer ersparen, Dich in den Krieg ziehen zu sehen? Du siehst so besorgt aus! Dies kann nicht allein um Deiner Zukunft willen sein! Sprich! Was ist es noch, das Dein Gesicht verdüstert?"

Der alte Krieger sah gespannt nach der Gasse aus, als erwarte er eine wichtige Post. Die Worte seiner Emerenz schienen sein Ohr blos leise zu streifen. Major von Krippmann, ein geborner Oesterreicher und einmal Hauptmann in der kaiserlichen Armee, übertrat als solcher in bairische Dienste. Nun lebte er bereits seit Jahren in dem herrlichen Weinlande der lustigen bairischen Pfalz im Ruhegehalt. Er konnte jedoch nicht als ein Mann des Friedens und der Ruhe gelten. Schon als zarter Jüngling im Jahre 1812 im Schlachtengedränge gestanden, war er muthig, stets kampfbereit, und der Beruf des Soldaten ging ihm über Alles. Ein ehrlicher Deutscher vom Wirbel bis zur Sohle, betheiligte er sich feurig und lebhaft auch noch als Greis mit Wort und That bei Allem, was mit dem Geschicke Großdeutschlands zusammenhing. Er hatte sich von Schleswig-Holstein eine Wunde geholt, nicht blos eine tiefinnere im Herzen für zeitlebens, die bei ihm niemals vernarbte; sondern auch eine äußere am Arme. Nunmehr war es sein fester Wille, sich als Hauptmann an die Spitze eines der österreichischen Freikorps zu stellen, die Italien bekämpfen sollten. Das Patent war ihm eingehändigt und Alles bereits zu seiner Abreise bestimmt. In Tirols Hauptstadt sollte er in den nächsten Tagen eintreffen, um als Volontair seinem Herzensdrange zu folgen.

„Mein Kind! Daß ich nicht mehr zurücknehme, was ich als unabänderlich einmal beschlossen, ist Dir nur allzubekannt," erwiederte der alte Major, und mit feurigem Blicke sprach er weiter: „Es ist eine deutsche Sache, was da unten ausgekämpft wird. Wenn es die flaumbärtigen Politiker von anno heute nicht glauben mögen, so werden sie es fühlen. Dieser falschen italofrankischen Schlange — der Adria — muß der Kopf zertreten werden, sonst greift sie an Deutschlands Herzblut. Wir Großdeutschen müssen es Oesterreich auf die edelste Weise entgelten, was es in der Schleswig-Holsteiner Frage gesündigt. Mich empören in dieser Stunde alle Halben, alle Indifferenten — leider ist so ein Halber auch Lindholm."

Emerenz erröthete bei Nennung dieses Namens und blickte zur Erde.

„Ich mag es übrigens nicht läugnen, Emi," sprach der Major weiter, „daß mich in meinen letzten Stunden vor dem Abmarsch noch etwas Anderes nachdenklich machte — meine Spannung mit Lindholm. Der Lieutenant, in der früheren Zeit uns ein lieber Hausgenosse, mit dem wir manchen Herbst bei den Freudenfesten der Weingärten verbrachten, ist mir in der letzten Zeit als Napoleonschwärmer förmlich unerträglich geworden. Wir bissen uns vor etwa acht Tagen tüchtig herum und da ging ich dem vornehmen Gelbschnabel so wacker an den Leib, daß er seither schon von Ferne Reißaus nimmt und unser Haus meidet."

Krippmann prüfte bei diesen Worten die Mienen seiner Tochter, die ihr liebliches Wesen in Schweigen verhüllte.

„Wahrhaftig, mir thut es Deinetwegen leid," sprach Krippmann weiter, „daß ich unsern Hausfreund so zu sagen von der Schwelle gewiesen. Er war einst ein guter Junge und ein kreuzbraver Mensch!"

„Wenn er ein guter Junge gewesen, Vater," erwiederte Emerenz in leichter Aufregung, „dann blieb er es immer noch. Er kann Dir unmöglich ein in der Hitze der Aufwallung gesprochenes Wort durch Entfremdung für alle Zeit entgelten. Wenn er aber Euer politisches Wortgefecht sogar auf mich übertrüge —"

„Und er wird es gewiß thun, der unüberlegte, irregeführte Braufekopf, der engherzig unter die ‚Krautjunker' und ‚Haferfürsten' gegangen, wie wir dergleichen Ritter im Böhmerland nannten, die blos für ihre Herrlichkeit Politik machten."

„Was wäre denn auch an seinem Ausbleiben zu beklagen, und wie abfärbig und fadenscheinig sein ganzes Wesen, wenn er um Eures Streites willen ‚Kehrt um' gemacht hätte. Laß Dir, Väterchen, den Streit mit Lindholm darum nicht all' zu gram werden. Der Zwist wird eben erproben, was an ihm echt war. Er schien bisher meiner Neigung nicht ganz unwerth, und seine beispiellose Aehnlichkeit mit Bruder Arthur, Du weißt ja Papa, sie war der erste Anlaß gewesen —"

„Wohl, Kind! man sprach uns viel von Arthurs zweitem Gesicht, worauf wir ihn sehnlichst zu sehen gewünscht, was auch die Esmarchs bald darauf angebahnt hatten."

Bei der Erinnerung an seinen Sohn Arthur schienen sich die düstern Züge des Majors erhellen zu wollen. Er hob sich aus dem Lehnstuhl und trat durch die Thüre jener Stelle der Veranda näher, auf welcher Emerenz stand. Er legte bewegt seine Hand auf die weichen Schultern des hochgeschossenen Mädchens und sagte leise und gerührt:

„Mein Hausläubchen, ich hatte noch vor Kurzem den lieblichen Tagestraum, Großtante Klarissens Thälerchen als Kaution und Heiratsgut in Deine Hände zu legen. Großtante Klarissa hätte den Ehebund unsichtbar von Oben gesegnet. So wäre — Lindholm mein zweiter Arthur geworden, da der erste so gut wie verbannt ist. So hätte ich mich hier auf dieser schönen Erdscholle glücklicher, dauernder angesiedelt, wo mir doch immer der innere Halt fehlte. Meine tollen Auswanderungsgelüste wären geschwunden und ich hätte nicht weiter nöthig gehabt, diese Heckthäler der frommen Klosterfrau in einen andern Welttheil zu schleppen."

„O! Vater!" lispelte Emerenz und lehnte sich halb vertraut, halb verschämt an die mit Orden geschmückte Brust des alten Invaliden, die jetzt wogte, wie vor fünfundzwanzig Jahren, als er ihrer verstorbenen Mutter die Liebeserklärung gemacht. Seine drei Ehejahre waren einst schattenhaft an ihm vorübergeflogen und zwei Kinder — Emerenz und Arthur — die Hinterlassenschaft dieser schnell verrauschten Zeit. In diesem

Digitized by Google

Augenblick, als Vater und Tochter sich in heißer Umarmung umfannten, humpelte die Haushälterin Elsbeth in's Gemach und trat vor die Glasthüe wie ein übles Omen. Sogleich fühlte sich der Major von ihrer Annäherung ernüchtert.

„Was hat uns Elsbeth schon wieder zu melden?"

„Es sind heute keine Briefe an den Herrn Major."

„Donnerwetter! Sie ist immer der Lahstock, der vor einem Schuß seine Arbeit verrichtet, und hintennach der Kanonenwischer."

„Kein Brief also?" frug Emerenz betrübt.

„Ich denke, daß der Schöpfee von Cayenne die Gewohnheit des Briefschreibens auch für die nach Algier depotirten Deutschen als eine überflüssige abgeschafft habe."

Der ersehnte Brief sollte aus der Hand Arthues von Krippmann aus Algier an den Vater gingen.

Die stürmischen Tage des Jahres 1848 hatten in dieser Hamlie noch eine andeee Wunde gerissen, als die, welche sich ihr Haupt in den „mehrumschlungenen Ländern" geholt. Des Majors einziger Sohn, damals Student und Legionär, hatte sich im Karlsruher Rumpfparlament in einer seinem künftigen Unterkommen im Staate nicht eben förderlichen Weise bemerkbar gemacht. Leider war er in seinen volksbeglückenden Ideen weiter gegangen, als es sein für Deutschthum und Freiheit warmfühliger Vatee gebilligt. Er überschoß das Ziel und fand im heimischen Boden keinen Fleck, um ungefährdet ein neues Leben darin Wurzeln schießen zu lassen. Sein Vater empfand dies mit tiefer Trauer, flüsterte sich dabei aber doch im Stillen stets zu: „Um keinen Zoll hätt' ich den Jungen anders gewünscht." Seinem Thatendrange ein neues Feld zu öffnen, floh er nach Afrika, wo er sich in die Fremdenlegion einreihen ließ. Aethe diente in derselben schon mehre Jahre ehrenvoll als Lieutenant. Seine Briefe, sonst wie nach der Uhr pünktlich geschrieben, verbreiteten beim Einlangen stets ein Familienfest. Elsbeth durfte in jenen guten Zeiten sogar bei der Thüre stehen und der Ohrenzeuge ihres Inhaltes sein. Darum entlud sich auch des Majors Unwille gegen sie, als sie mit leeren Händen die häusliche Scene unterbrach. —

„Wieder kein Brief," donnerte Krippmann; „weiß Gott, ich kann zu keinem ruhigen Abschluß in mir gelangen. Um's Leben gern wäe ich mit erleichtertem Herzen in's Treffen gezogen. Auch Dich, Kind! hätt' ich gern zu einem Ziele geleitet. Mein heftiges Fühlen für die große Sache trübte unsere Beziehung zu Lindholm, statt sie zur Klarheit zu bringen."

„Mich überrascht, Vater," entgegnete Emerenz nach längerer Pause, „wie Du nur weiter hinausdenken mochtest als ich, da Du von Heirat sprichst. Ich will gerne noch ein paar Jährlein bei Dir bleiben, von diesem schönen Himmel umschlossen sein, von diesen Rebenhügeln umlacht und den fröhlichen Menschen umgeben, welche Dir leider nicht ganz gefallen wollen."

„Die Art des Pfälzers in Rheinbaiern ist nicht so übel mein Kind," erwiederte der Krieger mit Nachdruck, „er ist aufgeklärter und beweglicher, als der Sohn anderer Länder, er liebt seine Heimat; und seine Erwerbsart, ist milde wie der Saft seiner Traube, schmiegsam und feurig wie seine Rede, er ist ehrsam und gehäbig in seinem Wesen, aber leider nur allzugehäbig. Er liebt seine Hügelketten vor dem Hardt, begeistert sich für sein ‚Kammersystem' — ich meine den Rebbau auf Kammern — für seinen ‚Pfahlbau' und anderweitige ‚Rebenerziehung'. Doch eben darum ist er zum großen Theile ein ‚Kammerherr', ‚Pfahlbürger', oder hat das Kleingeraahmte des ‚Erzlehens'. Für meinen Geschmack ist dies nicht. Ich dürfte nach Menschen, die größer angelegt, für gemeinsame Interessen nicht blos zu schwärmen, auch zu handeln verstehen. Als ich vor sechzehn Jahren, zunächst um den Verlust Deiner guten Mutter leichter zu ertragen, von Chodau herübergeflüchtet war, strebte ich nach geselligen Kreisen kernguter deutscher Gesinnung, denen nicht nur die engere Heimat, sondern auch das Gesammtvolk dringend am Herzen läge. Ich fand sie hier nicht, sondern blos fröhliche, gute, hilfreiche Menschen im Alltagsverkehr. Ein drolliger Einfall hatte mich gerade nach Rheinbaiern verschlagen, wie ich Dir und Arthur öfter erzählt. Unser Familienstammbaum sollte erspürt werden. Wer sich im Kleinen nicht fühlt, vermag's nicht im Großen. Vom bürgerlichen Urstock, der in Bergzabern wurzelte, wollt' ich diesen in allen Aesten und Zweigen ergründen. Mit warmem Eifer beschäftigte ich mich erst in Bergzabern, dann hier in Neustadt, meine Urgroßväter väterlicher und mütterlicher Seite in's Klare zu stellen. Viel von der Eigenart des Menschen erklärt sich aus seinen Voreltern und ihrem Stande, und Jedee versäumt eine Pflicht des Dankes und der eigenen Erforschung, der kaum über zwei Glieder auf seine Voreltern biographisch zurückblickt. So erforschte ich nebst meinen Vorfahren, die Alle den ewigen Schlaf schlafen, auch die Gräber mancher Seitenverwandter und machte mir bei diesem Studium aus den alten Freunden dieser junge Freunde meines Herzens. Für Dich kam ich zur Entdeckung der trefflichen Töchterschule Freund Esmarchs und mein Arthur ward unter der Aufsicht des Bewährten ein trefflicher Junge!"

Diese Anspielung auf Arthur eeweckte in Emerenz neue Sehnsucht nach ihm, von dem die briefliche Kunde so lange Tage bereits ausblieb. Sie stützte ihren Kopf in die Hand und sprach schwärmerisch:

„Ach, Du mein guter Bruder Aethur, kämst Du wieder einmal zu uns, stark, kühn und muthig, wie Du immer gewesen, in Dir lebt gewiß sortan noch der Mensch, den sich Dein Vater zu erziehen gewünscht!"

„Möchte Lindholm auch so sein," entgegnete der Major. „Dee hat leider nichts von ihm als das Angesicht. Er beteachtet die Welt blos vom Standpunkt seiner Lieutenantswürde. Die Tage sind trübe, recht trübe, da wir so wenige für ihr Volk begeisterte Jünglinge sehen. Wie weit erhebt sich die Trunkenheit des Deutschthums im Jahre 1859? — Bis zum Pferdeausfuheverbot der neunundneunzig Staaten!"

Eben sprudelte der alte Major diese Aeußerung emphatisch empor, als es unfehlbar abermals Elsbeth

Digitized by Google

gewesen, welche durch ihr Hereintreten den Faden seines Vortrages zerschnitt. Sie hatte ein bis zur Sehergabe gesteigertes Talent, stets dann zu erscheinen, wenn man ihrer am geringsten bedurfte.

„Was gibt es schon wieder?" frug der Major ärgerlich geworden.

Elsbeth trippelte auf den Fußspitzen herbei und streckte dem Hausherrn das neueste Blatt der Kölner Zeitung entgegen. Er durchkreuzte das Gemach — in den Inhalt der Zeitung vertieft. Plötzlich bemerkte Emerenz einen Stillstand im Marschschritte. Sie lief von der Veranda in's Zimmer, durch die athemlose Stille in demselben beunruhigt. Der Vater war erbleicht, starr stand er in der Ecke des Zimmers, und an die Lehne eines Stuhles gestützt, durchbohrten seine verglasten Blicke das Zeitungsblatt.

„Was ist es, um Gotteswillen?" schrie Emerenz, welche in seinen Zügen von der leisesten bis zur heftigsten Regung zu lesen verstand. Nun formten sich die welken Lippen des Majors zu dem todesmatt gesprochenen Worte: „Arthur!"

„Was ist es mit Arthur," rief Emerenz, „o sprecht!"

„Arthur — o es ist böser, als er wäre gestorben — Arthur lebt gegen uns!"

„Wie konntest Du das Entsetzliche erfahren?"

„Da lies!"

Mit schreckensstarrer Hand schob der sonst durch keinen Unfall aus seiner Fassung gerathende Mann das Zeitungsblatt in die Hand seiner Tochter.

Eine kleine Notiz aus den gemischten politischen Spalten enthielt die Botschaft, welche die beiden Glieder der Familie mit solchem Schrecken erfüllte. Sie lautete ganz allgemein:

„Auch das erste und zweite Fremdenregiment in Algier soll bereits den Auftrag erhalten haben, sich nach Genua einzuschiffen, um sich zu der von General Espinasse befehligten zweiten Division nach dem Kriegsschauplatz zu begeben."

Diese für eine große Anzahl von Lesern im Grunde bedeutungslose Notiz war es, welche Krippmann förmlich schaudern gemacht; denn sein Sohn Arthur stand beim zweiten Fremdenregiment. Mit bebenden Lippen zog sich der Major nach seinem Arbeitsgemach zurück. Emerenz barg ihr Haupt weinend in die schneeweißen Arme, auf eine Tischplatte niedersinkend. Sie kannte ihres Vaters Wesen und Art. Wenn ihn der Wirbel des Zornes ergriff, dann war er gewiß bald verflogen; doch wenn er schwieg und sich entfernte, dann tobte es furchtbar in ihm, dann war ein langes, böses Wetter zu fürchten, das sein Gemüth für viele Tage umwölkte.

Zweites Kapitel.

Rasche Abfahrt.

Von jenem Moment ab, in welchem das Kölner Zeitungsblatt den alten Major von der Seite seiner Tochter vertrieb, vergrub er sich gewissermaßen selbst in's Verlies. Er fürchtete einen Ausbruch seines mühsam zurückgehaltenen Ungestüms. Was sann er in der Einsamkeit?

Er saß an seinem Schreibtisch, und convulsivisch zuckte durch sein Antlitz das Wetterleuchten niedergehaltenen Ingrimms. Er sann darüber nach, bis zu welcher Folge der Schritt Arthur getrieben, sich jener Fremdenlegion einzuverleiben, deren Mannschaft gegen ihr eigen Fleisch und Blut gehetzt werden sollte, Deutsche gegen Deutsche. Je lebendiger sich Krippmann die verhaßte Lage im Allgemeinen zu Gemüthe führte, desto grausamer trieb hinterher das Entsetzen sein Spiel mit seinen Gedanken. Er sah sich selbst auf dem Feld der Ehre dem eigenen Sohn gegenüber, Mann gegen Mann, er, ein freiwilliger Kämpfer, unter dessen erbleichtem Haar vor Kurzem noch die Begeisterung für die deutsche Sache ergühte — er sah sich vielleicht zum — Kindesmörder gestempelt. Wie? Wenn jener schöne kräftige Jüngling, der einmal vom federgeschmückten Legionshut beschattet, für gleiche Sache gekämpft und der — nun so leicht die Büchse im Arme trägt und die Revolvres im Ledergürtel — eben sein Sohn wäre und die von ihm ausgesandten Kugeln nach des Vaters Herzen Jagd machen sollten? — Und doch gibt es ein Gesetz, ehemer als die Waffe des Soldaten, und dies Gesetz, welches so wenig zertrümmert werden darf, als das Geschick der Alten, heißt: Subordination. Es kann hier bald zum Losungswort des Vatermordes werden. Dies dachte sich eben der Major und starrte vor einem Abgrund der Verzweiflung. Die leichten Schauer der Begeisterung, mit welcher er noch vor einer Stunde von der Erfüllung naher Kriegsthaten geträumt, erstarrten wie Meereswogen zu Eisbergen, und diese thürmten sich in ihm zu unübersteiglichen Hemmnissen auf. Sein halb zur That gewordener Plan, sich in wenigen Stunden an die Spitze eines Tiroler Freikorps zu stellen, war an der Besorgniß zerschellt, möglicher Weise gegen sein eigenes Blut zu Felde ziehen zu müssen. Wie ein glühender Blitz schoß es jetzt über sein Angesicht, durchzuckte seine Arme. Die Hand griff ungeduldig nach dem Hauptmannspatent für das Freikorps. In einem Augenblicke flog es zerfetzt in den Papierkorb. — Er athmete nun leichter auf und sprach beruhigter in seinen eisgrauen Bart hinein:

„Meine Zukunft ist vernichtet, die Hoffnung, der Stolz meines Alters. Ich wollte mir da unten auf offenem Feld ein ehrliches Grab suchen oder einen Rückblick auf einen erfolgreichen Lebensabschluß. Diese Hoffnungen mußte ich selber verschütten. Auf die Gefahr, daß mancher alte Kamerad aus den Schlachttagen meinen rasch abgeänderten Entschluß gar nicht begreift, ja selbst verdammt, hab' ich mir durch diesen Riß in's Papier die Schiffe zu meiner Rückkehr verbrannt. Aber die bittere Resignation, mit der ich es that, wäre eben nur eine Halbheit, erbärmlich wie unsere Zeit, wenn mich's nicht weiter triebe, das Aergste schnell ungeschehen zu machen. Landesverrath brandmarkt nicht eben weniger schimpflich, als Vater- und Kindesmord. Dem letzteren aus dem Wege zu gehen, wäre zu wenig,

Digitized by Google

das erſtere zu verhüten: des Sohnes Landesverrath, dazu treibt es mich mit Fieberhaft an; und doch will und kann ſolche That der Rettung blos die Folge eines ruhigen, klaren Gedankens, einer kalten Ueberlegung ſein; mich faſſen jetzt noch Wirbel im Kopfe." — Dies murmelte der alte Haudegen mit bebenden Lippen in den elsgrauen Bart. Er hielt ſich die Schläfen, in denen die Pulſe gewaltig pochten. Emerenz, ihre eigenen Qualen beherrſchend, hatte ſich vor die Glasthür im dunkelgewordenen Nebengemache hingeſtellt, um ihren Vater zu beobachten. Sie belauſchte jeden ſeiner Athemzüge, ſie überwachte jede ſeiner Bewegungen. Hinter dem Vorhang, über die Glasthür geſpannt, markirte der grelle Schein der Lampe die Umriſſe ſeines Körpers. Als Krippmann eben den verhängnißvollen Riß gethan, klopfte ihr Herz, nachdem es lange ſtill geſtanden, mit hämmernder Gewalt. Sie wäre ihm in dieſem Augenblicke ſo gerne an das Herz geſunken, um ihm, kindlicher Liebe trunken, für die Befreiung von der größten ihrer Sorgen zu danken. Elsbeth war jedoch geräuſchlos zu ihr getreten und hielt ſie zum Glück von dieſer Uebereilung zurück. Nichts war dem alten Major verhaßter, als wenn Jemand es wagte, ſich in die Kämpfe ſeines eigenen Herzens zu drängen, wenn er, ſie auszuringen, ſich in die Einſamkeit ſeines Zimmers zurückzog. Emerenz und Elsbeth raunten ſich einige Worte des Verſtändniſſes zu und küßten ſich von tiefer Rührung bewältigt.

„Mir haben ihn gewonnen, er zieht nicht in die Schlacht, er hat das Hauptmannspatent in Stücke geriſſen. Wie aber wird dem unglücklichen Arthur geholfen werden? Elsbeth, ſprich!"

„Eli der junge Herr iſt ſelbſt findig und voller Anſchläge, der läßt ſich nicht ſo geſchwind in einen Kampf ein, welcher unehrenhaft wäre. Glaubt mir, Fräulein, der macht es am Ende mit ſeinem eigenen Kommandanten auf Piſtolen aus, ehe er ſo, mir nichts dir nichts, gegen die Oeſterreicher zieht. Iſt er denn nicht ſelbſt mehr ein Oeſterreicher als ein Baier? In Böhmen in Deutſch-Chodau war er geboren. Dort trug ich ihn vor fünfundzwanzig Jahren auf den Armen."

„Meine Gute," erwiederte Emerenz, „Alles recht, nur bin ich nicht mit dem Mittel einverſtanden, durch ein Duell der Schlacht gegen die Deutſchen zu entgehen. Weiß Du keinen beſſern Rath?"

„Ich meint', Fräulein Emerentia, daß er im Duelle obſiegen müßte. Iſt er denn nicht im zweiten Fremdenregiment nächſt ſeinem Kommandanten ſtets der beſte Schütze geweſen?"

„Wohl! Aber ſein Kommandant?"

„Wahr, wahr! mein Töchterchen! bei Leibe, ich hab' mir das nicht ſo recht überlegt!" — — —

Die Alte hätte gerne noch ihre weiteren ſeltſamen Rathſchläge und Vermuthungen ausgekramt, wäre Krippmann in dieſem Augenblick nicht erneut Gegenſtand ihrer beiderſeitigen Betrachtung geworden. Der Major ſtand eben auf, ging ruhigeren Schrittes durch's Gemach und bewegte ſich plötzlich der Thüre zu, hinter welcher die Lauſchenden ſtanden. Sie bebten bei Berührung der Thürklinke ſcheu zurück. —

„Hal da huſcht Ihr ſchon wieder wie ein paar Nachteulen im Finſtern herbei. — Meine Emerenz, es gab etwas auszudenken in einer qualvollen Stunde, komme doch näher zu mir!"

Emerenz klammerte ſich mit unterdrückter Rührung an das Vaterherz; lautlos quollen Freudenthränen aus ihrem Auge.

„Du bleibſt, theurer Vater!" rief ſie ihm entgegen. — „Du haſt Deinem lockenden Rufe entſagt. Da Du es nicht unſertwegen gethan, iſt es doch für Arthur geſchehen."

Krippmanns umwölkte Stirne lichtete ſich taghell. Emerenz feſter an die Bruſt drückend, ſprach er: „Ihr meßt uns Männer immer nur vom Standpunkt des liebenden Herzens, als ob es keine anderen Pflichten mehr gäbe. Man kann einmal nicht das Weltall blos aus der Häuslichkeit konſtruiren. Nur ein centnerſchweres Gewicht konnte meine Thatkraft erdrücken. Der bleiche Schrecken, die Todesangſt, ſonſt wahrlich nicht meine Gefährten, überwältigten mich bei der Idee, im Schlachtgetümmel gegen mein Kind gewürfelt zu werden, ſie haben meinen Vorſatz, der feſt ſtand wie eine Eiche, mit einem Male gefällt. Es iſt geſchehen, mein Patent zerriſſen und morgen ſchon eilt ein Abſagebrief nach Tirol."

„Ich weiß Alles! Verzeihſt Du aber Deiner Emerenz, daß ſie Dich im Moment dieſes heiligen Entſchluſſes belauſchte? Ich ahnte Alles vorher, als Du das Patent der Vernichtung preisgabſt. Du bleibſt dahelm und meine Zukunft iſt wieder ſonnig, ſobald Arthurs Geſchick ſich gewendet."

„Ich bleibe nicht," entgegnete der Major mit Nachdruck, „ich reiſe mit Windeseile. Ein alter Soldat ſieht dem Schickſal nicht bebend zu. Ich muß fort, in wenigen Tagen ſchon fort, jedoch nicht in das öſterreichiſche — in das franzöſiſche Lager, um Arthur aus dieſer verzweifelten Lage zu retten, in die ihn zur Schmach aller Deutſchen der frevelhafte Vorgang des dritten Napoleon zu ſtürzen droht. Wenn Frankreichs Ehre in der ſeines Cäſar's ſich ſpiegelt, wenn Dieſer deutſchen Unterricht, deutſche Menſchlichkeit, die er als Flüchtling kennen gelernt; den deutſchen Legionären ſo heimzahlt — dann —"

Um einen Ausbruch ſeines Zornes zu dämpfen, fiel Emerenz ein: „Du wollteſt alſo ſelbſt nach Frankreich, in's feindliche Lager?"

„Ich werde es, ich will ihn vor der Gefahr retten, die für mich, für ihn zehnfach ärger iſt, als ein ehrlicher Tod von Feindeshand. Zurchtbar wäre es geweſen, Arthurn mir gegenüber zu wiſſen; aber iſt mit Beſeitigung dieſer Unruhe Alles abgethan? So lange ich mich quäle, Arthur könnte kriegsbereit ſein, ſo lange ſchwindelt mir und ſchwankt mir der Boden unter den Füßen. Jeder Deutſche iſt ihm ein Bruder! Erbärmlich, erbärmlich! Muß ſich denn jeder Glaube, jede Treue, alle Zucht und Ehre zu einem ſchnöden Schattenſpiele verwandeln? Sprichſt dieſer Napoleon

Digitized by Google

nicht pomphaft wie ein Orakel von den Siegen der Civilisation, von Wahrung der Nationalgefühle, und zwingt doch dabei deutsche Legionäre gegen Oesterreich zu kämpfen?"

Emerenz blickte bei diesen väterlichen Betrachtungen mit düsterer Stirne. Doch ihr Sinn für Gerechtigkeit und ihre Liebe für den Vater hieß sie das Gefühl unterdrücken, welches sie bei dem Gedanken an die nahe Trennung beschlich.

Sie sprachen nun bis tief in den Abend über das, was bevorstand. Des andern Morgens schrieb Krippmann nicht ohne innern Streit seinen Absagebrief an den Major des Freiwilligenkorps, dessen Kommando er sich unterstellt haben würde. Er war ein ehemaliger Kamerad und so konnte er ihm anstandslos das Motiv seines Rücktritts auseinandersetzen. Dann ging nur noch ein Morgen über die frischgrünen Rebenhügel und Krippmann stand reisefertig da.

Er warf einen wehmüthigen Blick nach dem Kriegskleide, dem er Lebewohl sagte, um einem Andern zu dienen. Den dunkeln Mantel, seinen friedlichen Gefährten, um die Schultern werfend, eilte er dem Bahnhof zu, der über Kaiserslautern und Homburg nach Frankreich führt. Schon daheim ward tieferührender Abschied genommen. In dem thränenlosen Auge des alten Majors stand der Schmerz der Entsagung bei jenem der Trennung. Die unsichere Zukunft, der gewagte Schritt, durch ein feindliches Heer sich freundliche Wege bahnen zu wollen, bestürmte den Alten mit herben Gefühlen. Keine geringe Betrübniß erzeugte ihm aber auch die Entfernung von Emerenz. Am Schlachtfeld hätte er ihre schmeichelnde Stimme, ihre schmiegsame Art, ihre hilfreiche Hand, im gewöhnlichen Leben ihm zum Bedürfniß geworden, vergessen. Nicht so auf der ziellosen Reise.

Als der Major seinen breitkrämpigen Reisehut sich in die finstere Stirne drückte, umhüllten sich Emerenz und Elsbeth mit Umwürfen, ihm nach dem Bahnhof das Geleite zu geben, obgleich Krippmann gegen „das Geziehe" der Letzteren protestirt hatte. Sie wandelten stumm und rasch dem Ziele zu. Eben bogen sie um die Ecke, wo in einem reizenden, von einem ausgebreiteten Garten eingeschlossenen Landhause die Esmarchs wohnten.

Der genannte Freund Krippmanns, Julius Esmarch, der Besitzer dieser Villa, war der Leiter einer großartigen Erziehungsanstalt, welcher Arthur die ersten Lineamente seiner sorgfältig angelegten Erziehung verdankte. Jetzt trieb den Major die Pflicht des Herzens, der Familie Esmarch im Vorübergehen einen Abschiedsgruß in den Garten zu rufen. Um diese Zeit waren sie daselbst sicher zu treffen. Der dringendste Beweggrund des flüchtigen Abschiedsbesuches war die Bitte, das befreundete Haus möchte der verlassenen Emerenz den möglichsten Beistand gewähren.

Als eben das Gittterthor aufsprang, huschte eine männliche Gestalt, offenbar in der Absicht, ungekannt zu bleiben, an den Ankömmlingen vorbei. Was hatte das zu bedeuten? Es war Lindholm, er floh sie wie das Feuer. Emerenz hatte ihn erkannt, sie durchschaute seine Absicht und dies versetzte ihr einen Stich in das Herz, aber sie schwieg.

„Es war Lindholm!" sprach Krippmann mit einem Blick, der vor Entrüstung blitzte.

Nicht ohne eine gewisse, dem Tieferforschenden auffallende Verlegenheit wurden die Freunde aufgenommen. Die Herzlichkeit hemmte ein Befremden, das sich erst in den Mittheilungen über den Zweck des Besuches brach. Zu den innigen Aufforderungen der Eltern an Emerenz, sie recht häufig zu besuchen, gesellten sich die etwas theatralischen Betheuerungen Esmarchs Galantinens. Der Name Lindholm — sonst das Band der Familie und der unerläßliche Telegraph zwischen Beiden — wurde mit keiner Silbe erwähnt.

Als Krippmann mit den Damen wieder auf die Straße gelangt war, griff das Gespräch nach dem seltsamen Versteckenspielen Lindholms natürlicher Weise zurück. Der Zwist zwischen ihm und dem Major schien ihm denn wirklich unheilbare Wunden geschlagen zu haben.

Krippmanns letztes Verdammungsurtheil: „Er ist unter die Krautjunker gegangen," bestätigte sich in seinen Augen als unwiderrufliche Thatsache. Die Empfindung, in diesem jungen Mann getäuscht worden zu sein, empfand er jetzt schon beinahe mit größerer Bitterkeit, als seine Tochter, für die doch eigentlich diese schmerzliche Empfindung in ihm wachgerufen ward.

In dem Major schlief einmal die Gedanke prädestinirt, sich Arthurs zweites Gesicht, den jungen, blühenden, beweglichen Lieutenant von Lindholm, einer guten Familie Rheinbaierns angehörig, als Schwiegersohn zu gewinnen. Darum fühlte er die durch ihn selbst geriffene Kluft zwischen Lindholm und Emerenz nun so schmerzlich. Sie hatten sonst so harmonisch beisammen gelebt, der Major den jungen Soldaten stets mit so frischem Humor begrüßt, ehe die politisch- und nationalaufgeregte Epoche den unverhöhnlichen Zwiespalt, den Verfall dieser anscheinend innigen Beziehung herbeigeführt hatte.

Der Major setzte sich mit doppelt getheilten Empfindungen in das Coupé des Waggons. Emerenz streckte ihm die schönen runden Arme, Grüße winkend entgegen und verschwand so mit perlendem Auge hinter der Rauchsäule.

Vorne stand ein unbestimmtes Ziel, der gegen sein Volk gezogte Arthur, hinten tauchte die getäuschte Emerenz, die er so gerne noch vor seiner Abfahrt durch Liebe beglückt gesehen hätte, aus dem Nebelflor auf. So reiste Krippmann von Neustadt ab.

Drittes Kapitel.

Trübe Posten.

Der Maimond beleuchtete die blüthenschimmernden Kronen der Obstbäume in den Niederungen und das fröhliche Geranke der Weinreben auf den Gelän-

Digitized by Google

den. Von den nahen Hügelketten strömte betäubender Duft auf den Schwingen eines milden Lufthauches nach der Veranda herüber, wo die einsame Emerenz ihr Zelt aufgeschlagen. Es reihten sich reine Tage klar und glänzend wie an einer Perlenschnur ab, jedoch gewiß nicht zum ungetrübten Genuß des grambleichen, in tiefes Brüten versunkenen Mädchens. Der Balsam des Naturhauches vermag ein Wehe wohl zu verklären, doch nie zu verscheuchen. Wehmuth, gespiegelt im Lichtbild lachender Landschaft, hat etwas Süßes; doch steigert sich Wehmuth zum Wehe, dann scheint uns im Kelch der prangendsten Blüthe jeder Staubfaden zu unserem Schmerze nur noch stärker zurückzuziehen. Emerenz hatte dies in den letzten Tagen empfunden gelernt. Die azurblaue Himmelsdecke über sich, das Auge durch sie getränkt, schweifte ihr Herz dennoch bald nach Vater und Bruder, bald durch störende Einflüsse der Außenwelt abgezogen, schien es nur noch trüber immer in sich zu versinken. Eine Reihe Briefe von der Hand ihres Vaters lag neben dem Stickrahmen, dessen bleiche Blumen sie ansahen, als wären sie verwelkt wie ihre Hoffnungen. Eine Woche war bereits verstrichen, für das einsame Mädchen eine Ewigkeit, und noch war Krippmann auf verworrenen Kreuzwegen seinem Ziele auch nicht um eine Spanne weit näher gerückt. Dies war das eine Leiden. Dann aber auch mußte sich Emerenz sagen, daß ihr zartes Gemüth durch Lindholms schnödes Benehmen verletzt war. Dieser hatte seither auch nicht ein Lebenszeichen von sich gegeben. Mit je größerer Kraft sie bestrebt war, sich die Unwürdigkeit seines Wesens einzureden, je länger sie die Einwirkung der ihr liebgewordenen Erscheinung entbehrte, desto schwieriger wurde der Kampf der Gefühle mit der Macht der Ueberzeugung. Was übte in diesen stillen Tagen eine solche, von ihr nie geahnte Gewalt über ihr Herz aus? Die Einsamkeit. — In ihrem dunklen, ruhigen Schoße erwächst das Leiden — zur Leidenschaft, die Wehmuth zum Wehe, das Wehe nach und nach zur verschlingenden Verzweiflung. Bis zu diesem Abgrund war das liebe Kind noch nicht getrieben, denn die Sorge um ihre Familie — um Vater und Bruder — für die sie so warm fühlte, bot der Verdüsterung ihres Wesens ein heilsames Schach. Die durch diese doppelten Einflüsse hervorgerufenen herben Stimmungen waren aber andererseits endlos und ohne Aussicht auf Klarheit und Abschluß. Das Unfertige und Schleichende jenes Gefühlskreises, in den sie sich eingesponnen sah, warf einen Schatten von Düsterkeit auf ihre hohe, glatte Stirn, unter welcher ihr braunes Auge sonst so munter geblitzt. Einst war sie die Fröhlichkeit selbst und hatte sich nun ihrer gewöhnlichen Art plötzlich entfremdet. Für ihren Vater, für Lindholm, für die Esmarchs fand sie in sich stets Alles bereit, was zu erheitern oder zu gefallen beitrug. Dieser Drang, sich der Umgebung liebevoll zu bezeugen, fand in ihren einsamen Tagen keine Ableitung. Nun konnte sie blos mit den Schwalben unter dem Dachfirns oder mit der einfachen Elsbeth in jener aufopfernden Weise verkehren, die ihrem liebevollen Herzen so wohl that.

Elsbeth war indeß nur allzusehr Hausmöbel, um ihr eine andere Beziehung abzugewinnen, als die des täglichen Bedürfnisses. Ihre Phantasie schweigte tagüber auf den heimischen Bleichplätzen und grübelte nach Reinigungs-Schnellmaschinen für die Wäschstücke des alten Majors während der gehetzten Reise desselben. Bei diesem oder jenem Gericht seufzte sie auf und pflegte zu sagen: „Dies hat er so hart gewünscht, oder Jenes so weich, Dies liebt er so kalt, Jenes so warm."

Von diesem Stillleben im Landhause vor der Hardt war das fieberhafte Umherschweifen Krippmanns, dem er in den letzten Tagen anheimgefallen, ein Gegensatz möglichster Schärfe.

Die Briefe, welche seine Kreuz- und Querfahrten schilderten, lagen am Arbeitstische der Emerenz, der laue Lenzwind spielte in ihren Blättern. Um in den kleinen Rahmen dieser stillen Häuslichkeit eingefügt, Krippmanns begebnißreiche Reisebilder einigermaßen vor das Auge des Lesers zu bringen: setze ich ein paar Briefe hieher, wie sie seiner „treulieben Emerenz" zukamen.

Straßburg den 10. Mai 1859.

„Da rannte ich heute von Ecke zu Ecke in der wildfremden Stadt nach dem Militär-Divisionskommando suchend. Mir fällt es recht schwer, wenn ich mich auf Französisch verdeutlichen soll, um mich in dieser deutschen Stadt zurecht zu finden. Das deutsche Lied: ‚O Straßburg, o Straßburg, du wunderschöne Stadt!' hab' ich vollauf bestätigt gefunden. Das Einzige was mir an Straßburg nicht gefällt, ist, daß es den Deutschen entwunden ward. — Wer hat indeß, wenn Sorgenkram den Kopf füllt, Muße, die Schönheiten eines merkwürdigen Ortes auf sich wirken zu lassen? Der großartige Münster mit seinem 436 Fuß hohen Thurm und mit seinem unendlichen, wie aus Spitzenarbeit gemachten Radfenster, war mir Nichtschnur in dem Wirrsal der Straßen. Merke Dir's, Kind! — in großen Städten lasse die Donne Deine Wegweiser sein! Fast ausnahmslos liegen ihre Chorbauten mit der Apsis nach Osten, ihre Portale nach Westen, ihre Langseiten nach Nord und Süd gekehrt. Mit diesem Kompaß erreichte ich dreimal das Divisionskommando, zweimal umsonst, das dritte Mal sagte man mir, das Centralbureau sei mit der Rekognoscirungs-Armee nach Chalons übersiedelt. Ein wohlmeinender Rechnungsführer, ein unverdorben gebliebener Deutsche, der sich nach der Familie Lindholm erkundigte, rieth mir, nach Chalons zu reisen und in der ihm angedeuteten Sache die Vermittlung irgend eines deutschen Generals in Anspruch zu nehmen. Doch sind sie nicht Alle auf einen Schlag? Würden sie, über den Rhein geschickt, nicht ihre deutschen Brüder belagern, als flöße echt französisches Blut in ihren Adern? — Das ist's eben, daß wir Deutsche überall Alles Andere sind. Indeß, ich werd' es in Chalons dennoch versuchen, namentlich, weil man mir sagt, die wesentlichsten Dispositionen würden von dem Pariser Marschallat allen Territorialdivisionen in Abschrift bekannt gegeben. Ich erfahre daher zunächst im Lager zu Chalons, was mit der Alpenarmee in den nächsten

Digitized by Google

Tagen im Werke ist! — Wie bringst Du, Kindchen, die einsamen Tage zu? Eing Lindholm in sich? Bist Du seiner bei Esmarchs habhaft geworden? Mein nächster Brief vielleicht von Chalons. Auf das Erquickende einer Antwort von Dir muß ich leider verzichten. Der Train geht sieben Uhr dreißig Minuten, nun ist's sechs, habe noch Manches zu richten. Gott mit Dir. Ewig

Dein Vater."

Chalons den 12. Mai 1859.

„Herzliebe!

In Chalons selbst ist nicht meines Bleibens, da gab es keinen sterblichen Mann zu schauen. Bei der Vollzei hatte ich Anstände. Man muthete mir das Schmachvollste zu, man hielt mich für einen deutschen Spion. Zum Glück hatte ich eine Visitkarte und ein Empfehlungsschreiben des gefälligen Rechnungsführers Ruprecht aus Straßburg bei mir. Endlich gelangte ich vor einen deutschen General; er nahm mich liebevoll auf und sprach: ‚Wenn Ihr Sohn beim zweiten Fremdenregiment dient, hat er gewiß seit acht Tagen Marschbefehl. Wo er steht, weiß ich Ihnen nicht zu sagen, Sehergabe gehörte dazu. Finden doch tagtäglich neue Zuzüge Statt; der Schnee schmolz noch nicht von den Alpen, und mit den Gletschern kämpft noch immer das schwere Geschütz. Vielleicht ist die zweite Legion eben am Meere. Wollen Sie einen Fußfall bei dem Kaiser machen, so finden Sie ihn vielleicht in Paris.' Das furchtbare ‚Vielleicht', wo eine Minute Verzug, eine kurze Fehlreise meine hilfreiche That vernichtet. Morgen reise ich nach Paris. Grüße mir Elsbeth, die treue Seele, und die guten Esmarchs. Ewig

Dein Vater."

Paris den 20. Mai 1859.

„Gute Emerenz!

Acht volle Tage konnte ich Dir nicht schreiben. Oi meine Emerenz! Dein zartes Gemüth vergeht sicher in Qual. Nichts Peinigenderes gibt es für den Menschen als — Ungewißheit. In derselben Lage bin auch ich und um keinen Schritt weiter als vor acht Tagen. Es ist entsetzlich, bei ihm sein zu wollen und es nicht können; da die Entscheidung wo anders schwebt, als bei ihm. Die rauschenden Wogen des Pariser Stadtlebens schlagen über meinem Kopfe zusammen, als wär' ich in ein tiefes Meer gesunken. Ich komme mir dabei vor, als stäke ich in einer Tauchergtocke. Eine durchsichtige Scheidewand trennt mich von diesem wüsten Lärmen und macht mir den Athem stocken. Erst bis ich weiß, ob ich Arthur befreie, werde ich neues Leben trinken. Man rieth mir, mich bei dem Kaiser um eine Audienz zu bewerben und wenn der Gnadenweg nicht durchginge, für Arthur einen Stellvertreter zu kaufen. Ich bin zu den äußersten Opfern bereit. Morgen soll ich dazu gelangen, um eine Audienz bitten zu dürfen. Der Franzose hat für einen Deutschen kein Ohr und doch ist mir so peinlich, französisch radebrechen zu müssen; insbesondere, wenn ich rasch sprechen soll. Ein Telegramm von gestern hat noch zum Ueberflusse ganz Paris in einen Rausch versetzt. Die ersten Lorbeeren von Montebello wurden zu Markte gebracht. Wäre mein Sohn dabei gewesen und hätt' er sie mitgepflückt, es bräche mir das alte Herz. Man tröstete mich auf dem Marschallat, versichernd, das die beiden Fremdenregimenter noch nicht engagirt waren. Wäre ich nur auch über Deine Stimmung beruhigt. Hat denn Lindholm im Landhause wieder einmal angeklopft? — Der morgige Tag mag unser Aller Glück entscheiden. Erhalte ich Hoffnung, dann wird vielleicht auch mir Paris anders erschelnen, wie ein wüstes Meer. Bewahre Dich bis dahin heiter und glücklich Deinem

Vater."

Paris den 23. Mai 1859.

„Ich trat gestern vor den Kaiser. Die Thränen eines alten deutschen Soldaten vermochten nicht die eisige Rinde von seinem Herzen zu schmelzen. Er verwies mich an den Loskauf. Ich solle nach Genua, der Weg der Gnade würde in diesem Falle — behauptete der Kaiser — Exemplifikationen nach sich ziehen. Ein Adjutant des Kaisers händigte mir eine Ordre an General Espinasse aus, welche mein Gesuch um einen Loskauf meines Sohnes anzunehmen befahl. Weiß Gott, ob ich Arthur erreiche und für ihn einen Stellvertreter ausfindig mache und ob nicht Alles schon zu spät ist? Heute Nacht fahre ich nach Marseille ab und werde dann auf dem kürzesten Wege nach Genua eilen. Erwarte keine Briefe von mir. Sehe ihr Eintreffen blos als einen glücklichen Zufall an. Ich befinde mich noch immer wie auf einem schaukelnden Meere und beförchte, daß ich mit meinen spärlichen Hoffnungen strande. Erhalte nur Du Dich mit Deinem ruhigen, klaren Sinne über der Fluth der Ereignisse, so stürmisch sie auch werden mögen. Auf dem Schlachtfelde, da stelle ich meinen Mann. Wo man Angriffsmuth braucht, im zähen, physischen Kampfe, bin ich dabei, aber bei inneren Konflikten bewährt sich nicht immer die männliche Natur. Gott mit Euch! —

Dein Vater."

Marseille den 26. Mai 1859.

„Meine Emerenz!

Ich habe heute zum ersten Male das Meer gesehen, das weltmächtige Meer. Wie es vor mir da lag, in seiner ruhigen unendlichen Größe, schien sich mein Herz zu neuen Hoffnungen stärken zu wollen. — Ich konnte auch hier nichts erfragen und erforschen, was meinem Reisefeuecke förderlich wäre. Noch heute Nacht geht es über den Var und Nizza nach Genua. Napoleon stößt schon dieser Tage zur Hauptarmee. Ich sah allenthalben große Vorbereitungen zu seinem feierlichen Empfange. Diese festlichen Triumphpforten stimmten mich recht traurig und kamen mir vor, wie dem Deutschthum errichtete Schandsäulen. All' die Schmach ließe sich noch ertragen und schrumpft wie ein hohles Schauspiel zusammen vor meiner einzigen Familiensorge, die mir unaufhörlich am Herzen nagt. — Daß mein Kommen und Handeln nicht zu spät sei, bete Du, Emerenz, mein engelfrommes Kind, mit Deinem reinen Herzen. Dies wünscht

Dein Vater Krippmann."

Genua den 28. Mai 1859.

„Früh Morgens strömte Alt und Jung nach dem herrlichen Hafen, der wie ein Feentraum da lag, um das zweite Fremdenregiment zu empfangen. Ich wogte

Digitized by Google

Digitized by Google

Am Abend des Dreikönigstages im Harz.

Digitized by Google

mitten in der lärmenden Menschenmasse ohne Hoffnung und Freude. Denn Tags vorher erfuhr ich schon, Arthur würde nicht unter den Eingeschifften sein.

„Gestern Abend wurde ich nach vielen erfolglosen Anläufen endlich bei dem Stadtkommandanten vorgelassen. Dieser verscherte mir zu meinem Schrecken, General Espinasse sei nicht mehr — wie man mir sagte — in Genua, sondern längst schon bei der italienischen Armee und diese im Vorrücken gegen die Sestalinie begriffen.

„Ich suchte mir zu dem schon gestern eingeschifften Regimentskommandanten der zweiten Legion noch im Hafen den Zutritt zu erstreiten und wies auf meine Ordre dem Adjutanten des Kaisers. Er zuckte mit den Achseln, bedauernd, er könne nichts für mein Anliegen thun, da Arthur seit zwei Wochen von seinem — dem zweiten — nach dem ersten Regimente der Fremdenlegion transferirt worden sei, um darin eine Kapitänsstelle zu versehen. Leider schwimmt das erste Regiment in dem Augenblick noch auf dem Meere. Man weiß nicht einmal, ob das letztere dem General Espinasse zugetheilt werden würde. Vielleicht ist dann auch die kaiserliche Ordre null und nichtig. Ich bin auf's Tiefste erschüttert und meiner Sinne kaum mächtig, so fürchterlich thürmen sich die Hemmnisse gegen mein Vorhaben. Wurde ich hieher gerufen, um der Augenzeuge des Gräßlichsten zu sein, das meine wunde Seele zerschneidet? Sehr übel steht es um uns, ich bin trostlos und bereue fast, das Traurigste mir so nahe vor das Auge gerückt zu haben, ohne doch hilfreich werden zu können. Sei stärker, sei gottvertrauender, herzliebe Emerenz! als

Dein tieferschütterter Vater."

Der Inhalt dieser Briefe war für Emerenz die dunkle Folie ihrer verwandelten Erscheinung geworden. Im dunkeln Hinbrüten saß sie da heute Morgens wie alle Tage. Da nickte ihr Eglantine, mit beflügeltem Schritt über die Straße herübergekommen, eine Partie Kußhändchen zur Veranda herauf. Sie sah so rosig und wonnig wie die Maikönigin selbst aus, zu deren Abschiedsfeste sie einlud. Ihre Seidenschleppe rauschte so vernehmlich beim wiegenden Schritte, daß Emerenz endlich herabblicken und die Grüße erwiedern mußte. Athemlos und rasch wie ein Edelwild war sie über die Treppe geflogen, die Polster des ihr angebotenen Sopha's verschmähend. Sie stand nach ihrer Gewohnheit wie zum englischen Gruß da.

„Ich komme," sprach sie, „als Herold des Maikönigs. Morgen am letzten Mai wollen wir uns pomphaft von ihm verabschieden. Eine Landpartie nach dem Stammschloß Lindholms ist angesagt, und Du, liebes Täubchen, verläßest einmal den Schlag und machst mit uns den schönen Flug. Ich kam, Dich im Namen meiner Eltern freundlichst einzuladen."

Emerenz erblaßte bei Nennung des alten Stammschlosses, als guckte sie jetzt schon ein Schloßgespenst aus seinen Trümmern an. Eglantine bemerkte wohl die an ihrer Freundin vorgegangene Veränderung, ohne sie jedoch etwas merken zu lassen.

„Eglantine," unterbrach Emerenz die Stille, „passe ich aber auch diesmal zu Euch Fröhlichen? Mich drückt mein Kummer um Vater und Bruder so sehr — — —"

Eglantine zupfte bei dieser Einwendung graciös an den Manschetten ihrer Freundin und tröstete:

„Eben darum, Emerenz, mußt Du mit uns, Du wirst Dich erheitern und wieder einmal eine Stunde dem Frohsinn leben. Dann sollt Ihr aber auch im Maiweine Eure alte etwas geschwächte Freundschaft stärken, Du und Viktor."

„O! die hat einen gewaltigen Riß bekommen, Eglantine, ich weiß gar nicht, daß ein Viktor von Lindholm noch athmet."

„Vielleicht ist dieser Riß nicht so unheilbar," entgegnete süßlächelnd, ihre Perlenzähne offenbarend, das bewegliche Mädchen mit ihrem dunkelglänzenden Gazellenauge. Sie übte gegenüber ihrem eigenen Geschlecht sogar Gefallsucht aus.

Ein brennender flüchtiger Kuß besiegelte rasch den Beschluß der Geladenen, von der Partie zu sein. Mit dem Versprechen, daß sie zeitig Morgens ein Wagen abholen werde, eilte Eglantine davon, rasch wie sie gekommen war, und entging einigen „Wenn" und „Aber" ihrer Freundin.

(Fortsetzung folgt.)

Am Abend des Dreikönigtages im Harz.

(Dazu die Bilderbeilage.)

Mit der heutigen Bilderbeilage beginnt die Darstellung einer Reihe von hervorragenden Festlichkeiten der germanischen Völker, welche für unsere Leser um so mehr Werth haben werden, als sie zugleich neben ihrer künstlerischen Ausführung, durch die darin sich darstellenden Sitten und Gebräuche der einzelnen germanischen Stämme nicht nur für die Kulturhistoriker, sondern für jeden Gebildeten überhaupt von Interesse sind.

Der Dreikönigsabend wird fast bei sämmtlichen germanischen Stämmen festlich begangen. Wir wollen, ehe wir uns an die Erklärung unserer Bilderbeilage machen, einiger der bemerkenswerthen Gebräuche hier kurz erwähnen.

In der Eifel wird ein Königskuchen gebacken, und in denselben zwei Bohnen, eine schwarze und eine weiße gelegt. Wer in seinem Stück die schwarze Bohne findet, wird König, und muß Etwas zum Besten geben. Die weiße Bohne bestimmt die Königin.

In Holstein thun sich Leute aus dem niedern Volke zusammen, um in weiße Hemden gekleidet, die heiligen drei Könige vorzustellen, am Dreikönigsabend mit einem goldpapiernen Stern an einer Stange umherzugehen und sich ein Geschenk zu erbitten, indem sie sprechen:

Wir, Kaspar und Melcher und Baltser genannt,
Wir sind die heiligen drei König aus Morgenland.

Am Niederrhein ziehen Kinder mit einem

Digitized by Google

Kasten umher, worin sich Puppen befinden, welche die heil. drei Könige vorstellen und der deßhalb Dreikönigskasten heißt.

Das Herzogthum Sachsen hat denselben Gebrauch. So ziehen z. B. in Torgau und den umliegenden Orten die Knaben mit einem großen Stern aus ölgetränktem Papiere umher, in welchem eine Lampe brennt. In der Mitte deßselben ist ein Haus gemalt, dessen eines Fenster sich durch einen Faden auf und zu machen läßt, um eine dahinter befindliche kleine Figur, welche den König Herodes vorstellen soll, im geeigneten Augenblick herausguken und nicken zu lassen.

In Niederösterreich wird ein förmliches Dreikönigspiel aufgeführt; in Deutschböhmen geht der Schullehrer mit mehreren Knaben, von denen einer ein Rauchfaß trägt, von Haus zu Haus, singt ein Lied von den heiligen drei Königen und schreibt dann mit geweihter Kreide die Buchstaben C. M. B. (Caspar, Melchior Balthasar) und die Jahreszahl an die Thür, wobei er nie vergißt, drei Kreuzeszeichen darunter zu machen. Dann räuchert er die ganze Wohnung aus, damit sie vor allerlei Unheil bewahrt bleiben und der Ein- und Ausgang gesegnet sein möge.

Im Harz (siehe die Beilage) betrachten es gewisse arme Gebirgsdörfer als ein Privilegium, daß von ihnen aus die heiligen drei Könige, beim Volk auch Sternguckergenannt, weit in's Land hinausziehen. Namentlich sendet das Dorf Schierke, hoch oben am Brokken, wo die Männer das ganze Jahr hindurch weißleinene Kittel tragen und sich daher leicht auf die übliche Art als die Weisen des Morgenlandes verkleiden können, viele Sterngucker aus. Sie legen Bärte, Flachsperücken und Kronen an, haben die Gesichter geschwärzt, weil es in ihrem Liede heißt:

Wir sind die drei Könige aus Mohrenland,
Die Sonne hat uns so schwarz gebrannt,

und sind in purpurrothe Mäntel mit weißem Ueberwurfe gekleidet. Mindestens einer von ihnen hat einen Scepter und Degen, und auf den Schultern tragen sie den sogenannten Herodeskasten, in dem die Drahtpuppe des Herodes sitzt und mit dem Kopfe zum Fenster hinausnickt.

Dieser Kasten ist mit Tannenzweigen schön geschmückt und über ihm der Stern befestigt, welcher die drei Weisen geführt hat und der, während die heiligen drei Könige ihr Lied absingen, beständig gedreht wird.

Die Sage vom Taucher.

Die Sage, welche Schiller den Stoff zu seiner Ballade: „der Taucher" lieferte, hat zuerst der gelehrte Jesuit Athanasius Kircher in dem Werke „Mundus subterraneus" mitgetheilt. Dieser Kircher war, nach den Angaben Heinrich Zeise's, einer der kenntnißreichsten Männer seiner Zeit, Professor der Mathematik und Weltweisheit zu Würzburg und 1601 in Fulda geboren. 1635 siedelte er nach Frankreich und dann nach Rom über. Er verfaßte 20 Bände in Folio und ist sein obengenanntes Werk eines der berühmtesten; es erschien 1678 in Amsterdam. Kircher beanspruchte die Erfindung des Sprachrohres und der Aeolsharfe; ein von ihm erfundener künstlicher Springbrunnen und Brennspiegel sind nach ihm benannt. Neuere Physiker dagegen behaupten, daß Samuel Morland das Sprachrohr erfunden habe.

Was nun jene Sage betrifft, so dürfte ihre ursprüngliche Gestalt, wie sie bei Kircher vorhanden, nicht vielen unserer Leser schon bekannt geworden sein. Zur Zeit des Königs Friderici II. von Sicilien um's Jahr 1200 hat ein Perlen- und Korallenfischer Namens Nikolaus gelebet, welcher von Jugend auf sich zum Wasser gehalten, im Schwimmen und Untertauchen sich geübet, und seine Nahrung mit Korallen- und Perlenfischen gesucht und in das Seeleben sich so verliebet, daß er oft 4, 5 Tage im Meere geblieben, sich von rohen Fischen erhalten und seine Natur von der gemeinen Lebensart abgewöhnet, daß er sowohl in, als aus dem Wasser oft einen ganzen Tag ohne Athemholen leben können und also einem Amphibio ähnlicher, als einem Menschen gewesen: hat Briefe in einem Beutel vor der Näße wohl bewahret durch die See bringen können, weßwegen er auch oft als Bote gebraucht worden, und haben ihn die Schiffe bisweilen im größten Sturm angetroffen und vermeint, es wäre ein Meerwunder. Von denen aber, die ihn erkannt, ist er in's Schiff genommen und gespeiset worden, und nach ein wenig „Sprachhaltung" hat er sich wieder in die See gemacht und ist davon geschwommen. Als einst der König von Sicilien zu Messano sich aufhielt und viel unglaubhafte Dinge von diesem Nikolaus gehört hatte, bekam er Lust, diesen Menschen zu sehen, welcher, nachdem er etliche Tage zu Wasser und Land gesucht und gefunden worden, sich vor den König stellen müssen. Und als der König viel seltsame Dinge, so im Wasser befindlich, von ihm vernahm, wurde er begierig, die Beschaffenheit der nahegelegenen Charybdis zu erfahren. Es ist aber Charybdis ein gefährlicher Ort in der See zwischen Sicilien und Italien, weil daselbst das Tyrrhenische und Sicilische Meer zusammenstoßen und ein groß Ungestüm machen: woselbst das Vorgebirge Scylla ein hoher Fels, welcher, wenn die Winde gehen und daran stoßen, wegen etlicher Höhlen ein langwährendes Getön geben, als von unterschiedlichen dissonirenden Stimmen, schrecklich anzuhören, und wenn die Schiffe im Sturmwetter ihnen zu nahe kommen, müssen sie zerscheitert werden. Gleich gegenüber ist der Meerschlund Charybdis, da sich das Meer versenket, und gleich dabei wieder hervor brodelt mit schrecklichem Wüthen und Gefahr der Vorüberschiffenden, die sowohl diesen, als gegenüberliegenden Ort meiden müssen. Daher das Sprichwort entstanden: Incidit in Scyllam qui vult vitare Charybdim. Selbigen gefährlichen Ort zu erforschen, befahl der König diesem Menschen sich in selben Schlund hinunter zu lassen und davon Bericht zu thun. Und damit er desto williger und im Hinunterfahren desto gewisser war, ließ der König einen güldenen Pokal am selben Ort hineinwerfen mit Verheißung, wenn er ihn wieder heraus-

Digitized by Google

bringen würde, ſollte er ihm verehret ſein. Nikolaus verſpricht ſein Beſtes zu thun, macht ſich freudig in den Strudel und kommt nach drei Viertelſtunden wieder empor mit dem Pokal. Darauf wird er in den Königs-Palaſt geführet und gibt auf Fragen an ihn folgende Antwort: „Gnädigſter König, was von Ew. Majeſtät mir anbefohlen worden, habe ich verrichtet. Aber nimmermehr hätte ich dem kgl. Befehl nachkommen wollen, wenn ich zuvor gewußt hätte, was ich nun erfahren habe, und wenn ihr mir auch euer halb Königreich hättet verehren wollen. Denn es ſind vier Dinge, ſo dieſen Ort nicht allein mir, ſondern auch den Fiſchen ſelbſt höchſt gefährlich machen, nämlich erſtens die große Gewalt des aus dem tiefſten Schlund herauffahrenden Waſſers, welchem, wie auch der Stärkſte zu widerſtehen ſich nicht unterſtehen darf, alſo habe auch ich nicht vermocht hindurchzudringen, habe daher durch Nebenwege mich zu Grund machen müſſen. Zweitens. Hernach ſind allenthalben ſehr viel ſpitzige und ſcharfe Steinklippen, durch welche ich nicht ohne Lebensgefahr und Zerfetzung meiner Haut den Grund erlangen mußte. Zum dritten iſt ein ſtarker Strom der unterirdiſchen Waſſer, ſo durch die Felſen dringen und den aus dem Schlund ſteigenden Waſſern entgegen arbeiten, auch ſo grauſam, daß einer vor Furcht erſtarret ſterben möchte. Zum vierten waren ſehr viele große ungeheure Polypi, derer Leib den größten Mann übertreffen kunnte, ſelbige hingen an den Seiten der Klippen, mit langen ausgeſtreckten Füßen, ſo dem Anſehen nach zehn Fuß Länge übertrafen. Wenn deren einer mich ertappet hätte, wäre ich durch das Umfangen todt gedrückt worden. Zwiſchen den nähesten Klippen hielten ſich auf viel ungeheure Meerhunde mit dreifachen Zähnen im Munde, ſo nicht viel kleiner, als die Delphine, für derſelben kann Niemand ſicher ſein, denn wen ein ſolcher erſchnappet, darf ihm keine Rechnung eines längeren Lebens machen.“

Als nun Nikolaus dieſes ordentlich erzählet hatte, fragte der König, wie er denn den Becher ſobald hätte finden können. Darauf antwortete Nikolaus: der Becher hätte wegen des hin und wieder laufenden und ſtreitenden Waſſerſtromes nicht perpendikular oder gerade können zu Grunde gehen, ſondern wäre hin und wieder zur Seiten geworfen worden, bis er in eine flache und etwas ausgehöhlte Klippe gefallen, da hätte er ihn liegen ſehen und herauf geholet. Denn wenn der Becher recht in den Wirbel oder Schlund gefallen wäre, hätte er ihn unmöglich erlangen können. Es wäre auch daſelbſt eine ſolche Tiefe, daß es den Augen alſo die finſtere Nacht vorgekommen. Der König fraget ihn, ob er wohl noch einſt ſich hinunter wagen wollte, hat er zwar mit nein geantwortet, als aber ein ſolcher Becher wiederum und zwar an einem Beutel voll Dukaten gebunden, hineingeworfen worden, hat er ſich deſſen belieben laſſen, iſt wieder hinuntergefahren und nicht wieder herauf gekommen, vielleicht von einem Polypo oder Carcharia erwiſchet worden. Dieſe Hiſtorie, gleich wie ſie in den Actis des Königs aufgezeichnet, iſt ſie von dem Secretario der Archiven Kirchero mitgetheilt worden.

Die Mündungen des Miſſiſſippi.

Miſſiſſippi (von den Indianern Metſchinſippi, d. i. Mutter der Gewäſſer, genannt), der größte Fluß nicht allein der Vereinigten Staaten, denen er mit ſeinem ganzen Laufe angehört, ſondern auch der größte Strom Nordamerika's und überhaupt einer der größten auf der Erde. Seine Hauptrichtung geht von Norden nach Süden, und er durchläuft mehr Grade der Breite als irgend ein anderer Strom in Amerika, vielleicht auf dem Erdboden. Die Länge ſeines Laufes wird zu 680 bis 700, ja zu 730 Meilen angegeben, und die Größe ſeines Stromgebietes auf 53.600. 62.000 oder gegen 70.000 □M. Auf dieſer ungeheuren Strecke durchläuft er faſt alle Abſtufungen des Klima's, von dem beinahe immerwährenden Winter an bis zu den tropiſchen Gegenden des nie abſterbenden Pflanzenwuchſes. Die Quellen des Miſſiſſippi befinden ſich auf dem mit Seen und Sümpfen bedeckten Hochflachlande (Plateau), das ſich ungefähr zwiſchen 48° und 49° nördl. Br. von dem Felſengebirge (Rocky Mountains) verzweigt und bis zum Oberſee erſtreckt, und auf welchem ſowohl der Miſſiſſippi, als der St. Louis, den man als die Quelle des St. Lorenzſtromes betrachten muß, und der in den Winipegſee gehende Redriver (rothe Fluß) entſpringen, und welches eine Scheidung zwiſchen den zum mexikaniſchen Meerbuſen und den zum Hudſonsmeere fließenden Gewäſſern macht. Die erſte Expedition zur Auffindung der Miſſiſſippiquellen ward 1805 unter dem Lieutenant Pike gemacht, aber der früh eintretende Winter hinderte ihn, weiter als bis zum Blutegelſee (Leech-Lake) zu kommen, den er mit ſeinen Begleitern auf Schneeſchuhen erreichte. Nicht viel glücklicher war der nordamerikaniſche Gouverneur Caß 1820. Er drang, von Schoolkraft begleitet, bis zu dem See vor, den man nach ihm Caß-See (rother Cedernſee) genannt hat, und hielt dieſen für die Hauptquelle des Miſſiſſippi, doch erfuhr er von Indianern, daß derſelbe aus einem nach Nordweſten zwölf Meilen weit entfernten See, la Biche von den Kanadiern genannt, entſpränge. Andere Angaben von Pelzhändlern ſetzten ſeinen Urſprung in einen andern See jener Gegend, den Schildkröten-See (Turtle-Lake), welches aber unrichtig iſt, denn 1832 unternahm der ſchon erwähnte Schoolkraft eine Expedition zu gleichem Zwecke, im Auftrage der nordamerikaniſchen Regierung, und gelangte bis zu dem See la Biche, den er mit ſeinem indianiſchen Namen Itaſa- (Itaska-)See nennt. Er fand ihn weſtlich vom Caß-See und beſtimmte ſeine geographiſche Breite ungefähr auf 47° 10′ nördl. Br. Sein Waſſerſpiegel liegt nach Schoolkraft 1490 engl. Fuß über dem Golf von Mexiko. Aus dieſem See, der ein klares, durchſichtiges Waſſer hat, fließt nun der Fluß in einer Breite von 10—12 Fuß und mit einer Tiefe von 12—18 Zoll in einer nordöſtlichen Richtung und erreicht beinahe den 48° nördl. Br., wo er ſich wieder

Digitized by Google

nach Südoſten und ſpäter im Allgemeinen nach Süden wendet. Doch vorher ſchon fällt nach Schoolcrafts Unterſuchungen der Miſſiſſippi, aus dem Traverſee kommend, in den Caß-See. Vom Caß-See gelangt man in den Irving-See (47° 38′ nördl. Br.), und erſt ſüdwärts von dieſem theilt ſich der Fluß in zwei Arme, den weſtlichen oder Itaska-Arm und den ſüdlichen oder Plantagenet-Arm, weil er auf ſeinem Wege noch dieſen letzten, von den Indianern Kubakunna genannten See bildet. Der Itaska-See und die Quelle des Plantagenet-Armes ſind aber nur wenige Stunden von einander entfernt. Man ſieht aus dieſen Angaben, daß der Miſſiſſippi im Anfange ſeines Laufes in Arme getheilt iſt, die größtentheils aus kleinen Seen ausfließen, ſich aber nach einem kurzen Lauf vereinigen und gemeinſchaftlich die Bedeutung eines Stromes bekommen. Seit dieſen letzten Unterſuchungen der Miſſiſſippiquellen von Schoolkraft aber hat 1836 ein franzöſiſcher Aſtronom Nicollet dieſe Gegenden aufs Neue unterſucht und gibt fünf Flüßchen, welche bei ihrer Vereinigung den Itaska-See bilden, als den Urſprung des Miſſiſſippi an. Dies iſt alſo der ſchwache Urſprung des Stromes, den man mit Recht einen der größten und mächtigſten auf der Erde nennen kann, der auf einer ungeheuren Strecke ſchiffbar iſt und ſo viele mächtige Nebenflüſſe

Der Miſſiſſippi und ſeine Mündungen.

der erſten, zweiten und dritten Klaſſe hat, die gleichfalls weithin ſchiffbar ſind, ſo daß Warden die geſammte Schiffbarkeit des Miſſiſſippi und ſeiner Nebenflüſſe, bevor der Miſſouri ſich in denſelben ergießt, auf 1820 Meilen Länge berechnet, und die geſammte Waſſerkommunikation des ganzen Miſſiſſippi-Flußgebietes (mit Einſchluß des Miſſouri und ſeiner großen Nebenflüſſe) auf mehr als 4000 Meilen ſchätzt. Die Ueberſchwemmungen des Miſſiſſippi ſollen die ungeheure Höhe von 50—60 Fuß erreichen. Unmittelbar unterhalb der Einmündung des rothen Fluſſes (eine geringe Strecke oberhalb Pointe Coupée) ſcheint der Miſſiſſippi ſeine größte Waſſermaſſe zu enthalten, denn eben dort beginnt ſein Bett, im Verhältniß zu dem Waſſerinhalt, in engere Ufer eingezwängt zu werden, und bei hoher Fluth bilden ſich durch das austretende Waſſer Ausflüſſe (Bayous), Kanäle oder Arme, die zum Theil ſich ihren eigenen Weg in den Meerbuſen bahnen. Der bedeutendſte derſelben iſt die Atchafalaya, $1\frac{1}{2}$ Stunden unterhalb der Mündung des rothen Fluſſes, und es ſcheint keinem Zweifel unterworfen zu ſein, daß dieſer Ausfluß einſt das eigentliche Bett des rothen Fluſſes geweſen ſein muß, vermittelſt deſſen er ſein Waſſer, ohne es mit dem Miſſiſſippi zu vermiſchen, in den Meerbuſen geführt hat. Auch nimmt man jetzt allgemein an, daß die Atchafalaya bei hohem Waſſerſtande eben ſo viel aus dem Hauptſtrome aufnimmt, als der rothe Fluß zuführt. Etwa ſieben Meilen unterhalb Baton rouge ſcheidet ſich auf der Weſtſeite der letzte und bedeutendſte Ausfluß la Fourche vom Hauptſtrome. Von hier bis zur Mündung bleiben die Ufer ungebrochen, und es ſondert ſich kein Bayou von einiger Bedeutung mehr ab. — Der Theil des Miſſiſſippi-Delta's zwiſchen Neu-Orleans und dem Meerbuſen liegt ſehr niedrig und wird an vielen Stellen überſchwemmt;

Digitized by Google

der Boden iſt aber außerordentlich fruchtbar, und auf beiden Uferſeiten ſieht man die ſchönſten Zucker-, Reis- und Baumwollenpflanzungen, die ſich bis etwa neun Meilen von der Mündung hinziehen. Je mehr man ſich aber dem Meerbuſen nähert, deſto niedriger wird die Gegend, und man bemerkt auf beiden Seiten nichts mehr, als einen Wald von 20—30 Fuß hohem Rohr. Zuletzt theilt ſich der Strom in vier Mündungsarme, vermittelſt deren er ſeine ungeheure Waſſermaſſe in den Meerbuſen ausſchüttet. Dieſe Mündungen werden oft durch den vielen Schlamm und Sand, den das Waſſer mit ſich führt, ſo ſehr verſchlämmt und verſandet, daß dadurch das Einfahren in den Fluß für die größeren Seeſchiffe ſehr erſchwert wird. Gegenwärtig wendet man ein eigenes Mittel an, um die Seeſchiffe ſtromaufwärts vom Meerbuſen bis zur Stadt Neu-Orleans, die gegen 24 Meilen von der Mündung entfernt liegt, zu ſchaffen, nämlich Dampfboote, die eigens dazu beſtimmt ſind, die Seeſchiffe ſtromaufwärts bis Neu-Orleans zu ziehen. Dieſe Bote kreuzen wohl neun bis zwölf Meilen von der Mündung des Stromes im Meerbuſen und erſpähen jedes ankommende Schiff in großer Entfernung; ſie tragen ihre Dienſte an und nach geſchloſſenem Vertrage wird das Schiff an das Bot befeſtigt und von dieſem mit Leichtigkeit in den Fluß bis nach Neu-Orleans gezogen. In den Jahreszeiten, wo die Schifffahrt am lebhafteſten iſt, ſieht man oft an einem Dampfbote drei, vier und fünf Seeſchiffe befeſtigt. Die Fahrt dauert ſelten länger als 36 Stunden. Ueberhaupt iſt die Schifffahrt auf dem Miſſiſſippi ſehr mühſam und mit vielen Gefahren verknüpft; einzig der Dampfkraft war es möglich, die Hinderniſſe zu beſiegen, und ihr allein haben die Länder des Miſſiſſippithales ihr ſchnelles Aufblühen und ihren heutigen Standpunkt zu verdanken. Vor Einführung der Dampfbote war der Strom wohl auch mit einer Menge Flußſchiffe aller Art bedeckt; wenn man jedoch bedenkt, daß ein ſolches Schiff zu einer Reiſe von der Miſſourimündung bis nach Neu-Orleans (mit den Krümmungen des Fluſſes etwa 260 oder 270 Meilen) oft länger als ein Vierteljahr bedurfte, eine Strecke, die jetzt ſelbſt vom ſchlechteſten Dampfbote in neun bis zwölf Tagen zurückgelegt wird und oft nur fünf Tage erfordert, ſo kann man ſich leicht vom Standpunkte der Handelsverbindungen der damaligen im Vergleich mit der jetzigen Zeit einen Begriff machen. Die Hauptſchwierigkeit der Schifffahrt beſteht aber nicht ſowohl in den ſeichten Stellen des Flußbettes, ſondern ſie hat hauptſächlich ihren Grund in den vielen, oft rieſenhaften Baumſtämmen, Snags, die ſammt ihren Wurzeln von den Ufern losgeriſſen, mit der Gewalt des Stromes eine Zeit lang fortgeriſſen werden und ſich zuletzt im Flußbette ſo feſt einrammen, daß jedes Schiff, welches auf einen ſolchen Snag in voller Kraft anrennt, ſeinen augenblicklichen Untergang zu fürchten hat. Um dieſem Uebel abzuhelfen, hat die Regierung eigene Dampfbote mit einer beſonders dazu eingerichteten Maſchinerie erbauen laſſen, um die feſtgerammten Baumſtämme herauszuwinden und zu zerſägen. Mehrere ſolcher Bote ſind auf der ganzen Stromlänge ſtationirt und der Erfolg ihres Wirkens iſt, daß ſich die Gefahr der Schifffahrt auf dem Miſſiſſippi in dieſer Hinſicht täglich vermindert. Auch ſuchen die Schiffer dadurch ſich vor dieſer Gefahr zu ſichern, daß man am Vordertheile des Schiffes eine von demſelben gänzlich getrennte Kammer anbringt, deren Verkleidung außerordentlich dick und noch mit ungeheuren Balken verſtärkt iſt, die ſie faſt ganz ausfüllen. Man nennt dieſe Vorrichtung Snagroom, und dieſe Kammer kann ſich mit Waſſer füllen, ohne daß das Schiff ſelbſt die geringſte Gefahr leidet. Bereits 1831 betrug die Zahl der auf dem Miſſiſſippi fahrenden Dampfſchiffe über 200, die jährlich für 1,200.000 Dollars an Feuerung koſteten. Seitdem hat ſich die Dampfſchifffahrt noch weit mehr vergrößert, da ſie die Hauptbeförderung des jetzt ſchon ſo lebhaften Verkehres iſt, der aber mit jedem Jahre ſteigt. Ja, es iſt kein Zweifel, daß die Länder des Miſſiſſippithales, wo der reichſte, mit der üppigſten Vegetation bedeckte und mit den mannigfaltigſten Schätzen des Thier-, Pflanzen- und Mineairreiches geſegnete Boden den Menſchen zu ſeiner Kultur einladet, und die Waſſerkommunikation ſowohl durch den Miſſiſſippi als durch ſeine zahlreichen Nebenflüſſe ſo ausgedehnt iſt, in einigen Jahrhunderten zu den bevölkertſten und reichſten der Erde gehören werden.

Ludwig Uhland †.

Ludwig Uhland, einer der Edelſten ſeiner Zeit und ſeines Volkes, der gottbegeiſterte Sänger der deutſchen Nation, deſſen Lieder Nationaleigenthum geworden ſind und im Volke fortleben, iſt am 13. November 1862 in ſeiner Geburtsſtadt Tübingen verſchieden. Er war den 26. April 1787 geboren. Die Vaterſtadt gab ihm ſeine Schul- und Univerſitätsbildung; er ſtudirte ſeit 1805 die Rechte, ward Doktor derſelben und Advokat. Nur ſelten verließ er ſeine engere Heimat. Eine Reiſe nach Paris hatte gelehrte Zwecke; er verkehrte viel auf der königl. Bibliothek und unter den dort vorhandenen bibliographiſchen Schätzen. Seine früheſten Gedichte ſtammen aus dem Jahre 1804; vor die Oeffentlichkeit wagte er ſich als Poet zuerſt 1806 und 1807, indem er ſich an Seckendorfs „Muſenalmanach“, ſowie dann auch 1812 am „poetiſchen Almanach“, 1815 am „deutſchen Dichterwalde“ betheiligte. Doch mittlerweile war er ſchon von ſeiner Reiſe in die Heimat zurückgekehrt und betrieb ſeit Ende des Jahres 1812 die advokatoriſche Praxis in Stuttgart. Als 1815 der König von Württemberg mit dem Plane einer Neugeſtaltung der Verfaſſungsgeſetze umging, da konnte ſich Uhland nicht enthalten, mit der Gabe des Geſanges für das „alte, gute Recht“ ſeines ſpeciellen Vaterlandes einzuſtehen. So entſtanden jene patriotiſchen Geſänge, die noch jetzt begeiſternd wirken, ob ſie gleich nur württembergiſche Intereſſen verfochten. Im Jahre 1815 war es auch, wo die erſte Sammlung der Uhland'ſchen Gedichte er-

Digitized by Google

schien, und schon in dem bald darauf nöthig werdenden zweiten Abdrucke derselben wurde die Ausgabe eben mit jenen vaterländischen Liedern vermehrt. Die Perle darunter ist wohl das urgewaltige:

Am 18. Oktober 1816:
Wenn heut' ein Geist herniederstiege,
Zugleich ein Sänger und ein Held.

Der Liberalismus der späteren Epoche hat viel männliche, ernst mahnende oder trotzig fordernde Worte gesprochen, aber sie alle waren am Ende nur ein Nachhall jenes Gedichtes, das recht eigentlich zuerst den Völkern die Zunge gelöst hat:

„Ihr Fürsten, seid zuerst befraget,
Bergaßt ihr jenen Tag der Schlacht,
An dem ihr auf den Knieen laget,
Und huldigtet der höhern Macht?
Wenn eure Schmach die Völker lösten,
Wenn ihre Treue sie erprobt,
So ist's an euch nicht zu vertrösten,
Zu leisten jetzt, was ihr gelobt."

Bei Nationalfesten sollte gerade dies Uhland'sche Lied nie fehlen; es wird auch dieses Jahr, zur Jubelfeier der Völkerschlacht, wieder gesungen werden, und in den Schmerz darüber, daß der, der es sang, nicht mehr unter den Lebenden, kann sich dann doch der tröstende Gedanke mischen, daß noch kurz vor seinem Dahinscheiden er hat zu sich sagen dürfen:

„Untröstlich ist's noch allerwärts,
Doch seh' ich manches Auge flammen,
Und klopfen hör' ich manches Herz!"

In den vier Jahren 1815—19 war Uhland am meisten produktiv; von da an aber wurde seine poetische Thätigkeit oft unterbrochen, einmal durch die politische Stellung, zu der er nach und nach in seinem engeren Vaterlande gelangte, und dann durch die streng wissenschaftlichen Studien, denen wir vornehmlich zwei treffliche Monographien über Walther von der Vogelweide und über den Mythus von Thor, sowie eine meisterhafte Sammlung alter hoch- und niederdeutscher Volkslieder verdanken. Was Uhlands politische Thätigkeit näher anlangt, so wurde er schon 1819 vom Amte Tübingen in den konstituirenden Landtag gewählt; er war einer der letzten Abgeordneten, welche noch die Verfassung mit berathen und unterzeichnet haben. Auch in den Jahren 1821, 23 und 24 vertrat er seine Vaterstadt, während von 1833—38 Stuttgart ihn zum Deputirten machte. 1830 ernannte man ihn, nachdem er mittlerweile seine juristische Praxis ganz aufgegeben, zum Professor der deutschen Sprache und Literatur in Tübingen, doch legte er die Professur bereits nach drei Jahren wieder nieder, als man ihm bei abermaligem Beginn des Landtags seinen Urlaub ertheilen wollte. In der Kammer gehörte er mit felsenfester Treue und zugleich mit der Hartnäckigkeit, die dem Schwaben eigen, zur Partei der „Altrechtler", bis er 1839 endlich auf seine Wiederwahl verzichtete. Seitdem lebte er in gelehrter Muße und stiller Zurückgezogenheit, aus der er nur noch einmal vorübergehend in die Oeffentlichkeit trat, als ihn 1848 der Wahlbezirk Tübingen zum Parlament nach Frankfurt sandte. Hier schloß er, treu seinen alten Grundsätzen, sich der gemäßigten Linken an, doch war diese Stellung immer mehr eine passive. In dem Widerstreit der groß- und kleindeutschen Partei hielt er sich zu ersterer. An den Beruf der Nationalversammlung glaubte der Edle so fest, daß er mit den Trümmern derselben noch nach Stuttgart übersiedelte, wiewohl er keineswegs zur extrem-demokratischen Partei gehörte und, als sie auch dort gesprengt wurde, fast ein Opfer unter den Hufen württembergischer Reiter geworden wäre.

Unsterblich ist Uhland durch seine Gedichte; sie gehören zu den beliebtesten der Nation, und die meisten sind bleibendes Besitzthum des Volkes geworden. Aeußerlich dem Volksliede mit seiner einfachen Weise nachgebildet, offenbaren alle seine kleineren Poesien eine starke, vom Herzen kommende, aber durch das Maß keuscher Selbstbeherrschung gebändigte und theilweise wohl gar verhaltene Empfindung, die dann meist die Miene ziegischen Schmerzes und milder Schwermuth oder sogar träumerischer Resignation annimmt. Der Ausdruck überströmender Leidenschaft fehlt ihnen; an edler schlichter Kraft, an Zartheit und Tiefe der Empfindung suchen sie ihresgleichen. Wir brauchen nur an die Perlen seiner Dichtung zu erinnern, wie z. B. „des Schäfers Sonntagslied", „das Lied eines Armen", „die Abgeschiedenen", „des Knaben Berglied", „Frühlingsglaube" u. s. w. In der Ballade steht Uhland dicht neben Goethe, und „das Schloß am Meer", „der Wirthin Töchterlein", „der gute Kamerad", „des Sängers Fluch," „Eberhardt der Rauschebart", „Klein-Roland" 2c. werden im poetischen Hausschatz des deutschen Volkes für alle Zeiten eine hervorragende Stelle einnehmen.

Ein Irrenarzt.

Erzählung von **A. H.**

Nach einer mehrjährigen Abwesenheit eilte ich meiner Heimat zu. Die Lokomotive schnaubte, aber mir schien ihr Flug langsam und träge, denn meine Gedanken waren ihr weit vorangeflogen und zerrten an der Substanz des Körpers, auf daß sie mit dahineile auf der luftigen Bahn, die in Sekunden ganze Zonen durchfliegt. Ich eilte ja in die Arme von Eltern und Freunden, ich sehnte mich, sie Alle an mein Herz zu drücken, in ihrem Antlitz zu lesen, daß sie mich noch immer liebten und dann mit ihnen glücklich zu sein. Wie wird sich der Vater freuen, der mein Kommen nicht ahnt, wie würde sich lieb Mütterchen freuen, wenn sie nicht gebettet wäre in kühler Erde, wenn nicht eines Steines Schwere den Herzschlag hindern würde, mit entgegen zu pochen. Armes Mütterchen, wenn du gelebt, du hättest niemals dein Kind hinauswandern lassen in die weite Welt, auf daß es die zarten Jugendträume vergesse im regen Getriebe des Wachens, auf daß all' die Ideale, die unter deiner Liebe Augen groß geworden sind im Herzen

Digitized by Google

deines Kindes, in Trümmer gehen! — Schlaf wohl, Mütterchen, nimm auch du mein Willkomm beim Betreten des vaterländischen Bodens, und wenn du auf dein Kind herabsiehst, verfolge mit dem Auge der Liebe seine Bahn, die vielleicht nur darum so oft vom Ziele sich entfernte, da sie nicht angelegt war unter der Sorgfalt mütterlicher Liebe! — Seid mir gegrüßt, ihr Lieben alle, rief ich entzückt, als ich die Grenzen meines Vaterlandes passirt hatte, und sehnsuchtsvoll breitete ich meine Arme aus — da weckte mich das Brummen meines vis-à-vis im Coupé aus meinen Träumen, dem ich in meinem Entzücken mit den Fingern etwas unsanft unter die Nase gefahren war.

„Ich bitte tausendmal um Entschuldigung," sprach ich zu dem alten Herrn, der mit meiner Begeisterung karambolirt hatte, „aber die Sehnsucht nach meiner Familie ließ mich meine Umgebung und die unterschiedlichen Körpertheile desselben vergessen."

„Sie haben sich nicht zu entschuldigen, junger Herr," entgegnete mir der alte Mann; „ich liebe Begeisterung und Feuer in Ihrem Alter, es beweist, daß nicht unglückliche Verhältnisse den Blüthenstaub der Jugend ganz verwischt und eine Apathie erzeugt haben, die Eiszapfen im Juli schafft."

„Gott sei Dank, daß ich niemals so nachhaltigen Unglücksfällen begegnete," antwortete ich, „daß ich so glücklich war, von der guten Mutter Natur mit einer tüchtigen Portion leichten Sinnes ausgestattet zu werden, der jede, auch die unangenehmste Einwirkung von außen in kurzer Zeit paralisirte, und mir so viel Jugendmuth erhielt, um das Leben, wenn auch nicht in Rosenwölkchen, doch in den Duft einer frischen, wonnigen Mainacht getaucht zu sehen. Und doch gibt es Naturen, welche so gewaltig nachfühlen, daß sie zu entschuldigen sind, wenn ihr inneres Leben das äußere gänzlich verdrängt und sie zu Schatten von Menschen, zu wachenden Träumern macht."

„Leider gibt es solche Naturen," entgegnete traurig der alte Mann; „ich habe an meinem eigenen Sohne ein betrübendes Beispiel."

Ich schwieg, denn es that mir leid, eine wunde Stelle im Herzen meines Reisegefährten berührt zu haben. Ihm schien aber an der Erleichterung einer Mittheilung gelegen zu sein, und er fuhr fort: „Ich habe einen Sohn, er wird in Ihrem Alter sein, er war seit seiner frühesten Jugend eine verschlossene, wenig mittheilsame Natur, dabei voll Lernbegierde und tiefem Gefühle, das sich aber nur bei einzelnen, seltenen Gelegenheiten Bahn brach. Ich glaube nicht, daß der Junge jemals einen Freund gehabt hat. Er studirte mit dem besten Erfolge und entschloß sich, Mediciner zu werden."

„Heinrich," rief ich unwillkürlich, denn ich hatte einen Studienfreund dieses Namens, auf den die Beschreibung des alten Herrn paßte.

„So heißt er," antwortete der alte Mann. „Kannten Sie ihn?"

„Ich hatte einen lieben Freund, den Ihre Schilderung mir in's Gedächtniß rief, Heinrich Werner."

„Das ist mein Sohn," sprach der Alte und ergriff meine Hände; „Sie waren sein Freund, o helfen Sie mir, ihn zu retten."

„Du lieber Gott," entgegnete ich erschreckt, „was ist mit ihm geschehen?"

„Aus mir unbekannten Ursachen," erzählte der Alte, „verfiel Heinrich in eine tiefe Melancholie und sein Zustand droht in eine vollkommene Geisteszerrüttung auszuarten."

„Heinrich irrsinnig? Und ich habe ihn so glücklich verlassen!"

„Als er nach dem letzten Jahre seiner Studien die Ferien bei mir zubrachte, bemerkte ich schon eine tiefe Schwermuth an ihm, legte jedoch auf seine Gemüthsstimmung weniger Gewicht, weil er sich zu den Doktorsprüfungen vorbereitete, und ich seinen Zustand für eine etwas gar zu gewissenhafte Sorge um den Erfolg derselben hielt. Auch hoffte ich, meinen Sohn, der bestimmt war in seiner Vaterstadt zu prakticiren, immer um mich zu haben, und hatte eine gute Partie für ihn in Petto."

„Die wird er wohl ausgeschlagen haben," entgegnete ich lächelnd.

„Wissen Sie den Grund, warum er es that?" fragte der Alte.

„Den weiß ich, doch erzählen Sie weiter.

„Nach den Ferien reiste er nach der Hauptstadt, legte seine Prüfungen mit Auszeichnung ab, schrieb mir, er habe eine vorzügliche Hinneigung zur Heilung von Geisteskranken und sei als Sekundärarzt im Irrenhaus zu P. eingetreten. Obwohl dieser Entschluß meine Pläne durchkreuzte, widersetzte ich mich demselben nicht, da der Brief Heinrichs eine seltene Zufriedenheit, ja Heiterkeit athmete, und ich von der ihn erwartenden, angestrengten Beschäftigung das Beste hoffte. Einige Tage darauf erhielt ich vom Direktor des Irrenhauses ein Schreiben, worin er mir anzeigte, daß mein Sohn plötzlich erkrankt sei. Meine Geschäfte verhinderten mich, augenblicklich zu ihm zu reisen, und so habe ich nur briefliche Nachrichten über seinen Zustand, den jedoch selbst der Irrenhausdirektor bedenklich findet. Und nun erzählen Sie, junger Mann, was halten Sie für die Ursache seiner Zerrüttung."

„Sie kann keinen andern Grund haben, als die Liebe," entgegnete ich; „denn ich weiß, daß Heinrich tief geliebt hat, und so viel ich erfahren habe, glücklich geliebt hat. Es müssen Verhältnisse eingetreten sein, die uns Beiden fremd sind, die wir aber, so hoffe ich zu Gott, erfahren und sodann den Freund retten werden. Wir waren, wie ich schon vorhin erzählt, Studiengenossen und Freunde. Es freut mich, dies sagen zu können, denn Heinrich hatte außer mir keinen Freund und gab mir sein ganzes reiches Herz. Ich war Jurist und meine Studien waren demnach um ein Jahr früher beendet, als die seinen. Kurz bevor ich meine Vaterstadt verlassen sollte, um meiner Bestimmung — ich war einer jener Glücklichen, denen es zugedacht war, die Völker nach einer Schablone glücklich zu machen — zu folgen, bemerkte ich an Heinrich eine ungewöhnliche Aufre-

Digitized by Google

gung. Ich fragte nach der Urſache, Heinrich wollte lange nicht mit der Farbe heraus. Endlich gab er meinen Bitten, mir zu vertrauen, nach, warf ſich ſtürmiſch an meine Bruſt und rief: ‚Ich ſoll nicht traurig ſein, da Du mich verläſſeſt, wo ich Dich am meiſten brauche! Freund, ich muß mein Leid und meine Freude vor, ich ſei ein ſchlechter Freund, denn wer die Liebe ſo gering achte, könne auch die Freundſchaft nicht hoch ſchätzen. Was ſollte ich thun. Um dem Verdacht an der Aufrichtigkeit meiner Freundſchaft auszuweichen, gab ich ihm recht, ſtimmte ihm bei, daß ſeine Geliebte, trotzdem ſie mir unbekannt ſei, ein Muſter von Schönheit,

Ludwig Uhland.

in Deinen Buſen ſchütten, damit ſie mich nicht erdrücken, ich — liebe!‘ — Ich ſuchte ihm begreiflich zu machen, daß daran nicht ſo viel gelegen ſei, daß er die Liebe ſeiner Schönen entweder erlangen, oder ſie vergeſſen werde, daß es noch andere Mädchen auf der Welt gäbe, u. ſ. w.; aber da kam ich ſchön an. Er warf mir der Inbegriff aller Vollkommenheit wäre und brachte ihn auf dieſe Weiſe zum Sprechen. Er erzählte mir, daß ihm gegenüber die Witwe eines höhern Beamten wohne, daß dieſe Witwe eine Tochter habe, die Klementine heiße, und daß dieſe Klementine der Abgott ſeiner Gedanken, das Ziel ſeiner Wünſche ſei. Ich fragte

Digitized by Google

ihn, wie weit er mit dem Mädchen wäre? Er sah mich groß an und erklärte, er habe mit ihr noch gar nicht gesprochen, er habe sie jedoch täglich am Fenster gesehen und himmlische Augenblicke verlebt. Mich dauerte der arme Junge, er schien so verzückt, so hingerissen von den Reizen des Mädchens, daß ich ihn für ernstlich verliebt halten mußte, und als er vollends meine Einladung zum Nachtessen verschmähte und keinen Appetit zu haben erklärte, mich entschloß, Etwas für ihn zu thun. Es traf sich auch glücklich. Ich fragte beim Hausmeister nach dem Namen der Witwe und erfuhr zu meiner großen Freude, daß sie eine Bekannte meiner alten, unverheirateten Tante war, und ich durch diese leicht Zutritt im Hause erhalten konnte. War ich einmal da, konnte es Heinrich nicht fehlen, ich nahm mir vor, sein warmer Fürsprecher zu sein. Meine Entschlüsse wurden rasch in's Werk gesetzt. Am andern Vormittage stellte mich meine Tante der Frau Willig, so hieß die Witwe, vor. Als ich eintrat, stand Klementine beim Fenster und begoß ihre Blumen. Die Mama, der ich ganz ergebenst die Hand geküßt hatte, rief das Mädchen ab und dieses wurde mir vorgestellt. Es war ein allerliebstes Kind, blond, mit tiefblauen Augen, die unergründlich schienen, da sie bald verschwommen ihren Ausdruck verbargen, bald wild emporblitzten, wie eine Rakete in rabenschwarzer Nacht. Mama's Ruf mußte dem Mädchen nicht ganz willkommen gewesen sein, denn ihre Augen waren weniger freundlich als die Worte, welche die Sitte ihr in den Mund legte. Stehen Heinrichs Aktien so gut, dachte ich mir und entschloß mich, zu sondiren. Mama und die Tante verarbeiteten gerade die Nachbarschaft, ich und Klementine sprachen, um eben nicht zu schweigen, und ich trat an das Fenster, die herrlichen Blumen preisend, welche so glücklich wären von ihrer Hand gepflegt zu werden. Sie folgte mir zum Fenster und sah verstohlen hinüber. Ich blickte ebenfalls über die Straße, und richtig, da stand Heinrich beim offenen Fenster und starrte verzückt zu uns hinüber. Als er mich erblickte, vergaß er sich und rief laut: Karli —

„Grüß Dich Gott, Heinrich, rief ich zurück, und winkte ihm mit der Hand einen Gruß hinüber.

„Klementine sah bald mich, bald Heinrich an und wurde zutraulicher. Sie setzte unser angefangenes Gespräch fort, und ehe ich mich dessen versah, hatte sie es auf ihren interessanten Nachbar gelenkt. Nun saß ich im Sattel. Ich lobte Heinrichs Geist und seinen Charakter über den grünen Klee und siehe da, Klementinchen schien das nicht zu mißfallen. Die Mama und Tante, durch unser lebhaftes Gespräch aufmerksam gemacht, traten zu uns, und Heinrich, der meine Tante kannte, grüßte herüber. Ich lobte abermals und Tantchen half aus Grundsatz, da alle alten Jungfern nur die Frauen, niemals die Männer hassenswerth finden. Kurz und gut, ehe vierundzwanzig Stunden in's Land gegangen waren, saß Heinrich im schwarzen Frack bei Mama und Klementinen und explicirte ihnen die Lungenkrankheiten. Meine Sendung war erfüllt. Da ich inzwischen zum regierenden Praktikanten ernannt worden war und Anstalten zur Abreise treffen mußte, kam ich nicht wieder in's Haus, erfuhr jedoch beim Abschied von Heinrich, daß er bei Willigs Mann im Korbe sei und sich mehr mit Herz- als mit Lungenkrankheiten beschäftige."

Der alte Herr hatte mir aufmerksam zugehört. „Hievon habe ich niemals Etwas erfahren," sprach er, „und es muß demnach dies Verhältniß sich zerschlagen haben. Wer wird uns darüber Auskunft geben?"

„Meine Tante," entgegnete ich; „wozu wären denn die Tanten auf der Welt, wenn sie uns nicht mit den Geheimnissen all' ihrer Bekannten vertraut machen sollten. Ueberlassen Sie diese Ausforschung mir, lieber Herr, ich will Tantchen ausholen und erst, wenn wir Alles wissen, wollen wir den unglücklichen Heinrich auffuchen."

Der alte Herr dankte mir und nahm mein Anerbieten an. Kurz darauf kamen wir am Ziele unserer Reise an, bestimmten den Ort unserer Zusammenkunft, und ich flog, so schnell ein Droschkenpferd laufen konnte, in die Arme meiner Lieben.

Am Nachmittage suchte ich Tantchen auf. Meine Aufmerksamkeit rührte sie um so mehr, da ich bei meiner Abreise nicht einmal Abschied von ihr genommen hatte, was sie mir auch sogleich vorhielt.

„Der Trennungsschmerz, die Aufregungen eines so schweren Abschiedes hielten mich zurück, Tantchen," versicherte ich mit der ehrlichsten Miene, die ich aufzutreiben vermochte, „mir wäre ja das Herz gebrochen."

Diese Lüge schmeichelte ihr. Sie war die Aufmerksamkeit selbst, und als ich nach Willigs fragte, erzählte sie in einem Athem Folgendes:

„Ach die Unglücklichen, die sind vom Schicksal recht heimgesucht worden. Du warst ja noch hier, als der Mediciner Heinrich Werner in's Haus kam. Das war ein sehr braver Mensch, der Arme liebte Klementinen über Alles und er hätte sie gewiß geheiratet. Das Mädchen war ihm auch recht gut, machte ihm Hoffnungen und es hätte eine gute Partie gegeben, wenn die verfluchte Eitelkeit nicht wäre."

„Sie machen mich neugierig Tantchen," fiel ich ihr in's Wort, um sie durch Widerstand zum rascheren Erzählen zu bringen.

„Ja, die Eitelkeit! Hüte Dich, mein Kind, vor diesem schrecklichsten aller Laster. Ich weiß nicht, ob Du den Bruder Klementinens gekannt hast, der in Wien studirte. Dieser Unglücksmensch kam, kurz als Du fort warst, zurück und brachte einen Freund mit, einen gewissen Baron Raumer. Dem saubern Herrn Baron gefiel die hübsche Klementine, und dieser schien es nach dem Baronstitel gelüsten zu wollen, kurz sie brach die Bekanntschaft mit Werner ab und warf sich dem Baron in die Arme. Der gute Heinrich schrieb ihr die zärtlichsten Briefe, sie schickte sie uneröffnet zurück, er kam selbst, um zu fragen, was er verbrochen, das Mädchen, ihr Unrecht fühlend, maskirte ihre Verlegenheit durch Grobheit und beleidigte ihn. In die arme Willig war ebenfalls der Hochmuthsteufel gefahren, sie hieß den Verrath ihres Mädchens gut, und versprach dem saubern Baron die Hand ihrer Tochter.

Digitized by Google

Die Verlobung wurde gefeiert und die Baronin-Mutter gab ihren letzten Groschen her, um die Ausstattung recht prachtvoll werden zu lassen. Das mochte den lieben Herrn Baron auf die Vermuthung gebracht haben, die Alte sei reich, und er betrieb nun die Vereheilchung mit Sturm. Der Hochzeitstag wurde bestimmt. Ich war geladen worden, ging aber nicht hin, denn mein Herz war voll Zorn über das falsche Geschöpf, welches dem guten, höllischen Heinrich so wehe gethan hatte. Aber in die Kirche ging ich doch, ich mußte den Putz dieses neuen Adels bewundern und mischte mich unter das Volk, das vor der Kirche stand. Die Wagen kamen angefahren, der Bräutigam stieg aus und wollte in die Kirche. Da traten ein Paar Herrn auf ihn zu, es waren Polizeidiener, und verhafteten ihn im Namen des Gesetzes. Du kannst Dir die Sensation denken, welche das machte, und die Situation der Braut. Die Mama stürzte auf ihn zu und rief: Um Gotteswillen, Baron, was ist geschehen?

„Baron? fragte einer der Polizeidiener und lachte, seit wann ist dieser Bursche Baron? Wissen Sie denn nicht, daß er Johann Raumer heißt, ein Barbiergehilfe, und wegen falscher Wechsel steckbrieflich verfolgt ist?

„Klementine hatte Alles gehört. Mit einem Schrei stürzte sie zu Boden, und als man sie zum Leben zurückbrachte, war sie — verrückt! Die schreckliche Entdeckung und vielleicht auch die Gewissensbisse hatten ihren Geist verwirrt!"

Die Erzählung hatte mich erschüttert. Nun kannte ich den Grund der Vorliebe Heinrichs zur Behandlung von Geisteskranken.

„Ist die Arme im Irrenhause?" fragte ich.

„Sie ist vor einigen Wochen dort gestorben," antwortete die Tante.

Ich wußte genug, empfahl mich demnach und suchte Heinrichs Vater auf.

„Lassen Sie mich allein zu ihm," bat ich den Alten, „vielleicht gelingt es mir, ihn zu trösten, ihn hiedurch zu heilen."

Nach längerem Bitten gab der Alte nach und erlaubte mir, seinen Sohn früher zu sehen als er selbst. Ich ging in das Irrenhaus und fragte nach Doktor Werner. Der Portier wies mich zum Direktor und dieser ließ mich, nachdem ich ihm mein Verhältniß zu Heinrich auseinandergesetzt, in dessen Zimmer. Er hatte mich darauf vorbereitet, ich müsse mich gefaßt machen, von dem Kranken keine Antwort zu erhalten, denn in der vollkommenen Apathie bestehe eben die Krankheit des Armen, der zu den nothwendigsten Bedürfnissen des Lebens gezwungen werden müsse und demnach über kurz oder lang zu Grunde gehen werde.

Ich trat ein.

Heinrich lag in seinem Bette und starrte zur Decke empor. Er war todtenbleich, bläuliche Ringe umschlossen seine Augen, die abgemagerten Hände lagen unbeweglich auf der Decke. Er hatte das Oeffnen der Thür gar nicht beachtet und regte sich nicht.

Ich trat bis knapp vor sein Lager und rief: „Heinrich!"

Er antwortete mir nicht.

„Alter Freund," fuhr ich nach einer Pause fort, „erkennst Du mich denn nicht?"

Keine Regung verrieth, ob er mich verstanden hatte.

„Ich bin ja Karl, Dein Freund, den Du liebtest, der Dich wieder liebt!"

Kein Wort entschlüpfte seinen Lippen, doch hatte ein spöttisches Lächeln eine Sekunde lang auf diesen geschwebt. Daraus entnahm ich, daß er gehört habe.

Ich nahm mir einen Sessel und setzte mich zu seinem Bette. Ich erzählte von unserer Jugend, erinnerte ihn an die Spiele unserer Kindheit, wie wir zusammen zuerst unsere Drachen und später unsere Hoffnungen hatten hoch in die Lüfte steigen lassen. Ich erinnerte ihn an all' die Tollheiten unseres Knabenalters, die mitunter geeignet waren, den Philosophen lachen zu machen, und trotzdem gelang es mir nicht, seine Apathie zu brechen. Mir wurde unheimlich, der athmende Leichnam stieß mich ab, und doch zog mein Herz mich hin zu dem armen Freunde. Ich wollte das letzte Mittel versuchen, auf die Gefahr hin, ihn vollends verrückt, ja todtsüchtig zu machen. Ich erzählte von der stillen Liebe eines reinen Herzens, von einem Fenster, an dem Blumen und mit den Blumen die Liebe gepflegt und gewartet wurde, bis sie groß wuchs und blühte und — verblühte wie die Blumen! — Ich erzählte von Treulosigkeit und Verrath, von der Verachtung, welches bei der Manneswürde die Folge einer solchen That sein müßte, und siehe da, seine Wangen begannen sich zu färben, die mageren Finger preßten sich fest an einander und die Lippen verzogen sich zu einem spöttischen Lächeln.

„Manneswürde," murmelte er vor sich hin, „muß das starre Eis nicht schmelzen, wenn man es auf den heißen Ofen legt? — Wer hat geliebt wie ich und spricht von Manneswürde?"

„Gott sei Dank, Du sprichst, Du kommst zu Dir," rief ich freudig aus und ergriff die Hände des Kranken. „Heinrich, theurer Freund, erkennst Du mich nicht mehr?"

Die Starrheit der Apathie war gebrochen und er richtete seine nun wieder glanzlosen Augen auf mich, ließ sie an meinem Gesichte und meiner Gestalt hinabgleiten und sprach, mit dem Kopfe schüttelnd: „Ich habe keinen Freund, mich liebt Niemand."

„Doch, Heinrich," entgegnete ich, „ich liebe Dich, Dein Vater liebt Dich, warum willst Du handeln wie sie und die Liebe von Dir stoßen, weil sie Dich aus ihrem Herzen gestoßen hat."

„O das hat sie nicht," entgegnete rasch der Kranke, „sie war verlockt und bereute! — Doch nein, ich will nicht mitleidig sein, ich will nichts, gar nichts fühlen, denn meine Gefühle tödten!"

„Haben sie Klementinen getödtet," rief ich laut und preßte die Hand des Kranken, „sprich, haben sie?"

Der Name durchzuckte ihn wie ein elektrischer Funken. Eine hohe Röthe flog über sein Gesicht, die Augen erhielten ihren früheren Glanz, er richtete sich hoch auf und frug, mir in's Gesicht starrend: „Wer

Digitized by Google

ſprach ihren Namen? Wer kannte ſie und meine Liebe? Klementine, arme geliebte Klementine!" Seine Geſichtsmuskeln zuckten, ſeine Bruſt arbeitete krampfhaft, er preßte die Hände ans Geſicht und der innere Kampf tobte fort in ihm, bis er ſich in Thränen brach, welche durch die geſchloſſenen Finger ſich hervordrängten und auf die entblößte Bruſt träufelten.

Ich überließ ihn ſeinem aufgelockerten Schmerze, ſchlich zur Thür, öffnete und winkte dem harrenden Vater, hereinzukommen. Heinrich ſah uns noch immer nicht, er weinte. Der Kampf in ſeiner Bruſt hatte nachgelaſſen, die Stürme des inneren Gewitters waren vorüber und ein ruhiger, erquickender Thränenregen erquickte die verſengte Seele. Wir hatten uns ſo geſtellt, daß ſeine Augen auf uns fallen mußten und ſtörten ihn nicht. Die Thränen verſiegten nach und nach und ein ſchwerer Seufzer rang ſich hervor aus der erleichterten Bruſt. Er nahm die Hände vom Geſicht, um ſie zum Gebete zu falten, da erblickte er uns Beide und der Ausruf: „Vater! Karl!" bewies uns, daß er uns erkannt hatte.

Lange lag der Vater an ſeines Sohnes Bruſt, das Wiederſehen, die Hoffnung auf die Geneſung des geliebten Kindes hatten den alten Mann weich gemacht und ſeine Zärtlichkeit wurde faſt kindiſch. Die harte Kruſte, welche ſich um das Herz des armen Heinrich gelagert hatte, war gebrochen, und es galt nun, ſie vollends zu entfernen, auf daß die Einwirkung des friſchen Lebens das faſt erdrückte Herz ſtärke und geneſen mache. Ich mußte den Kranken zur Mittheilung jener Kataſtrophe vermögen, welche ihn geiſtig ſo herabgebracht, da ich die Mittheilung für die natürlichſte Erleichterung hielt.

„Laß uns den Augenblick des Wiederſehens benützen, theurer Freund," ſprach ich zu ihm, „uns unſere Erlebniſſe, unſere Schickſale mittheilen. Was iſt Dir Alles widerfahren, ſeit ich Dich nicht geſehen habe? Warſt Du glücklich? Was iſt's mit Klementinen?"

Der Name durchſchauerte abermals ſeinen Körper wie ein Fieberfroſt. Doch beruhigte er ſich bald und entgegnete traurig: „Das iſt eine lange, eine ſehr traurige Geſchichte, mein Freund, ich fühle mich zu ſchwach, ſie zu erzählen."

„Wir kennen den größten Theil derſelben," ſprach ich hierauf, „wir wiſſen, wie Deine treue Liebe belohnt, wie ſchmachvoll ſich Klementine benommen hatte. Wir haben gehört, wie Gottes Strafe der böſen That auf dem Fuße folgte, und wollen von Dir nichts als das Ende wiſſen."

„Ja, das Ende," murmelte er wie verloren vor ſich hin, „das iſt ein ſchreckliches Ende!"

„Du wurdeſt Irrenarzt, um die Unglückliche pflegen, vielleicht auch heilen zu können?" fragte ich.

„Allerdings, das wollte ich, denn ich wußte, daß ſie nur verblendet, nicht ſchlecht war. O, ich hatte mir das ſo hübſch gedacht. Wenn es meiner Kunſt gelang, die Nacht ihres Geiſtes zu brechen, ſie wieder empfänglich zu machen für die Stimme der Vernunft, wie mußte ſie mir danken, der ich ſie dem Leben zurückgegeben hätte! Ihre Liebe zu mir, die das Bild jenes Unglücklichen nur zurückgedrängt hatte, wäre wieder erwacht, hätte neuen Halt bekommen an der Dankbarkeit für mich, und ich würde glücklich geworden ſein! — Der Himmel wollte es nicht, denn der Himmel hat es vereitelt."

„Erzähle, mein Freund, ſchütte Deinen Schmerz in unſere Bruſt!"

„Ich wurde zum Sekundärarzt des Irrenhauſes ernannt, und ſetzte es durch, daß mir jene Abtheilung anvertraut werden ſollte, worin Klementine weilte. Der Direktor, ein menſchenfreundlicher Mann, führte mich in mein Zimmer und gab mir die erſten Anweiſungen. Ihr Zimmer, ſo ſprach er zu mir, hat drei Ausgänge. Der eine führt zur Treppe, der andere zur Abtheilung der weiblichen Kranken, der dritte endlich zur Abtheilung der Männer, und ich empfehle Ihnen vor Allem, die beiden zu den Kranken führenden Thüren immer und gut zu verſchließen, weil es bereits vorgekommen iſt, daß die Irren, erboßt über den ſtrengen Arzt, in ſein Zimmer zu ſchleichen verſuchten, um ihn zu tödten. Laſſen Sie ſich Ihre Sachen heraufbringen und beginnen Sie morgen Ihre Wirkſamkeit. Möge ihr der gütige Gott ſeinen Segen verleihen. Er entfernte ſich und ich blieb im Zimmer zurück. Meine ganze Vergangenheit zog an mir vorüber, meine ganze Zukunft lag in meiner Hand und ich betete zu Gott um Hilfe. Eine herrliche, ſchon lange nicht gefühlte Ruhe zog in mein Herz und ich ſetzte mich zum Schreibtiſch, um an Dich, mein Vater, zu ſchreiben."

„Das war jener Brief, der mich ſo glücklich machte," entgegnete der Alte.

„Als ich fertig war, erhob ich mich, um meine Effekten in die Anſtalt ſchaffen zu laſſen. Nachdem ich dies beſorgt hatte, ging ich in das Theater, um dieſes Vergnügen, dem ich wohl nun auf lange entſagen mußte, noch einmal zu genießen. Man gab Müllners Schuld. Den Kopf voll unerbittlichen Verhängniſſes, kehrte ich ſpät Abends in die Anſtalt zurück. Ich fühlte kein Bedürfniß nach Schlaf, mir lag's wie ein Schickſal ſchwer auf der Bruſt und ich ahnte ein Unglück. Um meinen Gedanken zu entfliehen, wollte ich meine Effekten in die Schränke ordnen, aber ich fand keine Schlüſſel. Die Wärterin, der es obliegt mich zu bedienen, wird ſie haben, dachte ich mir, und wollte nachſehen, ob ſie nicht die Nachtwache hätte und wach wäre. Ich verſuchte die Thür, welche zur weiblichen Abtheilung führte, zu öffnen, der Schlüſſel drehte ſich nicht und konnte ſich nicht weiter drehen, denn die Thür war — offen! Des Direktors Ermahnung kam mir ſogleich in den Sinn und ich machte Lärm. Die Wärterin eilte erſchrocken aus ihrem Zimmer und bat um Gotteswillen, keinen Lärm zu machen, da die Thüre durch ihre Nachläſſigkeit offen geblieben war. Ich wollte ihr keinen Verdruß verurſachen und verſprach zu ſchweigen, fragte jedoch, ob ſämmtliche Kranke in ihren Zellen wären. Sie verſicherte mich, ſelbſt nachgeſehen zu haben und ich ging in mein Zimmer zurück. Ich entkleidete mich langſam und legte mich zu Bette, aber meine Phantaſie war aufgeſtört worden und ich

Digitized by Google

fing an mit offenen Augen zu träumen. Mir war's, als ob Klementine auf mich zukäme, geſchmückt wie am Tage ihrer Hochzeit, ein weißes ſeidenes Kleid umwallte ihre ſchöne Geſtalt, der Myrtenkranz zierte ihre blonden Locken, ſie war ſo ſchön und ſchien doch ſo unendlich traurig zu ſein. Ich wollte in ihre Arme ſtürzen, aber ich konnte ſie nicht erreichen, denn es gähnte ein Meere zwiſchen uns. Sie ſtreckte mir ihre Arme entgegen und das Meer warf immer höhere Wellen, ſie rang die Hände, riß den Brautkranz aus ihrem Haar und warf ihn zerpflückt in die brandenden Fluthen. Da legte ſich der Sturm, welcher des Meeres Wogen wallen machte, und es ſchien ſich in eine grüne, lachende Flur verwandelt zu haben. Ich betrat den Raſenteppich und eilte auf ſie zu. Sie winkte mir zurückzubleiben, hielt mir wie abwehrend ihre Hände entgegen, doch ich konnte nicht mehr zurück, der Boden wich unter meinen Füßen und ich verſank tief und immer tiefer in den verführeriſchen See! — Es erfaßte mich eine innere Angſt, ich ſprang aus dem Bette und beruhigte mich nicht früher, als bis ich Licht gemacht hatte. Du legſt dich nicht wieder nieder, ſagte ich zu mir ſelbſt, und willſt es verſuchen, in der Arbeit Ruhe zu finden. Ich nahm mir ein Buch zur Hand, um zu leſen. Ich hatte es am ſelben Tage gekauft, es war noch gar nicht aufgeſchnitten. Ich wollte dies thun, fand aber die Papierſcheere nicht. Wo war ſie hingekommen? Ich hatte ſie doch in der Hand gehabt, als ich an den Vater ſchreiben wollte und das Papier beſchnitt. Ich ſuchte überall, die Scheere war nirgend zu finden. Sollte während meiner Abweſenheit Jemand in meinem Zimmer geweſen ſein und ſie mit ſich genommen haben? — Großer Gott, wenn dies eine der Kranken, wenn dies Klementine gethan hätte, um ſich vielleicht in einer Stunde der Verzweiflung ſelbſt zu morden? — Ich eilte abermals auf den Gang hinaus und rief nach der Wärterin. War Niemand von den Kranken in meinem Zimmer? fragte ich ſie. Gewiß nicht, Herr Doktor, entgegnete ſie zuverſichtlich, ich habe mich ja keinen Augenblick aus dem Gange entfernt. Mir fehlt meine Papierſcheere, ſprach ich weiter, wenn ſie einer Verzweifelten in die Hände käme, welches Unglück könnte geſchehen. Beruhigen Sie ſich, Herr Doktor, antwortete das Weib, wir haben hier keine einzige Kranke, die der That fähig wäre, welche Sie befürchten. Uebrigens will ich in den Zellen nachſehen und Ihnen, falls ich etwas Ungewöhnliches merke, die Meldung machen.

„Abermals kehrte ich in mein Zimmer zurück und legte mich zu Bette. Ich mochte etwa zehn Minuten gelegen ſein, als ich ein unterdrücktes Seufzen zu hören glaubte. Was war das? Täuſchten mich meine Sinne, oder hatte ich recht gehört? Ich lauſchte. Es herrſchte Grabesſtille. Die aufgeregte Phantaſie hat dir einen Spuk geſpielt, dachte ich mir und legte mich auf die andere Seite. Doch nein, das war keine Täuſchung, ich hatte wieder und ganz vernehmbar ſeufzen gehört. Wie ein Pfeil flog ich aus dem Bette heraus und machte Licht. Es mußte Jemand in meinem Zimmer, in der nächſten Nähe meines Lagers verſteckt ſein, denn ich hatte ja die ſchweren Athemzüge wie neben mir gehört. Ich durchſuchte alle Winkel und fand nichts, ich rüttelte an den Schränken, ſie waren leer, ich blickte unter mein Bett — da ſah ich eine vermummte Geſtalt zuſammengekauert liegen, meine Papierſchere in der Hand! Komm hervor, Unglückliche, rief ich der Geſtalt zu, komm gutwillig hervor, oder ich brauche Gewalt!

„Die Geſtalt ließ ein ſchmerzliches Wimmern vernehmen und kroch langſam unter dem Bette hervor, blieb jedoch am Rande desſelben ſitzen und verhüllte ſich in ein Tuch.

„Wie kamſt Du hieher? fragte ich ſtrenge.

„Ich verſteckte mich im Gange und ehe es die Wärterin merkte, ſchlüpfte ich herein, antwortete ſie zitternd.

„Was wollteſt Du bei mir?

„Mich retten aus meiner fürchterlichen Lage.

„Wie ſo, erkläre Dich deutlicher.

„Ich hatte heute Nacht einen ſchönen Traum. Die heilige Mutter Gottes war zu mir herabgeſtiegen und verſprach mir, mich zu erretten aus den Banden des Wahnſinns. Schleiche dich in des Arztes Zimmer, ſagte ſie zu mir, die ich vor ihr in die Knie geſunken war, nehme ein ſcharfes Inſtrument, verberge dich unter ſeinem Lager und wenn er ſchläft, ſo ſchneide ihm das Herz aus der Bruſt heraus. Wenn du das gethan, biſt du geeeltet, die Nacht, welche deinen Geiſt umhüllt, wird ſchwinden und es lacht dir eine heitere Zukunft. Ich folgte dem Traumbild, Alles ging nach Wunſch und ich wäre gerettet, wenn Sie eingeſchlafen wären! Ich kann nicht verleugnen ſein, ich muß Ihr Herz haben, ſchrie ſie plötzlich auf und ſtürzte ſich, die Scheere ſchwingend, auf mich. Wir rangen mit einander. Ich hatte es mit der Kraft des Wahnſinnes zu thun und es war zweifelhaft, wer den andern bewältigen würde. Während wir faſt lautlos mit einander rangen, verſchob ſich das Tuch, welches der Verrückten Geſicht verhüllt hatte, und ich erkannte — Klementine!

„Klementine! rief ich, jeden Widerſtand aufgebend, meine arme, meine unglückliche Klementine.

„Jeſus, Maria, Joſef, es iſt Heinrich! ſchrie Klementine und ſank lebios zur Erde.

„Ich ſtürzte über ſie hin und ſuchte ſie zum Leben zurückzubringen. Die Wärterin, welche, bei der Unterſuchung der Zellen Klementinens Zelle leer gefunden, zu mir geeilt und gerade zu der Schlußſcene des Trauerſpieles gekommen war, leiſtete mir Beiſtand, aber unſere Bemühungen waren umſonſt, Klementine war — todt! —

„Ich raſte, man brachte mich zu Bette und mußte mich daran feſtgurten. Meine Zukunft war zertrümmert, ich wollte meinem Leben ein Ende machen und hätte mir den Kopf an den Wänden zerſchmettert, wenn ich nicht gebunden geweſen wäre. So tobte ich, bis die phyſiſchen Kräfte nachließen und auch meine geiſtigen ſchlaff wurden. Wie lange ich in dieſem Zuſtande war, weiß ich eben ſo wenig, als ich weiß, wie lange ich ſchon ſo elend bin. Ihr allein konntet meine Apathie brechen,

Digitized by Google

denn nur Ihr allein wußtet, was ich gelitten habe. O bleibt bei mir, liebt mich, denn ich bedarf der Liebe, da diejenige, der ich mein ganzes Herz gegeben, nicht mehr ist!" —

Wir schlossen den Weinenden in unsere Arme und versicherten ihn unserer Liebe. Seine Krankheit, deren Krise wir herbeigerufen hatten, schwand nach und nach und Doktor Werner wurde ein ernster Mann, dessen ganzes Sein seinem Berufe gehörte. Er ist unvermählt geblieben. Klementinens Treulosigkeit hatte auch an ihm Heine's Worte bewahrheitet:

Es ist eine alte Geschichte
Doch bleibt sie ewig neu
Und wem sie just passirt
Dem bricht das Herz entzwei!

Für Gesunde und Kranke.

Ueber Verbrennungen.

Einer längern Arbeit über Behandlung der Verbrennungen von Roser in Marburg (Archiv für Heilkunde 1862, I.) entnehmen wir folgende Punkte: Verbrennungen heilen nach denselben Gesetzen der Reproduktion und Elkatisation wie bei allen anderen Hautzerstörungen, und so weit sie überhaupt dazu fähig sind, von selbst. Die verbrannte Hautpartie oder Schichte fällt ab, und die Narbenbildung geht in der allen Hautzerstörungen gemeinschaftlichen Weise vor sich. Die Verbrennungen haben nichts Specifisches im Verlauf, Prognose und Behandlung, es kann somit auch von besonderen Heilmitteln nicht die Rede sein. Ist die Verbrennung ganz oberflächlich, so wird die Epidermis abgestoßen, nach deren Reproduktion jene binnen kurzer Zeit von selbst heilt. Ist die Haut selbst durch die Verbrennung getroffen und ihr Gewebe getödtet, so muß erst ein Brandschorf entstehen, und dieser vom lebenden Theile sich absondern, damit die Heilung eintreten kann. Nach Abstoßung des Brandigen erhält man eine granulirende Fläche, die dann auf dem bekannten Wege heilt. Die Heilung erfolgt langsam und schwierig, weil die Substanzverluste groß und die betroffenen Hautstellen der Narbenerzeugung nicht günstig sind; die Narbenkontraktion ist sehr bedeutend, wenn die Hautverluste groß sind und an Stellen, welche der Narbenkontraktion günstig sind, wie z. B. die Beugeseite der Glieder. Andere Erklärungen der Narbenkontraktion sind unnöthig und falsch; aus ihnen entstand die Irrlehre, die durch ontologische Auffassung von specifischen Symptomen und Folgen, specifischen Heilmitteln der Verbrennung sprach. Wo die Haut nur in einem Theil ihrer Dicke zerstört ist, erfolgt keine oder nur geringe Narbenkontraktion, sondern flache, den Pockennarben analoge Neubildungen. Die Eiterung dauert oft lange und die Haut überzieht sich erst allmälig wieder mit der Epidermis, denn das Organ für Epidermisbildung ist ja zerstört worden, und die Heilung erfolgt, unter Voraussetzung gleichgroßer und gleichartiger Hautstellen, um so langsamer, je vollständiger die Haut ihrer Epidermis bildenden Gewebsschichten beraubt worden ist. Mitunter beobachtet man nach Abstoßung der brandigen Schichte ein nebförmiges Ansehen der granulirenden Fläche. Kleine rothe Granulationspunkte ragen aus einem weißlichen oder gelblichen Grunde hervor, welcher von epidermoidaler Natur ist, und den Beweis liefert, daß die Epidermis erzeugende Hautschichte nicht ganz und gar verloren gegangen ist. Die tieferen Stellen zwischen den Hautpapillen oder vielleicht die Ausmündungen der Harnscheiden, der Follikel, der Schweißdrüsen besitzen noch Epidermis, welche dann ein Netz um die Granulationen bildet, und so bald zur Vernarbung führt, indem die Granulationen von ihr gleichsam überspunnen werden und einsinken. Dann ist selbst von Narben oft nur wenig zu bemerken, sondern es bleibt meist nur eine leichte Farbenveränderung der Haut zurück. Je tiefer die Verbrennung, desto weniger bleibt von jenen epidermoidalen Resten zurück und desto langsamer ist die Heilung, da hier die Narbenkontraktion, dieses wichtige Heilmittel zur Verkleinerung der Wunde, fast ganz wegfällt. Die tiefe Hautschicht ist nämlich nicht so zum Verschrumpfen geeignet, wie die subkutane Bindesubstanz, und schon die Abstoßung des Brandigen und die Bildung von Granulationen erfolgt langsamer. Das dicke Hautgewebe der tiefen Schicht muß erst einen Auflockerungs- und Baskularisationsproceß durchmachen, ehe die Exfoliation zu Stande kommt. Nach der Abstoßung aber und Bildung der Granulationen können sich diese nur von der Mitte her mit epidermoidaler Oberfläche überziehen und dies dauert lange. Weiche Hautpartien, z. B. des Gesichts, heilen rascher als die derben Hautstellen z. B. des Rückens, wie überhaupt gefäßreichere und welchere Gewebe den Granulations- und Vernarbungsproceß rascher durchmachen, als dichtere, feste, gefäßarme Gewebstheile. Auch die Narbenschrumpfung erfolgt dort rascher und vollständiger, denn die Narbenkontraktion entsteht am stärksten, wo die Theile am dehnbarsten und beweglichsten sind. Im Ganzen kann man nach der Tiefe der Verbrennung vier Haupttypen des Heilungsprocesses unterscheiden: 1. einfache Reproduktion der Epidermis; 2. nebförmige Granulation mit rascher Epidermisformation; 3. Granulation und Narbenbildung von der tiefen Hautschichte aus; 4. Granulation und Narbenbildung nebst narbigen Hautverziehungen von dem bloßgelegten Bindegewebe aus. Ein für den Heilungsproceß der Verbrennungen hochwichtiger Faktor darf aber hier nicht übersehen werden, nämlich die durch die Verbrennung erzeugte Entzündung der Haut. Bei vielen Fällen von Verbrennung findet man nämlich, daß nicht nur diejenigen Hauttheile gelitten haben, welche dem primären Brande anheimfallen, sondern daß auch noch andere Gewebstheile verletzt sind, und in eitrige Entzündung versetzt werden, wodurch öfters eine besondere Zerstörung der Haut herbeigeführt wird. Ein Hauttheil, der am ersten Tage nach der Verbrennung noch Zirkulation besitzt, kann sie später verlieren und brandig werden, ja es kann sogar nach Abstoßung der ersten Hautschichte

Digitized by Google

auch die zweite in Folge einer faserstoffigen Infiltration sekundär brandig werden, und so den Heilungsproceß über die Gebühr verlängern. Mitunter kommt es nicht zum sekundären Brandschorf, aber doch zur Vereiterung der oberflächlichen Schichte und diese muß erst vorbei sein, ehe der Heilungsproceß beginnen kann. In solchen Fällen dauert es oft nach Abstoßung des Brandigen, oder nach Vollendung des Verschwärungsprocesses sehr lange, ehe die Granulation beginnt; die Wunde bleibt oft 8—14 Tage im gleichen Zustande. Kommt nun in diesem Zustande ein Empiriker hinzu, so fällt häufig die eben jetzt rasch eintretende Cikatrisation mit der Anwendung irgend einer mirakulösen Brandsalbe zusammen, und Laien erlauben sich dann den Schluß, daß Schäfer, Hufschmiede, alte Weiber ꝛc. sich besser auf die Kur der Verbrennungen verstehen, als Doktoren. Daß auch individuelle Verhältnisse, Blutmischungen, Dyskrasien u. s. w. bei dem Heilungsproceß eine große Rolle spielen, ist selbstverständlich. Tiefe der Verbrennung einerseits, Stärke, Ausdehnung, Chronicität der hinzutretenden Entzündung anderseits sind somit die Faktoren für die Prognose der Heilungszeit; beide sind oft sehr schwer zu beurtheilen. — Nicht immer ist die Diagnose des Verbrennungsgrades leicht; eine oberflächlich verbrannte und eine ganz getödtete Haut sehen im Anfange fast gleich aus und Irrthümer sind unvermeidlich. Daher die Specifika der Laien, die in einem Falle in wenigen Tagen Hilfe bringen, während in andern angeblich ganz gleichen, Fällen trotz sorgfältiger ärztlicher Behandlung nur langsame Heilung erfolgt. — Beim oberflächlichen, nicht komplicirten Hautbrand, wo überdies rasche Heilung zu erwarten steht, hat man nur wenigen negativen Indikationen gerecht zu werden; Vermeidung der Reibungen, der Verunreinigungen; ein Schutzverband mit einem Fettläppchen, ein mildes Deckpflaster, ein kühlender Umschlag genügen. — Hat sich ein tieferer Hautbrand gebildet, so thut ebenfalls die Natur ihre Schuldigkeit von selbst, und wir haben keine Specifika, weder balsamische noch metallische, weder saure noch alkalische u. s. w., welche die Abstoßung eines todten Gewebstheils zu beschleunigen vermöchten. Also ist auch hier nichts Besonderes zu thun und man hat nur Störungen abzuhalten. Auch hier thut die Natur Alles und die glattesten Narben entstehen da, wo der natürliche Heilungsproceß am wenigsten gestört, wo mit unnöthigen Reiz- und Aetzmitteln am wenigsten dazwischen gefahren worden ist. Die Deckpflaster schützen die Wunde, erhalten eine gleichförmige Temperatur und üben einen gelinden Druck auf die Granulationen; darin besteht ihre ganze Wirksamkeit; das Heftpflaster hat eben vermöge des Klebens und des hiemit zusammenhängenden Druckes oder Zuges noch eine Reihe weiterer, nützlicher Wirkungen. Ein Beispiel wird dies beweisen. Angenommen, es bestehe ein länglicher Substanzverlust auf der Beugeseite des Zeigefingers durch Verbrennung, so wird eine Einwickelung des ganzen Fingers mit schmalen Heftpflasterstreifen das beste Mittel sein. Sie verhindert die Entstehung einer Fingercontraktur, und wirkt derselben sehr kräftig entgegen. Der Heftpflasterverband empfiehlt sich also bei granulirenden Verbrennungswunden durch seine deckenden Eigenschaften, durch seinen Halt, durch Beförderung der Narbenkontraktion in der einen und Verhinderung in der andern Richtung u. s. w. Freilich wird ein verständiger und mit mechanischem Sinn angelegter Verband dabei vorausgesetzt. — Die Verkrümmungen, die nach Verbrennung, namentlich nach mangelhafter Behandlung derselben oder zu früher Entlassung des Patienten aus der Kur häufig entstehen, werden mit Heftpflasterverbänden so leicht, so einfach, so rasch und ohne Beschwerden kurirt, daß man es gesehen haben muß, um es zu glauben. In Fällen, wo mancher mit dem Heftpflaster nicht gehörig vertraute Arzt zum Messer greifen zu müssen glaubt, obwohl er selbst zweifelt, daß das Schneiden nur etwas helfen wird, Fälle sogar, wo bereits vergeblich geschnitten worden, welchen dem Heftpflasterverband. Tamplin, ein Londoner Orthopäd, hat zuerst darauf aufmerksam gemacht, daß Narben trotz ihrer auffallenden Spannung unter dem Druck des Heftpflasters sich dehnen und nachgeben, und R. kann dies vollkommen bestätigen, indem er in mehreren recht schlimm aussehenden Fällen von Fingerkontraktur Erfolge erreichte, die Jeden staunen machten. Die Methode bestand in der Regel in Einwickelung mit seinen Pflasterstreifen und in Gegendrängen von kleinen Baumwollenballen gegen die kontrakte Beugehaut, die Baumwolle ebenfalls durch Heftpflasterstreifen gegen die Finger angedrängt. Die Wirkung dieses Verbandes streckt den Finger und komprimirt die Narbe.

Nachtseiten der menschlichen Gesellschaft.

Ein Zimmer zu verlassen.

Hugo M. zählt zu jenen kleinen Beamten, denen zur Deckung ihrer Bedürfnisse 300 fl. jährlich präliminirt sind. Um dem Deficit, welches sich in letzter Zeit und zwar seit seiner Verehelichung eingeschlichen hatte, ein für allemal den Lebensfaden abzuschneiden, beschloß er, einen Theil seiner aus zwei Zimmern bestehenden Wohnung zu verlassen. Schon seit mehren Wochen hatten sich Miethlustige aller Branchen eingefunden, ohne daß Frau M., die in dieser Beziehung eben ihre besonderen Skrupel zu haben schien, nach dem Wortlaute des Ankündigungszettels „eine solide Partei" gefunden hätte. Da rückte der Zins heran, und Herr M. sah seinen Säckel wieder in sehr bedenklicher Weise bedroht. Er gab daher noch am Tage vor diesem kritischen Zeitpunkte, als er sich Morgens von seiner Gattin empfahl, den gemessenen Auftrag, das Quartier bis Abends an den Mann zu bringen. Aber gerade an diesem Tage schien sich alles verschworen zu haben, Stunde um Stunde verstrich, ohne daß sich Jemand anfragen wollte. Schon hatte Frau M. jede Hoffnung aufgegeben, den Wunsch ihres Mannes erfüllen zu können, als endlich ein Fräulein erschien, dem die Lage des

Digitized by Google

Zimmers und besonders der „separirte" Eingang sehr gut gefallen und auch der Zins nicht zu hoch gegriffen schien. Nur Frau M. fand das Fräulein etwas jung und mehr schön, als ihr angenehm gewesen wäre, aber was war zu thun, die Umstände drängten und sie willigte ein. Fräulein Rosa — wie sich die neue Partei nannte — entfernte sich, nachdem sie zwei Gulden Angeld entrichtet, angeblich um ihre Sachen zu holen.

Mit Sehnsucht harrte Fr. M. der Ankunft ihres Mannes entgegen, der diesmal länger als gewöhnlich ausblieb. Da plötzlich erhob sich dicht unter ihrer Thür ein großartiger Lärm. Sie öffnete das Schaufenster der Thür und kaum glaubte sie ob dem, was sie sehen mußte, ihren Sinnen zu trauen. Frl. Rosa, die eben wieder zurückgekehrt war, bearbeitete in sehr unzarten Ausdrücken ihren Mann, der stumm und sprachlos mit einer Armensündermiene da stand, bis das entrüstete Fräulein, nachdem es ihn noch mit einem verachtenden Blicke gemessen, die Thüre hinter sich zugeschlagen hatte. Erst jetzt erholte sich M. von seiner Ueberraschung und suchte den Eingang seiner Wohnung zu gewinnen. Aber da kam er aus dem Regen in die Traufe. Fr. M., welche stets auf ihren jungen Ehemann eifersüchtig gewesen war, glaubte ihn nun auf frischer That ertappt zu haben und empfing ihn mit den Worten: „Du hast's nothwendig, Mädchen nachzulaufen, schau Dir lieber Dein Elend an!" und mit steigender Aufregung fuhr sie fort, ohne daß sie ihrem Mann zu Worte kommen ließ: „Ich hab' mir's gleich gedacht, daß Du mich hintergehst, Du Falscher! ich laß' mich augenblicklich scheiden!" — „Aber so nimm doch Verstand an," beschwichtigte Herr M. „Ja, das thu' ich!" preßte Frau M. mit weinender Stimme heraus und ihr Gesicht mit den Händen bedeckend sank sie schluchzend auf das Sopha. Vergebens suchte M. Aufklärung zu geben, seine Frau wies jede Entschuldigung zurück. Da wurde es ihm endlich zu toll. Er eilte in das anstoßende Zimmer, um von der Unbekannten Aufklärung zu erhalten, allein diese war verschwunden.

Der nächste Morgen fand Frau M. bereits bei der Behörde, wo sie ihre Klage auf Ehescheidung zu Protokoll brachte. Die Untersuchung nahm ihren gesetzlichen Gang, und endlich wurde Herr M. und dessen Frau, die seit jenem Vorfalle in einsamer Zurückgezogenheit Betrachtungen über die Untreue der Männer angestellt hatte, gemeinschaftlich vorgeladen. Die Frau würdigt ihren Mann nicht eines Blickes, während dieser die verkannte Unschuld spielt. Ersterer trägt ein entschiedenes Wesen zur Schau, während M. unter den demüthigsten Bücklingen sich dem Richter nähert. Aber auch in Bezug auf Alter besteht zwischen ihnen ein schreiender Kontrast. Während M. kaum 30 Jahre zählt, steht seine Frau den Vierzigern nahe. Aber die Sache klärt sich bald auf, wenn man hört, daß Frau M. ihrem nunmehrigen Gatten in seinen Praktikantenzeiten hilfreich an die Hand gegangen ist, und Herr M. nach erlangter Selbständigkeit Dankbarkeit übte.

Ueber den Gegenstand der Klage erzählt Herr M.: Am Abende des unliebsamen Vorfalls machte ich mich nach den Amtsstunden wie gewöhnlich auf den Weg aus der innern Stadt in meine ziemlich entlegene Vorstadtwohnung, als plötzlich eine Dame meine Aufmerksamkeit auf sich lenkte. Sie ging stets in einer gewissen Entfernung vor mir, sich öfter umwendend, ob ich ihr auch folge. Die Sache fing mir an, Spaß zu machen, umsomehr, da die Dame den Weg ging, der zu meiner Wohnung führt. (Bei diesen Worten gestikulirt Frau M. lebhaft mit den Händen und drückt in ihren Zügen die erwartungsvollste Spannung aus.) In der Hausflur trat mir das unbekannte Fräulein endlich entgegen und indem sie die Thür meines zu vermiethenden Zimmers öffnete, sprach sie mich an: „Ich bitt' nur herein zu spazieren!" Erstaunt fragte ich nach ihrem Begehr und wollte nach meiner Thüre gehen, als ein furchtbarer Skandal losbrach: „Na, mir scheint gar, Sie woll'n mich zum Narr'n hab'n, für so an Gfelsweg. Da schaut's nur den kraupeten — an." Hier fiel ein Ausdruck, den ich anstandshalber nicht wiederholen will.

Frau M. schüttelte am Schlusse dieser Erzählung ungläubig den Kopf und produzirte ein Zettelchen, auf dem die flüchtig geschriebenen Worte zu lesen waren: „Wegen Ihres Mannes verzichte ich auf das Quartier. Rosa."

Richter: Sie werden wohl zugeben, daß in diesen Worten für Ihren Mann nichts Gravirendes liegt. Wie können Sie überhaupt den Worten Ihres Gatten weniger Glauben schenken als einer Person, die sich jeder Verantwortung entzogen hat?!

Die Ueberredungskunst des Richters trägt endlich den Sieg davon, und bereint kehren die Eheleute M. heim, aber das Zimmer ist noch bis zur Stunde zu vermiethen.

Ein warmes Winterquartier.

Anton Pabler ist ein Mensch, der um keinen Preis arbeiten mag. Lieber läßt er sich von Zeit zu Zeit von den verschiedensten Behörden ein Gratisnachtlager bewilligen, als daß er sein, keiner Steuererhöhung und keiner Gebührenbemessung unterworfenes Gewerbe aufgibt: das Betteln nämlich. Er weiß, daß es in Wien und seiner Umgebung noch viele gutherzige Leute gibt, die ein warmes Herz für ihre Nebenmenschen haben, und die vollends einen armen verkrüppelten Soldaten nicht verhungern lassen. Er ist wohl weder Krüppel noch Soldat, aber eine Uniform ist bald beschafft, dazu bindet er die Linke auf den Rucken, zieht einen Militärmantel an und hat so vollständig das Aussehen eines auf dem Schlachtfelde verwundeten Kriegers. Kommt dann irgend Jemand, der besonders Theilnahme an ihm nimmt und trägt, wo er die große silberne Medaille erworben, die er am Rocke angeheftet trägt, so weiß er gleich von irgend einer Heldenthat zu erzählen, die er in dem kurzen Kriege von 1859 verübte, und der Fremde, der, nach Verabreichung eines guten Almosens von dannen geht, ist wohl betrübt darüber daß das undankbare Vaterland seine Heldensöhne so schlecht belohnt. Aber er hat nicht erfahren, daß diese Medaille nicht von Silber und

Digitized by Google

nur für ein paar Kreuzer beim „Tandler" erstanden ist, und weiß auch nicht, daß der Held, der ihn eben jetzt so schändlich belog, die Schlachtfelder Italiens nie gesehen hat. Anton Pabier lebt jedoch auch noch von anderen Dingen. Er machte an irgend einem schönen Oktobertage einen Ausflug nach Dornbach, und begegnete dort auf der Straße dem Uhrmacher Johann Berg, der eben in seiner Kutsche fuhr. Berg, ein glühender Patriot, empfand Mitleiden mit dem Zustande es Veteranen, der ganz elend und siech die Straße dahinhinkte, und hieß ihn in seinen Wagen stiegen. Was konnte Pabier erwünschter kommen? Freundschaft zwischen den Beiden war bald geschlossen und in einer Schenke Dornbachs beim Weine besiegelt. Berg dachte bald auf den Heimweg; Pabier nöthigte ihn, ein Glas über den Durst zu trinken; endlich aber machte man sich doch auf und fuhr gegen Wien. Bei der Hernalser Linie kam Berg in seinem Wagen schlafend an und mußte zur Bezahlung des Mauthgeldes geweckt werden. Er greift in die Tasche, die Börse fehlt, er will seine Uhr herausnehmen, auch die ist weg mit der goldenen Kette, er sieht nach seinem Begleiter, auch der ist fort, und nun fängt es an, vor seinen Blicken licht zu werden. Er sieht, daß er das Opfer eines raffinirten Gauners geworden, der ihm in Dornbach ein Schlafpulverchen in den Wein gerührt und seine Bewußtlosigkeit zur völligen Plünderung Bergs benützt hatte. Den Behörden gelang es, Pabier noch denselben Tag zu erwischen; er wurde vom Wiener Landesgericht zu zehn Monaten schweren Kerkers verurtheilt. Er lächelte bei der Verkündung des Urtheils — er hat ein warmes Winterquartier.

Kindesmord.

Bei dem Kreisgerichte St. Pölten fand die Schlußverhandlung gegen die des Kindesmordes angeklagte dreiundzwanzigjährige Bauerstochter Rosina Schauer aus Helmberg, zur Gemeinde Windhag im Bezirke Waidhofen an der Ybbs gehörig, statt. Die Anklage enthielt nachstehende Thatsachen: Im Laufe des vorigen Winters zeigten sich bei Rosina Schauer, die sich im Hause ihrer Eltern befand, Spuren eines kränklichen Zustandes, welche sie dadurch zu erklären suchte, daß sie angab, sie hätte in einem Dienste, in dem sie früher stand, zur Spätherbstzeit Laub von den Bäumen schütteln müssen und sich dabei derart verkältet, „daß sich ihr Geblüt verschlagen habe." Ihre Mutter, wegen des Zustandes der Tochter besorgt, begab sich hierauf zu der Hebamme Maria Wurm zu Waidhofen an der Ybbs, der sie die Zustände ihrer Tochter schilderte und dafür die Versicherung der Hebamme erhielt, daß diese schwanger sein müsse. Da die Angeklagte ihren Zustand damals hartnäckig läugnete, ließen sie ihre Eltern sowohl bei der Hebamme, als auch durch den Arzt J. Schram aus Allhartsberg untersuchen, und diese beiden Sachverständigen erklärten einstimmig, daß Rosina Schauer guter Hoffnung sei. Nichtsdestoweniger kam zu der erwarteten Zeit kein Kind zum Vorscheine, bis sich endlich im Monate Mai d. J. zu Helmberg und in der Umgegend plötzlich das Gerücht verbreitete, daß Rosina Schauer geboren und das Kind den Schweinen vorgeworfen habe. In Folge dessen wurde die Angeklagte gerichtlich untersucht und in Haft genommen.

Nach längerem Läugnen gestand sie endlich, daß sie am 20. März bereits in dem Vorhause ihrer Elternwohnung zur Nachtszeit ein unreifes Kind geboren habe, nachdem sie sich, in der Meinung, daß sie an Kolik leide, aus dem Schlafzimmer, wo auch ihre kranke Mutter lag, entfernt hatte. Da sie sich nicht getraut hätte, dies ihren Eltern zu sagen, habe sie das Kind, obgleich es lebte, in den Hof getragen, und dort im Schweinstalle in den Trog gelegt. Da das Kind aber von den Schweinen nicht berührt wurde, will sie es wieder zu sich genommen und im Vorhause in einen leerstehenden Kasten gelegt haben, an dessen Thüre sie so lange gehorcht haben soll, bis das Kind kein Lebenszeichen mehr von sich gab. Weiter gab sie an, daß sie das Kind, nachdem es bereits zur Leiche geworden war, in dem Garten an einer Stelle begraben habe, wo kurz zuvor ein umgestandenes Kalb eingescharrt worden war. Bei den amtlichen Nachforschungen wurden an der bezeichneten Stelle im Garten zwar Kindesbeine vorgefunden, aber Sachverständige erklärten, daß diese daselbst schon seit mehreren Jahren in der Erde gelegen sein mußten.

Da die Angeklagte ferner verschiedene Angaben machte, denen zufolge sie ein andermal wieder läugnete, das Kind in den Schweinstrog gelegt zu haben, und dasselbe in einem nahegelegenen Walde eingegraben haben wollte, konnte die thatsächliche Art und Weise der Beseitigung des Kindes nicht erhoben werden. Auch bestritt sie bei der Schlußverhandlung die Bekanntgabe ihrer Schwangerschaft von Seite des erwähnten Arztes und der Hebamme. Dieselbe wurde wegen Kindesmordes zu dreijährigem schweren Kerker verurtheilt und erklärte sich, unter Verzichtleistung auf eine Berufung, sogleich zum Antritte ihrer Strafe bereit.

Proceß Schöppe.

In Berlin kam am 10. December der Strafproceß gegen den Hörer der Theologie Schöppe und dessen Vater den Prediger Schöppe zur Schlußverhandlung. Der Student Schöppe hatte nämlich im Frühjahre dem Grafen Blankensee aus dessen Wohnung Werthpapiere im Betrage von nahezu 90.000 Thlr. gestohlen und später, als er bereits flüchtig war, von demselben mittelst eines Drohbriefes ein Darlehen von 2000 Thalern zu erpressen versucht. Sein Vater hatte einen Teil der gestohlenen Werthpapiere in Frankfurt a. O. verkauft und das gelöste Geld sowie die übrigen gestohlenen Effekten heimlich verwahrt. Die Geschworenen erkannten die beiden Angeklagten für schuldig und der Gerichtshof verurtheilte den Studiosus Schöppe zu fünfjähriger Zuchthausstrafe und 500 Thaler Geldbuße, eventuell noch sechs Monaten Zuchthaus, den Prediger Schöppe aber zu neun Monaten Gefängniß und Verlust der Ehrenrechte auf ein Jahr.

Digitized by Google

Ein Raubmord.

Der Uhrmacher Franz Melichar in Wien wurde am 10. December in seinem Verkaufsgewölbe in der Favoritenstraße am Boden im Blute liegend und röchelnd gefunden. Er hatte am Kopfe und am Halse mehrere gefährliche Wunden und wurde Mittags, als er sich allein befand, von einem in Militärmontur gekleideten Manne in der Absicht, ihn seines Uhrenvorrathes zu berauben, überfallen und tödtlich verwundet. Das Verkaufsgewölbe befindet sich der k. k. Polizeiwachstube gegenüber und war daher die Polizei auch augenblicklich am Orte der That. Melichar erhielt dort noch schnell die erste Hilfe und wurde dann in das Spital gebracht. Der Thäter, in der vollständigen Ausführung der That gestört, entsprang, man vermuthet, es sei ein Geselle Melichars, den man seit einigen Tagen vermißte. Er wird verfolgt.

Ungeheurer Schwindel.

In Stuttgart ist dieser Tage ein ungeheurer Schwindel entdeckt worden. Der etwa 26—28 Jahre alte Sohn eines jüdischen Geldmäklers lebte auf hohem Fuße, hielt sich mehrere Equipagen, Maitressen u. s. w. und soll in ein paar Jahren mehr als 100.000 Gulden durchgebracht haben. Man fabelte von Erbschaften, großen Losen u. d. gl., bis es sich zeigte, daß der junge Mann Wechsel im Betrage von mehr als 100.000 fl. gefälscht und dazu die Namen sehr hochgestandener Herren mißbraucht hatte. Als er sich entdeckt sah, jagte er sich eine Kugel durch den Kopf. Einige Tage darauf nahm sich auch dessen Vater, der durch den Sohn zu Grunde gerichtet war, das Leben.

Von Nah und Fern.

Barcelona. Daselbst fand am 16. November ein Stiergefecht Statt. Der kämpfende Katalonier fühlte seine Kräfte dem Stiere gegenüber schwinden und flüchtete hinter die Schranke. Dem ihn zur Rede stellenden Präsidenten erklärte er, man solle ihn in's Gefängniß führen, da er sein Versprechen nicht halten könne. Da brach ein Sturm unter der Zuschauermasse aus, welcher die spanische Geistesbildung als auf dem Standpunkte der Zulukaffernkultur befindlich kennzeichnet. Die Menge brach in ein Wuthgeschrei aus, demolirte Alles und Militär mußte unter die Waffen treten, um der Bestialität ein Ziel zu setzen.

Chrudim. Vom hiesigen Kreisgerichte wurde der 22 Jahre alte ledige Grundbesitzer Johann Černy, der in der Nacht zum 30. September v. J. den Bauernsohn Johann Lenoch durch einen Stich in die Brust getödtet hatte, wegen Verbrechens des Todtschlages zu schwerem Kerker in der Dauer von drei Jahren verurtheilt.

Eger. Aus Anlaß der Einweihung der restaurirten Dekanalkirche in Eger wurde eine Adresse an Ihre k. k. Majestät die Kaiserin übersendet. Diese ist vom städtischen Sekretär Herrn Gruß verfaßt, Herr Professor Grueber in Prag entwarf die Skizze, und Herr Krause, Lehrer an der deutschen Oberrealschule, führte sie sehr hübsch aus. Die Adresse, prachtvoll gebunden, enthält zwei Blätter, wovon das erste das Innere der Dekanalkirche darstellt, aus welcher die Dankgebete für das Wohl Ihrer Maj. der Kaiserin und des gesammten österreichischen Kaiserhauses in arabeskenförmigen Verzierungen aufwärtssteigen; oben breitet ein Engel seine Fittige aus und spendet den Segen des Himmels über den österreichischen Doppeladler. Das zweite Blatt enthält den Text der Adresse und die Unterschriften.

Florenz. In einem Schreiben an die Redaktion der „Nazione" bittet ein Priester um Zusendung des Blattes; statt den Abonnementsbetrag einzusenden, verspricht er, für die Redaktion eine verhältnißmäßige Anzahl Messen zu lesen. Die Redaktion hat den Vorschlag angenommen.

Grulich. Am 14. December brach in der langen Gasse in Grulich Feuer aus, welches eine lange Reihe schöner Häuser mit allen darin aufbewahrten Wintervorräthen verzehrte. Der Schaden dürfte sich auf 50.000 Gulden belaufen. Die Entstehungsursache ist unbekannt.

Hermannstadt. In Siebenbürgen nimmt die Blatternepidemie in besorgnißerregender Weise überhand, so daß das Gubernium, wie „Korunk" berichtet, die Behörde angewiesen hat, für die Vornahme der Revaccination in den gefährdeten Ortschaften Sorge zu tragen.

Kosteletz. Daselbst entstand kürzlich vor der Kirche wegen zweier Dirnen eine Rauferei, die sich bis in die Kirche hineinzog, so daß die Kirchenwände mit Blut bespritzt wurden. Die Kirche wurde hierauf geschlossen und soll nun neu eingeweiht werden.

Kruman. Die hiesige Sparkasse erhielt die Ermächtigung zur Eskomptirung von Wechseln, welche nicht kürzer als vierzehn Tage und nicht länger als drei Monate laufen und mit den Unterschriften dreier anerkannten, sicheren Firmen versehen sind, von welchen wenigstens eine handelsgerichtlich protokollirt ist.

Leitmeritz. Der Ruhm unserer Stadt, der Ruhm des Aktienbieres nimmt immer weitere Dimensionen an. Selbst die Franzosen, die uns in Allem übertreffen wollen, erkennen ihre Ohnmacht rücksichtlich der Produktion eines guten Gerstensaftes und es werden aus Frankreich immer größere Bestellungen auf unsere Biere gemacht. Während also in der glänzendsten Stadt der Welt Leitmeritzer Bier getrunken wird, trinken die Leitmeritzer fremde Biere. Fällt Einem da nicht unwillkührlich der Satz ein: memo in patria propheta! —

Lemberg. Einen schrecklichen Mord hat in Lemberg ein achtzehnjähriger Knabe an seinem Vater, einem israelitischen Ochsenhändler begangen. Der junge Verbrecher hat, um Geld entwenden zu können, seinem

Digitized by Google

schlafenden Vater den Hals mittelst eines Rasirmessers durchschnitten.

London. In dem einzigen Monat November standen vor dem Central-Kriminalhof in London nicht weniger als 27 wegen verübter nächtlicher Raubanfälle in den Straßen Angeklagte, und 24 derselben wurden schuldig befunden und verurtheilt. In einer dreimal oder viermal größern Anzahl von Fällen konnte kein Verbrecher zur Haft gebracht werden. Und was das Beunruhigendste dabei? Fast alle zur Verhandlung gebrachten Fälle ließen auf ein Komplott, auf das Dasein organisirten Räuberbanden schließen. Bei mehreren dieser Ueberfälle wurden die Ausgeraubten lebensgefährlich verwundet.

— In England, dem Land der Preßfreiheit, existirt noch eine Censur — die Theatercensur. So unterliegen alle der heil. Schrift entlehnten Stoffe einem unerbittlichen Ostracismus; Rossini's „Moses in Egypten" mußte in Zoroaster, Verdi's „Nabucodonosor" in Nino umgetauft werden, ehe sie die Bretter betreten durften. Auch auf dem Gebiete der profanen Geschichte findet eine nicht minder strenge Censur statt. So z. B. konnte Scribe's bekanntes Stück „Das Glas Wasser" bisher in London nicht zur Aufführung gelangen, weil die Königin Anna darin auftritt und ihr zärtliche Gefühle zugeschrieben werden, die dem Oberkammerherrn, welcher die Theatercensur übt, für eine englische Königin höchst unpassend erscheinen.

Nürnberg. Am Ostbahnhofe zu Nürnberg ist ein großer Brand, bei welchem 22 Personenwagen verbrannten, ausgebrochen. Wie sich aus ämtlichen Erhebungen ergeben hat, ist der Brand durch Selbstentzündung der in der Remise aufbewahrten Putzwolle entstanden.

Paris. Am 30. November fand im Kaffeehause zum „Wilhelm Tell", Boulevard de Strasbourg ein „deutsches Studentenfest" statt. An 40—50 ehemalige „akademische Bürger deutscher Hochschulen" haben sich zu einem „Kommers" versammelt. Die nöthigen Waffen und allen Zubehör hatte man sich aus Deutschland kommen lassen. „Farbe" war schwarzrothgold, „Stoff" Bier. Prächtig klangen die alten, schönen Lieder, die Schläger kreisten, der „Landesvater" brauste, und für das Uhlanddenkmal wurde ein reicher Beitrag gesammelt.

— In Paris sieht man jetzt Damen mit Muffs von Fuchspelz, welche oben mit dem Kopfe dieser pfiffigen Bestie geziert sind. Es wird nicht lange dauern, so werden die Damen auch die Köpfe von Bären, Wölfen, Schakals und Hyänen auf sich herumtragen und somit wird auf den Boulevards eine wandelnde Menagerie zu sehen sein.

— Der deutsche Professor der Mathematik Faber hat ein merkwürdiges Instrument konstruirt, welches in Gestalt einer sitzenden Frau die Frauenstimme, namentlich in der höhern Lage, täuschend nachzuahmen versteht. Es ist nach dem physikalischen Princip des Kehlkopfs erbaut, der aus einer Röhre von Kautschuk gemacht ist. Die Stimme umfaßt zwei Oktaven und singt mit dem Ton der Klangfarbe und der Stärke eines schönen Frauenorgans. Das wäre Etwas für geplagte Theaterdirektoren.

Pisek. Am 12. December wurde vom k. k. Kreisgerichte in Pisek der Buchdrucker Herr Betterl wegen Uebertretung der Preßordnung zu einer Geldstrafe von 25 fl. verurtheilt.

Reichenberg. Der Weiser Pastor Herr Gustav Waiter wurde am 14. Decbr. zum Pfarrer der hiesigen evangelischen Gemeinde A. C. gewählt. Er nahm die Wahl an.

Teplitz. Zur Zeit der schönen Festtage des Jubiläums tauchte bei den Mitgliedern des hiesigen Musikvereines: „Sängerbund" der Plan auf, den Sympathien für den hiesigen Turnverein einen lebendigen Ausdruck zu geben. Am 7. December fand diese einfache aber herzliche Festlichkeit statt. Um acht Uhr Abends verfügten sich die Mitglieder des „Sängerbundes" in die Turnhalle. Nach gegenseitiger freundschaftlicher Begrüßung hielt das Vorstandsmitglied des Sängerbundes, Herr Kahlow, eine Ansprache über den Zweck der Festlichkeit und die Bedeutung der Turnerei, und übergab im Namen des Sängerbundes dem Turnverein die Büste „Vater Jahns", welche mit begeistertem „Gut Heil!" begrüßt wurde. Der Sprechwart Herr Perutz dankte im Namen des Turnvereines für die Ehrengabe. Nach der kurzen Dankrede, in welcher der Sprecher im Gegensatze zu den ungeschwächt gebliebenen Freundschafts-Gefühlen bei den Sängerbundes durch eine Variation über das bekannte Thema:

„Beim Teufel ist der Spiritus
Das Phlegma ist geblieben"

die Strohfeuerbegeisterung treffend charakterisirte, vereinigten sich die Mitglieder beider Vereine zu geselligem Verkehr.

Tetschen. Ueber das gesellige Leben in Tetschen ist nichts Neues und Besonderes zu berichten. Der Turnverein wird noch immer, wenn auch schwächer besucht, und der Gesangsverein läßt sich öfter in den dazu bestimmten Lokalitäten hören. Im gräflich Thun'schen Schloßtheater wird eine zweite Dilletantenvorstellung arrangirt, von welcher sich unsere junge Welt sehr viel Zerstreuung verspricht. In Bodenbach gibt Theaterdirektor Jezek, welcher unserem Publikum sattsam bekannt ist, in dem improvisirten Thaliatempel „zur Stadt Prag" Vorstellungen, und erfreut sich einer ziemlichen Beliebtheit.

Tübingen. Daselbst stand dieser Tage ein zwölfjähriger Knabe wegen versuchten Raubes vor dem Schwurgericht. Er hatte einem vierzehnjährigen Mädchen einen Kreuzer rauben wollen. Er wurde zu drei Monaten Gefängniß verurtheilt, die er in der Strafanstalt für jugendliche Verbrecher zu verbüßen hat.

Wien. Die Lagaristenkirche in Wien, welche am 7. December 1862 durch den Herrn Kardinal Rauscher eingeweiht wurde, ist mit Gas beleuchtet und zehn Kandelaber verbreiten ein imposantes Licht.

Digitized by Google

Literatur und Kunst.

Im Dirnböck'schen Verlage erschien die Jubiläumsausgabe des Taschenbuchs „Thalia", redigirt von Friedrich Steinebach. Dasselbe erscheint diesmal im 50. Jahrgange und ist Ihrer k. Hoheit der Frau Erzherzogin Hildegarde gewidmet. Unter andern finden sich darin nachgelassene Gedichte Castelli's unter dem Titel „Krinolinenlieder".

— Von Spitta's „Psalter und Harfe" ist in 20 Jahren die 25. Auflage erschienen.

— Von einem bekannten, gegenwärtig in Wien domicilirenden Schriftsteller werden demnächst „Burgtheater-Silhouetten" veröffentlicht, die nicht geringes Aufsehen erregen dürften.

— Gleich Heinrich Laube, von welchem demnächst im Feuilleton der „Presse" ein Roman veröffentlicht wird, arbeitet auch Ludwig Löwe an seinen „Memoiren", die jedoch erst nach seinem Tode im Buchhandel erscheinen dürften.

— Charles Boner, der Verfasser von „die Thiere des Waldes", ein Engländer, der mit deutschen Zuständen und deutscher Literatur gründlich vertraut ist, schreibt an einem Buche über das deutsche Zunftwesen.

— Martin Haug's „Untersuchungen über die heiligen Schriften der Poese und die Religion Zoroasters" machen in der Gelehrtenwelt Aufsehen.

— Herr Gonzalvis Dias, einer der namhaftesten Dichter und Schriftsteller Brasiliens, befindet sich derzeit in Dresden, um den Winter daselbst zuzubringen. Er hat die „Braut von Messina" in das Portugiesische übertragen.

— Karl Hugo, der „göttliche Parla", ist in Wien eingetroffen und gedenkt im Musikvereinssaale demnächst seine mimisch-tragischen Vorstellungen zu eröffnen.

— Herr Sontheim, der Tenorist par excellence der Stuttgarter Hofbühne, ist durch einen glänzenden Kontrakt für immer dem Institute erhalten. Er erhielt bei dieser Geiegenheit die große goldene Medaille für Kunst mit dem Bande.

— Die „Stumme von Portici" ist in Paris verboten worden: sie gab 1830 das Signal zur Revolution in Brüssel.

— Adolf Wolff, ein Deutscher, der seit lange in Paris lebt, hat ein neues Volksstück „L'homme du Sud" dort auf die Bühne gebracht, das sehr gefällt.

— Der Maler und Novarareisende Selleny ist in diesem Augenblicke mit den Kartons zu zwölf großen Gemälden beschäftigt, welche die bedeutendsten landschaftlichen Kontraste, die ihm während seiner großen Weltumsegelung aufstiegen, darstellen sollen. So wird man vulkanische Gebilde, wie die der Insel St. Paul im indischen Meer, neben einer großartigen Savannenlandschaft, den alten Hindutempel von Mahamalaipur neben einem aztekischen Baudenkmal und die Wunder stiller Oede neben der Darstellung geräuschvoller Städte erblicken. Wer die Geschicklichkeit Selleny's in der getreuen Wiedergabe des in der Natur Erschauten und in das künstlerische Bewußtsein Aufgenommenen kennt, der wird mit uns nur des Meisters Würdiges erwarten.

— Bei Karl Bellmann in Prag ist eine Folge „Prager Sagen" von dem bekannten Schriftsteller Weyhrother erschienen, die allgemeine Aufmerksamkeit erregen.

Empfehlungen.

Die Redaktion dieser Blätter hat sich entschlossen, in jeder Nummer dieser Zeitschrift eine eigene Empfehlungskolonne aufzunehmen, um ihren P. T. Lesern alle in den verschiedenen Journalen zum Kaufe angebotenen Artikel, von deren Vorzüglichkeit und Anempfehlungswürdigkeit sie sich überzeugt hat, bekannt zu geben und auf diese Weise indirekt die Käufer mit den bemerkenswerthen Verkäufern bekannt zu machen.

Da uns ein Hestchen Atteste über die Vorzüglichkeit und den Erfolg von G. A. W. Mayers weißem Brust-Syrup vorliegt, wollen wir mit diesem beginnen. Seit Jahren schon fabricirt G. A. Mayer in Breslau einen weißen Syrup, der als ein Hausmittel gegen Brustkrankheiten aller Art, sowie gegen Heiserkeit in unzähligen Fällen sich bewährt hat. Wir nahmen Einsicht in einige Hundert sehr ehrenvoller Zeugnisse, worunter sich welche von Personen aus allen Ständen und Klassen der bürgerlichen Gesellschaft, Männern der Wissenschaft und schlichten Bürgers- und Landleuten befinden, welche sämmtlich die Nützlichkeit dieses einfachen Mittels in größerer oder geringerer Ausdehnung rühmend anerkennen, und es dürfte gegen die Glaubwürdigkeit und Unparteilichkeit so vieler und so verschiedenartiger Zeugen kaum der leiseste Zweifel Platz greifen können.

Nachdem wir hiemit den Leidenden unseren guten Rath ertheilt zu haben glauben, wenden wir uns an die Gesunden, die gerade jetzt mit Einkäufen zum bevorstehenden Neujahr gewiß genug zu schaffen haben. Alle solche machen wir auf die Weihnachts- und Neujahrsausstellung der k. k. Hofgalanteriewaarenhandlung des W. J. Löschner aufmerksam, die sich durch eine besonders reiche Auswahl der neuesten Gegenstände in Porzellan, Bronze, Holz- und Leder-Galanteriewaaren, sowie der neuesten englischen, französischen und chinesischen Marmorgalanterie- und Luxuswaaren auszeichnet und wo gewiß Jedermann das seinem Geschmacke Zusagende finden wird. Sind aber die Geschenke für die lieben Kleinen bestimmt, denen eben die bevorstehenden Festtage mahre Freudentage werden sollen, dann wird Niemand fehlen, Hunka's Spielwaarenhandlung in der Eisengasse zu besuchen, wo eine Unzahl Puppen, Mama und Papa sprechend, die neuesten Melodions, Landschaften mit beweglichen Figuren und sehr viele belehrende Spiele zur Auswahl sich vorfinden und deren Preise im Verhältnisse zu der prächtigen Ausstattung gar nicht hoch gegriffen sind.

Digitized by Google

Selbstbewußtsein.

Sohn: Ist das ein Hundewetter, Vater, wir werden ganz naß!

Vater: Undankbarer Junge, schau Dir nur die andern Leute an, die sind noch viel schlimmer d'ran wie wir.

Sohn: Ich möcht' wissen warum?

Vater: Die Armen müssen zu Fuß gehen und wir fahren!

Korrespondenz der Redaktion.

Herrn Johann He..t in Rixdorf: Lesen Sie Mosenthals „Deutsche Komödianten", da werden Sie erfahren, daß Gottsched, der Mann der Form, der deutschen Dichtung wenig genützt hat, da er über der Form den Inhalt vernachlässigte. Ihnen scheint auch die Form das Höchste zu sein.

Herrn Josef Oh..e in Liboch: Für die letzte Sendung danken wir, bitte uns nicht zu vergessen.

Herrn Karl G. M. in Kaaden: Bitte, unser langes Schweigen zu entschuldigen und uns zu verständigen, ob der bewußten Unzukömmlichkeit abgeholfen ist. Betreffs Ihrer Manuskripte nächstens.

Herrn Ludwig H. in Elbogen: Haben Sie sich um eines Honorars willen Ihrer Gefühle entledigt? Jüngling, Jüngling, wie kann man von Honorar für ein Pensum sprechen? Doch darum keine Feindschaft nicht. Streben Sie wacker vorwärts, und wenn Sie etwa Gutes geschrieben haben, schicken Sie es ein.

Herrn Ernst H...a in Hradischko. Hundert Stück Briefpapiere kosten 1 Gulden. Visitzettel schickt man an keine Redaktion. Die Volkssage werden wir vielleicht verwenden, falls die Redaktion des gewissen mährischen Blattes uns nicht gar zu starke Konkurrenz macht. Sollte dies der Fall sein und wir nicht in jeder Beziehung ganz nach Gefallen darüber verfügen können, steht sie zu Ihren Diensten.

Herrn Emil D...ze in Leipzig: Viele Wünsche zum neuen Jahr. Auf Ihre Fragen ließe sich viel antworten, demnach soll es so bald als möglich brieflich geschehen. Wir bitten nur noch um eine kleine Geduld.

Herrn Josef K...er in Ober-Rokitnitz: Sie haben Recht, es ist noch kein Meister vom Himmel gefallen. Sie scheinen auch nicht gefallen zu sein. Mit Ihrem „Gericht" gehen wir nicht gar zu strenge in's Gericht, wir wollen, wo wir Eifer sehen, nicht verdammen, nur rathen wir Ihnen, in Zukunft Papier nicht „Pappir" zu schreiben, es könnte ein schiefes Licht auf Sie werfen.

Digitized by Google

Feuilleton.

Anch' io sono pittore!

Im Jahre 1862 wurde in Leitmeritz ein Heftchen Gedichte, verfaßt von K. Beenth, gedruckt, von denen wir einige unseren Lesern unmöglich vorenthalten können, da sie den Beweis liefern, was Alles auf dem Felde der Poesie geleistet wird, und wie Recht der große Dichter hatte, als er sang:

Singe, wem Gesang gegeben,
In dem deutschen Dichterwald! —

Das nachfolgende Gedichtchen dürfte besonders für die Damen von Interesse sein, da die Begeisterung des Dichters (?) Bernth ihnen ein Recept auf Faschingskrapfen entdehrlich macht. Es heißt:

Die Faschingskrapfen.

Der Fasching ist herangerückt,
Ein Jedes freut sich gern,
Zum Krapfenbacken man zuschickt,
Rosinen Mandelkern!

Auch Zucker, Butter, Mehl und Ey,
Und man sonst nöthig hat,
Schafft manches Haus in Menge bei,
Zum Krapfenfabrikat.

Mit Milch und Hefen wird gerührt,
Das Mehl zu einem Teig.
Der aufgetrieben wird geschmiert,
Mit lauter gutem Zeug;

Als Zwetschen, Himbeer'n, Mohn, Rivis,
Dann echtem Punsch und Wein
Mit solcher Fülle sind gewiß,
Die Krapfen gut und fein.

Nun auch das Feuer lodernd knackt
Und brennt im Ofenraum,
Bei welchem man die Krapfen backt,
In heißer Butter-Schaum.

Und wenn sie ausgebacken sind,
Dann nimmt man sie heraus,
Und sind sie rösch und nicht zu lind;
So sind sie gut zum Schmaus.

Besonders wenn man sie bestreut,
Mit Zucker reichlich noch,
Wer solche Krapfen Gästen beut,
Der leb' im Fasching hoch!

Wer solche Krapfen gern genießt,
Und manches And're noch,
Dabei der Armen nicht vergißt,
Leb' auch im Fasching hoch!

Im Geiste der Dichtung fortfahrend, möchten wir nach nachfolgende Strophe beigefügt sehen:

Mißlingt die Krapfenbackerei
Verdirbt man sich den Ma-
Gen und es wird Einem dabei
Wie nach den Versen da! —

Humoristische Weltgeschichte.

Vorgetragen von Professor Wischi-Waschi.

Erste Vorlesung.

Man kann die Weltgeschichte ein Sittenzeugniß der Welt nennen, denn gerade so wie bei einem Zeugniß schweigt auch die Geschichte über Alles, wovon sie nichts weiß, verschweigt, wovon sie nichts wissen will, und spricht sehr viel über Dinge, die mitunter gar nicht der Rede werth sind. Wir Menschen sind durch die Erfahrung dahin gekommen, auf Zeugnisse nicht viel zu geben, und gerade so halten es auch die Völker mit der Geschichte.

Im gewöhnlichen Leben hat jede Geschichte einen Anfang und ein Ende. Die Weltgeschichte hat keinen Anfang und kein Ende, und Alles, was dazwischen liegt, wird in 4 Zeitabschnitte abgetheilt und zwar:

Erster Theil: Alterthum. Dieser Theil umfaßt die Zeitperiode, von der man nichts Rechtes weiß.

Zweites Theil: Mittelalter. Diese handelt von jenen Begebenheiten, von denen man nichts wissen will.

Dritter Theil: Neue Zeit. Diese umfaßt die Zeitperiode von der man nichts wissen darf, und

Vierter Theil: Unsere Zeit enthält Begebenheiten, von denen man Anstands halber nicht gerne spricht.

Digitized by Google

Auch wir werden uns bei Behandlung unseres Stoffes an diese logische Eintheilung halten und hoffen, daß unsere geehrten Zuhörer, wenn sie unseren Vorträgen bis zu Ende beigewohnt haben, in der Geschichte eben so bewandert sind wie die Schülerinnen der höheren Töchterschulen, denen die Geschichte ihrer Nation Morgens, Mittags und Abends auf's Brod geschmiert, auch mitunter zur Jause gereicht wird, damit sie als vollendete Kosmopoliten Alles verachten, was nicht derselben Erdscholle entsprungen ist, wie sie.

Ehe wir weiter gehen müssen wir anfangen. Ehe die Geschichte anfing, mußte die Welt da sein; diese mußte aber, wenn sie nicht da war, geschaffen werden, und so wollen auch wir, nicht etwa die Welt schaffen, denn dieses dürfte uns, trotzdem die europäischen Verhältnisse viel Urstoff zur Gründung der Welt enthalten, nicht gelingen, sondern der Sagen Erwähnung thun, welche über die Weltschöpfung existiren.

Die ausführlichste und älteste ist die Sage der Inder, trotzdem man bei Betrachtung unserer Verhältnisse glauben sollte, daß die Sage der Ultras älter wäre, deren historische Rechte noch weit hinter die Weltschöpfung zurückreichen sollen. Die Sage der Inder erzählt:

Als der große Geist noch allein da war und Nichts außer ihm; da faßte er den Entschluß, aus Nichts eine mit vernünftigen Wesen erfüllte Welt zu schaffen. Ich erinnere abermals, daß dies nicht von unserer modernen Welt gilt, da sonst der Ausdruck „vernünftige Wesen" angefochten werden dürfte. Zu diesem Zweck machte er zuerst die vier Elemente: Erde, Luft, Feuer und Pilsner, u. z. die Erde, damit Erdäpfel wachsen können, die Luft, damit auch die deutschen Dichter etwas zum Leben hätten, Feuer, auf daß die Assekuranzen existiren könnten, und Pilsner, damit man zur Einsicht komme, wie schlecht das gewöhnliche Bier sei. Um die Elemente zu scheiden, nahm er eine gezogene Kanone und blies dadurch auf das Pilsner, so daß daraus eine große, runde Blase entstand, klar und durchsichtig. Diese Blase war das Firmament, der Schaum wurde zu den sogenannten Schäfchen verwendet, welche ursprünglich allein am Firmamente dagirten, bis sie durch eine eigene Himmelspolizei als Vaganten aufgegriffen und abgeschoben wurden. Seitdem sind auch die Sterne am Himmel zu sehen. Der zurückgebliebene Bodensatz wurde zu einer Kugel geformt und das ist die Erde. Die alten Inder wußten demnach schon, daß die Erde kugelrund sei, und sich drehe, während es noch viel später Leute gab, die bewiesen wollten, daß sie nicht vom Flecke kömmt.

Zuletzt wollte der große Geist auch vernünftige Wesen erschaffen. Auf seinen Befehl stieg der Mensch aus der Erde empor, zuerst mit dem Kopfe, da es unanständig gewesen wäre, mit einem andern Körpertheile voraus zu kommen. Hierauf erhielt er Leben und es wurde ihm als Präservativ gegen die lange Weile eine Gefährtin geschaffen. Diese ersten Menschen erhielten die Kraft zur Selbsterfortpflanzung und so bekam denn auch das Weib vier Söhne, Brammon, Kutteri, Schudderi und Wise. Diese vier Männer sollten sich trennen und die Welt nach allen vier Weltgegenden hin bevölkern. Sie erhielten demnach ordnungsmäßige Legitimationskarten und gingen. Getrieben von innerer Sehnsucht, fanden sie die ihnen bestimmten weiblichen Wesen, aber nur Brammon und Schudderi konnten sich friedlich in den Besitz derselben setzen. Kutteri fand Widerstand, und erst, nachdem er sich mit ihr in einem fürchterlichen Gefechte drei Tage lang herumgeschlagen hatte, stifteten Beide einen ehrlichen Bergleich unter sich. Daraus läßt sich schließen, daß Kutteri nicht nach Deutschland gekommen sein muß, denn unsere Mädchen sind gar zu gut, um sich drei Tage lang schlagen zu lassen, ehe sie heiraten. Wise hatte das Unglück, daß seine bestimmte Frau ihn nicht leiden konnte, was um so fataler war, als dazumal noch keine Hausfreunde erfunden waren. Diese vier Paare bevölkerten die Erde. Aber ihre Nachkommen wurden gottlos und der große Geist beschloß sein Werk zu vertilgen. Er ließ aus dem Pilsner Firmament Wasser herabströmen, das die Menschen unter seinen Fluthen begrub. Seit jener Zeit ist Wasser im Pilsner eine Strafe. Um jedoch das große Quartier nicht leer stehen zu lassen, wurde Brama, Wischau und Kudderi geschaffen und ohne Staatsprüfungen zu Beamten gemacht, so zwar daß Brama den Auftrag erhielt, Menschen zu erschaffen, Wischau, sie zu erhalten und Kudderi, sie zu vernichten. Diese Sage liefert auch den Beweis, daß bei den Indern die Menschen der Beamten wegen und nicht die Beamten der Menschen wegen erschaffen worden sind. Brama that seine Schuldigkeit, er schuf, was das Zeug hielt, so daß Wischau und Kudderi ihm kaum nachkommen konnten, da damals weder ein Konsumvereein noch auch die Civilisation existirte und die Beiden Mühe hatten, die Geschaffenen zu erhalten und zu vernichten.

Die nächst bedeutendste der Sagen über die Entstehung der Welt ist die der Griechen. Ihr höchstes Wesen war die Natur, diese schuf Götter, die Götter verhandelten sich mit niederen Geschöpfen und wurden Halbgötter, und so ging das fort, bis endlich die Dienstmänner an die Reihe kamen. Das Urelement der griechischen Welt war die Natur oder das Chaos, und dieses Urelement scheint sich auch noch bis auf den heutigen Tag bei den Griechen erhalten zu haben. Aus diesem Chaos entstand nach und nach die Welt und dajumal ohne französische, englische und russische Intervention.

Wir wollen gleich hier die Götterlehre der Griechen ein wenig näher in's Auge fassen und hiedurch dem Zeitgeiste Rechnung tragen, welcher ebenfalls die griechische Angelegenheit in den Vordergrund gestellt hat. Die Götter der Griechen waren früher menschliche Wesen, sie hatten menschliche Leidenschaften und Schwächen, aßen und tranken sehr gut, ihr Braten hieß Ambrosia und ihr Bier hieß Nektar, welcher von einem Kellerjungen Namens Ganymed kredenzt wurde. Dieser errichtete später ein Hotel „zur Milchstraße" und sah stets ausgewählte Gesellschaft bei sich.

Zeus war der Gott des Himmels und der Erde, der Vater und Beherrscher der übrigen Götter. Hier muß ich gleich auf eine Unrichtigkeit in der Götterlehre aufmerksam machen, da Zeus weit mehr Beherrscher, als Vater war, ja in vielen Fällen nicht einmal Vater sein wollte. Er war ganz in Trikot gekleidet, trug einen Purpurmantel, hielt einen französischen Adler in der linken, eine Anzahl Motivartikel in der rechten Hand, welche auf griechisch „Blitze" hießen. Sein Privatdiener war ein lebendiger Adler, der noch heutzutage ausgestopft im Pariser Museum zu sehen ist.

Here, Schwester und Gattin des Zeus, galt als Königin des Himmels und der Götter, war es aber in Wirklichkeit sehr selten, da Zeus zarte Bekanntschaften über Alles liebte. Im Besonderen war Here die Schutzgöttin der Ehe. Das hatte die griechische Himmelskönigin mit den irdischen betheirateten Weibern gemein, und mit Rücksicht auf ihre Gatteneroche war sie eine Legitimistin comme il faut. Diese Beiden führten nun ein Leben wie die Götter, er machte Seitensprünge, liebte die Maskenbälle, verkleidete sich sogar in einen ganz gewöhnlichen Ochsen, und sie hielt Gardinenpredigten, auf die er meistentheils nicht hörte. Ob sie von Geburt eine Spanierin war, weiß ich nicht, sie fuhr meist in einem zweirädrigen Phaeton, vor welchen zwei Pfauen gespannt waren, spazieren und hielt wie ihr Herr Gemal einen französischen Adler in der Hand. Krinoline trug sie keine, erfand sie auch nicht.

Poseidon, Bruder des Zeus, ein trockener Patron und Gott der Meere, von Geburt ein Engländer. In einfache Schwimmhosen gekleidet, fuhr er in einer Dampfmuschel spazieren und hatte eine Mitgattin als Spazierstock. Ihm umgaben meist sehr unanständig gekleidete Damen, welche in ihren freien Stunden Flußgöttinnen waren, und von Austern lebten.

Herrn von Zeus ältester Sohn hieß Ares und war Oberlieutenant der himmlischen Armada. Er fuhr in einem Geschützkastrn, hielt in einer Hand eine Fackel, in der andern sein Schild, und schwang überdies eine Lanze, womit er das that, weiß man nicht. Er hatte einen Dragonerhelm und blitzblaue Aufschläge am Waffenrock.

Digitized by Google

Demeter war eine ältere Schwester des Herrn von Zeus und Schwägerin der eigenen Schwester Here. Ihr Departement war die Erde, und sie Beschützerin der Erdäpfel.

Hestia, eine Schwester Zeus und Olympische Hofköchin. Sie hatte das Feuer unter sich, aber kein Kohlenfeuer, wie dies die Grünzeugweiber zu haben pflegen, sondern das göttliche Feuer, welches mit Manuskripten begeisterter Poeten genährt wurde. Es ist sehr zu bedauern, daß diese Göttin in unserer manuskriptenreichen Zeit zeitlich pensionirt worden ist.

Hephästos, dessen Mama Here, dessen Papa aber der Herr von Zeus nicht war, Gott des Feuers, von dem wir nicht weiter reden wollen, da uns der Respekt vor Frau Here verbietet, diese Kinderei aufzuwärmen.

Athene, auch unter dem Namen Pallas bekannt, Blaustrumpf, Mitarbeiterin der himmlischen Presse und des Musenalmanachs, kam auf eine ganz merkwürdige Weise auf die Welt, indem sie ihrem Papa aus dem Kopfe sprang. Herr von Zeus muß demnach ein sehr offener Kopf gewesen sein. Sie war sehr gescheit und blieb ledig.

Hermes, Sohn des Zeus, Gott der erfindenden Kraft, Oberkondukteur der himmlischen Eisenbahnen und Vorstand der olympischen Handels- und Gewerbekammer, redigirte ein Handelsblatt unter dem Namen „Merkur".

Apollon, auch unter dem Namen Phöbus bekannt, Sohn des Zeus, Gott der Sonne, Direktor des himmlischen Landestheaters, Beschützer des Bogenschießens und Major des bürgerlichen Scharfschützenkorps im Olymp. Sein Personale bestand aus nachfolgenden 9 Mitgliedern: Frl. Klio (Muse der Geschichte), Anstandsdame; Frl. Kalliope (M. der Redekunst), komische Alte; Frau von Melpomene (M. der Tragödie), erste Liebhaberin; Frl. Thalia (M. der Komödie), Lokalsängerin; Frl. Erato (M. der Liebesdichtung), Nebenrollen; Frl. Euterpe (M. der Tonkunst), erste dramatische Sängerin mit 24.000 Jupiterd'ors engagirt; Frl. Terpsichore (M. der Tanzkunst), erste Koloraturtänzerin; Frl. Polyhymnia (M. der Gesangskunst), zweite erste Sängerin, Frl. Urania (M. der Himmelskunde), pensionirt.

Chor und Ballet bestand aus disponiblen kleineren Göttinnen.

Artemis, auch Diana genannt, Tochter des Zeus, Beschützerin des Mondes und der Jagd, eine saubere Dame, von der wir nicht weiter reden wollen.

Aphrodite, Tochter des Zeus, Beschützerin der Liebe und ihrer Freuden.

Hades, Bruder des Zeus, Gott der unterirdischen Räume, Beherrscher der Unterwelt, ein schrecklicher Patron, der diele Schwiegermütter (Erinnyen) und einen dreiköpfigen Pintsch mit Namen Kerberos in seinen Diensten hatte. Kam Jemand in sein Reich, wurde er zu seinem Portier, Namens Radamanthos geführt, der eine Freude daran hatte, die armen Seelen zu quälen. So mußten z. B. die Gebrüder Danaiden, eine anerkannte Firma, welche fallirt hatte, die höllischen Finanzen besorgen, und Geld in eine bodenlose Kasse, die man das Faß der Danaiden nannte, schöpfen; Prometheus, ein braver junger Mensch, welcher sich unterstanden hatte, seine Cabanos an der Sonne anzuzünden, war an einen Berg geschmiedet und mußte sich gefallen lassen, daß ein lebernknödelsüchtiger Adler ihm an der Leber zupfte. Des armen Tantalos will ich nicht weiter erwähnen, denn es ist ohnedies Jedermann bekannt, wie der Arme im Rohre saß und keine Pfeifen schneiden konnte.

So hätte ich Euch, geehrte Leser, in Umrissen die Götterlehre der alten Griechen skizzirt, und werde das nächstemal zur ältesten Geschichte der ältesten Völker übergehen, und mit den Egyptern beginnen. Ich hoffe, daß Euch mein heutiger Vortrag gefiel, und wünsche Euch das nächstemal recht zahlreich versammelt zu finden.

(Fortsetzung folgt.)

Humoristisches.

Mittel gegen die Seekrankheit. Man lasse sich bei der deutschen Flotte anstellen.

Das vorzüglichste Präservativ gegen die Cholera. Man nehme in den von der Cholera heimgesuchten Orten einen Korb unreifer Pflaumen, zwei kleingeschnittene rohe Gurken, menge Beides in eine Maß sauergewordenes Bier, und flöße diese Substanz in vorbezeichneter Portion — einem Andern ein.

Kleine Prager Chronik.

Da wir keine Entschuldigungskarten gelöst haben, dürfen wir auf das Neujahr nicht vergessen, um unseren geschätzten Lesern die besten Glückwünsche darzubringen. Indem wir versichern, hiezu einen schwarzen Frack und weiße Handschuhe angezogen zu haben, was wir über Aufforderung zu beweisen im Stande sind, setzen wir uns in Positur und fangen an: Gesegnetes neues Jahr! Wir wünschen, daß mit dem Silvesterabend alle Sorgen und Leiden unserer Leser verschwinden mögen, daß die Alten Jugendkraft und die Jungen das Alters Weisheit erlangen, vor Allem aber wünschen wir Jedermann ein Paar gute Augen, die ohne Brille die kommenden Ereignisse betrachten können, denn es wäre unklug, die Augen zu bewaffnen, wenn man doch die allgemeine Entwaffnung anstrebt. Den Eheleuten wünschen wir ein neues Toleranzpatent, und den Ledigen vollkommene Amnestie, den Frauen und Mädchen rathen wir an, den kurzen Fasching gut zu benützen und den Ehemännern und sonstigen Maskulinums gratuliren wir dazu, daß der Fasching so kurz ist. Zwar ist das beginnende neue Jahr nur ein gemeines, aber seine Gemeinheit besteht eben nur darin, um einen Tag kürzer zu sein, als ein nicht gemeines Jahr, und solche Gemeinheit kann man sich schon gefallen lassen. Wie froh wäre man z. B. in gewissen Versammlungen, wenn die Reden der Mitglieder gemein in diesem Sinne wären, während man aus lauter Roßleße das Opfer des modernen Parlamentarismus wird, und ellenlange Reden verdauen soll, die auch nicht ein Atom Nahrungsstoff in sich haben und höchstens den Magen zu verderben geeignet sind. Was steht uns wohl in diesem neuen Jahre bevor? Wir wollen das Beste hoffen, und versprechen allen Lesern, die sich auf die Erinnerungen prännmerirt haben, zufriedene und angenehme Stunden. Was braucht der Mensch mehr, um glücklich zu sein? Ein seliger Augenblick wiegt Jahre des Schmerzes auf, und demnach sollte es Niemand unterlassen, ein Journal zu halten, dessen höchstes Ziel die Beglückung seiner Leser ist. Auch sind die Mittel, die wir zur Erreichung dieses Zweckes gebrauchen, harmlos und unschädlich, Scherz, Witz, hie und da ein Bischen Satyre schadet weder uns noch den Lesern, welche zu ihrem Glücke gewiß nicht nothwendig haben, daß wir uns einsperren lassen, oder gleich jenem Wiener Feuilletonisten Attentate auf die Backen eines Banknotenherodes verüben. Doch nun genug der Einleitung und kommen wir zur Sache, das ist zur Chronik der welterschütternden Prager Ereignisse. Von den Schicksalen des verhängnißvollen deutschen Liedes im böhmischen Interimstheater wollen wir schweigen, sie sind allgemein bekannt und gehören bereits der Geschichte an. Eine andere Geschichte ist das Gastspiel der Spanierin Olivera in demselben Theater, deren Tänze wahrscheinlich vom Dramaturgen in's Böhmische übertragen worden sind, damit nicht wieder ein neuer Anlaß zu Mißhelligkeiten daraus entstehe. Die Uebersetzung schien aber uns und vielen Andern nicht gelungen zu sein, denn der Tanz der genannten Sennora war noch immer sehr spanisch. In einem gewissen Kaffeehause, das mehr einer Börse als einem Unterhaltungsorte gleicht, wird von Neujahr eine neue Berechnung des Genossenen eingeführt. Der Gast wird Alles nach dem Kurse zahlen. „Kaffee 66½, Zucker 80, Rahm 32¼, Kipfeln 28" so wird es ungefähr lauten und man

Digitized by Google

spricht bereits davon, einige Sensale zum Abschlusse dieser Kaffeebörsengeschäfte zu bestellen. Anwesend werden gewiß mehrere sein. Das im Cirkus vordem Neustädter Theater neulich verlorste Pferd hat seine Schuldigkeit gethan. Der Gewinner, so heißt es, hat die ganze Gesellschaft zu einem Mahle geladen, wobei der Champagner in Strömen geflossen sein soll. Das Pferd jedoch hat er zum Andenken an dieses äußibitrische Souper behalten. Daß das Festmahl zur allgemeinen Zufriedenheit ausgefallen sein muß beweist, daß abermals ein anderes Rößlein ausgelost werden soll. O möchte es doch wieder in die Hände eines Dankbaren fallen. Dem Lokalnotizensammler eines hiesigen Blattes ist vor Kurzem ein fataler Streich gespielt worden. Dieser hoffnungsvolle Journalist streift Gasse auf, Gasse ab, geht aus einem Gasthaus in's andere, um nur etwas Neues zu erfahren und seiner kontraktlichen Verbindlichkeit, um Alles in der Welt Neuigkeiten zu schaffen, entsprechen zu können. Eines Abends trat er zu eben diesem Zwecke in ein Bierhaus ein, und verschaute sich hinter einer Halbe Lager, hinter welcher lediglich die gespitzten Ohren hervorsahen, als ein Paar Spaßvogel seine Anwesenheit bemerkten und eine recht abenteuerliche Geschichte von Raub und Mord zu erzählen begannen. „Warum nicht gar!“ „Nicht möglich!“ hieß es ringß im Kreise und Alles schien zu staunen. Unser Tages- oder vielmehr Stundenliteral ließ sein Bier im Stiche und brachte brühwarm ein Referat über den fürchterlichen Raub, das der Redaktion die Annehmlichkeit verschaffte, widerrufen zu müssen. Seit jener Zeit fühlt sich der junge Mann sehr unglücklich, da er seinen eigenen Ohren nicht mehr traut, welche ihm bisher so gute Dienste geleistet hatten.

Unser Vereinsleben ist ein sehr lebhaftes. Es gibt beinahe mehr Vereine in Prag als Einwohner, und wo man geht und steht, stolpert man über ein Paar Vereinspräsidenten, denen man ihre Würde gar nicht ansieht. In dieser großen Vereinslust liegt aber in Wirklichkeit so viel Zersplitterungsgeist, daß man bald zwischen lauter Vereinen isolirt dastehen und vor lauter Bäumen den Wald nicht sehen wird. Feiern und Festlichkeiten jagen einander, berechtigt und unberechtigt dienen sie dazu, die Unternehmer berühmt zu machen, falls man eine Erwähnung in einem oder dem andern Blatte für Ruhm nehmen will. Es wäre kein schlechtes Geschäft, einen Vereinsfestkalender aufzulegen, in dem, wenn wir Deutschen den Manen aller unserer berühmten Männer gerecht werden wollten, es mehr Festtage geben würde, als im antijosefinischen Kalender gewesen sind. Darum, Ihr Herren, seid mäßig und vergeßt über den vielen Feiern nicht die Werkelage, welche dazu dienen sollen, durch die That unseren gefeierten Heroen nachzufolgen und beizutragen zur Erreichung des von ihnen angestrebten Zieles! — Unser Theater brachte uns in der letzten Zeit wenig Neues. Die Benefitvorstellung des Herrn Harry Meyer war aus drei kleinen Stückchen zusammengesetzt, deren erstes „der Paria“ für uns zu exotisch, deren zweites „Im Vorzimmer Seiner Excellenz“ für Jedermann viel zu langweilig ist, während das dritte „Die Wiener in Paris“ einer Zeit angehört, die der gegenwärtigen geradezu entgegengesetzt ist. Von einem Künstler, wie Harry Meyer, hätte man jedenfalls eine bessere Auswahl erwarten können, und die größeren Kosten einer angeschafften Novität wären gewiß durch eine größere Betheiligung des Publikums aufgewogen worden, da der Beneficiant wissen oder wenigstens von seinen Kollegen erfahren konnte, wie sehr wir gewohnt sind, daß die Benefitevorstellungen unserer ersten Mitglieder uns gediegene Novitäten bringen. Ueber die neue Oper „Concino“ von Löwe werden wir das nächstemal berichten.

Gegensätze.

Aufgaben.

Die Namen derjenigen unserer P. T. Leser, welche die richtigen Gegensätze der weiter unten angeführten Worte einsenden, werden im nächsten Hefte zugleich mit der Auflösung veröffentlicht.

1. Fußadarlaß.
2. Bleib' hier!
3. Naturanlage.
4. Mann Kaffee?
5. Fächer.
6. Liebe nicht Strohlager!
7. Schmaucht sie?
8. Ohrfeigt sie?
9. In der Höhle, o!
10. Talent stark.
11. Lag fallch.
12. Kochtisch.
13. Fern vom Wasser.
14. Erbse unter den andern.
15. Goldschnitt.

Preis-Rebus*).

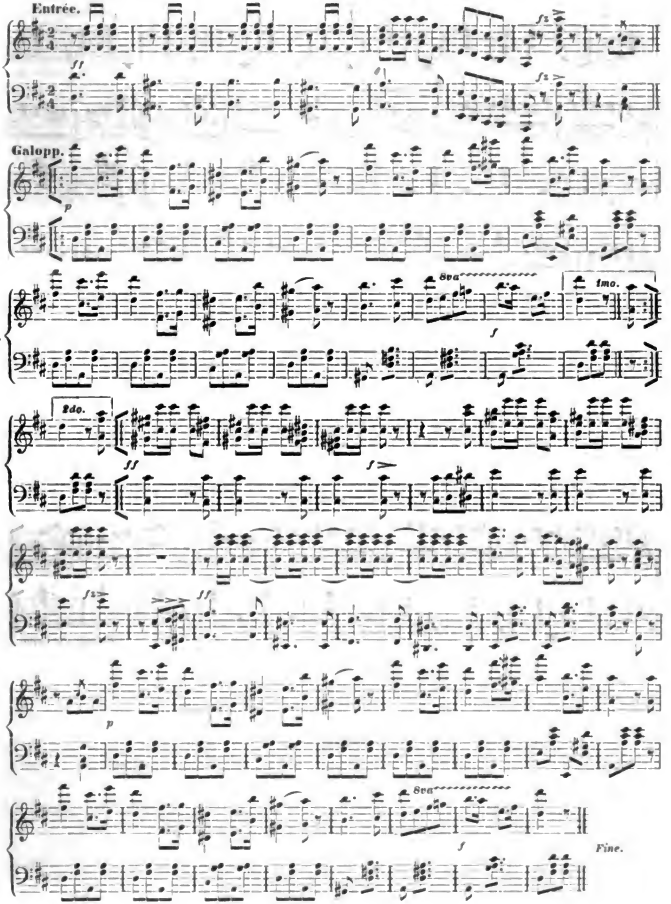
*) Derjenige unserer P. T. Herren Leser, welcher der erste die richtige Auflösung dieses Rebus der Redaktion frankirt einsendet, erhält ein Exemplar von Dr. Gindely's ausgezeichnetem Werke: Kaiser Rudolf II und seine Zeit. I. Band.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Papier und Druck des art.-typ. Instituts von Carl Bellmann in Prag.

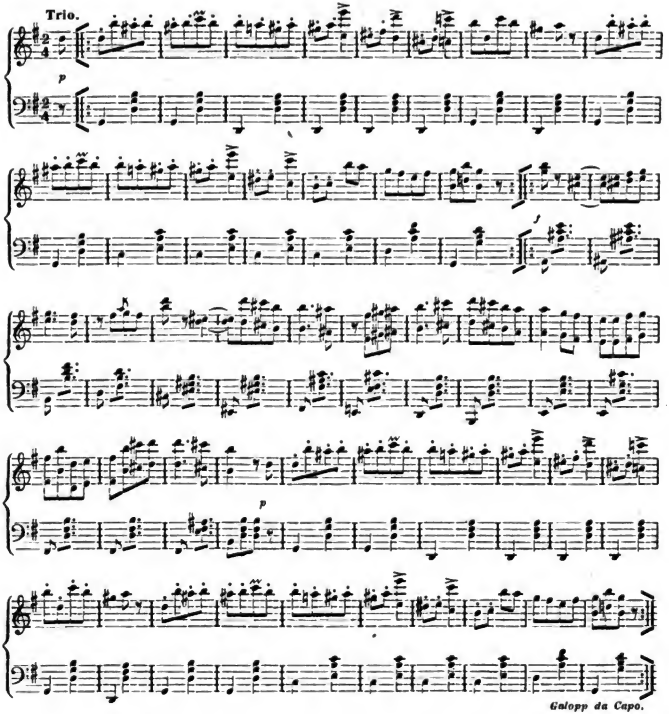
Digitized by Google

Musikalisches Album der „Erinnerungen."

Vereinsball-Galopp von Franz Michel.



Digitized by Google



Digitized by Google

Erinnerungen.

Illustrirte Blätter für Ernst und Humor.

Band 83. (Drei und vierzigster Jahrgang.) **Heft II.**

Ein deutſcher Krieger.

Novelle von Karl Viktor Hansgirg.

(Fortſetzung.)

Viertes Kapitel.

Der Ausflug nach dem Schloſſe Lindholm.

Ein offener Wagen, dem ſtattliche Pferde in blendenden Geſchirren, geſchmückt mit ſilbernen Wappenſchildern der Lindholms, vorgeſpannt waren, holte Emerenz beim erſten Morgenſtrahle zur Partie ab. Sie wurde von Elsbeth unter umſtändlichen Segenswünſchen in den Wagen gehoben. Es war noch lautlos auf den Straßen. Der Roſſelenker bog jetzt nach dem Esmarch'ſchen Landhauſe ein, vor deſſen Portal Lieutenant Viktor von Lindholm auf einem lieblichen Apfelſchimmel ſich in Lançaden verſuchte.

„Guten Morgen, mein Fräulein!" war die gemeſſene Begrüßungsformel Viktors an Emerenz. Kalt und ſelbſtbewußt ſaß er in ſeinem Sattel. Emerenz dankte ſtumm. Lindholm knüpfte ein förmliches Geſpräch an, deſſen Stoff die Landpartie war, und vermied abſichtlich jede auf das frühere innige Verſtändniß mit dem Hauſe Krippmann bezügliche Hindeutung. Dieſes erweckte in Emerenz äußerlich Kälte, innerlich Abſcheu gegen den abtrünnigen Freund. Bald ward die Spannung durch den Hinzutritt der Familie Esmarch behoben. Eglantine näherte ſich ſcherzend dem Pferde und ſtrich ihm mit einem Anflug von Emancipationsideen wohlgefällig die Mähnen. Die Wagenpferde griffen aus, in die heitere Morgenluft wiehernd,

neben dem Wagen galoppirte Lindholm, er wandte seine Blicke und Worte beinahe ausschließend Eglantinen zu. Diese Wandlung Viktors mußte dem unbefangenen Beobachter billiges Staunen entlocken, leider war aber in dieser Gesellschaft Niemand unbefangen. Jahre lang im Hause Esmarch heimisch — hatte Lindholm sich niemals mit unmittelbarer Aufmerksamkeit an Eglantine gewandt, und diese letztere damit immer nur geprunkt, für Emerenz den Elephanten zu spielen. Man gefiel sich sogar darin, von antipathischen Regungen zu sprechen. War Viktor gegen Eglantine sonst ausnahmsweise höflich gewesen, so karikirte er seine Zuvorkommenheit und geißelte ihre Gefallsucht bald laut, bald geheim ihr in's Angesicht, so wie hinterrücks. Nun war auf ein Mal von alle dem keine Spur.

Die schöne Maisonne hatte für den glänzendsten Goldschnitt gesorgt, mit dem sie unter lichtblauem Himmel die Bäume und Gestrüppe beränderte. Die Fahrenden streiften einen ewigen Blüthenregen von den Aesten herab. Erst ging die Fahrt an der üppigsten Weinbergen vorüber, längs der Landauer Straße. Die frischen Laubguirlanden schlangen sich an den milden Hängen nicht blos auf Pfählen zu zeilenweisen Spalieren empor, sondern bildeten, unter einander wieder verbunden, jene schön gewölbten niederen Laubengänge, welche der Weinbauer in dieser Gegend „die Kammern" heißt. Im Osten öffneten sich zuweilen die sanften Hügelwellen gegen die Rheinebene im blauen Dufte, und da sah man in dämmernder Ferne durch einzelne Thälereinschnitte das Silberband des mächtigen Stromes glitzern. Hie und da zog sich auch Wald, Wiese und Feld in wechselvoller Farbe und Form an die Weinberge hinan. In ein solch' herrliches Seitenthal nächst Landau lenkte unsere kleine Landpartie von der Straße nach den Rheinufern ab. Unterhalb Germersheim harrte ein blumen- und bändergeschmücktes Schifflein der Gesellschaft. Der stämmige Fährmann ließ fröhlich schon von fern eine Fahne flattern, um den Gästen seine Bestimmung kenntlich zu machen. Diese Vorbereitungen hatten weit eher das Gepräge eines feierlichen Empfanges, als einer improvisirten Landpartie. Das Ehepaar Esmarch, er weltmännisch gewandt, sie voll künstlichen Anstandes, schien geschmeichelt, Eglantine geruhet, Emerenz nachdenklich. Viktor spielte unabläßig den zuvorkommenden Hausherrn. Das weiße Segel, mit flatternden Bändern geschmückt, blähte sich von fern auf dem lichtblauen regen Spiegel des Rheines wie ein gezierter Schwan ihnen entgegen. So schwammen sie unterhalb Germersheim stromaufwärts gegen Rheinzabern, jener anmuthigen Windung des Rheines entgegen, wo er ein etwas verschobenes Delta bildend in zwei Arme sich theilt, um ein Stück Festland wie eine Insel zu umschlingen.

Soeben schwamm an ihnen das Dampfschiff gleichfalls stromaufwärts wie ein mächtiger Delphin vorbei. Am Deck stand ein junger Mann in österreichischer Uniform, ein Lieutenant der Linie. „Heinrich von Dornwall!" rief ihm Viktor vom Schiffe zu.

„Grüß Gott, Viktor! Es geht nach Italien!"

Der schöne junge Mann hatte bei Allen Eindruck gemacht und als nun gar der Name Heinrich von Dornwall erklang, da war er gleich gefannt. Es war jener blonde, treue, blauäugige Heinrich, welcher vor Jahren in Esmarchs Institut gewesen. Er gehörte einer württembergischen Familie an, übertrat aber in den jüngsten Tagen in die Armee Oesterreichs, und sollte unter Clams Korps, welches eben in Eilmärschen über Baiern und Tirol nach Italien marschirte, kampfbereit sein. In München mußte er es treffen.

Emerenz beugte sich über das weiße Segel hinüber, nicht ohne Interesse ihrem Spieikameraden nachblickend. Von ferne noch winkte er der Gesellschaft freundliche Grüße zu, bis ein Felsvorsprung den Dampfer ihrem Blicke entzogen hatte. Das Gespräch drehte sich nun gemüthlich um den blonden Heinrich fort. Bald blinkte den Gästen über einem sanften, mit Weinguirlanden umgitterten Gelände eine schroffgezackte Felsspitze entgegen, dem Rheinstrome zugeneigt und mit einer jener Burgruinen gekrönt, welche in der blauen Fluth ihre tausendjährige Geschichte zurückspiegeln. Die Kronen riesiger Eichenbäume umschatteten zwar die zackenartigen Umrisse des verfallenen Schloßthurmes ein wenig, doch waren die ehrbaren Ueberreste eines Stammsitzes deutlich zu erkennen. Lindholm, welcher sein Pferd und die Equipage der Osborge eines herbeigeeilten Dieners überlassend, mit kräftiger Hand im Schiffe das Ruder erfaßt hatte, überließ nun auf einen Augenblick das Schifflein den treibenden Wogen und gab den Hut schwenkend nach der Ruine ein Zeichen, auf welches eine flatternde Fahne über den zeitbenagten Zinnenkranz hinausgesteckt wurde. —

„Das ist das Stammschloß meiner Väter, das ist Lindholm!" rief Viktor begeistert.

Natürlich mußte diesem Ausruf die Bewunderung der Gäste folgen. Da Viktor seinen Bekannten aber sonst immer von einem wohnlichen Schlosse gesprochen hatte, in welchem seine betagten Eltern die Gäste bewillkommnen würden, wußte man sich diesen Widerspruch nicht gleich zu vereinbaren. Bald löste er sich auf die schönste Weise von selbst. Denn als das Fahrzeug unterhalb der vorgeneigten Felsspitze stille stand und die Gäste auf einem Wege durch den Weingarten dem alten Thurme sich nahten, da wand sich auf der Höhe, auf welcher sie beim Winzerhäuschen der Flurschütze empfing, der Pfad nach Westen zu. Am Bergplateau angelangt, erblickten sie ein neues großartiges Landschaftsbild. Oberhalb des Pfades schimmerte ein neugebautes gothisches Schlößchen, das seine Fronte der zweiten Krümmung des Rheinstromes zukehrte, welcher hier wie in einer grünen Sammtwiege lag; so üppig, so segensreich umwogten die Weingärten seinen Spiegel, in dem sich ein Theil der Ufer traumhaft besah.

Die Ueberraschung Aller über diese Doppelbilder

Digitized by Google

war groß, und unbegrenzt das Staunen, als man auf dem Hochplateau angelangt, das alte und neue Schloß durch Wieſenteppiche und Blumenbosquets, von blendenden Sandwegen durchſchlungen, mit einander vereinigt fand.

Herr Alfred von Lindholm, ein ausdrucksvolles Greiſenhaupt, und ſeine ſanfte Gattin — die Eltern des ſpäten Sohnes Viktor — bewillkommten die Gäſte vor dem Gaſthauſe, wo ſich die Ausſicht in reizendſter Weiſe nach beiden Flußthälern erſchloß. Hier wurde die Geſellſchaft zum Niederlaſſen eingeladen. Es traten die gegenſeitigen Vorſtellungen ein, bei welchen Viktor das Amt des Ceremonienmeiſters übernahm. Viktors Mutter erzeigte Eglantine eine ſo ausnehmende Zuvorkommenheit, daß ſelbſt das beſcheidene Weſen der Emerenz ſich etwas eingeſchüchtert fühlte. Aus dem geſelligen Spiele gezogen zu ſein, hatte zwar eine gute Seite für ſie und entſprach in dieſem Augenblick ganz und gar ihrem naturbetrachtenden Weſen, das an dieſer Stelle überwältigenden Nahrungsſtoff fand. Doch anderſeits überſah ſie nicht, daß den Huldigungen an Eglantine eine Abſicht zu Grunde liegen müſſe. Dabei verdroß ſie auch Viktors nüchterne Schilderung von ſeinem Heimatſchloſſe. Welch ein ſeltſamer Menſch dieſer Viktor! dachte ſie, in die mannigfaltigen Schönheiten der Landſchaftsgebilde verſenkt, er ſprach nur immer von einem freundlichen Luſtſitz ſeiner Eltern, wie von einem Gemeinplatz, während die reichen Grundtöne dieſer wechſelvollen Landſchaft Herz und Auge begeiſternd erfaſſen.

Eglantine, ſonſt die Ueberſchwenglichkeit ſelbſt, hatte ſich das „nil mirari“ heute hinter das Ohr geſchrieben, ſie wollte wahrſcheinlich ariſtokratiſch erſcheinen und ſparte mit den Ausdrücken ihres Lobes. Dagegen ließ ſich Cömarch trotz einiger bedeutſamer Winke von Seite ſeiner gemeſſenen Gattin im Preis des „Lindholm'ſchen Paradieſes“ ungehemmt gehen. Als Erzieher hatte er viel mit dem Adel und den Großbeſitzern verkehrt, und wußte, daß man dieſen Göttern gegenüber ſelten zu weit gehe im Weihrauchſtreuen.

Emerenz fand als Krippmanns Tochter alsbald freundliche Aufnahme bei Alfred von Lindholm; denn einſt war auch er Major in der Armee geweſen. Das eherne Band der Disciplin kettet zwei Haudegen verſchiedenſter Gattung ſo feſt, wie die Roſenkette einer Jugendliebe. Emerenz war nun ganz glücklich, mit dem Alten von ihrem Vater ſprechen zu können, der nicht blos an ſeinen letzten Ereigniſſen den wärmſten Antheil bewies, ſondern auch mit Nachdruck betonte, wie ſein Sohn Viktor in dem würdigen Hauſe heimiſch geworden.

Die Bemerkung der Emerenz, daß er dies Anrecht in letzter Zeit gar nicht genützt habe, erwiederte der weißlockige Mann mit lächelnder Miene:

„Flatterhafte Jugend! Keine Pietät für das Alter, nicht mehr die alte Ritterlichkeit für das ſchöne Geſchlecht! Ihre Erinnerungen ſind wie der Maiwein. Die ſchönſten Blumenkelche werfen ſie in die Weinkelche. Alles verſinkt, brauſt und gährt mit dem Augenblick! — Wird indeß auch einmal anders werden bei den Jungens, wenn ſie Männer geworden ſind.“

Unter einem Buchenwald wurde Mittagstafel gehalten. Jeder Augenblick brachte wärmere Annäherung. — Die männlichen und weiblichen Häupter der Familien verkehrten mit einander bald gemüthlich. Viktor mit Eglantine ſchon voll heimlicher Vertraulichkeiten; nur Emerenz kam ſich hier vor, wie an den Triumphwagen ihrer ſogenannten Freundin geſchmiedet. Jeder ihrer gluthvollen Blicke, die Viktor galten und ſie ſtreiften, ſchien ihr zu ſagen: Ich habe die ihn entwunden für immerdar. Ich muß dich bedauern, aber ich beglückwünſche mich. —

Die Situation ſollte indeß für Emerenz noch viel peinlicher werden. Ein dunkles Vorgefühl von dem Kommenden hielt ihr Herz krampfhaft gepreßt, während ſie doch der liebenswürdige Gleichmuth, den die geſelligen Pflichten von ihr eben erheiſchten, äußerlich nicht völlig verlaſſen durfte. Die Geſellſchaft hatte ſich von der Mittagstafel erhoben, um nach der Burgruine zu gehen. Innerhalb ihrer verfallenen Mauern ſollte der Maiwein genoſſen werden.

Zwiſchen den Oeffnungen der einzelnen Trümmer lugte das zauberiſche Bild des unmittelbar in der Tiefe ſich erbreitenden Rheinthales herein. Moosbänke luden zum Sitzen ein; das Alter hatte ſich einerſeits, die Jugend anderſeits zwanglos gruppirt. Den Damen wurden ſofort bunte Sträuße jener Maiblumen geboten, welche in die Weinfluth verſenkt zu werden pflegen, damit ſie's eigenhändig thäten. Dies thaten ſie auch lächelnd und übten nicht dieſe heitere und poetiſche Kochkunſt ohne Anſpielungen auf den Selam.

Als nun der Maitrank bereitet war und der „weiſköpfige Hausherr in humoriſtiſcher Weiſe der Maikönigin ein heiteres „Schmollis“ gebracht, da durchdrang die Wangen Viktors ein dunkles Feuer. Er hob das Glas und rief: „Vor Allem ſei nun jener Herzen gedacht, die noch in der Reige dieſes Maimondes einen ewigen Bund ſich geſchworen!“

Alles ward ſeierlich ſtille, Viktors und Eglantinens Gläſer gaben dabei einen weithin tönenden harmoniſchen Doppelklang. Es fehlte dabei weder an dem reinen Echo der Berge, noch an dem Nachhalle der Menſchenkehlen. Die männlichen Alten ſchüttelten ſich auf dies Loſungswort die Hände, als wären ſie zeitlebens Kameraden geweſen, während die weiblichen Alten einander gerührt an das Herz ſanken. Wie ſtürmiſcher Hohn drang dieſe halb verhüllte, halb offene Verlobungsſcene in Emerenzens Innerſtes. Hatte man ſie zum Feſte geladen, um mit dem Heiligſten zu ſpielen, was die Bruſt eines Mädchens bewegt? War es blos ein Gefühl wärmerer Neigung oder ein Zug innerer Verſtändniſſes, oder war es ſchon der gewaltig zum Licht drängende Keim erwachender jungfräulicher Liebe, was mit einem Male grauſam vernichtet — in ihr vertilgt wurde? — Sie wußte es ſelbſt nicht, ſie fühlte nur eine brennende Wunde im Herzen, die ihre Seele furchtbar durchwühlte, als Viktor die Toaſtworte ſprach. Ihre Sinne dunkelten faſt, der Jubel der

Digitized by Google

Anderen war ihr ein unverständliches Gewirre geworden, und bei einem Stich durch das Herz dachte sie plötzlich ihres Vaters. Verwirrt sah sie dabei zu Boden und fühlte blos den verrätherisch-glühenden Händedruck Eglantinens, dessen Verrath ihr, dessen Gluth aber ihrem Nachbar gegolten.

Daß gegen dies edle, kaum eines Hasses fähige Herz allseitig Verrath geübt worden war, jedem Gesellschaftsgliede konnte mindestens die Ahnung davon nicht abgehen. Eglantine bereitete Emerenz diese Demüthigung aus unbegrenzter Eigenliebe, in der Absicht, ihren Triumph an den Qualen zu vermehren, die sie bei Emerenz voraussetzen mußte. Die Eltern Eglantinens waren durch die Affenliebe zu ihr mit in's Schlepptau gezogen worden. Sie dachten übrigens oberflächlicher und kühler über eine mögliche Beziehung zwischen Viktor und Emerenz. Den Eltern Viktors war eine solche beinahe fremd. Viktor selbst aber war — Geck genug, auf die abgekarteten Pläne seiner Verlobten rasch einzugehen. Seine Eitelkeit und sein Selbstgefühl waren überdies durch den alten Krlppmann erschüttert. Von dieser Zeit an schwur er ihm und seinem Geschlechte — Blutrache, die er zwar nicht orientalisch durch Gift und Dolch, aber doch durch einen Maltrank zum Ausdruck gebracht haben wollte.

Die plötzliche Erregung hatte Emerenz die Kehle zugeschnürt, ihr den Athem benommen und all' ihr Blut konvulsivisch von Herz zu Wange getrieben. Sich selbst zu gewinnen, ihr ruhiges, ausgeglichenes Wesen, über das sie sonst zu jeder Stunde gebot, zurückzuerhalten, dazu bedurfte sie eines einsamen Momentes.

Von diesem Gefühl getrieben, erhob sie sich rasch von der Moosbank, und eine Oeffnung zwischen den Burgtrümmern durchschreitend, trat sie an die vorragende Felskante, welche sich nach dem Rheinstrome neigt und welche eine wonnereiche Fernsicht beherrscht.

Da tauchte der glühende Sonnenball hinter die Waldberge, da warfen die Purpurwolken bandartig geschichtet ihre Reflexe in den allmälig dunkelnden Rheinstrom. Auf der einen Seite wuchsen die Schatten, auf der andern die Gluthen. Die Schatten der Seele waren auch in der Betrachtenden allmälig gewachsen — die Gluthen der Liebe sollten aber gleichfalls verblassen. Sie begehrte nicht Liebesgluth, blos — Ruhe. Die milde Abendluft kühlte ihre pochenden Schläfen.

Sie hörte hinter sich das Schäkern der Verlobten. Wem sollte sie wohl innerlich mit größerer Verachtung begegnen: — dem kalten raffinirten Spiele ihrer einstigen Genossin oder dem schnöde abgefallenen Freund?

Hier an dieser heiligen Stelle fühlte sie gar nichts davon. — Graues Dämmern lagerte sich nach und nach über die Höhen, sie schien in das wehmüthige Bild der Abendlandschaft verschwommen, in der alle Farben stufenweise verlöschten. Nur das weiße Segel des Schiffleins, das sie hieher gebracht, schimmerte so eigen aus der dunkeln Tiefe herauf. Sie gedachte des Dampfers, der an ihnen vorbeigerauscht war, und aus den Abendnebeln trat die Erinnerung an das Bild des blonden Heinrich vor ihre Seele, ohne daß sie's herbeiriefe.

Die Glocke einer Dorfkapelle tönte im Abendhauche verzitternd herauf und weckte bei ihr bange Gedanken an den irrenden Vater. Wo weilte er jetzt, wohin war er den Spuren Arthurs gefolgt? Hatte er ihn gefunden? Vermag er ihn zu befreien? —

Aus dem Schatten der Eichbäume, welche die immer gespenstiger aufsteigende Ruine umwöbten, drang jetzt des Schäkern der Schloßgäste vernehmlicher herüber. Offenbar nahten sich die Verlobten der Stelle, wo Emerenz stand. Eglantine eilte als Schutzgeist herbei und Viktor schritt hinter ihr her.

Der junge Fant war eitel genug, zu besorgen, Emerenz sei vielleicht auf die Felszinne getreten, um am Stammschloß seiner Väter durch einen Sprung nach dem Rhein — ewige Ruhe zu suchen.

Bald segelte man unter den wärmsten Abschiedsgrüßen der Hausherren auf demselben Kahne heimwärts. Das stille versöhnliche Mondlicht schien bald alle Dissonanzen ausgeglichen zu haben.

Emerenz war am Heimwege sanft, gut und gesprächig geworden, wie immer, zum großen Aerger ihrer Nachbarin.

Viktor zu Roß und der Schatten von Roß und Reiter begleiteten sodann die Gesellschaft zu Wagen, und Elsbeth schloß in später Abendstunde die Tochter des Hauses unversehrt in ihre sorgenden Arme.

Allein Emerenz, in ihre häusliche Ruhe hineingeführt, fühlte mit einem Male den früheren Sturm neu in sich regen. Der Ankampf gegen äußere Konvenienz war für sie nicht mehr vorhanden in der gemüthlichen Stube, deren Atmosphäre nichts Feindliches für sie hatte und in welcher Elsbeth in einem Athem allerhand mitunter verfängliche Fragen über die Landpartie aus dem Aermel schüttelte.

Der armen Elsbeth war eben auch nicht gemüthlich zu Sinne, als sie endlich die Verlobung des neuinstallirten Brautpaares erfuhr; denn nichts Geringes that sie sich immer darauf zu Gute, die zarte Beziehung zwischen Emerenz und Viktor unter die Fittige ihrer Häuslichkeit genommen zu haben.

„Er ist also doch ein falscher Knabe, wie der Herr Major ihn gescholten," predigte mit entsetzlich rollenden Augen und in die Hüften eingestemmten Armen die verdutzte Haushälterin.

Dieser Abfall Viktors war ein Ereigniß für sie, das eine fünfundzwanzigjährige friedliche Epoche im Hause Krippmann mit dem Blutmal eines Verrathes besudelte.

Emerenz selbst mußte den Schmähungen über den jungen Krieger Einhalt thun, indem sie für seine liebliche Rückzugsbewegung geltend zu machen bemüht war, das doch eigentlich kein wahres Liebesverhältniß zwischen ihnen Beiden bestanden habe.

„Ich darf Die's wohl gestehen, ich begehrte täglich mehr nach der Art vertraulichen Tons, mit dem er wie ein Kind des Hauses von uns angesprochen ward und uns ansprach. Mein Vater war ihm mit Rath und

Digitized by Google

That ein liebevoller Freund. Ich lehrte ihn die Blumen unserer Fluren und die Dichter unseres Landes kennen. Wenn er da, wo der rauhere und allgemeinere Sinn des Mannes einer Leitung bedurfte, um das Rechte zu erfassen, sie bei mir suchte durch einen Blick, durch ein kurzes Wort oder einen hingeworfenen Scherz — dachte ich ihn zu lenken, und wahrlich! — ich lenkte ihn auch. Er anerkannte oft mit aufrichtiger Herzlichkeit die Macht meiner ‚Erziehung', wie er es nannte, und seit jenem Konflikt ist er plötzlich ein Anderer und für mich Niemand geworden. Wie Du weißt, Elsbeth, — waren die letzten Worte des guten Vaters voll Bedauern darüber, daß seine schroffere Sinnesart diesen Riß herbeigeführt habe, den er selbst für unheilbar ansah. Ich aber preise die Herbeiführung dieser Entscheidung; denn wie sind in dieser Weise um keinen Freund betrogen. Wer so schnell umkehren kann, der ist niemals ein solcher gewesen."

„Der Herr Major würde es aber doch sehr beklagen, wenn er Alles dieses erführe, er würde sich tief kränken über den Unwürdigen," entgegnete Elsbeth mit Stirnrunzeln.

„Wir haben uns einer Täuschung nicht zu schämen, wenn sie aus wohlwollenden Voraussetzungen entspringt," versetzte Emerenz; „und sind wir auch um eine Enttäuschung reicher geworden, so wurden wir hiedurch der Wahrheit näher gerückt.

Diese unbefangene Philosophie eines noch im Schmerze gährenden Frauengemüths war für eine Elsbeth zu hoch, die Alles nur vom Standpunkt althergebrachter Billigkeit und des gewöhnlichen weiblichen Herzens ansah.

Emerenz hatte aber nicht allein das furchtbare Erlebniß des Tages hinter sich, sondern auch die gesteigerte Angst über das Schicksal ihres fernen Vaters und Bruders zur Begleiterin des Restes dieser mondscheinhellen Mainacht.

Fünftes Kapitel.

Zwei Briefe und dann keiner mehr.

Nicht ohne Herzpochen hatte sich Emerenz zu Bette gelegt. Wer kennt nicht die Gewalt großer Ereignisse des Tages auf das menschliche Herz, wenn wir den müden Leib zur Ruhe gebettet! Alle Quellen erheben sich in der Dunkelheit zu riesigen Schatten. Wenn Gespenster im Tageslichte zergehen, so werden im Gegentheile im nächtigen Dunkel Hirngespinste der Phantasie und gespenstige Schemen zu Gestalten von Fleisch und Blut.

Kein Temperament, keine angeborne Ruhe des Gemüths vermag vor solchen Momenten das Menschenherz völlig zu bewahren. — Der verhältnißmäßig ruhiger Fühlende bedarf dann nur des gewaltigeren Anstoßes von außen, der intensiveren Aufwühlung von innen und überschritten ist jene Grenze, hinter welcher er sich bisher immer so sicher geglaubt.

Wir hatten schon einmal erwähnt, daß das zweischneidige Schwert des Verhältnisses, welches in den letzten Tagen über Emerenz schwebte — in ihr größere Widerstandsfähigkeit zu wecken vermochte. Die Sorge und Kümmernitß um den irrenden Vater, der, ein Ahasver mit seinem nicht enden wollenden Schmerze um das Geschick seines Sohnes sich in ein fremdes Land, in ein feindliches Lager begab, einerseits, dann das immer mehr in's Wanken gebrachte Vertrauen an die Festigkeit Viktors anderseits, bekämpften sich gegenseitig und waren so lange geschaffen, einander die Spitze zu brechen, so lange hier und dort der Moment der Entscheidung noch ferne lag. Nun aber, wo Emerenz sich auf der einen Seite enttäuscht und betrogen, auf der andern durch ein beunruhigendes Schweigen auf's Höchste gefoltert sah, wirkten diese Lasten des Herzens sich nicht mehr bekämpfend; sondern es war ihr im Halbschlafe, als wäre sie zwischen zwei Mühlsteine gepreßt worden und als könne sie doch nicht sterben.

Die Scene von heute erweckte ihr eisige Schauer vor ihren Sinnen taumelten die üppigen Blumenkelche die sie in die Weinfluth versenkte, und doch schien ein giftig blühender Hauch aus diesen schönen würzigen Blumen in all' ihre Nervenfasern zu dringen. Es war ein Gift, was so gewaltig ihr die Adern durchströmte, und doch konnte sie an demselben nicht ihre Seele verhauchen.

Eglantine mit den dunkeln Blitzen aus ihren verrätherischen Augen, mit ihrem peinigenden, fieberischen Händedruck, kam ihr jetzt wie eine Giftmischerin vor. Ihr buhlerisches Lächeln sprühte wie Hohn und Viktors scheues verhülltes Auge und unsicheres Geberdenspiel hatte etwas wie von einem Mitschuldigen der Giftmischerin an sich.

Jetzt hatte sie sich einen Augenblick wahrhaft nach der kühlen ewig beweglichen flibernen Fluth des Rheinstromes gesehnt. Der Mond stand blutig am Himmel, die Sonne war blutig untergegangen. Nur drunten in der Tiefe des rauschenden Gewässers, das so verführerisch blitzte, das sehnsüchtig rauschte, das den starren unbeglasmen Fels so liebesbang küßte — drunten hätte sich's wohlig geschlummert, besser als auf dieser Stätte, die ihr heut zum Prokrustesbett wurde.

Bald aber fühlte sie sich aus der Tiefe der Gewässer, aus dem dunkeln Strudel der Fluth am Grunde zur Höhe emporgerufen. Sie stand an das Segel geschmiegt. Ihr gegenüber gleitete der Dampfer, auf dessen Deck Heinrich von Dornwall gestanden.

Er war in Ernst und Spiel immer der Beharrlichste gewesen. Etwas schwer beweglich aber fest im Entschlusse versprach der Junge ein tüchtiger Mann zu werden. Er schrieb auch als Knabe schon Verse und war ein sanftes Gemüth. Nun erinnerte er sie lebhaft in seiner Erscheinung an die Knabenjacken, die er getragen, über die seine blonden Locken wallend herabhingen. Sie gedachte einer Aster, die er ihr geschenkt, als er im Herbst von Neustadt ging, um sich für höhere Studien vorzubereiten. Diese Aster mußte noch in dem Bibelbuche liegen, das sie im Besitze gehabt.

Das Spiel dieser Bilder that ihrem Herzen auf ein paar Augenblicke wohl; doch nicht lange. Denn

Digitized by Google

eine andere Empfindung, die in ihr aufstieg, verwarf und verdammte diese spielenden Eindrücke als unwürdiges Geständel in einer Zeit, in welcher ihrem Vater eine ernste Gefahr vielleicht eben bevorstand und ihren Bruder Arthur mitzog in dieselbe Kluft des Verderbens. Welche Möglichkeiten verbreiteten aus der Ferne herübergreifend ihre spukhaften Zerrbilder!

Ihres Vaters Art und Wesen kannte Emerenz blos bis zu einem gewissen Grade der Spannkraft. Er war heftig, stürmisch, kühn in der Ueberwindung von Hemmnissen. Was mit seinem Nationalgefühl zusammenhing, was mit seiner mannhaften Ueberzeugung mittelbar oder unmittelbar in Beziehung stand, das vermochte ihn zu einer Reizbarkeit aufzustacheln, für die es nach der gewöhnlichen Schätzung und Bemessung der Charaktere kein Ziel und kein Maß gab. Leider war die Bestimmung Arthurs eine solche, welche des Vaters Nationalgefühl auf das Gefährlichste wachrief. Dieser Konstellation hatte er seinen eigenen Kampfesmuth zum Opfer gebracht. Statt diesseits des Po, des Tessin und der Sesia sollte er nun einer merkwürdigen Verkettung von Umständen zu Folge jenseits dieser Flußgebiete erscheinen. Statt daß seine edle Brust in den Reihen seiner Kameraden zu Kriegsthaten geschwellt worden wäre, die er in seinem Anschauungskreise mit der großdeutschen Sache immer verwandt gegiaubt, mußte er sich nun vielleicht gehöhnt, vielleicht gedemüthigt durch das Lager seiner Feinde schleichen oder — mußte er sich vielleicht schon offen und mannhaft als der Gegner ihres Principes bekennen. Beides war gefährlich, konnte ihn jeden Augenblick in die gefährlichsten Konflicte verwickeln. Wie wenn er diesen General gar nicht — oder doch nicht bereit findet, ihm Arthurn gegen Loskauf herauszugeben? — Wie wenn dieser General sich bereit finden sollte, aber des Vaters Stimme Arthurn im Kampfgewirre nicht mehr erreichen würde, um ihn der Schmach zu entziehen, der er anheimfällt, wenn er gegen Deutschösterreicher kämpft? Kann nicht ein Wortwechsel einen Zweikampf herbeiführen bei der leicht entzündbaren Natur ihres Vaters? — Kann zwischen die Anschauung des Vaters und Arthurs, zwischen ihr zweifelhaftes Begegnen sich nicht ein Hinderniß drängen, ein Zwiespalt, ein Mißverhältniß, ärger als zweifacher Tod?

Ist es nicht möglich, daß des Vaters überreiztes Wesen von Arthur vielleicht Verletzung des Fahneneides begehrt, daß er selbst zur Desertion, zum Truppenabfall Anschlag und Billigung gibt? Oder, daß er von seiner Seite nicht weichend, sich für die entgegengesetzte Heeresmacht in einen Verzweiflungskampf stürzt? — Und wenn Alles dieses nicht einträfe, wer ist in solchen Momenten der höchsten innern Verletzung Mann genug, einen plötzlich durch das Hirn zuckenden Todesgedanken glaubensstark von sich abzuwehren? Ist die Flucht vor einem unehrenhaften, die edle Mannesgesinnung brandmarkenden Tode durch Selbstmord nicht menschlicher, als die Verhöhnung seiner eigenen Ueberzeugung im Todeskampfe?

Diese Möglichkeiten flirrten und zuckten in wüsten verworrenen Bildern vor dem gequälten, schlafbedürftigen Auge des Mädchens, bis das Morgengrauen langsam erwachte und beim ersten Hahnenschrei sich über die bleischweren ermatteten Glieder der Schlummer nur wie ein durchsichtiger Schleier senkte, hinter welchem Emerenz das erwachende Tageslicht seine ersten Strahlengitter über das Schlafgemach werfen sah.

Still und friedlich ergoßen sich die Rosen des Morgens über die ruhenden Dinge im traulichen Zimmer, als wäre nichts geschehen. Da Emerenz des Morgens Briefe erwartete, so kleidete sie sich zeitiger als gewöhnlich und rasch an. Ihr erster Gang galt der Veranda. Die Rebenhügel lachten hellroth überhaucht in üppiger Pracht.

Unweit blinkte das Dach vom Landhaus der Esmarchs hieher. Dort ruhte die Verlobte auf ihren Siegeslorbeern. Ein Pferd ließ seinen Huffchlag vernehmen. Es war der Apfelschimmel Viktors. Er ritt nach dem Exercierplatze, einen weißen Blumenstrauß von gestern im Knopfloch. Er grüßte gemessen zu ihr empor.

Sie dankte ihm möglichst kalt, er war ihr nun Lieutenant von Lindholm geworden. Nichts hatte sich in diesem Augenblick in ihr gegen den Gedanken empört, ihn nun als einen fremdgewordenen Mann zu betrachten. Die balsamische Morgenluft übte mit ihrem erfrischenden Hauch ihre stärkende Wirkung. — Der Postbote kam auch alsbald herbei und überbrachte ihr zwei Briefe, sie waren beide nach der Adresse von der Hand ihres Vaters, auf beiden stand das Aufgabszeichen „Genua“.

Sie erbrach beide hastig und las sie so zu sagen auf einmal, in flüchtigster Eile von diesen zu jenen Zeilen überspringend, in der Absicht, den letzten Bestand zu ergründen, und für Hoffnung und Trost einigen Anhalt zu finden.

Dies der Inhalt der Briefe:

Genua den 29. Mai 1859.

„Meine liebe Emerenz.

„Der überseeische Telegraph hat Verzögerung im Eintreffen des ersten Regimentes gemeldet, es wird erst morgen hier landen. Morgen! welch Ewigkeit für einen wochenlang zerquälten Vater, der seinen Sohn sucht, um ihn von bodenloser Schande zu retten. Und wenn ich ihn haben werde morgen und an das Herz drücke, dann ist er noch der Galeerensklave, zu dem ihn das Geschick und Napoleon der Dritte gemacht. Sein Oberst wird wahrscheinlich auch die epauletteschm'ückten Achseln so menschenfreundlich zucken, als der des zweiten Regiments und mich zum Pilatus Espinasse schicken, den ich schon vor mir sehe, wie er sich die Hände in Unschuld und duftigen Wassern wäscht. O! Es ist etwas Prächtiges um eine solche Touristenbestimmung, wie die meinige ist.

„Ehe das Morgen zu heute wird, müede ich vergehen, gäbe es nicht doch noch bei all' der elenden Situation einen lebenswerthen Gedanken — den an Dich, meine herzliebe Emerenz! — O! Wärest Du bei mir, dann hätten die dunkeln Mächte mit mir kein so ferti-

Digitized by Google

ges Spiel, als in diesen furchtbaren Stunden. Genua — an den Busen des Meeres geschmiegt — ist wunderbar schön, es lacht mit einem Auge und besteht sich so stolz, so eitel und selbstbewußt im Meere wie die reizendste Phryne. Ein loses wildes Treiben umrauscht diese Meereskönigin. Vielleicht würde ihr selbstgefälliges Lachen mich wohlthuender angezogen haben, wenn mein Sinn und meine Erwartung nicht auf die Zoiter gespannt wären und wenn der bramarbasirende Kriegslärm, der sich im sardo-französischen Heere ganz ungenießbar breit macht, mich nicht jede Minute daran mahnte, wie weit ich von meines ehrlichen Deutschlands Grenze entfernt bin und wie ich inmitten von Rüstungen stehe, mit denen unsere Fürsten und Völker bedroht werden.

„Heute meldeten wieder Telegramme aus Turin im prahlerischen Lapidarstil neue Erfolge der Franko-Sarden an der Sesialinie und ich sitze hier ruhig jenseits, wo diesseits meine Gesellen und Kameraden engagirt und vielleicht dieser Tage im Losschlagen begriffen sind. Mord und Clement! Das brennt nicht blos in den Fingern, auch im Herzen! Und nun soll ich noch das Gaudium haben, wie mein Junge mit dem Gegentheil thut. Gott verhüte das Schrecklichste! Sehr arg ist auch, das meine Briefe keine Antwort erhalten. Ich rufe nach Dir wie nach einer Verirrten im Walde, die mir keine Antwort gibt. Das regelmäßige Briefschreiben ohne Erwiederung macht so reizbar, wie das ewige Schreien auf einen Tauben. Ohne Hoffnung auf Antwort weiß man auch nicht einmal, ob man gehört und verstanden wurde! — Und wenn die Briefe gar an solch' ein Herzenskind gehen, als Du, Emerenz, bist. Ich habe mir da Etwas ausgedacht, was vielleicht nicht so ganz ohne Erfolge sein wird. Wir könnten es doch den Franzosen zum Trotze mit einem poste restante versuchen. Die Telegraphenkette von Deutschland und aus der Lombardei nach Turin soll längst schon unterbrochen sein; doch ist es noch nicht aller brieflicher Weg über Paris. So wandern auch meine Briefe bisher. Von der sardinischen Postanstalt erwarte ich mir zwar nicht die zuvorkommendste Behandlung. Aber eben darum richte, mein Kind! Deinen nächsten Brief — nach Turin. Denn ich hoffe, binnen einigen Tagen sind die Oesterreicher in Turin und ich in der Lage, mir Deinen Brief in aller Sicherheit aus dem Briefkasten zu holen. Der Gedanke ist einer Beachtung werth. Vielleicht morgen noch mehr. Gott gebe Erfreuliches von

Deinem Vater."

Genua, den 30. Mai 1859.

„Ein böser Unstern hat mich von Eurer Seite geschleudert. Ich wurde hieher getrieben, um Augenzeuge jenes Verderbens zu werden, das ich mit allen Menschenkräften beseitigen wollte. Was aber sind menschliche Kräfte? — Seit zwölf Stunden hat sich Vieles, Alles geändert. Da hat mir wieder einmal das Geschick einen Possen gespielt! Ich habe alle Hoffnungen verwettet. Ich traue mich kaum, es auf's Papier herzusetzen. — — — Arthur ist meinen Händen entschlüpft, Arthur war heute Nacht in Genua, hat die unglückseligen, sonnenglühenden Quadern zur Nachtzeit betreten, die ich wandelte. Es ist kein Märchen. Sie landeten zu einer unerwarteten Stunde — nach Mitternacht. Vielleicht lag ich noch schlaflos in diesem Augenblick auf meinem Bett, auch am Leibe durch eine der vielen Landplagen des so poetisch gepriesenen Italienischen Himmels gemartert. Meine Gedanken flogen zu ihm, ich verkehrte mit ihm. Er aber wandelte einen Büchsenschuß weit von mir vorüber. — Nicht eine halbe Stunde Rast ward ihnen gegönnt. Sie bestiegen wie im Sturmesschritt die bereitgehaltenen Waggons, um sogleich nach Turin zu brausen.

„Ich raffte heut Morgens all' mein Italienisch zusammen, um diese elenden, faulen Kerle von Domestiquen darüber in's Verhör zu nehmen und sie über das Ohr zu hauen, das sie mich auf dem meinen ruhig liegen gelassen, wo sie doch wußten, das ich — wie ein deutscher Spion — (diese Ehre wird mir hier gemeiniglich angethan) auf die Afrikaner gewartet. — Ich bin nun in einer wahrhaft verzweifelten Stimmung. In anderthalb Stunden jage ich zwar mit dem nächsten Zuge, der wieder einen neuen Transport von frischen Truppen in das französische Lager sendet — dem ersten Fremdenzeugnis nach. Doch wie schwindet sichtlich in mir aller Hoffnungsschein, aus diesem Strudel des Kriegslärms mir die Beute zu holen!

„Je mehr das Regiment in die Linie vor den Krieg gedrängt wird, je mehr — wie man behauptet — die streitende Macht der Franko-Sarden im Vorschritt begriffen ist, je unmöglicher ist der Schritt einer Ausgleichung, einer Vermittlung. Kann ich mich zwischen die streitenden Heere werfen? — Wird der Klang meines Lösegeldes nicht durch den dumpfen Klang der Waffen gewaltig übertönt werden? Man wird mich als einen Tollen bei Seite werfen! —

„Bei solcher Zukunft, liebes Kind, ist auch an ein weiteres Briefschreiben mit keinem Gedanken zu denken. Der Faden, der sich zwischen Dir und mir wie ein Ariadnefaden gezogen, er ist nun gerissen. Erwarte keine Sylbe von mir. Es ist trübe, sehr trübe für Dich und für mich, das diese letzte menschliche Kette zwischen unseren Herzen entzweibrach; aber nur ein Wunder des Himmels hätte sie noch weiter erhalten können.

„Emerenz! — Herzenskind! Wir stehen nun am Saume eines Kraters, am Strudel eines Meeres, an einer gähnenden Felsenkluft. Das Wohl und Wehe unserer Familie, Leben und Tod Deines Vaters und Bruders, Schmach und Ehre derselben, sie liegen alle in dem Züngeichen einer Wage, die in wenig Minuten vielleicht im Schnellen begriffen ist.

„Sei vorbereitet auf die dunkelste Stunde Deines Lebens, vielleicht nie mehr von Deinem alten Vater an sein Herz gedrückt werden zu können. Sollte ich und Arthur nicht heimkehren: so enthält mein Schreibtisch die väterliche Sorge für Dich, mein Herzblatt. Auch der guten, treuen Elsbeth hab' ich dabei redlich gedacht. — Möglich ist's, das ich Lebensgefahren entgegengehe, oder die schmachvollen meines Sohnes theile. So mußt

Digitized by Google

Du daher meine Verfügung verstehen. Anders ist sie wohl nicht gemeint. Möglicher ist's aber noch, daß ich mit Arthur bei Euch alsbald erscheine, nachdem ich das Brandmal des Brudermordes von seiner Stirne zu wischen glücklich unternommen habe.

„Suche Dich bei Esmarchs zu stützen. Vielleicht hat auch Lindholm seine schnell abhanden gekommene Vernunft wieder zurück erhalten und ist bei Euch eingekehrt. Einen männlichen, kräftigen Arm hätte ich Dir gar sehr in dieser trüben Stunde gewünscht.

„Stärke Dein Herz durch jene Andacht, wie Du sie liebst. Dein Gebet soll auch uns ein schirmender Flügel sein. Ewig Dein Vater."

Diese Zeilen griffen mit einer niegekannten Schärfe in das ohnehin schon verwundete Herz der verlassenen Emerenz ein. Der Sturm der quälenden Empfindungen löste sich bald in einem machtvoll hervorbrechenden Thränenstrome. Emerenz besaß die glücklich organisirte Natur, das Herbste, das Quälendste vom Bodensatze ihres Herzens durch die salzige Fluth hinwegspülen zu können. Man wird großer Schmerzen nicht so quitt, aber der physische Krampf, unter welchem die Herzmuskeln beben, findet doch einen leichteren Ausgang.

Manche weibliche Schönheit gewinnt durch den Schmerz wie eine Blume durch Tränkung des Abendthaues, nicht so, wenn er heftig hervorbricht, wie der Sturzbach, der auch die Häupter der Blumen zu Tode drückt.

Nicht vom Schmerze verklärt, aber durch seine Spuren entstellt und verwildert fand Elsbeth nun Emerenz, die beiden zerknickten thränenbethauten Briefe in ihren bebenden Händen.

„Trübe Posten! Sehr trübe Posten! Die zwei letzten Briefe und dann keiner mehr, und was dann?"

Elsbeth erblaßte und suchte mit ihren hageren und altersschwach zitternden Fingern die Brille aus ihrer Taschenversenkung herauszufischen.

Nun ward sie gefunden, nicht ganz horizontal in eiligster Hast vor die buschigen grauen Augenbrauen geschoben, hinter welchen die verstörten Blicke unruhig wie zwei Irrsterne sich bewegten und nach den Zeilen der bösen Kunde hinglitten. Die langen Finger hatten dabei das gleichzeitige Geschäft, die Zeilen zu markiren.

Als die alte Elsbeth zu der Stelle des zweiten Briefes gelangte: „Auch der guten, treuen Elsbeth hab' ich dabei redlich gedacht" — da entfesselte sich bei ihr die Bewegung in einer ihrem so rasch aufflammenden Temperament zukommenden Weise.

Sie schrie in wildem Schluchzen laut auf und rang die Hände, als läge schon Krippmanns Leiche, in Photographie dem Briefe beigegeben, vor ihren Augen.

Emerenz zuckte unter diesem Schreckensschrei zusammen, fand aber bald Ueberlegung und Ruhe.

Heftige Ausbrüche des Schmerzes wirken bei Gleichgesinnten auf Momente blos hinreißend, später erkältend. Es ist, wie wenn zwei Menschen gleichzeitig von einer Welle gefaßt worden wären. Je tiefer der Eine sinkt, desto rettungsmuthiger erhebt sich der Arm des Zweiten.

„Beten, Abwarten, Vorbereiten," sprach Emerenz in feierlich gelassenem Tone zu Elsbeth, als sie die gute Alte wie von unsichtbaren Krallen gepackt sah. „Beten ist ja etwas, worauf wir weibliche Herzen uns im Glücke und in der Gefahr verstehen. In der letzteren ist es leichter und ein unabweisliches Bedürfniß. — — — Das „Abwarten", die himmlische Geduld, soll auch ein Antheil von Gott sein, der vererbt dem weiblichen Geschlechte zukam. Vorbereiten! Ja zum Vorbereiten sind wir so ganz seltsam geschaffen — in's Werk setzen, fortführen, vollenden, dazu scheint wohl die stärkere, widerstandsfähige Natur des Mannes geartet, aber nichts ist süßer, umständlicher, erquickender, als das Vorbereiten zu guten Thaten, nichts tröstender, als das Vorbereiten zu traurigen Ereignissen, sind sie unabwendbar. Ich dachte schon mehr als einmal in diesen dunklen einsamen Tagen, daß wir eines Mannes benöthigen, den die Geburt zu einem natürlichen Bundes- und Leidensgenossen festempelt, wenn Arges in unserer Familie eintreffen sollte."

„O! ich weiß, Fräulein, wen sie meinen: den Herrn Onkel in Chodau!"

„Wohl, Elsbeth! der ist's, der uns trotz seiner weißen Locken, die ihm ehrwürig in den gebeugten Nacken fallen, mit Rath und That behilflich sein wird. Durch Großtante Klarissa's seltsames Vermächtniß ist zwar eine auf gegenseitige Scheu und auf edlen Stolz gegründete Befremdung zwischen den beiden Brüdern eingetreten, allein, da wo es sich in Gefahr und Noth um die Bietung hilfreicher Hand handelt, da werden sie einander — Gott gebe, daß es nicht zu spät sei — in alter Liebe entgegenfliegen."

„Was war es denn eigentlich," frug Elsbeth, der noch immer der weinende Ton nicht abhanden gekommen war, „was diese beiden Goldherzen auseinander brachte?"

„Du kennst ja, Elsbeth, der Großtante, der letzten Chodauer Klosterfrau eigenthümliche Verfügung, mein Vater und Onkel Karl waren ihr zeitlebens immer gleich nahe gestanden in der Gesinnung. Im Umgange war Onkel Karl in der letzten Zeit beinahe ihr ausschließlicher Genosse gewesen. Mein Vater war übersiedelt, Onkel Karl blieb in Chodau und war Schloßinspektor jenes Fürsten geworden, der das Kloster übernommen. Einst Gutsverwalter der Klosterherrschaft, war er mit dem Klosterleben so sehr verwebt und verwachsen, daß er sich selbst von seinen verlassenen Mauern nicht zu trennen vermochte. Sein still hinhorchender Sinn, der Herz und Hirn der Tante in allen Fasern und Nervengeweben erforscht hatte, ihr Thun und Lassen in sich aufnahm, als wäre es sein eigenes, hätte sich auch nicht von Klarissa und dem Klosterstifte zu trennen vermocht, er war und ist eingewurzelt in diesen Heimsitz. So kam es denn, daß er der Verlockung des Vaters, nach Neustadt überzusiedeln, aus innerem Herzenstrieb widerstand, wie sehr er auch immer meinen

Digitized by Google

Vater liebte und schätzte. So standen die Dinge bei Lebzeiten Klarissa's. Die alte Großtante, die sich, nicht mehr Klosterfrau, als emeritirte Priesterin noch in den alten Räumen eine Zelle erbeten hatte, hatte etwas Kassandraartiges in ihrem ganzen Wesen.

„Man verstand sie nicht recht; der neu herangewachsenen Generation in Chodau galt sie als eine wunderbare Erscheinung, die mit den gewöhnlichen Menschenkindern nicht viel gemein hat. Doch Eines verstand man an ihr, sie war fromm und gerecht. Sie galt für reich. Ihr Reichthum bestand, wie man sagte, in frommen, ihrer Person geweihten Andenken, Ringen mit Heiligenbildern, Kreuzen, Rosenkränzen und Ketten. Ueber diese irdischen Angelegenheiten verlor sie niemals ein Wörtlein.

„Es kam vor zehn Jahren der Tag, der sie zum Herrn der Heerscharen hinaufberief. Eines Abends schlief sie ein in der alten Klosterkapelle, als eine ihrer Klosterschwestern, zu ihr auf Besuch — eben die Orgel gerührt hatte.

„Man fand ein Vermächtniß. Das Staunen war groß für die Nächsten und Fernerstehenden als — wie Du weißt — die Verlassenschaft in einigen Säcken von Maria-Theresiathalern, 12.000 Stück, und der Erbe in der Person meines Vaters bezeichnet war. Dem Bruder Karl, meinem guten Onkel, welcher Klarissa Tag und Nacht wie seinen Augapfel gepflegt und gehegt, fielen nach einer kurzen Bemerkung Kleider und Geräthschaften zu.

„Die strenge Inventur brachte jedoch blos werthlose Andenken zur Darstellung, in so fern man vom Standpunkte der gewöhnlichen Schätzleute schätzte. Sie ging nie anders als in ihrem Klosteranzug einher und die Rubrik der Präciosen fand man bis auf zwei Stücke von geringerem Geldwerth herabgeschmolzen.

„Onkel Karls Verlassenschaft wurde in einem alten Koffer heimgetragen und bestand aus einigen blos durch seine Beziehung zu ihm schätzenswerthen Antiquitäten und Andenken.

„Das Gericht hatte nach dieser species facti — wie mein Vater immer sagt — die rechtliche Vermuthung aufgestellt, daß Großtante Klarissa aus Fürsorge für ihren künftigen Erben die kostbaren Ordenskreuze und Kränze, in deren Besitze sie stand, eines Tages veräußert habe und der Erlös hievon seien eben die 12.000 Thaler.

„Du kennst meinen Vater, der Dir gegenüber in diesem Punkte immer stille geschwiegen, aber seine Bedenken desto häufiger mir erschloß. Geld und Geldeswerth waren ihm etwas, dem er nicht so fieberisch nachhing, als mancher stattliche Mann der Jetztzeit. Ihn verletzte seine testamentarische Einsetzung mehr, als meinem Onkel die kärgliche Bedachtnahme.

„Er unterhandelte daher brieflich mit Onkel Karl, ob er nicht die vom Herzen gerne dargebotene Hälfte des Kapitals annehmen wolle? Er wußte es, sein rundes Sümmchen Ruhegehalt reichte nur immer knapp zu, um seine bescheidenen täglichen Bedürfnisse zu decken. Onkel Karl dankte ihm dafür offenbar in jener schüchternen und ausbeugenden Art, die das verletzte Ehrgefühl eines Menschen bekundet. Er freute auch als der ältere Bruder in seinen Brief Ermahnungen ein, das Glück seiner Kinder nicht so in die Schanze zu schlagen. Er sei ledig und guter Dinge, bedürfe daher keines Sparpfennigs, ganz anders stünd' es mit des Vaters Zukunft und Familienglück. Diese Erörterungen wurden sodann in einer Reihe von Briefen weitergesponnen, die ihrem Grundtone nach klagend und herb waren. Einer bezüchtigte den Andern häufig des Mißverständnisses und doch wußte man kaum, welcher dem Andern ein wohlwollenderes und opferwilligeres Herz entgegentrage. Wenn wir nur ein Plauderstündchen beisammen sein könnten — pflegte dann mein Vater zu sagen, all' die dummen Dünste und Nebel und all' die Mucken, die wie der Altweibersommer sich um uns gesponnen, wichen dem reinsten, heitersten Tag."

Die alte Elsbeth seufzte und sagte: „Daß sich so gute Brüder nicht verstehen können. Die Wohlthat des Einen drückt den Andern, und ich weiß, Jeder gäbe für den Andern krank und frei sein Leben hin!"

„Das ist doch ein wahres Wort, Elsbeth, Dich führt Dein gesunder Sinn immer zum Richtigen. So meinst Du auch und wirst es gut heißen von mir, daß ich dem Onkel Karl durch einen Brief sogleich treulich berichte, was sich in Betreff Arthurs und meines Vaters bisher zugetragen, und daß ich ihn bitte, wenn es Noth thut, mir seine Unterstützung und seinen Beistand nicht zu versagen?"

„Ganz vortrefflich, Fräulein Emerenz! ganz vortrefflich — der Herr Onkel hat ein Recht darauf, daß er rechtzeitig erfährt, was bisher vorgegangen und was uns bedroht."

„Auch liegt mir noch ob," bemerkte Emerenz im heiligen Eifer, „den poste restante-Brief mindestens vorzubereiten und dieser Tage nach Turin abgehen zu machen. Man geht so schwer an solch' ein Schreiben, wenn es Manches zu berichten gibt, was des Vaters Laune nicht eben aufrichten wird. Die bittere Erfahrung, die wir an den Esmarchs und an Viktor gemacht, sie wird ihm an's Herz gehen. Und doch muß man auf seine gerade Frage eine Antwort geben. Hier hinter dem Berg halten, hieße den Vater aufs Höchste erzürnen. Da muß ich denn ‚reinen Wein' auf die schonendste Weise kredenzen. Dieser Malwein, dieser Malwein! — — — Früher sagte ich zu Dir: zwei Briefe und keinen mehr. Ich wollte, es wäre auch mit diesen meinen beiden Briefen an Vater und Onkel genug, das heißt, wir säßen in einer fröhlichen Stunde Alle beisammen. Das Briefschreiben ist für die endlichen und liebenden Menschen nur ein kärglicher Nothbehelf."

„O! Gott gebe, daß wir bald so beisammen säßen, sei es vor der Hardt oder anderwärts. Ich lebe und sterbe mit meinem Herrn und mit meinem Fräulein," versicherte mit dem Feuer eines jugendlichen Herzens die alte Genossin des Hauses Krippmann. Emerenz küßte ihr, bevor sie zum Schreibtische flog, die Stirne, Elsbeth dem Fräulein die Hand, die sie der Alten schalkhaft entwand.

Digitized by Google

Sechstes Kapitel.

Ein trüber Geburtstag.

Heute war für Emerenz ein Tag der Erwägungen. Es war der vierte Juni herangekommen, der Jahrestag ihrer Geburt. Sie zählte noch nach Lenzen, denn er war in der Familie erst zwanzig Mal gefeiert worden, dies aber mit gemüthlicher Würde und aus dem Innern stammender Feierlichkeit. Früh Morgens kam der Vater beglückwünschend. Sein kostbares Lächeln blickte immer hinter einem frischen Rosenstrauch vor. Drunten, unterhalb der Veranda im winzigen Gärtchen vor dem Hause wurde die an Emerenz' Geburtstage gepflanzte Linde mit Epheu bekränzt und unter derselben, wenn der Himmel lachte, das Frühstück eingenommen. Die gute Elsbeth überraschte zwar heute den Geburtstag mit denselben Kopien, da sie aber vom Vater nicht kamen, diese sinnvollen Zeichen, und die Morgenpost an diesem Tag keinen Brief brachte von theurer Hand, so dienten sie blos dazu, die Wehmuth des verlassenen Herzens nur noch mehr zu erhöhen.

Wo weilte er heute, in welchen Gefahren, und wenn diese ihn verschonten — in welchen Verwicklungen mußte er schweben, da der so pietätisch verehrte Geburtstag ihr keine Beruhigung brachte. Allerdings war Verkehrs- und Postenstörung vorauszusetzen nöthig, da ein gestriges Telegramm der Kölnischen Zeitung eine neue Entwicklung der Heereslinie am Po und Tessino meldete.

So grübelte das sonst unbefangene Kind, dem Zeitungen und Tagesblätter so ferne standen, mit einer Landkarte in der Hand, über die Heeresstellungen und ihre Verfolgung.

Der letzte Brief lautete vom 30. Mai, es konnte vielleicht schon einer vom 1., ja wenn es gut ging, gewiß schon vorhanden sein. Indeß mußte sich Emerenz anderseits bescheiden, daß ein Schreiben zu erwarten, gegen die ausdrücklichen Worte des Vaters verstoße. Und doch regte sich heute eine ungewöhnliche Ungeduld ihr in der Seele. Es sprach ihr ein dunkles Ahnungsgefühl von einem entscheidenden Tage. War es, weil man versucht wird, von solchen Gedächtnißtagen gewöhnlich eine Wendung des Geschickes zu erwarten? Einen feineren Zug des Aberglaubens möchte ich dies nennen, dem oft starkgeistige und durchbildete Naturen unterworfen sind.

Sehr verwundert war Emerenz, als sie an Elsbeths Seite im Vorgärtchen das Frühstück zu sich nehmend, Eglantinen ganz festlich angethan raschen Schrittes auf sich zustürzen sah.

„Wir sind zwar keine Kinder mehr, Emerenz — und wie man einmal den Kinderschuh losgebunden, berechnet man nicht mehr gerne die Zeit nach den Geburtstagen; aber bei uns ist's ein Anderes, wir wissen zu gut, wie jung oder wie alt wir sind, als daß wir's verläugnen könnten —"

Mit diesem, unbefangen betrachtet, eigentlich impertinenten Exordium leitete Eglantine ihre Glückwünsche zum zwanzigsten Geburtstag ein.

Emerenz war eben nicht küsserlich zu Muthe, es mußte aber dennoch pflichtmäßig geküßt werden, es wäre eine Verletzung im hergebrachten Freundschaftskodex gewesen, die ihr Beispiel nicht gehabt hätte. Es wurde also geküßt und zwar regelmäßig auf die eine und die andere Wange.

Gemeinplätze bildeten jetzt den Uebergang zu einem diplomatischen Anliegen von Seite Eglantinens. Kein Anzeichen fehlte dazu. Der unruhige Besuch schaukelte unaufhörlich im Stuhle, lorgnettirte nach der Straße zu und legte sich die Spitzenmanchette mehr als einmal zurecht. Jetzt trillerte man eine Ariette und nun erst sah man unbefangen genug aus, um sich die Miene zu geben, als handle sich's um ein gleichgiltiges Apropos, das sich von selbst verstehen sollte.

„Du bist heute zwar nachdenklich und verkümmert, Emerenz; aber heute ist nicht morgen. Ich feiere am ersten Juli meine Hochzeit. Du bist meine älteste und ich möchte sagen meine einzige Freundin. Darum bat ich Dich zur Verlobung, darum darfst Du auch an meinem Hochzeitstage nicht fehlen. Es wird Dir ein Opfer sein bei Deiner jetzigen Stimmung, aber Du bringst mir dies Opfer als mein Kranzelfräulein beim Altar zu erscheinen." —

Eine unerquickliche Pause lagerte sich jetzt über Beide. Stummes und doch beredtes Schweigen war schon die Einleitung in Emerenz' Antwort gewesen.

„Eglantine, ich danke Dir für Dein ehrendes Vertrauen, das Du mir schenkst. Nimm meine warmgefühlten Glückwünsche nicht blos zum Hochzeitstage, auch für Lebensfrist. Ich komme ganz gewiß in die Kirche, um für Dein Wohlsein und Deine Zukunft zu beten. Doch so lange mein Vater nicht heimgekehrt, kann ich bezüglich meiner Funktion als Brautjungfer über mich nicht gebieten. Wo nähme ich Beruf und Stimmung dazu her? Was kann sich bis zu Deinem glücklichen Tag für mich Erschütterndes vorbereitet haben! Anderseits muß Du aber bis zu diesem Tage ein sicheres Gelelte imausschiebbar für Dich gewinnen. Da mir die Macht zu diesem Jaworte fehlt, muß ich gleich ‚Nein' sagen, so sehr es mich kränkt."

Diese Worte übten eine verletzende Wirkung auf die Pseudofreundin. Beschämung, beleidigter Stolz, gekränkte Eitelkeit verzerrten das hübsche, aber für jede Aufwallung leicht empfängliche Angesicht Eglantinens.

Sie hatte Mühe, das, was auf ihrem purpurrothen Antlitz stand, dessen untere Partien vibrirten, in ihrer sonstigen Haltung und Redeweise niederzukämpfen.

„Ich bin sehr verdrießlich und böse darüber, daß Du jetzt mir jegliche Hoffnung zu der Annahme des Ehrendienstes absprichst. Ich hätte Dich so gerne als Kranzelfräulein gesehen und gewiß auch Viktor. Weiß und Grün hätte Dir so hübsch gelassen, die Farben der Unschuld und Hoffnung!"

„Ist dies Dein Ernst, Eglantine?" frug Emerenz mit einer beinahe beleidigenden Befremdung,

Digitized by Google

„Das hieße ja Deine Ehrendome wie einen sächsischen Grenzpfahl anstreichen! — Ich mag in dieser trüben Zeit überhaupt nichts von bunten Farben und gesuchten Toiletten wissen. Dein angetragenes Kostüme überlasse ich gerne einer Andern!"

„Wie gesagt, mir thut es leid, statt des Kranzes von Dir einen Korb erhalten zu haben. Indeß Du magst Dir's noch acht Tage beschlafen, bis dahin kann ich Bedenkzeit gewähren."

„Eine dunkle Ahnung steht mir im Herzen, daß ich bis zu dieser Zeit vielleicht so Trauriges erfahre, daß mich von einem solchen Amte unbedingt ausschließt. Arthur steht vielleicht in diesem Moment vor dem Feind, und mein Vater ist dem Schlachtgewühl auch nicht ferne. Versetze Dich nur einmal in meine Lage."

„Du stehst bei Weitem zu schwarz, Emerenz," versetzte Eglantine mit einem Anstrich von Leichtsinn. „Doch ich habe nicht im Sinne, Dich zu einem Schritt zu verleiten, der Deiner jetzigen Stimmung so gar nicht entspricht, darum lebe wohl! Auf Wiedersehen!"

Dabei erhob sich selbstbewußt und geräuschvoll die glückliche Braut und verschwand rasch hinter den Gebüschen. Ihr Tritt verrieth einigermaßen das Furiose ihres Wesens, während Emerenz einen Blick des Bedauerns ihr nachschickte und zu der während dieser Scene ganz unbemerkt gebliebenen Elsbeth mit den flüsternden Worten sich neigte:

„Sie ist und bleibt eine kaltherzige Kokette, hochmüthig vom Wirbel bis zur Sohle. Da wird Viktor ein Hauskreuz erhalten, um dessen Großkomthurschaft ihn Niemand beneiden mag. Es ist wahrhaft erbitternd, bei den früheren Beziehungen mir noch dies Ehrenamt aufzwingen zu wollen, in dessen Glanze ich schamroth werden müßte."

„Erzürnt Euch, Fräulein, nicht um diese da, sie war niemals etwas werth und sie ist der einzige Fehler ihrer Eltern!" beschwichtigte sie Elsbeth.

Die Beiden begaben sich nun in die oberen Räume des Hauses, Elsbeth zu häuslichen Verrichtungen, Emerenz flüchtete nach ihrem Schlafgemach.

Die herabgelassenen Vorhänge an den Fenstern verbreiteten dort ein Halbdunkel, das ihr wohlthat. Sie hatte um der Briefe willen noch keine Zeit gefunden, in ihre Kinderbibel zu sehen, was sie an ihrem Geburtstage immer that.

Die weißen Hände des zum Kind gewordenen Mädchens blätterten jetzt mit einer unermüdlichen Begierde in den ihr bekannten Auszügen aus dem alten Testamente.

Da war ein Zeichen eingelegt in ein Blatt, auf dem eine Bibelstelle, mit einem Stift bezeichnet, ihr auffiel. Die Stelle lautete:

„Du hast mir verwandelt mein Weinen in Freude, zerrissen mein Trauerkleid und mich umgeben mit Freude."

Der Sinn dieser Stelle ergriff sie nun schnell ahnungsvoll wunderbar, sie wußte nicht warum und was es zu bedeuten hätte.

Das in die Buchstelle eingelegte Zeichen, es war eine von den vielen welkgewordenen Blumen, die stellenweise innelagen.

Sie erkannte in dem vertrockneten Skelett eine Aster. Seltsam, sie hatte dieser Aster jahrelang nicht gedacht; jetzt erkannte sie selbe, obgleich die Farbe verblichen. — Es war dieselbe Aster gewesen, die ihr der blondlockige, blauäugige Heinrich von Dornwall vor seinem Abschied von Neustadt dargereicht hatte.

Die vertrocknete Blume rief ihr nicht blos das Bild in's Gedächtniß, wie der Junge bereits in dem Reisekittel am Gartenbrunnen stand, wo sie eben aus dem Eimer geschöpft hatte, um die Spätblumen des Herbstes zu begießen, und er zu ihr trat, die blaue Aster in der Hand, sondern auch die Worte:

„Da, Emerenz, zum Angedenken, wir haben uns immer wohl gelitten. Denke an mich, auch wenn die Blätter vom Stiele gefunken sind. Ich bleibe Dir freundlich!"

Sie schalt sich darüber gedächtnißschwach, daß erst der Anblick des welken Zeichens das frische Bild in ihr wach rief und ihr dieses in dem Augenblicke nicht vorschwebte, da Heinrich von Dornwall vom Dampfschiffe weg die Gesellschaft von neulich begrüßte.

Wie hatten sich nun auf ein Mal in ihrem einsamen stillen Leben an diese Kinderbekanntschaft Mahnungen eingestellt, und warum mußte ihr der liebliche Knabe, zum kühnen Jüngling herangereift, in einem Momente erscheinen, wo ein tiefer Wehmuthsschleier ihre Seele umdüsterte? Welchen Zusammenhang hatte dieser Bibeltext mit jener Blume und jene mit bedeutungsvollen Worten ihr einst überreichte Blume mit der Jünglingserscheinung, welche in flüchtiger Poesie ihre Seele gestreift hatte?

War mit diesem Bilde das Glück an ihr vorübergeglitten?

Mit stillem Lächeln frug sich Emerenz dies und schlug das Bibelbuch sichtbar heiterer zu, als sie es aufgethan hatte.

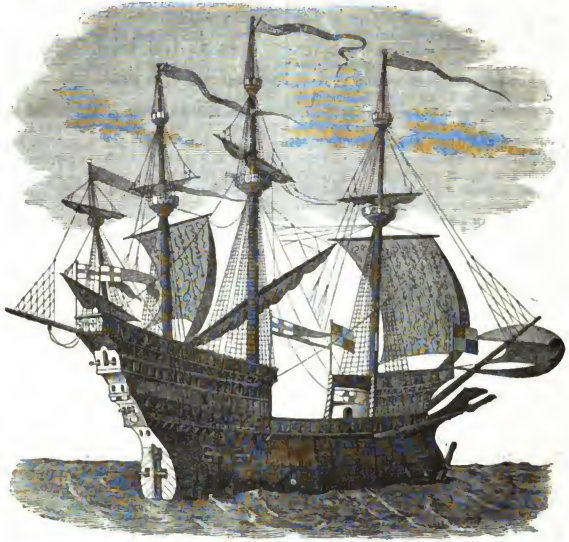
(Fortsetzung folgt.)

Das Königsschiff Heinrich's VIII., gemalt von Holbein.

Wir haben ein Gemälde von Holbein vom Jahre 1520, welches in vollendeter Ausführung das Königsschiff des englischen Königs Heinrichs VIII. darstellt. Da dieses Schiff als ein schlagendes Beispiel von der eben so prachtvollen wie gefährlichen, den Grundgesetzen der Natur fast spottenden Entwicklung der mittelalterlichen Schiffsbaukunst erscheint und eben durch dieses Extrem beweist, daß ein Umschwung eintreten mußte, wollen wir dasselbe näher beschreiben, zugleich aber annehmen, daß der Maler vermöge der größern Freiheit seiner Mittel sich in der Ausführung Manches erlaubte, dem der Schiffsbaumeister in der

Digitized by Google

Wirklichkeit nicht nachzukommen vermochte. Mit dem Ende dieſes Jahrhunderts ſahen wir auch in der That den Weg gleichſam wieder rückwärts laufen, die Kaſtelle werden Stockwerk um Stockwerk kleiner und verſchwinden zuletzt in den nun oben in eine einzige breite und offene Fläche auslaufenden Schiffsrumpf. Auch die Maſtkörbe verlieren ihr feſtungsähnliches Aeußere und ſchrumpfen allmälig zu einfachen Sitzplätzen für die das Wetter beobachtenden Matroſen zuſammen, und bald ſehen wir das Schiff der Gegenwart, als deſſen Gipfelpunkt bis zur allgemeinen Anwendung der Dampfkraft verziertem Bau, nach oben merklich verjüngt, das eine über das Steuerruder, das andere über den Schiffsſchnabel weit vorragend, aus allen Stockwerken und nach allen Richtungen hin Kanonenmündungen zeigen und ſtark befeſtigten Holzthürmen gleichen, die ſich jeder ohne und gegen den andern ſelbſtändig zu vertheidigen vermögen. Der von den Kaſtellen eingeſchloſſene Raum um den Hauptmaſt ſtellt ſich dem Auge äußerlich ſogleich als der vornehmſte Deckraum dar und iſt am Bordrand mit bunten Wappen reich verziert; Thüren führen von hier aus in die Kaſtelle, in die inneren



Das Königsſchiff Heinrichs VIII., gemalt von Holbein.

unſer Linienſchiff erſcheint, in ſeinen rieſigen, doch einfachen Grundverhältniſſen vollendet.

Der Rumpf des genannten Königsſchiffes erſcheint bei bedeutender Länge, die vier vollſtändig beſegelte Maſten erträgt, ohne Verhältniß ſchmal und läuft mit dem Schnabel in einen weit vorragenden Hundekopf mit hinausgeſtreckten Vorderfüßen aus. Das Verdeck, aus drei faſt gleichen Theilen beſtehend, trägt auf dem hintern Drittheile ein vierſtöckiges, auf dem vordern ein dreiſtöckiges Kaſtell, welche beide, von feſtem, reichRäume des Rumpfes, zu dem Steuermann und zu deſſen von der Höhe des Vorderdecks ſignaliſirendem Trompeter. Der ſchmale ſchlanke Rumpf trägt vier hohe Maſten und einen kleinern Fockmaſt, drei Maſten haben zwei, die beiden anderen jeder einen Korb, der aus breiten Bändern gebildet gleich einem Säulenkapitäl den Maſt bei den einzelnen Anſätzen umwindet. Die Takelage und Beſegelung iſt reich und vollſtändig und drüber hin flattern von den Maſtſpitzen lange und ſchmale goldſtoffige Flüger, während farbige an Stan-

Digitized by Google

gen aufgerichtete Banner die Höhe der Kaſtelle zieren. Mit ſeinem Längenprofil macht dies zwiefach bethürmte Bauwerk, in Allem zierlich und klar gegliedert, mit Farbe und Ornament überall reich geſchmückt, mit den Maſten über den mächtigen Kaſtellen in die leichteſten Spitzen ausklingend, auf dem dunkeln Waſſerſpiegel den Eindruck der reichſten und kunſtvollſten Holzarchitektur und erinnert lebhaft an die Holzbauten norddeutſcher Städte, doch die ungenügende ſchmale Baſis mit den hohen und breiten Maſſen auf derſelben weckt zugleich eine gewiſſe Beängſtigung; wie muß doch jeder vollanprallende Sturm dieſes breit ſich darbietende Bauwerk auf der nachgiebigen Welle zuſammenſchüttein, und weiches Steuerruder hat Kraft, die bethürmte Feſtung im Kampf mit den Elementen in Kurs zu erhalten? Beim Anblick eines ſolchen Thurmſchiffes wird uns erklärlich, wie ſo viele hanſiſche Kriegsflotten oder die ſpaniſche Armada, mit dem größten Aufwand und Sorgfalt ausgerüſtet, an den nächſten Küſten ſchon vom Sturme zerſtreut und zerſchellt werden konnten.

und der Ohrläppchen zum Zweck der Einfügung von Zierrathen. Von ſüdamerikaniſchen Völkerſchaften — wie den Botokuden — wiſſen wir, daß ſie die Unterlippe durchſtechen und die Oeffnung durch cylindriſche, von einer leichten Holzart geſchnittene Pflöcke, die immer größer genommen werden, erweitern. Der Wille des Vaters beſtimmt, wie uns Prinz Neuwied erzählt, die Zeit, wann dieſe Operation vorgenommen werden ſoll. Es geſchieht dies gewöhnlich im ſiebenten oder achten Jahre, bisweilen auch früher. Die Lippen werden angeſpannt, mit einem ſpitzen, harten Holz durchſtoßen und dann kleinere und ſucceſſive immer größere Hölzer eingeſteckt. Bei einem Erwachſenen (einem Häuptling) hatte das Holz 4 Zoll 3 Linien (engliſch) im Durchmeſſer bei $1\frac{1}{2}$ Zoll Dicke. Die Scheiben werden verfertigt aus dem Holz des Barrigudobaumes (Bombax ventricosa), das leichter iſt als Kork und ſehr weiß. Bei einem richtigen Botokuden erſcheint in Folge dieſer Sitte die Unterlippe nur als ein dünner Ring, der nicht ſelten zerreißt und dann wieder zuſammengebunden wird. Der Pflock der Unterlippe drückt ſtets gegen die

Botokuden mit Lippen- und Ohrenhölzern.

Die künſtlichen Mißſtaltungen der Körperform bei verſchiedenen Völkern.

Von A. Ecker.

Noch viel häufiger als künſtlichen Mißſtaltungen des Kopfes im Ganzen begegnen wir, wenn wir eine Völkerſchau halten, ſolchen einzelner Theile desſelben, wie der Naſe, der Lippen, der Zähne, der Ohren ꝛc. Daß auch dieſe künſtlichen Mißſtaltungen vorzugsweiſe im Intereſſe der Verſchönerung vorgenommen werden, iſt wohl noch weniger einem Zweifel unterworfen. Finden wir doch in dieſer Gruppe Operationen, die noch heutzutage täglich unter uns vorgenommen werden, und da ſie insbeſondere dasjenige Geſchlecht betreffen, als deſſen Attribut die Schönheit betrachtet zu werden pflegt, ſicherlich zu keinem andern Zweck als dem der Verſchönerung. In erſter Reihe gehört dahin:

Die Durchbohrung der Lippen, Wangen, der Naſe mittlern Schneidezähne des Unterkiefers, ſo daß dieſe ſchon ſehr frühzeitig (im zwanzigſten bis dreißigſten Jahre) ausfallen. Ganz daſſelbe wie mit der Unterlippe geſchieht mit dem Ohrläppchen, in welches ebenfalls, nachdem es durchbohrt, Pflöcke geſteckt werden, ſo daß ſie, zu dünnen Ringen ausgedehnt, nicht ſelten bis auf die Schulter herabhängen. Prinz Neuwied erzählt, daß, wenn er ihnen den Schmuck abgetauſcht, ſie die leeren Ringe über den obern Theil des Ohres aufzuhängen pflegten. Ein neuerer Reiſender, v. Tſchudi, erzählt, daß ſich heutzutage die Allgewalt der Civiliſation auch bei dieſer Verſtümmelung, die von den Indianern ſelbſt als große Schönheit betrachtet wurde, fühlbar mache. Bei Stämmen, die häufig mit den Anſiedlern in Berührung kommen, ſollen ſich die Lippen- und Ohrenhölzer nur noch bei älteren Individuen finden, die jüngere Generation gebrauche ſie nicht mehr und in Zeit von zehn Jahren werde dieſer Lippen- und Ohrenſchmuck bei den Indianern zu den Seltenheiten gehören. So erreicht die Kultur, „die alle Welt beleckt“, auch die

Digitized by Google

Urwälder Südamerika's v. Tschudi bemerkt übrigens ausdrücklich, daß er die durchbohrten Ohren nur bei Männern, die Lippenhölzer nur bei Weibern gesehen habe, während nach Prinz Neuwied, Rugendos, Spix und Martius sich bei beiden Geschlechtern beide finden sollen. Der größte Durchmesser des Loches im Ohrläppchen, den v. Tschudi gemessen, betrug zwei Zoll, und bei dieser Weite hingen die Ohren schon bis auf die Schultern herunter. Da die Männer auf ihren Jagd- und Kriegszügen die runde Holzscheibe nicht in das Ohrloch stecken so bleiben sie bei hitziger Verfolgung des Feindes oder Wildes im dichten Walde mit den Ohren oft an Zweigen oder Dornen hängen und reißen sich den schmalen Rand das Ohrläppchens durch; daher sehe man massenhaft Botokuden, denen ihre Ohrlappen in zwei langen spitzen Zipfeln auf die Schultern herunterhängen. Bei ihren Festen binden sie die beiden Zipfel mit Bast zusammen und stecken das runde Holz in den neugebildeten Ring hinein. Was die Lippenhölzer betrifft, so hatte das größte, welches v. Tschudi gemessen, $2^1/_4$ Zoll im Durchmesser, also $7^1/_2$ Zoll im Umkreis. Daß es keinen schönen Anblick gewähre, wenn, namentlich bei ältern Personen des schönen Geschlechts, nach weggelegtem Lippenholz der Speichel durch das Loch der Unterlippe beständig über das Kinn herunterrinnt, glauben wir unserm Reisenden gern. (W. M. H.)

August Graf Degenfeld-Schonburg,

österreichischer Feldzeugmeister, Kriegsminister, Geheimrath und lebenslängliches Mitglied im Herrenhause des Reichsraths.

Wenn wir sagen, daß Graf Degenfeld eben so der Liebling des Kaisers, wie des Hauses der Abgeordneten ist, so liegt in dieser Thatsache die beste Charakteristik des österreichischen Kriegsministers. Der Kaiser schätzt seine militärischen Verdienste und Kenntnisse, sein organisatorisches Talent und seine soldatische Offenheit; die Abgeordneten aber ehren an ihm den echt konstitutionellen Geist und das bereitwillige Entgegenkommen für alle begründeten Ansprüche der Versammlung. Diese gediegenen Eigenschaften erhalten noch einen sehr günstigen äußern Anstrich durch ein äußerst liebenswürdiges und einnehmendes Wesen. Ohne ein glänzender Redner zu sein, ist er doch im Vortrage klar und übersichtlich, und sachgemäß entwickelte er alle Materien, deren genaue Kenntniß dem Finanzausschusse von Wichtigkeit war. — Die Lage Oesterreichs ist ungleich gefährdeter, als die Preußens; dennoch traf Graf Degenfeld in Uebereinstimmung mit der Volksvertretung eine Reihe solcher Anordnungen, welche das Kriegsbudget wesentlich erleichterten, ohne die Schlagfertigkeit des Heeres zu beeinträchtigen, und wenn kürzlich der Finanzminister dem Hause der Abgeordneten anzeigen konnte, daß das für 1862 berechnete Deficit sich um 25 Millionen Gulden vermindert habe, so ist dies zum großen Theil ein Verdienst des Kriegsministers. Sowohl der Finanzausschuß, als das Plenum des Abgeordnetenhauses haben daher auch dem Grafen Degenfeld einen Dank votirt, und Dr. Giskra, der sonst dem Kabinet immer am Schärfsten zu Leibe geht, war es, der diesem Beschlusse in öffentlicher Sitzung mit feurigen Worten Ausdruck gab. — Gewöhnlich ist gerade der Kriegsminister die bête noire der Volksvertreter, und die Beschwerden, welche die preußischen Abgeordneten gegen Freiherrn v. Roon erhoben, bieten einen gewaltigen Gegensatz zu dem Dankvotum, das Graf Degenfeld erhalten hat, der das Recht der Abgeordneten in Finanzsachen nicht allein persönlich unbedingt anerkennt, sondern diesen konstitutionellen Grundsatz auch im Kabinet des Kaisers rückhaltlos vertritt. Diese unwandelbare Haltung des österreichischen Kriegsministers veranlaßte denn auch ein preußisches Blatt kürzlich zu der charakteristischen Aeußerung: „Könnte man denn diesen Mann nicht für Preußen gewinnen?" — Graf Degenfeld ist am 10. December 1798 zu Groß-Kanizsa in Ungarn — wo sein Vater, der Generalmajor und Maria-Theresia-Ordensritter Graf Friedrich Degenfeld, damals in Besatzung stand — geboren. Das Geschlecht, früher Tägerfeld genannt, stammt aus der Schweiz, übersiedelte 1280 nach Schwaben und erwarb dort Schloß und Herrschaft Degenfeld a. d. Lauter, unweit Schwäbisch-Gmünd. Ein Christoph Martin v. Degenfeld diente im Dreißigjährigen Kriege erst den Oesterreichern, dann als Generaloberst der ausländischen Truppen unter Gustav Adolf, zuletzt als General der Reiterei der Republik Venedig in deren Kriegen gegen Papst Urban VIII. und die Türken. Seine Tochter, Maria Susanna Louisa, Rangräfin v. Degenfeld, wurde 1657 mit dem Kurfürsten von der Pfalz morganatisch vermählt. Genug, das Geschlecht der Degenfelde ist alt und berühmt und trägt den Degen auf dem Felde der Ehre schon seit länger als 600 Jahren. Auch Graf August folgte dem Beispiele seiner Ahnen und war noch nicht siebzehn Jahre alt, als er eine Lieutenantsstelle im 33. Infanterie-Regiment erhielt, bei dem er sogleich dem Feldzuge von 1815 beiwohnte und 1821 mit ihm in Piemont einrückte. Später trat er zu den Jägern über, ward 1835 Major und Militärreferent beim Armeekorpskommando in Böhmen, 1842 Oberst des böhmischen Infanterieregiments „Rainer" und im Jahre 1848 Generalmajor. In diesem Range erhielt er im April eine Brigade bei dem Reservekorps, das sich unter Feldzeugmeister Welden am Isonzo sammelte und späterhin der Armee Radetzky's zugeführt wurde; doch wollte es das Geschick, daß die Brigade Degenfeld an den großen Entscheidungskämpfen 1848 in der Lombardei keinen bemerkenswerthen Antheil nehmen konnte. Desto günstiger ward ihr die Gelegenheit in dem kurzen, aber entscheidenden Feldzuge in Piemont im Jahre 1849. Am 23. März 1849 trug er nämlich wesentlich zu dem Siege bei Novara bei, indem er zuerst das heftigste Feuer im freien Felde aushielt und dann durch geschickte Manöver den Feind zum fluchtartigen Rückzuge durch das Defilé der Stadt Novara zwang, was die piemon-

Digitized by Google

teſiſchen Truppen vornehmlich demoraliſirte. Der Kaiſer belohnte ihn dafür mit dem Maria-Thereſienkreuz, ernannte ihn im Oktober jenes Jahres zum Feldmarſchall-lieutenant, dann zum Vicegouverneur von Mainz, ſpäter zum Sektionschef und Stellvertreter des Kriegsminiſters, zog ihn als Chef der Organiſationsſektion in die Centralkanzlei, übertrug ihm hierauf das Kommando eines Armeekorps, mit welchem er 1859 die Küſten des Adriatiſchen Meeres beſchützte, und erhob ihn nach dem Frieden von Villafranca zum kommandirenden General in Italien mit dem Range eines Feldzeugmeiſters. — Als Kriegsminiſter wurde er am 20. Oktober 1860 proviſoriſch, am 10. November endgiltig angeſtellt. Er iſt auch mit dem Leopoldkreuz, der Eiſernen Krone und anderen Orden geſchmückt, ſowie Inhaber des 36. Infanterie-Regiments. Unter allen Kriegsminiſtern der Gegenwart nimmt Graf Degenfeld unſtreitig die geachtetſte Stelle ein.

Der blinde ſchwarze Tom.

Die ſchwarze Race, in Amerika bekanntlich ſo tief verachtet, lieferte vor nicht gar langer Zeit in Ira Aldridge einen höchſt bedeutenden Tragöden, eine Art von ſchwarzem Dawiſon; ſie hat dazu nun auch eine Art von ſchwarzem Liſzt und Mozart, in beſchränktem Sinne, hervorgebracht, und es freut uns, das Nähere darüber nach einem dem Herausgeber von „All the year round“ aus Boſton (Maſſachuſetts) zugekommenen Briefe, ſowie nach mündlichen Mittheilungen, welche das Faktum unzweifelhaft erſcheinen laſſen, zur Kenntniß unſerer Leſer zu bringen.

Im Jahre 1850 kaufte ein Tabakpflanzer in Südgeorgia, Perry H. Oliver, unter anderen Feldarbeitern ein junges Negerweib, welches einen Säugling beſaß. Um Mutter und Kind nicht zu trennen, nahm Oliver mitleidig mit der Mutter den Knaben, obſchon er ganz blind war und den Stempel des ſtumpfſten Blödſinns in ſeinem Geſichte trug.

Der kleine Idiot, welcher auf der ausgedehnten Pflanzung nur „blinder Tom“ genannt ward, wuchs heran, ohne beſonders beachtet zu werden; am allerwenigſten konnte ſich ſeine Mutter um ihn kümmern, welche Tag für Tag im Felde arbeiten mußte.

Sein Eigenthümer ſorgte dafür, daß der blinde Tom Nahrung und die nöthigſte Bedeckung erhielt, außerdem ließ er ihn unthätig in der Sonne herumkrabbeln.

Und dies war der liebſte Zeitvertreib des kleinen Idioten, auf einem Raſenplatze im Sonnenſcheine zu liegen, oder ſich am Herdfeuer niederzuducken, oder in den Vorhallen und auf den Verandas der Gebäude umherzuklettern, wobei der Taſtſinn ihm das mangelnde Augenlicht erſetzte.

So ward er ſieben Jahre alt, ohne daß er in irgend einer Weiſe ſeinem Herrn für ſpätere Zeit Vortheile in Ausſicht geſtellt hätte. Der blinde Knabe verhieß nur ein überläſtiger Zehrer zu werden; doch wurde er ſtets mit der ſeinem Gebrechen ſchuldigen Rückſicht behandelt, namentlich da er gegen einzelne Glieder von Olivers Familie, vor Allem gegen einen Sohn desſelben, die Anhänglichkeit eines Hundes an den Tag legte.

In einer mondhellen Sommernacht des Jahres 1857 wurde Olivers Familie plötzlich durch muſikaliſche Töne geweckt, welche aus dem Geſellſchaftszimmer hervordrangen. Hier ſtand ein Pianoforte, welches öfter die Töchter Olivers benutzten; aber wer ſpielte dies mitten in der Nacht?

Man ſah nach und fand eine kleine ſchwarze Geſtalt gleich einem Schatten in dem nur ſchwach vom Monde erhellten Zimmer am Klavier ſitzen — es war der blinde Tom, welcher all' die Stücke, die Olivers Töchter unter großen Schwierigkeiten eingeübt und oft wiederholt hatten, glatt abſpielte, wobei er nach Beendigung eines jeden in ekſtatiſchen Jubel ausbrach und in ſeine kleinen Hände klatſchte.

Dies war das erſte Mal, daß er ein muſikaliſches Inſtrument berührte und daß er ganz nach dem Gehör und ohne jemals über den Mechanismus des Klaviers unterrichtet zu werden, diejenigen Pièçen ſpielte, welche jedem gewöhnlichen Erdenkinde ein ſchweres Exercitium koſten. Von dieſem Augenblick an galt der blinde Tom auf der Pflanzung als eine wunderbare Erſcheinung. Er durfte ſpielen, ſo oft er wollte, wiederholte Alles, was er hörte, ohne Weiteres mit Leichtigkeit, und phantaſirte trotz eines Meiſters; aber auch jetzt nicht — wie niemals — empfing er Unterricht im Klavierſpiel, ſondern wurde ganz ſich ſelbſt überlaſſen.

Im Jahre 1858 mußte der blinde Tom als muſikaliſches Wunderkind zum erſten Male im öffentlichen Koncert ſich hören laſſen, und zwar in Savannah, hierauf in Charleston, in Richmond, und in allen vornehmeren Städten der ſüdlichen Staaten. Ueberall machte der nun achtjährige blinde Knabe das größte und gerechteſte Aufſehen.

Gegenwärtig iſt er zwölf Jahre alt. Sein äußeres Ausſehen iſt dasſelbe geblieben, das Geſicht iſt das eines Blödſinnigen, aber das Gemüth des blinden Tom iſt ſo fein organiſirt, daß z. B. jedes harte Wort ihm Thränen auszupreſſen vermag. Sein Gedächtnißvermögen iſt ſo ſtark, daß er ein viertelſtündiges Geſpräch, ſelbſt in einer Sprache, die er nicht verſteht, wie Franzöſiſch oder Deutſch, Wort für Wort wiederholen kann, wenn er ſtill zuhört, fremde Geſänge, einmal gehört, ſofort auf dem Klavier wiedergibt und ſelbſt die ſchwierigſten Kompoſitionen nach einmaligem Hören, ohne ſich je zu vergreifen, korrekt nachſpielt.

Neben einem Muſiker an's Piano geſetzt, welcher von einem vierhändigen Stück die erſte Hand ſpielte, begleitete er ſofort dasſelbe ſicher mit der zweiten Hand, ohne es vorher gehört zu haben, und ſpielte dann das ganze Stück ſogleich allein. In einem Falle war die Pièce vierzehn, in einem andern ſechzehn, in einem dritten zwanzig Seiten lang. Er ſpielte ſchon die

Digitized by Google

ſchwierigſten, verwickeltſten Symphonien, Phantaſien und Variationen, Stücke von Weber, Mozart, Beethoven, Verdi ꝛc., 14 bis 25 Seiten lang, ohne eine einzige Note auszulaſſen, nach einmaligem Hören.

Aus ſeinen eigenen Phantaſien ſpricht nie eine heitere Stimmung, ſondern immer dieſelbe bittere melancholiſche Hoffnungsloſigkeit ſeiner in Nacht der Blindheit gefeſſelten Seele.

Wenn der blinde Tom in Europa in Konzerten auftrate, würden Tauſende ſich beeilen, die Wundererſcheinung zu ſehen und zu hören, aber ſein Eigenthümer iſt bis jetzt nicht zu bewegen geweſen, den Sklaven über die Grenze der Südſtaaten hinauszuführen, oder zu entlaſſen.

Der bleiche Vincenz.

Eine Schmuggler-Geſchichte. Erzählt von K. G. Meyer.

Im Jahre 183. ward ich wichtiger Geſchäfte willen zu einer Reiſe an die böhmiſch-ſächſiſche Grenze veranlaßt. Unweit des Städchens K... am Fuße des Erzgebirges, warf der unvorſichtige Kutſcher mich und den Wagen in den Straßengraben, meine Wenigkeit kam außer einigen Quetſchungen mit heiler Haut davon, deſto ärger aber war der Wagen mitgenommen. Eine der Achſen war zerbrochen, das Dach der Kutſche durch eine hervorſpringende Baumwurzel eingedrückt, das Geſchirr und Riemwerk zerriſſen. Sattler, Riemer und Wagner der Abhilfe wegen berufen, erklärten einſtimmig, die Arbeit kaum bis morgen Mittags beenden zu können, und ſo war ich gezwungen, bis dahin zu warten.

Der Zerſtreuung wegen ſchlenderte ich vorerſt im Städchen herum, beſehen etwaige Merkwürdigkeiten zu beſehen, und ging ſodann, als dieſe Umſchau beendet und weder der Marktplatz mit ſeinem hölzernen Waſſerbehälter, noch die mit grellen Farben angepinſelte Florianskatue, oder die vier engen winklichten Gaſſen mit ihren dem Thurm zu Piſa ähnlich ſich neigenden hölzernen Häuſern etwas geboten hätten, was der Beachtung werth geweſen, gegen den Fluß hinunter, deſſen heller Waſſerſpiegel mit im Wiederſcheine der Abendſonne ſo recht freundlich einladend entgegenglänzte.

Der Hochſommer hatte über Flur und Wald alle ſeine Pracht ausgebreitet, der Bäume ſaftiges Grün und die in mancherlei Nüancen ſich färbenden Früchte ſchillerten im Sonnengold auf der hinter dem Städchen thalabwärts ſich hinziehenden Fläche, an die ſich einzelne, weit in den Fluß hineinragende Sanddünen angeſetzt hatten, gegen welche die leiſe dahingleitenden Gewäſſer gelblichtweiſe Schaumflocken trieben, die hier an dem Ufer, dort an die überhangenden Weidenruthen ſich anlegten, mitunter auch in die faſt halbrunde Bucht von den ſchaukelnden Wellen hineingetragen wurden und dort die nur loſe befeſtigten Kähne und leichten Fähren ſpielend umkreiſten.

Hier mochten die Gewäſſer eine bedeulende Tiefe haben; denn während weiter hinein des Fluſſes Wellen rauſchend über Steingeröle hintanzten und ſchäumend, an die einzelnen Felſenblöcke anprallten, wogte die hieher gerichtete Strömung an die mit Erlen und Weidengebüſche überwachſene Sanddüne ruhig hinan, man ſah deutlich, wie die in der Tiefe wieder rückwärtsſtrömenden Gewäſſer den mitgeführten loſen Sand ſtoßweiſe abſetzten, während die obere Fläche ſcheinbar ruhig blieb und nur manchmal merklich erzitterte, wenn irgendwo ein gold- oder ſilberſchillernder Spiegelkarpfen aus ſeinem Lager in der Tiefe auftauchte, oder ein ſchlanker Weisfiſch in mancherlei ſchnellen Windungen dem verfolgenden Hechte zu entfliehen ſuchte und auf der Fläche einen Kreis von Schaumperlen bildete, die in immer weiter ſich dehnenden Ringen dahinſchwammen, bis ſie endlich in leiſem Gezitter ſich auflöſten.

Bot hier die Bucht und das kleine ſie umſchlingende Eiland ein Bild der Ruhe, kräuſelte der darüber hinſtreichende Abendwind nur wenig die einzelnen Schaumflocken und nickte dort auf der Sanddüne kaum das ſchwanke Weidengezweig in leiſem Luftzuge, ſo zeigte ſich drüben am jenſeitigen Ufer gerade der Gegenſatz.

Dort hatte der Fluß durch zerklüftete Felſenmaſſen ſein Bett geriſſen, rauſchend und ſchäumend brach Welle auf Welle an den einzeln hervorragenden Klippen und trieb in wilder Strömung breite Schaumgürtel hinaus, welche die aus den Hochwäldern über die Berge herabſtürzenden Wildbäche noch vermehrten. Dort rollte ſich ein ganz anderes Landſchaftsgemälde auf. Schon gleich am Ufer ſtrebten die Felſenmaſſen wild empor, von den Bergen herab ſchauten düſtere Tannen- und Fichtenwälder und warfen ihre gigantiſchen Schatten bis weit in des Fluſſes Mitte hinein, über die in grotesken Formen zuſammengedrängt die Abendwolken hinzogen.

Lange ſtand ich im Anblicke das ſo prachtvollen Rundgemäldes verloren, — es war mir, dem Flachländer, Alles ſo neu, — das Auge, an die Eintönigkeit der Ebene gewöhnt, irrte von Punkt zu Punkt aufwärts bis zu den nur noch matt vom Tageslichte umſäumten Bergeshöhen, die den Hintergrund begrenzten, während es hier unten ſchon tief dämmerte und das jenſeitige Ufer mit ſeinen Wäldern und Felſengruppen in völlige Nacht gehüllt war. — Ich hatte die hereingebrochene Dunkelheit nicht einmal bemerkt und wollte mich nun eilig zum Rückwege anſchicken, als drüben inmitten der Wälder an einer Berglehne eine helle Feuerſäule hochaufforderte und weithin zuckende Funken vom Luftzuge getragen umherſprühten; dabei klangen die lang gezogenen Töne eines Glöckchens ſo ſchaurig wimmernd über den Fluß herüber, und dieſe beiden Erſcheinungen waren es, welche meine Aufmerkſamkeit feſſelten, und dies um ſo mehr, als von Seite des Städchens her ſich einzelne Menſchenhaufen herandrängten, die wahrſcheinlich eben ſo wie ich die Feuerſäule bemerkt, ſich hier über den Ort näher orientiren und zu Hilfe eilen wollten, denn es war entſchieden, nicht etwa ein Kohlenmeiler war irgendwo in Brand gerathn, nein, ein Gebäude mußte in hellen Flammen ſtehen, dies zeigten die vom Winde herumgetriebenen feurigen Theile losgeriſſener Strohbüſchel,

Digitized by Google

mit weichen hierlands die Mehrzahl der Häuser eingedeckt sind.

„Der Richtung nach ist es das Dorf Niedergrund, wo es brennt," rief Einer der ersten Ankömmlinge, „und ich werde mich kaum irren, wenn ich als eigentliche Feuerstätte das Haus des ‚bleichen Vincenz' bezeichne, das, wie Ihr wißt, gerade unter dem Geiersfelsen liegt, der da mit seinen Klüften und Zacken so blutigroth herüberschimmert. Hört, wie wär's, wenn wir hinüberschifften und dann das Ständchen hinausfliesen? Vincenz hat, wie Ihr Alle wißt, ein Paar kleine Kinder, das Weib ist bettlägerig, er selten zu Hause, seine Wohnung liegt so abseits und die anderen Leute in Niedergrund werden Alle mit sich selbst zu thun haben."

Man war einstimmig mit diesem Vorschlage einverstanden. Schnell wurden mehrere Nachen und Kähne gelöst, — und ich, dem eine nächtliche Wasserfahrt und Waldwanderung neu war, und der ich auch mein Scherflein zur Hilfeleistung beitragen wollte, drängte mich unter die Einschiffenden.

Wir befanden uns, ehe einige Minuten vergingen, inmitten des Flusses, als ein furchtbarer Knall die Luft erschütterte, daß die Erde erbebte und die Gewässer aufbrausten, gleich darauf ein zweiter Knall, und unzählige Feuergarben durchkreuzten den Horizont der Brandstätte, man sah deutlich Balken, Stroh, Schindeln und Giebelstücke funkensprühend umherfliegen, und das Kreischen und der Hilferuf der unglücklichen Dörfler tönte durch Wald und Nacht bis zu uns herunter.

„Seht Ihr, daß ich recht gehabt, wenn ich vorhin die Wohnung des bleichen Vincenz als die Brandstätte bezeichnete!" rief nun der Mann, welcher zuerst den Vorschlag zur Ueberfahrt gemacht; „sicher hat das Feuer auch die Bohlen ergriffen, die über die Schlucht gelegt sind, und so die Thüre angebrannt, die zu dem Felsenkeller führt, wo Vincenz seine Schmuggelwaaren versteckt. Da bald die Jagdzeit eintritt, hat er gewiß bedeutende Vorräthe an Pulver aufgehäuft, die sich entzündet und Alles zerstört haben werden. Nun ist's um so nöthiger, daß wir hinauf machen und helfen, denn jedenfalls ist das Unglück groß; — darum rasch und scharf die Ruder eingelegt, daß wir hinüberkommen!"

Die Fähre flog; — noch ehe sie das Ufer berührte, drängte sich Jeder heraus und unbekümmert um Schlamm und Wasser waldein- und berganwärts. Schaurig leuchtete durch der Bäume Dunkel aus der Schlucht her die rothe Gluth, einzelne Stämme und das niedere Gestrüppe am Waldessaume hatten Feuer gefangen, es war die höchste Zeit, daß Hilfe kam, sollte nicht der ganze Wald anbrennen; — an der Wohnung selbst war nichts mehr zu retten, dort war nur wilde Zerstörung, Gräuel und Verwüstung zu schauen.

Aufgerufen durch die in allen umliegenden Dörfern ertönenden Feuerglocken waren deren Bewohner von fern und nah um so schneller herbeigeeilt, als der furchtbare Knall bei der Pulverentzündung ein schreckliches Unglück vermuthen ließ. Forstleute und Soldaten, die hier an der so nahen Grenze zur Verhütung des Schmuggels stationirt waren, Bergbeamte und Grundbesitzer, Alle waren ohne Unterschied der Stände mit Hacke, Schaufel und Haue eifrig beschäftigt, um durch schnelles Niederhauen einer Waldstrecke und Auswerfen eines Grabens der verheerend um sich greifenden Gluth Grenzen zu setzen, während die einheimischen und umliegenden Dorfbewohner die zunächstliegenden Gebäude zu erhalten und wo möglich aus der zur Gänze zerstörten Brandstätte jene wenigen Ueberbleibsel zu retten suchten, welche durch die Kraft des explodirenden Pulvers weit hinausgeschleudert, rauchend und glimmend zwischen zerstörtem Gemäuer und niedergeworfenen Baumstämmen umherlagen.

So war unter Helfen, Retten und steter Gefahr Stunde auf Stunde vergangen, Mitternacht bereits vorüber, und wenn man auch des Feuers Meister geworden, hatte doch Niemand eine Spur der unglücklichen Bewohner des Hauses gefunden, und Jeder gab sich der Hoffnung hin, daß diese beim Ausbruche des Feuers in die Wälder geflüchtet und so ihr Leben gerettet hatten, als auf einmal der Berghäuer Martin, welcher hier heimisch und mit der örtlichen Lage genugsam bekannt, die Nachforschungen leitete und dem Zuge voranging, dort, wo die Waldgewässer tiefe Schluchten zwischen den Felsen ausgewaschen hatten, mit einem lauten Aufschrei die Suchenden zusammenrief.

Grauenerregend war der Anblick! Zwischen halb verglimmten Gesträuche, umhergeschleuderten Balkentrümmern und zersplitterten Felsenmassen lag der fast verkohlte Körper der unglücklichen Mutter, die noch in ärgster Todesnoth ihre beiden kleinen Kinder zu retten versucht hatte, aber schwach und krank, wie sie gewesen, von der Gluth erfaßt und vom Dampf erstickt worden war! Nun waren Mutter und Kinder verstümmelte Leichen, halbverkohlte Gerippe!

Von der nächtlichen anstrengenden Waldwanderung äußerst ermüdet, war ich in das Städchen zurückgekommen, von wo aus ich nun meinem Bestimmungsorte Schmiedeberg zufuhr.

Bietet schon jede Reise im Sommer viel des Abwechselnden, so ist dies um so genußreicher im Hochgebirge. Das geheimnißvolle Flüstern und Rauschen der Wälder, das duftige Grün der einzelnen Wiesenmatten, das Imposante der Felsengruppen, der Sturz der wilden Gewässer über das zerklüftete Gestein, das Spielen und Zittern der das Waldesdunkel durchbrechenden Sonnenstrahlen und die in mancherlei Farben schattirte Moosdecke, der Vögel schmetternde Stimmen und das würzige Aroma sind Genüsse, welche gewiß die Beschwerlichkeiten einer Bergreise im vollen Maße aufwiegen, dazu noch, wie hier im Erzgebirge, hie und da ein ausgebeuteter und verlassener Grubenschacht oder ein noch im Betriebe stehendes Werk, der rüstigen Bergleute helle „Glück auf"-Rufe, oder die Glockentöne einer vereinsamt stehenden Kapelle; dies Alles rollt uns ein Bild auf, wie es das Flachland mit seiner Eintönigkeit nimmermehr bieten kann. —

Eben bog der Wagen um die Waldesecke, wo die

Digitized by Google

Straße ſich faſt ſchnurgerade gegen Schmiedeberg hinzieht, als von fernher links aus dem Dickicht erſt Hundegebell und einzelne Haltrufe, dann wirres Geſchrei, endlich ſchnell hintereinander zwei Schüſſe hörbar wurden und aus dem Dickicht ein mit einer leichten Bluſe bekleideter Mann eilig quer über die Straße herübergerannt kam, ſeine Hucke ſchnell in die jenſeits der Straße ſich hinablehnende Schlucht hinunterſchleuderend. Dann athmete er hoch auf, ſah umher, erblickte mich und kam gerade auf mich zu.

Allem Anſcheine nach war der Mann ein von den Grenzwächtern verfolgter Schmuggler. Ihm hatten ohne Zweifel auch die Schüſſe gegolten, da er auf das „Halt“ nicht ſtille geſtanden und ſich ergeben haben mochte, denn nun, da der Mann mir näher gekommen, ſah ich deutlich, daß er ſchwankte und einzelne Blutstropfen unter der ledernen Schirmkappe über Stirn und Schläfe herabrieſelten, die der Fremde forgſam mit dem groben rothgeſtreiften Sacktuche abzuwiſchen bemüht war.

„Sie können mich retten, lieber Herr!“ rief der am rechten Straßenparquete ſtehende Blouſemann halblaut, als mein Wagen langſam dahinrollte, „ich bin ein armer Paſcher, dem die Grenzwächter nachgejagt, und kann nun, durch einen Streifſchuß verwundet, nicht weiter; — für Sie iſt keine Gefahr dabei, meine Hucke habe ich weggeworfen und trage ſonſt nichts Verdächtiges bei mir. Sagen Sie, Sie hätten mich ohnmächtig hier im Straßengraben gefunden und aus Mitleid aufgeladen,“ fuhr der Fremde fort, als er ſah, daß ich zauderte, und ſchon wollte ich aus Beſorgniß, durch ſeine Anſnahme als Mitſchuldiger zu erſcheinen, vorüberfahren, als der Arme wie ein maßlos gehetztes Wild zuſammenbrach und ich nothgedrungen halten mußte, um den auf die Straße Hingeſunkenen nicht zu überfahren.

Im nämlichen Augenblicke brachen aus dem linksſeitigen, einen gähen Abhang umſäumenden Dickicht zwei große ſchwarze Hanghunde heraus, deren man ſich bedient haben mochte, um die Fährte des Schmugglers aufzuſpüren, und gleich darauf erſchienen auch die Grenzwächter.

„Iſt kein flüchtiger Paſcher vorübergekommen?“ rief der zuerſt Erſchienene mich an, „er mußte hier durch die Schlucht herauf ſein und mag wohl die Hucke weggeworfen haben; aber immerhin, diesmal entgeht uns der Kerl nicht, ich habe ihm eine Kugel nachgeſandt und meine, ihn derb gezeichnet zu haben, denn ich ſah deutlich, wie er zuſammenzuckte, als die Pille eingeſchlagen.“

Stumm deutete ich auf die andere Seite der Straße und ein tiefer Schauer über dieſe Menſchenhetze durchrieſelte mein Inneres.

„Da liegt er ja, der Hund!“ rief jetzt jubelnd der Andere; „ich wußte es ja, es iſt der bleiche Vincenz; Du haſt ihn gut getroffen, Mathes, der höhnt uns nicht mehr!“

Erſchüttert wollte ich weiter fahren, doch da wand ſich noch ein dritter Grenzwächter aus der Schlucht herauf, nach dem Abzeichen zu ſchließen, der Führer der Truppe.

Grüßend trat der zuletzt Erſchienene näher, überſchaute rings die Scene, verwies ernſt ſeinen beiden Untergebenen ihr wildes Benehmen, gebot die Hunde zu koppeln, und wandte ſich dann artig an mich, der ich aus dem Wagen herausgeſprungen war. „So iſt denn wieder ein Menſchenleben dem hier ſo tief gewurzelten Schmuggel und dem Starrſinne der Bevölkerung zum Opfer gefallen, und noch dazu ein Mann, deſſen ſonſtige Eigenſchaften eines beſſern Loſes werth geweſen wären. Als Gewerbsmann würde er durch ſeine Regſamkeit und ſeinen Fleiß Wohlhabenheit und die Achtung ſeiner Mitbürger, als Soldat durch ſeine Ausdauer und ſeinen Muth ſichere Beförderung errungen haben, während der Leichtſinn, das ungebunden herumſchweifende Leben und ſein Hang zum Schmuggel ihm das nämliche Los bereiteten, dem ſein Vater erlag, welcher auch wegen gleicher Verbrechen erſt vor wenig Jahren im Zuchthauſe endete. — Wir Diener des Geſetzes haben überall und um ſo mehr hier an der ſo nahen Grenze einen ſchweren und für uns um ſo härteren Dienſt, als der gewöhnliche Menſchenſinn uns unſere Pflichttreue mit Verachtung lohnt, obſchon das Geſetz befiehlt, und wir nur gehorchen. Sie reiſen nach Schmiedeberg, wohin wie Sie ſehen nicht mehr weit iſt, mein Herr!“ fuhr der Führer fort; „ich muß Sie ſchon im Intereſſe der Menſchlichkeit erſuchen, mir zur Fortbringung des Schwerverwundeten den Gebrauch Ihres Wagens zu geſtatten.“

Es iſt ſelbſtverſtändlich, daß ich zuſtimmte, und der Verwundete ward nun mit größter Vorſicht auf den weichgepolſterten Hinterſitze des Wagens gelegt, der Führer ſelbſt ſetzte ſich mit hinein, die beiden gemeinen Grenzſoldaten aber und ich gingen daneben her.

Während nun ſo der Wagen langſam dahin fuhr, erzählte ich den Vorfall der vergangenen Nacht in Niedergrund, und äußerte meine Vermuthung, daß der Verwundete im Wagen und der Eigner des ſo ſchauderhaft zerſtörten Hauſes, der unglückliche Vater und Gatte eine und dieſelbe Perſon ſei.

„Ja,“ beſtätigte der Führer, „es iſt ſo, ich kenne genau die Lage des Häuschens, es gehört dem Manne, den die ganze Umgebung als längſt berüchtigten Schmuggler nur unter dem Namen ‚der bleiche Vincenz‘ kennt; wir haben oftmals dort vergeblich Hausſuchungen gehalten, aber der Liſtige hatte ſeine eingeſchmuggelten Vorräthe zu gut verſteckt, deſto ſchneller hat nun das Feuer den Weg gefunden und das Geheimniß geoffenbart.“

Der Wagen hielt, wir waren am Ziele. Die langſame, ſchaukelnde Bewegung, die Luft und das Auswaſchen der Kopfwunde mit Waſſer und Eſſig mochten wohlthuend und zugleich erregend auf den Leidenden eingewirkt haben; mit Vorſicht auf ein Strohlager niedergelegt ſchlug er die matten Augen auf, blickte irre um ſich und „mein Weib, meine Kinder!“ waren die erſten und einzigen Worte, die der Unglückliche kaum vernehmlich ſtammelte, dann verfiel er wieder in die vorige Agonie.

Meine Geſchäfte waren beendet, ich mußte die

Digitized by Google

Heimfahrt antreten, ohne den weitern Fortgang der Unterſuchung abwarten zu können, lange aber blieb mir die wehmüthig traurige Erinnerung an die wahrhaft ſchaudervollen Vorgänge dieſer zwei Tage meiner Gebirgsreiſe.

Länger als fünf Jahre waren vorüber, und ich ſtand eines Tages im Hofraume meines Wirthſchaftsbeſitzes im Dorfe Tſch..., wo ich mich vor Kurzem angekauft und gab eben den abgehenden Arbeitern die Weiſung, mit dem Zuſammenſchobern des Heues auf der Wieſe nicht zu ſäumen, da ſogleich eingeſpannt und ich mit dem Knechte nachkommen werde, als von der Bachſeite her durch die Hinterthür ein alter Bettler in den Hof trat, der um ein Almoſen bat.

Eilig, wie bei derlei Geſchäften nöthig, machte ich meine weiteren Vorkehrungen und wies den Bettler in die Hausflur, wo meine Gattin beſchäftigt war, und hatte ſeiner ſchon wieder vergeſſen, als mein Blick zufällig gegen den Schupfen hinfiel, wo der Alte auf einem Holzklotze ſaß und haſtig eine Schüſſel Milch auslöffelte, die er drinnen im Hauſe erhalten hatte.

Sich es bequem machend hatte der Alte ſeinen Brodſack und die Schirmkappe abgelegt, ſo daß das helle Sonnenlicht die ganze abgemagerte Geſtalt beleuchtete und die wenigen weißen Haare im Luftzuge flatterten.

Die hohe Stirn, das geiſterbleiche Leichengeſicht des Alten, deſſen unheimliches Lächeln während des haſtigen Eſſens, der unſtäte Blick des glanzloſen Auges, das Flattern der wenigen grauen Haare um den faſt kahlen Scheitel und überhaupt die ganze unruhige, ſich fortwährend hin und her bewegende Geſtalt machten meine Aufmerkſamkeit rege, und eben wollte ich einige Fragen an ihn richten, als zum Hofthore der Förſter hereinkam und mir ſchon von fern einen „Guten Morgen" bot.

Der zottige Haushund, welcher bis jetzt ruhig an der Kette vor ſeiner Hütte gelegen, ſprang nun raſſelnd und laut bellend dem Ankommenden entgegen, deſſen Begleiter, ein mächtiger ſchwarzer Soloſänger, eben ſo lautſchallend dieſe unfreundliche Begrüßung erwiederte.

In dieſem Augenblicke warf der Alte die faſt noch halb volle Milchſchüſſel weit von ſich und rannte, Mütze, Stock und Brodſack zurücklaſſend und jedes Hinderniß mit einer Behendigkeit überſpringend, die ich ſeiner Hinfälligkeit nimmermehr zugetraut, unter ſchrill gellendem Aufſchrei zur Hinterthür hinaus, ihm bellend nach Tyras, des Förſters Hund, der aber ſogleich auf ſeines Herrn Ruf zurückkehrte.

Betroffen blickte ich erſt dem Flüchtigen nach, dann gegen den Förſter hin, der mir aber leichthin bedeutete: „Laſſen Sie den Wahnſinnigen laufen, es iſt der ‚bleiche Bluens', wie er allgemein genannt wird. Der alte Sünder hat einmal meinem Bruder arg mitgeſpielt, und die momentane Erinnerung daran und meine Aehnlichkeit mit dem Verſtorbenen, vielleicht auch dieſer Hund, welchen ich von dieſem habe, mögen ihn zur Flucht bewogen haben."

„Der ‚bleiche Bluens' iſt der Bettler?" frug ich überraſcht, „derſelbe, welcher im Jahre 183. auf der Straße bei Schmiedeberg als Paſcher betreten und verwundet worden?"

„Ja, der nämliche iſt's," erwiederte der Förſter, „und da Ihnen ſo viel bekannt, ſo werden Sie auch von dem Unglücke wiſſen, welches Nachts zuvor ſeine Familie betroffen?"

Ich nickte.

„Beides," fuhr nun der Förſter fort, „die damals erhaltene Kopfwunde, der martervolle Feuertod ſeines Weibes und der Kinder, wirkte ſo mächtig auf den Geiſt des Armen ein, daß er, obwohl kürzlich geheilt, in einen düſteren Wahnſinn verfiel, in deſſen Berückſichtigung ihm auch jede Strafe ſeiner vielfachen Uebertretung der Geſetze nachgeſehen und er als unzurechnungsfähig betrachtet wurde; eine Erinnerung an dieſe Ihnen ſohin bekannten Begebenheiten mag nun die gegenwärtige Scene veranlaßt haben, übrigens iſt es mir wirklich auffallend, wie Sie, als in der hieſigen Gegend nicht einheimiſch, dieſe längſt verſchollene, damals aber Aufſehen erregende Thatſache ſo genau kennen?"

Ich erzählte meine zufällige Anweſenheit bei beiden Vorfällen und wir verſuchten nun gemeinſchaftlich die Spur des Unglücklichen aufzufinden, um ihm ſeine wenigen Habſeligkeiten zuzuſtellen, ſowie ſeine Aufregung durch ein kleines Geſchenk zu beruhigen. Wir durften nicht weit ſuchen, der arme Wahnſinnige war auf ſeinem überelften Fluchtverſuche über das ſteile Bachufer hinuntergeſtürzt und lag unten zwiſchen dem Steingerölle als blutig zerſchmetterte Leiche!

Für Geſunde und Kranke.

Ueber die Anwendung einiger Gegengifte.

Von August Vogel.

Gegengift, Antidotum, nennen wir im Allgemeinen diejenigen Mittel, welche die ſchädlichen Wirkungen eines Giftes aufzuheben vermögen; ihre Wirkung kann eine doppelte ſein, entweder unmittelbar chemiſch zerſetzend oder indem ſie mit dem Gifte eine ſchwerlösliche und ſomit unſchädliche Verbindung eingehen. Es liegt nicht immer in dem Begriffe des Antidots, daß es in verhältnißmäßig großen Gaben ohne nachtheilige Wirkung auf den Organismus angewendet werden könne, da bisweilen ein Stoff, der für ſich als ſchnelles Gift wirkt, im Verhältniß zu einem andern als wirkſames Gegengift zur Anwendung gebracht werden kann. Die Lehre von den Gegengiften iſt übrigens eine ſehr alte, wiſſen wir ja doch, daß ſchon der alte König Mithridates, glorreichen Angedenkens, ſich durch täglichen Genuß von Gegengiften gegen die tödtliche Wirkung der Gifte, welche ſeine liebenswürdigen Söhne ihm zu appliciren für gut fanden, trefflich zu ſchützen wußte.

Digitized by Google

Wir beschränken uns hier vorläufig darauf, einige Gegengifte zu erwähnen, welche in neuester Zeit nach glaubwürdigen Mittheilungen mit Erfolg gegen die tödtlichen Wirkungen des Schlangenbisses in Anwendung kommen. Sind wir auch in unserm gesegneten deutschen Vaterlande von den gefährlicheren und größeren Sorten dieser giftigen Bestien nahezu verschont, so dürften die zu erwähnenden Antidote in der Folge vielleicht auch beim tollen Hundsbiß, welcher trotz aller gesundheitspolizeilichen Maßregeln auch bei uns noch zuweilen vorkommt, von Wichtigkeit werden.

Die hierher bezüglichen Gegengifte gehören theils dem vegetabilischen, theils dem unorganischen Reiche an und sind in den Gegenden, welche von giftigen Schlangenfolonien vorzugsweise heimgesucht werden, meistens durch Ueberlieferung bekannt, vielleicht noch von den ursprünglichen Bewohnern jener Gegenden, den Indianern, herrührend, obgleich aus dieser Quelle neben manchem Brauchbaren auch manches ganz Werthlose uns zugekommen ist.

Was zunächst die vegetabilischen Gegengifte gegen Schlangenbiß betrifft, so haben Humboldt und Bonpland zuerst auf eine in Westindien einheimische Pflanze aufmerksam gemacht, welche dort als Alexipharmakum vielfach in Anwendung gezogen wird*); dies ist die Mikania Guaco aus der Familie der Kompositeen und der Gattung Eupatorium sehr nahe verwandt. Es ist indeß wahrscheinlich, daß die amerikanischen Indianer mit dem Namen Guaco mehrere zu gleichen Zwecken benutzte Pflanzen aus verschiedenen Familien belegen. Von der Gattung Mikania gehört noch den vereinigten Staaten M. scandens L. an, welche in Gebüschen in der Nähe von Bergen und Flüssen wächst; sie besitzt einen starken aromatischen Geruch und würde sich wahrscheinlich ähnlich wie unsere Eupatoriumarten benutzen lassen, welche alle mehr oder weniger diaphoretische und diuretische Eigenschaften besitzen. Auf diesen Wirkungen beruht wahrscheinlich auch die Anwendung einiger derselben gegen Schlangenbiß; hierin scheinen sie mit der Humboldt'schen Guaco übereinzustimmen.

Ueberhaupt findet man bei Vergleichung der therapeutischen Eigenschaften der hierher gehörenden Pflanzen, daß dieselben entweder an und für sich schweiß- oder harntreibend sind oder daß sie als warmes Infusum gereicht, leicht Diaphorese und Diurese bewirken, obwohl sie in erster Linie als stimulirend und tonisch gelten müssen; fast alle bewirken, in größeren Gaben gereicht, Ekel und Erbrechen oder Durchfall und gehören entweder zu den scharfstoffigen Mitteln oder reihen sich denselben an, indem sie neben dem scharfen Principe vorzugsweise flüchtige Oele enthalten.

Was ihre Anwendung für den angegebenen Zweck betrifft, so ist dieselbe bei Allen die gleiche oder doch sehr ähnlich. Man gibt entweder den ausgepreßten Saft oder ein starkes Dekokt in Wasser oder Milch und applicirt dasselbe zu gleicher Zeit äußerlich auf die Wunde, auf die man auch wohl die zerquetschte Wurzel oder die zerstoßenen Blätter als Kataplasmen legt. Bei den meisten wird eigentlich die Wurzel innerlich gereicht, bei anderen jedoch das Kraut oder Wurzel und Kraut ohne Unterschied.

Die Wurzeln von Eupatorium aromaticum und ageratoides L. sind unter dem Namen white snakeroot, weiße Schlangenwurz in einigen Landestheilen im Gebrauch; größere Wichtigkeit haben aber in den südlichen Staaten Eup. hyssopifolium L. und leucolepsis Gray erlangt, welche beide unter dem Namen Justice's weed bekannt sind. John Justice heilte mit diesen Pflanzen häufig die Folgen des Bisses giftiger Schlangen; sein Geheimniß wurde ihm von der Gesetzgebung von Südkarolina behufs der Veröffentlichung abgekauft, und sein Name ist seitdem mit dem lokalen Trivialnamen beider Pflanzen verknüpft.

Außer diesen gibt es noch eine Reihe von Pflanzen, welche theils auf ärztliche Verordnung, theils als Hausmittel gebraucht werden, wie einige Liatrisarten, welche wegen ihrer Wirkung in mehreren südlichen Staaten unter dem Namen Rattlesnake's master, Klapperschlangenmeister, bekannt sind. In neuester Zeit hat Dr. Irwin welcher als Militärarzt in dem Distrikt Arizona an der mexikanischen Grenze stand, auf eine Pflanze aufmerksam gemacht, welche, seinen Versuchen an Hunden zu Folge, als Antidot gegen Biß der Klapperschlange, Crotalus confluenta, angesehen werden muß. Seinen Angaben zu Folge ist dieses Reptil dort sehr verbreitet und häufig werden Menschen von ihm verwundet; der Biß endet aber nie tödtlich, weil die Einwohner des Distrikts stets sogleich das Gegenmittel anwenden, welches in dem Saft von der dort selbst in großer Menge wachsenden Euphoriba prostara Acton besteht. Der Saft wird mit vielem Wasser verdünnt innerlich gegeben und die Wunde damit ausgewaschen; sonstige Maßregeln sind überflüssig. Auch gegen den giftigen Biß von Skorpionen, Spinnen und dergleichen wird dasselbe Mittel mit sicherem und schnellem Erfolg gereicht.

Nächst diesen Gegengiften aus dem Pflanzenreiche ist der sogenannten Schlangensteine, Pambu Kolu, Erwähnung zu thun, deren erfolgreiche Anwendung bei Verwundungen durch giftige Schlangenbisse nach den konstatirten Mittheilungen englischer Berichterstatter nicht mehr zu bezweifeln ist. Der Gebrauch der Schlangensteine ist den Singhalesen, wie es scheint, durch herumziehende Schlangenbeschwörer, welche sich von der Küste von Coromandel nach der Insel Ceylon begeben, bekannt geworden. In den beschriebenen Fällen wurde unmittelbar nach der Verwundung von Eingeborenen ein dunkelschwarzer und stark polirter Stein von der Größe einer kleinen Mandel auf die noch blutende Wunde gelegt. Nach ungefähr zehn Minuten war er abgefallen und hiemit nun nach der Versicherung des Indianers alle Gefahr vorüber, was sich auch bestätigte, indem der englische Berichterstatter in der Folge noch öfters die Gebissenen in vollkommener Gesundheit anzutreffen Gelegenheit hatte.

*) J. M. Maisch. Neues Repertorium. Band II. Seite 352.

Digitized by Google

Eine nähere Unterſuchung ergab, daß der Schlangenſtein nichts Anderes als ein Stück verkohlten Knochens ſei, welches vielleicht ſchon einige Male mit Blut gefüllt und dann wieder ſorgfältig gebrannt worden war. Beweis hierfür gewähren nicht nur die Oeffnungen der Zellen oder Röhren auf der Oberfläche, ſondern auch der Umſtand, daß der Stein beim Drücken nachgibt, bricht und innerlich eine organiſche Struktur zeigt. Bei gelinder Hitze verflüchtigt ſich Waſſer und etwas Ammoniak, und bei ſtärkerer Erhitzung an der Luft verbrennt die Kohle vollkommen und eine entſprechende Menge weißer Aſche bleibt zurück, welche die Geſtalt und Größe des Steines behält. Dieſe Aſche beſteht, wie die chemiſche Analyſe auf das Beſtimmteſte nachwies, faſt ganz aus phosphorſaurem Kalk. Ob nicht die ganze Wirkſamkeit des Schlangenſteines auf ſeiner Poroſität beruhe, indem hiedurch mit dem Blute vollſtändig das Gift abſorbirt wird, ſo daß wohl auch Bimsſteinſtücke oder andere poröſe Subſtanzen in dieſem Falle dienen könnten, muß ferneren direkten Verſuchen zur Entſcheidung vorbehalten bleiben.

Als ein zuverläſſiges Gegengift bei Schlangenbiß iſt ferner durch wiſſenſchaftliche Verſuche das Brom erkannt worden. In der Vereinigten-Staaten-Armee wird für alle Poſten, welche in Gegenden ſtationirt ſind, wo giftige Schlangen vorkommen und jetzt für alle Theile der in den ſüdlichen Staaten operirenden Armeen der Vereinigten Staaten Brom geliefert, welches in der von Bibron empfohlenen Weiſe angewandt, ſich ſtets als erfolgreich zeigte. Statt des Broms ſelbſt wird aber ſeit einiger Zeit ſehr zweckmäßig das daraus gefertigte Bibron'ſche Präparat geliefert, weil mit deſſen Transport weniger Gefahr, als mit dem des reinen Broms zu fürchten iſt. Die Beſtandtheile des Präparats ſind: Brom, Jodkalium und Sublimat in Weingeiſt gelöſt. Die Doſis iſt ein Theelöffel voll, verdünnt mit einem Eßlöffel voll Wein oder Franzbranntwein.

Endlich darf nicht unerwähnt bleiben, daß durch alkoholiſche Flüſſigkeiten, bis zur Trunkenheit innerlich gegeben, den Vergiftungsfolgen durch den Biß giftiger Schlangen wirkſam vorgebeugt werden könne. Nach einem glaubwürdigen Berichte aus Texas ſind durch den rechtzeitigen und profuſen Genuß von Kornbranntwein in mehreren Fällen von Klapperſchlangen Gebiſſene in überraſchendſter Weiſe geheilt oder, um es richtiger zu ſagen, die Folgen der gefährlichen Verwundung gänzlich abgeſchnitten worden. Der günſtige Erfolg iſt um ſo wahrſcheinlicher, als bekanntlich auf berauſchte Perſonen der Schlangenbiß gar keine Wirkung ausübt. Nach den vorliegenden Beobachtungen ſcheint es abſolut nothwendig zu ſein, die Spirituoſen unmittelbar nach dem Biſſe, ſo lange die Wunde noch blutet, in Anwendung zu bringen, damit ſie die Oberhand über das Schlangengift gewinnen und die Lebenstheile der Gebiſſenen zuerſt erreichen können. Man muß daher, ſobald man gebiſſen worden, ſo viel als möglich von einem ſtarken geiſtigen Getränke zu ſich nehmen, bis zur totalen Trunkenheit, ein Zuſtand, der natürlich bei Individuen, welche von jeher an große Mengen Branntwein gewöhnt ſind, viel ſchwerer und langſamer zu erreichen iſt, als bei ſolchen, die ſich ſtets von einem Uebermaße geiſtiger Getränke fern gehalten haben. Da in neuerer Zeit auch bei inneren Krankheiten günſtige Reſultate durch den übermäßigen Genuß von Branntwein erzielt worden ſein ſollen, ſo wäre es wohl von Intereſſe, durch Verſuche an Thieren die Heilkraft dieſes an und für ſich einfachen, obwohl etwas unanſtändigen Mittels bei tollem Hundsbiß oder als Antidot anderer Vergiftungen kennen zu lernen. (W. M. H.)

Nachtſeiten der menſchlichen Geſellſchaft.

Ein franzöſiſcher Preßproceß.

Die rechtliche Stellung der Tagespreſſe mag in den verſchiedenen deutſchen Staaten ſehr viel zu wünſchen übrig laſſen: in Einem Punkte ſteht ſie jedoch in glücklicher Höhe über der franzöſiſchen. Ein unlängſt vor dem Zuchtpolizeigericht zu Bordeaux verhandelter Proceß hat wieder einmal die ſchönſte Gelegenheit gegeben, die viel zu wenig gekannte vollſtändige Rechtloſigkeit der franzöſiſchen Zeitungen und zugleich auch die entſittlichende Einwirkung der Regierung auf dieſelben, oft noch dazu durch die verächtlichſten Mittelsperſonen, kennen zu lernen.

In Bordeaux erſcheint die „Gironde", ein Blatt, das ſich durch das Talent und die Ehrenhaftigkeit ſeines Herausgebers, Lavertujon, zum bedeutendſten Organ in ganz Frankreich emporgeſchwungen und deshalb auch ſtets einen beſtimmenden Einfluß auf die in ſeinem Departement ſtattfindenden Wahlen ausgeübt hat. Vergebens wurden Proceſſe auf Proceſſe gegen dasſelbe angeſtrengt, vergeblich wurde es auch mit ſehr ungerechtfertigten Warnungen aus dem Miniſterium heimgeſucht, denn glücklich gerettet durch die Amneſtien der Jahre 1859 und 1860, vermochte es immer noch durch außerordentliche Vorſicht und Mäßigung ſein Leben zu friſten. Zwei Jahre lang hatte man den Verſuch gemacht, durch gehäſſige Provokationen die Ruhe und Mäßigung der „Gironde" zu ſtören, jedoch ohne Erfolg; endlich ſuchte man ihr Schweigen zu erkaufen. Ein gewiſſer Hügelmann, ein mit allen Waſſern gewaſchener, verkäuflicher Menſch, der in Folge mehrfacher Kriminalverurtheilungen ſelbſt zum Dienſt im Heere für unfähig erklärt worden war, erhielt vom Miniſter des Innern die Ermächtigung, auf die „Gironde" 680.000 Francs zu bieten; allein der Verkauf des Blattes wurde abgelehnt. Jetzt trat Hügelmann in die Redaktion des der Regierung ganz ergebenen Mémorial Bordelais ein und griff faſt täglich die Gironde und ihren Herausgeber in beleidigendſter Weiſe an, in der Hoffnung, den Letzteren entweder auf die Menſur zu locken und ihn da möglicher Weiſe unſchädlich zu machen, oder zu unbedachten Aeußerungen, die ihm nur ſchaden könnten, zu verleiten; Lavertujon aber, der die Abſicht des edlen

Digitized by Google

Gegners wohl durchschaute, beobachtete ein absolutes Stillschweigen auf alle Angriffe. Trotzdem erhielt er bei aller seiner Zurückhaltung eine zweite Warnung von der Regierung, die sein Blatt an den Rand des Grabes brachte, ihm selbst aber, nach der dritten Verwarnung, die Aussicht auf Cayenne oder Lambessa öffnete, und zugleich wurde das Programm einer neuen regierungsfreundlichen Zeitung für Bordeaux unter Hügelmanns Leitung veröffentlicht, welcher 80.000 Frcs. Unterstützung zu Gebote standen und deren Verbreitung allen Beamten angelegentlichst empfohlen wurde. Endlich, als Hügelmann einen unmittelbaren Angriff auf das Privatleben Lavertujons richtete, da riß diesem die lange gewahrte Geduld. Man beschuldigte ihn der Feigheit in einer Ehrensache, aber siehe, gerade der Gegner in dieser Ehrensache, ein junger Officier, verlangte als Sekundant des früheren Widersachers des Herrn Lavertujon, von Hügelmann einen Widerruf, der im Mémorial auch erscheinen mußte. Jetzt richtete Hügelmann einen zweiten, noch schmählicheren Angriff gegen Lavertujon, dieser aber schickt neue Zeugen zu Jenem, der erst diese Sekundanten abwehrt, dann Scheinvorwände macht, dann sich auf zehn Schritte schießen will und endlich einen Zweikampf von zehn polemischen Artikeln in einem der beiden Journale fordert, eine sehr sinnreiche Art, um den Gegner in den Schmutz herabzuziehen. Natürlich bezeichnete dieser die Bedingungen für nicht annehmbar, und ein starker Artikel von ihm, voll der tiefsten Verachtung, erklärte „die Komödie für geschlossen". Damit war aber dem Hügelmann nicht gedient, die Sache mußte weiter geführt werden. Eines Tages bringen zwei Mitarbeiter der ministeriellen Zeitung in das einzeln stehende Landhaus Lavertujons, überfallen diesen, schlagen ihn in's Gesicht, müssen sich aber vor dem mit einem Regen von Hieben antwortenden Manne zurückziehen. Lavertujon macht sofort Anzeige beim Staatsprokurator und dringt auf Bestrafung der Uebelthäter; mittlerweile hatte aber auch Hügelmann eine Klage auf Verleumdung wegen des erwähnten starken Artikels gegen ihn angebracht.

Beide Processe wurden vereinigt behandelt, — so wollte es der Staatsprokurator, um die Zeitungsreferate auszuschließen, was bei allen Preßprocessen Regel ist. Die Debatten scheinen außerordentlich lebhaft, und die Enthüllung über den moralischen Werth und die früheren Lebensverhältnisse der ministeriellen Journalisten so furchtbar gewesen zu sein, daß die Bekanntwerdung des hundertsten Theiles derselben die officiöse Presse auf lange hinaus ruiniren müßte. Hügelmann zeigte die ganze Impertinenz des „ergebenen" Journalisten, Lavertujon den Takt und die Einfachheit des unabhängigen Schriftstellers. Das anwesende Publikum zeigte für Letzteren so lebhafte Sympathien, daß der Präsident mehrmals mit der Räumung des Saales drohen mußte. Der Staatsprokurator sprach sehr gemäßigt und mild und bestrebte sich vor allen Dingen, die Regierung als vollständig unschuldig an der ganzen Sache darzustellen; der Gerichtshof zeigte sich unparteiisch und selbständig — was übrigens beweist, daß der Wind der öffentlichen Meinung sich seit einiger Zeit gedreht hat und daß die Gerichte dieser Meinung einen Ausdruck zu geben wagen. Die Richter gaben zwar zu, daß der Vorwurf Lavertujons, Hügelmann habe von der Regierung Geld angenommen, sehr beschimpfend sei, verurtheilten ihn aber doch nur zu einer Buße von zehn Francs; der der Thätlichkeiten beschuldigte Mitarbeiter des Mémorial erhielt vierzehn Tage Gefängniß und muß zwei Drittheile der aufgelaufenen Kosten bezahlen. Das Alles sind Zeichen der Zeit, und Lavertujon darf sich der Glückwünsche, welche ihm von allen Seiten dargebracht werden, aufrichtig erfreuen.

Ein eifersüchtiger Expreß.

Der gewesene Expreß Nr. 177, Philipp Smolik, stand unter Anklage „Uebertretung der körperlichen Mißhandlung" vor dem Bezirksgerichte Josefstadt. Unglückliche Liebe ist die Ursache, warum er dem Arme der Gerechtigkeit anheimfiel. Er erzählt, daß er während seiner Militärdienstzeit die Bekanntschaft einer Frau, Namens Johanna Machaliky, machte, die ihm so viel als möglich bei der Verschwendung seines Vermögens behilflich war. Als er nach dem Jahre 1859 wegen einer bedeutenden Verletzung des einen Fußes aus der Armee ausgeschieden war, trat er bei der Errichtung des Dienstmanninstituts als „Expreß" ein. Diese Stellung schien jedoch seiner Geliebten wenig zu entsprechen, denn bei einem Spaziergange nach Lerchenfeld mußte Smolik das Bittere erfahren, daß ihn seine Angebetete im Stiche ließ und an der Seite eines Andern nach ihrer Wohnung in der Josefstadt zurückkehrte. Smolik suchte nun seinen Zorn im Genusse des Weines zu vergessen und trank sich — wie er sich selbst ausdrückte — einen fürchterlichen Rausch an. In diesem Zustande machte er sich auf den Weg zur Wohnung seiner ungetreuen Geliebten und schlug, daselbst angelangt, die sämmtlichen Fensterscheiben in Trümmer. Nur hatte er in seinem Rausche übersehen, daß er nicht die Fenster seiner Geliebten, sondern die Auslage und die Glasthüre der Zwirnhändlerin Swoboda auf solche Weise behandelte. Diese, von dem unerwarteten Bombardement überrascht, fiel in Ohnmacht, während ihr Dienstmädchen in das benachbarte Gasthaus eilte und den Wirth „zum Sträußl" um Hilfe und Schutz anflehte. Obwohl der Expreß mittlerweile das Weite suchen wollte, gelang es doch dem Wirthe und zwei anderen herbeigeeilten Personen, den nächtlichen Ruhestörer einzuholen und in das Gasthaus „zum Sträußl" zu bringen. Hier gaben sich nun die anwesenden Gäste, darunter besonders der Friseur Tischmann und der Buchdruckereifaktor Moriz Hellmann alle Mühe, den Excedenten zur Ruhe zu bringen und ihn zur Gutmachung des Schadens zu bewegen. Allein diese Bemühung sollte ihnen schlecht gelohnt werden. Der Expreß wollte von keinem Vergleiche hören und faselte in unzusammenhängenden Worten viel von seiner Militärdienstzeit, vom Appelliren an seine militärische Ehre. Da erlaubte sich der Friseur die Bemerkung: „Wenn Sie eine Ehre

Digitized by Google

im Leibe hätten, würden Sie nicht bei der Nacht Fenster einschlagen und die Leute erschrecken!" Er sprach's und wendete ihm den Rücken. Im nämlichen Augenblicke schwang aber auch der Expreß sein Weinglas und versetzte sowohl dem Friseur als auch dem Buchdruckereifaktor einen Schlag in das Gesicht. Nur die Geistesgegenwart der Wirthin verhinderte größeres Unglück. Smolik wurde nun der Polizei übergeben und erntete die Früchte seiner Handlung, indem er zu vierzehn Tagen Arrest verurtheilt wurde.

Raubmord.

In Libišau ist am 29. December Nachmittags die israelitische Krämersfrau Katharina Sobotka ermordet und beraubt worden. Der Verdacht der That fiel auf einen jungen Mann im Alter von 26 bis 28 Jahren, der in abgerissenen, mit Ruß beschmierten Kleidern und die Füße mit Hadern umwunden, dort gesehen wurde. Auf seiner Flucht kaufte er sich von dem geraubten Gelde in einem benachbarten Orte eine Tabakspfeife, ein Portemonnaie, ein Shawltuch, eine Bouteille Punsch u. s. w. Die von ihm geraubten Sachen sind zwei Silberthaler, ein Silberguldenstück, drei Zwanziger, einiges Kleingeld, zwei Paar goldene Ohrgehänge, zwei goldene Ringe, sechs Stück Kaffeelöffel, eine silberne Taschenuhr, mehrere Banknoten und einige Kleinigkeiten. Er wurde bereits zur Haft gebracht und ist ein Ofenputzer.

Der Schwindler Nikolaus Edler von Vegh aus Klausenburg stand am 5. dieses Monates vor dem k. k. Wiener Strafgerichte. Er ist ein junger Mann im Alter von 30 Jahren und erschien im Gerichtssaal elegant schwarz gekleidet, mit dem Zwicker im Auge. Es ist der Sohn eines Hofrichters auf einer Esterhazyschen Herrschaft in Siebenbürgen; diente wiederholt im Militär, und wurde daselbst wegen Diebstahls und Betrugs mehrmal, darunter auch zweimal mit 70 Stockstreichen abgestraft. Im vorigen Jahre erschien er in Wien und wählte namentlich aristokratische Familien zum Zielpunkt seiner Gaunereien. So stellte er sich der Gräfin Karaczay als ein von der Festung Josefstadt entlassener, politischer Sträfling vor, und entlockte unter dieser Maske ein Reisegeld von 30 fl. Der Baronin Burghart stellte er sich wieder als ein Graf Pejacevics vor, der eben aus Pest angekommen sei und dem sein Kammerdiener 80.000 fl. gestohlen habe, so daß er sich augenblicklich in der größten Verlegenheit befinde; die Baronin streckte ihm 40 fl. vor. Bei der Gräfin Wickenburg erschien er wieder unter dem Vorgeben, er sei ein Graf Desfours, habe in einer Soirée beim Fürsten Schwarzenberg 1700 fl. im Spiel verloren und benöthige augenblicklich 30 fl.; die Gräfin, der das Benehmen des angeblichen Grafen sonderbar vorkam, gab ihm jedoch nur 10 fl. Die Summe der in ähnlicher Weise erschwindelten Beträge beläuft sich auf 154 fl. Im September vorigen Jahres soll Vegh in Graz einem Fürsten Trubetzkoi 80 Napoleond'or und einer Gräfin Szechenyi 100 fl. entlockt haben, allein der Thatbestand konnte da der Aufenthalt der angeblich Beschädigten nicht ermittelt wurde, nicht erhoben werden. — Vegh wurde des Verbrechens des Betruges schuldig erkannt und zum Kerker in der Dauer von anderthalb Jahren verurtheilt. Er erklärte sich mit der Strafe zufrieden und trat sie sofort an.

Ein fürchterliches Verbrechen wurde in einem Dorfe bei Uschiza in Serbien, hervorgegangen zunächst aus dem Hange zur Trunksucht, verübt. Eine Mutter verweigerte ihrem Sohne den Schlüssel zum Keller. Es kam zum Streite zwischen beiden, und der Sohn vergißt sich so weit, daß er seine Flinte auf die Mutter anlegt und sie erschießt. Zur Besinnung zurückgekehrt, verzweifelt er an sich selbst und erschießt auch sich.

Von Nah und Fern.

Abertham. Für die Stadt Joachimsthal ist die im sogenannten Grunde erbaute k. k. Cigarrenfabrik, in der bereits circa 500 Arbeiterinnen beschäftigt sind, in diesem Jahre, in dem das Spitzen- und Baumwollen-Geschäft stockt, eine wahre Wohlthat. Mehrere Cigarrenspinnerinnen verdienen sich wöchentlich 5 Gulden und wenn man bedenkt, daß öfters aus einem Hause zwei auch drei Mädchen in der Fabrik arbeiten, so ist dies für manches Haus in dieser bedrängten Zeit ein Glück zu nennen. Es wäre nur zu wünschen, daß sich mehr Mädchen aus Abertham, Seifen, Böhm.-Wiesenthal, Stolzenbahn, vielleicht auch Schmiedeberg, entschlössen, sich zu Spinnerinnen zu qualificiren. — Freilich ist jeder Anfang schwer, aber die Cigarrenfabrik nährt viel besser und nachhaltiger, als der Klöppelstock, obwohl letzterer bequemer ist. Besagte Cigarrenfabrik kann ungefähr 1200 Spinnerinnen beschäftigen.

Bingen. Der Karnevalsverein in Bingen ladet die Mitglieder anderer ähnlichen Vereine zur Gründung eines allgemeinen deutschen Narrenbundes, nach Art der Schützen-, Turner-, Juristen-, Arbeiter- u. a. Tage ein. Der Verein soll als „deutscher Narrenbundestag" unter dem Schutze des „freien Narrenstaates in Frankfurt a. M." konstituirt werden. Anmeldungen zum Beitritt sind bis zum 10. Januar einzusenden. Die Satyre ist auf den Bundestag gemünzt, trifft aber unwillkürlich viel weiter.

Bonn. Der Sänger Grunod hatte dieser Tage bei einer Gastvorstellung das Mißgeschick, daß er bei der Aufführung der „Stummen von Portici" einen Stich durch den Arm bekam. Zum Glück bietet die Wunde keine Gefahr.

Budweis. Die hiesige Handelskammer hat Herrn Klamik, Bürgermeister von Budweis, zum Präsidenten und den Bäckermeister Herrn Keyl zum Vicepräsidenten gewählt.

— In Budweis wird die Errichtung eines Feuer-

Digitized by Google

löschkorps vorbereitet. Dieses Institut soll, wie man uns mittheilt, nach erfolgter Genehmigung der bereits vorgelegten Statuten alsbald in's Leben treten.

— Dem Vernehmen nach wurde der hochw. päpstl. Prälat Herr Dr. Franz Loberschlner, Professor an der hiesigen theologischen Lehranstalt, Desensor beim bischöflichen Ehegericht, bischöflicher Notar ꝛc. zum wirklichen bischöflichen Konsistorial-Rathe mit Sitz und Stimme ernannt.

— Zu Budweis haben die Fleischer heinahe durchgehends für den Monat Jänner das Pfund Rindfleisch erster Sorte mit 22 kr. öst. W. angemeldet. Möchte das Beispiel bei uns Nachahmung finden!

— Wie weit die Frechheit einiger Bettelbuben geht, beweist folgender Vorfall, daß am verflossenen Samstag Abends gegen acht Uhr zwei Mädchen, die aus der Fabrik mit ihrem Wochenlohne nach Hause gehen wollten, in der Landstraße von zwei solchen kecken Buben angefallen, und ihnen das Geld weggenommen wurde; ein Bürger lief den Fliehenden nach und ereilte den einen dieser Strolche, der aber die gestohlene Baarschaft nicht bei sich hatte; jedoch seinen Namen angeben mußte, damit auch zur Verfolgung des andern die geeigneten Schritte eingeleitet werden könnten. So berichtet ein Augenzeuge dieses Vorfalles.

Chrudim. Der Chrudimer Bürgermeister Herr Klimesch wurde zum zweiten Präsidenten des landwirthschaftlichen Kreisvereines gewählt. In derselben Sitzung wurden 12 Sacktücher vorgewiesen, welche aus einem, im verflossenen Sommer angestellten Versuche in der Seidenraupenzucht herrühren. Der Platz für eine neue Schule ist bereits festgesetzt, und an dem Plan hiezu arbeitet der rühmlich bekannte Baumeister Herr Schmoranz. Die Durchführung des Baues wird einem eigenen Baukomité zugewiesen.

Czepe. Ein Seitenstück zu Petri's Fischzuge wurde dieser Tage in den Fischteichen des Grafen Bals in Czepe, in Siebenbürgen, geliefert. Es geschah dort nämlich, daß mit einem Zuge 650 Stück 6—16pfündige Karpfen, in einem Gesammtgewichte von 50 Centnern gefangen wurden.

Danzig. Ein für weite Kreise interessanter Proceß ist dieser Tage zu Danzig verhandelt worden. Es handelte sich um Entlarvung und Bestrafung jenes Annoncenschwindels gewisser Stellenvermittler, die mit dem ausgeworfenen Köder einer „Oberinspektorstelle von 1000 Thlr. und Reitpferd", oder einer „Buchhalterstelle zu 600 Thlr." und dergl. Tausende armer Gimpel fangen, denen sie die Federn in Gestalt eines Angeldes von 10 Sgr. bis 10 Thlr. ausrupfen, ohne ihnen jemals irgend eine Stelle zu verschaffen. In dem Danziger Proceß, in welchem der angeklagte Kommissionar zu zwei Monaten Gefängniß und 50 Thaler Geldbuße verurtheilt wurde, kamen ganz niedliche Geschichtchen zu Tage. An Geschäftsgewandtheit, bez. Gewissenlosigkeit scheint indessen der Danziger Kommissionar bei Weitem noch nicht die Stufe seiner Kollegen an anderen Orten erreicht zu haben.

Eppan. Zu Eppan in Südtirol wurde kürzlich eine Gemeindeversammlung abgehalten, um sich über verschiedene Wünsche, welche auf dem nächsten Landtage vorgetragen werden sollten, zu berathen. Als die Rede auf den großen Beamtenstand kam, dessen Verminderung im Interesse der Finanzen wünschenswerth wäre, da erklärte der hochw. Herr Pfarrer von Pouls, Freiherr von Giovanelli, nicht der jetzige Geschäftsgang bedinge das Beamtenheer, die Regierung sei vielmehr genöthigt, immer und immer neue Kemter zu schaffen, um die Söhne der Beamten zu versorgen. Diesem Uebelstande könne nur durch Eines abgeholfen werden, durch Einführung des Cölibates für die Beamten. (!)

Iglau. Der Männergesangverein gab am Samstag, den 27. v. M. ein Konzert, welches trotz des schlechten Wetters außerordentlich zahlreich besucht war und den Kunstsinn unseres Publikums bewies. Eröffnet wurde dasselbe durch den schönen Chor „An den Wald" von Tauwitz, der kräftig und schön durch seinen Satz, besonders im ersten Theile der Strophe ungemein schwierig ist, aber vortrefflich durchgeführt wurde.

Karlsbad. Ueber Anregung des Herrn Bezirksvorstehers veranstaltete die Kasinogesellschaft im böhmischen Saale am 26. December v. J. eine musikalisch-deklamatorische Abendunterhaltung, deren namhaftes Erträgniß dem Fonde für das Schlackenwerther Gymnasium gewidmet wurde.

Kaschau. An einem hiesigen größeren Hause lesen wir folgende originelle Wohnungsanzeige an dem Thore angeheftet: Hier in diesem Hause ist kein möbliertes Zimmer zu vermiethen. Ob das k bei dem Worte „ein" aus Unkenntniß der Partei, oder von irgend einem böswilligen Spaßvogel dazu geschrieben wurde, wissen wir nicht.

— Das Erträgniß der diesjährigen Weinlese in Ungarn wird, mit Ausnahme Siebenbürgens, Kroatiens und Slavoniens, auf vierundzwanzig Millionen Eimer angegeben, was ein Kapital von 240 Millionen Gulden repräsentirt.

Leitmeritz. Am Neujahrstage wurde in unserer Kathedralkirche die feierliche Installation des neuernannten Domdechantes Herrn Kanonikus Josef Ackermann vorgenommen, welchem Akte eine große Anzahl von Andächtigen beiwohnte.

— Bei der am 29. December 1862 abgehaltenen Gemeindeausschußsitzung hat der Gemeindeausschuß einstimmig beschlossen, eine deutsche Oberrealschule in der Kreisstadt Leitmeritz zu errichten und dahin zu wirken, daß der 1. Jahrgang schon mit 1. Oktober 1863 provisorisch in's Leben trete. Die Stadtgemeinde übernimmt die Kosten der Einführung und Erhaltung dieser Lehranstalt, leistet Verzicht auf jede Subvention aus Staatsmitteln und verpflichtet sich zur Uebernahme des Patronates über diese neu zu errichtende Lehranstalt gegen Vorbehalt der gegenseitigen Patronatsrechte und des Präsentationsrechtes. Unser Bürgermeisteramt beschäftigt sich in Folge dieses hochherzigen Gemeindeausschußbeschlusses so eben mit der Durchführung desselben auf ämtlichem Wege.

Digitized by Google

Linz. Wie der „Linzer Abendb." meldet, durchziehen drei Männer, als Husaren verkleidet, seit längerer Zeit die Gegend von Alberndorf, Neumarkt, Wartberg in Oberösterreich bis an die böhmische Grenze und verkaufen Arzeneien an das Landvolk, wobei sie demselben vorspiegeln, daß Se. Majestät der Kaiser sie und noch viele Andere, die ihnen bald nachfolgen werden, im ganzen Lande herumsende, um die in seiner Hofapotheke neu erfundenen wunderthätigen Heilmittel zum allerbilligsten Preise zu verkaufen. Da die Leichtgläubigkeit des Landvolkes unendlich groß ist, so machen diese Gauner sehr gute Geschäfte, ohne daß man bisher derselben habhaft werden konnte.

London. Aus London wird wieder über eine Gasexplosion berichtet, die auch für uns in Deutschland als warnende Lehre dienen kann. In einer kleinen Straße in Shoreditch war zum Zweck eines Sielbaues (Kanalbaues) der Straßenkörper aufgegraben und zu beiden Seiten auf dem Trottoir eine große Steinmasse aufgehäuft. Unter dem Trottoir lief auf jeder Seite ein Gasrohr entlang. Durch die Last der Steine wurde auf der einen Seite das Rohr abgedrückt und das Gas strömte in den Keller und in die Küche eines alten Hauses, wo es wahrscheinlich durch das Küchenfeuer entzündet wurde. Die Explosion zerstörte das Haus sowie einen Theil des anstoßenden Hauses; eine Frau wurde getödtet, mehrere andere Personen verwundet, die Fenster in der ganzen Nachbarschaft zerschmettert, ein Theil des Gasrohres fortgeschleudert, und das Gas brannte mit einer ungeheuren Flamme aus den offenen Rohrenden, bis man Blasen einsetzte und den Zufluß absperrte. Die Schuld lag nicht an der Gasgesellschaft, sondern lediglich an dem Unternehmer der Sielarbeit. Auch bei uns in Deutschland werden die Straßenbauten nicht immer mit der gehörigen Sorgfalt ausgeführt, und es wäre dringend zu wünschen, daß darin eine Aenderung einträte, bevor auch hier einmal ein ähnlicher beklagenswerther Vorfall vorkommt.

(Journal für Gasbel.)

Neapel. In Neapel ist am 15. December der Grundstein zu einer englisch-protestantischen Kirche gelegt worden. Es ist dies die erste protestantische Kirche nicht nur in Neapel, sondern in Süditalien. Sie kommt in der Strada San Pasquale zu stehen, auf einem Grund und Boden, welchen Garibaldi vor zwei Jahren als Diktator Süditaliens dazu geschenkt hat. Unter den bei der Feier Anwesenden bemerkte man auch den Fürsten Leiningen, Halbbruder der Königin Viktoria.

Nepomuk. Aus der Schule in Nepomuk rückkehrende Kinder wollen am Fuße des Grünberges den Kopf eines Mannes, und in einiger Entfernung den Rumpf gesehen haben; das Gerücht erkannte gleich in dieser Leiche einen Schweinhändler aus dem südlichen Böhmen. Die von der Behörde unverzüglich auf das umsichtigste gepflogenen Nachforschungen fanden keine Spur der angeblich gesehenen Leiche und es dürfte wohl die Phantasie der Kinder allein die Veranlassung zu diesem beunruhigenden Gerüchte geboten haben.

Pest. Aus Pest wird den „N. M." geschrieben: „Ungemeines Aufsehen erregt hier eine in der Modewaaren-Handlung der Herren Monasterly und Kuzmik ausgestellte Pracht-Mente, welche in den nächsten Tagen am französischen Hof glänzen wird. Dieses wahrhafte Prachtstück ist für Ihre Durchlaucht die Fürstin Metternich bestimmt, welche es sich bekanntlich mit Erfolg zur Aufgabe gemacht hat, die ungarische Tracht in Paris en vogue zu bringen. Die Mente ist nach kumanischem Schnitt, von himmelblauem Sammt mit Marabout gebrämt und mit Silberschnüren verziert.

Pilsen. Der Gleichberechtigung wurde durch die Theilung der Theatersaison in eine deutsche und böhmische Rechnung getragen. Musstils deutsche Gesellschaft spielte bis Neujahr, um der böhmischen Söllners, die von Klattau kam, Platz zu machen. Diese letzte macht aber keine brillanten Geschäfte.

— Unser Landsmann, der Böhmerwäldler Josef Rank, hatte eine Stellung als Direktions-Sekretär beim k. k. Hof-Opernttheater in Wien angenommen.

Poděbrad. Auf der freiherrl. von Sina'schen Domäne Poděbrad wurden an drei Tagen im abgelaufenen Monate 1026 Fasanen, 170 Hasen, 22 Rebhühner und 5 Rehe geschossen.

Prag. Den Haupttreffer in der letzten Kreditlosziehung hat der Prager Bürger und Kaufmann S.... gemacht.

— Das medicinische Doktoren-Kollegium in Prag wies in seiner letzten Sitzung seinem Geschäftsrathe zur Vorberathung einen Antrag zu, der im Wesentlichen dahin geht: Es möge in der Honorirung ärztlicher Dienste das englische System eingeführt werden, dem zufolge der Arzt bei jeder Visite sofort honorirt wird! Eine einmalige Nichthonorirung gilt als Zeichen, daß die Dienste des Arztes nicht mehr gewünscht werden. Motivirt wurde der Antrag mit der Hinweisung auf die Saumseligkeit vieler Patienten, die den auf seinen täglichen Erwerb angewiesenen Arzt oft erst nach Monaten und Jahren, manchmal auch gar nicht bezahlen und so den Mann, der ihnen die wichtigsten, oft auch beschwerlichsten Dienste mit Selbstverläugnung geleistet hat, Verlegenheiten aussetzen.

Reichenberg. Nach den Erhebungen der Handelskammer war die Zahl der beschäftigungslosen Weber noch immer im Steigen. Von den 86.000 Baumwollwebstühlen des Kammerbezirkes stehen jetzt bereits 36.000!

Schlaggenwald. Die Stürme im vorigen Monate forderten auch hier ein Menschenleben. Ein in der Porzellanfabrik in Dallwitz in Arbeit stehender Fabrikarbeiter, der den heiligen Abend zu Hause zubringen wollte, konnte, von dem Schneesturme aufgehalten, im Walde nicht weiter kommen, und wurde des andern Tages erfroren aufgefunden.

Tabor. Daselbst wurde im vorigen Monate ein Strafproceß verhandelt, welcher 15 strafbare Handlungen, und zwar bedeutende Diebstähle, öffentliche Gewaltthätigkeit und Majestätsbeleidigung umfaßte und wobei 16 Personen als Angeklagte erschienen. Bei der Verhandlung fungirten 5 Vertheidiger. Das Urtheil sprach alle 16 Angeklagte schuldig und die Gesammt-

Digitized by Google

zahl der zuerkannten Kerkerstrafen beträgt 40 Jahre 3 Monate.

Turnau. Das Komité für die projektirte Turnau-Kraluper Eisenbahn hat einstimmig beschlossen, um die Konzession zum Baue dieser Bahn einzuschreiten.

Weißkirchen. Vor einigen Tagen traf hier ein Handlungsreisender aus Baiern ein, der auch Verschetz besucht hatte. In letzterm Ort traf es sich, daß er mit seinen Geschäften zeitig fertig wurde. Um nicht zum zweiten Male übernachten zu müssen, erkundigte er sich nach der Strecke des Weges, und als man ihm die Versicherung gab, es sei bis Weißkirchen nur eine Stunde, so machte sich genannter Reisende nach Tisch auf den Weg, um nicht bis Früh auf den Eisenbahnzug warten zu müssen. Die Reise bis Lagerdorf hatte ihn bereits müde gemacht, und als er Jassenova sah, glaubte er Weißkirchen erreicht zu haben. Hier ermüdet angelangt, — passirte dem unschuldigen Baier etwas, was ihm auf seinen weiten Reisen noch nicht geschehen war —; er wurde für den Räuberhauptmann Patko angesehen und festgenommen. Nach längerer Zeit brachte man einen Grenzer, der den berüchtigten Räuber kennt, und auch dieser sagte zu des Reisenden Maleur aus, er sehe ihm ähnlich, und so zog man zwei Stunden in dieser unangenehmen Situation mit dem Reisenden herum, und glaubten die Bauern wirklich, einen tüchtigen Fang gemacht zu haben, bis sich derselbe endlich mit vielen Schriften legitimirte und als falscher Patko erkannt wurde. Am andern Morgen reiste er mit dem Frühzuge nach Weißkirchen und versicherte, in Ungarn nie wieder zu Fuß zu gehen.

In **Wernigerode** ereignete sich jüngst der folgende, ebenso merkwürdige wie traurige Unglücksfall. Eine Dame verschluckte beim Essen der Suppe zwei künstliche Zähne mit Klammern; dieselben setzten sich hinter dem Kehlkopf dermaßen fest, daß trotz der mehrseitigen tüchtigen ärztlichen Hilfe die Herausnahme nicht zu erreichen war und die Bedauernswerthe von ihrer Qual am 4. d. M. durch den Tod erlöst wurde.

Wetzlar. In Wetzlar wurde jüngst durch den Stadtdiener mit der Schelle bekannt gemacht, „daß bei dem starken Winde eine Krinoline aus einem Fenster fortgeflogen sei, der ehrliche Finder werde daher gebeten, dieselbe beim Stadtdiener wieder abzugeben". Also ein Krinolinen-Steckbrief in bester Form.

Wien. Bei der in Kürze stattfindenden Lizitation der Grundparzellen in der Brigittenau kommt auch jene Parzelle zur Versteigerung, auf welcher Robert Blum erschossen wurde. Das in Frankfurt bestehende Blum-Komité hat beschlossen, den Platz anzukaufen und vorläufig in seinem derzeitigen Zustande zu belassen. Ein Agent des Komité's befindet sich bereits in Wien.

— In Wien ist jetzt folgende Einrichtung der Straßenbezeichnung und Häuser-Nummerirung eingeführt. Die Namen der Hauptstraßen sind auf viereckige, die der Querstraßen auf ovale weiße Tafeln geschrieben, welche von der Farbe des Bezirkes eingerändert sind. Gleiche Tafeln führen die Nummern der Häuser, rechts laufen die geraden, links die ungeraden Reihen und unter jeder Nummer steht in kleinen Buchstaben der Name der Gasse.

Winchester. Daselbst fand im Anfange dieses Monates die Hinrichtung eines österreichischen Unterthanes, des Matrosen Ferdinand Petrina statt. Derselbe hatte auf einer Fahrt von San Francisko nach Montevideo an Bord des britischen Schiffes „Winthrop" den Maat, den Kapitän und dessen Frau ermordet, allem Anscheine nach, um sich des Fahrzeuges zu bemächtigen, obgleich er vorgab, die That aus Wuth über empfangene Beleidigungen verübt zu haben. Das Verbrechen selbst hatte er vollkommen eingestanden.

Würzburg. Aus Würzburg wird berichtet: „In einem Grundstücke in der Nähe der Gartenwirthschaft von Smolensk stieß man am 14. December bei Anlage einer Grube auf einen großen thönenen Krug von ungeheurem Gewicht; beim Oeffnen desselben fand sich eine große Menge französischer Gold- und Silbermünzen mit den Jahreszahlen 1763—1793 von beträchtlichem Werthe. Es scheinen dies Trümmer einer französischen Kriegskasse zu sein, welche entweder gestohlen waren oder bei irgend einer gefährlichen Aktion bis auf günstige Zeiten der Erde anvertraut wurden."

Literatur und Kunst.

— **Hebbel's** „Nibelungen" erster und zweiter Theil, sind am 15. December zum ersten Male auf der k. Bühne in Berlin in Scene gegangen. „Wenn man von der Frage der Möglichkeit der Dramatisirung des alten Epos, dessen Knotenpunkt, die Ueberwindung der Brunhild, nur angedeutet werden kann, und der Berechtigung des Zaubers im Drama absehe," schreibt man, „so dürfe man das Drama zu dem Höchsten rechnen, was die jüngste Zeit geschaffen. Es sei eine geniale Dichterzunge, die aus den Recken zu Geist und Herzen der Hörer spreche. Knorrige Charakterstämme, kräftig verzweigte Situationen und eine so gewaltige Sprache, wie sie seit Grabbe nicht mehr gehört worden, zeichnen das Drama aus, für das sich das Publikum von Moment zu Moment mehr und mehr begeistert, und der Darstellung der Hauptrollen — Hendrichs, Siegfried — Döring, Hagen — Pellet, Kriemhild — Jachmann, Brunhild — wie der Aufführung des Ganzen gebühre das höchste Lob."

— Rudolph **Gottschall** ist von der Redaktion der „Ostdeutschen Post" in Posen zurückgetreten, da er sich mit den Principien der Aktionäre nicht vertragen konnte.

— Das „freie deutsche Hochstift" beabsichtigt Goethe's Geburtshaus zu kaufen, und seine Räume des Dichters würdig auszustatten. Es hat deßhalb einen Aufruf zur Unterstützung der Idee erlassen.

— In Böhmen erscheinen 69 Zeitschriften, und zwar 36 in böhmischer, 33 in deutscher Sprache. Von dieser Zahl kommen 44 auf Prag (29 böhmisch, 15 deutsch). Politische Blätter werden in Prag 11 heraus-

Digitized by Google

gegeben, 7 böhmische und 4 deutsche. Die letztern alle täglich, von den böhmischen zwei wöchentlich. Von den übrigen 22 böhmischen Zeitschriften sind 5 kirchlich, unter denen 3 evangelisch, 2 sind pädagogisch, 5 wissenschaftlich, 4 gewerblich, 2 Musikzeitungen, 2 belletristische, 2 humoristische und 1 Modeblatt. Von den nichtpolitischen 11 deutschen Zeitschriften in Prag ist 1 belletristisch, 3 wissenschaftlich und die übrigen sind praktischer Richtung. Im Lande erscheinen 6 böhmische Blätter, durchwegs nichtpolitischen Inhalts; 2 sind pädagogisch, die übrigen belletristisch, und alle, mit Ausnahme einer Wochenschrift, erscheinen dreimal monatlich. Deutsche Zeitschriften erscheinen jedoch außerhalb Prags 18, unter ihnen ein politisches Blatt (Reichenberger-Zeitung) täglich; die übrigen sind zumeist Lokal- und Anzeige-Blätter und werden in verschiedenen Fristen herausgegeben.

— Richard Zeune in Berlin hat wieder ein Heft seiner Autographensammlung erscheinen lassen, das des Interessanten sehr viel enthält. Fürsten, Feldherren, Staatsmänner, Gelehrte und Dichter, Künstler und Kunstgelehrte sind darin vertreten. Auch sein Musikkatalog enthält viel werthvolles aus der theoretischen und praktischen Musik, ueben einer Sammlung von Porträts berühmter Tonkünstler.

— Lamartine hat für seine „Mémoires d'outre tombe" 200.000 Franken erhalten. Hoffentlich hört jetzt seine Bettelei auf.

— Michelets neuestes Werk: „Die Hexe", von dem in den ersten zwei Tagen 8000 Exemplare verkauft wurden, ist wegen Unsittlichkeit verboten.

— Charles Dickens wird in Paris öffentliche Vorlesungen seiner Arbeiten halten, um die Noth von Lancashire zu unterstützen.

— Unter Redaktion der Baronin Hermine Czigléy von Eny-Becsé, einer Nichte des Grafen Maylath und bekannten Schriftstellerin, erscheint vom neuen Jahre an in Pest ein neues belletristisches Journal unter dem Titel „Iduna", in — deutscher Sprache, an dem sich unter Andern auch Anastasius Grün und Friedrich Halm betheiligen werden.

— Die „Musikzeitung" von Breitkopf und Härtel, welche seit 1848 zu erscheinen aufhörte, wird wieder beginnen, und zwar unter der Redaktion Selmar Bagge's, eines in musikalischen Dingen sehr selbständig denkenden Schriftstellers, der keiner der Kotterien sich angeschlossen, und zu dessen Leitung des Unternehmens wir daher alles Vertrauen fassen dürfen.

— Der König von Preußen hat für das Hermannsdenkmal 510 Thaler zeichnen lassen. Es sind nun so viel Gelder beisammen, daß der Bildhauer v. Bandel mit dem Schmieden des Kopfes beginnen kann.

— Im Festsaal der Tübinger Universität ist die marmorne Kolossalbüste des Herzog Eberhard des Bärtigen aufgestellt worden. Eberhard ist der Stifter der Universität. Die Büste rührt von Professor v. Wagner's Meisterhand her, dem man eine Reihe der trefflichsten Statuen der württembergischen Fürsten verdankt.

— Henry Blaze de Bury hat dem Théâtre Porte St. Martin einen „Faust" eingereicht, der eine Bearbeitung unseres Goethe ist, und zu dem Meyerbeer die Chöre komponirte. Juliette Beau spielt das Gretchen.

— Marlo hat bei seinem ersten Auftreten in der großen Oper in Paris ein solches Fiasko erlebt, daß er bereits seinen Rücktritt erklärte.

— Im Verlage von Karl Bellmann ist ein Taschenbuch der Kinderkrankheiten von Dr. Altschul, dem verdienstvollen Redakteur der Prager medicinischen Monatschrift erschienen, das seiner Gründlichkeit und Reichhaltigkeit wegen, die allgemeine Anerkennung der Fachmänner erlangt hat. Das Werk ist mit dem Porträt des Verfassers geziert.

Empfehlungen.

Uns liegt soeben die erste Nummer des 9. Jahrganges der illustrirten Damenzeitung „Der Bazar" vor. Sie erscheint in Berlin alle 14 Tage 2—3 Bogen stark, und enthält, was Modebilder, so wie Muster zu weiblichen Arbeiten überhaupt betrifft, mehr in sich, als mancher ganze Jahrgang einer andern Modezeitung. Wir wollen hier den Inhalt der ersten Nummer aufzählen, und unseren Lesern den Schluß auf die Reichhaltigkeit des Bazars als Modeblatt selbst überlassen. Nach einer einleitenden Bemerkung über Häkel- und Strickmaschen, kommen die Abbildungen zweier „Capotes" u. z. eines Capote Clotilde und eines Capote Riskori, deren Schnitte sich in einer Supplementbeilage vorfinden. Hierauf kommt das Muster einer Schnhtasche, 2 Dessins zu Flintenriemen (Häkelarbeit), das Muster eines gehäkelten Beutels zum Opernglas, das Muster einer gehäkelten Franze zu Mänteln, Shawls u. s. w., die Muster der verschiedenen Theile eines Barets für Knaben, die Vorder- und Rückansicht eines Modejäckchens für Damen (Jäckchen Madelaine), mehrere Muster zu Beinkleidern für Mädchen, zu gehäkelten und gestickten Krägen, so wie zu wollenen Unterjacken für Damen, Muster zu Gürteln und Epaulettes für größere und kleinere Mädchen, zu Kinderlätzchen, Taschentuchbehältern, ein Applikations- Dessin hierzu, Muster von gehäkelten Spielbörsen, Blumentopfbekleidungen, Arbeitsbeuteln, Muster von Damenschuhen, Damenwesten, Jüpons, gehäkelten Unterröcken für Kinder, Hüten, Herren-Kravatten, Arbeitsständern, Handschuhen mit Stülpmanschetten, endlich die Abbildungen verschiedener Kolfüren. Die Ausstattung des ganzen Blattes, so wie die Ausführung der Musterbilder ist eine prächtige, und wir können Jedermann, dessen Verhältnisse das Halten eines Modeblattes gebieten oder erlauben, das Abonnement auf den Bazar anempfehlen, dessen frühere Jahrgänge es bewiesen haben, daß nicht nur die Probenummer, sondern auch die übrigen durch gleichen Geschmack, Reichhaltigkeit und Schönheit sich auszeichnen.

Digitized by Google

Köchin: Beim Abſchied bitt' i di Gnädige um a Porträt für mei' Album.

Frau: Du haſt auch ein Album?

Köchin: Geſt ein Vierteljahr. Es kommen meine Liebhaber und meine Frauen nein. Gnaden ſein Nummer fünfzig.

Korreſpondenz der Redaktion.

Herrn Ferdinand v. F. in Waag-Neuſtadtl: Freund, es thut mir herzlich leid um Sie, denn Ihre von Heine faſelnden Freunde werden das Korn nicht aufkommen laſſen, welches in Ihnen zu keimen beginnt. Glauben Sie, wenn man die Worte Bengel und Dummkopf in einem Gedichte gebraucht hat, ähnelt man ſchon Heine? Ich rufe Ihnen ſeine Worte in's Gedächtniß zurück:

Ich kann nicht ſingen und ſpringen, — Ich liege krank im Gras;
Ich höre fernes Klingen, — Mir träumt, ich weiß nicht was.

Herrn Julius St. in Peſt: Wenn auch nicht gleich, ſpäter werden wir etwas in den „Lettern der Erinnerungen" aufnehmen.

Herrn Emil B. in Prag: Soll geſchehen.

Herrn H. J. L. in Krizendorf: Danke.

L. B. L. Nr. 542: Was Sie nicht Alles wiſſen! Schwerere Rebuſe ſollen wir bringen? Das verbietet uns die Theilnahme für Sie, da Sie nicht einmal dieſen leichten richtig gelöſt haben. Denken Sie immer hübſch an das Sprichwort: Hochmuth kömmt vor dem Fall.

Herrn Karl Guſtav M. in Kaaden: Gern geſchehen, bleiben Sie uns treu und freuen Sie ſich über den bleichen Vincenz.

Die Herren Franz W., J. Sbta, Otto P. Nr. 783, Ig. Tr., Mediciner, Ferdinand H. Nr 845, Alfred M. Nr. 302, Klemens R. v. W., Franz Korell, Joſef Chw., H. K. Nr. 588, Friedr. Sp. Nr. 1319 in Prag, Moriz R., k. k. Kadet in Jungbunzlau, Jakob K. in Trebiſo, Ernſt L. in Leitmeritz, Johann L. in Großbittefch und Frl. Anna T. Nr. 881 in Prag: Nicht richtig gelöſt, allgemein hat man auf die Redaktion der Erinnerungen, an welche doch der Brief gerichtet iſt, vergeſſen.

Herrn Sig. Bl..h in B.....d: Freundchen, die Hexameter ſind aus der Mode, beſonders aber dann, wenn man Phraſen wie „deinige Söhne" braucht. Die Meinige oder der Meinige ſagt man wohl, aber nicht unter Dichtern. Haben Sie ſonſt nichts?

Digitized by Google

Feuilleton.

Humoristische Weltgeschichte.

Vorgetragen von Professor Wischi-Waschi.

Zweite Vorlesung.

Geschichte der Egypter.

Egypten, das Land der Pyramiden und der Mumien, die Heimat der Krokodille und des Priesterthums, die Quelle der Wahrheit und der Hieroglyphen, die Wiege der Wissenschaften und Wunder, das Vaterland philosophischer Weisheit und der gesellschaftlichen Verkehrtheit, Egypten, dies geheimnißvolle Paradies, das Schooßkind der Natur und des Nilschlammes liegt mit seiner viertausendjähriger Kultur in einem kleinen Winkel des rohen Afrika, gleichsam eine Satyre auf diesen Welttheil. So beginnt in Held und Corvins Weltgeschichte das Kapitel von den Egyptern, und ich bemerke nur noch, daß sich mit einigen kleinen Abänderungen dasselbe von unserem geliebten deutschen Vaterlande sagen ließe.

Egypten grenzt im Norden an Englands Waschbecken, mitunter Mittelmeer genannt, im Osten an die Landenge von Suez, welche an chronischen Verbrechungen leidet, und an das rothe Meer, dessen Gewässer roth sind vor Scham über so manche begangene Dummheit. Die Südgrenze bildet das vereinigte Italien, wo es gar gefährlich zu sieden beginnt.

Die egyptische Maldau heißt Nil. Damit der egyptische Gemeindrath keine Bedrfragen erörtern müsse, und zur Bequemlichkeit der egyptischen Müller, schuf die Natur mehrere Nilfälle. Auch theilt sich der Fluß in sieben Arme, Mündungen genannt, durch welche er sich in die egyptische Elbe, das Meer ergießt. Dieser Nil ist die Landesmutter (Landesvater gibt es dort keinen) und zwar durch seine Ueberschwemmungen. Der Schlamm und das Wasser sind so fruchtbar, daß die Kühe, welche auf dem überschwemmten Boden weiden, zwei Kälber auf einmal bekommen. Beides wäre unseren dramatischen Schriftstellern besonders anzuempfehlen

Um die Höhe der Ueberschwemmungen messen zu können, hat man dort eigene Nilmesser, auch Sphinze, an denen man das Steigen und Fallen des Wassers wahrnehmen kann. Sphinze sind fabelhafte Geschöpfe, deren Unterheil der eines Löwen, deren oberer der eines Balletmädchens ist. Hieraus erklärt sich auch, warum noch heutzutage unsere Löwen sich gern mit Ballettmädchen alliiren.

Nach dieser Beschreibung Egyptens wenden wir uns zu seinen Naturerzeugnissen, deren Gedeihen wahrhaft erstaunenswerth ist. Der Egypter braucht seinen Acker nicht zu bestellen, deßhalb gibt es dort keine landwirthschaftlichen Filialvereine mit obligaten Prosten, er erntet drei- bis viererlei Früchte und das bei uns künstlich erzeugte Kanarifutter wächst dort wild auf Bäumen. Papier aller möglichen Sorten, bei uns mit vielen Mühen erfunden, wächst dort fertig auf der Papierstaude und hat die Eigenthümlichkeit, daß es zu Wäsche und Kleidern verwendet werden kann, eine Eigenschaft, die man mit Rücksicht auf die Kinder der Beamten auch unserem Papiere geben sollte. Der Lotos (aber nicht etwa der Prager Lotos) ist eine Lilienart, aus deren Kerne die alten Egypter Brod und gewiß herrliches Brod machten, zu dem sie ein Getränk aus Gerste, also ein Bier bereiteten, das, wie der Geschichtsschreiber Diodor erzählt, dem Münchner nicht viel nachgegeben haben soll.

Unter den Thieren in Egyptrn zeichnen sich besonders das Krokodill und das Nilpferd aus. Die Thränen des ersteren kommen häufig in den Handel, und werden auch bei uns sehr stark gesucht. Außerdem findet man daselbst das Kamäleon, ein Geschöpf, das seit der Erschaffung der Welt deutsche Politik trieb.

Die Einwohner waren ursprünglich wilde Negerstämme, die von Jagd und Fischerei leibten und nach ihren Nahrungsmitteln benannt wurden: Fischesser, Schildkrötenesser, Deutschenfresser u. s. w. Außerdem gab es noch Troglodyten, Höhlenbewohner, eine äußerst philosophische Nation, deren Sitten auch noch gegenwärtige Nachahmung verdienten. Ihre Wohnung bestand aus den Höhlen der Gebirge, demnach kannten sie auch keine Zinsgroschen, ihre Kleidung waren Thierfelle, die keiner Mode unterlagen, und ihre Nahrung lieferten die Herden. Noch weniger Sorgfalt hatten sie für ihre Todten. War Jemand gestorben, band man ihm den Hals und die Knie mit Ruthen zusammen, legte den Leichnam auf die Erde und warf nun unter lustigem Lachen so lange mit Steinen nach ihm, bis der Körper von einem Hügel bedeckt war, auf welchen man als Grabeszeichen ein Ziegenhorn steckte. War diese Sitte nicht menschlicher, als die unsere, die Lebenden so lange mit Steinen zu werfen bis sie ein Horn aufstecken? — Bejahte Frauen standen bei dem Volke

Digitized by Google

in großem Ansehen; ihr bloßes Erscheinen machte jedem Kampf ein Ende. Versorgungs- und Krankenhäuser kannte man schon in den ältesten Zeiten, denn wenn greise Männer, die den Herden nicht mehr folgen konnten, sich nicht selbst das Leben nahmen, indem sie sich der Sitte gemäß an einen Kuhschwanz aufhingen; so stand Jedem frei, dem Säumigen eine Schlinge zu knüpfen und ihn unter freundschaftlichen Vorstellungen von der Nutzlosigkeit seines Lebens zu erdrosseln. Wie gut wäre eine solche Einführung mit Rücksicht auf die Beförderungen! Eben so geschah es mit den Kranken, sie wurden getödtet, um nicht lästig zu sein.

Ursprung und Abstammung der alten Egypter sind unermittelt geblieben. Sie selbst halten sich für das älteste Volk der Erde, und glauben aus dem befruchtenden Schlamme des Nils entstanden zu sein. Dies gewinnt dadurch an Wahrscheinlichkeit, daß sie sich später ungeheuer wichtig machten, und auf ihre alten historischen Vorrechte pochend, gerne Alles in den Schlamm herabgezogen hätten, was eben nicht schlammgeboren war, wie sie. Der erste König hieß Sesostris, er regierte vor seinem Nachfolger. Kriegerische Lust trieb ihn zu einem großen Zuge in fremde Länder. Nachdem er seinem Bruder Armais die Regierung anvertraut hatte, zog er fort, aber nicht nach Mexiko, deßhalb ging es ihm gut. Nach dem Beispiel der Engländer stiftete er eine große Seemacht und war der Erfinder der Marinehusaren. Siegreich durchzog er viele Länder und ließ sich aushauen, aber nur in Stein und in Lebensgröße. Beschrieben wie er war, fuhr er in einem prächtigen Triumphwagen, den besiegte Fürsten zogen, legte jedoch später diese Pyramidenschwäche ab, und erfuhr, daß sein Bruder den königlichen Hauptschmuck angelegt, die Königin beleidigt und das Chor der Rache in seine Gewalt gebracht habe. Er kehrte nach Egypten zurück, versieh jedoch dem Bruder, als ihn die geliebte Gattin, von der er neun Jahre getrennt gewesen, versicherte, der gute Bruder hätte Alles gethan, um des Königs Hauptschmuck zu vergrößern. Er lebte glücklich und zufrieden, aber sein Glück währte nicht lange. Der Keim der Blindheit lag in ihm und er wurde auch wirklich stockblind. Er erkannte, daß ihn dies Uebel zu einer guten Regierung untauglich mache, daß es ehrenwerther sei, gar nicht zu herrschen, als schlecht zu regieren, und machte seinem Leben ein Ende. Ihm folgte sein Sohn Sesostris II., der seines Vaters Thron und wahrscheinlich auch dessen Augenübel ererbt hatte. Von diesem erzählt man sich folgende wahre und erbauliche Geschichte: Er hatte einst im Unmuthe über das ungebührliche Steigen des Nils einen Speer in den Fluß geworfen. Zur Strafe für diesen Frevel schlugen ihn die Götter mit Blindheit. Er ertrug dies Uebel zehn Jahre. Endlich im eilften Jahre verkündigte ihm ein Orakel, daß er sein Augenlicht wieder erhalten könne, wenn er sich mit den Thränen einer Frau waschen würde, die ihrem Manne noch niemals untreu gewesen wäre. Natürlich wusch sich der König zuerst mit den Thränen seiner eigenen Gattin; aber — siehe da! — er blieb blind. Nicht besser stand es um die Treue der anderen Frauen an des Königs Hofe; auch sie konnten ihm nicht zu Retterinnen werden. Mißmuthig wandte sich der König noch an viele andere Weiber seines Königreiches; aber — mit demselben Erfolge. Endlich wurde ihm geholfen durch eine arme Gärtnersfrau. Der König belohnte sie sogleich für ihre Hilfe und ihre eheliche Treue dadurch, daß er sie zur Königin machte, nachdem er seine Gattin mit den anderen als untreu erfundenen Weibern in eine Stadt, Namens Erythobolus verbannt und diese Stadt mit den Verwiesenen durch Flammen vertilgt hatte. Die armen Weiber starben jedenfalls unschuldig, denn was man von den Orakeln und der egyptischen Religion überhaupt zu halten hat, wollen wir sogleich sehen:

Die Hauptrolle in der ganzen egyptischen Mythologie spielen die beiden Namen Isis und Osiris. Sie sind nicht die Erfindung Schikaneders, sondern sollen in der arabischen Stadt Nysa geboren worden sein. Isis war die Schwester des Osiris und ein hübsches Mädchen, deßhalb heiratete sie ihr eigener Bruder. Osiris baute verschiedene Tempel, schaffte den Gebrauch des Menschenfleischessens ab und schrotete dafür Drosselknepferde aus. Als ältester Kulturträger beschloß er einen großen Zug zu unternehmen, ob nach Osten oder nach Westen, darüber ist sogar in Dalimils Chronik nichts zu lesen. Er vertraute seine Gattin seinem treuesten Freunde Hermes und ging. Dies war der erste Haustreund, über dessen Funktionen nichts Näheres bekannt ist. Nachdem er die wilden Aethiopier Mores und Biertrinken gelehrt hatte, kehrte er zurück, wurde jedoch, ohne Rücksicht auf seine Göttlichkeit, von seinem Bruder Typhon erschlagen und in 14 Portionen zertheilt, die in verschiedenen Gegenden vergraben wurden. Er ließ sich dies gefallen und seine Seele wohnte von dieser Zeit an in einem Ochsen, dem Apis, welcher einen prachtvollen Palast und eine Civilliste von 80—90 Millionen Thaler hatte. Unter solchen Umständen wäre es auch heutzutage nicht übel, ein Ochse zu sein, meint mancher meiner geschätzten Zuhörer, und hat Recht, die modernen Ochsen haben niemals so ungeheure Revenüen, obwohl sie sich immer noch besser stehen, als die vernünftigen Geschöpfe. Außer den Ochsen wurden in Egypten auch noch die Böcke verehrt, welche einem gewissen Pan geheiligt waren, was einigen Professoren zu der Behauptung Anlaß gab, die Egypter wären slavischen Ursprungs, da pan im slavischen so viel wie Herr bedeute. Diese Behauptung ist aber jedenfalls irrig, da das geheiligte Thier eines solchen Pan kein Bock, sondern ein Löwe ist. Außerdem verehrte man Katzen, Hunde, Wölfe und Kühe, aber nicht wie bei uns auf Wappenschilden, sondern in natura.

Die Orakel, eine ältere Ausgabe der später umgearbeiteten Neujahrswünsche, waren ein Institut zum Leuteanschmieren, das bei dem damals herrschenden Aberglauben gute Geschäfte machte. Wenn man sich die Frage aufwirft, wer diese Zeichendeuterei erfunden habe, so kann man unbedenklich mit Voltaire antworten: es war der erste Schalk, der auf den ersten Dummkopf traf. Dieses einträgliche Geschäft ist zum Glück nur einem einzigen großen Manne auf lauter kleine unbedeutende Leute übergegangen, als da sind: Kartenschlägerinnen, Zigeuner, Dichter u. s. w.

Trotz dieser Albernheiten war die egyptische Gesetzgebung gar nicht ohne Vortheile, wie aus einigen Beispielen entnommen werden kann. Der Meineid wurde mit dem Tode bestraft, ein Gesetz, das auch noch heutzutage Giltigkeit haben sollte. Für Schulden konnten nur die Güter des Schuldners verhaftet werden, seine Person nie. Welche Wohlthat, seufzt gewiß so Mancher, der vor Personalarrest zittert. Die Leiche des Vaters konnte verpfändet werden, da sie gewiß ausgelöst wurde. Diese Bestimmung ist nicht mehr zeitgemäß, denn es gibt Leute, welche Vater und Mutter nebst noch einer ganzen Menge Kinder verpfänden würden, wenn sie nur Etwas darauf zu leihen bekämen.

Die egyptischen Könige bauten sich ungeheure Monumente, die Pyramiden genannt, worin ihre Leichname aufbewahrt wurden. Mit diesen Bauten, an welchen die ganze Bevölkerung arbeiten mußte, erbitterten sie ihre Unterthanen, die nun Skandal über Skandal machten und von den herrschsüchtigen Priestern unterstützt, sich neue Könige wählten, bis endlich das Land, in zwölf Theile getheilt, von zwölf verschiedenen Fürsten regiert wurde, die ein Monument ihrer Einigkeit, das sogenannte Labyrinth, bauten. Diese Fürsten scheinen aber germanischen Ursprungs gewesen zu sein, da sie sich in den Haaren lagen, ehe noch das Labyrinth ausgebaut war. Hiermit endet der erste Abschnitt der egyptischen Geschichte, und wir wollen das nächstemal zur Geschichte der alten Römer übergehen.

Digitized by Google

Humoristisches.

Eine gefräßige Boa. Ein Menagebesitzer machte seinen Besuchern weiß, seine Boa konstriktor, welche er vorzeigte, könne einen Ochsen verschlingen. — Wenn das wahr wäre, entgegnete ein Zuschauer, dann stünden Sie nicht mehr hier.

Eine martige Konstitution. Ein Junker schrieb seinem Sohne: „Lieber Anton! Du schreibst mir, daß Deine Konstitution sehr angegriffen sei. Ich sage Dir, es wird damit nicht eher anders werden, als bis Mark hineinkommt."

Im Lotteriegewölbe: Ein altes Weib: Ich bitt' Sie, Herr Lotterieschreiber, wir hat von einem Deputirten getäumt, was für ein Numero hat das? — Lotterieschreiber, sucht in einem Traumbuch: Das Buch ist alt, meine liebe Frau, und Deputirter ist ein neues Numero. — Weib: Wie werden wir und da helfen? — Lotterieschreiber: Wissen Sie was? Setzen Sie 50, das bedeutet ein Festessen. Kommt das Festessen, kammt der Deputirte auch.

Unterschied. Ein Lehrer wollte den Unterschied zwischen arm und reich deutlich machen. Wie nennt man, begann er, diejenigen Leute, welche kein Geld besitzen, schlechte Kleider und nichts zu essen haben, oft sogar betteln müssen? — Arme Leute, antwortete der Knabe. — Gut, fuhr der Lehrer fort, wie heißen aber solche, welche schöne Kleider, viel Geld, Pferde und Wagen besitzen, die besten Weine trinken, acht Schüsseln, Kaviar, Austern, Pasteten und sogar Schnepfenfolks essen? — Das sind ja Schweinhunde, antwortete der Knabe entrüstet.

Fragen und Antworten. Was für ein Aal macht die meisten Beschwerden? — Kriminal. — Welches Mühel kann man nicht aufessen? — Scharmützel. — Welches Ei hat kein Weißes und keinen Dotter? — Polizei. — Welche Gans ist ungenießbar? — Arroganz. — Welcher Peter hat keinen Zunamen? — Salpeter. — Welches Vieh ist sehr gelehrt? — Philosophie. — Was ist die Elite unserer Geldaristokratie? — Israelite. — Wer ist Frankreichs größtes Genie? Eugenie. — Welches Mehl ist kein Mehl? — Kamehl. — Wer singt in der italienischen Oper keine Soli mehr? — Riccasoli.

Gute Ausrede. In H. stand ein Mann vor Gericht, welcher die goldenen Fransen u. s. w. vom Altar der Kirche abgeschnitten und bei Seite gebracht hatte. Er vertheidigte sich auf folgende höchst scharfsinnige Weise: Meine Herren, ich habe Nichts weiter gethan, als den Staat von der Kirche getrennt.

Mittel gegen Heißhunger. Man reibe sich jeden Morgen mit einem, in frisch-kaltes Wasser getauchten und gehörig ausgerungenen Handtuch den ganzen Körper, und erwärme sich denselben dann innerlich durch eine Maß feinen Roth- oder Rheinwein, den man mittelst Gläser in den Magen filtrirt. Hierauf nehme man einen saftigen Hasenbraten, zerlege denselben und stecke die einzelnen Stücke so lange mit einer Gabel in den Mund, bis man genug hat. Personen, welche weder Geld noch Arbeit haben, um sich in den Besitz obiger Mittel gegen den Heißhunger zu setzen, dürfen sich mindestens darüber freuen, daß anderen Leuten das probate Mittel geholfen hat.

Der Hund in der Kirche. Gegen den Mißbrauch, Hunde in die Kirche mitzunehmen, stand an einer Kirchenthüre durch Aufschrift folgende Warnung: „Es ist strenge untersagt, Hunde mitzunehmen." Trotz dieses Verbotes nahm einmal ein Herr in einer großen Stadt seinen Hund in die Kirche mit. Der Pfarrer, ein sehr eifriger Seelsorger, trieb den herumlaufenden Hund hinaus, und weil dieser obstinat wurde, so applicirte er ihm einige Streiche. Der Eigenthümer des Hundes ward darüber nicht wenig erboßt und stellte den Pfarrer zur Rede. Dieser aber antwortete ganz ruhig und gelassen: „Mein Herr! ich muß recht sehr um Entschuldigung bitten, ich sehe ein, daß ich gefehlt habe; denn die Streiche geben eigentlich den Herrn des Hundes an, weil der Hund das Verbot an der Kirchenthüre nicht lesen kann."

Ein Naturfreund. Vor dem Schwurgerichtshofe in einer schlesischen Stadt unweit von Zobten stand jüngst ein Mann der Wilddieberei und der thätlichen Mißhandlung eines Forstschutzbeamten angeklagt. Der Angeklagte vertheidigt sich ungefähr mit folgenden Worten. „Ich war in Zobten und ging von da Spät Abends fort nach Hause zu. Weil nun das Wetter sehr schlecht war, da es sehr regnete und stürmte, so dachte ich, da wirst den Weg über den Zoblenberg machen." Der Präsident konstatirt, daß dieser Weg bedeutend weiter und beschwerlicher sei, als der gerade Weg nach dem Heimatsorte des Angeklagten. Dieser begründet jedoch seinen originellen Spaziergang über den Zobtenberg bei Nacht, Sturm und Regen mit der Erklärung: „Sehen Sie, Herr Präsident, ich bin Naturfreund," und fährt dann fort: „Als ich nun so im Busche gehe, stolperte ich und falle über etwas. Wie ich greife, kommt mir ein Gewehr in die Hand. Ich sehe mir das Büchsel an und denke so: na wer mag das Ding verloren haben? und auf einmal geht's los und ein Rehbock purzelt hin. Ich war sehr erschrocken und da faßt mich der Förster und sagt, ich wäre ein Wilddieb. Sagen Sie, Herr Gerichtshof, das kann doch Niemand sagen, und weil mich der Förster nicht gehen ließ, da habe ich mich gewehrt." Der unschuldige biedere Naturfreund wurde trotzdem zu mehrjähriger Zuchthausstrafe verurtheilt.

Kleine Prager Chronik.

Vor Allem müssen wir unser letzthin gegebenes Versprechen halten und Löwe's Oper: „Concino Concini" besprechen. Die Prager Journale ließen es sich sehr angelegen sein, das Werk und seinen Verfasser in ein günstiges Licht zu stellen, und der erste Erfolg unterstützte wesentlich dieses fromme Vorhaben. Es ist auch nicht zu läugnen, daß der junge Komponist ein Talent ist, das bei sorgfältigem Studium Erfolge in der musikalischen Welt erringen kann und wird; sein erstes Werk war aber jedenfalls mit zu viel Mängeln behaftet, um damit wie mit einem Phänomen zu prunken und sogar diese Mängel zu loben, wie es ein hiesiger Kunstrichter that. Im Angesichte dieser Thatsachen wäre man versucht, dem Gerüchte Glauben beizumessen, welches behauptet, der Komponiteur habe es nicht verschmäht, vor der Aufführung mit einigen Referenten für Prager und auswärtige Blätter sich in ein gutes Einvernehmen zu setzen und dieses durch allerlei Lobstücke u. d. gl. zu nähren. Das er mit dem Kapellmeister unserer Oper wochenlang an der Partitur korrigirte, ist ein unumstößlicher Beweis dafür, daß „Concino Concini" kein unantastbares Meisterwerk ist. — Außer dieser Opernnovität sahen wir noch ein neues Schauspiel: „Die lachende und die weinende Anna", das durch seine spannende Handlung, seine trefflichen Situationen und das vortreffliche Spiel des Frl. Gebhart einen nachhaltigen Erfolg errang. Langer's „Vom Juristentag" gefiel ebenfalls und griff, obwohl aus der Schauplatz der Posse ferne liegt, entschieden durch.

Die Kunstreitergesellschaft, welche sich hier producirte, konnte nicht von Prag abreisen, ohne den ihr freundlichen Redaktionen ein Souvenir zurücklassen. Die Direktion blieb demnach mit einem Theile der Insertionsgebühren im Reste und kann übrigzeigt sein, daß alle auf diese Weise Bedachten ihrer noch lange freundlichst gedenken werden. Wo noch vor Kurzem Rosse stampften, werden demnächst Masken das witzige „Ich kenne dich" flüstern, und Fledermaus und Türkin werden mit gleich lüsternen Augen von den Löwen beobachtet werden, die zwar Niemand mit Haut und Haar verschlingen, dafür aber selten an Jemand ein gutes Haar lassen. Jedenfalls sind sie

Digitized by Google

gutmüthiger, als die im Häringsmagazin einlogirten Löwen Kreuzberg's, die sich's wohl niemals träumen ließen, daß sie als Häringe debutiren sollten, wozu unfehlbar die früher erwähnten Löwen vom Graben und Roßmarkt viel besser taugen möchten, da sie ihr flottes Leben zu Häringen viel eher qualificirt, als die von der Kultur noch unbeleckten Kinder Afrika's die Gefangenschaft. Nicht als ob unsere Löwen nicht auch gefangen wären! Sie schmachten meist in schönen Banden, die Kunst und Koketterie schmiedete, und es gibt deren einige, welche im Laufe eines einzigen Sommers sich wiederholt gefangen erklärt hatten. Würde man auf den Gedanken kommen, diese nichtsthuenden Pflasterhabitues für jeden Spaziergang am Graben zu besteuern, würde es gewiß mehr eintragen, als die Stempelung der buchhändlerischen Fakturen, da sich diese Herren durch kein Wetter, ja nicht einmal durch unsere Straßenreinigung vertreiben lassen, welche seit einiger Zeit von 12—14jährigen, meist schulpflichtigen Kindern besorgt wird, zum Bedauern aller jener, denen reine Straßen und die Kindererziehung am Herzen liegen. Der schlechten Gasbeleuchtung erklärte die Stadtgemeinde durch die Errichtung einer Gemeindegasanstalt den Krieg; wer aber der schlechten Straßenreinigung und wodurch er dieser den Krieg erklären wird, das wissen die Götter allein, worunter jedoch nicht etwa die Großmogule der verschiedenen Parteien zu verstehen sind, welche nur in den Augen ihrer Anhänger und in den Auslagen der Buchhändler als Götter fungiren. Was für ein sonderbares Lesepublikum manche der in Prag erscheinenden Blätter haben, läßt sich aus den Manövern erklären, welche wiederholt in Scene gesetzt werden, um Abonnenten zu locken. So verschiebt ein hiesiges humoristisches Blatt die Ausgabe der einzelnen Nummern um einige Tage und veröffentlicht in den übrigen Blättern, daß die Nummer aus Gründen, die außerhalb der Redaktionsthätigkeit liegen und Jedermann leicht einfallen können, nicht zur Zeit erscheinen kann. Natürlich verfällt Alles zuerst auf den Gedanken einer Konfiskation, wird auf die Ursache derselben neugierig, kauft das Blatt, um darin zu suchen, was nicht darin ist, und dem Redakteur ist geholfen. „Ein Preßproceß könnte mir auf die Beine helfen," sagte unlängst der Redakteur eines Fachblattes, konnte jedoch keinen erjagen und — das Blatt ging ein. Fällt einem da nicht unwillkürlich der Coupletrefrain ein: „Ja Früchte, die verboten sind, die schmecken gar so gut!" —

Ließe sich mit Anwendung der aus diesen Betrachtungen resultirenden Moral nicht ein Staatsstreich gegen gewisse nicht unzubringende Parteien ausführen, die über Alles schimpfen, was nicht gerade vollkommen in ihren Kram paßt? Man verbiete ihnen das, was man gethan haben will, und ich bin überzeugt, sie thun es mit Lust und Liebe! Es wäre der Mühe werth, einen einschlägigen Versuch damit zu machen. — Daß die Redaktion dieser Blätter den Haupttreffer der Kreditlose nicht gemacht hat, wird unseren geschätzten Lesern schon bekannt sein, welche uns ihr Beileid über diesen Unglücksfall nicht vorenthalten und durch zahlreiche Betheiligung am Blatte uns zu trösten versuchen werden. Daß uns 250.000 Abonnenten mehr freuen würden als das große Los, ist gewiß, denn diese hätten wir sodann unserem Verdienste und nicht dem bloßen Zufalle zu verdanken. Wir rechnen aber auch auf sie in der Voraussicht, daß sich bereits die meisten Zeitungsleser mit der Politik den Magen so verdorben haben, daß ihnen die gesunde und substanziöse Kost eines heiteren belletristischen Journales ordentlich wohl thun muß. Wenn alle Leute wären, wie wir, es existirte kein anderes Blatt als die „Erinnerungen", die in keinem Palaste, in keiner Hütte fehlen dürften. Schließlich machen wir unseren geschätzten Lesern die Mittheilung, daß der Landtagssaal renovirt und vollständig hergestellt wurde. Es sind nunmehr nicht nur sämmtliche Bänke, sondern auch die Herren vorhanden, welche darauf sitzen sollen, und wir fordern Jederman auf, sich über das Gelungene der Einrichtung durch eigene Anschauung ein Urtheil zu bilden, da es eine allzu delikate Sache ist, so auf eigene Faust und öffentlich ein Urtheil darüber abzugeben, und schon das alte Sprichwort sagt: Spiele nicht mit Schießgewehren, denn es fühlt wie du den Schmerz! —

Gegensätze.

Die Gegensätze der im ersten Hefte angegebenen fünfzehn Worte sind: 1. Zollverband, 2. Einfach, 3. Kunstausstellung, 4. Dante, 5. Einfach, 6. Madeth, 7. Priester, 8. Küster, 9. Amnestie, 10. Jenny Lind, 11. Standrecht, 12. Schlachtbank, 13 Ameise, 14. Bonaparte, 15. Kupferstich.

Die richtige Auflösung hat Niemand eingesendet.

Hiermit folgen fünfzehn weitere Aufgaben und es werden die P. T. Leser neuerdings aufgefordert, sich tüchtig den Kopf zu zerbrechen:

16. 3 Die!
17. Zürich weich.
18. Der Glaube.
19. Leeren Acker.
20. Fiele recht.
21. Lose Natur.
22. Dummheit zerstört.
23. Kuh bleib'!
24. Esel hör' immer!
25. Haß, Männergift.
26. Droh', Sperling.
27. Dudelsack.
28. Laß doch die Schale d'ran. (Berlinerisch.)
29. Die Ohren trink. (Berlinerisch.)
30. 3, Hero!

Auflösung

des Preis-Rebus im I. Hefte der Erinnerungen:

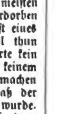
Alle an Karl Bellmanns Verlag für die Redaktion der Erinnerungen in Prag adressirten Briefe werden franko erbeten.

Die erste richtige Auflösung wurde von Herrn Dominik Wallisch aus Nr. 835—II eingesendet, welcher hiemit aufgefordert wird, sich den Preis in der Redaktion abzuholen.

Ueberdies wurden richtige Auflösungen eingesendet von den Herren: Franz Dedecra, k. k. Polizeioberkommissär, Anton Thum, k. k. Oberlandesgerichtsbeamte, Guido Heß und Wenzel Tieß.

Rebus.

1.

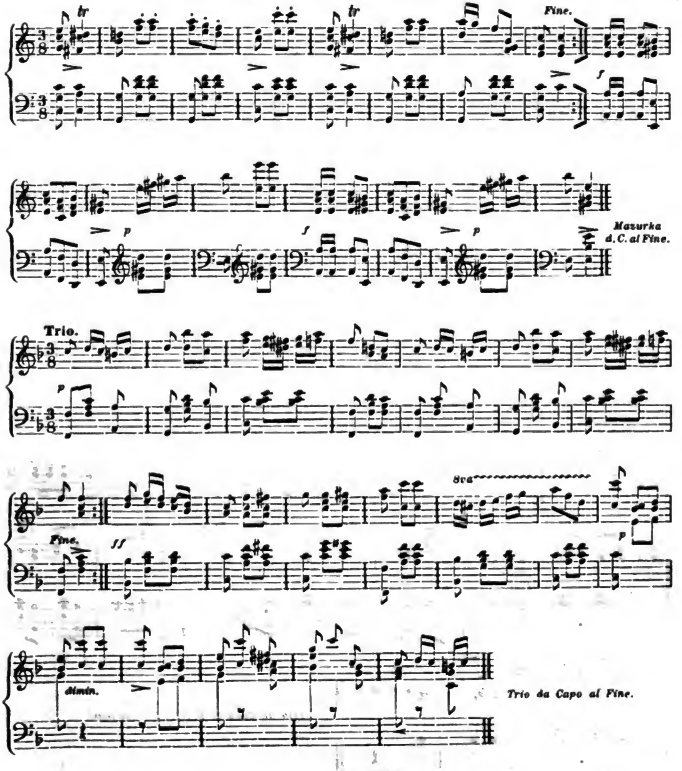
2. 

3.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Papier und Druck des art.-typ. Instituts von Carl Bellmann in Prag.

Digitized by Google

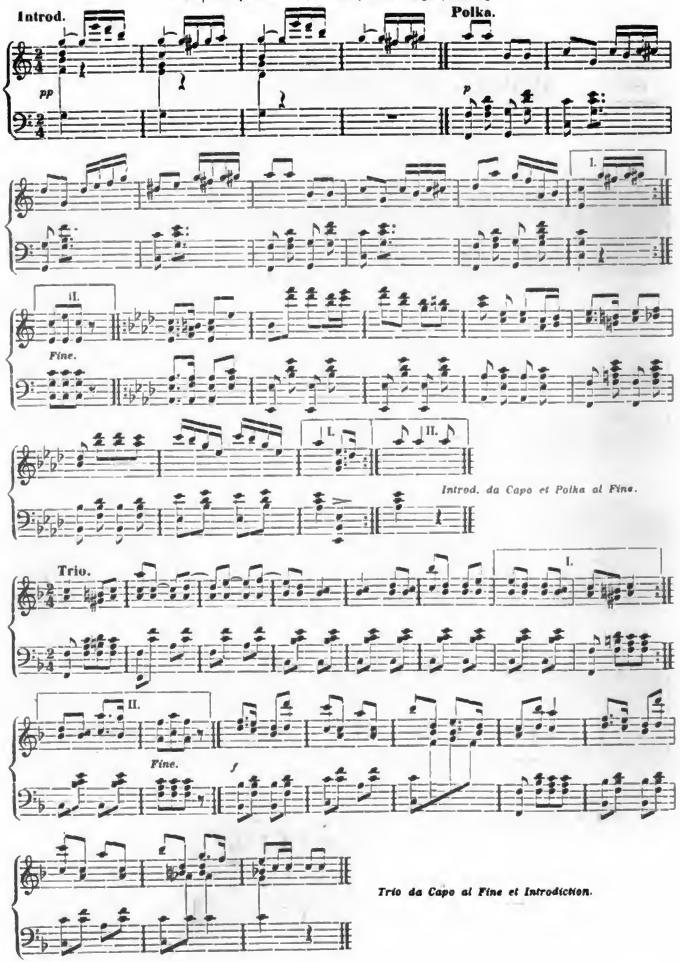
Polka Mazurka von Adolf von Czechenherz. Op. 69.



Digitized by Google

Katzel-Polka von Adolf von Czechenherz.

Op. 65.



Digitized by Google

Erinnerungen.

Illustrirte Blätter für Ernst und Humor.

Band 85. (Drei und vierzigster Jahrgang.) **Heft III.**

Ein deutscher Krieger.

Novelle von Karl Viktor Hansgirg.

(Fortsetzung.)

Siebentes Kapitel.

Ein Lebenszeichen nach langem Harren.

Der vierte Juni 1859 war ein großer Tag der Entscheidungen. Die eisernen Würfel des Kriegsglückes zweier mächtiger Staaten Europa's fielen nieder und rollten unter furchtbaren Schwankungen über jene Gefilde Italiens, in welchen die Geschicke bedeutender Fürsten und Völker mehr als einmal ausgekämpft wurden. Europa horchte hin in ängstlicher Stille nach den Gebieten des Po und Teſſino. Der Neffe des Onkels ließ ſich zum erſten Male auf den blutgetünchten Schlachtfeldern blicken, auf dem ſich der Letztere unverwelkliche Ruhmeskränze erworben hatte, aus deren grünen Lorbeern endlich die Krone eines neuen Kaiſerthumes aufblitzte. Dieſes zu erhalten und zu befeſtigen, eilte Napoleon der Dritte herbei! Auf dieſen für die franzöſiſche und welſche Geſchichte hiſtoriſch gewordenen Stellen gab es für ihn blos Ruhm oder Untergang! —

Andererſeits war es aber auch wieder derſelbe Boden geweſen, in dem die Traditionen eines Radetzky gewurzelt, derſelbe, welcher die Wiege geweſen eines jungen Ruhmes öſterreichiſcher Truppen, welcher das junge noch nicht vernarbte Grab war eines Carlo Alberto, einer piemonteſiſch- : Niederlage.

In dieſem Augenblicke kämpften nicht allein die Fürſten der Länder mit einander um eine Spanne Lan-

des, es war auch ein Kampf der Völker. Das Nationalbewußtsein aller Volksstämme hüben und drüben, der Drang und das Bedürfniß nach einem andern staatlichen Organismus regten gleichzeitig mit den ehernen Fittigen des Krieges die stürmischen Flügel.

Darum schaute Europa hinüber nach der Wahlstatt, darum tobte Paris, darum bebte der Boden Oesterreichs und Italiens, und der in seinem Bestande entfesselten italienischen Länder, darum zuckten die Telegraphenblitze hieher und dorther durch die elektrisirte Luft des Erdkreises.

Hatte ganz Deutschland auch nicht gerüstet — ganz Deutschland hing doch an dem großen Wort des Erfolges mit einer Spannung, welche in der Geschichte nur selten wiederkehrt. Manches Reich stand zuwartend da, manches andere schon gewappnet. Der Norden und Süden hatte aus Familien, die den Königsthronen nahe stehen, so wie aus der Schichte des Volkes Männer gestellt, die ihrem Ehrgeiz, ihrem Waffenmuth oder ihrem Nationalgefühl genügend — nach Oesterreich geeilt waren, sich unter eine Fahne zu stellen. Mutterherzen unter Sammt und Seide, wie unter dem Leinenkittel sahen hinunter, wo Söhne und Enkel Blut und Leben eingesetzt hatten für die Sache der Ehre oder auch des nationalen Gefühles.

Kämpfte auch nicht jedes deutsche Herz mit, es fühlte und zitterte mit in diesen Tagen der Entscheidung. Nicht alle Fürsten, aber viele Völker fühlten sich sympathisch verwandt mit den Empfindungen jener Einzelnen, die da kämpften, und die Frauenhände zupften wacker Charpie. Liebevoll, zutraulich, wahrhaft großfühlend wurden die durch Baiern nach Italien ziehenden Truppen begrüßt und bewillkommt.

Alles dieses erhöhte die Spannung, mehrte die Ungeduld! —

Die Zeitungsblätter, die großen Weltbriefe an das Volk, wurden stürmisch erbrochen, die Telegramme von dem Manne auf der Straße verschlungen, von dem Höckerweibe seinem Enkel geiefen! —

So empfing man schon die ersten Berichte vor der Schlacht bei Magenta.

Wie viel hastiger war daher manchenorts, namentlich in den österreichisch-deutschen Landen, das Jagen und Treiben nach einer Kunde des Entscheidungskampfes.

Es lag gewitterschwül in der Luft, die Telegramme schwiegen ein paar Tage über die großen Dinge, nervöse Nasen witterten Blut. Alle Vorboten zu einem großen entscheidenden Kampfe waren vorhanden. Daß drunten die Junitage heiß seien, fühlte und wußte man — in Paris, Wien, Berlin, München, allerorts aber mit modificirten Empfindungen.

Auch in Neustadt vor der Hardt — in dem gemüthlichen, rebumschlungenen, fröhlichen Neustadt ward das Wetter gespürt, daß sich drunten entlud.

Auch hier steckten Patrioten und Nichtpatrioten, Groß- und Kleinbürger, Groß- und Kleindeutsche, Männer, Kinder und Mütter, die großen, kleinen, harten und dicken Köpfe zusammen und machten sich an den Straßenecken in der friedlichsten Weise des Auflaufes schuldig oder tranken in den Weingärten auf gutes deutsches Waffenglück, wo die Weinreben so herrlich prangten, während sie drunten den Hufen der Rosse, den Hieben der Schwerter und den vorstürzenden Kolben vielleicht eben verfallen waren.

Doch Jene, die ihre Brüder oder Väter im Kampfe verflochten wußten, deren es auch einige gab, die brüteten auf den Landkarten oder belagerten die Postämter und Zeitungsbureaux.

Beides geschah heute in dem verlassenen Hause Krippmann. Vater und Sohn standen unten in Weißchland. Die Tochter des Hauses lehnte verstört über einer Mappe, die Haushälterin Elsbeth hielt das Postamt belagert.

Heute Morgens kamen über den elektrischen Draht die Telegramme von dem Sieg der Frankofaden bei Magenta herübergestürmt.

Auch schon Briefe vom Kriegsschauplatz, Zeitungsartikel vom Kriegsschauplatz wollte man gelesen haben. Für die einsame, in den Tod betrübte Emerenz fehlten außer den starren Worten der Niederlage — alle Berichte über ihren Vater und über ihren Bruder Arthur.

Es war allerdings eine eigenthümliche Stellung, ein Ausnahmsfall, wie er vielleicht in ganz Deutschland nicht wiederkehrte, daß nicht die Briefe von diesseits, sondern von jenseits erwartet wurden und daß Arthur — Emerenz' Bruder, ein Deutscher, unter den fremden Siegern stand oder fiel.

Was dem Vater begegnet war, wohin er gerieth, wo er den Ausgang der großen Sache erfuhr — darüber flirrten gestaltlos Träume und Ideen Emerenz durch den wunden Kopf.

Nun erst bedurfte es heidenmüthiger Fassung für ein weibliches Herz, dieser schreckvollen Ungewißheit, diesen martervollen Kombinationen nicht völlig zu erliegen.

Sie fand äußerlich in den düstersten aller Stunden keinen Anhalt, keinen Rath, keine Aufklärungen. Alles sollte sie sich aus den todten Lettern und Mappen entziffern, während ihr Herz bald erwartungsvoll hämmerte, bald schreckgefesselt stille stand.

Diesmal brachte Elsbeth einen Brief, sie trug etwas bedächtig, sie hielt etwas fest in der Hand.

Als Emerenz dies vom Fenster bemerkte, da sie von den kalten, sie immer mehr verwirrenden Zeichen weitweise aufblickte, lief sie barhäuptig wie sie eben war und in der Hausjuppe Elsbeth entgegen.

Ihr Blut wallte jedoch bald kälter in den Adern, als sie aus Adresse und Postzeichen einnahm, daß das Schreiben von Chodau sei und von der Hand Onkel Karls.

Sie erbrach noch im Gärtchen das Couvert und sah den gemüthlichen alten Onkel in der weißen steifen Kravatte mit dem Jabot, die weißen Haare zurückgekämmt, auf den Wangen die bekränzten Röschen, auf den Lippen das menschenfreundliche Lächeln vor sich, als sie die noch festen Züge seiner Schrift zu Gesichte bekam.

Digitized by Google

Er fühlte sich gehoben und geschmeichelt von der Bitte der Nichte, ihr mit Rath und That behilflich zu sein. Er besaß die Vorsälle im Hause mit der kühleren Ruhe des Alters, aber nicht ohne opferwillige Theilnahme. Mit liebenswürdiger Bereitwilligkeit sagte er Emerenz zu, wenn die Umstände ihre Reise nach Italien erheischen sollten, sie begleiten zu wollen. Er sei zwar dreißig Jahre nicht über die Landesmarken gekommen und hätte sich schon an den Gedanken gewöhnt, in der Heimat die Ruhe zu finden, ohne anderer Herren Länder zu berühren. Noth und Bedürfniß vermöchten aber in ihm noch die alte Reiselust zu wecken. Auf den Fall, daß Arthur eine Wunde erhalte und weiblicher Pflege bedürftig werde, müsse man ohne weiters gefaßt sein.

Das war der hauptsächlichste Inhalt seines Briefes. Mit thränenreicher Rührung begrüßte Emerenz diese Liebeszeichen des alten Mannes, dessen Menschenfreundlichkeit das Alter nicht vermindert hatte.

Neben dem Briefe empfing sie auch das letzte Blatt der Kölner Zeitung. In großen Zügen war bereits mit Berufung auf eine Kundmachung des Grafen Giulay ein Schlachtenbild entwickelt. Die Ueberfetzung des Tessino und Naviglio, das Vordringen des Gros der Verbündeten über die Brücke von St. Martino, zwischen Straße und Eisenbahndamm bis Ponte di Magenta, die schwüle Stunde des Imperators auf der Brücke, wo seine Garde im Rückweichen begriffen und er beinahe geopfert war, bis endlich Mac-Mahon — der Herzog von Magenta — mit seinen kühnen Truppen von der Seite herbeigeeilt war und die im Sinken begriffene Wagschale der Verbündeten emporschnellte.

Emerenz klammerte sich an jeden Namen der Divisionsgenerale, an jeden Ortsnamen, um für ihre persönliche Sorge einen Haltpunkt, und für das in hartnäckiges Schweigen gehüllte Familienräthsel einen Schlüssel zu bekommen — sie wurde bei diesen Bemühungen jedoch immer nur verwirrter, eine Todesangst erfaßte sie und warf sie aus dem Zustand herzzerreißenden Schluchzens in ein dumpfes Hinbrüten, das einem apathischen geistig und körperlich herabgestimmten Wesen voranging.

Ein Gedanke nur vermochte alle Fibern ihres Körper zu beleben und sie zu einem thatkräftigen Bewußtsein zu heben — der Gedanke, mit ihrer Gegenwart irgendwie nützen zu können.

So schleppte sich das arme Geschöpf viele Tage und Nächte hin, so wartete sie mit unbestimmten Gefühlen auf die schwere Stunde einer Entscheidung.

Die schönen Morgen waren für das Bedürfniß ihres Herzens nur immer eine Qual. Der sonnighelle Himmel schien sie höhnen zu wollen, die neuen Geburtstagsblumen kicherten ihre Märchen von Blut und Waffe, die lachenden Fluren erschienen ihr widerlich. Eines nur hätte sie gemocht — Flügel eines Adlers, um nach dem Süden zu fliegen, den Blick eines Adlers, um sich über die Häupter ihrer Lieben zu senken!

Sind sie das Opfer eines Kriegsgerichtes geworden? Fiel Arthur? Hat sich der Vater ein Leides gethan? — Die Fragen wogten unaufhörlich in ihr, Bilder jener Gedanken waren die Schatten, die sie auf Schritt und Tritt stets verfolgten.

Niemand gab es, der sie in der Schilderung solcher marternder Eingebungen, die sie deutlich in sich ausspann, unterbrochen haben würde.

Von Esmarchs ließ sich kein Familienglied blicken und um sie kreiste — selbst zu ihren häuslichen Verrichtungen unfähig geworden — die verzagte Elsbeth. So ging es Stund' auf, Stund' ab, und doch war heute schon der zehnte Juni gewesen. Was lag Alles zwischen dem Tage von Magenta und dem zehnten Juni?

Der Taglöhner an der Straße, der Weinbauer in seinen Bergen wußte heute am zehnten Juni aus dem Schnabel der schnellen Briefstauben, der Telegraphen, daß am achten Juni Napoleon III. mit Viktor Emanuel in Mailand unter Triumphen feierlichen Einzug gehalten — Emerenz aber wußte noch nicht, wo der Vater athme, wo Arthur weile, ob sie wohlgeborgen oder ob eine von den hundert Gruben, in welchen zu Tausend — Leichenhaufen der Verbündeten, wie der Oesterreicher aufgehäuft waren, eines der theuren stockenden Herzen vielleicht berge?

Stummes Winken deutete jeden Morgen, ob die Post etwas gebracht habe. — Diesmal stand Elsbeth auf der Straße und hob einen Brief in die Höhe, während Emerenz auf der Veranda dankend die im Harm etwas abgezehrten Hände zum Himmel emporstreckte. Der Schrecken der Erwartung fesselte sie an die Stelle und nur langsam konnte sie sich über die Treppe Elsbeth entgegenbewegen.

Daß die Zuschrift übrigens nicht die Adresse des Vaters an der Stirne getragen, das glaubte Emerenz vermuthen zu müssen; Elsbeth hätte ihr sonst diese Kunde entgegengejubelt.

Ja! Es mußte ein Brief der Entscheidung sein, er war mit dem Aufgabsstempel „Verona 7. Juni" versehen. In der unüberwindlichen Scheu vor dem sogleichen Oeffnen desselben suchte sie vorerst zu ergründen, welche Hand diese Schriftzüge verriethen. Des Vaters und Arthurs Hand war es nicht, das sah und wußte sie. Wenn Wunden eine etwas unsichere Frauenhand gegen ihren ursprünglichen Charakter entstellt haben würden — so hätte sie ausgesehen; doch offenbar waren es nicht die Schriftzüge des Vaters oder Arthurs. Und doch, es sah sie aus dieser Schrift etwas Traulich-heimliches an. Kindische Vermuthungen, daß die Hand eines Bekannten sich in Bewegung gesetzt haben könnte! Wie käme er nach Verona? Emerenz setzte sich bleich und erschöpft in einen Lehnstuhl, den ihr Elsbeth herbeigetragen hatte, als sie sah, daß dem Fräulein vor Angst und Schrecken die Kniee schlotterten und ein kalter Schauer ihr über das bleiche Antlitz fuhr.

Die starren unbeweglichen Finger sträubten sich gegen das Aufreißen des Couverts, es war ein langer Brief. Die Zeilen tanzten ihr vor den Augen. Die Worte „Vater" und „Arthur" blinkten ihr darin oft entgegen.

An der Form und Fassung des Briefes konnte sie

Digitized by Google

mit feinfühligem Wesen schon ergründen, noch ohne der Sätze Zusammenhang in sich aufgenommen zu haben, das dieser Brief keine Todesnachricht enthalte. Er hatte nicht das Kurze, mit einem vorbereitenden Eingang Versehene eines Todesbriefes oder Karte.

Freilich hatte sie die Zeilen vorerst nur wie von weitem angeschaut, und nicht gelesen, und war auch noch nicht einmal oberflächlich in ihren Inhalt eingedrungen.

Ich setze den Brief her:

Verona den 7. Juni 1859.

„Fräulein Emerenz!

„Ich glaube Ihrem sehnsüchtigen Herzen wohlzuthun wenn ich Ihnen berichte, daß Ihr verehrungswürdiger Vater lebt und oft Ihrer denkt, obgleich er eine kleine, ganz ungefährliche Wunde erhalten hat. Er bedarf der Ruhe, der Behandlung, der Pflege. Ruhe und Behandlung wird ihm nach Möglichkeit zu Theil. Pflege vermag aber nur die Hand einer entschlossenen, willenskräftigen Tochter zu bieten. Lassen Sie sich das schöne Vorrecht nicht durch fremde Hände entwinden! Eine sehr unbedeutende Kopfwunde durch einen Streifschuß hat Major von Krippmanns Nervenleben etwas irritirt. Wie es unter den furchtbaren Gemüthsaffekten, die auf eine minder gestählte Natur untergrabend oder plötzlich vernichtend gewirkt haben würden, nicht anders kommen konnte; so traf es ein. Die Gemüthsbewegung zu der Wunde gerechnet und die geringe nervöse Hinfälligkeit ist erklärt und gerechtfertigt. Arthur ist ihm im Kampfe an der Seite verloren gegangen, Bruder Arthur ist uns Beiden verschollen! Sie können sich denken, wie schmerzlich mir dies zu berichten ist; Denn Sie haben, Fräulein! keinen theilnahmslosen Berichterstatter vor sich. Sie erinnern sich doch Heinrich von Dornwalls aus Esmarchs Institut, jenes Heinrich, der Ihnen am Brunnen Ade gesagt hat mit einer Aster, und der vor wenig Tagen im Dampfer an Ihnen vorüberflog.

„Ueberaus freute es Ihren wackern Papa, daß ich ihm jene Episode erzählte; auch der gute Arthur hat Ihrer häufig gedacht!

„Es war eine jener seltsamen Fügungen der Vorsehung, die im Leben uns romanhaft begegnen, daß das Schlachtengewirre auf den Feldern von Magenta uns zusammenführte.

„Der Abend war gekommen jenes heißen blutigen Tages, wo wir gegen die besser geführten Truppen unseres Feindes einen furchtbaren Verzweiflungskampf kämpften.

„Es war ein furchtbarer Abend auch, der glühende Schein der untergehenden Sonne legte sich unweit des todesstummen Bahnhofgebäudes auf einen grasbewachsenen Damm, dessen Graben, zwischen der Bahn und der Straße innegelegen, eine Unzahl übereinander gethürmter Todter und Verwundeter auf seinem grünen Lager beherbergte. Hier war es, in Ponte nuovo di Magenta, wo die Schlacht den ganzen Tag über, ihren Höllenrachen öffnete und Tod und Verderben spie.

„Vielmal ward uns die Stelle entrissen, und von uns wieder zurückerobert. Jetzt am Abend pfiffen noch die Kugeln über unseren Häuptern, flogen noch die Splitter von Kartätschen, warf noch der Luftdruck der sausenden Mordprojektile die Priester und Aerzte um, die bei uns im Graben gestanden und geknieet, um uns Beistand zu leisten.

„Ueber den Todten wurde der Segen gesprochen, dem Sterbenden die letzte Oelung gereicht, dem Verwundeten, dem nach ärztlicher Hilfe lechzenden Mann der Verband angelegt.

„Unter den Bedürftigen war auch Ihr guter Vater gewesen, die kleine Kopfwunde machte ihn sehr reizbar und hilfebedürftig. Da er deutsch sprach, so erhob ich mich von meinem Lager; denn auch ich lag darnieder, ich hatte eine Schußwunde in der rechten Schulter erhalten.

„Nun erkannte ich die schon früher im Abendroth beleuchteten, etwas verzerrten Züge Ihres Vaters. Mit der Macht frischer Jugendeindrücke orientirte ich mich. Es ist Major von Krippmann. Sein Pferd lag erschossen neben ihm. Wie seltsam! Er im Civile mitten im Kampfe und verwundet. Ich stockte ein wenig in meinen Gedanken und frug mich, ob nicht das fieberisch aufgeregte Blut mir einen Possen gespielt? Es war so wie ich gesagt.

„Ein im Graben neben mir ächzender Legionär des zweiten Fremdenregiments sagte mir abgerissen und etwas verworren in französischer Sprache: ‚Es muß der Valer jenes Legionärs Krippmann sein, der in den Kampf kommandirt wurde. Der Alte wollte ihn heraus haben, kam aber zu spät, und so begleitete der Alte den Jungen in die Schlacht. Er schoß aber, so wie der Junge, nur über die Köpfe der Feinde weg. Er ist ein verstockter Deutschert! Wir Franzosen sind ihm darum nicht gram und werden ihn nicht vor's Kriegsgericht schleppen. Ehre dem, der sein Volk liebt. Alle Deutschen sollten so sein; dann wäre die Nation etwas werth.' So sprach der verwundete Legionär.

„Nun war ich sogleich mit der ganzen Situation Ihres Vaters im Reinen. Da er so erregt war und fremder Hilfe bedurfte, mich sein Schicksal auf's Tiefste erschütterte, indem er mit sich des Sohnes halber einen Riesenkampf gekämpft haben mußte; so schwur ich mir, treu und fest an ihm zu halten und nicht von seiner Seite zu weichen. Ich mußte ja das Bild mit der Aster wahr machen, schon um einst vor seiner Tochter nicht erröthen zu müssen.

„Kommen Sie also, Fräulein Emerenz! weiß Gott — ich werde das mir von der Vorsehung anvertraute Gut, einen der edelsten deutschen Männer, den die Sonne gesehen, treu bewacht haben. Ich sagte ihm nichts von diesem Briefe und von meinem Vorhaben, Sie herüberzusprengen. Diesen Brief diktire ich blos meinem treuen Diener, den ich zum Glück wiedergefunden habe und der mir und ihrem Vater vortreffliche Dienste leistet. Ihr Papa soll von dem Projekte vor der Hand nichts erfahren, weil die Aerzte jede Aufregung als eine Verschlimmerung seines Zustandes zu beseitigen anrathen. — Auch wurde mir von dem Pei-

Digitized by Google

märzt ausdrücklich zur Pflicht gemacht, Ihr Eintreffen vor vierzehn Tagen nicht zu veranlassen, nach welcher Zeit Sie sogar der Galanterie von Seite der Aerzte gewärtig sein könnten. Vor dieser Zeit würde man Ihre Gegenwart nicht wünschen. Ich habe nur noch zu bemerken, daß, wenn ich innerhalb der vierzehn Tage nicht schreibe, dies ein Zeichen ist, daß wir nicht mehr Station wechseln und daß Sie im Hauptgarnisonsspital Nr. 70 Ihren Herrn Vater aufsuchen müssen. Ich bin sein unmittelbarer Nachbar. Unendlich betrübt war über das aufrührerische Mailand der Transport unserer wunden Leiber auf den Schienen. Es ist nun überstanden. Daß ich nicht selbst schreibe, erklärt sich: Schulter und Hand sind bandagirt. Meine Linke hat sich etwas linkisch und an die Knabenzeit erinnernd in der Adresse versucht und setzt dem Briefe die Unterschrift bei. Mit dem freudigen Bewußtsein, etwas zu Ihrem Troste beigetragen zu haben, zeichne ich mich hochachtungsvoll

als Ihren getreuen

Heinrich von Dornwail."

Die Wirkung dieser Zeilen auf Emerenz war mit Nichts zu vergleichen. Für die Rettung des Vaters jubelte sie zu Gott, für die dunkle Stelle von der Verschollenheit Arthurs fehlte ihr im Augenblick die Begriffsfähigkeit. Es wurde darüber von Heinrich so schnell hinweggeglitten und doch war die Kunde mit ziemlicher Bedeutung betont. Lag hinter diesem räthselhaften Hintergrund nicht die zarte Vorbereitung für das Aergste, was man nicht sogleich auszusprechen wagt? — Auch über die Art der Wunde, die auf das Nervenleben so tief eingewirkt, fand sie keine genügenden Aufschlüsse. Auch hier schien es ihr, als hätte der Zartsinn des Freundes über böse Momente den Schleier der Verhüllung gezogen.

Daß aber Heinrich von der Vorsehung ausersehen schien, die furchtbare Kluft, welche das wirre Kriegsleben zwischen ihr und dem Vater gerissen, mit seiner Thatkraft, mit seinem muthigen opferwilligen Herzen zu ebnen, daß er der Leitstern, die Hoffnung ihres trostbedürftigen Herzens geworden, daß ihre durch die Trauer lächelnde Ahnung sie nicht betrogen habe, wenn er mit seinem Bilde die dunkeln Nächte weiseweise erhellte: dafür glaubte Emerenz Gott auf den Knieen danken zu müssen.

Durch die Verstörung, welche der Schrecken beim Entziffern der Botschaft in ihre Züge grub, glaubte Elsbeth auch jene Verklärung schweben zu sehen, welche an Hoffnung glaubt. Elsbeth, welche Emerenz mit häufigen Fragen während des Lesens unterbrochen hatte, die ihr durch Schlagworte flüchtig beantwortet wurden, konnte nun mit sorgfältig aufgesetzten Brillen diesen Monstrebrief einer stundenlangen Lektüre ungestört unterziehen, da Emerenz sich nach ihrem Betschämel in das Schlafgemach geflüchtet hatte.

Zu dieser Andacht diente ihr die Anknüpfung an jenen Bibeltext, der mit glühender Schrift — wie auf den Propheten ihres dankerfüllten Herzens angewandt — in ihren Busen eingebrannt, einen bestimmt deutbaren Sinn erhalten hatte, bei dem ihre Seele vor tiefinnerster Rührung überfloß. Es war ihr, als hätte sich die Gottheit durch Heinrich — den schützenden Genius der Familie — ihr für alle Zukunft zum Heile offenbart.

Sie küßte die welke Aster mit bebenden Lippen, der Stiel zitterte unter dem Schauer heißer Thränen, die ihn gewaltig benetzten, und nachdem die Reliquie von den Lippen geführt war, um noch sorgsamer aufbewahrt zu werden, sprach sie mit zum Himmel aufgerichtetem Auge:

„Du hast mir verwandelt mein Weinen in Freude, zerrissen mein Trauerkleid und mich umgeben mit Freude."

Achtes Kapitel.

Schnell reiselustig.

Die Tochter des alten Majors konnte in mancher Richtung ihr Soldatenblut doch nicht völlig verläugnen. Trotz ihrer zarten Seiten kam bei großen Antrieben von außen ihre Thatkraft und Entschiedenheit in einer gewissen Art rasch und siegend zum Durchbruch. Wenn der lebensprudelnde und energische Greis für jede Idee gerne mit der Rede und mit dem Schwerte einstand, so entwickelte sich bei seiner Tochter dieser Thatenmuth hinwiederum in den Verrichtungen des häuslichen Kreises. Als Pflegerin hatte sie die trostlosen Nächte manchen hoffnungslos Erkrankten mit ihrer werkthätigen Hilfe und ihrem Beistand erhellt.

Seit dem Briefe Heinrichs war eine neue Muskel- und Spannkraft in ihren ermatteten Körper gefahren, ihr braunes Auge strahlte das alte Licht, ihr Kopf bewegte sich wieder rasch über der Wellenlinie des schlanken Halses, ihr Gang erhielt Schwung und Rhythmus. Der Gedanke beid nützen zu können, ihren Vater heilsam zu werden, mit eherner Kraft das große Vorrecht des Weibes zu gebrauchen und sich als Heldin auf dem Felde der Duldung, der Unterstützung zu bethätigen — schnellte plötzlich die geistige und körperliche Elasticität in ihrem Wesen empor und rief alle Kräfte der Geistesgegenwart und des Talentes wach.

„Elsbeth, ist Dir's wunderbar, daß ich morgen schon reise?"

„Aber gnädiges Fräulein!" entgegnete Elsbeth augenzwinkernd und grämlich, „Ihr sollt ja erst nach vierzehn Tagen in Verona eintreffen und könnt in drei Tagen wohl die Reise gemacht haben."

„Nun denn, das paßt, dann bleiben mir volle zehn Tage, die ich bei dem Chodauer Onkel verbringe. Onkel Karl läßt mich nicht so rasch aus dem Kauf. Er ist in das alte Klosterleben verbissen, das ihn in Chodau umspukt, und da muß ich schon Stich halten und alle Merkwürdigkeiten besehen, die mir übrigens nicht gleichgiltig sind, da meine Kindeszeit in diese Erinnerungen hineindämmert. Jedenfalls bin ich dort an des Onkels sicherer Seite und wir können Reisetour, Reiseziel und Alles, was sich auf unsere Sendung bezieht, wohlerwägend besprechen."

Digitized by Google

Auf diese entschiedene Einrede gab es keine Duplik mehr.

Elsbeth sah zwar etwas bockbeinig drein und gebrauchte die großen Nadeln ihres Strickstrumpfs fast wie Lanzen, aber es blieb doch nur bei dem bewaffneten Frieden.

Emerenz stand plötzlich vor der Kapitulirten ganz segelfertig. Der Schleier wogte ihr um die runden Schultern, der runde Hut saß ihr lange nicht so unternehmend.

Ohne die Tiefe des Blickes und ohne das Weiche um den Mund, der ihr nach den kaum überwundenen Schmerzen noch etwas zuckte, hätte sie den Eindruck einer Emancipirten machen können.

„Ich thue meine unangenehmen Pflichten gerne am frühesten ab. Hiezu gehört der Gang zu den Esmarchs. Es ist wahrscheinlich auf lange Zeit, daß ich scheide. — Sie waren hart gegen mich durch Verfolgung von Artigkeiten, die mit dem Spott nahe verwandt sind. Mein Vater hätte mir's jedoch um der Alten willen nicht verziehen, wäre ich ohne Abschied von diesem Hause geschieden."

Die Esmarchs lasen eben Zeitungen, als der entschiedene Tritt eines Besuches sie von ihren Sitzen sich erheben hieß.

Es war Emerenz. Die Eltern flogen dem Mädchen mit einer Herzlichkeit entgegen, die nach dem Vergangenen befremden mußte.

„O! Meine Liebe! haben Sie sich vielleicht doch zu unserem Entzücken entschlossen, die Stelle des Kranzelfräuleins zu übernehmen?"

„Unmöglich! Ich werde nach Italien gerufen, ich reise morgen schon ab."

„Gott! Was ist vorgefallen?"

„Mein Vater hat eine kleine Kopfwunde erhalten und Arthur — ach! mein lieber Bruder Arthur ist bisher verschollen!"

„Herr je!" rief Esmarch, „Herr je!"

„Ich werde zur Pflege begehrt, mein Vater liegt im Spital zu Verona!"

„Mein guter, redlicher Freund Krippmann verwundet? Wie hing das mit seiner Sendung zusammen? — Er kämpfte ja nicht auf deutscher Seite und doch verwundet?"

„Er folgte Arthur in die Schlacht; so ein Freundschaftsdienst ist doch nicht ohne Gefahr?"

„Er folgte also? — Er — der Deutschen Freund? Vielleicht nur, um Arthur zurückzuhalten? Anders kann ich mir meinen Krippmann dort drüben nicht denken."

„So muß es auch sein," entgegnete Emerenz; „ich erfuhr erst das Allgemeinste von dem Hergange."

„Gott! Und von wem?" frug Frau Esmarch, die Entsetzte spielend.

Nicht ohne einen Seitenblick auf Eglantine, welche der Scene mit vorgeneigtem Kopfe und Oberleib ihre Theilnahme bezeigte, erwiederte Emerenz: „Heinrich von Dornwall!"

„Heinrich von Dornwall? Herr je — Wie geht das zu? Derselbe —"

„Der auf dem Dampfschiff jüngst an uns vorübergefahren!"

„Den Viktor grüßte?" frug der Familienvater.

„Ganz recht, derselbe!"

„Wie gerieth er an Ihren Vater? Es ist nicht möglich!"

„Es ist wirklich! — Bei Magenta barg die Verwundeten derselbe Graben. Sie erkannten sich bald. Heinrich ist ein treuer Gefährte meines Vaters. Sie wurden miteinander transportirt, sie liegen im Spital nebeneinander."

„Seltsame Schickung!"

„Das ist wie in einem Roman!" fügte Emerenz mit ironischem Anflug hinzu.

„Gott gebe auch eine romantische Lösung," setzte Esmarch salbadernd hinzu.

„Ist Heinrich von Dornwall schwer verwundet?"

„Er hat eine Schußwunde erhalten, aber schreibt guten Muthes."

„Nun, da wirst Du ja die Samaritanerin nach zwei Seiten hin spielen müssen. Keine üble Mission."

„Die schönste der Welt einem Vater gegenüber, und da sich Heinrich als ein so treuer, anhänglicher Freund und Gesinnungsgenosse meines Vaters erwiesen hat, so bin ich ihm vom Herzen gut. Es soll auch ihm nicht an sorgender Aufmerksamkeit und wohlwollender Pflege gebrechen, so weit ich sie zu leisten vermag."

Der Seitenhieb auf Viktor war trefflich gelungen, so daß selbst Esmarch ein saures Gesicht schnitt und durch die Falten um die Wangen sein schütterer Backenbart etwas in's Beben gerieth.

Eglantine biß sich in die Lippen, daß sie noch lange nachher purpurroth blieben, und Mama schlug ihre Augen indignirt zu Bogen.

Eglantine war aber trotzdessen zu Gegenhieben bereit: „Der arme bleiche Heinrich — er ging in den Kampf, um nur vom Hause zu sein, und jetzt ward er gestraft."

„Ich glaube, er ging aus Anhänglichkeit an die deutsche Sache!" behauptete Emerenz pathetisch.

„Es sollen ihn aber auch andere Gründe bestimmt haben, er stammt aus einer vornehmen Würtembergschen Familie, sie hatte aber in den letzten Tagen die chronique scandaleuse von Stuttgart bereichert," half nun der Vater.

„Mir ist von bösen Geschichten nichts bekannt worden, ich kümmere mich auch nicht um dergleichen."

„Sogar in den Zeitungen verhandelt!" betonte die Hausfrau mit Nachdruck.

„Seine Stiefmutter stand vor Gericht. Man bezüchtigte sie, eine geborne Heyersfeld, der Vergiftung seines Vaters."

Emerenz ward bleich und bebte sprachlos.

„Sie wurde zwar aus Abgang an Beweismitteln jeder weiteren Procedur ledig, aber für den General und seinen guten Heinrich mußte dies eine peinliche Tragik sein. Man sagt, er sei mit Todesgedanken in die Schlacht gezogen."

Digitized by Google

„Ehrenvoll für ihn, auf diese Weise den Frevel eines Gliedes seiner Familie tilgen zu wollen. Sehr ehrenvoll!“ bemerkte Emerenz wieder zur Fassung gelangt.

„Du bist eine warme Vertheidigerin dieses bleichblonden Heinrich!“

„Ganz in der Ordnung,“ beschwichtigte Esmarch.

„Vornehme Familie, gute Ahnen, großes Vermögen, schöne Domaine!“ ergänzte wie zum Gespräche gehörig die Frau Ceremonienmeisterin Esmarch.

Ein trüber Schatten lagerte sich auf das frische Gesicht der Emerenz bei der Erinnerung an Arthur! — „Gott schicke, daß ich auch Arthur behilflich sein könnte, aber ich fürchte, ich fürchte —“

„Arthur war als Knabe ein kleiner Waghals, als Student ein kühner Mensch, der sich oft überstürzte, als Soldat voll Bravour. Ich selbst habe bange um ihn,“ sprach Esmarch mit einer ungekünstelten Theilnahme.

„O! Wäre er doch lieber schon längst gestorben, in Holstein für eine Sache, der er mit Herz und Leib zugethan war, als für Nichts, für ein fremdes Kaiserreich vielleicht zu bluten.“

„Mäßigen Sie Ihren Schmerz und Ihre erregte Ausdrucksweise, Fräulein! Man kann heutzutag dadurch leicht in Kollisionen gerathen.“

„Doch nicht auf deutscher Scholle?“ frug Emerenz entflammt und beinahe herausfordernd.

„Je! Nun!“ rümpfte der Alte mit der Nase; „die Schattirungen der politischen Meinungen sind unendlich, ich provocire nicht gerne Meinungsverschiedenheiten.“

„Ich auch nicht gegenüber einem Freunde meines Vaters, den ich in Ihnen, Herr Esmarch! zu erblicken glaube. Leben Sie wohl, meine Theuren! Glücklichere Tage! Glücklichere, als sie uns vom Geschicke beschieden wurden.“

Sie drückte Herrn Esmarch nicht ohne Rührung die Hand, küßte sie der verbindlichen Gemalin, die ihr zum Lohne dafür die Wange darreichte, und umarmte so obenhin — ich möchte sagen schleuderhaft — Eglantine.

„Sie ist immer die Alte!“ dachte sie sich; „kalt wie Stein ist ihr Herz, nur wo ihre Eitelkeit im Spiele ist, kann sie warm fühlen, hochmüthig, bissig, verwöhnt, eine Parodie auf die Tochter eines Erziehers.“

Nun kam die Liebkosung mit alten Koffern und etwas steifgewordenen Lederjäcken im Hause an die Reihe. In sentimentaler Stimmung war der Tochter des Hauses dabei Elsbeth zur Hand.

Sie half ihr, kostbare Güter an Geräthen und Kleidern mit Füßen treten und that dies natürlich nur in der gerührtesten Weise.

Die Bemühungen der Haushälterin, die Schnürbrust eines dickleibigen Bettsackes in Ordnung zu bringen, erwiesen sich aber als unzureichend und es mußte hiezu ein Mann gegen Entlohnung gedungen werden.

Dieser bewältigte den Handgriff mit seinen derben Fäusten, nicht ohne unaufgefordert etwas von den letzten Ereignissen der Stadtchronik zum Besten zu geben. Er war ein Mann aus dem gebirgigen Westrich, derb, knochig und ohne die weichere und bewegliche Art des Neustädter Bürgerkindes. Als ein Eingeborner von Eulenbüs war er auch bar aller geschliffenen Manieren.

„Es war Tumult in der Kaserne, ein feiner Herr Officier ist ausgekommen, hat nicht Urlaub genommen — und brannte über Homburg in die weite Welt 'raus.“

Elsbeth warnte den kurzangebundenen Mann vor solcher Verleumdung.

„Ist Alles grad und wahr, um kein Gott's Dingi gelogen, heißt Lindeholm der feine Herr, hat gestern sein bißle Geld in der Spielbank gelassen und isch übers Meer ausgerissen. War sein Herre Vater da aus Lindeholm, wird auf alle Ende und Ecke telegraphirt!“

Nun war dem Sprecher bei seinen letzten Anstrengungen, ein Felleisen zuzuschnüren, der Athem beinahe ausgegangen. Kaum hatte Emerenz diese Kunde vernommen — so sah sie nach der Veranda aus. Richtig flogen Ordonnanzen her und hin, verkehrten mit Telegraphendienern, gruppenweise standen an den Ecken die Menschen und sahen gespannt diesem befremdenden Spiele zu.

Daß Viktor von Lindhoim in den letzten Tagen und auch heute vereist gewesen, war eine muthmaßliche Annahme. — Ein Bräutigam weicht nicht gerne von der Seite seiner Braut, wenn er im Orte. Zudem hatte sie Lindholm seit jenem Morgen nicht gesehen, wo er auf den Exercierplatz geritten.

Seine Abwesenheit fiel ihr auf, ohne daß sie ihn vermißt haben würde. Daß Viktor die Spielbank zuweilen besuche, hatte sie anzunehmen Grund. — Daß er es jetzt that, fand sie abscheulich.

Wenn das Gassengerücht seiner Berunglückung und seiner Flucht auf Wahrheit beruhte, dann war Eglantine für ihren Hochmuth und ihre Triumphe jetzt schon vom Himmel gezüchtigt worden. Es schnitt ihr dabei die unehrmal gemachte Erfahrung tief in's Herz, daß ihr trefflicher Vater mit all' seinen Tugenden bei seiner subjektiven und sanguinischen Weltanschauung sich als ein schwacher Menschenkenner bewähre.

So dankte sie — dem Gerüchte wirklich Glauben schenkend — dem Himmel, daß der Vater Viktor den Fehdehandschuh hingeworfen hatte und dieser nicht mehr zu besänftigen gewesen war. Sie dankte Gott, daß Viktor ihr gegenüber perfid sich bewiesen hatte.

Elsbeth schüttelte nur verwundert mit dem Kopfe. Sie war froh, daß dieser inhonnete Mann nicht mehr die Schwelle des Hauses betrat, die am morgenden Tage verwaist sein und einzig von ihr bewohnt und bewacht werden sollte.

Neuntes Kapitel.

Schloß Chodau.

Der Geburts- und ursprüngliche Heimatsort Major von Krippmanns war Chodau in Böhmen ge-

Digitized by Google

wesen. Es war der geschichtlich denkwürdige Ort, wo schon in den grauen Zelten des zwölften Säkulums ein Stift für Prämonstratenser-Chorfrauen bestand.

Hroznata, ein böhmischer Magnat, verwandelte im Jahre 1196 das an unübersteigbare Klippen gerathene fromme Werk eines Kreuzzuges in die bleibende fromme Stiftung eines männlichen Prämonstratenser-Klosters unweit Chodau. Er wußte seine beiden Schwestern Ida und Wieselslawa dafür zu gewinnen, daß sie ein gleiches Frauenstift stifteten. Diese beiden Klöster waren zu des heiligen Wenceslaus, des böhmischen Landespatrons, Ehren errichtet worden.

Diese Klöster standen auf einem Felsengrund. Unweit der Grenze des Baierlandes, wo schon noch vor ihrem Bestande die Bojer von den Gebieten Besitz genommen und einem slavischen Stamme sodann gewichen, rüttelten an den Pforten dieser Klöster durch Jahrhunderte Heerscharen fremder Stämme, die in das Land Einlaß begehrten und sich dieses endlich erkämpften, es schlugen an ihre ehernen Pforten mit mächtiger Faust die Glaubensneuerer, die Hussitenscharen berannten das Kloster, und ihre Helden Zizka und die Prokops. Auch der dreißigjährige Krieg schlug seine Wellen herüber übee das stille Chodau unter Mannsfeld, der es belagerte. Auch die neue Lehre Luthers, das schimmernde Glaubenslicht, schien in die dunkeln verschlossenen Zellen dringen zu wollen. —

Alle diese Anfämpfe der Jahrhunderte gegen das Frauenstift zählten reizende Episoden. Nicht immer war es Glaubenseifer, nicht immer die Sehnsucht, Proselyten zu machen, nicht immer Kampf der Volksstämme, Plünderungssucht und Schätzegier einzelner versprengter Horden und Haufen — gar oft war es der Reiz eines Frauenklosters, was dieses Stift zum Brennpunkte der Fehde machte. Alle die Historien und Histörchen, welche die Chronik des Klosters aufbewahrt hatte, und dazu noch ein gut Theil ungeschriebener Ueberlieferung mündlicher Tradition wußte die sogenannte letzte Klosterfrau Chodau's, Liboria Klarissa Agatha von Krippmann, die Tante jener beiden Neffen, deren einen, den wackern Major, wir schon im Verlaufe dieser Erzählung kennen gelernt.

Schwester Klarissa war so ganz eigentlich die lebendige Chronik des Stiftes Chodau gewesen. Ihr Gedächtniß, durch ein Buch unterstützt, das niemals aus ihren Händen gekommen war, und um dessen Besitz sich seiner Zeit manche Kabale und mancher Schwesternstreit erhoben — war ein wahres Raritätenkästlein von Sagen und Geschichten. Nichts kam dem großen Wort gleich, welches Schwester Klarissa in Sachen der Klostergeschichte im Konvent autokratisch zu sprechen verstand.

Die Schwestern nannten sie deßhalb auch „Meisterin" Klarissa, ihr volltönendes schönes Organ schwellte sich — wenn sie von Geschichte sprach — ruhig und pathetisch zu einem Kanzelton an, der in den hochgewölbten Hallen des Refektoriums weithin verhallte. Alles schwieg, wenn sie sprach, und die Anderen, selbst die Priorin, wagten ihren Vortrag blos durch Fragen zu unterbrechen.

Seltsam war die Ausbreitung dieses Stiftes von Jahrzehnt zu Jahrzehnt zu vernehmen, von größerer Prosperität als die Familie, welche durch Fortpflanzung von Kindern und Kindeskindern sich festigt. So wuchs das kleine Chodau zu einem riesigen Stift und das kleine Stammkapital der todten Hand verbreitete sich nach und nach durch Stiftung auf Stiftung zu einer riesig abgegrenzten Herrschaftsmacht, unter deren Krummstab unzählige Dörfer und Weiler gestanden hatten und deren Zusammengehörigkeit noch jetzt als das in sich abgerundete, in vielen Interessen gegenseitig sich ergänzende „Chodauer Gebiet" sich Geltung verschafft.

Von unendlichem Interesse ist aber die Umwandlung dieses ursprünglich ganz czechischen Klosterstiftes und seiner Domäne in ein deutsches Kloster und in ein deutsches Gebiet.

Dieser Punkt war schon zu Meisterin Klarissa's Lebzeiten ein Gegenstand vieler Streitfragen und Erörterungen. Die Metamorphose aus dem Stockczechenthum in ein ganz reines Deutschthum war nicht hinwegzuläugnen, sondern eine unbestreitbare Thatsache, für die es mehr als einen geschichtlich strengen Beweis gab. Ursprünglich waren — darauf deuteten die Namen der Chorfrauen und ihre Gebetbücher, die lateinisch oder böhmisch abgefaßt waren — sämmtliche Priesterinnen Wlastalöchter, und vom Blute jener Herzogin entsprossen, welche die Sage zur Seherin stempelte. Anders war es im XVI. Jahrthundert. Als der Vatarabt Johann Mäusekönig am 8. Juli 1579 zu Chodau seine Visitation hielt, da gab es blos zwei böhmische Chorfrauen — sie gehörten den Adelsgeschlechtern des Landes an — die Anderen waren sämmtlich deutscher und bürgerlicher Abkunft.

Wenn Klarissa dies erzählte, so griff sie mit wahrer Herzensfreude dabei in die Dose und sagte: „Der böhmische Adel hatte mit sammt seinem ganzen Anhang sich so zum Ketzer verkrüppelt, daß man die Gerechten und Gläubigen aus den eingewanderten Deutschen herholen mußte."

Unbestreitbar hatte die durch den Hussitismus, dann die durch die späteren Religionskriege herbeigeführte Entvölkerung von mächtigen landesflüchtigen Adelsgeschlechtern und ihren Vasallen — eine neue Strömung und Einwanderung aus deutschen Gebieten herbeigeführt. Hiedurch wurden nicht blos, wie es auf der Domäne Chodau der Fall war, deutsche Kolonisirungen aus dem Baierlande, namentlich aus der Pfalz, gegründet, sondern die slavische Race wurde alsbald durch die Macht der Kultur, so wie auch durch Maßregeln materieller Obergewalt germanisirt.

Eines der liebsten Themen war für die beiden Brüder Krippmann in Chodau eben dieses gewesen. Als Studenten schon stellten sie sich — echt deutschen Geblüts in zweiter Generation, eben auch von aus Rheinbaiern eingewanderten Eltern stammend — entschieden auf die Seite der Deutschen. Sie hatten übrigens nur

Digitized by Google

geringe Gegner ihrer Ueberzeugung zu überwinden, da das ganze Herrschaftsgebiet von Chodau, viele tausend Köpfe stark, aus kernguten Pfälzern bestand.

In der Nachbarschaft von etwa sechs Stunden landeinwärts hatte sich gleichwohl der slavische Volksstamm erhalten, war aber nicht geistig und materiell kräftig genug, in das Chodauer Gebiet slavistrend hinüberzugreifen.

Die Disciplin des Ordenshauses war jene Macht, welche die geschilderten Glaubensstörungen, die mannigfaltigen Kriegesstürme, die mehrfachen Religionsstörungen und sogar die Fluktuationen der Völkerwanderung bestanden, ohne an dem eigenen Institut und seiner innern Verfassung Einbuße zu finden. All' diese Elemente erschütterten nicht die Grundfesten jenes einfachen Baues, und wo einmal vor elf Jahrhunderten der Scepter einer czechischen Patricierin über Schwestern gleichen Stammes geherrscht, da erwies sich noch immer bis in das Jahr 1781, wo der Machtspruch eines der geistliggewaltigten deutschen Fürsten, des Kaisers Josef von Oesterreich, die Auflösung des Verbandes dekretirte, derselbe Lebensodem der geistlichen Kommune, derselbe Lebensorganismus noch thätig, mit dem Unterschiede, daß die böhmischen zu deutschen Schwestern beinahe ausschließlich umgewandelt waren.

Auf diese Umwandlung war Meisterin Klarissa stets stolz, denn sie nannte es einen Fortschritt der Gesittung, der Menschlichkeit, des Gewerbs- und wissenschaftlichen Geistes, wenn die deutsche Völkerwoge an Böhmens Grenzen vom Norden und Westen nach dem Osten herüberschlug.

Bei Chodau selbst hatten sich mehr als einmal gewaltige Schlachtordnungen aufgestellt. Herzog Wratislaw I. hatte seinen Hauptzug mit den Polen hieher genommen, gegen die Baiern im Streite.

Ueber Chodau's Felder rasselten später die Wagenburgen der Taboriten und lieferten diese unweit davon an der Landesgrenze den Baiern grimmige Schlachten.

Nicht so glücklich waren sie in dem Abwerfen des sittlichen Joches gewesen. Was half es, wenn sie auf dem Schlachtfeld Widerstand leisteten? Auf dem Felde der friedlichen Einwanderung und seiner gewerbreichen Ansiedelung mußten sie demselben Nachbar die Oberherrschaft zuerkennen.

Die Erinnerung an die vielfach bei Chodau geschlagenen Schlachten scheint sich, mit blutiger Schrift in das Herz der Vorfahren eingegraben, im Bewußtsein der Bevölkerung so tief erhalten zu haben — obgleich diese vollkommen wechselte — daß seltsamer Weise jetzt, wo die Schlacht von Magenta ausgekämpft, aber über das Geschick Italiens bei weitem noch nicht entschieden war, das Gerücht unter den Bauern Gehör fand, die Franzosen würden noch in diesem Jahre — die Rheingrenze überschreitend — bis Chodau dringen und die großen Teiche der Domaine würden sodann das Blut nicht zu fassen vermögen, welches auf den Chodauer Schlachtfeldern strömen werde.

Herr Libor Karl von Krippmann, der alte gemüthliche Herr Schloßinspektor und emeritirte Gutsverwalter der ehemaligen Klosterherrschaft scheute keine Mühe und suchte durch seine Beredsamkeit den Bauern das Abgeschmackte dieses Gerüchtes zu beweisen; allein, da war umsonst predigen. Herr von Krippmann hatte für eine halbe Stunde recht, so lange er eben sprach, darauf aber trat das Vorurtheil sogleich in seine Rechte.

Karl von Krippmann hatte indeß jetzt seinem Herzen näher stehende Sorgen, als die um den Aberglauben des Volkes. Heute Abend sollte seine Nichte Emerenz aus dem Reiche hieher kommen; denn sie hatte es ihm Tags bevor durch ein kleines Briefchen avisirt. Sein Sinn für Reitigkeit und Ordnung und sein liebenswürdiges, etwas scheues Entgegenkommen gegenüber dem weiblichen Geschlechte nahm schon durch mehre Tage seine ganze Vorsicht in Anspruch. Die Vorbereitungen waren bestens getroffen.

Er räumte seiner lieben Nichte, deren Korrespondenz für ihn bisher ein Gegenstand der Bewunderung geworden, das freundlichste Gemach seiner Zimmerreihe ein, mit einer Seite gegen Süden, mit der andern gegen Osten gerichtet.

Der Thorwärter hatte mit Hilfe seiner Tochter — denn nur weibliche Dienerschaft paßt, echten weiblichen Wesen dienstbar zu sein — Alles aufgeboten, Alles, wie Onkel Karl zu sagen pflegte „auf den besten Glanz hergestellt".

Die letzten Stäubchen hatten sich, als goldene Straße im Sonnenglanze aufwirbelnd, aus den breiten hohen Fenstern des Schlosses entfernt. Frische Vorhänge vom blühendsten Weiß wurden eingehängt und für Bequemlichkeit und allerlei kleinen Komfort gesorgt. Onkel Karl that sich seit jeher große Stücke darauf zu Gute, in dieser Hinsicht nicht jenem vagabundirenden Garçonieben verfallen zu sein, in welches oft die ordentlichsten alten Junggesellen gerathen, wenn sie dem Einflusse einer zarten weiblichen Hand gänzlich entzogen sind. Die Hände der Thorwärterstöchter in Chodau waren eben nicht zart, konnten aber in der robusten Usfarbeitung dessen, was zum Fache der Hausordnung gehört, das Verdienstlichste leisten.

Der Purismus erstreckte sich jedoch dieser Tage nicht blos auf das Zimmer, welches Onkel Karl seiner Nichte Emerenz eingerichtet hatte, sondern ausnahmslos auf alle von ihm bewohnten Räume des Schlosses.

Onkel Karl begnügte sich aber nicht einmal mit Diesem allein, sondern ließ das ganze weitmächtige Schloß mit allen Seitenräumlichkeiten einer gründlichen Reinigung unterziehen.

Die drei Grazien, nicht der Anmuth, aber der Hausordnung — die Thorwärterstöchter Pinl, Riki und Poldi — hatten daher mit ihren sechs robusten Armen vollauf zu thun, zuzugreifen und zu ordnen. Es war die Herakkesarbeit im Augiasstalle. Die Arbeit war unter dem Prätext unternommen, daß der junge Fürst, dem der Besitz angefallen und der die böhmischen Jagden demnächst besuchen werde, für Chodau in nächster Zeit auf einen halben Tag angesagt sei.

Eigentlich that aber der Hausinspektor seinem

Digitized by Google

zarten Gewissen und seiner Rücksicht, die er für das weibliche Geschlecht nahm, jetzt schon Genüge. Der halben Ansage der Ankunft des Fürsten mochte er nicht recht trauen. Seine Fürstliche Gnaden Durchlaucht Papa, bereits zwanzig Jahre in Chodau's Besitz — hatte seit dieser Zeit nur einmal das verlassene Schloß und seine Merkwürdigkeiten auf der Durchreise mit wohlwollenden Blicken beehrt und der junge Fürst konnte auf dem unterhalb der Bairischen Walhalla gelegenen Gute seines Papa's seine Urlaubszeit besser verbringen, als auf böhmischen Jagden.

Onkel Karl lag vornehmlich am Herzen, der guten Emerenz durch Zerstreuung Trost bieten zu können; denn er hatte aus dem kleinen Briefe entnommen, daß es um Arthur schlecht stand und daß auch sein Bruder der Fürsorge benöthige. Eine gründlichere Zerstreuung für das gebildete Geschöpf, das sich um die Geschichte des Orts immer so sehr bekümmerte, gab es wohl nicht, als die Besichtigung aller Schätze und Ueberbleibsel, die auf das alte Klosterleben zurückführten und namentlich mit dem Leben und Weben der Großtante Klarissa verwachsen waren. In diesen Umgebungen wurzelte ihr reiches inneres Sein, in diesem des Neffen Karl Wissen und Genuß, um diese bewegten sich die dämmergrauen Erinnerungen des Kindes Emerenz. Hier war es endlich auch, wo ihr Vater im deutschen Bildungsgeiste erstarkte, von wo ihn der Trieb, sich für geistig weitere Kreise geltend zu machen, und das Verlangen, den Stammbaum seiner Familie zu erforschen, nach dem Auslande, nach Rheinbaiern getrieben hatte.

Es war somit Chodau auch für Emerenz ein vielfach geheiligter Boden, den sie seit der zartesten Kindheit zum ersten Male wieder betrat. Sie freute sich nicht blos der kräftigen Unterstützung von Seite des Onkels, sie hoffte nicht blos in seiner Gesellschaft Trost und Ruhe zu finden, nein! auch Sammlung des Geistes und Bereicherung ihres Innern durch die Versenkung in die hier wurzelnden Familientraditionen und des geschichtlichen Ortsgeistes überhaupt.

Manchen Aufschluß suchte sie auch über gewisse dunklere Partien der väterlichen Erzählungen und der daran geknüpften Reflexionen zu erhalten.

Am Abend des angesagten Tages kam auch in der That Emerenz an. Ein tiefblauer Sternenhimmel umschloß den weiten Horizont der in Nacht getauchten Gegend. Der Postillon schmetterte in's Horn, zum Zeichen, daß er an Ort und Stelle angelangt.

Erst ging's durch die Pappelallee, dann nächst der Schloßhofmauer an den großen alten Birnbäumen vorüber, deren Contouren im Monde an der Mauer riesig sich abhoben, und nun mittelst kühner Schwenkung in den unendlich geräumigen Schloßhof.

Der Thorwärter mit der Laterne in der Hand sprang durch das Hauptportal vor, seine drei Töchter drückten sich neugierig hinter ihm her, und nun kam mit der Handlaterne, blank geputzt und spiegelnd, in den manschettengeschmückten Händen Onkel Karl die hohe Treppe hinab, seine Nichte an das Herz zu drücken.

Alles, männlich und weiblich, wetteiferte, Garderobe und Bagage schnell an die ihnen vorbestimmten Orte zu legen.

(Fortsetzung folgt.)

Das Hanselilaufen in der Baar.

(Dazu die Bilderbeilage.)

Der Monat Februar, der Karnevalsmonat, scheint allerwärts vorzugsweise dem Vergnügen und der ausgelassenen Fröhlichkeit geweiht. Wir wollen einige der hervorragendsten Festlichkeiten hier namentlich anführen.

Am 14. Februar dem St. Valentinstage wird in England das eigentliche Fest der Jugend und der Liebe gefeiert. An diesem Tage ist es nämlich Sitte, daß man sich gegenseitig anonym Liebeserklärungen, kleine Geschenke und Neckereien, besonders Gedichte zuschickt, welche Valentine genannt werden. Ihre Zahl soll in London allein jährlich mehr als 200.000 betragen.

In den deutsch-russischen Ostseeprovinzen wird an demselben Tage die sogenannte Fastnachtsbrunken oder Fastnachtsfreuden der schwarzen Häupter gefeiert. So heißt nämlich eine schon 600 Jahre bestehende Gesellschaft lediger Kaufleute, die ursprünglich eine Waffenverbrüderung war, und noch jetzt bei feierlichen Gelegenheiten als eigenes Korps aufzieht.

In dem eigentlichen Deutschland gibt es mehrere volksthümliche Figuren, welche faschinggeboren im Fasching, vorzüglich am Donnerstag vor Fastnacht ihr Wesen trieben. Eine solche Figur sind die Hudlerin Tirol, der Bellengeck am Rhein und das Hanseli in den Städten der Baar und im Schwarzwald.

Das Hanseli (Siehe Beilage), welches am schmutzigen Dunstig (schmotzigen oder fetten Donnerstag) und in den Faschingstagen in den Straßen herumläuft, hat einen Fuchsschwanz auf dem Rücken, große Sträuße von Papier und Flittergold auf dem Kopf, eine schönlackirte hölzerne Larve vor dem Gesicht und allerlei gemalte Figuren auf dem Rücken, dem Bauch und den Beinen und macht mit seinen zwei langen kreuzweis über Brust und Rücken gewobenen Lederriemen mit größeren und kleineren Schnellen einen ohrzerreißenden Lärm, besonders wenn es mit mehreren Hanselis zusammenkommt. In Donaueschingen haben diese Hansel noch außerdem Körbe mit Nüssen, Aepfeln und Birnen bei sich, aus denen sie ganze Hände voll unter die Kinder werfen, welche ihnen überall nachlaufen. Manche tragen sogar ein Fäßchen Bier unter dem Arm, aus dem sie den Kindern zu trinken geben, indem sie dieselben dazu von ungeheuer langen Würsten abbeißen lassen, die sie zu diesem Zwecke ebenfalls bei sich führen.

Ganz anderer Art ist das Egerthansel, welches am unsinnigen Pfinztag in den tiroler Städten Neumarkt und Tramin auftritt. Dies ist nämlich ein großer Mann, welchen die Burschen aus Stroh und

Digitized by Google

Das Hanselaufen in der Baar.

Digitized by Google

Digitized by Google

alten, lumpigen Kleidern verfertigen und auf einer eigens dazu bereiteten Tragbahre herumtragen. Auf Plätzen an verschiedenen Häusern halten sie an und fragen den Strohmann um allerlei Neuigkeiten. Im Namen der Puppe antwortet der Bursche und macht alle anstößigen Tagesneuigkeiten kund. Zuletzt wird der Egerthansel einer alten, aber heiratslustigen Jungfer als Bräutigam gebracht und unter schallendem Gelächter über der Hausthür ihrer Wohnung aufgehängt. Dann ziehen die Buben in's Wirthshaus zu Musik und Tanz und bringen den Rest des Tages unter lautem Jubel zu.

Die Wartburg und der Sängerkrieg.

Im Jahre 1067 war es, daß Graf Ludwig der Salier, vom Volke „der Springer" genannt, einmal auf dem Anstand lag und sich dabei zum Zeitvertreib die reizende Gegend und besonders den einen schönen, kecken Berg ansah. Der gefiel ihm ganz ausnehmend, und bei sich selbst sagte er: „Wart' Berg, du sollst mir eine Burg werden!" Das war allerdings leichter gesagt als gethan, denn der Berg gehörte den Herren von Frankenstein; aber Ludwig der Springer ließ sich durch eine solche kleine Schwierigkeit nicht abschrecken. Er berieth sich mit zwölf Rittern, und das Ergebniß der Berathung war, daß vom Schaumberg, dem Eigenthum des Grafen, Nachts Erde in Körben auf den Wartberg getragen und auf diese Erde eine Burgfriede gebaut wurde, hinter welcher der Graf sich vertheidigen konnte. Das that er denn auch, als die Herren von Frankenstein kamen und ihn angriffen, und da sie ihn nicht vertreiben konnten, so gingen sie hin und verklagten ihn bei Kaiser und Reich. Dieses verlangte von ihm, es sollten zwölf redliche Männer beschwören, er habe die Burg auf das Seine gebaut. Da traten seine zwölf Ritter, von ihm zu Eideshelfern erwählt, auf den Berg und schworen, daß der Boden, in welchen sie ihre Schwerter steckten, der hinaufgetragene nämlich, schon vor Alters zum Lande und zur Herrschaft von Thüringen gehört habe, und folglich ihr Herr auf dem Seinen stehe. Hierauf wurde der Berg ihm zugesprochen, und er baute ritterlich und fürstlich die Wartburg, und legte ihr zu Füßen das heutige Eisenach an.

Anderthalb Jahrhunderte später residirte auf der Wartburg Landgraf Herrmann I., den der Kaiser zugleich zum Pfalzgrafen von Sachsen erhoben hatte. Seine zweite Gemalin, Sophie, war die Tochter Otto's von Wittelsbach, Herzogs von Baiern. Sie und der Landgraf Herrmann liebten Beide die Poesie und hatten daher nicht weniger als sechs Minnesänger an ihrem Hofe. Das Haupt dieser dichterischen Gesellschaft war Heinrich von Walbeck, landgräflicher Kanzler, der Virgils Aeneide nach dem Italienischen in das Deutsche übertrug und allgemein „der tugendhafte Schreiber" genannt wurde. Von den übrigen Fünf waren Drei Edelleute, Walther von der Vogelweide, Reinhard von Zwetzen und Wolfram von Eschenbach; Zwele, Bitterolf (Peter Olf), im Hausstand der Landgräfin, und Heinrich von Ofter- oder Ofterdingen, Bürger der Stadt Eisenach. Diese Meister kamen 1206 auf den Gedanken, einen der damals sehr beliebten dichterischen Wettkämpfe anzustellen, welcher als „der Sängerkrieg auf der Wartburg" geschichtlich berühmt und oft besungen worden ist. Heinrich von Ofterdingen hatte sich den Herzog Leopold VII. von Oesterreich, Landgraf Herrmann's Schwager, an dessen Hofe er eine Zeit lang gewohnt, zum Helden erkoren und pries ihn mit solcher Begeisterung, daß seine Gegner, welche den Landgrafen selbst und den König von Frankreich, Philipp August, zu verherrlichen suchten, sich für überwunden erklären mußten. Das erbitterte sie und vorzüglich Walther von der Vogelweide auf das Höchste, sie drangen auf einen neuen Versuch und wußten den unsinnigen und barbarischen Beschluß durchzusetzen, daß der für besiegt erklärte Dichter von Henkershand sterben solle. Wie voraus zu sehen war, traf dieses Schicksal Heinrich von Ofterdingen. Der junge Bürger jedoch ergab sich nicht feig in den schimpflichen Tod. Er rief den Schutz der Landgräfin an, behauptete, daß er nicht ehrlich überwunden worden, und verlangte zum entscheidenden Richter den Meister Niklas Clinsor oder Klingsohr aus Siebenbürgen, welcher zugleich Minnesänger und Sterndenter, in Rom, Paris, Krakau und Bagdad studirt hatte und jetzt in Ungarn lebte, wo er für seine vortreffliche Verwaltung der Bergwerke den damals ungeheuren Gehalt von 3000 Mark Silbers bezog und „einen Hof hielt wie ein Bischof".

Die Berufung des jungen Eisenachers auf den berühmten Meister in Ungarn wurde angenommen, jedoch nur unter der Bedingung, daß er mit demselben genau binnen eines Jahres in Eisenach erscheine. Heinrich reiste nach Ungarn, Klingsohr erklärte sich freundlich bereit, ihn zu begleiten, und Beide trafen kurz vor Ablauf der Verfallfrist in dem Gasthof ein, welchen Heinrich Hellgrafe am St. Georgenthore hielt. Die Sage, welche in den Geschichtswerken jener Zeit nur gar zu gern ihre bunten Arabesken um die Ränder der Blätter malt, erzählt, Heinrich von Ofterdingen habe sich in Klingsohr's Gesellschaft so vergessen, daß unversehens der letzte Abend des Fristjahres da gewesen sei. Als Heinrich nun klagte, er sei wortlos geworden und müßte landesflüchtig bleiben, ohne weiter die edle Sangeskunst ausüben zu dürfen, lächelte Klingsohr, beruhigte ihn, wiegte ihn durch einen Zaubertrunk in Schlaf, wickelte sich mit ihm zusammen in eine lederne Decke und gebot seinen Geistern, sie Beide nach Eisenach zu tragen. Als Heinrich am Morgen erwachte, hörte er die Metzglocke von St. Georg, sah die Leute durch das St. Georgsthor hinaus auf die Felder gehen, erkannte des Hellgrafen Haus und rief freudig: „Gelobt sei Gott, daß wir hier sind!"

Die Sage weiß denn auch allerlei Wunderbares von der Art zu erzählen, wie der wieder aufgenommene

Digitized by Google

Sängerkrieg zu Ende gebracht worden sei. Es geschah nach einem großen Gastmahle im Landgrafenhause, in dem Sängersaale, wo zuerst Klingsohr selbst kämpfte. Auf einer schmalen, erhöhten Bühne oder Laube saßen die Sänger auf Steinbänken und warteten, daß die Reihe an sie komme. Einer nach dem andern kämpfte mit der Waffe des dichterischen Wortes gegen Klingsohr, und einer nach dem andern wurde überwunden, nur Wolfram von Eschenbach hielt ihm Stand. Da stellte Klingsohr sich, als wär' er müde, und rief einen Jüngling herbei, der statt seiner singen sollte, aber dieser Jüngling war nicht von menschlicher Natur, sondern ein als Mensch verkleideter böser Geist, welcher Rasian hieß. Wolfram brachte jedoch auch diesen zum Schweigen, und so war Klingsohr denn besiegt. Da sandte er in der Nacht den Rasian zu seinem Gegner, damit der Geist erforschen möge, ob Wolfram wirklich ein Gelehrter sei oder nicht. Wolfram war es nicht, konnte dem Rasian auf seine verfänglichen Fragen über die Beschaffenheit des Himmels keine Auskunft geben, und Rasian schrie: „Du bist ein Laie, Schnipp, Schnapp!" schrieb diese wenig höflichen Worte mit feuriger Schrift an die Wand und fuhr von dannen, indem er Meister Wolfram seinerseits besiegt und wahrscheinlich etwas beschämt zurückließ.

Gewiß ist es, daß Klingsohr den Streit schlichtete, die Minnesänger versöhnte, obwohl das keine ganz leichte Arbeit gewesen sein soll, daß Heinrich seinen bedrohten Poetenkopf behalten durfte, und daß dem berühmten Meister aus Ungarn von Jedermann die möglichste Ehre erwiesen wurde.

Der Wasserfall des Kopals.

Eines der schönsten Flußthäler, die es im sibirischen Grenzlande gibt, ist der Wasserfall des Kopals. Seinen pittoreskesten Punkt stellt unser Bild (S. 77) dar. Zu dem Fuße des Wasserfalles zu gelangen, ist unmöglich, da die Felsen, über die man klettern müßte, zu steil und zu schlüpfrig sind. Nicht weit unterhalb des Wasserfalles sprudelt der Arasan, eine warme Quelle, in einer Schlucht, deren Wände aus gelbem und purpurrothem Marmor von auffallender Schönheit bestehen. Die Quelle selbst, die im Winter und Sommer eine Wärme von 29 Grad Reaumur hat, wird von schwarzem Marmor eingefaßt. Die Kalmücken haben vor alten Zeiten in der Quellenschlucht ein Badehaus gebaut, das noch heute von Kirghisen, Chinesen und Tataren besucht wird. Gegen Skorbut und verwandte Krankheiten soll das Wasser die besten Dienste leisten. Die Kirghisen betrachten die Schlucht als heiligen Boden, der nicht beschmutzt werden darf.

In der Nähe des Wasserfalles befindet sich eine Anzahl jener künstlichen Hügel, die sich durch ihren Bau, ihre Größe und ihre einstige Bestimmung auszeichnen. Es wurde einer gemessen, der nicht weniger als 150 Fuß hoch war. Seinen Gipfel hatte sich ein Kirghisensultan zur ewigen Ruhestätte für sich und seine Familie ausersehen. Ein anderer bestand nur aus Steinen, Kieseln von höchstens zwölf Zoll im Durchmesser, die der Legfu so lange mit seinen Wellen fortgerollt hatte, bis sie rund geworden waren. Auf einer Hochebene, um welche die höchsten Gipfel des Alatau sich reihen, waren viele Hügel. Einer hatte bei 200 Fuß Durchmesser 49 Fuß Höhe, und rings um ihn lief ein Graben von 12 Fuß Breite und 6 Fuß Tiefe. Oben auf dem Gipfel war eine rundförmige Vertiefung von 10 Fuß Tiefe. Im Westen, dicht bei dem Graben, standen vier große Steine im Kreise. War der Hügel, wie wir fast annehmen müssen, eine kleine Feste, so waren diese Steine Altäre, auf denen die Vertheidiger derselben ihre Opfer darbrachten.

Bei den Kirghisen geht von diesen Alterthümern die seltsame Sage, daß sie in grauer Vorzeit einer Nation gehörten, welche den Beschluß faßte, durch Selbstmord zu enden. Die Hügel wurden gebaut, damit sie die todten Körper aufnähmen. Die Familienväter erschlugen ihre Frauen und alle ihre Kinder, mit Ausnahme des ältesten Sohnes, der die Bestimmung hatte, zuerst den Vater und dann sich selbst zu tödten. Der Name, den die Kirghisen diesem Volke geben, bedeutet Selbstmörder.

Goethe und Charitas Meixner.

In allen größeren Lebensbeschreibungen Goethe's finden wir wohl die Nachricht, daß längere Zeit eine nicht gewöhnliche Begeisterung für eine Charitas Meixner in Worms ihn gefesselt hielt, ohne daß jedoch irgend ein Biograph des Dichters uns bestimmtere Anhaltspunkte über dieses Verhältniß hätte mittheilen können. Was uns Viehoff, Düntzer, Lewes und Andere darüber gesagt haben, ist sogar vollständig irrthümlich. Und dennoch ist es von hohem Interesse für das Verständniß des Dichters, ein möglichst klares Bild, besonders über diejenigen weiblichen Gestalten verbreitet zu sehen, die einen nachhaltigeren Einfluß auf Goethe's Herz und Gemüth, somit auch auf seine Poesie ausgeübt haben, und dies um so mehr, weil wir wissen, daß die reiche und mannigfaltige Frauengalerie, welche er uns abgemalt hat, keine erdachten Bilder sind, sondern ein tiefaufgefaßtes wirkliches Leben ihm dabei zum Modelle gestanden hat, daß er uns Wesen von Fleisch und Blut mit ihrem eigensten Geiste abkonterfeit hat und ausgeführt in den echtesten und packendsten Farben der Poesie.

Ohne uns hier auf Untersuchungen einlassen zu können, inwiefern diese Neigung Goethe's zu Charitas von Einfluß auf seine Dichtungen war, wollen wir nunmehr kurz das Geschichtliche dieses Verhältnisses festzustellen suchen. Ein Enkel der Charitas Meixner hat uns die Einsicht und theilweise Abschrift zweier früher unbekannten Briefe gestattet, welche Goethe als Student in Leipzig im Jugendfeuer der Liebe für dieses Mädchen geschrieben hat. Die Originale dieser beiden

Digitized by Google

Briefe ſind unterdeſſen in den Beſitz des Königs Ludwig von Baiern übergegangen. Mit Hilfe dieſer Dokumente und durch Nachſtöbern in den alten Kirchenbüchern des Wormſer Stadtarchivs iſt es dem Verfaſſer

Der Waſſerfall des Kopals.

gelungen, ein beſtimmteres Bild über dieſes Verhältniß zu entwerfen, als dies ſeither möglich war.

Charitas Meixner war die Tochter des Kaufmanns Georg Friedrich Meixner und der Maria Dorothea Moritz und wurde am 27. Juli 1750 zu Worms geboren. Goethe lernte Charitas im Frühjahr 1766 zu Frankfurt kennen, wo ſie bei Rath Moritz, einem nahen Verwandten ihrer Mutter, der in der Eſchenheimer Straße wohnte, zu Beſuch war. Es iſt dies die nämliche Familie, von der uns Goethe in Wahrheit und Dichtung erzählt, daß ſie zur Feier ſeiner Geneſung von der ſchweren Krankheit, welche ihn nach der Rückkehr

Digitized by Google

von Leipzig niedergeworfen hatte, ein großes Fest veranstaltet habe, bei welchem alle Frankfurter Freunde versammelt waren.

Die beiden erwähnten Briefe Goethe's sind von Leipzig aus geschrieben; der erstere vom 2. Juni, der andere vom 1. Oktober 1766 datirt und zwar in französischer Sprache, der erste sogar in gereimten Alexandrinern. Auch von Charitas selbst sind noch mehre lyrische Ergießungen in französischer Prosa vorhanden, und diese ihre Vorliebe für die französische Sprache mag auch der Grund gewesen sein, weshalb Goethe jene Briefe in dieser Sprache geschrieben hat. Goethe schrieb überhaupt in seiner Jugend häufig französisch. Wir wissen aus seinen eigenen Erzählungen, daß er in Straßburg als satyrischer Dichter in französischer Sprache Aufsehen erregt hat, ohne daß uns etwas Authentisches davon erhalten wäre.

Lewes irrt also vollständig, wenn er die Neigung Goethe's zu Charitas in das Jahr 1788 setzt, wo diese längst gestorben war. Es scheint indessen nicht, daß es bei dem ersten Zusammentreffen zwischen Goethe und Charitas in Frankfurt zu einer bestimmten Erklärung gekommen ist. Denn die Briefe, welche der Dichter von Leipzig nach Worms schreibt, reden zwar die Sprache der glühendsten Liebe, sie sind aber nicht direkt an Charitas, sondern an Augustin Trapp, den Vetter seiner Geliebten gerichtet. — Goethe muß viele Briefe in dieser Herzensangelegenheit nach Worms geschrieben haben. Denn aus dem Inhalte der fraglichen Briefe zu schließen, hatte er vor Trapp einen andern Vetter, Namens Müller, zum Vertrauensmanne. Dieser aber scheint den Verräther gegen Goethe gespielt und sich selbst in Charitas verliebt zu haben, da sich Goethe mit bitteren Klagen gegen Müller später an Trapp wandte.

Die ersteren Briefe sind wahrscheinlich nicht mehr vorhanden. Trapp theilte die Briefe Goethe's jedesmal Charitas mit, und diese ließ Goethe Grüße sagen und wünschte sogar in den Besitz der Briefe gesetzt zu werden. Hieraus geht wohl deutlich genug hervor, daß Charitas den feurigen Ergüssen unseres Dichters nicht abhold war.

Hiermit schließen unsere Nachrichten über den Verkehr Goethe's mit Charitas ab, wiewohl die Tradition ihrer Familie erzählt, daß er sie selbst noch später, als sie bereits verheiratet war, in Worms besuchte. Es ist dies um so glaubhafter, als sich in einer alten Fensterscheibe der Baudel'schen Eulenburg in Worms heute noch in richtigem Handzuge von ihm selbst Goethe's Namen und die Jahreszahl 1769 mit einem Steine eingeschnitten findet.

Charitas verheiratete sich im Jahre 1773 mit dem Kaufmann Schuler in Worms und wurde schnell nacheinander mit vier Kindern beglückt. Von dem jüngsten Knaben genas sie am 24. Dec. 1779 und am 31. desselben Monats starb sie in ihrem 27. Lebensjahre, wahrscheinlich an den Folgen ihres Wochenbettes.

Suchen wir nun noch kurz die Frage zu beantworten, warum Goethe in Wahrheit und Dichtung dieser Liebe mit keiner Sylbe Erwähnung thut, so glauben wir in Folgendem den Schlüssel zu finden. Er erzählt uns nämlich ausführlich von seinen Liebesständeleien mit Annette (der Wirthstochter Käthchen Schönkopf) in Leipzig, Wahrheit und Dichtung II. Thl. S. 77: „Den Herbst darauf (also Oktober 1766), als meine Neigung zu Annetten in ihrer besten Blüthe war" ꝛc. Nun ist nicht zu vergessen, daß Goethe um dieselbe Zeit seine tiefleidenschaftlichen Briefe an Charitas geschrieben hat, und dies ist vielleicht auch der Grund, weßhalb sein Gefallen an der Annette zu dieser Zeit im Abnehmen begriffen war. Er sagt S. 85 weiter: „Meine frühere Neigung zu Gretchen hatte ich nun auf ein Aennchen übertragen, von der ich nicht mehr zu sagen wüßte, als daß sie jung, hübsch, munter, liebevoll und so angenehm war, daß sie wohl verdiente, in dem Schreine des Herzens eine Zeit lang als eine kleine Heilige aufgestellt zu werden, um ihr jede Verehrung zu widmen, welche zu ertheilen oft mehr Behagen erregt, als zu empfangen." Da sie sich aber wenig aus dem Hause entfernen konnte oder durfte, „so sei denn doch der Zeitvertreib etwas magrer geworden."

Goethe pflegte also unstreitig zwei Herzensneigungen zu derselben Zeit, und es mag ihm die Sache, da er sich manchmal in seinen Liebesangelegenheiten wie sein eigener Anwalt zu vertheidigen sucht, etwas verwickelt vorgekommen sein, weßhalb er es vorzog, darüber lieber ganz zu schweigen. Die nüchternen Gegner unseres Dichters werden nun diese Thatsache mit Vergnügen gegen denselben zu interpretiren suchen. Aber wir müssen das Genie, man mag dagegen vorbringen was man will, nach seiner Eigenthümlichkeit beurtheilen, und es fehlt uns leider nur hier der Raum, diese Wahrheit psychologisch durchzuführen. J. H.

Der Ehrenbürger von Krähwinkel.

Humoreske von Julius.

I.

Das gute Krähwinkel liegt bekanntlich im Königreiche — doch lassen wir die geographische Lage des Ortes und seine Geschichte bei Seite und kommen wir zu unserer Erzählung selbst.

In eines der ersten Bürgerhäuser von Krähwinkel, in das Haus des Gemeinderathes Kikiriki, treten gerade zwei Männer ein. Es sind Studienfreunde und Hauptfaktoren unserer Geschichte, deßhalb wollen wir sie etwas näher in's Auge fassen. Der eine ist ein blonder schüchterner Mann mit einem feinen Schnurrbärtchen, in geschmackvoller Toilette, der man es ansieht, daß sie gerne modern wäre, wenn ihr Träger nicht das Auffällige der neuesten Mode scheute. Ein paar ehrliche blaue Augen gucken furchtsam unter dem Dache eines aalglatten Cylinders hervor und die in weiße Glacéhandschuhe eingepreßten seinen Hände halten einen großen, prächtig gekleideten Hanswurst. Mit sanfter Stimme führt der Assessor Ehrlich, denn das ist der Besitzer

Digitized by Google

aller eben gerühmten Eigenschaften, mit seinem Begleiter, einem jungen lebensluſtigen Kumpan, dem man die Neckſucht aus den ſchwarzen Augen lieſt, und der unter dem Geſälligkeitstitel Doktor die Stelle eines innerlich kurirenden Chirurgen in Krähwinkel einnimmt, ein ſehr intereſſantes Geſpräch, deſſen Gegenſtand niemand Geringerer iſt, als der Herr Gemeinderath Kikiriki ſelbſt. „Doktor" Wind, ſo heißt der Geſährte Ehrlichs, hat dieſen auf der Straße erblickt, in ihm einen alten braven Gefährten aus der ſeſchen Studentenzeit erkannt und auf ſeine Bitte ſich herbeigelaſſen, ihn zu Gemeinderaths zu führen.

Ehrlich hatte ſeinem Freunde eben erzählt, wie er ſich in der Kreisſtadt B., ſeinem Stationsorte, in die Tochter Kikiriki's, die bei einer Tante zu Beſuche war, verliebt habe, und nun um ihre Hand anhalten wolle. Er fürchte jedoch eine abſchlägige Antwort, denn der Vater ſeiner angebeteten Adalgiſa ſolle ungeheuer geldſtolz ſein und keine Ahnung davon haben, was ſechshundert Gulden für ein hoher Gehalt ſei, wenn man eben nicht mehr habe.

„Du gehſt auf Freiersfüßen und haſt einen Hanswurſt mitgebracht," frägt verſchmitzt lächelnd der Chirurgus Wind; „ſoll der vielleicht den Kontrakt aufſetzen?"

„Ich brachte ihn mit," antwortete Ehrlich, „denn ich habe gehört, daß meine Zukünftige —"

„Doch nicht die Hanswürſte gern hat?" fällt ihm der Chirurgus in's Wort.

„Nicht doch," entgegnete etwas verdrießlich der junge Mann, „ſondern daß ſie einen kleinen Bruder habe, gegen den ich aufmerkſam ſein muß, da er Mama's Herzpünktchen iſt."

Die beiden jungen Männer ſind inzwiſchen in Kikiriki's Empfangsſalon eingetreten. Ehrlich läßt ſich anmelden und nach einigen Minuten tritt die Frau Gemeinderäthin, Petronella Kikiriki ein. Alles an ihr iſt ſteif, von der Friſur angefangen bis zu dem geſtärkten Hauskleide, in dem ſie einherrauſcht, ja ſogar ihre Gedanken und Gefühle, ſo behauptete die böſe Welt, waren ſteif wie von Holz oder Pappe. Mit den Worten: „Guten Morgen, Doktor," begrüßt ſie gravitätiſch den Chirurgen und wendet ſich hierauf herablaſſend zu dem jungen Mann. „Sie wünſchten mich zu ſprechen, mein Herr?"

„Allerdings, gnädige Frau," hebt dieſer an und glättet mit dem Hanswurſt ſeinen Cylinder; „ich bin der Aſſeſſor Eugen Ehrlich, ein Menſch, dem die Natur ein zärtliches Herz verliehen hat, und der hier iſt, um ſeine Beſtimmung zu erfüllen."

Petronella ſieht den Redenden großmächtig an und ſagt: „Ich verſtehe Sie nicht, mein Herr."

„Ich werde ſogleich deutlicher werden," antwortet Eugen. „Ich wollte Sie nur fragen, gnädige Frau, ob Ihnen in meiner Anweſenheit Ihr Herz nichts ſagt, ob Sie ſich zu mir nicht hingezogen fühlen, ob es in Ihrem Herzen nicht flüſtert: Das iſt mein Sohn!"

Entrüſtet ſpringt die ehrſame Gemeinderäthin von ihrem Seſſel empor und wird roth wie ein Truthahn. „Wie können Sie ſich unterſtehen, mich ſo etwas zu fragen!" hebt ſie grimmig an; „ich hatte vor meinem Gemal kein Verhältniß —"

Ehrlich ſieht ein, daß er ſich undeutlich ausgedrückt habe und er ſeinen Fehler gut machen müſſe. Mit einem verſchämten Lächeln ſpricht er weiter: „Sie mißverſtehen mich, gnädige Frau. Gibt es nicht mehrere Arten des ſüßen elterlichen Verhältniſſes? Gibt es nicht natürliche und unnatürliche, wirkliche und Stief-, Raben- und Schwiegermütter auf der Welt? Ich hoffe, daß Sie mir als Schwieger- keine Rabenmutter ſein werden."

Frau Petronella hatte kapirt. „Verſtehe ich Sie recht," entgegnete ſie und warf ſich in die Bruſt, „ſo wollen Sie eine meiner Töchter heiraten?"

„Sehr richtig bemerkt, gnädige Frau," warf Chirurgus hin; „bei Beiden hätte es keine Schwierigkeiten."

„Es thut mir leid, Ihnen keine Hoffnung geben zu können," ſprach mit der Miene eines Rhadamanthos Frau Petronella.

„Warum?" dehnte erſchrocken der junge Mann.

„Ich will offen ſein," hub die Geſtrenge an; „Ihr ganzes Weſen, Ihre Geſtalt, Ihre Sprache verräth etwas Leichtes, Unſolides. Sie gehören zu jenen Menſchen, die durch Lockerung jener edlen Zurückhaltung, welche die gottloſen Neuerer Pedanterie und Zopfthum heißen, dem Umſturze in die Hände arbeiten. Ich aber gebe meine Tochter nur einem geſetzten, ſoliden Manne, der von der unnahbaren Höhe ſeiner Pedanterie herab das Treiben der Gegenwart mit Geringſchätzung betrachtet und dem alles andere eher einfällt, als ein moderner Gedanke."

Verwundert hatte der arme Aſſeſſor zugehört und wußte nicht, wie ihm geſchah. „Sie irren, gnädige Frau," ſtotterte er endlich, „ich bin ſehr ſolid und mache keine Sprünge. Bedenken Sie nur, daß ich Aſſeſſor mit ſechshundert Gulden Gehalt und ohne Schulden bin. Wo ſollen da die Sprünge herkommen?"

„Ich täuſche mich nie," entgegnete Frau Petronella wegwerfend, „Sie ſind das, für was ich Sie halte und nun um ſo ſtrafbarer, als Sie Beamte ſind! O wo ſind die Beamten meiner Jugendzeit! Dieſe ſteife Hoheit, dieſer vernichtende Blick, dieſe noble Kälte, dieſes Selbſtbewußtſein, das ſich auf den Glaubensſatz der Würde ſtützte: Gibt Gott ein Amt, gibt er auch Verſtand! Soiche Männer gibt es nicht mehr, und Leute wie Sie verunteinigen mit modernen Gedanken jene Plätze, auf denen ſonſt niemals gedacht wurde!"

„Aber ich verſichere Sie —" ſtotterte der Aſſeſſor.

„Reden Sie, was Sie wollen, ich täuſche mich nie," entgegnete ſtrenge die Gemeinderäthin und rauſchte zur Thür hinaus.

Eugen ſah erſtaunt in das lachende Geſicht ſeines Freundes und war noch kaum zur Beſinnung gekommen, als der Herr Gemeinderath ſelbſt, auffällig in Roth gekleidet, hereinſtolperte. Ohne eine Vorſtellung des jungen Mannes abzuwarten, ging er ſogleich zur Sache ſelbſt über und hub an: „Meine Frau ſagte mir, Sie wären ein Wühler und wollten zu meinem Hauſe gehören?"

Digitized by Google

„Wenn es thunlich wäre," hänselte der Chirurgus; „er selbst ist kein Hausherr."

„Sie sind Assessor mit sechshundert Gulden Gehalt," fuhr Kikiriki fort; „ein Fünfgroschendiener, wie ich zu sagen pflege. Was sind Sie noch?"

„Was soll ich sonst noch sein?" fragte verwundert der Assessor.

„Journalist, Redner oder Literat?! Haben Sie für's Volk geschrieben?"

„Wie käme ich dazu, mein Herr?"

„Sind Sie Märtyrer?"

„Märtyrer? Die gehören nicht zu unserer Branche," entgegnete immer verwunderter der junge Mann.

„Ich meine, ob Sie schon eingesperrt waren," fuhr Kikiriki fort.

Das war dem ehrlichen Assessor doch zu viel. „Mein Herr," fuhr er auf, „ich bin ein unbescholtener Mann, ein pflichttreuer Beamte."

„Es thut mir leid, Ihnen die Hand meiner Tochter versagen zu müssen," sprach achselzuckend Kikiriki; „wer mein Schwiegersohn werden will, muß wenigstens vierzehn Tage gesessen sein."

„Mama und Papa, beide verlangen einen gesetzten Schwiegersohn," lachte der Chirurgus.

„Ich kann doch Ihnen zu liebe kein Verbrechen begehen," hub nach einer Pause der Assessor an; „machen Sie menschlichere Bedingungen."

Kikiriki ging einigemale im Zimmer auf und ab. Endlich blieb er vor Ehrlich stehen und sprach: „Es gibt nur noch eine Möglichkeit, mein Schwiegersohn zu werden. Wie viel Ehrenbürgerdiplome haben Sie?"

„Ehrenbürgerdiplome?" dehnte der Assessor. „Keines."

„Sie sind nicht einmal Ehrenbürger von Krähwinkel?" fragte der Alte entrüstet.

„Ich habe mich noch nie so gründlich blamirt —"

„Wie meinen Sie das?" fuhr Kikiriki in die Höhe.

„Lassen Sie mich nur ausreden," sprach eingeschüchtert der junge Mann; „ich habe mich noch niemals so gründlich blamirt, mir Verdienste beimessen zu wollen, die mir nicht gebühren, erlaube mir übrigens die Bemerkung, daß die hochweise Gemeinde von Krähwinkel schon manchen Ehrenbürger zählt, der es nicht verdient."

Kikiriki sah den jungen Mann von Kopf bis zu Füßen an und sprach endlich pathetisch: „Eine Gemeinde, wo ich Rath bin, mein Herr, gibt sich keine Blößen. Ihre Beschuldigung ist lächerlich, und damit ich Ihnen einen Beweis gebe, wie sicher ich meiner Sache bin, verspreche ich Ihnen die Hand meiner Tochter, wenn Sie mir beweisen, daß mir jemand Unwürdigen zum Ehrenbürger gemacht haben." Sprach's und verschwand.

Zornig warf der Assessor den Hanswurst, welchen er die ganze Zeit in Händen gehabt, auf den Boden und schritt ungestüm im Zimmer umher. „Da soll doch das Donnerwetter!" begann er zu raisonniren. „Gott verzeihe mir die Sünde, man wäre fast versucht, zu fluchen. Sind die Leute verrückt, oder bin ich von Sinnen? Bei ihr bin ich ein Wühler und wegen seiner soll ich mich einsperren lassen. Wozu habe ich denn diesen Hanswurst mitgebracht? Ich glaube, ich hätte mir die Mühe sparen und an mir genug haben können."

Chirurgus Wind lachte, daß er sich die Seiten halten mußte. „Das ist gar zu komisch", sprach er ein über das andere Mal.

Ehrlich unterbrach seinen Marsch. „Du lachst, wo mir das Herz blutet," sprach er zu Wind; „ich sehe, Du bist mein Freund nicht mehr."

„Und ich sehe, daß Du ein fast eben so großer Narr bist, wie Deine Schwiegereltern," replicirte Wind.

„Schwiegereltern sich was." entgegnete Ehrlich, „Du hörtest ja —"

„Ich hörte, daß es Narren sind, die närrisch behandelt werden müssen. Laß die Trauer, alter Knabe, sie gaben Dir ja das Mittel zum Siege in die Hand."

„Soll ich mich vielleicht einsperren lassen?"

„Nicht nothwendig" antwortete Wind. „Reiche mir doch den Hanswurst her, den Du so leichtsinnig weggeworfen hast."

„Was willst Du mit dem?" fragte Ehrlich.

„Sieh Dir ihn gut an," antwortete der Chirurgus; „das ist der künftige Ehrenbürger von Krähwinkel!"

„Der Hanswurst?" fragte erstaunt der junge Mann.

„Ist das so auffallend? Gehe Du nur in Dein Gasthaus und verhalte Dich ruhig. Morgen ist der Hanswurst da Ehrenbürger und übermorgen bist Du der Schwiegersohn des unfehlbaren Kikiriki, dessen Unfehlbarkeit durch diese Ernennung einen Stoß erlitten haben wird."

Eugen wollte lange in den Scherz nicht einstimmen, endlich gab er dem Zureden seines Freundes nach, und als dieser endlich mit Hilfe einer bereitwilligen Küchengöttin ein Rendezvous der Liebenden vermittelt und Eugen gehört hatte, daß seine reizende Adalgisa ihn noch immer liebte, erklärte er sich mit Allem einverstanden und überließ den ganzen Feldzugsplan seinem Freunde. Wind packte den Hanswurst in ein Tuch und wollte sich entfernen, als der Redakteur des Moniteurs von Krähwinkel eintrat. Der kommt mir wie gerufen, dachte der Chirurgus, und grüßte freundlich den Ankommenden.

Doktor Pfui, Redakteur der Zeitschrift „Nachtkönig", war aber auch ein Mann, der die höchste Aufmerksamkeit aller seiner Mitbürger verdiente. Er war gelehrt, wie nur Einer, denn er verstand Alles besser, er war ein Mann, der für die Moralität der Stadt mit Selbstverläugnung sorgte, denn die chronique scandaleuse und alle sonstigen Schichtigkeiten absorbirte er für sich und sein Blatt. Er diente jeder guten Sache, und gut war für ihn jede Sache, die etwas eintrug, kurz, er war ein Mann, ohne den Krähwinkel nicht Krähwinkel gewesen wäre, und der sich des Einflusses, den er auf das öffentliche Leben ansübte, bewußt war.

Er erwiederte den Gruß des Arztes und fragte ob Kikiriki zu sprechen wäre.

Digitized by Google

„Sie brauchen wohl Neuigkeiten, Doktor Pfui?“ fragte Wind.

„Allerdings,“ entgegnete dieser. „Die hohe Politik steht still, aber unsere Tagespresse darf nicht stille stehen. Wir müssen pikante Neuigkeiten bringen und wenn wir sie selbst machen sollten. Was mag wohl in der gestrigen Rathssitzung vorgekommen sein?“

„Ich weiß nichts Gewisses darüber,“ entgegnete Wind; „ich glaube, wir brauchen ein Pflaster.“

„Pflaster?!“ rief Pfui aus, „warum nicht gar! Das schlechte Pflaster wird den Fortschritt unserer Bevölkerung nicht hemmen, sondern im Gegentheil befördern, denn Widerstand reizt. Nothwendiger brauchen wir ein Kasino, eine Subvention für mein unabhängiges Journal und ein Monument für irgend Jemand.“

„Wem wollen denn Sie ein Monument setzen?“ fragte Wind.

„Wem immer,“ entgegnete Pfui, „wenn es nur Aufsehen macht. Prolog, Lieder, Festrede, Fackelzug, Gesangsverein und Fahne, das gibt Stoff für vierzehn Tage. Apropos, Doktor, wissen Sie nichts Neues? In zwei Stunden kömmt mein Blatt heraus und mir fehlen noch zwei Spalten.“

„Hm,“ brummte Wind, mehr für sich, und doch in der Absicht, gehört zu werden.

„Wenn Sie etwas wissen, reden Sie,“ drängte Doktor Pfui.

„Ich weiß nicht, ob ich darf,“ entgegnete Wind ausweichend.

„Verlangen Sie Alles von mir, nur kein Honorar, aber sprechen Sie.“

Wind hatte einen Entschluß gefaßt. „Es sei,“ sagte er, „ich will Ihnen und der Diskretion Ihres Blattes vertrauen. Ich habe einen Freund, einen ausgezeichneten genialen Jungen. Demokrat vom reinsten Wasser und — aber darauf legen Sie keinen Werth — Kapitalist.“

„Den Teufel auch,“ entgegnete Pfui, „darauf legen wir sehr viel Werth. Glauben Sie denn, man macht Politik ohne Geld? Ich kenne Leute, die sich dabei ruinirt haben.“

„Und ich,“ replicirte Wind, „kenne Leute, die dabei reich geworden sind. Dieser junge Mann nun würde sich hier niederlassen, mit uns gehen und sein Geld unseren Zwecken opfern, wenn man ihm freundlich und ehrenvoll entgegen käme.“

„Ja, ja — aber — wissen Sie —“ stotterte Pfui.

„Er gab mir den Auftrag, zwanzig Exemplare Ihres Blattes zu abonniren, wenn —“

„Wissen Sie was,“ fiel ihm Pfui in's Wort, „nicht meinetwegen, sondern um unserer Partei zu dienen, will ich für ihn agitiren. Aber was wollen wir denn aus ihm machen?“

„Ich denke,“ antwortete Wind, „wenn man ihn zum Ehrenbürger —“

„Das trifft,“ entgegnete Pfui. „Es ist eine große Ehre und — billig.“ Er schüttelte Wind die Hand, um sich schleunigst in sein Redaktionslokale zu entfernen. Bei der Thür blieb er jedoch stehen und fragte: „Wie heißt er denn?“

„Arthur de Policinello,“ antwortete Wind.

„Also von Adel,“ entgegnete Pfui; „das ist gut, wegen der Menge. Sie verstehen mich doch? — Adieu.“

Höhnisch blickte ihn Wind nach, nahm seinen Handwurst unter den Arm und sprach zu diesem: „Freue dich, de Policinello, ehe es Abend wird, bist du Ehrenbürger von Krähwinkel!“

2.

Zwei Stunden später wanderte Wind, die eben ausgegebene Nummer des „Nachtkönigs“ in der Tasche, zu Herrn von Kikiriki, um ihn für seine Zwecke zu bearbeiten. Seine ärztliche Praxis, er war Hausarzt bei Gemeinderaths, ließ ihn um die Ursache seines Besuches nicht verlegen sein, und ehe es Kikiriki merkte, hatte er ihn schon dort, wo er ihn haben wollte. „Haben Sie schon“ so hub der Arzt, nachdem er sich um den Gesundheitszustand seines Klienten erkundigt und befriedigende Auskunft erhalten hatte, an, „von der Ankunft des jungen Arthur de Policinello gehört?“

Kikiriki erklärte nichts von ihm zu wissen.

„Heute ist er,“ fuhr der Arzt fort, „angekommen. Er ist Millionär und Demokrat, überdies gedenkt er hier zu heiraten, und wenn seine Pläne in Erfüllung gehen, wird er jedenfalls ein Krähwinkler Haus glücklich machen.“

„Was Sie sagen?“ fuhr Kikiriki dazwischen.

„Allerdings. Man beabsichtigt ihn zum Ehrenbürger und zum Präsidenten des Donnerwetterschadenverhütungsvereines zu machen, und die heutige Nummer des Nachtkönig agitirt für ihn. Der Mann verdient aber auch die Auszeichnung. Ich kenne ihn von der Residenz aus. Er ist ein vortrefflicher freisinniger Mann, dabei Menschenkenner. Er fragte mich, als ich heute bei ihm war, sogleich nach dem ausgezeichneten Kikiriki.“

„Kennt er mich denn?“ fragte geschmeichelt der Alte.

„Sie nicht, aber Ihre Tochter. Diese hat er in B. kennen gelernt, als sie dort zu Besuche war. Ich vermuthe, daß —“

„Reden Sie, Doktor,“ drängte neugierig geworden der Alte; „was vermuthen Sie?“

„Daß er Absichten auf Ihre Tochter hat.“

„So, warum brachten Sie ihn nicht mit?“ sprach sehr eilig der würdige Gemeinderath.

„Er will sich nirgend aufführen lassen, bevor die vorerwähnten Angelegenheiten nicht beendet sind,“ antwortete Wind. „Mein Gott, wenn man so reich ist wie er, hat man gern ein solennes Entrée, auch kommt er gern mit den Behörden in Konflikt und das will er vermeiden.“

„Konflikt? Das muß ja ein ausgezeichneter Mann sein.“

Digitized by Google

„Wie denn anders, er ist ja Communist!“ —

Kikiriki kraxte sich hinter seinen gemeinderäthlichen Ohren. „Wissen Sie,“ sprach er nach einer Pause, „ich bin sehr freisinnig, ich liebe den Fortschritt, aber der Communismus —“

„Ist gar nicht gefährlich,“ fiel ihm Wind in's Wort; „kommt es zur Theilung, bekommen Sie viel mehr, als Sie hergeben müssen.“

„So? Gut, ich bin für den Kommunismus! Sie meinten, er habe Absichten auf meine Tochter?“

„Ich weiß es gewiß.“

„Dann muß er Ehrenbürger werden. Ich habe auf heute zum Gabelfrühstück einige Kollegen zu einer kleinen Vorbesprechung eingeladen, die will ich für unsern Plan bearbeiten.“

„Sind Sie nur recht eindringlich,“ bat Wind, froh darüber, daß der Alte so schnell aufgesessen war.

„Das versteht sich,“ entgegnete Kikiriki. „Ich habe für vortreffliches Bier und ausgezeichneten Schinken gesorgt. Die Herren gehören mit mir zur Opposition und sind resolut bis zum Einhauen.“

„In den Schinken natürlich,“ setzte Wind hinzu und ging. Seine Intrigue nahm einen vortrefflichen Gang. Wollte er aber zweifellos seine Pläne durchsetzen, mußte auch noch von anderer Seite agitirt und sein edler de Policinello dem hochweisen Magistrate als staatsgefährlich verdächtigt werden. Er eilte nach Hause, setzte sich zum Schreibtisch und schrieb anonym an den mit der Sicherheitspflege in Krähwinkel betrauten Aktuarius Spürnase: „Euer Wohlgeboren! Arthur de Policinello, ein Rother, ist seit vierundzwanzig Stunden in unserer Stadt und trägt sich mit den staatsgefährlichsten Plänen herum. Es ist im Werke, daß er von unseren Maßkontenten zum Ehrenbürger und Präsidenten des Donnerwetterschadenverhütungsvereines gewählt wird, wodurch er Ansehen für sich und gläubige Ohren für seine destruktiven Tendenzen bekommt. Ich kenne ihn aus der Residenz, er ist ein Bösewicht, denn Sie, falls ihm nicht anders beizukommen ist, als paßlos verhaften können. Ein Freund der Ordnung.“

Dieser Brief machte augenblicklich seine Wirkung. Aktuarius Spürnase, ein vortrefflicher Beamte aus jener alten Schule, die zum Schaden der Menschheit leider immer seltener wird, hatte kaum den Brief gelesen, als er auch schon auf den Beinen und unter seinem Hute war und mit großen Schritten zum Bürgermeister eilte.

Dieser empfing den ihm getreuen Spürnase freundlich und fragte nach seinem Begehr.

„Wichtige Angelegenheiten, Herr Bürgermeister, führen mich zu dieser ungewöhnlichen Stunde hierher,“ fing der Aktuarius an. „Ich bin diesen Demokraten und Ultras, welche kein höheres Glück kennen, als uns Unannehmlichkeiten zu machen, auf die Kappe gegangen. Diesmal können sie uns nicht entgehen. Sie wollen einen Republikaner, einen Rothen, der sich seit gestern hier aufhält, zum Ehrenbürger und Präsidenten machen und werden uns hiedurch Gelegenheit geben, ihre schlechten Absichten aufzudecken.“

„Wie wollen wir das verhüten, Aktuarius?“ fragte bedächtig der Bürgermeister und schob die obligate goldene Brille in die Höhe.

„Verhüten?“ entgegnete mit einem verächtlichen Lächeln der Aktuar; „wozu sollen wir dies verhüten? Lassen wir sie gewähren, sie sollen die Wahl vornehmen, sollen dieses Individuum auszeichnen! Wenn sie es vollbracht, komme ich daher und verhafte den Ehrenbürger als paßlosen Vagabunden! Welche moralische Niederlage für diese Wühler!“

Dem Bürgermeister blieb bei der Auseinandersetzung dieser grandiosen Idee der Athem aus. Endlich kam er zu sich, packte die Hand des Aktuars und schüttelte sie heftig. „Spürnase,“ sprach er zu ihm, „dieser Einfall soll Ihnen nicht vergessen werden! Ich will Sie seinerzeit königlich belohnen. Nur müssen Sie mir immer helfen, diesen Reuereen kräftig entgegentreten zu können, da sie auf Umsturz spekuliren und mit ihrer Freiheit unsere Freiheit beschränken wollen. O! wo sind die Zeiten, wo wir noch ohne diesen Gemeinderath herrschen und die Stadt nach eigenem Ermessen verwesen konnten! Ich versichere Sie, Spürnase, aus dieser Verwesung wuchs für uns sehr viel und sehr gutes Leben empor!“ Ein Seufzer, ein Händedruck, und die beiden Ehrenmänner gingen auseinander.

Der Bürgermeister kleidete sich an und ging in die Rathssitzung. Er fand den Gemeinderath versammelt und heftig debattirend. Kikiriki's Bier hatte operirt, die ohnedies erleuchteten Häupter der Stadt waren feiertäglich illuminirt und auch der Bürgermeister, sonst still und einsylbig, war heute gesprächig und freundlich geworden im Vorgenusse des künftigen Triumphes.

Eben so unruhig wie im Saale, war es auf den Galerien. Das Volk war aufgefordert worden hinzugehen, um den Triumph des freisinnigen Gemeinderathes über den reaktionären Bürgermeister mitzufeiern. Die Arbeiter sämmtlicher Oppositionsmänner hatten einen freien Tag und durften nichts thun, als klatschen und Bravo schreien.

Man nahm Platz. Dr. Pfui erhob sich und verlangte das Wort: „Meine Herren!“ hub er an; „wir sind eine freie Gemeinde —“

„Bravo!“ rief die Galerie.

Der Bürgermeister warf einen grimmigen Blick hinauf.

„Eine freie Gemeinde aber,“ fuhr Pfui fort, „braucht keine Rücksicht zu nehmen auf gewisse einflußreiche Personen, welche ihre Stellung mißbrauchen, um uns zu tyrannisiren!“

„Bravo, bravo!“ scholl es von oben und der Bürgermeister ergriff grimmig dreinschaund die Klingel. „Ich werde die Galerie räumen lassen!“ sprach er.

„Oho!“ hieß es im Saale, aber es ward wieder ruhig.

Pfui fuhr fort: „Fortschritt ist unsere Losung und fortschreiten wollen wir, bis wir so fortgeschritten sind, daß wir gar nicht weiter mehr fortschreiten können im Fortschritt.“

„Ein köstlicher Mensch,“ brummte Kikiriki, „wie der reden kann!“

Digitized by Google

„Zur Sache!“ rief der Bürgermeister.

„Nachdem ich so unsere Stellung klar gemacht zu haben glaube,“ sprach Pfui weiter, „komme ich zu meinem eigentlichen Antrag: Wer die heutige Nummer meines Blattes gelesen, weiß, daß sich bei uns ein edler freisinniger Mann ansiedeln will, der Geld hat und dem wir daher freundlich begegnen müssen, damit seine Ideen auf uns einwirken und auf uns übergehen können. Von seinen Verdiensten will ich nicht sprechen, ich erwähne nur, daß er allerlei Konflikte mit den Behörden gehabt hat, sich bei allen Kränzchen, Fackelzügen, Vereinen und sonstigen Exkrementen der Freiheit in Krähwinkel betheiligt hat und demnach jedenfalls ein ausgezeichneter Mensch ist.“

„Bravo!“ erscholl es von Neuem.

„Wie heißt der Mann?“ fragte der Bürgermeister.

„Arthur de Policinello,“ entgegnete Pfui.

„Warum ist er nicht hier, um seine Papiere dem Rathe vorzulegen.

„Man versicherte mich, er habe nur gute Papiere,“ antwortete der Redakteur.

„Ich warne Sie, meine Herren,“ sprach würdevoll der Bürgermeister, „übereilen Sie sich nicht und überlassen Sie mir die Prüfung der Würdigkeit dieses Menschen.“

„Nein, nein!“ schrie die Opposition, „Dr. Pfui's Worte sind uns genug! Abstimmen!“ riefen andere, und als sich der Tumult gelegt hatte, schritt man zur Abstimmung.

Alle stimmten für Policinello, nur der Bürgermeister rief energisch: „Nein!“

Kikrikri beantragte, man möge den neuernannten Ehrenbürger von der ihm erwiesenen Ehre verständigen und es wurde denn auch der herbeigeholte Chirurgus Wind beauftragt, ihn zu holen.

Der Bürgermeister wechselte mit Spürnase, der an der Thüre des Saales stand, einen Blick des Einverständnisses und dieser trat an den Rathsitz und eröffnete den versammelten Herren, er müsse im Namen des Gesetzes Herrn Arthur de Policinello verhaften, weil dieser, wie er gewiß wisse, paßlos und ein Vagabund sei.

Es entstand ein fürchterlicher Tumult. „Wir lassen ihn nicht arretiren!“ schrie die Opposition, und die Galerie zischte Spürnase mit Energie aus.

Der Bürgermeister läutete, daß ihm die Hand erlahmte. „Sie werden sich doch gegen das Gesetz nicht auflehnen, meine Herren!“ donnerte der Bürgermeister, „und den Fehler, den Sie durch Ernennung dieses Herrn begangen haben, noch größer machen?“

Das Wort „Gesetz“ schüchterte die Helden ein wenig ein und es ward ruhiger.

Wind, mit einem großen Packete unter dem Arme, trat ein. „Ich bringe ihn, meine Herren!“ sprach er und packte aus. „Hier ist der neuernannte Ehrenbürger, das paßlose, staatsgefährliche Individuum!“ fuhr er fort und legte den Hanswurst auf den Tisch des Hauses nieder.

Ein endloses Gelächter der Galerie ward den würdigen Vätern der Stadt, andere riefen Spürnase zu, er möge doch das gefährliche Subjekt verhaften. Die Herren sahen einander an, wollten sich ärgern, wußten aber nicht recht, auf wen und machten endlich gute Miene zum bösen Spiel, indem sie in die allgemeine Fröhlichkeit einstimmten. Nur Dr. Pfui schlich aus dem Saale und brütete Rache. Ob aus der Brut Etwas geworden ist, darüber schweigt die Geschichte, welche nur noch erzählt, daß Assessor Ehrlich die Tochter des Gemeinderathes Kikrikri heiratete, ohne Ehrenbürger von Krähwinkel zu sein.

Für Gesunde und Kranke.

Konservirung der Nahrungsmittel.

Die größte Verbreitung unter allen antiseptischen Substanzen, welche zur Konservation animalischer Nahrungsmittel verwendet werden, hat das Kreosot (Fleischerhalter) gefunden, indem es der wirksame Bestandtheil des Holzrauches ist, durch dessen Einwirkung auf Fleisch die große Anzahl verschiedenartiger Fleischwaaren erhalten wird.

Das Kreosot ist ein Produkt der unvollständigen Verbrennung des Holzes und kann leicht im reinen Zustande aus den flüssigen Produkten der trockenen Destillation des Holzes erhalten werden. Obgleich die antiseptische Wirkung des Rauches schon seit den ältesten Zeiten bekannt war, so gebührt doch erst Reichenbach das Verdienst, das Kreosot als Träger der antiseptischen Wirkung des Rauches erkannt zu haben.

Die Fäulniß verhindernde Kraft des Kreosots ist so groß, daß Fleisch, welches in eine verdünnte Kreosotlösung getaucht wurde, selbst in der warmen Sommerluft nicht mehr fault, sondern nur allmälig eintrocknet.

Der unangenehme Geruch und Geschmack, den das Fleisch bei dieser Operation annimmt, kann nach Stenhouse*) leicht auf die Art vermieden werden, daß man das Fleisch nicht in eine Kreosotlösung eintaucht, sondern in eine Kreosotatmosphäre bringt, welche man auf die Art erzeugt, daß man das Fleisch aufhängt und unter jedes Stück ein Schälchen mit Kreosot bringt und mit einem Tuche überdeckt. Hängt man endlich das Fleisch in einem hölzernen Kasten oder in einem irdenen Topf mit Deckel auf, so ist der Erfolg noch besser; das so zubereitete Fleisch besitzt nach dem Kochen nicht den geringsten unangenehmen Geruch oder Geschmack. Meist wird jedoch das Fleisch in Kamine gehängt, in welchen der vom unvollständig verbrannten Holze gebildete Rauch aufsteigt und wo das Fleisch den vereinten Einwirkungen des Kreosots, des Kohlenoxyds ꝛc. ausgesetzt ist. Ein derart konservirtes Fleisch nennt man geräuchertes Fleisch; meist wird das zum Räuchern bestimmte Fleisch noch zuvor eingepöckelt, wodurch nicht nur die Konservirbarkeit vergrößert, sondern auch der Geschmack verbessert wird. Büchner**) hat über die Räu-

*) Echo du monde savant. Nr. 43.

**) Dingl. polyt. Journ. Bd. 128 S. 224.

Digitized by Google

cherung des Fleisches sehr werthvolle Mittheilungen gemacht. Nach denselben hängt der Wohlgeschmack des Fleisches vorzüglich von der Art des Pökels ab. Das Einpökeln selbst wird auf sehr verschiedene Art besorgt; meist wird das zu pökelnde Fleisch mit grobem Kochsalz und etwas Salpeter eingerieben, welcher letztere eine stärkere Röthung des Fleisches verursacht. An den Schinkenknochen herab wird gestoßener Pfeffer mit hineingebracht und zwischen die Fleischschichten werden Lorbeerblätter, Wachholderbeeren und Gewürz eingestreut. Die gebildete Lake wird täglich von Neuem über das ganze Fleisch geschüttet oder es wird das Faß mit Kochsalzlösung gefüllt, in welchem Falle keine Ueberschüttungen nothwendig sind. Büchner räth vorzüglich das letzte Verfahren.

Das aus dem Pökel kommende Fleisch muß man einige Tage abtrocknen lassen, wobei man vorzüglich darauf zu sehen hat, daß keine Schmeißfliegen dazukommen und ihre Madeneier hineinlegen. Dieses wird im Winter weniger als im warmen Frühjahr oder Sommer zu befürchten sein, weßwegen es sehr gut ist, es sich, wenn man ein gutes haltbares Fleisch erzielen will, so einzurichten, daß das für den Sommergebrauch bestimmte Fleisch bis Ende Februar aus dem Pökel in die Räucherung komme. Beim Räuchern selbst ist vorzüglich darauf zu sehen, daß dasselbe ununterbrochen fortdauere. Sollte dies jedoch nicht möglich sein, wie dies überall dort der Fall ist, wo sich jede einzelne Haushaltung das für sie nöthige Fleisch selbst räuchert, so muß wenigstens Sorge getragen werden das Behältniß, in welchem das Fleisch hängt, vor dem Froste zu schützen.

Das Aufhängen des Fleisches in der Esse führt den Nachtheil herbei, daß sich an der Oberfläche desselben der Ruß in einer dicken Schichte ansetzt und ferner, daß in Folge der großen Hitze leicht Fett ausfließen kann. Es ist daher nothwendig besondere Rauchkammern seitwärts des Schornsteines anzubringen, in welche der Rauch vermittelst eigener im Schornstein angebrachter Register geleitet wird. Da der Rauch beim Eintritte in diese Kammer gebrochen wird, so setzt er an dieser Stelle den größten Theil des mechanisch mitgerissenen Rußes ab.

Die Anwendung von Braun- oder Steinkohlen an der Stelle des Holzes ist unthunlich wegen des abscheulichen Geschmackes, den hiedurch das Fleisch erhält. Da jedoch heutzutage an manchen Orten die Holzfeuerung als allzu kostspielig durch Torf-, Braun- oder Steinkohlenfeuerung ersetzt ist, so muß in diesem Falle zur Räucherung auf kaltem Wege vermittelst Kreofots oder auf die nachfolgend zu beschreibende Art Zuflucht genommen werden. Die Anwendung des Holzessigs (der auch Kreosot enthält) zu diesem Zwecke, wie sie hie und da auch vorkommt, ist nicht anzuempfehlen, da das so behandelte Fleisch einen sehr unangenehmen Geschmack erhält. Am besten hilft man sich in diesem Falle, wenn man nicht zur Stenhouse'schen Räucherung schreitet, nach der von Jäger*) angegebenen Methode, nach welcher ein Gemenge von Glanzruß, wie er sich bei Holzfeuerungen im untern Theile der Esse absetzt, und Salpeter zur Anwendung kommt.

Jäger nimmt zu den Würsten, Speck und Schinken eines Schweines von 120 Pfund Gewicht, 1 Pfund Glanzruß, kocht denselben mit 7 Maß Wasser so lange, bis es zur Hälfte abgedampft ist, seiht es dann durch und fügt 2—3 Händevoll Kochsalz hinzu. In diese Flüssigkeit legt man kleine Würste $^1/_4$ Stunde, große $^1/_2$ bis 1 Stunde, Speck je nach der Größe 6—8 Stunden und Schinken 12—16 Stunden.

Das Einlegen in diese Brühe geschieht einige Tage nach dem Schlachten, während welcher Zeit man das zum Räuchern bestimmte Fleisch an einem luftigen Orte gehörig abtrocknen läßt. Auch nachdem das Einlegen in die genannte Flüssigkeit beendet ist, muß Alles abermals an einem luftigen Orte gehörig abtrocknen. Der Geschmack der so behandelten Würste und Schinken soll viel angenehmer sein als bei Anwendung der gewöhnlichen Holzräucherung.

Wie man sieht kann jedem geräucherten Fleische, welches vor der Räucherung eingesalzen wurde, derselbe Vorwurf gemacht werden wie dem Pöckelfleische, nämlich der einer geringen Verdaulichkeit und Nahrhaftigkeit gegenüber der Menge des frischen Fleisches, aus dem es bereitet wurde.

Die Größe der Rationen anbelangend, die dem geräucherten Fleische als Ersatz des frischen verabfolgt werden sollen, so muß ein Unterschied zwischen dem auf nassem Wege und dem auf gewöhnliche Art geräucherten Fleische gemacht werden. Während dieses den größten Theil seines Wassers einbüßte, hat jenes nur einen geringeren Antheil hievon verloren. Während nach der Approvisionirungsvorschrift vom geräucherten Rindfleisch $^1/_4$ Pfund täglich per Mann bemessen ist, müßte diese Ration wohl auf $^1/_3$ Pfund erhöht werden, wenn ein auf nassem Wege geräuchertes Rindfleisch verabreicht werden sollte. Der Zusatz von Gewürzen, der sowohl beim Pöckelfleische als auch beim Rauchfleische gemacht zu werden pflegt, bewirkt eine größere Haltbarkeit desselben, da die Gewürze schon an und für sich antiseptische Eigenschaften besitzen, welche sie den enthaltenen ätherischen Oelen und Alkaloiden (Piperin) verdanken.

Bei Anwendung des Eisens und einiger anderen Metalle zum Konserviren einiger Nahrungsmittel kommen nicht nur gewöhnliche chemische, sondern auch elektrische Vorgänge zur Sprache. So gerinnt die Milch wie Bouchardat zeigte, in kupfernen oder eisernen Gefäßen gar nicht, in Gefäßen aus Messing spät, hieran reihen sich die Gefäße aus Zink, Bismuth, Glas, Zinn, Gold, Silber, Platin, Blei und Porzellan, so zwar, daß die Milch in Gefäßen aus Porzellan am ehesten gerinnt. Die meisten dieser Metalle eignen sich jedoch nicht zur Aufbewahrung von Milch, da sie von derselben (Milchsäure) etwas gelöst werden (mit Ausnahme von Gold, Silber, Platin) und der Milch jedenfalls einen unangenehmen Geschmack, manchmal sogar giftige Eigenschaften ertheilen.

*) Polytechnisches Centralblatt. 1856, S. 1078.

Digitized by Google

Die Bindung der Milchſäure, indem ſie ſich mit den Metalloxiden verbindet, ſcheint der Hauptgrund der ſchützenden Wirkung dieſer Metalle gegen das Gerinnen der Milch zu ſein. Das Gerinnen der Milch kann beſchleunigt werden, wenn man dieſelbe aus einem Gefäße in ein zweites aus einer andern Subſtanz beſtehendes übergießt, ebenſo wird das Gerinnen der Milch beſchleunigt, wenn es wettert oder eine Gewitterwolke in der Nähe ſteht.

Hiegegen ſchützen ſowohl metallene Gefäße als auch Elektricitätsableiter. Man wählt dazu Stürze aus Eiſenblech und Zink, welche mit einer Drahtkette verſehen ſind und befeſtigt letztere hinter den Töpfen mittelſt eines Stifts in die Erde. Die Anwendung von Eiſen zur Konſervirung von Fleiſch und Gartengemüſen wird auch von Dr. Mac Sweeny*) empfohlen. Nach demſelben wird eine geringe Quantität Eiſenfeilſpäne, die von allem Staube wohl gereinigt ſein müſſen, mit reinem abgekochten Waſſer übergoſſen und hierin das friſche Fleiſch oder Gemüſe gethan, ſo daß es vom Waſſer ganz bedeckt wird. Um den Zutritt der Luft völlig zu verhüten, gieße man eine dünne Schichte Oel darüber.

Zu gleichem Zwecke tränkt Dufour das Fleiſch eine Zeit lang mit Eiſenſyrup und trocknet es hinach; es verliert hiebei wenig an Gewicht und ſoll im kalten Waſſer wieder den Umfang, die Farbe und den Geruch des friſchen Fleiſches annehmen.

Auf der Pariſer Ausſtellung befanden ſich unter den ausgeſtellten Konſerven mehre, bei welchen antiſeptiſche Mittel in Anwendung gebracht wurden. Das größte Wunder in dieſer Hinſicht ſind Nahrungsmittel geweſen, welche von Lamy, kurz zuvor noch Fabrikant in Clermont-Ferraud, jetzt aber Univerſitätsprofeſſor, ausgeſtellt worden waren. Er bewahrt ſelbſt diejenigen Subſtanzen, die am leichteſten verderben, im natürlichen Zuſtande auf, ohne ſie auszutrocknen, zu kochen, hermetiſch zu ſchließen oder mit einer Hülle zu umgeben. So viel über ſein Verfahren, welches noch geheim gehalten wird, bekannt iſt, beſtehen die Hauptoperationen darin, daß er die eiweißartigen Subſtanzen mit Hilfe eines Gaſes zum Gerinnen bringt und hienach mittelſt Salzen, welche mit den Nahrungsmitteln ſelbſt nicht in Berührung kommen dürfen, den Sauerſtoff entfernt hält. Lamy hatte zahlreiche Proben ausgeſtellt, die Bewunderung erregten, denn es fanden ſich Fleiſchſorten, die bereits ſeit Jahren konſervirt von friſchen nicht zu unterſcheiden waren.

Das Verfahren ſelbſt ſoll ſo wenig Koſten verurſachen, daß für 10 Centimes 2 Pfund Fleiſch und für 1 Franc 20 Centner Runkelrüben vor dem Verderben geſchützt werden können. Sind dieſe Angaben wahr, dann wäre der Stein der Weiſen in der Aufbewahrung gefunden und wir brauchten nicht zwiſchen der großen Anzahl von Konſervirungsmethoden ängſtlich herumzutappen, um die beſte zu wählen, da jede von ihnen noch mit bedeutenden Mängeln behaftet iſt, gleichgiltig ob dieſe Mängel in der Unverläßlichkeit der Methode oder in den bedeutenden Koſten, die ſie verurſacht, begründet ſeien.

*) Dingl. polyt. Journ. Bd. 117, S. 80.

Nachtſeiten der menſchlichen Geſellſchaft.

Diebsgalerie des Morgen- und des Abendlandes.

(Aus dem Atlantic Miscellany.)

Diodorus der Sicilier berichtet, daß der Aethiopier Aktiſanes, welcher König von Egypten war, alle egyptiſchen Diebe aufſuchen und verhaften ließ, und ihnen dann, nachdem er ſie verſammelt und nach den Regeln der Billigkeit vernommen hatte, die Naſe abzuſchneiden befahl. Natürlich wurde das, was ein König von Egypten befahl, auch ausgeführt, ſo zwar, daß alle egyptiſchen Räuber, diejenigen welche den Diebſtahl mit Zieh werkzeugen oder den Diebſtahl mit Einbruch ausübten, mit einem Wort alle Diebe und Spitzbuben, welcher Kategorie ſie auch angehörten, auf dieſe Weiſe das Zeichen ihres Gewerbes an ſich trugen.

Beſeelt vielleicht von der nämlichen Idee wie der Aethiopier Aktiſanes, ſind die Newyorker Polizeibehörden auf den Gedanken gerathen, in einem abgelegenen Hauſe eine Photographien-Galerie zu errichten, wohin die ehrlichen Leute ſich begeben und in aller Stille Bekanntſchaft machen können mit jenem intereſſanten Theil der Bevölkerung, der ſich ſelbſt in den Bann der Geſellſchaft gethan hat. Abgeſehen von jeder Rückſicht der Strafbarkeit und von jener andern Frage: ob nämlich Aktiſanes ſich gerecht gezeigt habe, und ob die Newyorker Polizei ihre geſetzmäßige Befugniß nicht überſchreite, wenn ſie jene ſchreckliche Proſkriptionsliſte gegen eine Klaſſe von Bürgern der Vereinigten Staaten, welche die Verfaſſung ihres Landes aller „infamirender Strafe" überhebt, an die Mauern anheften laſſe — muß man anerkennen, daß dieſe Porträtausſtellung für jeden, dem es um Studien für die menſchliche Phyſiognomie und die Moralwiſſenſchaft zu thun iſt, Intereſſe bietet.

Reiſende berichten, daß Egypten, welches ſchon zu Herodots Zeiten geniale Diebe hervorbrachte, noch heutigen Tags in „Entwendungsbezirke" eingetheilt iſt, und daß die Intereſſen jedes Bezirkes unter der Oberaufſicht eines Hauptdiebes ſtehen. Da dieſer Häuptling der Regierung gegenüber verantwortlich iſt, ſo müſſen alle untergeordneteren Agenten des amtlichen Gewerbes ihm ihre Namen mittheilen und ihn von allen ihren glücklichen Operationen auf dem Laufenden halten. Der Reiſende, welcher eine Reklamation zu machen hat, wendet ſich an die Regierung, die ihn an den Häuptling der Diebe des Bezirkes verweiſt, in welchem ein Diebſtahl begangen worden iſt; die geſtohlenen Gegenſtände werden gemeiniglich wieder gefunden und zurückgegeben mit Abzug von 25 Procent.

Bei allen Völkern des Orients findet man etwas von dieſem Syſtem. Der Orient iſt das Mutterland

Digitized by Google

der Diebe; in den Jahrbüchern des Orients füllen die Großthaten der Diebe mehr als ein Kapitel aus. Der orientalische Dieb hat seinen Patriotismus und seine sprichwörtliche Ehre wie der Dieb des Abendlandes. Die Geschichte Jakub Ben Laiths, des Gründers der Soffariden-Dynastie Persiens, liefert davon ein schlagendes Beispiel.

Müde des rauhen Arbeitens in seiner Schmiede vom frühen Morgen bis zum späten Abend und vom ersten Tage des Jahres bis zum letzten, um auf rechtliche Weise seinen Lebensunterhalt zu verdienen, erfaßte den Schmied Jakub endlich ein wahrer Widerwille gegen Amboß und Hammer; er wurde ein Nachtschwärmer, „ein Kavalier der Mondscheinnächte", nach Shakespeare's Ausdruck. In der That betrieb Jakub, wie man sagt, sein neues Gewerbe mit einem gewissen ritterlichen Edelsinn, indem er nie einen Reisenden beraubte ohne ihm einiges von seinen Habseligkeiten zu lassen. Eines Nachts wagte sich Jakub bis in das Innere des Palastes Darhamé, eines Fürsten der Sagastier. Da er sich emsig am Werke hielt, so hatte er bereits eine kostbare Beute in Händen, mit welcher er sich zurückzog, als er, ein sehr dunkles Zimmer durchschreitend, mit einem Fuß an einen harten Körper stieß, der ihn beinahe zum Fallen brachte. Er hob die Ursache dieses Fehltrittes auf; beim Berühren glaubte er, es sei ein Edelstein; er nahm ihn an seinen Mund und benetzte ihn mit seiner Zunge — es war ein Stück Salz! Sonach hatte er aus eigener Bewegung unter dem Dache des Fürsten das Salz gekostet, was in der Sprache des Morgenlandes bedeutet, daß er dessen Gastfreundschaft angenommen habe — das Stehlen wäre sonach eine Art Sakrilegium gewesen. Jakub legte seine Beute auf den Boden nieder — Gewänder aus den reichsten goldgestickten Stoffen, Gürtel, deren unter das Gewebe gemischte Edelsteine nur Licht verlangten, um in allen Feuern zu strahlen, Diamanten, Rubinen und alle jene seltenen Juwelen, welche die Paläste der asiatischen Fürsten bergen — Jakub legte alles zu Boden, und ging so stille von hinnen als er gekommen.

Am folgenden Morgen enthüllte die Unordnung in den Gemächern, in welchen Jakub sich aufgehalten, einen Diebstahlsversuch. Die mit der Entdeckung des Urhebers beauftragten Officiere waren, nach sorgfältigsten Nachforschungen, einstimmig der Ansicht, daß Jakub der Schuldige sei. Sie führten ihn vor den Fürsten. Jakub gestand seinen Diebstahlsversuch und erzählte, was ihn abgehalten habe, denselben in Ausführung zu bringen. Der Fürst, welcher in ihm die Gesinnung der Ehre ihren wollte, nahm ihn sogleich in seinen Dienst und verwendete ihn mit dem vollsten Vertrauen bei allen wichtigen und heiklen Angelegenheiten, die, um gut geleitet zu werden, einen loyalen und muthigen Mann erheischten. Nach dieser Antrittsprobe erkletterte Jakub von Stufe zu Stufe die Leiter der Macht. Er wurde selbst Fürst einer Provinz, dann mehrerer Provinzen, und endlich König eines großen Reiches.

In jener von den Newyorker Polizei-Kommissären gegründeten „Diebsgalerie" sieht man das Porträt eines Einbruchsdiebes, der in dem Rufe steht, daß er unter den vierundzwanzig Geschicktesten seiner Kategorie den ersten Rang einnimmt. Dieser Dieb ist ein Deutscher und hat fünfundzwanzig Jahre in den Gefängnissen seines Vaterlandes zugebracht. Er hat jenes löwenhafte Aussehen, welches eine gewisse Anzahl deutscher Physiognomien kennzeichnet; allein obschon er in seinem besondern Fache nicht ohne Talent ist, so fehlt ihm doch die geistige Energie. Neben ihm befindet sich ein anderer Dieb ersten Ranges: dieser, ein Mann der That im vollen Sinne des Wortes, ist sehr scharfsinnig; man sagt, er sei ein feiner Urtheiler und besitze überdies viel Kaltblütigkeit und Entschlossenheit. Unterhalb dieser beiden Figuren ist das Porträt eines andern, von dem die Polizei-Agenten sehr wenig Aufhebens machen; sie betrachten ihn als einen Menschen ohne Bedeutung; indeß ist er noch ein junger Mensch, dessen Fähigkeiten denen der vorhergehenden sehr überlegen sind. Er ist ein erfinderischer Geist, der rationellsten Kombinationen fähig, und im Stande sie bis zu ihrem endlichen Resultat mit einem Eifer zu verwirklichen, der an Begeisterung grenzt; allein es fehlt ihm noch etwas, weil er als Dieb bei seinen Spießgesellen nur in untergeordnetem Ansehen steht.

Mehrere Gesichter dieser Spitzbuben-Galerie verdienen mit Aufmerksamkeit betrachtet zu werden. Einem Dutzend der vornehmsten derjenigen Diebe gegenüber, welche ihr Handwerk mit Stehwerkzeugen treiben, und die einzeln, oder nur zwei oder drei zusammen, arbeiten und meistens Engländer sind, ist die erste Bemerkung, welche man macht, nicht zum Vortheil der Erziehung oder der Rechtschaffenheit der Engländer. Ihre Lage in der Gesellschaft drückt sie nicht im mindesten. Nichts in ihrer Physiognomie deutet darauf, daß es ihnen einen innern Kampf gekostet, ehe sie sich dem Diebshandwerk gewidmet. Obwohl sie insgesammt der Ueberlegung fähig sind, haben sie doch über diesen heiklen Punkt nicht nachgedacht. Einer davon ist seiner Natur nach ein Aristokrat; er könnte durch die Kraft seines Willens allein die gewöhnlichen Sterblichen, ohne Jemanden anstößig zu sein, von sich ferne halten. Nichts rauhes ist in ihm; er ist höflich gegen Jedermann und leutselig gegen seine Kameraden. Er zeigt Anmuth und Würde in allem, was er thut und sagt. Er ist ein Mann, welcher durch den Geschmack und die Eleganz seiner Kleidung in den Salons und auf den Spaziergängen Aufsehen machen könnte.

Nur vor dem Gerichtshof und im Gefängniß können die Beobachter sich schmeicheln einen Dieb an seinen Gesichtszügen zu erkennen. Noch ein anderer englischer Spitzbube verdient angeführt zu werden, des ungeheuren Abstandes wegen, der zwischen ihm und seines gleichen vorhanden ist. Das gute Naturell herrscht in ihm vor; obschon es ihm keineswegs an einem gewissen lebendigen Gesichtsausdruck fehlt, besitzt er doch nicht Thatkraft genug, um gegen den Strom gut oder schlecht zu sein. Er zeigt ebenfalls eine Art Würde. Das Oval seines Gesichtes ist sehr voll, die Stirn viereckig, die Nase nicht gemein, der Mund ein wenig sinnlich — kurz,

Digitized by Google

er iſt das leibhaftige Abbild eines Bankdirektors, wie ſich das Volk einen ſolchen vorſtellt.

Eines Tages ſchickte er ſich an, in einen Eiſenbahn-Omnibus zu ſteigen, gerade in dem Augenblick, in welchem eine junge Dame vor ihm einſteigen wollte. Der würdige alte Herr leiſtete ihr, mit jener höflichen Eilfertigkeit, welche würdigen alten Herren ſo gut anſteht, hilfreiche Hand dabei, und ſetzte ſich neben ſie. Bald darauf brachte ein Hemmnis in der Straße den Omnibus zum Stehen, und der vermeintliche Bankier ſetzte die anderen Reiſenden, durch die lebhaften Geſtikulationen, mitteilt deren er die Aufmerkſamkeit eines auf dem Trottoir vorübergehenden Herrn zu erregen ſuchte, in Erſtaunen. Die Reiſenden erſpähten mit Intereſſe den Erfolg oder Nichterfolg ſeiner verſchiedenen telegraphiſchen Bewegungen; ſie ſahen mit Bedauern, daß der Herr auf dem Trottoir nichts bemerkte, und daß er ſich um die Ecke der Straße wandte. Nun ſprang der alte Herr, welcher den Wandelnden nicht aus dem Auge verlieren wollte, mit einer Lebhaftigkeit, die mehr im Verhältnis ſtand mit ſeinem Eifer, dieſen Vorübergehenden wieder zu finden, als mit ſeinem Alter, aus dem Omnibus. Einen Augenblick ſpäter wollte die junge Dame ihren Platz bezahlen, allein der Geldbeutel fehlte ihr. Der erſte Verdacht aber, den ſie ſchöpfte, fiel nicht auf den höflichſten ihrer Nachbarn, und doch war dieſer der Dieb.

Die Frage der ſittlichen Beſſerung junger Diebe iſt ſchon vor Jahrhunderten in Anregung gebracht worden. Der älteſte Verſuch dieſer Art, von dem wir Kenntniß haben, wird im Gulistan Saadi's folgendermaßen berichtet, und iſt leider nicht zu Gunſten der Philanthropen ausgefallen, welche die erblichen Inſtinkte in Abrede ziehen.

Unter einer Bande von Dieben, deren man ſich mit vieler Mühe bemächtigt hatte, befand ſich ein junger Menſch, welcher kaum in ſein Jünglingsalter eingetreten war. Einer der Beziere warf ſich am Fuße des Thrones nieder, nahm eine flehende Miene an, und ſagte: „Dieſer Knabe hat die Freuden der Jugend noch nicht gekoſtet. Ich habe die auf den hochherzigen Charakter Ew. Majeſtät gegründete Hoffnung, daß Ihr die Gewogenheit haben werdet, Eurem Diener durch die Begnadigung desſelben eine Verpflichtung aufzuerlegen.“ Auf dieſe Bitte runzelte der König die Stirn, und antwortete: „Dieſelbe Sonne leuchtet nicht der Tugend und dem Laſter. Für die verkehrten Geiſter iſt der Unterricht wie eine von dem Firſt eines Hauſes herabgeworfene Ruß... ſie rollt hinab. Ein Feuer erſticken und im Herd die Funken laſſen, eine Viper tödten und Sorge für ihre Jungen nehmen, dies ſind die Handlungen, welche ein verſtändiger Menſch nicht begeht. Obſchon die Wolken das Waſſer auf die Erde gießen, welches ſie befruchtet, kann man doch an den Aeſten einer Weide keine Früchte ernten.“ Der Vezier zollte dieſen Sittenſprüchen Beifall, und erklärte: er habe nichts dagegen einzuwenden. „Nichtsdeſtoweniger,“ entgegnete er, „da dieſer Knabe nur Diebſtähle begangen haben kann, weil er inmitten von Dieben erzogen worden iſt, ſo gibt ſich Euer Diener gerne der Hoffnung hin, daß derſelbe, wenn er den Unterricht gerechter Menſchen erhielte, ſich beſſern würde; denn er iſt noch ein Kind, und es ſteht geſchrieben, daß jedes Kind im Glauben des Islam geboren iſt, und daß ſeine Eltern es ſind, welche es verderben. Als der Sohn Noahs ſich zu Gottloſen geſellte, verlor er die Gabe der Weiſſagung, während im Gegentheil der Hund der ſieben Schlafenden, da er den Guten folgte, ein Menſch wurde.“ Als andere Perſonen des Hofes ihre Bitte mit denen des Beziers vereinigten, antwortete der König: „Ich willige ein; allein ich glaube nicht, daß es gut iſt.“ Man erzog den jungen Mann mit großer Sorgfalt und gab ihm einen vortrefflichen Lehrer; er wurde gelehrt und ſah ſich allgemein geachtet. Als der Vezier den König darauf aufmerkſam machte, lächelte der Monarch, und ſagte abermals in einem der Weisheit der Orientalen ſo vertrauten Sinnſpruche: „Dein Adoptivſohn iſt mit unſerer Milch genährt worden; er iſt herangewachſen unter uns, und iſt ein unſchuldiges Schaf geblieben; wehe Die, wenn man ihn erinnert, daß ſein Vater ein Wolf war!“ Einige Jahre verfloſſen. Eine Bande Landſtreicher kam in die Nachbarſchaft der Stadt, wo der junge Mann wohnte; dieſer verband ſich mit ihnen; ſie bildeten zuſammen eine Genoſſenſchaft, und der Zögling des Beziers, den günſtigen Augenblick für das Verbrechen ergreifend, auf das er ſann, ermordete ſeinen Wohlthäter mit allen Kindern desſelben; er ſchleppte eine unermeßliche Beute hinweg und ließ ſich nieder an dem Platze ſeines Vaters in einer Diebshöhle. Der König ſagte alsdann traurig: „Wie konnte man einen guten Degen aus ſchlechtem Eiſen machen? Die Unwürdigen, o Philoſophen, werden nicht Würdige durch den Unterricht. Der Regen, obſchon an und für ſich ſelbſt wohlthätig, erzeugt Tulpen in den Gärten und ſchlechte Kräuter in ſchlechtem Erdreich.“

Nichtsdeſtoweniger zeigt uns, entgegen der Anſicht Saadi's und einiger anderen Weiſen, die Newyorker photographiſche Galerie Geſichter von Kindern, welche von Natur aus nicht laſterhaft ſein können; Kinder, welche ohne allen Zweifel gute Inſtinkte haben, und denen nur die Hand einer Mutter nöthig wäre, um von ihrer Stirn die Haare, welche ſie umhüllen, wegzuſtreichen und den künftigen Sitz eines richtigen Urtheils und einer geſunden Vernunft aufzudecken. Das Geſicht eines jungen Knaben, der gegenwärtig wegen Diebſtahls mit Einbruch im Strafarbeitshaus von Sing-Sing iſt, und der einen Namen trägt, welcher ganz Nordamerika an einen ſeiner großen Männer erinnert, zieht durch die Klarheit ſeiner Augen und die Offenheit ſeines Blickes beſonders die Aufmerkſamkeit auf ſich.

Um wieder auf die Erwachſenen unſerer Galerie zurückzukommen, ſo iſt es nicht möglich, daß ſie alle ihr öffentliches Leben mit ſchlechten Thaten begonnen, daß ſie alle aus einer vergifteten Quelle getrunken haben. Nein. Einige von ihnen ſtammen aus Familien, die man „honnete“ nennt; andere haben ihren häuslichen Herd gehabt; das Bedauern ihn verloren zu haben verräth ſich in dem ſchwermüthigen Zuge, der in ihrem Geſichte herrſcht. Erſt ſpät haben ſie den guten Weg verlaſſen und ſich

Digitized by Google

verirrt. Beklaget diejenigen, deren Mütter in das Grab hinuntersteigen und sie als Waisen zurückließen. Beklaget diejenigen, bei welchen eine unglückliche Leidenschaft die Lehren ihrer Mütter in Vergessenheit gerathen ließ. Beklaget besonders die Mütter, welche sich ihrer Söhne nur mit Erröthen erinnern können, und die für dieselben nicht nur die menschliche Gerechtigkeit, sondern auch die göttliche Gerechtigkeit fürchten, welche zuweilen in dieser Welt schon die Schuldigen straft.

Von Nah und Fern.

In **Frauenberg**, Budweiser Kreises, ward am 12. Januar ein Mann, welcher das hohe Alter von 114 Jahren erreicht hatte, beerdigt. Er war Schmied gewesen, rauchte sehr viel Tabak und genoß in der letzten Zeit seines Lebens fast keine andere Kost als Brod.

Der **Großwardeiner** Domherr, Johann Nogall hat einen Preis von sechs Dukaten für ein Schauspiel für Kinder ausgeschrieben, welches von den Principien der Religiosität, der Sittlichkeit und der Vaterlandsliebe durchdrungen und derartig eingerichtet sein muß, daß darin entweder nur Knaben oder nur Mädchen auftreten.

— Die Vergiftungen mit Phosphor-Zündhölzchen werden immer häufiger; erst dieser Tage hat sich in Großwardein ein 15jähriges Mädchen auf solche Weise das Leben genommen; es war dies der fünfte Fall dieser Art im Jahre 1862.

Aus **Hof** wird berichtet, daß die k. baierische Staatsregierung die von österreichischer Seite in Antrag gebrachten Bedingungen zur Ertheilung der Konzession für den Bau der Hof-Egerer Eisenbahn unbedingt angenommen habe.

Kaschau. Ein hiesiges, nach Erfindungen spähendes Individuum hat endlich erfunden, was es gesucht; nämlich die Bücher nicht mehr mit Zwirn, wie bisher, zu heften, sondern mit Holznägeln, nach Art der Sohlennägel, zu nageln. Wir glauben, der Erfinder wird es nicht nöthig haben, um ein Privilegium einzuschreiten, da es gewiß Niemanden einfallen wird, ein Buch zu nageln.

Leitmeritz. Daselbst fand eine Begebenheit statt, die noch in Dunkel gehüllt ist. Es starben nämlich zwei Knaben eines plötzlichen Todes, während der dritte gefährlich krank wurde. Man schloß, da sich an den Leichnamen keine äußeren Zeichen wahrnehmen ließen, auf eine Vergiftung mit Ollum oder Phosphor. Die Obduktion jedoch ergab auch in dieser Hinsicht keine entscheidenden Resultate und es wurden in Folge dessen die inneren Theile der Leichname zur Untersuchung der medicinischen Fakultät nach Prag übersendet. Jedenfalls dürfte auch durch die Aussagen des noch lebenden Knaben, sobald er sich insoweit erholt hat, einiges Licht über diesen eigenen Fall verbreitet werden.

— Der Quaffia-Proceß, den die Administration des Leitmeritzer Bräuhauses gegen den Reisenden und Prokuraführer eines Dresdner Handlungshauses Herrn A. Sch wegen Ehrenbeleidigung anhängig machte, hat für das Leitmeritzer Bräuhaus keineswegs ein günstiges Resultat erzielt. Weder der Kläger W. noch ein Bevollmächtigter desselben erschien bei der Hauptverhandlung. Der Angeklagte Sch. liquidirte sämmtliche Kosten und stellte sie dem löblichen Bürgermeisteramte in Aussig für arme Schulkinder zur Verfügung.

In **Maros-Vásárhely** sind acht Angeklagte wegen Anfertigung falscher Zehnkreuzerscheine zu zehn bis elf Jahren Kerker verurtheilt worden.

Am 5. d. M. wurde in dem Dorfe **Mezö-Csávas** in Siebenbürgen ein daselbst auf Steuer-Exekution befindlicher Gendarme in Folge eines zwischen ihm und einigen Dorfinsassen entstandenen Streites, von den letzteren auf eine gräßliche Art um's Leben gebracht. Fünf Betheiligte wurden den folgenden Tag eingebracht und dem Gerichte überliefert. Die Leiche des Erschlagenen wurde hier auf feierliche Weise zur Erde bestattet.

München. Der Kassa- und Rechnungsführer der k. Akademie der Wissenschaften in München, Ed. Schleßl wurde dieser Tage vom Schwurgericht wegen fortgesetzter Veruntreuungen im Betrage von mehr als 9000 fl. zu sechsjähriger Festungsstrafe zweiten Grades verurtheilt.

Pest. Wie vortheilhaft gegenwärtig in Ungarn auf gerichtliche Lizitationen größere Besitzthümer von Kapitalisten gekauft werden können, ist aus folgender Zusammenstellung des „Felvidéki Magyar Közlöny" ersichtlich: Ein Besitzthum in Nagybaku, gerichtlich auf 74.512 fl. geschätzt, wurde auf einer gerichtlichen Lizitation für 28.951 fl. verkauft; Besitzthum in Balogy und Korsó, geschätzt auf 62.621 fl., verkauft für 25.203 fl.; Besitzthum in Szécsénke, geschätzt auf 18.748 fl., zugeschlagen für 7001 fl.; Besitzthum in Födémes, geschätzt auf 10.238 fl., zugeschlagen für 5001 fl.; Besitzthum in Kelenye, geschätzt auf 15.307 fl., zugeschlagen für 9000 fl. Hiebei ist noch zu bemerken, daß das oben erwähnte Besitzthum in Balogy vor 20 Jahren für 44.000 fl. in Silber gekauft wurde.

— Ein dem Gewerbestand angehörender Familienvater in Pest war durch die Gicht des Gebrauches seiner Glieder derart beraubt worden, daß er seit zwei Jahren nur mit Hilfe von Krücken gehen konnte. Wie nun ein Mitarbeiter des „Hon" als Augenzeuge mittheilt, wurde dieser Mann von den Blattern befallen, und nachdem diese Krankheit vorüber war, fand es sich, daß er auch den vollen Gebrauch seiner Glieder wiedererlangt habe.

— Herr Adolf Halás, in Pest, empfiehlt eine von ihm erfundene Kompostion, um bei entstandenen Feuersbrünsten die Gluth mittelst Gas zu dämpfen und den Brand zu löschen. In drei bis vier Minuten ist das damit angestellte Experiment beendet.

Pilsen. Das h. k. k. Ministerium für Handel und Volkswirthschaft hat den k. k. Kreiskommissär Herrn Karl Viktor Hansgirg zum Ministerialkommissär bei der Handels- und Gewerbekammer in Pilsen ernannt.

Digitized by Google

Prag. Die Prager Handels- und Gewerbekammer hat ein Komité niedergesetzt, welches mehrfach angeregte Zweifel über einzelne Bestimmungen des neuen Gebührengesetzes prüfen und eine Eingabe an die h. Finanzverwaltung mit dem Ansuchen um Aufklärungen vorbereiten soll.

In **Preßburg** hat ein junges Frauenzimmer ein weibliches Kind geboren, daß statt der Unterschenkel nur $1\frac{1}{2}$ Zoll lange Hautlappen und an der rechten Hand nur den Daumen hat. Die Mutter hat sich an einer gleichen Mißgeburt, die man diesen Sommer dort um Geld sehen ließ, „versehen". (?)

Reichenberg. (Selbstmord.) Der gewesene städt. Polizeikommissär A. Schlicht hat sich am 19. Dec. erhängt. Die Ursache des Selbstmordes ist bis jetzt unbekannt.

Aus **Reichenau** wird geschrieben, daß daselbst eine Blattern-Epidemie ausgebrochen ist, von der Kinder und Erwachsene bedroht werden.

Szakul. Am 22. Decemb. erschlug der in Pesthyere ansässige Zigeuner-Schmied N. B. den Pesthyerer Insassen J. D., indem er ihm mit seinem eisernen Schmiedehammer einen solchen Schlag auf den Kopf versetzte, daß derselbe augenblicklich todt niederstürzte. Obgleich der Thäter allsogleich die Flucht ergriff, wurde derselbe doch spät in der Nacht von der ihn verfolgenden Ortsbehörde nach vergeblicher Gegenwehr ergriffen und dem Stuhlrichteramte in Szakul überliefert. — Während er nun hier bis zur Abwickelung der Voruntersuchung in Gewahrsam blieb, benützte er am 2. Januar Morgens sieben Uhr, als die Tag- die Nachtwache ablöste und ihn für einige Minuten allein ließ, den günstigen Moment, ergriff das in der Wachtstube hängende geladene Gewehr und entlud es in der Richtung seines linken Unterkieferwinkels. — Die Absicht, sich zu tödten, gelang ihm jedoch nicht, vielmehr steht ihm eine langdauernde, lästige Krankheitsperiode, eine bedeutende Verstümmelung des Gesichtes und — nachträglich erst die wohlverdiente Strafe bevor, welcher er so eigenmächtig vorgreifen wollte, jedoch von der stets gerechten Nemesis daran verhindert wurde.

Szegedin. „Szeg. Hir." brachte dieser Tage die Mittheilung, daß in dem Szegediner allgem. Krankenhause eine Frau schon zur Sektion bereit gelegen, als sie noch zur rechten Zeit aufwachte. Dem „P. L." geht über diese Angelegenheit folgende Berichtigung zu: Jene Frau wurde wirklich in's Spital zur Sektion geschickt. Hier bemerkte man jedoch gleich bei der Uebernahme, als der Sargdeckel abgehoben wurde, daß die Frau lebe. In's Krankenzimmer gebracht, erholte sie sich rasch und war bereits bei vollem Bewußtsein, als die Gerichtsärzte zur Sektion erschienen. Uebrigens konnte bei dieser Frau auch nicht einmal vom Scheintode die Rede sein. Die arme Frau wurde von der Gasse aus Mitleid Abends in ein Haus aufgenommen und schlief in einem stark geheizten — nicht kohlendunstigen — Zimmer so tief ein, daß sie am nächsten Morgen nicht leicht zu erwecken war, worauf die Hausleute sie für todt hielten und der Behörde von einem plötzlichen Todesfall sogleich die Anzeige machten. In Folge davon ward sie sogleich zur Sektion in's Spital gebracht und zugleich die Gerichtsärzte dahin berufen. Die Frau ist am 24. December gesund aus dem Spitale entlassen worden.

Tabor. Eine sehr verwegene und auch gefährliche Flucht wurde in der Nacht vom 10. auf den 11. Jan. von drei Inquisiten aus dem hiesigen Gefangenhause bis auf Einen derselben gelungen ausgeführt. Die Flucht erfolgte aus einem im zweiten Stock des Strafhauses bestehenden Kerkeriokale und wurde von den drei Gefangenen dadurch bewerkstelligt, daß dieselben das Fenstergitter so weit ausbrachen und öffneten, daß ihre Körper durchdringen konnten, hierauf zerschnitten sie Leintücher, Strohsäcke und Decken und bildeten aus selben durch festes Zusammenknüpfen ein langes Seil, welches am Gitter und äußern Fensterkorbe befestigt und herab in den Hofraum gelassen wurde, an welchem sodann Einer nach dem Andern gleich einer Schachtfahrt in die Tiefe herabfuhr. Der Hofraum ist von einer hohen Mauer ringsum eingefaßt, welche von zwei der Flüchtlinge glücklich in's Freie überstiegen wurde. Dem dritten Inquisiten war die Uebersteigung allein nicht möglich, er wurde von einem Gefangenaufseher bemerkt und eingezogen. Hierbei entwickelte sich nachfolgendes interessante Zwiegespräch: „Halt!" rief der Wachmann, „was machst Du da?" — „Ich — ich," entgegnete kleinlaut der Ertwischte, „ich bin mir um die Kleider gegangen, die jene zwei (auf die Entsprungenden weisend) mir herabgeworfen haben!!" — Ob die Ausrede ihn vor Strafe schützt, ist eine andere Frage — aber gut war sie doch; für jeden Fall muß man gestehen, daß noch Niemand so viel Liebe zu ungemein zersetzten Kleidern gezeigt hat, als dieser Jüngling, der sich sie mit wahrer Todesverachtung holen wollte.

Teplitz. Sämmtliche Vereine in Teplitz haben sich geeinigt, den hundertjährigen Geburtstag Seume's am 29. Januar in brüderlicher Gemeinschaft festlich zu begehen. Auch erging ein Aufruf an alle deutschen Turn- und Sangvereine, das Fest durch Deputationen zu beschicken oder wenigstens einen Kranz zu schicken, der am Festtage im Namen des betreffenden Vereines auf das Grab Seume's gelegt wird. Eine Marmortafel an das Sterbehaus, Kränze auf das Grab und — was sich der todte Dichter stets gewünscht — „ein Lied zu seiner schönen Stunde", das ist das einfache aber sinnige Festprogramm der Seume-Feier.

Wien. Der Ball, den der Wiener Journalisten- und Schriftstellerverein „Konkordia" am 19. Januar im Sophiensaale veranstaltete, fiel sehr glänzend aus. Die Minister Schmerling, Mecséry, Lasser, Hein und Wickenburg, mehrere Mitglieder des Herren- und des Abgeordnetenhauses des Reichsrathes, die Gesandten von England, Frankreich, Rußland, Preußen, Nordamerika und viele andere Mitglieder des diplomatischen Korps, mehrere Generale, der Bürgermeister von Wien, die Matadore der Handels- und Finanzwelt 2c. waren auf dem Balle erschienen. Die Tanzordnung war zierlich als Zeitung mit Zeitungshalter dargestellt. Sie nannte sich ein „nächtliches Organ für Tanzende" und begann

Digitized by Google

mit einem Programm: „Was wir wollen", worin den Tanzenden Goethe's Vers:

„Sehe Jeder, wo er bleibe,
Und wer steht, daß er nicht falle",

zur Beherzigung zugerufen ward. An Stelle des Leitartikels stand die Anzeige: „Unsere Leitartikel spielt heute Herr Johann Strauß." Die Börsen-Nachrichten hatten folgende witzige Fassung: „Konkordia-Börse am 19. Jäner. Rente schwach; die Börse wie gewöhnlich leer. Die Coulisse stark engagirt. Viel Geschäft in neuen Anlehen und Kredit. Staatspapiere, bei fehlenden Stücken, sehr begehrt. Aeltere Schuld wenig berücksichtigt; in neuer theure Prolongation. Silber gesucht, Gold noch mehr. Dukaten mehr auf Zeit gewünscht. Auffallender Mangel an jungen Losen, alte vernachlässigt, Wechsel verlangt. — Im heutigen Abendgeschäft rascher Aufschwung, viel Verkehr, Devisen anziehend. Schluß lebhaft, ältere Effekten weichend, angenehme Stimmung, vortreffliche Haltung. Kost etwas theuer. Ganz zum Ende kleine Schwankungen."

— Bei der lateinischen Inschrift auf dem Reffel-Monumente ist, wie die „Neuest. Nachr." bemerken, nach den Worten: „patria Austriaco" ein leerer Raum gelassen. Das genannte Blatt stellt nun die Frage an das Reffel-Komité oder den Wiener Gemeinderath: ob diesen leeren Raum nicht die Worte „natu Bohemo" (von Geburt Böhme) einnehmen sollten? Im ursprünglichen Inschrifts-Entwurfe seien diese Worte gestanden und auch auf der Monumentstafel sollen dieselben bereits gegossen gewesen sein!

— Das große Avancement der Armee ist bereits von Sr. Majestät signirt und an das Kriegsministerium herabgelangt. In den betreffenden gut unterrichteten Kreisen versichert man, daß ein großer Theil der Avancements-Liste auf die Kavallerie entfalle, in der bekanntlich das Avancement in den letzten Jahren ein sehr spärliches war. — Außer den Avancements für die Armee soll der Neujahrstag auch für andere Kreise Ueberraschungen bringen. So verkündet man mit Bestimmtheit die Ernennung einer Anzahl von Advokaten. Das neue Preßgesetz ist bereits erschienen, jedoch ohne die umfassende Preßamnestie. Was letztere betrifft, so erzählte man, daß die betreffenden Aufträge für die Kronländer in der hiesigen Centralstelle bereits vorbereitet liegen.

— Daß die Parteien oder ihre Vertreter ihr eigenes Papier zu den Gerichten bringen müssen, ist eine bei einzelnen Gerichten in Wien bereits früher beobachtete, neuerlich jedoch ausnahmslos bei allen Gerichten eingeführte Norm. Bei dem k. k. Wiener Landesgerichte jedoch hat das Ersparungssystem noch größere Dimensionen angenommen, und es wird auch von den Parteien die Mitbringung einer Feder verlangt; außer der Feder des Referenten gibt es im Verhandlungssaale keine Feder. Ein Advokat, der das schwere Räthsel, seinen Namen ohne Feder zu unterfertigen, zu lösen hatte, fand hierzu bald den Schlüssel, er tauchte seinen Finger in's Tintenfaß und schrieb mit soich' tintengetränktem Finger in zwar nicht feinen, aber leserlichen Zügen, seinen Namen hin. (G. H.)

In **Wiesbaden** wurde in der Neujahrsnacht im Café Paris eine wahre Schlacht zwischen Deutschen und Franzosen geliefert, bei der es viele blutige Köpfe, doch glücklicherweise keine gefährlichen Verletzungen gab. Eine starke Gesellschaft von Franzosen sang in einer Abtheilung des Lokales die Marseillaise, darauf stimmten die Deutschen, die dies als eine Provokation ansahen, das „Deutsche Vaterland" an und so entwickelte sich aus einem Mißverständniß plötzlich ein Kampf, in den die ganze zahlreiche Gesellschaft verwickelt wurde und der mit der Niederlage der Franzosen endete.

Znaim. Wie der Mähr. Korresp. berichtet, machen sich in Betreff der Durchführung des Projektes der Staatsbahn, durch eine Bahn über Znaim und Iglau die Verbindung zwischen Wien und Prag herzustellen, namhafte Schwankungen bemerkbar. Die Hauptursache soll in den größeren Kosten liegen, welche das Terrain wegen seiner nun ermittelten Schwierigkeiten veranlaßt und daher die Rentabilität der Bahn in Frage stellt. Wir hören aus glaubwürdiger Quelle, daß gegen die von der Brünner Handelskammer so warm befürwortete Bahnverbindung Znaims mit Wien von Seite mehrerer Brünner Handelsleute und Industriellen stark agitirt wird. Dieselben besorgen wahrscheinlich von Seite dieser Bahnstrecke einen nachtheiligen Einfluß auf den Brünner Kommerce. Da die Entscheidung über die Differenzen zwischen der Nord- und Staatsbahn und über die angesuchte Konzession einer Bahn Stockerau-Znaim als Flügel der Budweiser Bahn in nächster Zeit gewärtigt wird — wie dies auch vom Handelsminister zufolge einer Interpellation im Reichsrathe in Aussicht gestellt wurde, so wäre wohl jetzt der geeignete Zeitpunkt, durch eine Deputation geeigneten Ortes die Interessen der Stadt Znaim zu wahren und auch die eventuellen Opfer, welche die Kommune zu bringen hätte, zu präcisiren.

Literatur und Kunst.

— Die Königin Viktoria hat eine zweite Auswahl von Schopke's „Stunden der Andacht" veranstaltet. Sie wird unter dem Titel „Betrachtungen über das Leben und dessen Religionspflichten", wie die erste Sammlung „Betrachtungen über Tod und Unsterblichkeit", durch Miß Rovan in englischer Sprache veröffentlicht werden.

— Viktor Scheffel, der gemüthvolle Dichter des „Ekkehard" und des „Trompeters von Säckingen", der sich wegen Gemüthsleiden in einer Heilanstalt zu Allenau befand, ist von da glücklich hergestellt entlassen worden.

— In Berlin ist die polizeiliche Beschlagnahme der Druckschrift: „Zur Warnung vor den Kompensationen in der preußischen Militärfrage. Sechs Briefe an einen Abgeordneten von W. Rüstow," verfügt worden.

— An der Hochschule in Königsberg wird ein

Digitized by Google

Lehrstuhl für Geschichte und Aesthetik der Tonkunst errichtet werden.

— Um einem, noch am Sterbebette dringend geäußerten Wunsche des Kardinals Morlot zu entsprechen, soll in Paris ein Todtendenkmal für die zahllosen Menschen errichtet werden, deren Gebeine in den Katakomben aufgeschichtet liegen. An der Ausführung betheiligen sich außer der Stadtbehörde auch die hohe Geistlichkeit und der Kultusminister.

— In dem Kloster der Dominikaner zu Lodi in der Lombardie ist ein Gemälde von Leonardo da Vinci aufgefunden worden.

— Mit dem nächsten Frühjahr wird die Künstlerschaft Münchens eine permanente Verkaufsausstellung von Kunstwerken dort lebender Künstler eröffnen, welche namentlich freunde Ankäufe und Bestellungen erleichtern und vereinfachen soll. Mit Leitung des Unternehmens sind die Künstler Otto Wustlich und Johann Mali betraut worden.

— Kotzebue's „Menschenhaß und Reue" macht noch immer Glück. In Paris wird es von der Truppe der Frau Brünning deutsch, im Odeontheater französisch gegeben und hat in beiden Sprachen beim Publikum Erfolg.

— Der Dichter Weilen, welcher eigentlich Weil heißt, und früher Lieutenant, später Bibliothekskriptor war, ist nun zum Professor der deutschen Literaturgeschichte an der Wiener Kriegsschule ernannt, bei der dieser Lehrstuhl erst neu errichtet wurde.

— Ein Zeichen, wie sich die Dinge in Oesterreich geändert haben, ist wohl auch das, daß die berühmte Firma Hoffmann und Campe in Hamburg, welche früher auf der österreichischen Proskriptionsliste stand, — ein Buch von Campe und Verbot war nahezu identisch — beinahe sämmtliche Verlagswerke in Wien drucken läßt.

— Mit Neujahr hat in England ein artistisches Journal zu erscheinen begonnen, das ausschließlich der Bildhauerei gewidmet ist und „The Sculptor" heißt.

— Richard Wagner hat in Wien konzertirt und Bruchstücke aus seinen beiden, noch nicht aufgeführten Opern: „Die Meistersänger" und „Die Nibelungen" zum Besten gegeben. Die Kritik spricht sich ziemlich allgemein wenig erbaut davon aus.

— Dr. Löwe, ein Deutscher, hat in Paris vor Künstlern und Gelehrten Proben seiner heliosplastischen Erfindung abgelegt, welche in der Aufnahme von Photographien auf Kupfer, Stahl und Stein in Relief besteht. Diese Platten werden chemisch in Clichés für die Buchdruckerpresse verwandelt: auf diese Weise stereotypirt er Bilderplatten. Er soll eine Buchdruckereikonzession erhalten.

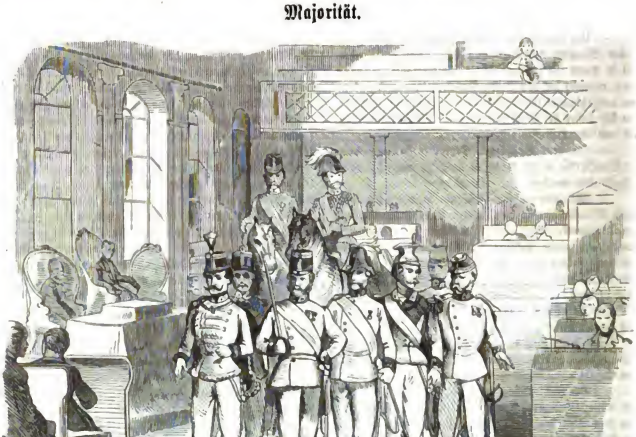
Empfehlungen.

Eine Ankündigung von Karl Beermann in Berlin (Unter den Linden 8), welcher in mehreren in- und ausländischen Zeitungen die amerikanischen Fleischhackmaschinen zu ziemlich billigen Preisen anbietet, bringt uns auf einen Gegenstand, der seiner Wichtigkeit wegen einer eingehenderen Besprechung, die wir uns jedenfalls vorbehalten, würdig wäre, den wir jedoch auch schon heute, so weit es der Raum gestattet, erörtern wollen. Es ist dies die Londoner Weltausstellung, oder richtiger die auf derselben aufgestellt gewesenen Maschinen und Geräthe für den gewöhnlichen Haushalt, durch welche eine totale und wünschenswerthe Aenderung der socialen Stellung des Weibes angebahnt werden soll. Die erste Veranlassung aller dieser Maschinen, von der Nähmaschine angefangen, welche mit einer Zeiterspniß von 200 Procent arbeitet, bis zur Apfelschäelmaschine, die in einer Minute 20 bis 30 Aepfel schält, war der Wahlspruch der Engländer und Amerikaner: Time is money! und die Beherzigung des statistisch erwiesenen Umstandes, daß von den das 30. Jahr erreichenden Personen weiblichen Geschlechtes kaum 40 Procent heiraten und also in die Lage kommen, diese ursprüngliche Bestimmung des Weibes, zu heiraten und Kinder zu erziehen, zu erfüllen. Aber nicht nur diese 40 Procent, sondern das ganze weibliche Geschlecht wird so erzogen, als ob es eben nur heiraten und nie etwas anderes unternehmen müßte, als die Verrichtungen im Haushalte der Familie zu besorgen. Diese täglich wiederkehrenden Geschäfte und Nergeleien sind aber so vielsach und zeitraubend, daß sie der geistigen Fortbildung des weiblichen Geschlechts, der Erfüllung ihres allgemeinen menschlichen Zweckes, ein nützliches Glied der Gesellschaft zu sein, im Wege stehen, und wir müssen demnach die Richtung der Erfindungen freudig bewillkommen, welche dahin abzielt, durch den Gebrauch von Maschinen zur schnellen und genauen Besorgung der Geschäfte des Haushaltes dem weiblichen Geschlechte vor Allem Zeit und damit die Gelegenheit zu verschaffen, sich auch in der Ehe, welche bei uns meist der Bretterverschlag jedes Fortschreitens auf intellektuellem Gebiete wird, weiter auszubilden oder aber im ehelosen Zustande durch Besorgung eines, bisher nur den Männern überwiesenen Geschäftes oder einer industriellen Unternehmung sich Lebensunterhalt und hiermit Unabhängigkeit zu schaffen.

In England und Amerika sind weibliche Telegraphisten und Postmeister keine Seltenheit mehr, weibliche Schriftsetzer werden sogar sehr gesucht, und weibliche Komis fangen bereits bei uns heimisch zu werden an, und es ist hierbei nur der Unterschied, daß alle diese Personen nebstbei ihre häuslichen Verrichtungen nicht vernachlässigen, sondern mit Hilfe ihrer Maschinen in der kürzesten Zeit und nebenbei besorgen. Solche Maschinen nun, deren Beschreibung wir uns für das nächste Heft aufsparen, und deren einige bereits auch bei uns erzeugt worden sind, Nähe-, Wasch- und Windemaschinen, vervollkommte Geräthe zum Kehren, Plätten, Kochen, Semmelreiben, Messerputzen, Schneeschlagen u. s. w. Wir werden auf jedes derselben, und die Adressen der Erzeuger zurückkommen.

Digitized by Google

Majorität.



Wie sich der Hans aus Přelauč die Majorität des Landtages vorstellt.

Korrespondenz der Redaktion.

Herrn F. C. Sch in Melnik: Der angebotene Roman ist uns zu lang, auch entscheiden wir uns nie früher über die Aufnahme, als wenn wir das Manuskript in Händen haben.

Herrn Ernst L. in Leitmeritz: Nicht getroffen.

Herrn Adalbert Sch..... in W.-Neustadt: Nicht errathen.

Herrn Josef Dit... in Prag: Nicht errathen.

Herrn A. Meyerhoffer in Linz: Ihrem Ansuchen wird entsprochen. Die zwei Hefte kosten 50 kr. öst. W.

Herrn Wenzel Michales, Redakteur in B.-Leipa: Ihr freundliches Schreiben hat uns sehr gefreut. Wir danken herzlich.

Herrn Karl P.... in Prag: Nicht errathen.

Herrn Herrmann H. in Krakau: Nicht errathen.

Herrn Ignaz Fuchs in Neusatz: Wir danken.

Herrn Glückauf in Prag: Ihren ersten April können wir nicht brauchen. Bitte darüber zu verfügen.

Herrn Ernst H. in Hradischko. Ihrem Wunsche soll nach Thunlichkeit willfahrt werden. Was soll mit dem letzten Manuskripte geschehen?

Herrn Valerius Rone in Prag: Die tolle Laune des armen Teufels von einem Juristen ist weder juridisch, noch ist sie ästhetisch schön. Werden Sie um Gotteswillen kein Schriftsteller, Sie können gewiß ein besserer Jurist werden.

Herrn August Lieb... in Pisek: Schicken Sie nur zu, vielleicht können wir doch Etwas verwenden.

Herrn Oskar H. in Reichenberg: Fremd, diese „Liebhaberin" können wir nicht brauchen; sie ist zum Scherze zu ernst und zum Ernste viel zu komisch. Vielleicht etwas Anderes?

Herrn Ferdinand H. in Prag: Blos 18 und 23 errathen, die übrigen sind falsch. Nur zu, es wird schon gehen.

Ein langjähriger Abonnent im Kloster bei Brünn: Danke sehr, solch' geistreiche Beiträge können wir immer brauchen.

Digitized by Google

Feuilleton.

Humoriſtiſche Weltgeſchichte.

Vorgetragen von Profeſſor Viſchi-Waſchi.

Dritte Vorleſung.

Geſchichte der Römer.

Der erſte Schauplatz der römiſchen Geſchichte iſt Italien, aber nicht jenes Italien, welches wir aus den Begebenheiten der Gegenwart kennen, denn dieſes will Rom verſchlingen, während das alte Italien von Rom verſchlungen wurde. Die einzige Aehnlichkeit zwiſchen beiden iſt nur die, daß verſchlingen und verſchlungen werden dort immer an der Tagesordnung iſt, und heute, ſo wie ehemals die Grundfigur des Landes ein Stiefel iſt, für deſſen Unſterblichkeit die Parlamentsredner ſchon Sorge tragen. In den älteſten Zeiten wohnten daſelbſt unzählige Völkerſchaften, von denen man aber wenig mehr weiß, als ihre Namen, die ich nicht anführen will, da ſie nicht der Rede werth ſind. Um auf die Gründung Roms zu kommen, müſſen wir auch des Königs Latinus gedenken, des Schwiegervaters des trojaniſchen Sekondelieutenants Aeneas, deſſen Streifzüge Jedermann, welcher Blumauers Aeneide, oder die lateiniſche Ueberſetzung derſelben von Virgil geleſen hat, bekannt ſein werden. Als nämlich Troja, welches oder wieder nicht das Troja bei Prag iſt, durch ein Roß eingenommen wurde, flüchtete beſagter Aeneas mit einigen Kompagnien trojaniſcher Infanterie in einige Schiffe und nahm Reißaus. Ich will damit ſeiner militäriſchen Ehre nicht nahe treten; mit dem Ferſengeld, welches er zahlte, kaufte er eines der größten Reiche der Welt, und ſomit muß es ein gutes Geld geweſen ſein. Da er floh, ohne zu wiſſen wohin, auch ſonſt das Pulver nicht erfunden hatte, begegneten ihm viele verrückte Abenteuer, von denen ich aus Mangel an Zeit nur eines berühren will. Es iſt dieſes das Techtelmechtel mit der Königin Dido, bei welchem ſich Herr Aeneas recht infonnett benommen haben ſoll. Königin Dido, nach einigen Geſchichts- und Sprachforſchern germaniſchen (die do), nach andern ſlaviſchen Urſprunges (ti to), war ein ſehr ſchönes Frauenzimmer, ſo was man heut zu Tage ein ſouderes Kerlchen nennt. Außerdem war ſie ein luſtiger Tauſendſaſſo und ſoh den ankommenden Herrn Aeneas, von dem ſie recht viel Zeitvertreib hoffte, gerne. Aeneas erzählte ihr ſeine Schickſale, klagte, wie er auf der Flucht ſeine Gemalin Kreuſa mit ſammt der ganzen Kaution verloren habe, wie es ihm ſo bange ſei und ſo weiter mehr, bis Dido Gefallen an dem ſchmachtenden Sekondelieutenant fand und ihn zu ihrem Premier zu machen beſchloß. Sie arrangirte ein Gartenfeſt auf der kartagineniſchen Soſteninſel und lud Herrn Aeneas ein. Dieſer kam. In ſeinem neuen blitzblanen Waffenrocke mit den vorzüglich genähten Unausſprechlichen, einem Geſchenk der galanten Dido, ſoll Aeneas ganz paſſabel ausgeſehen haben, und man kann es demnach der armen Dido nicht übel nehmen, wenn ſie vom Anblick ihres Geliebten, vom ausgezeichneten kartagineniſchen Unterhoſen und den Klängen der dortigen Sofol-Muſik berauſcht mit Aeneas in die Laube ging. Sie hatte ja Neſtroy's „Einen Jux will er ſich machen" nicht geleſen und wußte nicht, daß es ſich nicht ſchicke. Aeneas liebte, da er aber trojaniſcher Officier war, liebte er nicht lange. Die Sehnſucht nach Italien, wohin er verſchlagen zu werden gedachte, trieb ihn wieder auf's Meer, und da dieſe Sehnſucht ſtärker war, als ſein Gewiſſen, welches ihn zu der unglücklichen, über Alles liebenden Dido hätte ziehen ſollen, nahm er abermals Reißaus und ſchwamm fort. Man ſieht, daß er ſich noch und noch immer mehr dazu qualificirte, Rom zu erobern, und daß Dido eigentlich nichts anderes war, als das antike Caprero. Dieſes Caprera verſtand aber den Spaß des Aeneas ſchlecht. Der ſchlechte Kerl hat mich verlaſſen, dachte ſich Dido, ich will nicht mehr lieben, denn es wäre eine Schande für mich, von einem Liebhaber verlaſſen worden zu ſein, den ich mir erſt vom Kopf bis zum Fuß habe anziehen müſſen. Die geſchätzten Zuhörer mögen aus dieſer Aeußerung Dido's erſehen, was damals für vortreffliche Zeitrn waren, wo die Liebhaber ſtatt Haarlocken Unterhoſen, und ſtatt Liebesbriefen Poletots erhielten. Alſo Frau Dido beſchloß ſich zu verbrennen, und that es auch, nur ſchweigt die Geſchichte darüber, in wen ſie ſich auf's Neue verbrannt hat.

Aenros ſchwamm weiter. Der Abſchied von Dido war ihm drunch ſchwer geworden, denn auf dem Schiffe hatte er nichts als Häringe zu eſſen, welche gefangen und mit ſeinen Thränen eingeſalzen worden waren. Endlich nach einer mehrmonatlichen Fahrt kam er in ſein Mexiko, nach Latium, erließ aber keine Proklamation, ſondern beſchloß mit ſeiner Schar die auf den letzten Mann zu fechten. Geſagt, gethan! Aeneas focht gerade vor der Thüre des Königs Latinus als ihn die Tochter desſelben,

Digitized by Google

die schöne Lavinia erblickte und sich in ihn verliebte. Darnach zu schließen, muß Aeneas ein sehr hübscher Mann gewesen sein, der bei irgend einem Tanzmeister den Anstand gelernt hatte, kurz Lavinia verliebte sich in ihn, rief ihren Vater den König, und dieser gab dem fechtenden Aeneas seine einzige Tochter zum Almosen. Mit seiner dritten Frau lebte er als pensionirter Kapitän der lateinischen Armee vortrefflich, regierte in seinen freien Stunden den Staat mit vielem Erfolg, denn es dauerte gar nicht lange, hatte er einen Sohn, welcher in der Taufe den Namen Aeneas Silvius erhielt. Aeneas starb und nach ihm kamen eine ganze Reihe tapferer Helden auf den Thron, und denen schon nach seiner Zeit mit Hülfe einiger Poeten Trauerspiele werden können. Endlich hatte die Familie ein großes Malheur. Eine der Prinzessinnen, Rhea Silvia mit Namen, blieb ledig und bekam 2 Söhne, Romulus und Remus, deren Amme eine gutherzige Hyäne wurde, welche, als sie die Kleinen abgestillt hatte, beschäftigungslos herumlief, bis sie bei Prag von einem Schäfer erschossen ward. Die beiden hyänenegesäugten Jungens beriefen nun die Spitzbuben von ganz Italien zusammen und beschlossen ein Volk zu werden. Sie bauten eine Stadt und lebten in Frieden und Eintracht, wobei Romulus seinen Bruder umbrachte. Man wird diese Ruhe in der Stadt begreiflich finden, wenn man bedenkt, daß es daselbst nicht ein einziges Frauenzimmer, und demnach keine Veranlassung zu Spektakeln gab. Dieser beseligende Zustand wurde aber dem jungen Volke unangenehm, sie sehnten sich nach Krieg und Kampf und beschlossen zu heiraten. Sie nahmen beim dortigen Bezirksamte die Celaubniß zur Errichtung eines Dilettantentheaters, fludirten die „lachende und die weinende Anna" ein und luden das benachbarte Volk der Sabiner als Publikum ein. Wie zu erwarten stand, kamen denn auch eine Anzahl Frauen und Mädchen daher, um dem Schauspiele beizuwohnen, und dies benützen die Römer und heirateten sie vom Fleck weg. Als die zurückgekehrten Männer ihren Gefährten diese Vorschaft brachten, entstand unter den Sabinern ein großer Tumult. Die Verheirateten, deren Frauen getraubt worden waren, riethen zur Ruhe, und wollten nichts von der Wiedereroberung wissen; die Brantigame aber und Liebhaber machten Spektakel, rüsteten sich und zogen in den Kampf. Man stand sich bereits gegenüber. Die römische Artillerie hatte einen günstigen Posten und mit den Sabinern stand es schlecht. Das Zeichen zum Kampfe sollte gegeben werden, da rückten die mit Kochlöffeln bewaffneten Sabino-Römerinnen auf das Schlachtfeld und erklarten, mit ihren Männern zufrieden zu sein. Die ganze Front der Romer verneigte sich auf dieses Kompliment und die Sabiner zogen mit einem saueren Gesichte ab, um innerlich über die Unbeständigkeit der Weiber zu raisonniren. Zur Aufklärung dieser letzten Situation muß ich noch hinzufügen, daß die Römerinnen einstimmig ihre Zufriedenheit erklärt hatten, weil sie erst sehr kurze Zeit verheiratet waren. Auf Romulus folgte ein gewisser Numa Pompilius, ein Mann, welcher den Frack jeder übrigen Kleidung vorzog und darum Philosoph genannt wurde. Diesem folgte Tullus Hostilius, ein Krakehler, welcher gerne Krieg führte, ohne anzugehen, für eine Idee zu kämpfen. Einst kam er mit der Stadt Alba longa in Streit und dagaus entspann sich ein Krieg. Um ihm so unblutig als möglich zu machen, wurde beschlossen, daß von jeder Seite drei Männer mit einander raufen sollten, und zu diesem Behufe suchte man die Horaischen und Kriegischen Brüder aus. Sämmtliche waren Turner und Verbindungsstudenten und hieben ganz unbarmherzig auf einander ein. Endlich siegten die Horatier, und es wurde zur Feier des Sieges auf dem Schlachtfelde ein Kommers arrangiet, wobei den Gepriigelten verschiedene Salamander gerieben wurden. Hierauf ereignete sich lange, lange nichts Merkwürdiges in Rom, bis endlich das neue Gemeindegesetz daselbst eingeführt wurde und die Verwaltung in die Hände der Stadtverordneten kam, welche damals Konsulen genannt wurden. Diese Konsulen gingen stets in Gesellschaft von Liktoren, so viel wie unsere Wiertelmeister, spazieren und sahen am Forum, was wieder so viel wie unser Rathhaus ist, zu Gericht. Gerade als es in Rom eine Neuwahl gab, kam der Oberherr einer etrurischen Stadt Namens Porsenna, um Rom zu erobern. Er war auch glücklich bis zur Tiberbrücke gekommen, und das römische Heer floh, wie nur ein römisches Heer fliehen kann, als sich der Kommandant der berittenen römischen Scharfschützen mit Namen Dr. Horatius Cocles dem Feinde entgegenstellte und ihn so lange beschäftigte, bis hinter ihm die Brücke abgebrochen und Rom gerettet war. Sodann sprang er in den Fluß und schwamm auf die Schützeninsel, wo ein großes Bankett abgehalten wurde. Porsenna konnte nun, da er keine Pontons hatte, nicht in die Stadt hinein. Er belagerte sie aber, und die Römer bekamen sehr bald Hunger, da unterwahrn es der römische Rauchfangkehrer Mutius Scävola, den Porsenna zu ermorden. Er schlich sich durch den Kamin in sein Zelt, wo er zwei Männer sitzen sah, und erwordete den Reichangekleideten. Dieser war aber der Schreiber des Porsenna, welcher Mutius ergreifen ließ und in's Feuer zu werfen befahl. Mutius lachte und gab an, er sei unverbrennlich, denn er sei affekurirt und überdies Besitzer einer Wertheimerischen Kasse. Um den Beweis herzustellen, steckte er die rechte Hand in ein Kohlenbecken, sog sie ganz verkohlt heraus, wickelte sie hierauf in seine Affekuranz-Polizze und siehe da, die Hand war wieder frisch und gesund. Vor solchen Menschen nun bekam Porsenna Frecht und zog ab. Nun war Rom befreit und glücklich. Dieses Glück dauerte jedoch nicht lange, denn da der Kaffee und die sonstigen Lebensgenußerdurnisse sehr theuer waren, hatten die Plebejer, das ist das zu Fuße gehende Gesindel, viele Schulden und konnten sie nicht zahlen. Die Patrizier, römische Geldgeber, Banquiers, Müller und Bäcker, verlangten ihr Geld, und so gab es einen tüchtigen Indenkradall, der so weit ging, daß die Plebejer auswanderten und sich eine eigene Stadt bauen wollten. Endlich ließ man ihnen einige Percente nach und sie kehrten nach Rom wieder zurück, besonders hiezu bewogen durch die hübsche Erzählung vom Magen, welcher allein essen muß, damit die Glieder arbeiten können. Der damals merkwürdigste Mann in Rom war der römische Premyßl, Cincinnatus, welcher ebenfalls vom Pfluge zur Diktatur abberufen wurde, jedoch bereits nach sechzehn Tagen, als er Roms Feinde auf's Haupt geschlagen hatte, wieder zum Pflluge zurückkehrte. Aber nicht alle Römer waren so tugendhaft. Da gab es unter andern einen Konsul Namens Appius Claudius, welcher die hübschen Mädchen gern hatte, und sich in eine Marchaude des modes Namens Virginia verliebte. Dieses Mädchen war aber die Tochter eines bürgerlichen Kriegers, welcher keinen Spaß verstand und den Herrn Konsul, als er seinem Mädchen nachschlich, hinauszuwerfen haben soll. Dieser sann nun auf Rache und ließ den Vater mit sammt der Tochter vor seinen Richterstuhl laden, um die Tochter, unter dem Vorwande, sie sei ein unterschobenes Kind des Virginius, einem andern und hiermit sich zuzusprechen. Das geschah auch und Virginius, um seine Tochter zu retten, stieß sie nieder, bis ihr der Athem ausging und sie starb. Zu ihrem Andenken wurden die Virginia-Cigarren erfunden, welche nun an den Tod ihrer ersten Namensträgerin zu erinnern, selten Lust haben. Zum Schlusse dieses Abschnittes müssen wir noch eines tapfern Mannes, des Feldmarschalllieutenants Furius Camillus Erwähnung thun, welcher einen Schulmeister aus Falerii ganz exemplarisch bestrafte. Camillus belagerte nämlich Falerii und da kam denn der Schulmeister mit allen drei Klassen in's Lager, um gegen ein anständiges Honorar dem Feinde die Kinder auszuliefern. Camillus, empört über diesen Verrath, explicirte den Kindern den Sachverhalt, gab jedem einen Haslinger, ließ den Schulmeister entkleiden und nun trieben ihn die Jungens mit ihren Stöcken in die Stadt zurück! Wie manchem mußte dies ein vordem nie empfundener Hochgenuß sein, dem Lehrer die schlechten

Digitized by Google

Klassen und die Strafaufgaben so heimzahlen zu können. Von der Belagerung Roms durch Brennus ein nächstesmal.

Humoristisches.

Herrmann-Denkmal. Als in der letzten Sitzung des Wiener Gemeinderathes der Berichterstatter der Finanzsektion den Antrag wegen des Herrmann-Denkmals las, sagte auf der Galerie ein Zuhörer, dessen historische Kenntnisse nicht bis zur Schlacht im Teutoburger Wald reichten, zu seinem Nebenmanne: Hören's, was bei uns nicht Alles geschieht! Jetzt wollen's dem Herrmann auch schon ein Denkmal setzen, dem Taschenspieler! Sind denn die Herren nicht recht gescheit?

Ein Landmann kam nach London und ging in einen Laden, in welchem ein Notarius mit seinem Schreiber war. Er fragte den Ersteren, was man hier zu verkaufen habe. „Eselsköpfe," antwortete dieser. — „So," entgegnete der Bauer, „die Waare muß gut abgehen, denn ich sehe nur noch zwei hier."

Zu einem sächsischen Strumpfwaarenhändler kam ein Herr und wollte für seine großen Hände gewirkte Handschuhe kaufen. Der Kommis legte ihm eine Nummer größer als die andere vor, und als auch die allergrößte noch zu klein war, meinte der Kommis: „Härense, mei kätestes Herrechen, nu mehro müssen wer bei die Strümpfe anfangen."

Frage, Antwort und Bemerkung. A. „Wie geht's denn dem F. jetzt?" — B. „O, der lebt wie Gott in Frankreich!" — A. „Ach, der unglückliche Mensch!"

Sprüche. Die Natur hat dem Arzt geholfen, wenn wir leben geblieben, der Arzt hat der Natur geholfen, wenn wir gestorben sind.

— Die Frau ist ein Zeitwort; wir wollen es aber thätig und nie leidend.

— Die Ehe ist der Schlußpunkt der Liebe, die Liebe ist der Beistrich der Ehe, und hübsche Gesichter sind die Anführungszeichen beider.

Der größte Luxus. „Ich finde es nur in der Ordnung," sagte eine Dame zu einem Hagestolzen, „daß alle Luxusgegenstände besteuert werden. So wäre ich auch dafür, daß alle Hagestolzen besteuert würden." — „Bitte recht schön, schöne Frau," antwortete der Hagestolz, „wo von einer Steuer auf Luxusgegenstände die Rede ist, so ist die Reihe an den Ehemännern, denn eine Frau ist unstreitig der größte Luxus.

Eine Dame sagte zu einem über sechs Fuß großen, häßlichen Menschen, als sich derselbe von ihr verabschiedete: Bleiben Sie nicht so lang und kommen Sie hübsch wieder.

Ein Schauspieler sollte den Max in Wallensteins Tod spielen, als ihm aber der Harnisch gezeigt wurde, wollte er diesen nicht anziehen, weil er von Pappe war. Aber liebes Herrchen, sagte der Garderobier, alle Maxen haben darin gespielt und Schiller sagt ja selbst: daran erkenn' ich meine Pappenheimer.

Eine prätenziöse Köchin kam zu einer Herrschaft, deren Küche sehr klein war. Spöttisch drehte die Köchin sich darin um und sagte zu ihrer Dame: Ich komme mir vor wie eine Henne. Wie so denn? fragte die Frau. Je nun, ich kann das Küchlein unter meine Krinoline nehmen.

Eingesteckt ist eingesteckt. Richter zum Diebe: Ihr seid überführt, abermals gestohlen zu haben und werdet dafür zwei Jahre eingesteckt. Dieb: Aber bester Herr Kollega — Richter: Kerl, wie kann er sich unterstehen, mich Kollega zu nennen? Ihn soll gleich das — — Dieb: Na, beruhigen Sie sich nur, die Sache ist ganz einfach: Ich habe eingesteckt und nun stecken Sie mich ein. Eingesteckt ist eingesteckt.

Kleine Prager Chronik.

Wovon soll ich Dir früher erzählen, lieber Leser? Soll ich Dir ein Bild des Landtages entwerfen, oder Dir den Sturm beschreiben, der daselbst wüthete, und dessen Veranlassung das böhmische Interimstheater war? Nicht doch, wozu sich in Dinge mischen, welche unmöglich heiter stimmen können, wir wollen lieber die Ursache des gedachten Streites zum Gegenstande unserer Besprechung machen. Das Interimstheater steht nun schon mehrere Monate, es wird darin mehreremale in der Woche gespielt, und was war bisher das Resultat dieser Wirksamkeit? Einige Uebersetzungen deutscher Stücke, ein einziges Original und dieses eine ist durchgefallen. Es ist keine Intoleranz gegen die zweite Nation im Lande, welche mich so urtheilen heißt, ich und jeder gerecht Denkende wird den Böhmen ihr Theater nicht nur gönnen, er wird sich sogar darüber freuen, daß sie eines haben, denn ein gutes Theater ist ein Bildungsinstitut des Volkes und ein gebildetes Volk der liebenswürdigste Nachbar; mich brachte zu dieser Erörterung meine getäuschte Erwartung. Ich dachte, daß die jungen, mitunter strebsamen Literaten die Gelegenheit ergreifen und durch Vorführung ihrer Geistesprodukte sich und der Sache ihrer Nation dienen werden, und es hat außer einem einzigen, sonst keiner auch nur ein Lebenszeichen von sich gegeben. Aber auch die Bearbeitungen und Uebersetzungen sind keineswegs so beschaffen, daß sie zur Heranbildung eines Publikums geeignet wären. Freitags geistreiche „Journalisten" wurden ziemlich verballhornt und ohne Geist bearbeitet, die Herren, welche sich damit befassen, ziehen nie die Situation zur Höhe des Stückes empor, sie reißen das Stück zur Situation herab, und verderben damit den Eindruck desselben. Doch lassen wir die Fehler auf literarischem Gebiete und erzählen wir uns Etwas von den rein menschlichen. Es ist merkwürdig, wie sehr in unserer Zeit die Selbstmord- die und Verbrechen sich mehren, es ist, als ob das böse Prinzip einen Kampf auf Leben und Tod mit der sittenmildernden Civilisation eingegangen wäre, welcher Kampf so wie jeder andere seine Opfer verlangt. Und vorzüglich sind es die Kindesmorde, welche abermals öfter denn je vorkommen und Zeugniß geben, wie gelockert die moralische Kraft bei den niedern Volksschichten ist. Wir hatten in der letzten Woche hier ein gar trauriges Begräbniß. Ein junger hoffnungsvoller Mann erkrankte am Typhus und benützte die Abwesenheit seiner Wärterin, um im höchsten Grade des Deliriums sich ein Messer in die Brust zu stoßen. Jedermann kann sich den Schmerz der bedauernswürdigen Eltern ermessen, deren Freude der junge Mann war, und Jedermann möge daraus entnehmen, welch' wichtige Person eine gewissenhafte Krankenwärterin ist. Die überaus milde Witterung in der letzten Zeit hat unsere Baumeisterherrn verleitet, schon hie und da arbeiten zu lassen, so daß mancher Bau in voller Thätigkeit ist. Ob die noch vorauszusichtlichen Fröste diesen Arbeiten nicht schaden werden, ist eine andere Frage, deren Beantwortung den Sachverständigen zusteht. In letzter Zeit wird hier sehr viel von dem Projekte einer Verbindungsbahn gesprochen, welche mitten durch die Stadt und zwar über die Kleinseite gehen soll. Möglich, daß ein solches Unternehmen für unseren Handel Vortheile hätte, jedenfalls aber wäre ein Durchschneiden der Stadt zu vermeiden, u. z. im Interesse der Bewohner. Wir haben keine so breiten Straßen, daß ein Viertheilen derselben durch Eisenbahnobjekte die Passage nicht hemmen würde, ebenso hat auch jeder Bewohner seines Hauses das Recht auf Ruhe, die durch die vorüberbrausenden Trains auf jeden Fall gestört würde, und endlich hat die Stadt keinen solchen Umfang wie London oder Paris, daß ein Umgehen derselben mit unverhältnißmäßigen Auslagen verbunden wäre. Ueberhaupt scheint das Ganze nur ein Projekt zu sein, das bisher jeder

Digitized by Google

positiven Bestimmung entbehrt. In der letzten Zeit hatten wir eine Seume-Feier und eine ganz stille Lessing-Feier. Die Seume-Feier wurde an verschiedenen Orten unseres Vaterlandes festlich begangen. Die Feier eines der größten Denker Deutschlands, die Feier Lessings beschränkte sich auf die Aufführung seines „Nathan" im k. Landestheater. Die Aufführung dieses Meisterwerkes war eine würdige, und unsere Theaterunternehmung muß für den Fleiß, welchen sie auf das Einstudiren dieses Werkes verwendete, alles Lob gezollt werden. Ueberhaupt ist nun unser Schauspielpersonale so zusammengestellt, daß wir mit demselben vollkommen zufrieden sein können und der Aenderung der Direktion im Jahre 1864 mit Bangen entgegensehen müssten, da dieselbe, und mag sie in wessen Hände immer kommen, uns kaum ein so treffliches Ensemble wird schaffen können. Wunderbar bleibt es auf jeden Fall, daß keiner der deutschen Vereine in Prag auf die Idee verfallen ist, eine Lessing-Feier zu veranstalten, die gewiß von Niemand als großdeutsche Demonstration bezeichnet worden wäre. Der Fasching, wenn auch kurz, hat dennoch kein besonders festliches Ansehen. Mit dem Vereinsball ist die kurze Reihe der hervorragenden Bälle abgeschlossen, da die nationalen Zwistigkeiten die sonst so festlich begangenen Juristen- und Medicinerbälle unmöglich gemacht haben. Es werden wohl noch von Universitätshörern beider Nationen abgesondert ähnliche Bälle veranstaltet, die jedoch kaum als Schatten der sonstigen angesehen werden können, denn concordia res parvae u. s. w. Die letzte Redoute stach durch ihre Lebhaftigkeit und Fülle der Masken von der ersten sehr vortheilhaft ab, besonders eine Maskengruppe, die Napoleon, seine Familie und Viktor Emanuel vorstellte, zog die Aufmerksamkeit Aller auf sich, obwohl sie den einzigen guten Witz machte, daß der Darsteller Napoleons, der den Präceptor machte, seinen Kindern häufig die Ruthe fühlen ließ und sie in eine Parterreloge hineintrieb, welche die Aufschrift „Pensionat" trug. Wie wir vernehmen, sind für die letzten Redouten mehrere ähnliche Maskenscherze bereits angesagt, und wir werden nicht ermangeln, dieselben, sobald sie ausgeführt sind, unseren geschätzten Lesern mitzutheilen.

Gegensätze.

Auflösung der Gegensätze aus dem II. Hefte der „Erinnerungen":

16. Oder, 17. Bernhard, 18. Divan, 19. Vollendung, 20. Schmetterling, 21. Dichtkunst, 22. Wissenschaft, 23. Oxford, 24. Rossini, 25. Lied Frauenmilch, 26. Neckar, 27. Klingelbeutel, 28. Apelles, 29. Diogenes, 30. Oleander.

Aufgaben.

31. Montag.
32. Freude wenig.
33. Auf Nichts Appetit.
34. Modern? Ei ja!
35. Sieben Ohren.
36. Entarteter Sohn.
37. Ein Kain.
38. Ein Nein.
39. Feuerfrack.
40. Mond, zieh' fort!
41. Mian; o immer.
42. Glattes Courant.
43. Sündfluth, Fisch.
44. Flöte, du Weib!
45. Kraftvoll, der?

Auflösung

der Rebus im II. Hefte der Erinnerungen:

1. Linienobereinnehmer. — 2. Linienuntereinnehmer. 3. Eroberer.

Die richtige Auflösung haben eingesendet: Herr Josef Graas, Herr Rudolf Bernhart, Herr Johann Oberberger, Frln. Rosa von Flammerding und Frln. Klara Chmela.

Preis-Rebus*).

*) Der erste Einsender der richtigen Auflösung erhält ein schön gebundenes Exemplar des vortrefflichen Werkes: „Der Böhmerwald" von Wenzig und Krejči. Mit 55 Holzschnitten.

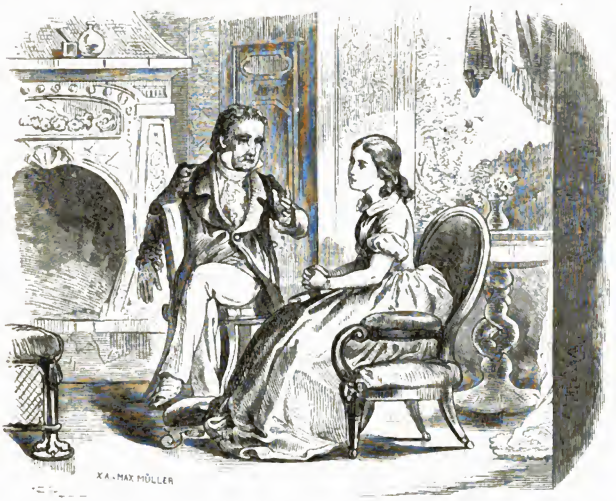
Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Papier und Druck des art.-typ. Instituts von Carl Bellmann in Prag.

Digitized by Google

Erinnerungen.

Illustrirte Blätter für Ernst und Humor.

Band 85. (Drei und vierzigster Jahrgang.) **Heft IV.**



Ein deutscher Krieger.

Novelle von Karl Viktor Hansgirg.

(Fortsetzung.)

Zehntes Kapitel.

Der erste Abend in Chodau.

Da saß Emerenz nun in dem geräumigen Schlosse, wo sie sechsjährig während des Vaters Urlaubszeit sich herumgetummelt. Die riesigen alten Kachelöfen im Renaissancestyl, dem Vertrauen in die Chodauer Waldungen alle Ehre machend, erinnerten sie lebhaft, wie sie hinter ihnen mit einem Andern Versteckens gespielt. Ach! es war Arthur — die schöne kindliche Erinnerung verlor an der Kraft der Illusion durch den Gedanken an Arthur. — Arthur verschollen! — Sie saß da ihrem lieben guten Onkel Karl gegenüber, noch glühte sein Wangenroth und sein liebevolles Herz wie vor vierzehn Jahren so heute, damals noch unter einem ins Graue spielenden blonden Toupet, jetzt unter dem Schnee seiner gleichfalls nach rückwärts gestrichenen Haare. Die sanften Lineamte, die zarten Fältchen seines gedankenreichen und doch so gutmüthigen Angesichts hatten sich schon schärfer markirt, es waren die Leiden und Freuden von vierzehn Jahren hineingegraben. Die rosigen Hände des starken Siebzigers bewegten sich nichts desto weniger hinter den sorgsam aufgestreiften Krausen eben so rührig wie damals und koquettirten mit den vielen blitzenden Ringen, deren einige — Erbstücke der Tante Klarissa gewesen. Die steifen Vatermörder ragten noch immer so furchtbar hoheitsgebietend über die steife weiße Kra-

patte, unter welcher ein vielfach und künstlich gefälteltes Jabot die Sterlichkeit in der Erscheinung des alten Mannes vollendete.

In seinen wohlwollenden und zuvorkommenden Manieren hatte der Greis auch nicht das Geringste eingebüßt, es war das alte begütigende Wesen, der ruhige, aber doch keineswegs gemüthskalte Gleichmuth, die stille, überlegte Art, alles das, was einem Rath und Beistand suchenden Menschen so wohl thut.

Als Emerenz etwas von ihren Reiseplänen mit ziemlicher Hastigkeit fallen ließ, rieth er dazu, diese ernsten Dinge vorerst zu vertagen.

„Du mußt Dir, liebe Emerenz, in unserm stillen Dorfleben doch erst einige Ruhe gönnen. Ich werde Dir alles Sehenswerthe selbst zeigen, Dir über alles Berichtenswerthe berichten. Du wirst in alte Tage und Erinnerungen manchen Einblick erhalten. So gestärkt und gesammelt, werden wir später das Rechte wählen."

Mit der seinem Wesen ungekünstelt innwohnenden Galanterie ließ er Emerenz dennoch in der Schilderung der letzten Vorfallenheiten im Hause und auf der Reise den Vorrang. Mit einem sympathischen Zug, den das Alter so gerne dem Alter schenkt, ließ er sich von dem Abschied erzählen, den Emerenz von Elsbeth genommen.

Die Warnung der sonst nicht sehr humorreichen Haushälterin, Emerenz möchte, durch Klarissa's Vorbild angezogen und durch die Remenscenzen an sie berührt, sich ja nicht zum Klosterleben verleiten lassen, gefiel ihm sehr wohl.

Er glaubte darin eine Anspielung auf die so romanhafte jetzt angeknüpfte Beziehung zu Heinrich von Dornwall zu erblicken und lächelte seine Nichte halb treuherzig, halb geheimnißvoll an.

„Da wäre es auch sammerschade um die braunen Aeuglein, die so frisch und so feurig herumflattern, wenn sie in den Käfig einer Zelle gesperrt werden sollten."

„Eil Jugend und Frische schützt nicht vor dem Nonnenkleide," erwiederte Emerenz naiv und fügte die Frage bei: „War denn Tante Klarissa nicht auch frisch und jung gewesen, als sie sich einkleiden ließ? Ihr sagtet sogar, daß sie einst schön gewesen sei? Ah! — ich werde jetzt uneingekleidet bei meinem guten Vater Elisabethinerin sein!"

„Wahr! Wahr! Tante Klarissa war schön, ihre Persönlichkeit stolz, groß, Achtung gebietend. Ueber die Motive ihrer ersten Einkleidung sind manche Geschichten auf uns gekommen. Unvergeßlich im Andenken dessen, der sie auch nur einmal gesehen, blieb die Gestalt der letzten Kloster- und Chorfrau von Chodau."

„So hat man sie allenthalben genannt, und unter diesem Namen lebt Klarissa in der Umgebung noch weiter?"

„Gewiß! doch der Name der letzten Klosterfrau ist ihr fälschlich beigelegt worden. Daran knüpft sich die interessante Geschichte einer andern Klosterfrau, die ich Dir soeben erzählen will, wenn Du meinem Geplauder gerne Gehör schenkst."

Emerenz blickte ganz freudestrahlend und bat um die Erzählung.

„Es war am 18. März 1782 — Klarissa sagte, daß der Schnee ringsum an diesem Tage noch riesenhohe Wälle um die Garten- und Klostermauern aufgethürmt hatte, als auch unverhofft der damalige Pilsner Kreishauptmann von Widersperg herbeigeschneit kam.

„Dies kugelrunde kleine Männchen, dem stundenlangen eisigen Schneeflockenwurf bei der Hieherfahrt exponirt — sah wie der leibhaftige Schneemann aus — sagte Tante Klarissa.

„Da des Probstes Namenstag im Kloster gefeiert wurde, so konnten die eben versammelten vierundvierzig Klosterfrauen, welche dem Probste persönlich ihre Glückwünsche überbrachten, nicht genug staunen über die dem Probst widerfahrene unbegrenzte Auszeichnung, daß der Kreishauptmann allen höfen Winden und Wettern getrotzt hatte, um das Klosterfest zu verherrlichen.

„Es entstand ein Stöhnen, Käuspern, ein Ei- und Ach-Rufen und Kopfschütteln unter den Klosterfrauen, das niemals seines Gleichen gehabt.

„Der Herr von Widersperg gratulirte auch vor Allem und in aller Form Rechtens dem hochwürdigen Probst, obgleich ihm der Reif auf den spärlichen Locken hing und ein Frostschütteln seine Anrede in Etwas undeutlich machte. So sagte Tante Klarissa.

„Es sollte aber noch ein ganz anderer Zustand den Vortrag des Herrn von Widersperg stören. Man sah es ihm an dem unsicheren Blicke, an dem verlegenen Geberdenspiel an, daß er eine wichtige Mission dem Kloster zu überbringen habe.

„Der Inhalt dieser Mission schien aber von so peinlicher Art, daß derselben sich zu entledigen, nicht eben zu den helteren Aufgaben gehörte, und dem war auch so.

„Sein Sekretär holte auf einen Augenwink eine Urkunde aus der Rocktasche und stellte sich in Positur, selbe zu verkünden.

„Diese Urkunde, welche nach einer gestammelten Einleitung nun den Vortrag erfuhr — war nichts weniger, als die von Sr. Majestät dem Kaiser Josef erlassene Aufhebung des Prämonstratenser- Chorfrauen-Stiftes zu Chodau.

„Eine lautlose Stille lagerte sich wie ein Bannfluch über die versammelten Klosterfrauen, sie waren zu steinernen Gebilden erstarrt.

„Die Priorin trat endlich, zu einem Lebenszeichen sich ermannend, aus dem Kreis und bat ihre Schwestern, sich unter diesem furchtbaren Blitzstrahl aus blauem Himmel — der Gnade des Herrn durch ein Gebet zu empfehlen. Tante Klarissa, als eine der Würdigsten, erhob nun ihre glockenreine Stimme und die vierundvierzig Chorfrauen fielen, ihre Brust bekreuzend, unter lautem Stöhnen auf die Knie, um vereint ein Gebet zum Himmel zu senden, das wie die Wehklage von Sterbenden klang. So hatte ein Konvent, der das Kloster durch 586 Jahre inne gehabt, sich gewissermaßen selbst das Grabtied gesungen. In wenig Wochen waren

Digitized by Google

die Klosterfrauen alle nach den Richtungen der Windrose versprengt. Eine einzige von ihnen, Tante Klarissa, vermochte sich nicht von den Hallen zu trennen, in die sich ihr Geist so tief eingelebt hatte. Jeder Stein der alten Kapelle, jede Quader des Klosterbaues sprach ihr fromme Sage und heilige Geschichte oder doch mindestens eine sinnige Ueberlieferung. Ich war damals ein flaumbärtiger Junge gewesen, der beim Amte aspirirte.

„Das Kloster fiel dem Religionsfonde zu. Der alte, ehrliche, mit den lokalen Verhältnissen vertraute Amtmann wurde auf der Herrschaft belassen und auch meine junge Wenigkeit. Da sollte ich unbedeutender Junge der Tante Klarissa behilflich werden, ein Organ ihrer Wünsche zu sein.

„Sie hatte sich zu lebhaft hineingedacht, in den Hallen des Klosters den kargen Rest ihres Lebens zu verbringen und im Klosterfriedhof zur ewigen Ruhe gebracht zu werden. Ihrem Wunsche ward willfahrt. Sie durfte ihre kleine Pension im Klostergebäude verzehren. Eine Zelle blieb noch in ihrem alten Bestande, die anderen wurden abgeschafft und aus dem Kloster das gegenwärtige Schloß umstaltet.

„Merkwürdiger Weise blieb Klarissa, hier am Sitze der Pfarre und der Verwaltung der Religionsfondsdomäne, von welcher aus die Pensionen der Prieſterinnen flüſſig wurden, zu ihrem inneren Genügen im Laufenden über die Lebenslagen der Schwestern. Sie war das unſichtbare, gemeinſchaftliche Band, welches die frühere Gemeinde im Geiſte noch feſthielt. Es ſchien jedoch ſeit der Aufhebung der Kloſtergemeinſchaft der Unſtern der Vernichtung über den Schweſtern aufgegangen zu ſein. In den erſten fünf Jahren hatte die Sichel des Todes mehr als die Hälfte dieſer zerſtreuten Garben gemäht. In den darauf folgenden fünf hatten die Todtenſcheine der Uebrigen bis auf Eine bezeugt, daß ſie hinüber gegangen waren.

„Dieſe Eine war Klariſſa's innigſte Freundin Auguſtina Anna von Staufenbach, einem freiherrlichen Geſchlechte aus dem Reiche entſproſſen.

„Sie hatte auf ihre Penſion verzichtet, denn ſie gehörte einer vornehmen und reichen Familie an. Sie war nach einem Landſitz ihrer Verwandten in's Rheinpreußiſche gegangen. In den erſten Jahren der Trennung zogen ſich noch die Fäden eines traulichen brieflichen Verkehres zwiſchen ihr und Klariſſa, plötzlich war auch dieſer — man ahnte nicht wodurch — zerſchnitten. Nach einem jahrelangen Stillſchweigen kam endlich in Chodau auch der Todtenſchein dieſer letzten Schweſter Klariſſa's ein.

„Dieſe Kunde hatte an dem Ausſehen und dem Weſen Klariſſa's gewaltig gerüttelt. Die zeitweiſe noch muntere Sprecherin entwöhnte ſich allmälig ihres klangreichen Wortes, mumienartig ſchrumpfte ihr ſtolzer Körperbau von Woche zu Woche zuſammen, und nichts als Gebet, ſtiller Gruß und freundliches Kopfnicken waren zu ihren ausſchließlichen Lebenszeichen geworden. Bei Geſprächen Anderer horchte ſie auf, gab blos durch Geberde und Miene Beifall oder Mißbilligung zu erkennen und ſchien ſich in Allem die Ordensregel der Karthäuſer zur Richtſchnur genommen zu haben.

„In ſpäter Nachtſtunde ſaß ſie aber noch immer bei ihrer Lampe, in geſchichtliche Studien vergraben, und ließ es auch nach einer Einrichtung des Verwalters geſchehen, daß die Tageszeiten mit der alten Horaglocke bezeichnet wurden. Nur ſo ward ihr wohl, nur eingewühlt in die Träume früherer Exiſtenz von echter Berechtigung — konnte ihr dies Schattenleben genügen. Sie ſpielte nunmehr die Nonne in der Zelle und in der Kirche.

„Wenn der verſpätete Wanderer an dem Schloſſe vorüberzog und der dunkle Himmel Alles winterlich umhüllte — einen Leitſtern hatte er blos, den Stern der Zelle. Das wußte man weit um im Chodauer Gebiete; dort wachte die letzte Chorfrau des Prämonſtratenſerſtiftes Chodau, die achtzigjährige Liboria Klariſſa Agatha von Krippmann, von der die Sage ging, daß ſie hier auf Erden ein ewiges Leben behalten würde.

„Aber in dem Einen wie in dem Andern täuſchte ſich das abergläubiſche Volk. Unſere gute Tante Klariſſa ſollte auf das traurige Vorrecht bald verzichten, die letzte Kloſterfrau von Chodau zu heißen und bald auch das Leitlicht mit dem Ewigen tauſchen; ihre ſtillen frommen Tage waren wie die Perlen eines Roſenkranzes gezählt.

„In einer Decembernacht, wo der Winterſturm heulend die Schneeflocken an die Fenſter peitſchte, ſaß ſie eben voll ſtiller Rührung und in feierlicher Traurigkeit da, die feine Rabenfeder in der Hand, mit der ſie den ihr von dem Pfarrherrn auf eine Nacht verabfolgten Todtenſchein der letztverſtorbenen Schweſter Auguſtina Anna von Staufenbach kopirte, um ihn in ihre für eine Kloſterbibliothek beſtimmten „Memorabilien" zu übertragen.

„O! Arme Schweſter Anna," ſprach ſie, die thränenden Augen auf den Originaltodtenſchein ihrer Freundin geheftet, „Dir ward es nicht einmal vergönnt, in der Familiengruft bei Deinen Verwandten Ruhe zu finden. Dein Neffe, Oskar von Staufenbach, konnte Dir Dein gebrochenes Auge nicht zudrücken. Du ſtarbſt im Walde am Poſtwagen, von meuchleriſcher Hand hingerafft. Die rohe Hand eines Straßenräubers machte Dein Herz ſtocken, daß für die Armen und Bedürftigen mit reiner Liebe geſchlagen. Friede Deiner Aſche — Du treue Freundin meines Herzens, Schweſter Anna!"

„Sie ſprach es halb weinend vor ſich, da knarrte die eichene Thür der Zelle und vor Klariſſa ſtand Schweſter Anna wie eine Erſcheinung des Himmels im Kloſtergewand der Barnabiterin.

„Mit ſträubendem Haar fuhr Klariſſa vom Tiſche auf, ſie griff ſich, vom Wahnſinn ergriffen, an die Augen, ſie taſtete, rücklings ſinkend, mit krampfhaften Fingern auf der Tiſchplatte und verſuchte, ob ſie wache oder träume.

„Sie wachte, es war entſetzliche Wahrheit, die ſie mit und Deinem Vater vor ihrem Hinſcheiden mit

Digitized by Google

allen Farben ergreifender Einbildungskraft unter Todesschauern geschildert.

„Riefst Du nicht eben, Frieden meiner Asche?“— Ha! So ist's! Schwester Klarissa! Vernimm mich, fürchte Dich nicht, Du liebst, ich lebe, es soll bald Alles klar und deutlich werden zwischen mir und Dir!“

„Diese Worte hatten die Tante bald wieder zur Besinnung gebracht und in's Bewußtsein zurückgerufen. Sie wischte sich den kalten Todesschweiß von der Stirne und mit ihrem entsetzensstarren Auge die Erscheinung ihrer Freundin angstvoll erfassend, frug sie:

„Was für Wunder geschehen? oder was für Frevelthaten, für Höllenkünste werden auf dieser Erde verübt, wenn man bezeugt, daß die Lebenden ermordet sind? Treffliche Schwester Anna! — hast Du diesen Todtenschein hier gelesen?“

„Mit furchtbar zitternder Hand reichte jetzt die Tante den Todtenschein der Freundin hin.

„Eben deßhalb kam ich nach Chodau,“ sprach Schwester Anna mit entschlossenem Tone. „Ich mußte die Wahrheit ergründen. Es ist ein großartiger, verzweigter Schurkenstreich gegen mich — man sagt — von den Dienern meines Neffen geübt worden. Leider scheint es, als sei die Hand des Neffen selbst in dem Frevel verflochten. Einer seiner jungernden Reitknechte gab mir das Geleite, als ich mich aus den Rheinlanden nach Böhmen begab, um mich in das Prager Barnabiterkloster einkleiden zu lassen. Dieser mußte im Einverständniß mit ein paar Straßenräubern gehandelt haben. Man plünderte den Postwagen, man vollführte eine Mummerei, eine andere Schwester Anna wurde im Walde todtgefunden. Mit einer wirklichen Leiche soll dieser Mummenschanz vor sich gegangen sein. Mir und dem Postillon ließ man das nackte Leben. Der Postillon wurde geknebelt, mir Aehnliches angedroht. —

„Hinter der Pforte eines Klosters von so strenger Klausur glaubte man mich sicher und fürchtete von meiner Seite nicht die Verfolgung des gerichtlichen Falls. Mein Verlust, das Vermögen, um das ich beraubt worden, beträgt an 20.000 Thaler.

„Sie wären meinem Neffen Oskar einmal rechtmäßig zugefallen.

„Ich suche klar zu sehen in diesem schändlichen Raubanfall, ich erhalte Urlaub von der Oberin, um diese zeitliche Sache zu schlichten. Bei meinem Neffen im Hause finde ich Bestürzung und Verlegenheit. Der Fall ist bei Gerichte gemeldet, jener Reitknecht, der mich begleitet, zunächst gravirt. Man räth mir in Chodau Schritte zu thun, und die Spur eines gefälschten Todtenscheines zu verfolgen. Ich bin da. Ich lebe zur Strafe ruchloser Menschen. O! Klarissa, so übel sieht es draußen in der verwirrten Welt aus. Wir sind aus dem Hafen in den Sturm gelangt und ich bin gestrandet. Du bist glücklich — Du hängst wie eine Mauerschwalbe wieder an Deinem alten Nest. Liebreiche Vorsorge, daß man Dir die Zelle im unberührten Zustand gelassen.“

„So schwätzten sie die Nacht durch, Klarissa's Zunge war wieder warm und gelenk geworden seit zehn Jahren, ihr Auge entzündete sich durch den Funken der alten Liebe entfacht, der von Neuem wieder glühte. Sie hielten sich traulich umschlungen, Klarissa und Anna wußten es nicht, daß der Morgen herangenaht war. Ein graues Dämmerlicht und ein Horaläuten verkündete, daß die Nacht geschwunden. Nun erst dachten die Alten an körperliche Pflege, an Erfrischung und Labung.

„Die heilige Messezeit kam heran. Das war eine laute Mahnung zu gemeinschaftlicher Frömmigkeit. Tante Klarissa bat ihre Schwester, sie möchte — da sie es so zaubervoll konnte, wie sonst immer die Orgel spielen.

„Sie that es durch volle acht Tage bei der Morgenandacht in der ehemaligen Klosterkapelle. Ich selbst horchte den wundervoll wie aus dem Strom der Seele quellenden Tönen zu. Es war unendlich lieblich, zauberhaft sage ich Dir.

„Durch diese acht Tage war unsere Tante ganz wie gewechselt. Sie ging kräftig wie in ihren jüngsten Tagen. Sie sprach laut und viel. Sie betheiligte sich wieder an Allem im Orte, an fremder Freude und fremdem Leid, wie sie als Klosterfrau immer gethan. Wir waren selbst hocherfreut über den Besuch der Schwester Anna, und priesen das Wunder der Verjüngung, das sie an der Tante geübt. Allein unser Jubel kam zu frühe, die Schnellkraft dieser Seele war nur der letzte Flügelschlag vor ihrem Fluge nach dem Himmel. Am neunten Tage war Klarissa, während Anna's Töne die Klosterkapelle majestätisch erzittern gemacht, auf der melodischen Tonwelle in's Jenseits hinübergeschwommen.

„Klarissa's weißlockiges Haupt war müde zusammengebrochen, und ruhte erstarrt auf ihrem Gebetbuch!“ —

Mit thränenvollem Auge schwieg jetzt der gute Onkel Karl, Emerenz horchte athemlos zu und küßte nun dem Greise die Hand, die er rasch von ihren Lippen zog.

„Ich bin mit meiner Erzählung zu Ende und habe Dir bewiesen, daß Tante Klarissa fälschlich die letzte Klosterfrau Chodau's genannt worden war, da ja der letzt eingelangte Todtenschein getrogen und Schwester Anna sie noch ein paar Monate überlebt hatte. Bei der feierlichen Bestattung der guten Tante Klarissa wandelte Schwester Anna im lauten Gebet hinter dem Sarg. Morgen magst Du Klarissa's Grabhügel besuchen.“

Emerenz schien von der weichen und doch ruhigen friedlichen Stimmung, welche aus des Onkels Erzählung gehaucht, wohlthuend angeregt. Aus seiner Pietät für die Tante sprach auch nicht ein Zug, der erkennen ließ, daß seine Uebergehung im Testamente in Betreff ihres Baarvermögens eine verletzende Seite für ihn gehabt hätte. Im Gegentheil glaubte sie aus Allem, was er über Klarissa berührte, entnommen zu haben, daß er sich's hoch rechnen müsse, in die der Tante liebgewordenen Andenken und nicht in ihren Mammon als Nachfolger gesetzt worden zu sein. Feine, tiefe, innige Beziehungen wußte er in ihre geistige Verlassenschaft

Digitized by Google

zu legen, in die frommen Bücher und Breviarien, in den Schmuck ihrer Hand, in die Roſenkränze und Kreuze, die er noch an demſelben Abend aus den wohlverwahrten Verſtecken hervorſuchte, um ſie ſeiner Nichte zu zeigen. Zuletzt brachte er ein großes Gebetbuch — in deutſcher Sprache von Klariſſa's herrlicher Schrift geſchrieben, und ſuchte in dieſem Buch nach einem Gebet. Jetzt hatte er die begehrte Blattſeite wirklich gefunden. Er ſchob das aufgeſchlagene Buch in feierlicher Stimmung Emerenz zu und ſprach:

„Bei dieſem Gebete iſt Klariſſa geſtorben, auf dieſer Blattſeite hatte ihr greiſes Haupt geruht. Das war die Stelle für ſie, die ſie geſucht."

In dem alten vergilbten auf Pergamentblättern nett und zierlich geſchriebenen Buche lagen auch Zeichen inne, vergilbte Blumen, in derſelben Stelle noch eingelegt, wie dem Onkel Karl das Buch überkommen war. Sie fand auch eine Aſter darin, die fromm hinſpähende Emerenz, ein Bibeltext fuhr ihr plötzlich durch den Sinn, der Jüngling am Dampfboot ſtand vor ihrem Auge, ihrem Vater und ihm winkte ſie im Stillen die traulichſten Grüße und nach dem verſchollenen Arthur floß ſie ganz leiſe Seufzer aus.

Onkel und Nichte riefen ſich „gute Nacht" und eine der drei Thorwärtersgrazien harrte ſchon lange mit einem kleinen Handleuchter der ihr zugewieſenen Herrin, um ein mit zarter Sorgfalt eingerichtetes Schlafgemach zu betreten.

Eilftes Kapitel.

Wanderungen in Chodau.

Es war hier Alles nahe beiſammen geweſen, was es zu beſichtigen gab, man hatte es bald durchwandert. — Hauptſächlich kam es aber darauf an, mit welchem Auge man ſich's betrachtete. Emerenz ſah es mit dem beziehungsvollen Blicke des Onkels, mit den anheimelnden Gefühlen des Geburtsortes und mit jener Anhänglichkeit, mit der man den Tummelplatz der Kinderjahre begrüßt. Dann aber war Emerenz auch der Blick in die denkwürdigen Partien des Kloſterlebens um ſo offener, als ſie mit dieſen durch die Pietät für Tante Klariſſa innig zuſammenhing.

Die Feldlerchen hatten mit den Amſeln und Stieglitzen, die von dem nahen Waldesdickicht in die buſchigen Partien des Schloßgartens herüberkamen, denen Gaſte im Schloſſe ſchon am früheſten Morgen ein jubilirendes Ständchen gebracht.

Das ſang und frohlockte von den alten Mauern durch die hohen Fenſter in's Zimmer herein, daß Emerenz raſch in ihr Morgengewand ſchlüpfte, die Fenſterläden und Fenſter erſchloß und das helle Gotteslicht in die Stube hineinſtrömen ließ.

Das mit gezierter Façade auf einem Felshang ragende Schloß wurde in der Mitte des XVIII. Jahrhunderts in italieniſcher Renaiſſance errichtet. Es ſah imponirend mit ſeiner Langfeite nach einem ſtundenweiten Thal, durch welches ſich in Schlangenwindungen ein müßiger Fluß wand. Das Thal war gegen Süden durch Berge im Halbkreiſe geſchloſſen, deren höchſter der Kreuzberg mit einer von dem Kloſter geſtifteten Kapelle geſchmückt war. Noch zogen einzelne Nebelſtreifen duftig über die Krümmungen des im hellen Morgenlichte hie und da blitzenden Waſſers. Die Glocken des weidenden Viehs auf den unendlich weiten Triften tönten Emerenz entgegen.

Aus den zerſtreuten Hütten und aus den Dörfern und Weilern, alle durch das Kloſter in's Leben gerufen, ſtiegen kräuſelnd die blauen Rauchſäulen in den Morgenduft. Es war kein ſo üppiges, reiches und gedrängtes Bild, nicht ſo bunt, nicht ſo farbenſtrotzend als das der Umgebungen Neuſtadts. Einfacher, idylliſcher, friedlicher lag es da und ſo recht gemacht, harmoniſch in ein ſtillbeſchauliches Kloſterleben zu greifen. Emerenz fühlte ſich durch die Landſchaft zur Morgenandacht geſtimmt und konnte dieſem Rufe auch ungeſtört folgen.

Onkel Karl ließ verabredeter Maßen durch das alte Horaglöckchen, das ſich ſeit Jahren ungenützt noch an demſelben Strange im Schloßgange vorfand, heute ſeine Nichte zum Frühſtück rufen.

„Du biſt wunderbar friſch wie eine Waldblume, meine ſchöne Emerenz," ſagte Onkel Karl, als er die Nichte begrüßte. In der Nähe ihres lieben Verwandten athmend und in der Ausſicht, ihrem theuren Vater bald behilflich zu werden — hatte ſie ſich auch mit Hinblick auf die letzten Leidenstage in Neuſtadt wunderbar raſch erfriſcht. So klein die Wanderung und Umſchau war, die für Emerenz heute auf der Tagesordnung ſtand, ſo ſehr hatte doch Onkel Karl die ſchlaftloſe Morgenſtunde dazu benützt, ein Programm für dieſe Rundſchau in Vorſchlag zu bringen. Der Entwurf wurde von dem Gaſte vollkommen genehmigt. Emerenz war über den Erwartungen des heutigen Tages ganz ſeelenruhig geworden. Es ſchien ihr, als müſſe ſie ſich die Erkenntniß der Heimat recht angelegen ſein laſſen.

Der erſte Gang der Beiden war nach dem Grabe Klariſſa's gerichtet. Es war der Ortsfriedhof, wo ihre Gebeine zur Ruhe gebettet wurden. Ihrem Wunſche konnte nicht willfahrt werden. Sie wollte im Schloßgarten auf jener Stelle ruhen, wo der Gottesacker der Kloſterfrauen geweſen. Trauerweiden ſtanden in hoher Pracht da und beſchatteten mit ihren hängenden Armen die eingeſunkenen, moosüberwachſenen Grabſteine. Es war eine Wildniß und der alte Friedhof mitteiſt Ceremonie entweiht worden. — Klariſſa — die frömmſte aller Prieſterinnen — konnte darum nicht dahingebracht werden.

Emerenz erſtaunte über die Pracht des Denkmals das ſich in Art eines Sakramenthäuschens nach den Formen reichornamentirter Gothik durchſichtig konſtruirt in die blaue Sommerluft thürmte. Ein Ruf der Bewunderung entglitt ihren Lippen. Eine einfache Grabſchrift, welche beſagte, daß Schweſter Liboria Klariſſa Agatha von Krippmann, vorlezt verſtorbene Prieſterin des Prämonſtratenſer „Chorfrauenſtiftes Chodau" hier ruhe und daß ihr als Zeichen der Schwe-

Digitized by Google

sterliebe und aus Hochachtung für die erleuchtetste der Priesterinnen ein Denkmal ihre Schwester Augusta Anna von Staufenbach gesetzt.

Ein paar Hängeeschen neigten sich über die mit üppigem Gras überkleidete Erdwelle, auf deren Halmen perlend der Morgenthau stand. Ein prächtiger Kranz frischgepflückter Blumen lag über dem Grabhügel. Er stammte von Onkel Karl, der oftmals diese Ovation darzubringen gewohnt war. Sie beteten hier stumm und schieden feierlich von der geweihten Stelle.

Ein kurzer Besuch bei dem würdigen Pfarrherrn, der eingekleidet in dem Nachbarkloster, welches einst in Chodau die Seelsorge versah — eben auch noch ein Stück Klosterleben mitgemacht — stand in des Onkels unumstößlichem Programm.

„Als ich Kaplan in Chodau gewesen, blutjung und schüchtern wie eine Jungfrau, da erzählte mir immer mein verstorbener Vorgänger: ‚Siehst du, da hat sie gesessen, die letzte Klosterfrau, da in diesem Lederstuhl ihren letzten Rosenkranz gebetet.' Selbst sah ich sie nur flüchtig, verehrte sie aber wie ein höheres Wesen. Mit Ihrem Papa, mit dem Herrn Lieutenant — wollte sagen — Major — da waren wir öfter beisammen und standen auf gutem Fuß. Der Herr Lieutenant war aber auch ein lieber gebildeter Junker, ist ein tüchtiger Officier. Empfehlen Sie mich herzlich dem Herrn Lieutenant, will sagen dem Herrn Major. Er ist kein solcher Brausekopf, der nichts von Religion wissen mag, wie die anderen jungen Herren, er macht eine Ausnahme."

Mußten Emerenz diese Vergegenwärtigungen des Ollim, diese jeßtzeitlich konstruirten Reflexionen über das Längstvergangene komisch sein, so waren sie ihr doch interessant und mit offener Herzlichkeit vorgebracht.

Von diesem ging es zu einem noch würdigeren Alterthum, unstreitig zu der kostbarsten Hinterlassenschaft früherer Jahrhunderte auf die gegenwärtige Zeit — — zu der sogenannten Klosterkapelle. Sie war Chodau's merkwürdigstes Alterthum, das dem Vandalismus der zerstörenden und der neuerenden Einflüsse entging. Ein Stück Klosterleben, ein Fragment antiken Heiligthums, das sich an das alte Kloster einst anschloß, von welchem kein Stäubchen mehr so vorhanden war, wie es ursprünglich Hroznata errichtet hatte. Der nicht umfangreiche zierliche Bau gehörte der verpußten Backsteinarchitektur an und entstammte dem Zeitalter noch nicht entarteter Gothik. Ueber die Backsteinstirnseite erhob sich ein herrlich gezierter Giebel aus Granit angebendet. — Durch ein prächtiges Radfenster am Westende fiel gewöhnlich der Abendschein magisch in die schönen Wölbungen und brach sich an den schlanken Halbsäulen, auf die sich mit Konsolen von Thiergestalten abgeschlossene Gewölbrippen neigten.

Eine kleine Empore schwebte im Westen, auf zwei Bogen getragen empor und diese letzteren trug ein üppig gezierter Mittelpfeiler.

Das Alles sprach so einfach, so ernst, so feierlich dunkel wie der Glaube unserer Voreltern an das Herz. Emerenz fühlte sich mächtig bewegt. Wo sie hinsah, entfalteten sich ihr neue Details in den zarten Laubornamenten, außen und innen. Das war so recht zum weiblichen Herzen sprechend geschaffen, die Kirche eines Frauenklosters konnte nicht tiefer, sinniger, lieblicher sein. Hier waren Würde und Anmuth miteinander verflochten.

„Auf dieser Empore spielte Schwester Anna die Orgel und in diesem Kirchenstuhl verhauchte betend Tante Klarissa ihr Leben!" sprach Onkel Karl mit edler Weihe.

„Diese Stufe nach dem Altar, wie tief eingetreten!" seufzte Emerenz. „Diese Einsenkung ist die Folge der durch Jahrhunderte hingewanderten Chorfrauen. Verkennung ihres Werthes, Verzweiflung an den Glücksgütern des Lebens, Furcht vor Verfolgung, innerer Drang nach tiefbeschaulichem Leben, Menschenhaß und Weltverachtung würfelte sie hier Alle zu gleichem Geschick. Viele von ihnen wurden gewiß nicht besser als sie waren, Manche sogar schlechter, als jemals. Nun ist ihnen auch diese Freistätte verschlossen und die, welche sie genützt oder mißbraucht — sind nicht mehr. O! wären sie doch Alle wie Tante Klarissa gewesen."

Das freimüthige und doch so seelenvolle Wort aus Emerenz Munde verhallte im Chorgewölbe. Onkel Karl erstaunte über den Schwung dieser Sprache und ihren Wohlklang und glaubte im Vortrag der Nichte — ihre Großtante vernommen zu haben.

„Wo ruht denn, lieber Onkel! die würdige Schwester Anna?"

„In dem Klosterfriedhofe der Barnabiterinnen zu Prag, mein Kind! Nach Klarissa's Tode bekam sie Heimweh dahin, und ging schon mit dem eigenen Tode im Herzen. Seltsam! Zwei Dinge, die sie noch an die Außenwelt knüpften, sie sollten nicht zur Vollendung gelangen, bevor ihr Auge brach: ihr Proceß und das Grabmal Klarissa's. Zu ihrem Heile, könnte man sagen, ging sie hinüber, bevor gegen ihren entarteten Neffen Oskar das Verdikt gesprochen war, dessen Schuld sich nach ihrem Tode wirklich erwies. Das Grabdenkmal Klarissa's hatte Schwester Anna blos im Entwurfe gesehen. Kühle Erde bedeckte ihre Brust, noch bevor der stolze Bau die ihrer Schwester überwölbte." —

Nun ward nach dem Schloßgarten gegangen, der sich unterhalb des Felsens befand, auf welchem jetzt das Schloß, früher das Kloster seine kolossalen Mauern erhob. Nur durch die kleine Bibliothek Klarissa's konnte man den Aufschluß erhalten, wo früher das uralte Kloster gestanden, wo das spätere, und in welcher Weise die Umstaltung des Klostergebäudes zum Schlosse vor sich ging.

„Hier liefen die Zellen, das war der hehre Kreuzgang, im Geviert nach der Hofseite offen; in der Mitte lag der schöne gothische Brunnen und ein freier, frischgrüner Gartenplatz. — Dort in der Ecke des Schloßgartens im Osten war der Klostergarten, im Westen der Gottesacker, dessen Verwilderung Dich so unerquicklich berührte." — Dann sahen sie in die weite Gegend hinaus und Onkel Karl nannte Emerenz die Dörfer und Weiler, ihre Entstehungsgeschichte mit chronikaler Unständlichkeit darlegend.

Das Programm für den Vormittag war abge-

Digitized by Google

wickelt, die Horaglocke rief zum Mittagstische, welcher heimische Delikatessen in Hülle und Fülle darbot. Onkel Karl hatte für einen reichen Speisecyklus auf acht Tage hin vorgesorgt.

„Dieser Lachs hat ein auserlesenes Fleisch —"

„Ich ließ ihn aus diesem Flusse fischen."

„Ein delikater Hecht!" lobte Emerenz ein anderes Mal.

„Der schwamm noch vor wenig Stunden gemüthlich in diesem Teiche da!"

Es erzählte ihr Onkel Karl und wies ihr aus dem Fenster, wo das eben verzehrte Wild erlegt ward, er deutete auf die Bäume, deren Früchte sie verzehrten und gab sich zum Cicerone jenes Getreides und jener Mahlmühle, wo das Stoffliche der Mehlspeisen herkam.

Der alte Junggeselle kümmerte sich um Alles, und betheilte sich mit heiterem Interesse an den Geheimnissen seiner Hauswirthschaft, welche auf den Schultern dreier Grazien und ihrer Mutter ruhte.

Emerenz konnte nicht umhin, das Systemmäßige und zugleich Anmuthige seines Heimwesens zu bestaunen.

„Wenn alle Junggesellen so trefflich leben, dann kommt das Heiraten bald aus der Mode," scherzte sie.

„Bei dem Alter muß es wohl aus der Mode kommen!" seufzte der liebenswürdige Alte mit einem Anstrich von Wehmuth.

Emerenz dachte sich dabei: „Jammerschade, wenn so feingebildete, gemüthliche Menschen das Segensvolle der Ehe nicht kennen, während die Selbstsüchtigen und Brutalen nur zu oft heirathslustig sind." Dachte sie dabei zugleich auch an Viktor? — Bestätigte sich seine Flucht, dann mußte er sich's gewiß schon aus den Gedanken getrieben haben, der Gatte Eglantinens zu werden.

Nach einem Pfeifchen, dessen Unentbehrlichkeit Onkel Karl Anfangs aus Galanterie verschwiegen hatte, wurde die Nachmittagsschau angetreten. Sie bezog sich blos auf die inneren Räume des Schloßgebäudes.

Mit einem riesigen Schlüsselbund versehen, wandelte der gefällige Greis als Führer durch den seit Jahren nach beiden Seiten geschlossenen Kreuzgang, die Gewölbungen waren noch dieselben gewesen, aber kahle Wände traten sie statt der beseitigten Säulen, deren einige als Bruchstücke zertrümmert im innern Hofraum im wuchernden Distelwerk lagen. Sie hatten herrliche Würfelkapitäler mit Laubverzierungen.

Nun waren Onkel und Nichte an der Mittelpforte der Langseite angelangt, unter der Hand des kundigen Greises knarrte die Thüre — sie standen im Refektorium. „Da magst Du, Emerenz," sprach er auf die Wände weisend — „noch Fresken aus dem neunten Jahrhundert betrachten. Gemälde widerstehen schon leichter der Kunstverachtung. Gegen Architektur wurde verhältnißmäßig immer der größere Vandalismus geübt, als gegen seine strahlendere koquette Schwester, die Malerei. Sie ließen im ganzen Kloster kaum eine Wand an der andern; doch diese da ließen sie stehen, weil sie Ereignisse aus der Klostergeschichte enthält.

„Gleich das erste oder der Thür stellt den Stifter Hrosnata — so zu sagen — als Märtyrer dar. Mit kräftiger Faust hatte er fremde Einfälle von dem männlichen und weiblichen Kloster bisher abgewehrt, bis er endlich von seinen Feinden erkauft, zu Kiesberg im Egerlande im Hungerthurme festgehalten, dem Ungemach unterliegt. Siehst Du — ein Engel schwebt aus den Wolken zu ihm und reicht ihm den Palmzweig. —

„Das ist Probst Myroslaus, wie er die Schenkung jenes Städtchens sammt Land und Leuten entgegennimmt, das Du heute früh aus Deinem Zimmer betrachtet. Patricier Krebso deutet zerknirscht auf die Leichen seiner leiblichen Brüder, die er als königlicher Richter um eines Zwistes willen, dem Tode geopfert. Reuig gibt er sich nun selber in Acht.

„Merkwürdig ist dabei, daß auch in diesem Städtchen, keine Wegstunde von hier, ein St. Magdalena Nonnenkloster bestand.

„Und dies Schlachtgemälde glorificirt die Heldenthat des Klosterabtes Sulko, wie er die Hussiten von den Klostermauern heimtreibt.

„Jenes Seitenbild da handelt wieder von Sulko. König Wenzel IV. trinkt ihm aus goldenem Becher, den er bis zum Grunde geleert, ein Lebehoch und schenkt ihm sodann diesen Goldbecher, den Mannsfeld später nach Pilsen geführt.

„Dies da oben ist eine grausame Geschichte. Den Mittelpunkt der Gräuel bildet ein ausgepichtes Faß, in welches sie Abt Hynek hineingethan, weil er einer Rotte Ziska's den Spuk gespielt, alle Chorfrauen des Klosters vorhinein in's Sichere gebracht zu haben. Da der standhafte Mann den Schlupfwinkel anzuzeigen sich geweigert, wo sie weilten und sie den wuthlüsternen Blicken entzog, so übte man Lynchjustiz; man rollte den Abt im Fasse auf den Schloß- damals Klosterhof, errichtete vor dem Thor einen Scheiterhaufen und verbrannte ihn. Es ist der Moment der Verbrennung hier geschildert!"

„Haarsträubend, furchtbar ekligl Ein schöner Beleg für die Grausamkeit des fünfzehnten Säkulums," bemerkte Emerenz, bis zum Blaßwerden ergriffen.

„Heiterer ist dort jenes Histörchen, es versetzt uns auf einen Tanzboden. Graf Ernst Mannsfeld, dessen Obrist Hacke Chodau belagert hielt, ist jener Kämpe, welcher sich mit der Dame eben zum Tanz stellt. Jene Dame, Frau des Marquard von Biela, welche den Feldherrn heute beim Taufefte zum Pathen gebeten, sperrt und sträubt sich gegen den Tanz. Sie gibt endlich seinem Andringen mit dem Vorbehalt nach, daß Obrist Hacke den Chorfrauen in Chodau sogleichen Abzug gewähre. Mannsfeld machte voll Ritterlichkeit der Dame alle Chorfrauen sogar zum Geschenk.

„Zum Verdruß der wuthschnaubenden Rotte wurden die Chorfrauen kraft eines Freibriefes ihrer gefährlichen Haft bald entlassen." —

Mit diesem Bild erhielten die Fresken ihren Abschluß. Nicht uninteressant war aber zugleich auch die Galerie der an den Wänden hängenden Oelgemälde gewesen, welche sich durch alle Zimmerreihen fortzog.

Digitized by Google

Sie stellten die Porträts aller Aebte und aller Priorinnen des Klosters dar.

Die Bilder waren alle „köstlich erhalten", wie Emerenz bemerkte, nicht ein Stäubchen, nicht ein Spinngewebe verunglimpfte sie.

„Wenn man schöne Nichten empfängt, da läßt man großartig aufstauben, scheuern und reinigen. Das Trifollium an der Spitze wurden alle männlichen und weiblichen Hände des Schlosses in Bewegung gesetzt. Ich hatte diesmal ein leichtes Spiel und durfte auch aus der fürstlichen Kasse großmüthig sein; denn der junge Fürst Alain wird erwartet. Indeß ich gebe keine große Hoffnung auf diesen hohen Besuch. Einige sagen, Prinz Alain komme Jagden halber nach Böhmen, Andere, er gehe über Böhmen nach Italien, um seinem Bruder zuzustoßen, der gleichfalls unten bei unserer Armee steht."

„Prinz Alain! Ganz recht! Ich kenne ihn, er ist Lieutenant in der Bairischen Armee, und war eine Zeit in Neustadt gelegen."

„Derselbe, Emerenz; am Ende wird noch ein romantisches Begegnen daraus," versetzte der Greis im onkelhaften Humor. „Mich würde die hochfürstliche Ankunft etwas geniren, da ich mein Nichtchen auf ein paar Stunden bei Seite setzen müßte!"

„Lieber Onkel! Du bist viel zu galant. Das heißt eine Nichte wahrlich verwöhnen!"

Unter solchen neckenden Gesprächen war Onkel Karl mit Emerenz an eine andere, beinahe verfallene Eichenthüre gelangt. Ein ehrner Klopfer hing an derselben und daneben war eine Maueröffnung mit einem hölzernen Schieber. Dieser letztere war durchgittert, wie die Seitenwände bei Beichtstühlen.

Nun standen sie vor des Ortes höchstem Heiligthum, vor der im unveränderten Zustand bewahrten Zelle Klarissa's.

Ein heiliger Schauer schien Emerenz zu umwehen, sie fühlte mehr, wo sie sei, als daß sie's erkannte. Die Thüre stöhnte. Die niedere, kleine Zelle umgab sie mit all' ihren Einrichtungen, wie sie Klarissen umschlossen. Auf der Langseite des Zimmers hingen einige Porträts. Lebensgroß, in Oel gemalt, Großtante Klarissa, im knappen, ernsten, aber zierlichen Ordenskleid. Das blitzende braune Auge, der gestreckte Hals, die kühne Haltung hatten etwas, das an Emerenz mahnte. Dieselbe Seite der Wand ward noch mit zwei Kinderporträts geschmückt. — Des Vaters und Onkel Karls Porträt aus der ersten Knabenzeit schienen bei der guten Tante gewisser Maßen Posten zu stehen und Wache zu halten.

„Diese Knabengesichter heimeln mich an und doch wüßte ich Dir nicht zu sagen, wen sie vorstellen sollen?" sagte Emerenz, mit Wohlbehagen sich in den Anblick der abgebildeten Kinder versenkend.

„Eil Verläugne doch Dein Blut nicht, Emerenz!" rief ihr der Onkel scherzend entgegen.

„Weiß Gottl Er ist es — es ist mein theurer Vater, und dieser Knabe bist Du."

„Dieser Knabe war ich, mein Kind, der alte Knabe von heute sieht dem Jungen von damals nicht mehr ähnlich."

„O! doch," beschwichtigte Emerenz.

Nun aber schweifte ihr Blick nach den tausenderlei Nippsachen, Kasten und Kästchen, Büchern und Schriften, Rosenkränzen und Kreuzen mit Kreuzbändern, welche in einer gewissen, von der Verstorbenen überkommenen Symmetrie auf den Tischen und auf einzelnen Tragbrettern ausgestellt waren.

Eben wollte sich Emerenz in das Innere dieser Kästchen, wo sie so ganz der alte Geist der vortrefflichen Priesterin angeweht hatte, mit Erlaubniß ihres Onkels begeben; da kam athemlos eine der Grazien in die Zelle gestürzt, die friedliche Beschaulichkeit störend: „Prinz Alain ist soeben im Schloßhofe abgestiegen!"

Der Name Prinz Alain versetzte dem Greis doch einen kleinen Stich, obgleich er im Gewissen durchaus beruhigt sein konnte; denn Karl Liborius von Krippmann war der gewissenhafteste Schloßinspektor, der noch jemals unter der Sonne gewandelt. Kaum war aber der Name „Alain" genannt, als Se. Durchlaucht im weißen Reitermantel sogleich in der Zelle stand.

Er begrüßte den Greis sofort freundlich als den Schloßverwalter, frug präcipitant nach dem Zweck der Zelle und lobte den frommen konservirenden Geist dieser Räume. Allein nur in der Architektur und Alterthumskunde Freund des Mittelalters, nicht so bei Damen, fielen schnell seine Blicke auf Emerenz, die sich absichtlich etwas in den Schatten gestellt.

„Wir sollen uns kennen, Fräulein?" begrüßte er sie, halb Auskunft gebend, halb suchend.

„Wenn Sie Prinz Alain, dann sahen wir uns ein paar Mal flüchtig — in Neustadt!"

„Mon Dieu, ich Thor! Fräulein von Krippmann! Es ist doch zu arg oft um unsere Sinne," und mit dieser Beschuldigung stieß sich der Prinz vor die Stirne.

„Wie kommen Sie nach unserem Chodau?"

„Auf der Durchreise, Prinz! Mein Vater begehrt meine Hilfe, er wurde verwundet, als er meinem Bruder in die Schlacht nachgeilt war, der leider verschollen."

„Weiß schon, ist mir Alles bekannt, Dornwall hat mir's geschrieben; wann reisen Sie?"

„In sechs Tagen mit meinem Onkel."

„Wie? unser würdige Hausinspektor wäre ein Krippmann? Ein Bruder des wackern Majors? Welch' schönes Zusammentreffen. Da werden wir uns bald in Verona sehen. Ich habe in Familienangelegenheiten mit Dornwall zu sprechen, und will auch meinen Bruder aufsuchen, der unten bei der österreichischen Armee steht."

Onkel Karl stellte sich in Positur, um den Prinzen nach den zwei eingerichteten Zimmern des Schlosses ehrfurchtsvoll zu begleiten, und machte eben Miene, ihm dies verständlich zu machen.

„Ich ruhe hier nur sechs Stunden aus, lieber Krippmann, wozu all' diese Umstände? Nehmen Sie mich in die eigene Wohnung, wenn das Fräulein

Digitized by Google

— Emerenz — nicht wahr? — erlaubt. Ich würde — sogar gebeten haben, heute die Hausfrau zu spielen."

„Wenn Sie mit einer einfachen Tasse Thee vorlieb nehmen wollen?"

„Ja! bei dem Brodem des Theewassers läßt sich so angenehm schwätzen. Es erzeugt jene unnachahmliche, trauliche Stimmung, wie das Knistern der offenen Kaminfeuer."

So wurde denn auch wirklich gemüthlich geschwätzt. Alain war ein loser Vogel. Er wußte etwas um die jüngst angeknüpfte Beziehung zwischen Heinrich und Emerenz und pfiff daher in allen Tonarten auf Heinrich anspielend.

Das Mädchen stak in einem Kreuzfeuer; denn Onkel Karl schleppte auch manchen Holzbrand herbei. Selbst der interessante Vorüberflug am Dampfschiff war ihm bekannt.

„Mein Kamerad Viktor Lindholm ist gestrandet — hat Schiffbruch gelitten, der leichtsinnige Junge ist meerübergegangen und läßt Eglantinen."

Als aber das Gespräch am wärmsten geworden, stieß der Postillion in das Horn und Prinz Alein sagte: „Allez!"

(Fortsetzung folgt.)

Präsident Lincoln, seine Gemalin und sein Premier.

In einem soeben erschienenen Werke: „My Diary North and South," gibt der bekannte William Russel die Schilderung eines Besuches im Weißen Hause zu Washington, die namentlich durch die Porträts des Präsidenten, seiner Gemalin und des Staatssekretärs Seward von großem Interesse ist. Russel hat eine Einladung zu einem Diner bei Lincoln erhalten, an welchem nur die Spitzen der Washingtoner Gesellschaft, genauer zu sprechen, nur die Minister und deren Damen, theilnahmen. Als er eintrat, saß Madame Lincoln bereits da, um ihre Gäste zu empfangen. Sie ist in mittleren Jahren, von Mittelgröße und von einer Fülle, die sich dem Embonpoint nähert, welches ihrem Alter natürlich ist. Ihre Gesichtszüge sind gewöhnlich, Nase und Mund von ordinärem Typus, Manieren und Haltung ungezwungen, doch von dem Bewußtsein, daß ihre Stellung sie etwas mehr zu sein nöthigt als Mrs. Lincoln, die Frau des Advokaten von Illinois, etwas aufgesteift. Sie ist sehr freigebig mit dem Worte „Sir" und braucht es in jedem Satze, was jetzt ein Amerikanismus und auch hier nur in gewissen Klassen der Gesellschaft gebräuchlich ist, obwohl es früher in England ebenso oft angewendet wurde. Sie trug ein prächtiges Kleid von schreienden Farben, gebrauchte ihren Fächer mit viel Energie und zeigte dabei einen runden wohlgeformten Arm. Sie war mit ein paar einfachen Juwelen geschmückt. „Madame Lincoln machte auf mich den Eindruck, als bestrebe sie sich angenehm zu sein, und ich gestehe, daß ich dadurch angenehm enttäuscht wurde, da die secessionistischen Damen in Washington sich mit Anekdoten ergötzt hatten, die hiernach kaum sich auf Thatsachen gründeten."

„Bald nachher trat mit einem bummelnden, nachlässigen, unregelmäßigen, fast unsichern Gange ein langer, dürrer, hochiger Mann, beträchtlich größer als sechs Fuß, mit vorgebeugten Schultern, langen hin- und herbaumelnden Armen ein, die in Hände von außerordentlichen Dimensionen endigten, welche aber von seinen Füßen an Größe weit übertroffen wurden. Er trug einen schlecht passenden schwarzen, zerknüllten Anzug, der an die Livree eines Leichenbitters erinnerte. Um seinen Hals war ein Slips von schwarzer Seide in eine große Schleife geknotet, deren Enden über seinen Frackkragen hinausreichten. Sein niedergeschlagener Hemdkragen ließ einen sehnen- und muskelreichen Hals sehen, und darüber erhob sich in einer großen und schwarzen Haarmasse, die dicht und steif wie Stachein emporstand, das wunderliche Antlitz und das mit einem Dache wilden republikanischen Haares bedeckte Haupt des Präsidenten Lincoln. Der Eindruck, den die ungeschlachte Größe seiner Gliedmassen und seine weit abstehenden Ohren machen, mag zurückgedrängt werden durch sein leutseliges und dabei kluges Wesen und die wunderliche Gutmüthigkeit seines Gesichtsausdrucks. Der Mund ist geradezu ungeheuer, die Lippen, die sich fast von einem Ende seines schwarzen Bartes bis zum andern hinziehen, werden nur durch zwei tiefe Furchen von den Nasenflügeln bis zum Kinn in Ordnung gehalten. Die Nase selbst — ein stark hervortretendes Organ — sticht aus dem Gesicht heraus mit einem fragenden, ängstlichen Ausdruck, als ob sie nach irgend einer guten Nachricht in den Wind hineinschnüffelte. Die Augen, dunkel, voll und tiefliegend, haben einen durchdringenden Blick, aber zugleich einen Ausdruck, der fast wie Zärtlichkeit aussieht, und über ihnen tritt ein Paar borstiger Augenbrauen hervor, welche in eine schmale harte Stirn endigen, deren Entwicklung sich kaum beurtheilen läßt, da sie von unordentlichen Locken dichten Haares bedeckt wird, die sorglos darüber gebürstet sind."

Von dem Premierminister Lincolns gibt Russel folgende Schilderung: „Mr. Seward ist ein einfacher mittelgroßer Mann von schwächlichem Körperbau und jener gebeugten Haltung, welche die Folge sitzender Lebensweise und stetem Bücken über den Schreibtisch ist. Er hat, wenn er sitzt, eine eigene Haltung, welche sofort die Aufmerksamkeit auf sich lenkt. Ein wohlgebildeter und großer Kopf ruht auf einem langen Halse und tritt in einer gewissen argumentirenden Weise über die Brust hervor, als ob die stechenden Augen nach einem Gegner suchten. Der Mund ist auffallend beweglich, groß, aber gut geformt, die Nase lang und adlerartig, die Augen geheimnißvoll, aber durchdringend und von einem Etwas, das wie Humor aussieht, glänzend, die Stirn kühn und breit, aber nicht besonders hoch, das Haar silberweiß und fein — ein kluger, rascher Mann, der sich seiner Macht erfreut, oratorische und orakelhafte Aeußerungen liebt, dem Großthun huldigt und platzen möchte von der Wichtigkeit der Staatsgeheimnisse, die er in sich

Digitized by Google

birgt, und von dem würdevollen Bewußtsein, die auswärtige Politik eines Landes zu dirigiren, das für ihn — wie für alle Amerikaner — das größte und giorreichste der Welt ist."

Vor Tische gab „Uncle Abe" (der Spitzname des Präsidenten) das folgende Specimen seiner guten Laune und seiner gewöhnlichen Art, mit Widerspruch in seinem Kabinet umzuspringen.

„In der Unterhaltung, die vor dem Essen stattfand, ergötzte ich mich damit, die Art und Weise zu beobachten, in welcher Mr. Lincoln die Anekdoten anwendet, wegen deren er berühmt ist. Wo Leute, die an Höfen erzogen, mit der vornehmen Welt bekannt oder in der Diplomatie bewandert sind, sich irgend einer ausweichenden Redensart bedienen, oder eine höfliche Phrase anwenden, oder sich eines leichten Achselzuckens als des Mittels bedienen würden, um sich aus einer unbehaglichen Lage zu ziehen, hilft sich Mr. Lincoln damit, daß er durch irgend eine kühne Hinterwäldleranekdote die Gesellschaft zum Lachen reizt, worauf er sich in der Weise von Heiterkeit, die sein Spaß hervorgerufen hat, gemüthlich von dem Betreffenden wegmacht.

„So, als Mr. Bates (der Attorney-General oder Justizminister) sich ziemlich ernsthaft gegen die Besetzung eines Postens von Bedeutung für das Gerichtswesen mit einem mittelmäßigen Advokaten verwahrte, wurde er vom Präsidenten mit den Worten unterbrochen: „Ich lassen Sie's gut sein, Bates, der Mann ist nicht halb so schlecht als Sie meinen. Außerdem aber muß ich Ihnen sagen, daß er mir vor Jahren einen rechten Gefallen gethan hat. Als ich mich auf die Advokatur legte, ging ich eines Tages nach dem Gerichtshofe, mit so was, wie zehn oder zwölf Meilen schlechten Weges vor mir, und ich hatte kein Pferd. Holt mich der Richter in seinem Wagen ein. „Hallo, Lincoln, geht Ihr nicht auf's Gericht? Na, kommt 'rein, ich will Euch einen Sitz geben." Gut, ich setze mich 'nein und der Richter fährt fort, seine Papiere zu lesen. Plötzlich stößt der Wagen an einen Baumstumpf auf der einen Seite der Straße, dann flog er auf die andere Seite. Ich guckte 'naus und sah, wie der Kutscher auf seinem Bocke herüber- und hinübertaumelte. Sag' ich zum Richter: „Hört mal, Richter," sag' ich, „ich glaube, Euer Kutscher hat heute morgen ein Bischen zu tief in's Glas geguckt." — „Na wahrhaftig, Lincoln," sagt er, „ich sollte mich nicht wundern, wenn Ihr recht hättet, denn er hat mich seit dem Wegfahren wohl fast ein Dutzend Mal umgeworfen." So steckte er den Kopf aus dem Wagenschlage und schrie: „Ei der Tausend, Du höllischer Kerl, Du bist ja betrunken." Darauf hält der Bursch die Pferde an, dreht sich mit großer Würde um und sagt: „Ei der Teufel, das ist der erste richtige Bescheid, den Sie seit zwölf Monaten abgegeben haben." — Während die Gesellschaft lachte, machte sich der Präsident still und gelassen aus der Nachbarschaft des Attorney-Generals hinweg."

Nach Tische erschienen andere Gäste und die Unterhaltung nahm ihre Richtung auf Politik, wo dann die Meinung vorherrschte, „daß England durch seine sklaverei-feindlichen Antecedentien genöthigt sei, auf's äußerste jeden Versuch des Südens, sich auf der Basis der Sklaverei unabhängig zu machen, zurückzuweisen." Ein anderer Vorfall, weniger bedeutend als die ernsthafte Erörterung der moralischen Verpflichtungen Britanniens, aber auch sehr bezeichnend, kam am Abend vor. Eine junge Dame sagte, auf den alten Kommodore Stewart zeigend: „Ich vermuthe, Mr. Russel, daß Sie kein Bewunderer dieses Officiers sind. Wissen Sie, die Engländer werden ihm nicht sehr gut sein, weil er, wie Sie ja wissen müssen, im letzten Krieg so tapfer gegen sie focht." Der englische Journalist wußte nicht das Mindeste von den Thaten des Veteranen, besaß aber nicht den Muth, es zu gestehen. „Es herrscht," sagt er, „hier unter mehr Leuten als der schönen Amerikanerin, welche zu mir sprach, das Vorurtheil, daß wir in England in Betreff unserer Unfälle bei Neuorleans und anderwärts jene quälende, oder wenn man will, jene gesunde Empfindung hegen, welche den Franzosen in Betreff Waterloos zugeschrieben wird."

Unter andern Berühmtheiten, denen Russel in Washington begegnete, war auch der amerikanische Nelson — Lieutenant Nelson von der Flotte der Vereinigten Staaten, ein Herr, der 260 Pfund wog. Ein schwerfälliger Amerikaner thut sich stets auf sein Gewicht etwas zu Gute, und dieser Stolz auf seine Fleischmasse geht so weit, daß es für artig gilt, anderer Leute Gewicht zu loben. Ein Zeitungsartikel, welcher Russel's Augen begegnete, endigte, nachdem er die hohen geistigen und moralischen Eigenschaften einer beliebten Persönlichkeit gepriesen, folgendermaßen: „Kurz und gut, es ist ein seiner hochgebildeter Gentleman und wiegt 210 Pfund."

Die Achatindustrie im Oberſteinischen.

Der Name Achat wird im gewöhnlichen Leben für alle die Steinarten gebraucht, welche man wissenschaftlich zum Chalcedon rechnet, ja, er wird sogar noch weiter ausgedehnt und es werden Gemenge von Chalcedone mit Quarz, Amethyst und Jaspis dazu gezählt. Natürlich kommen daher dem Achat im Allgemeinen die Eigenschaften des Chalcedons zu. Er ist in Härte und Schwere dem Quarz ungefähr gleich, splittrig und matt im Bruch, durchscheinend, aber fein poliebar und mannigfaltig in der Farbe. Er ist bunt an einem und demselben Stück und danach unterscheidet man verschiedene Arten. Man spricht von Bandachat, der nichts Anderes als ein fein gestreifter Onyx ist; von Festungsachat, der Zeichnungen in seinen Farben hat, die zackig sind und für lebhafte Phantasie wohl Aehnlichkeit mit Festungsplänen haben; von Wolkenachat, in dem rundlich geformte, schwach gefärbte Stellen dem Wolkenhimmel zu vergleichen wären; von Moosachat, bei dem auf ziemlich klarem Grunde, kleine grüne oder schwarze, Moos sehr ähnliche Zeichnungen sich scharf hervorheben; von Trümmerachat, bei

Digitized by Google

dem zerbrochener Achat durch Quarzmaſſe wieder zuſammengekittet iſt u. ſ. w. Bei allen anderen Arten zeigt der Name die Eigenthümlichkeit in Zeichnung und Struktur hinreichend, um eine weitere Beſchreibung überflüſſig zu machen.

Griechen und Römer kannten den Namen Achat ſchon. Theophraſt ſagt in ſeiner Abhandlung von den Steinen, daß der Achat von dem Fluſſe Achates in Sicilien komme, ſchöne, bunte Farbe habe und theuer bezahlt werde. Im Alterthum legte man großen Werth auf die Figuren, welche ſich in bunten Achaten zeigen, und glaubte Flüſſe und Bäume, Wagen, Thiere und Menſchen in ihnen erkennen zu können. Berühmt war ein Achat aus der Gemmenſammlung des Pyrrhus, auf dem Apoll mit den neun Muſen zu ſehen ſein ſollte. Doch waren dergleichen Naturſpiele oder Phyſes, wie ſie Plinius nennt, verhältnißmäßig ſelten, und wir finden daher bei weitem nicht ſo viele Achate, als andere Chalcedonarten unter den antiken Steinen.

Bei uns hat die Verwendung der Achate erſt in den letzten Jahrzehnten einen lebhafteren Aufſchwung genommen, doch ſuchen wir weder jene Naturſpiele der Zeichnung, noch verarbeiten wir ſie zu Gemmen, ſondern wir laſſen uns an den angenehmen Farben und der glänzenden Politur genügen, welche alle Arten des Chalcedons entweder von Natur beſitzen oder durch Kunſt erlangen. Vorzüglich beliebt ſind Carneol und Onyx, aus denen man Ringſteine, Bruſt- und Gürtelſchnallen, Fingerringe, Arm- und Hals-Bänder, Knöpfe, Käſtchen, Schalen, Meſſerſtiele, Federhalter, Petſchafte, Reibſchalen, Polirzähne, Glättſteine, Spielwaaren und Kunſtarbeiten mancherlei Art herſtellt.

Der Sitz dieſer Induſtrie iſt ſeit dem Ende des ſechszehnten Jahrhundertes vorzüglich Oberſtein und Idar im Fürſtenthum Birkenfeld in der Rheinpfalz, halbwegs ungefähr zwiſchen Worms und Trier, am Fuße des Idar-Waldes. Man hat zwar auch an anderen Orten in England, Frankreich, ſowie Deutſchland und beſonders zu Katharinenburg im Ural Achate verſchliffen, doch ſteht das Birkenfelder Land ſeit lange ſchon, ſowohl durch die Menge ſeiner Produkte, als durch die Güte derſelben, obenan. Seit man nun gar die Kunſt des Färbens wieder aufgefunden hat, nimmt der Begehr nach dieſen Waaren gewaltig zu.

Die Schleifer zu Oberſtein haben ſonſt ihre Achate theils in den Bächen und Flüſſen der Umgegend geſammelt, theils in den Bergen gegraben, wo ſie in ſogenannten Mandeln vorkommen, jetzt aber reicht das hier vorhandene Material bei Weitem nicht mehr zu. Die Achate bilden nämlich in einem ſchwarzen oder bräunlichen Geſtein, das Melaphyr genannt wird, Ausfüllungen von Blaſenräumen, welche ſich urſprünglich im Geſtein gebildet haben. Dieſe Blaſenräume, die theils kugelig, theils birn- und mandelförmig ſind, waren in dem feuerflüſſigen Geſtein durch Dämpfe unbekannter Art entſtanden und ſind beim Erſtarren der ganzen Maſſe leer zurück geblieben. Als nun das noch erhitzte, aber doch ſchon feſt gewordene Geſtein, vom Waſſer des Meeres oder der Atmoſphäre durchtränkt wurde, da zerſetzte das erhitzte Waſſer die Mineralien des Geſteins und ſonderte in jenen Höhlungen und Blaſenräumen die Kieſelmaſſen wieder aus, welche darin zuerſt als Chalcedon, ſpäter als Quarz abgeſetzt wurden. Auf ſolche Weiſe füllten ſich die Höhlungen mehr oder weniger, und in vielen Mandeln laſſen ſich die Stellen noch nachweiſen, von denen die ſteinbildenden Auflöſungen in das Innere gelangt ſind. Denn da die Löſungen nicht ſtets ganz gleiche Zuſammenſetzung hatten, ſo waren auch die Abſätze verſchiedentlich gefärbt, und man ſieht nun, wie jene Farbenſtreifen ſich an dem Punkt vereinigen, von dem ſie ausgegangen ſind. Daher die Mannigfaltigkeit in der Färbung der Achate und die Entſtehung der Bandachate und der Onyxe.

Da dergleichen Mandeln aber doch nur ſparſam im Geſtein vertheilt ſind, da nur ein kleiner Theil von ihnen reichlich gefüllt iſt, ſo fand man in der neueren Zeit, daß bei der Zunahme des Begehrs nach Achaten das Birkenfelder Land und ſeine Berge den Bedarf nicht mehr zu decken vermochten. Ein Ungefähr entdeckte nun den Fabrikanten, daß fern im ſüdlichen Amerika, im Staate Uruguay ein reicher Fundort von Achaten liege, und einige nach Oberſtein geſandte Proben zeigten, daß dieſe Steine ſich noch beſſer als die heimiſchen zum Färben eigneten. Seit dieſer Entdeckung hob ſich die Achat-Induſtrie im Oberſteiniſchen ganz gewaltig. Zu vielen tauſend Pfunden werden jetzt die rohen Steine nach Oberſtein gebracht und dort in öffentlichen Auktionen verſteigert. Man zahlt für 100 Pfund möglichſt gleichartig ausgeſuchter Steine 50 bis 2500 Gulden. Nachdem ſie gefärbt, geglüht und vorbereitet ſind, zerſchlägt man ſie mit möglichſter Vorſicht, oder zerſchneidet die koſtbarſten und bringt ſie dann an den Schleifſtein.

Das Schleifen geſchieht auf ſehr eigenthümliche Weiſe. Der Arbeiter liegt dabei mit Leib und Bruſt auf einem etwas ausgehöhlten hölzernen Schämel und ſtemmt die Füße gegen ein Paar Pflöcke im Boden (ſ. Abbildung). Vor ihm bewegt ſich ein rieſiger Schleifſtein, der durch Waſſerkraft getrieben wird, und gegen dieſen drückt er den Stein entweder mit den Fingern oder vermittelſt einer geſtellten Holzplatte. Der Schleifſtein, der durch ein Gerinn ſtets naß erhalten wird, iſt an der einen Seite in der Regel mit Kannelirungen verſehen, den gerundeten und winkeligen Formen entſprechend, welche die geſchliffenen Steine erhalten ſollen. Die Lage der Arbeiter iſt nothwendig, um den Stein feſt gegendrücken und zugleich mit den Augen genau verfolgen zu können. Die Arbeit iſt nicht nachtheilig für den Körper, und die Schleifer ſind meiſt ſtarke und geſunde Menſchen. Da alle Quarzarten beim Reiben phosphoresciren, ſo werden die Achate während des Schleifens leuchtend und das ſo ſtark, daß man ſelbſt bei Tage ein weißröthliches Licht ſie ganz durchleuchten ſieht. Das Poliren der geſchliffenen Stücke geſchieht auf Blei- oder Zinnſcheiben mit einer bolusartigen Erde.

Nur die koſtbarſten Achate werden in Gold gefaßt, meiſt legt man ſie in Bronzefaſſung ein und auch dieſe Arbeit wird im Birkenfeld'ſchen hergeſtellt. Die

Digitized by Google

Arbeiter, welche sich damit beschäftigen, werden Goldschmiede genannt. Sie theilen sich in verschiedene Klassen, deren jede nur eine bestimmte Arbeit, wie das Prägen, Graviren, Vergolden, Fassen ꝛc. übernimmt. Die Leute arbeiten dann familienweise in ihren Häusern auf Bestellung der Händler. Diese bereisen mit ihren Produkten alle großen Märkte und Messen und errichten selbst an Punkten, wo man es nicht erwarten sollte, ihre Läden.

Johann Gottfried Seume.

Johann Gottfried Seume, der am 29. Januar 1763 zu Poserna bei Weißenfels das Licht der Welt erblickte, ist ein sächsischer Bauernsohn. Mancher unter unseren Lesern wird vielleicht nicht besonders vertraut sein mit dem genannten Namen, der allerdings allmälig etwas in den und sonstigen Leistungen fast erlag. Der alte Seume kam häufig in Zwiespalt mit seinem Gerichtsverwalter, dem er nicht fleißig genug Frohndienste that und der ihm die Drohung in's Gesicht warf, er werde nicht eher ruhen, als bis Jener in's Hundeloch käme für seine Ungebührlichkeiten; er entschloß sich daher, wegzuziehen und ließ sich in Knautkleeberg bei Leipzig nieder, wo sein Sohn an dem Gutsbesitzer, Grafen von Hohenthal auf Knauthain, bald einen wohlwollenden Gönner und väterlichen Freund fand. Der strebsame Knabe besuchte die Schulen in Borna und Leipzig und bezog sehr jung die Universität in dieser Stadt, um Theologie zu studiren. Allein wie so vielen jungen Männern von Geist und Charakter, die aus dem öden und vertrocknenden Studium der Gottesgelahrtheit nicht die nöthige innere Befriedigung zu schöpfen vermögen, so ging es auch ihm, und je tiefer er eindrang in das Herz der Religion, in das allen Glaubensbekenntnissen gemeinsame Religiöse, desto mehr widerte ihn die damals im Schwange

Achatschleifer in der Arbeit.

Hintergrund getreten ist; doch wird er freudig überrascht sein, wenn wir ihn darauf aufmerksam machen, daß Seume der Dichter vieler, noch heute im Volksmunde lebender Lieder ist, wie z. B. des allbekannten Deklamationsstücks „Der Wilde", das mit den Worten beginnt: „Ein Kanadier, der noch Europens übertünchte Höflichkeit nicht kannte", ferner des von Freiheitsgluth durchströmten Gedichtes: „Das Opfer", in welchem Leonidas und seine Spartaner besungen werden, und des innigen Liedes: „Wo man singt, da laß Dich ruhig nieder, ohne Furcht, was man im Lande glaubt: wo man singet, wird kein Mensch beraubt, Bösewichter haben keine Lieder."

Der Vater, Andreas Seume, war ein heftiger, moralisch strenger, aber nicht harter Mann. Die Zeit, in welche Gottfried Seume's Jugend fiel, war eine Noth- und Drangzeit für den Bauernstand, der unter der Last von Steuern und Abgaben, von Frohnden gehende Rechtgläubigkeit an. Heuchelei war ihm von jeher fremd gewesen, und da er sich sagen mußte, daß in Folge dieser seiner Abneigung gegen die Orthodoxie sein gräflicher Gönner sich von ihm abwenden werde, so entschloß er sich, Dem zuvorzukommen und auf gut Glück in die weite Welt hinauszuziehen. Er verkaufte also die meisten seiner Bücher, bezahlte seine Schulden und verließ mit neun Thalern Leipzig. Ueber Freiburg a. d. Unstrut, Weimar, Erfurt dahin wandernd, gelangte er am dritten oder vierten Tage nach dem Orte Bach an der Werra, und hier sollte sich sein Schicksal entscheiden. Eine Schar Werber, welche der Landgraf von Hessen-Kassel dort postirt hatte, bemächtigte sich des stattlichen, jungen Studenten, und Seume wurde hessischer gemeiner Soldat.

Seume war Einer der fast 30.000 Deutschen, welche von ihren Fürsten nach Amerika verkauft wurden; doch war ihm nicht das Loos der 11.600 Mann be-

Digitized by Google

schieden, welche drüben in Schlachten und auf Märschen umkamen, sondern er kehrte nach einem kurzen, nicht durch kriegerische Ereignisse ausgezeichneten Aufenthalte und nach erfolgtem Friedensabschlusse als Sergeant nach Deutschland zurück. Auf der Rückfahrt verbreitete sich die Befürchtung, die ganze Mannschaft sei an Preußen verkauft, und um diesem Loose zu entgehen, ergriff Seume, in Bremen angekommen, und noch die hessische Uniform auf dem Leibe, die Flucht. Kaum über die preußische Grenze gelangt, packten ihn preußische Werber und schafften den Deserteur nach Münden. Seume war nun preußischer gemeiner Soldat. Mehrmalige Fluchtversuche, zu welchen ihn die Sehnsucht nach der Mutter und der Heimat antrieb, schlugen fehl, und nur seine Bildung und seine Kenntnisse, durch welche er sich den höheren Officieren werth gemacht hatte, bewahrten ihn vor entehrender Strafe oder gar dem Tode. Endlich gelang es ihm doch, glücklich die Heimat zu erreichen.

In Leipzig widmete sich nun Seume mit erneutem Eifer den Studien und erlangte im Jahre 1792 die Würde eines Doktors der Philosophie und Privatdocenten der Universität; doch wurde die akademische Laufbahn, die er einzuschlagen gedachte, durchkreuzt durch die Empfehlung eines Freundes, welcher ihn im Jahre 1793 nach Warschau in das Haus des Ministers General Igelström als dessen Sekretär brachte. Trotz aller seiner unerschütterlichen Freiheitsliebe lernte er doch den Nationalcharakter der leidenschaftlich erregten polnischen Bevölkerung bald minder achten, als im Frühjahre 1794 die große Verschwörung derselben ausbrach, das fürchterlichste Blutbad in Warschau angerichtet wurde und er selbst in Gefangenschaft kam, aus welcher er erst durch die preußisch-russische Belagerung der Stadt erlöst wurde. Er wendete sich nun wieder nach Leipzig, wo er, weder um eine Militärstelle, noch um ein Amt sich bewerbend, durch Ertheilung von Unterricht in der englischen und französischen Sprache sich seinen Unterhalt erwarb. Bald nahm er das Anerbieten des Buchhändlers Göschen in Grimma, die Korrektur von dessen Verlagswerken zu besorgen, auf zwei Jahre an, und genau nach dem Ablauf dieses Zeitraumes, zu Anfang des December 1801, trat er eine große neunmonatliche Fußreise durch Oesterreich, Italien, die Schweiz und Frankreich an, welche er in dem mit ungemeinem Beifall aufgenommenen Werke: „Mein Spaziergang nach Syrakus“ beschrieb. Nicht lange darauf führte ihn die unbezwingliche Reiselust wiederum nach Rußland, Finnland, Schweden, und auch diese Wanderung beschrieb er trefflich in dem Buche: „Mein Sommer im Jahre 1805“, dessen Vorrede ein merkwürdiges Denkmal seines glühenden Eifers für Freiheit und Vaterland ist. Im Jahre 1808 erschien sein Trauerspiel Miltiades — „ein Bild für die Seele des Jünglings und des Mannes, der in Flammen für das Vaterland ausbrechen soll“ — es begannen aber auch die körperlichen Leiden, denen er unterliegen mußte. Dem Uebel, das ihm den Schlaf raubte und ihm Lesen, Schreiben, selbst Sprechen unterjagte, vermochten auch die Heilquellen von Teplitz, die er aufsuchte, nicht zu steuern, und am 13. Juni 1810 war er eine Leiche.

Seume war ein durch und durch kernhafter Mensch, dem die größte Anerkennung gebührt. Traurige Lebenserfahrungen, besonders eine unglückliche Liebe, hatten eine gewisse Bitterkeit gegen die Welt in ihm zurückgelassen, aber er haßte sie deßhalb nicht und genoß ihre Güter. Er hatte in sich Willensfestigkeit genug, um entbehren zu können, und Stolz genug, um nicht nach dem ihm Mangelnden zu verlangen. „Der Wahrheit folgen und sie ehren, die Gerechtigkeit schützen, Allen in gleicher Weise wohlwollen und wohlthun, nichts fürchten!“ — das war Seume's Wahlspruch. Streng hat er ihn beachtet und an sich selbst zum vollen Leben gerufen. Hoch und heilig war ihm die Wahrheit als die einzige Richtschnur für das Leben eines Mannes . . . immer ist er für Gerechtigkeit in die Schranken getreten und hat mit unerschrockenem festen Sinn gegen Alles angekämpft, was ihr Hohn sprach. Mit Wohlwollen trat er allen Menschen entgegen, die einen gerechten Anspruch darauf hatten, Furcht war ihm unbekannt. Seume war nicht allein Schriftsteller und Dichter: er war auch ein Mann und Charakter. Offen und entschieden hat er sich auf jedem Blatte seiner Schriften ausgesprochen. Klar ist er sich seiner und des Volkes Aufgabe bewußt und mit entschiedenem Sinn sucht er unablässig auf die Erreichung derselben hinzuarbeiten. „Wahrheit, Freiheit und Recht waren das Ziel seines Lebens, und Jeder, der mit ihm dieses erhabene Ziel theilt, sollte Seume's Bildniß auf seine Fahne zeichnen, an diesem Vorbilde sich kräftigen und den Muth des Mannes von ihm erlernen.

Il baccio.

Humoreske von J. Rosen.

Es muß auch solche Käuze geben, würde Goethe unfehlbar wiederholt haben, wenn er den Hausherrn und Komponisteur Karl Moll gekannt hätte. Nicht etwa, als ob dieser mit dem ursprünglichen Erwecker dieses Ausspruches dem Geiste „der stets verneint“ etwas gemein gehabt hätte, ganz im Gegentheil, Karl Moll war ein Geist, der aus Gefälligkeit für Jedermann bejahte, ein vortreffliches Herz, eine unzerstörbare Laune und ziemlich viel Geld, dafür aber die entsetzliche Schwachheit hatte, Komponisteur sein zu wollen. „Ich strebe nicht nach Gewinn, ich strebe nur nach einem Namen,“ pflegte er oft pathetisch auszurufen; „denn es kränkt mich, ‚Karl Moll, Hausbesitzer‘ zu heißen. Es liegt so etwas Gemeines, Alltägliches in dem Worte Hausbesitzer, es ist dies eine Würde, welche man zurücklassen muß auf der väterlichen Scholle, welche man nicht einmal aus den Thoren der Vaterstadt, viel weniger noch in's Jenseits mitnehmen kann. Künstler und Handwerker können durch Unternehmungs- und Erfindungsgeist berühmt

Digitized by Google

und unsterblich werden, daß aber schon jemals ein Hausbesitzer für diese seine Thätigkeit ein Monument bekommen hätte, ist mir nicht bekannt." So raisonnirte der thörichte Moll, ohne zu bedenken, daß gerade diese menschliche Würde der größten Steigerung fähig ist, und Hausbesitzern nur darum keine Denkmale errichtet werden, weil sie bei Letzteren nicht hungern müssen.

Auf daß seine Litteratur poetischer klinge, hatte Moll eine Sonate komponirt, sie, natürlich auf eigene Kosten, verlegt, und seinem Freunde, dem Buch- und Kunsthändler Grund, zum Verschleiße übergeben. Dieser Freund war ebenfalls ein vortrefflicher und dabei auch praktischer Mann, hatte aber ebenfalls einen großen, unverzeihlichen Fehler: er stand ganz gehörig unter dem Pantoffel seiner Frau, die eifersüchtig auf ihn war, wenn er ein hübsches Bild betrachtete, und in Ohnmacht sank, wenn sie eine Venus oder sonst eine dekolletirte heidnische Gottheit in seinen Händen sah.

Am Morgen jenes Tages, an welchem unsere Erzählung handelt, eilte unser Komponiteur in den Buchladen. Er fand seinen Freund ruhig und glücklich, denn die Frau war zu Markte gegangen und leichter athmete der Buchhändler in dem Bewußtsein, den Argusaugen seiner zärtlichen Ehehälfte entrückt zu sein. „Geht meine Sonate reißend ab?" fragte vor Allem der Kandidat der Unsterblichkeit seinen Freund. „Ich habe noch nicht ein einziges Exemplar verkauft," entgegnete dieser. „Ist denn das Publikum für die Schönheiten klassischer Musik unempfänglich?" grollte Moll, und Grund zuckte die Achseln. „Es wird schon gehen," tröstete sich Moll selbst; „ich habe gestern Ankündigungen von zwei Ellen Breite und vier Ellen Länge ausgeben lassen, ich habe sämmtlichen Journalen prächtig gebundene Exemplare zugeschickt, und statt des Goldschnittes das Material hiezu beigelegt, ich habe meine Melodien sogar einigen Leierkästen einverleiben lassen, und es kann demnach der Erfolg nicht ausbleiben."

„Ich gebe meinen Segen dazu," entgegnete der profaische Buchhändler und schmunzelte gar verdächtig.

„Apropos," hub Moll von Neuem an, „ich quartire mich auf einige Tage bei Dir ein."

„Bei mir? Zu welchem Zwecke?" fragte Grund.

„Ich will meine Sonate selbst verkaufen," antwortete Moll.

Verwundert sah Grund den Freund an und dieser fuhr fort: „Ich will Dir meine Ursachen nicht auseinandersetzen, denn was verstehst Du vom Hochgefühle des Künstlers, welcher sein Werk unter die Leute bringt. Auch scheint mir der Preis zu hoch zu sein, und ich will nach Umständen —"

„Du willst nach Umständen billig oder am Ende gar umsonst verkaufen," fiel Grund lachend ein. „Nun, mir kann es recht sein, nur muß ich Dich bitten, meine übrigen Werke nicht für Deine Kompositionen anzuschauen."

„Was fällt Dir bei," entgegnete Moll, „Deine übrigen Artikel sind für mich gänzlich werthlos."

„Hier gehen unsere Ansichten schon wieder auseinander," antwortete Grund; „doch nehme ich Deinen Antrag, für einige Zeit mein Kommis zu sein, dankbar an. Ich habe noch Briefe zu expediren und werde mich demnach zurückziehen. Gute Verrichtung." Grund ging in seine Wohnzimmer und ließ den erwartungsvollen Komponisteur allein. Dieser ging unruhig im Buchladen auf und ab, und wartete vergeblich auf Käufer seiner Sonate. Er trat zu der auf die Straße führenden Gewölbthür und blickte sehnsuchtsvoll hinaus. „Aha, dort an der Ecke klebt schon eines meiner Riesenplakate," sprach er zu sich selbst; „dieser alberne Austräger hat das Ding zu hoch angeklebt, das kann ja Niemand lesen. — Halt, da bleibt ein Herr stehen, er sieht wie ein Musikkenner aus, er kommt hierher — nein, er geht vorüber. Dort läuft ein junger Mann, als ob er große Eile hätte. Wohin kann er eilen als hierher, er will ankommen bevor die Auflage vergriffen ist. — Auch der geht vorüber! — Lächerlicher Mensch, ich möchte wissen, warum er läuft, wenn er nicht hierher kommt. — Was das für ein wunderschönes Mädchen ist, welches dort aus dem Echaus tritt! — Mein Gott, sie geht über die Straße, sie kömmt hierher. Wenn die meine Sonate kauft, ich bin im Stande, sie zu heiraten."

Kaum hatte er sein Selbstgespräch beendet, als ein elegant gekleidetes, schönes Mädchen eintrat. „Sie wissen nicht, wie glücklich Sie mich machen, schönes Fräulein," hub Moll an; „denn solche Schönheit, solche Anmuth —"

Verwundert sah ihn das Mädchen an. „Ich denke doch, mein Herr," sprach sie „daß ich im Buchladen bin —"

„Allerdings," entgegnete Moll, „in dem Buchladen, in welchem der Glücklichste aller Sterblichen sich befindet, dem Ihre Gegenwart —"

„Ich verstehe Sie nicht, mein Herr," antwortete ziemlich kurz angebunden das Mädchen; „verlange jedoch keine Erklärung, da ich Eile und keine Zeit zum Anhören unpassender Galanterien habe. Geben Sie mir den versprochenen ‚Kuß'."

„Handelt der Spitzbube, mein Freund, auch mit Küssen?" dachte Moll, besann sich jedoch nicht lange, nahm das Mädchen beim Kopf und küßte die Ueberraschte ganz tüchtig ab. „So, mein Fräulein, ich hoffe, daß Sie zufrieden sein werden."

Die Ueberraschung des Mädchens ging vorüber und die Entrüstung trat an ihre Stelle. „Welche Frechheit, mein Herr," sprach sie, „mich ohne Grund zu beleidigen. Mein Vater wird Rechenschaft von Ihnen fordern."

„Ich begreife nicht, mein Fräulein," entgegnete Moll, „was Ihr Herr Vater mit unserem Kusse zu schaffen hat, Sie haben ihn verlangt, und ich bediente Sie."

„Thun Sie nicht so, als ob Sie nicht wüßten, daß ich Arditi's Walzer ‚Der Kuß' verlangte," antwortete das Mädchen. „Sie haben mich durch Ihre unzarten Galanterien, welche einem Geschäftsmanne der Kundschaft gegenüber nicht zukommen, beleidigt, und Ihrem unverantwortlichen Benehmen durch den unerbetenen

Digitized by Google

Kuß die Krone aufgeſetzt. Die Folgen Ihrer Handlungsweiſe haben Sie ſich ſelbſt zuzuſchreiben." Zornig entfernte ſich das Mädchen und Moll blieb entzückt zurück. „Sie iſt ein Engel," rief er ein- über das anderemal aus; „wie ſüß war dieſer Kuß, welcher doch nur genommen war. Ein Mädchen, das alſo küſſen kann, heirate ich auf der Stelle. Und wie verlegen das arme Mädchen war. Ich kann ihr nicht helfen, warum ergab ſie ſich dem unglückſeligen Sprachpurismus. Wenn ſie den baccio verlangt hätte, würde ich ſie nicht mißverſtanden haben, denn mit italieniſchen Küſſen kann ich nicht aufwarten, ſo aber verlangte ſie einen deutſchen Kuß, ſolche habe ich vorräthig. Moll rief ſeinen Freund in den Buchladen zurück, ſagte, er habe einen dringenden Gang zu beſorgen, werde jedoch bald zurückkommen, packte einige Exemplare ſeiner Sonate zuſammen und eilte dem Hauſe zu, aus welchem er die ſchöne Mathilde, die Tochter des penſionirten Hauptmannes Milde, herauskommen geſehen hatte.

Wenige Augenblicke darauf trat in den Buchladen ein alter Herr mit einem auffallend ſtrengen Geſicht, poſtirte ſich, ohne zu grüßen, vor den Buchhändler und ſprach: „Ich bin der Hauptmann Milde, mein Herr!"

„Freut mich, die Ehre zu haben," entgegnete Grund und verbeugte ſich.

Ohne die Höflichkeitsformel zu erwiedern, fuhr der Hauptmann fort: „Geben Sie mir den Kuß."

„Welchen Kuß?" fragte Grund.

„Wiſſen Sie nicht, was ein Kuß iſt?" donnerte der Hauptmann.

„Ein Kuß? Ach ſo, Sie wünſchen wahrſcheinlich den baccio."

„Iſt das ein Kuß?"

„Allerdings. Kuß heißt italieniſch il baccio."

„Italieniſch oder deutſch," fuhr der Hauptmann auf, „das iſt mir gleichviel! Geben Sie mir den Kuß."

„Bedauere ſehr," antwortete Grund, „aber ich habe ihn nicht mehr am Lager."

„Für mich nicht, aber für meine Tochter hatten Sie ihn am Lager," entgegnete der Hauptmann grimmig.

„Ihre Tochter?" fragte Grund verwundert, „ich verſtehe Sie nicht"

„Herr, Sie werden mich gleich verſtehen, aber dann wehe Ihnen. War meine Tochter hier?"

„Ich habe nicht das Vergnügen, das Fräulein zu kennen."

„So! Sie kennen mein Mädchen nicht, aber geküßt haben Sie ſie doch."

Grund wußte nicht, was er denken ſollte. Umſonſt deprecirte er, der Hauptmann ließ ſich nichts ausreden. Er wurde immer zorniger, hieß Grund einen elenden Verführer, und dieſer, zitternd vor dem jeden Augenblick möglichen Zurückkommen ſeiner Frau, verfiel endlich auf den Gedanken, der Hauptmann müſſe verrückt und ſeinen Wärtern entſprungen ſein. Er wurde in dieſer Idee noch beſtärkt, als der Alte ein Paar Piſtolen herauszog und Grund aufforderte, ſich mit ihm zu ſchießen.

„O ich danke, dieſe Ehre —" deprecirte Grund.

„Wollen Sie ſich mit mir ſchießen? Ja oder nein!"

„Nun, wenn es denn ſein muß, nein!"

„Gut, dann werden Sie mein Mädchen heiraten!"

Die Situation des armen Grund war eine äußerſt unerquickliche. Dem Narren mußte er nachgeben, ſonſt war ſein Leben in Gefahr, und doch fürchtete er ſich nachzugeben, denn wenn zufällig ſeine Frau vom Markte zurückkam, rührte ſie der Schlag. Er beſchloß, ſich auf eine ſchickliche Weiſe zu entfernen und die Hilfe der Behörde in Anſpruch zu nehmen.

„Beruhigen Sie ſich nur," ſprach er zu dem herumrumorenden Alten, „ich will ja Alles thun, was Sie verlangen. Ich heirate Ihre Tochter, aber das kann doch um's Himmelswillen nicht gleich auf der Stelle geſchehen!"

„Warum nicht," ſchrie der Alte; „Sie müſſen gleich —"

„Ich muß gleich die betreffenden Schritte thun," beſchwichtigte Grund; „und um dieſe thun zu können, müſſen Sie erlauben, daß ich mich entferne."

Die Nachgiebigkeit Grunds beſchwichtigte den Alten und er wurde gemüthlich. „Sie Teufelsmenſch," ſprach er und klopfte Grund auf die Wange, „den man zu ſeinem Glücke mit Piſtolen zwingen muß. Glücklich werden Sie mit meinem Mädchen, denn ſie iſt ſchön, brav und mit ihrem Zorn wird es nicht ſo ſchlimm ſein, denn Sie kecker Menſch haben ihr gewiß gefallen."

„Außerordentlich ſchmeichelhaft," ſprach Grund, ſeelenfroh, daß der Alte in ſeine Entfernung eingewilligt hatte, nahm ſeinen Hut und eilte fort, um die Polizei zu holen.

Hauptmann Milde machte es ſich inzwiſchen im Buchladen bequem. Sich ſein Pfeifchen ſtopfend, brummte er vor ſich hin: „Ein guter Kerl, mein Schwiegerſohn, wenn ich nur wüßte, wie er heißt. Doch halt, ſo erfahre ich es," fuhr er fort, trat auf die Gaſſe hinaus und las die Firma: „Grund." Sodann ſetzte er ſich auf den Divan, ſtreckte gemächlich die Füße aus und ſchmauchte.

Kurze Zeit darauf trat die Frau des Buchhändlers herein und blickte verwundert auf den fremden Mann, der ſich in ihres Mannes Geſchäft gar ſo häuslich niedergelaſſen hatte. „Mein Herr," fing ſie das Geſpräch an.

„Was wünſchen Sie?" fragte Milde, „kommen Sie vielleicht auch um den Kuß?"

„Mein Herr, ich begreife nicht —"

„Sie möchten ſchon begreifen," entgegnete ſchmunzelnd der Alte, „wenn nur mein Schwiegerſohn hier wäre! Der verteufelte Menſch muß ganz prächtig küſſen."

„Sie beleidigen mich, mein Herr, und wenn mein Mann —"

„Sie haben einen Mann und kommen hierher," fiel ihr Milde zornig in's Wort, „wiſſen Sie, daß das abſcheulich iſt!"

Digitized by Google

„Ich werde doch zu meinem Mann kommen dürfen?"

„Zu Ihrem Mann können Sie ohne weiters, aber nicht zu meinem Schwiegersohn."

„Aber so begreifen Sie doch, mein Herr," entgegnete zornig die junge Frau, „ich bin ja hier zu Hause."

„Paperlapapp, wie können Sie hier zu Hause sein, da bin ich zu Hause —"

„Vielleicht im obern Stockwerke."

„Werden Sie nicht grob, meine Gnädige, in meinem obern Stockwerke sieht es ganz gut aus."

„Sie verstehen mich nicht, mein Herr —"

„O doch, doch, und darum sage ich Ihnen kurz und gut: Machen Sie, daß Sie fortkommen, denn der Herr, den Sie suchen, ist seit heute mein Schwiegersohn."

„Der Herr, den ich suche," entgegnete erblaßt die Frau, „ist seit drei Monaten mein Mann."

„Sie werden sich in der Hausnummer geirrt haben, ich meine den Buchhändler Grund."

Die arme Frau wurde starr vor Schrecken und konnte einige Minuten gar nicht reden. Die schwarzen Bilder von Untreue und Verrath, welche ihre Eifersucht ihr nur zu oft mit grellen Farben ausgemalt hatte, bekamen Leben und traten ihr in der Person des alten Hauptmannes verkörpert entgegen. Endlich gewann ihre Liebe und ihre Zunge die Oberhand und sie sprudelte dem Alten entgegen: „Schämen Sie sich, mein Herr, Sie wollen meinen Mann verleumden. Es ist wahr, die Männer taugen alle nicht viel, aber ein solches Ungeheuer ist mein Mann doch nicht. Auch bin ich eine so vortreffliche sanfte Frau, daß mein Mann genug an mir haben kann, und sich gewiß nach keiner zweiten Frau sehnt."

Nun war die Reihe des Erstarrens an Milde. „Das Ungeheuer, welches meine Tochter geküßt hat, ist Ihr Mann!" schrie er; „o wäre er doch hier, damit ich ihn auf der Stelle umbringen könnte!" Er zog seine Pistolen heraus und fuchtelte damit durch die Luft.

Unerschrocken, wie eine gereizte Löwin, trat ihm die junge Frau entgegen. „Thun Sie die Dinger da weg," schrie sie, „oder Sie sollen mich kennen lernen. Gewiß hat mein Mann nur aus Angst Ihrer Keckheit nachgegeben und Ihrer Tochter die Heirat versprochen. Ich kenne meinen Mann und weiß, daß man keine Waffen nöthig hat, um ihn gefügig zu machen. Schämen Sie sich, mein Herr, Sie sind einer jener Väter, welche mit der Pistole in der Hand ihren alten, sitzengebliebenen Jungfern Freier suchen! Reden Sie, was Sie wollen, mein Mann ist treu und ich glaube Ihnen kein Wort!"

Während diese stürmische Scene im Buchladen vorfiel, hatte Moll des Hauptmanns Abwesenheit benützt, um in seine Wohnung einzudringen und seiner Tochter eine Liebeserklärung und einen Heiratsantrag in optima forma zu machen. Er war ein hübscher Mann und der schönen Mathilde mißfiel die excentrische Art seiner Bewerbung nicht im Geringsten. Sie gab endlich seinen unaufhörlichen Bitten nach und ihm Hoffnung, kurz, sie wurden einig und Mathilde übernahm es, den Vater aufzusuchen und über den verhängnißvollen Kuß zu beruhigen. Da sie ihn im Buchladen wußte, trat sie daselbst ein, war jedoch über die sich ihr darbietende Scene nicht wenig überrascht.

„Meine Tochter," rief ihr Milde entgegen, „armes betrogenes Geschöpf!"

Als die junge Frau das schöne Mädchen erblickte, gewann die Eifersucht und Schwarzseherei die Oberhand, und sie fand es wahrscheinlich, daß ihr Mann dieses hübschen Mädchens wegen an ihr eine Untreue begangen habe. Ihr Zorn machte sich in Thränen Luft und sie rief ein- über das anderemal aus: „O ich armes, betrogenes Weib!"

„Wer ist die Frau?" fragte Mathilde ihren Vater.

„Es ist die Frau Deines Bräutigams," entgegnete dieser und lief grimmig auf und ab.

Die Buchhändlerin hatte sich satt geweint, sie mußte Jemand haben, über den sie ihren Zorn ergießen konnte, und da fiel sie denn über das arme, verdutzte Mädchen her und sprach: „Es ist abscheulich von Ihnen, daß Sie Ihre Schönheit dazu benützen, um einer armen Frau ihren einzigen Mann zu rauben! Hatten Sie nicht ledige Männer genug, an denen Sie Ihre Künste versuchen konnten?"

„Wie konnte ich denn wissen, daß er verheiratet sei," entgegnete Mathilde.

„O es ist ein Fehler unserer Gesetzgebung," jammerte die Frau, „daß die verheirateten Männer kein Abzeichen tragen müssen. Wie vielen Unglücksfällen würde vorgebeugt werden! Aber warte, Verräther, kommst Du mir nur unter die Augen —"

Mathilde bat ihren Vater, sich entfernen zu dürfen, da sie dem Manne, welcher sie so gräßlich betrogen hatte, nicht wieder zu begegnen wünsche, und der Hauptmann gab seine Zustimmung dazu mit der Versicherung, er werde hier bleiben, um sich Genugthuung zu verschaffen.

Grund war inzwischen auf der Polizei gewesen, und hatte die Anzeige gemacht, daß sich in seinem Geschäfte ein Irrsinniger befinde, welcher in das Irrenhaus geschafft werden müsse. Der Kommissär versprach, in Begleitung eines Arztes sich dahin begeben zu wollen und der Buchhändler eilte voraus, da ihm ein Zusammentreffen des Hauptmannes und seiner Frau lebhaft vorschwebte.

Die Frau hatte sich in einem Winkel des Gewölbes niedergesetzt und weinte. Grund sah sie nicht, als er eintrat und ging demnach mit den Worten: „Lieber Schwiegervater" auf den Hauptmann zu.

„Verräther!" schrie die Frau und stürzte auf ihn zu.

„Alle Wetter, meine Frau!" murmelte Grund, suchte sich jedoch zu fassen.

„Wie konnten Sie sich unterstehen, mir zu versprechen, daß Sie meine Tochter heiraten?" donnerte ihm Milde entgegen.

„O, ich heirate sie ja recht gern," entgegnete Grund, nach Fassung ringend.

Digitized by Google

„Du heiratest?“ schrie die Frau; „wer bin denn ich?“

„Ja, ja, wer ist die?“ fragte der Hauptmann mit den Pistolen spielend.

„Wer die ist? — Ich kenne sie nicht!“ stotterte Grund.

„Sie kennen Sie nicht?“ rief Milde; „es ist Ihre Frau!“

„Mein Herr, Sie werden mir doch zumuthen, daß ich meine Frau kennen werde,“ entgegnete Grund, und machte seiner Frau Zeichen, ruhig zu sein.

Aber die Frau war nicht so leicht zu beruhigen. Grund hatte sie verläugnet, hatte gesagt, er kenne sie nicht, das war zu viel, als daß sie nur so ohne Weiteres sich auf seine Zeichen eingelassen hätte. „Böswicht,“ rief sie ihm zu, „eine kleine Untreue hätte ich Dir verziehen, denn ich bin eine gute, sanfte Frau, welche Dich innig geliebt hat; aber Du verläugnetest mich, und nun bin ich nur noch das beleidigte Weib, ein losgelassener Tiger! — Also ich bin nicht Deine Frau? — Wer ist es denn, dem Du sechs Monate hindurch die Cour gemacht hast, den Du bewogen hast, Dir an den Altar zu folgen, der seit drei Monaten Deiner Haushaltung vorsteht und mit musterhafter Geduld Deine Schwächen erträgt? Warten Sie, mein Herr,“ wandte sie sich an den Hauptmann, „ich werde Ihnen sogleich unsern Trauschein vorweisen, und Sie können sich selbst überzeugen, ob ich seine Frau bin oder nicht.“ Sie eilte gegen die Thür des Wohnzimmers, wurde jedoch von ihrem Manne aufgehalten, der ihr zuraunte, sie möge keine Dummheiten machen, der fremde Herr sei ja verrückt. Sodann wandte er sich an Milde und flüsterte ihm zu, daß es mit der Frau nicht richtig, daß sie überschnappt sein müsse. Aber der erzürnte Vater ließ sich nicht mehr beruhigen. „Sie werden sich mit mir schießen,“ raunte er Grund zu, und drängte ihm eine Pistole auf. „Wählen Sie!“

„Aber, mein Herr,“ entgegnete der durch die Pistolen eingeschüchterte Grund, „wir werden doch nicht hier im Buchladen —“

„Hier haben Sie gefreveit, hier sollen Sie bestraft werden!“

„O wenn nur der Kommissär schon da wäre,“ seufzte Grund.

Die junge Frau trat zwischen die beiden Männer. „Warten Sie mit dem Erschießen,“ sprach sie zu dem Hauptmann, „ich habe mit dem Menschen da zu sprechen.“

Diese Zögerung war dem Buchhändler ganz willkommen. „Reden Sie, meine Gnädige,“ sprach er.

„Er spricht mit mir per Gnädige,“ lamentirte die Frau, „doch genug des Jammers, kommen wir zur Sache. Ein Mensch, welcher sterben muß, mein Herr, muß die Wahrheit reden. Bedenke dies gut und antworte mir. Kennst Du die Tochter dieses Herrn?“

„Nein,“ antwortete reflgnirt der Buchhändler.

„Ja, da soll Sie doch das Donnerwetter,“ rumorte der Hauptmann, „solche Unverschämtheit ist mir noch nicht vorgekommen. Wählen Sie!“ und neuerdings hielt er ihm die Pistolen unter die Nase.

„Aber so warten Sie doch einen Augenblick,“ rief Grund, dessen Geduld schon aufs äußerste gespannt war, „Sie hören ja, daß ich antworten muß; wenn Sie mich zuvor erschießen, erfährt diese Dame nichts.“

„Hast Du die Tochter dieses Herrn geküßt?“ fragte die Frau weiter.

„Nein,“ sprach eben so reflgnirt der bedrängte Gatte.

„Nun, so lügen Sie und der Teufel!“ donnerte der Hauptmann dazwischen. „Haben Sie mir's denn nicht gestanden?“

„Ja, aber —“ stotterte Grund.

„Und doch wagst Du zu läugnen,“ rief die Frau. „O ich armes Opferiamm. Hast Du die Tochter dieses Herrn besucht und ihr Deine Hand angetragen?“

„Nein!“

„Haben Sie mir versprochen, meine Tochter zu heiraten?“

„Ja!“

„Liebst Du die Tochter dieses Herrn?“

„Nein!“

„Habe ich Sie nicht fortgelassen, auf daß Sie Einleitungen zur Hochzeit treffen?“

„Ja!“

„Ich sterbe, das bringt mich um,“ jammerte die Frau und sank in einen Sessel.

„Da sehen Sie nur, mein Herr,“ sagte Grund aufgebracht zum Hauptmanne, „was Sie mit Ihrer Heftigkeit für Unheil anrichten. Sie bringen nicht nur mich, Sie bringen auch meine — diese Frau um.“

Der Hauptmann ließ sich durch die Ohnmacht der Frau nicht abhalten, weiter zu fragen. „Waren Sie beim Pfarrer?“

„Nein,“ antwortete zornig der Buchhändler.

Das brachte die Frau zur Besinnung. „Du bist doch ein guter Mensch,“ sprach sie und hing sich an seinen Arm. „Nicht wahr, Du hast Deine Fehler eingesehen?“

„Nein!“

„Nein,“ wiederholte sie und sank abermals in den Sessel. „Ich sterbe!“

„O Kommissär, wo bleibst Du,“ stöhnte Grund, „komme bald, oder ich werde verrückt!“ Als aber beide, der Alte und seine Frau nicht aufhörten, auf ihn einzustürmen und ihn mit Fragen überschütteten, da riß ihm die Geduld und er rief dem Hauptmann zu: „Geben Sie in Teufels Namen die Pistolen her und schießen Sie zu, auf andere Weise wird diese Konfusion nicht gelöst.“

Der Alte zählte acht Schritte ab, stellte Grund auf die eine Seite des Gewölbes und sich ihm gegenüber. „Ich werde zählen, mein Herr,“ sprach er, „und auf drei geben Sie Feuer.“

„Gut! Vorher aber muß ich dieser Dame, welche dennoch meine Frau ist, die Wahrheit sagen.“

„Ihrer Frau, ha, das fordert Blut!“ schrie Milde.

„Haben Sie nur einen Augenblick Geduld! Höre

Digitized by Google

mich, Marie. Ich habe die Tochter dieses Herrn niemals gesehen, niemals geküßt, ihr niemals die Ehe versprochen. Ich kenne diesen Herrn gar nicht und weiß nur, daß er mich heute Morgens zum Schwiegersohn pressen wollte. Ich habe ihm versprochen, seine Tochter zu heiraten, weil er mich sonst umgebracht hätte, und ging, aber nicht zum Pfarrer, sondern auf die Polizei, damit der Herr da in's Irrenhaus gebracht werde."

Marie flog ihrem Gatten um den Hals! „O Du guter, lieber Mann," sprach sie, „so bist Du mir nicht untreu geworden! O nun lasse ich Dich nicht mehr erschießen! Nun schütze ich Dich gegen die ganze Welt."

„Das ist ja Alles nicht wahr," schrie Milde und stampfte mit den Füßen wie ein Rasender. „Wenn Sie es nicht waren, wer hat dann meine Tochter geküßt?"

„Ja, wer hat das gethan," fragten sich die beiden Gatten.

Plötzlich fiel dem Buchhändler sein Freund, der Komponiteur ein. „Halt, ich hab's," rief er, warf die Pistole weg und lief, sich die Hände reibend, im Zimmer auf und ab.

„Was machen Sie denn, mein Herr, bleiben Sie doch auf Ihrem Posten!"

„Prof't der Mahlzeit," lachte Grund, „ich werde mich nicht für die Fehltritte Anderer schlagen."

In diesem Augenblicke trat sehr eilig die schöne Mathilde ein, eilte auf ihren Vater zu und bat: „Schütze mich vor ihm, Vater, er war wieder bei mir und verfolgt mich bis hierher."

„Wer?" fragte der Alte.

„Er, der Falsche," entgegnete Mathilde und zeigte auf den eintretenden Moll.

Nun war die Verlegenheit des armen Buchhändlers zu Ende, so wie es auch unsere Geschichte ist, denn nachdem bei Karl Moll der Hausherr schwerer in's Gewicht gefallen war, wie der Komponiteur, wurde gar bald die Vermälung der jungen Leutchen gefeiert, deren Glück der baccio herbeigeführt hatte.

Ob die Frau des Buchhändlers in der Folge weniger eifersüchtig war, darüber beobachteten beide Gatten ein unverbrüchliches Schweigen. Nur so viel ist gewiß, daß der Gatte seiner Frau dann und wann den baccio in's Gebächtniß zurückrief, ob als Präservativ oder Heilmittel, darüber weiß man eben nichts Genaues.

Für Gesunde und Kranke.

Der Traum.

Die Träume stellen Manifestationen der Seele dar, jedoch unvollkommene, einseitige, unzusammenhängende.

So lange im Schlafe das Bewußtsein ganz aufgehoben, findet kein Träumen statt; unser ganzes Um und Auf ist gleichsam in Lethe's Fluthen untergegangen.

Es gibt Fälle, wo wir im Traume den Traum als solchen anzuerkennen im Stande sind, was bereits Aristoteles angegeben hat, und das geschieht, wenn das Bewußtsein erwacht, den Inhalt der Traumvorstellungen zu kontrolliren beginnt.

Das Unzusammenhängende der Träume ergibt sich einerseits daraus, daß nur einige, besonders lebhafte Vorstellungen zum Bewußtsein kommen, andererseits aus dem Umstande, daß das ordnende Princip im Schlafe vermißt wird, welches sich nur in einzelnen außerordentlichen Fällen geltend macht. Die große Mannigfaltigkeit der Träume, in denen Abrisse des Lebens, in das die ungezügelte Phantasie fort und fort neue Nuancen hineingelegt, wiederstrahlen, findet darin ihren Grund, daß eine jede einmal dagewesene Vorstellung reproducirt werden, daß eine jede lebhafte Vorstellungsgruppe ihrem Inhalte lebende Gestalt und Form im Schlafe verleihen kann, und daß die Zustände des Körpers, welche in Folge stärkerer Erregungen auch Träume hervorbringen können, äußerst vielgestaltig sind. Die Empfindungsnerven eines jeden Organs können und bringen unter geeigneten Bedingungen Träume hervor und zwar nach seiner eigenthümlichen Beschaffenheit verschiedene.

Da aber das Auge, das Ohr, das Hautorgan, hauptsächlich den Rapport zwischen der Außenwelt und der Seele unterhalten: so ergibt sich von selbst, daß sie auch besonders geeignet sind, Träume zu verursachen.

Da die Träume einerseits Reflexe der körperlichen Zustände darstellen, andererseits in demselben die Tasten jener Vorstellungsgruppen besonders angeschlagen werden, von denen das Herz und der Kopf voll ist, so ergibt sich, daß die Träume nach Alter, Geschlecht, Temperament, Gemüthsverfassung, Erziehung, Religion und so weiter verschieden sind. Selbst Irre träumen in der Form der Geisteskrankheit. Weit würden wir jedoch fehlen, wollten wir aus der Beschaffenheit der Träume auf unsere Tugend schließen, wie es Plato und Zeno anrathen zu können glaubten; fehlen würden wir, wie jener griechische Kaiser, der seinen Höfling, welcher aussagte, im Traume den Herrscher ermordet zu haben, in der Ueberzeugung hinrichten ließ: „er würde solches nicht geträumt haben, wenn er nicht wachend den Vorsatz dazu gehabt hätte."

Ist es ja doch die Phantasie, die mit leichtem Pinsel Gestalten und Bilder in die Träume hineinmalt, die den Schöpfungen derselben ein buntes Durcheinander geben, und unsere im wachen Zustande gehabten Vorstellungen bei weitem nicht berühren! Und in der That, bald kämpfen wir Riesen gleich mit wilden Thieren oder mit unseren Feinden, bald ruhen wir am Busen der Liebe und der Freundschaft, bald stürzen wir in die Tiefen des Abgrundes, und klammern uns mit einem Schrei an die nächste Umgebung, der uns erweckt, bald sehen wir uns in die lieblichste Gegend versetzt, bald plaudern wir mit lieben Todten im Reiche des Himmels, bald sehen wir sie gemartert mit den Qualen der Hölle, bald erfreuen uns längst verschwundene Erinnerungen aus früher Jugend, bald umgaukeln uns

Digitized by Google

Bilder der frohen Zukunft, bald ſehen wir uns durch Hohn, Witz und Spott geneckt und gefäſſt; zuweilen führen wir geſchickt einen Streit mit unſeren Gegnern, und ärgern uns, wenn wir das Kürzere ziehen, wie es Johnſon erging, halten Reden, deren Inhalt uns ſelbſt Thränen entlockt, die auch dann fließen, wenn der Traum längſt Dahingeſchiedene verklärt und neu belebt uns vorführt. Oefter ſollen wir Probleme löſen, die wir nicht verſtehen, und ſuchen beſchämt nach Gründen, unſere Unwiſſenheit zu beſchönigen.

Höher geht oft der Schwung der Phantaſie, getragen auf den Fittigen des Traumes. Leonardo da Vinci, Guido Reni, Dannecker, gaben ihren Kunſtſchöpfungen erſt die Weihe, als der Traum ihnen das vorführte, was ſie wachend vergebens anſtrebten. Hoppe vollendete im Traume eine wiſſenſchaftliche Arbeit. Geſpenſterartig ſprühen oft aus der Nächte Dunkelheit die Produkte angeſtrengter Geiſtesthätigkeit. So ſchuf Cardanus eines ſeiner Werke im Traume, Voltaire träumte einmal einen Geſang ſeiner Henriade anders, als er ihn gedichtet, Crebillon und Maßillon ſchrieben bedeutende Werke, Tartini komponirte ſeine berühmte Teufelsſonate, an welcher er ſeit Monaten vergebens gearbeitet, Condillac fand oft beim Erwachen ſeine Arbeit vollendet; Maignau löſte im Traume mathematiſche Aufgaben, und Sardini verſiel darin auf die Theorie der Fiageoiettöne und von Seckendorf machte im Traume ein langes Gedicht. Auch in die Ereigniſſe der Zukunft reicht oft der Traum hinein, und die Geſchichte führt uns hievon zwei merkwürdige Beiſpiele vor. So wurde die Gattin Julius Cäſar's in der Nacht vor dem Todestage desſelben durch ein nächtliches Geſicht erſchreckt und ließ ſich deshalb von ihm das Verſprechen geben, an jenem verhängnißvollen Tage nicht in den Senat zu gehen. Die Frau des Pilatus ließ ihm vor dem Urtheilsſpruche ſagen: „Er möge ſich nichts zu ſchaffen machen mit dieſem Gerechten, denn ſie habe ſeinetwegen vieles erlitten im Traume."

Als Dispoſition zu Träumen gilt außer einem nicht zu tiefen Schlaf die Menge und Lebhaftigkeit der Vorſtellungen; denn je mehrere derſelben vorhanden ſind, deſto mehrere können reproducirt werden, es gilt eine beſondere Reizbarkeit des Nervenſyſtems, vermöge welcher ſelbſt geringe Reize percipirt und weiter geleitet werden, daher Kinder und Frauen öfter und lebhafter träumen, als Erwachſene und phlegmatiſche Perſonen.

Als erregende Momente zu Träumen ſind anzuſehen: Alle Einwirkungen, die während des Schlafes die Empfindungsnerven in dem Grade anregen, daß dadurch nicht erweckender Schmerz, wohl aber Vorſtellungen entſtehen.

Die Träume können Reflexbewegungen zur Folge haben, indem ſie auf die Bewegungsnerven nicht nur der willkürlichen, ſondern auch der unwillkürlichen Muskeln wirken, was das Sprechen, Aufſchreien, das Auffahren, das ſchnellere Athmen, das Herzklopfen, der Angſtſchweiß in ſchweren Träumen beweiſt.

Die Träume beweiſen, daß Seelenthätigkeiten ohne unſer bewußtes Zuthun vor ſich gehen, wie wir es auch in Krankheiten ſo häufig zu beobachten Gelegenheit haben.

Erſt nach dem Erwachen erfahren wir, daß wir geträumt haben, was uns die Erinnerung wie aus dunkelm Nebel vorführt, obwohl dieſe zuweilen ſo lebhaft und intenſiv iſt, daß wir die Traumbilder ganz umſtändlich zu erzählen im Stande und oft noch am Morgen nach ihrem Inhalte entweder entſetzt oder ganz erfreut ſind.

Die Träume können unter manchen Verhältniſſen äußerſt wichtig und beſtimmend für das Handeln des Menſchen werden. Ein Invalid hatte ſich ruhig in der Irrenanſtalt verhalten, arbeitete fleißig und konnte als Rekonvalescent betrachtet werden. Als er jedoch in einer Nacht geträumt: Er werde keine Gnade vor Gott finden, wenn er ſich nicht verſtümmele, wirkte dieſe lebhafte Traumvorſtellung ſo heftig auf ihn, daß er ſich den Arm beſchädigte und amputirt werden mußte *).

Ideler **) ſah mehrere Irre, die es plötzlich durch einen Traum geworden ſind. In dieſen Fällen bemächtigte ſich der Traum des ganzen Seelenliebens und bildete ſich zum Kerne einer Wahnvorſtellung heran.

Bei einem in der Wiener Irrenanſtalt verpflegten 53jährigen Beamten zeichnet ſich die Phrenopathie (nach Verletzung in das Hinterhaupt) durch die intenſivſten Traumhallucinationen aus, deren Entwickelung zumeiſt auf ſogenannten dunklen Vorſtellungen und Gefühlen beruht.

Ohne daß man bei ihm einen unruhigen Schlaf beobachtet, träumt er meiſt von höheren und ſelbſt allerhöchſten Perſonen, ſie beſuchen ihn in der Nacht, beſchlüſſen in ſeiner Gegenwart über ſein zukünftiges Schickſal, beſchimpfen ihn nicht ſelten, geben ihm Gift, welches man ihm mit Gewalt in den Mund ſchüttet, kündigen ihm die fürchterlichſten Strafen an. Dieſe Traumerlebniſſe werden aber von ſeinem Bewußtſein ſo aufgenommen, als ob ſie wirklich geſchehen wären.

Bei Tage iſt er deshalb entweder höchſt traurig und niedergeſchlagen, weil er in der Nacht gegen die hohen Perſonen, welche zu ihm gekommen ſind, grob war, oder er iſt im höchſten Grade aufgebracht über ihre Beſchimpfungen, Bezwingungsverſuche. Das letztere gibt nicht ſelten Veranlaſſung zur maniſchen Aufregung von hoher Intenſität, beſonders wenn ihm im Traume ein Inſtitutsarzt Gift in den Mund geſchüttet hatte. In jeder andern Richtung aber zeigt ſein Vorſtellungsinhalt keine Abnormität. Meiſt während der Zeit, wenn der Kranke von den erwähnten Traumhallucinationen gepiagt wird, leidet er an einem intenſiven bohrenden Schmerz an der Stelle der Verletzung, welcher zuweilen nach allen Seiten des Kopfes ausſtrahlt. Andere ſomatiſche Leiden, die mit der Geiſtesſtörung in einen Zuſammenhang zu bringen wären, ſind nicht vorhanden.

*) Pohl l. c. S. 86.
**) Annal. der B. Charité III. 2.

Digitized by Google

Nachtseiten der menschlichen Gesellschaft.

Die Londoner Garotters.

Verbrechen werden wie leibliche Krankheiten oft epidemisch. Sie erscheinen von Zeit zu Zeit in Masse, wüthen eine Weile und werden dann allmälig seltener, bis sie ganz aufhören. Ihr Gehen und Kommen ist gleich unerklärlich, oder doch bis jetzt unerklärt.

Vor einigen Jahren brach in London plötzlich die Garotte aus wie eine Seuche, machte die Straßen unsicher, steckte die ganze Stadt mit Furcht an und verschwand dann wieder. Winter auf Winter verfloß und der Garotter ließ nichts mehr von sich hören, bis er in den letzten Wochen plötzlich wieder alle Welt in Angst versetzte. Die Epidemie ist wieder da und die bürgerliche Gesellschaft ist ihr gegenüber ganz wieder so hilflos wie früher. Ja die Garottirung wird jetzt häufiger und grausamer betrieben als damals.

Im Folgenden geben wir nach dem Bericht eines Sachverständigen im „Cornhill Magazine" eine Beschreibung des Verfahrens, durch welches die Londoner Straßenräuber sich zum Schrecken ihrer Mitbürger gemacht haben.

Es heißt, daß der erste Garotter seine Kunst auf einem Verbrecherschiffe lernte, wo die Zuchtmeister Ihrer Majestät dieselbe gelegentlich an ihm übten, wenn er sich allzu auffällig zeigte. Indem er fand, wie leicht er auf diese Weise gezähmt wurde und wie wenig es ihm bei kaltblütigem Verfahren-schadete, so schrieb sich der Verbrecher die Sache hinter's Ohr mit der Absicht, nach seiner Entlassung Geschäfte damit zu machen. Vielleicht erklärt sich die möglichst rücksichtsvolle Weise, mit der alle regelmäßigen Garotters zu Werke gehen, daraus, daß sie ihre Lektionen auf ihre eigenen Kosten nehmen. Sie üben sich lange Zeit aneinander, bevor sie sich auf die Straße wagen, nicht blos um die Kunst zu erwerben, in jeder denkbaren Stellung zu garottiren, sondern auch um zu lernen, wie lange und mit welchem Grade von Kraft sie die Kehle ihres Opfers zuschnüren dürfen, ohne dasselbe ernstlich zu gefährden oder zu tödten. Sie thun sich stets zu Gesellschaften zusammen, welche sich in drei Abtheilungen auf die Jagd begeben. Die erste, welche die Vorhut bildet, heißt in der Gaunersprache „the front stall", dann kommt „the nasty man", der garstige Mann, d. h. der eigentliche Garotter, zuletzt „the back stall", die Nachhut. Der „garstige Mann" ist der Leiter der Bande und erhält einen größern Antheil an der Beute.

Eine kunstgerecht arbeitende Bande macht nicht oft spekulative Unternehmungen, da sie weiß, daß dies gefährlich ist. Nur wenn die Schurken sich in Noth befinden oder durch scharfes Trinken zu kecken Dingen geneigt geworden sind, machen sie sich zu einer Expedition auf. Die beliebteste Methode ist, sich ein vielversprechendes Opfer auszusuchen, sein Ausgehen und Heimkehren zu beobachten und auf eine gute Gelegenheit von Zeit und Ort zu warten. Auf mancherlei unverdächtigen und unerwarteten Wegen bringen sie in Erfahrung, daß der oder jener ein gutes „stake", d. h. Geld, Uhr, Ringe u. dgl. zu tragen pflegt, und daß er zu gewissen Zeiten an gewissen Orten zu treffen ist. Ein solcher wird notirt und beobachtet. Zeit und Ort werden für den Angriff festgesetzt, niemals aber die Gelegenheit zwangsweise herbeigezogen. Scheint sie an einem Abend zweifelhaft, so wird die Sache verschoben und die Raubgesellen folgen dem Betreffenden oft Wochen lang. Endlich macht sich die Sache und man geht an die Arbeit. Die Vorhut der Bande geht einige Schritte vor dem Opfer her, um sich umzusehen, ob irgendwo eine Störung zu befürchten ist. Die Nachhut folgt dem Betreffenden, bisweilen zu Wagen. Unmittelbar hinter dem Opfer schreitet der „garstige Mann", der sich ihm immer mehr nähert und dabei Schritt mit denen hält, die ihm folgen. Die Vorhut lüftet den Hut zum Zeichen, daß vorn keine Gefahr sich zeigt, die Nachhut macht kein Zeichen, daß es hinten sich anders verhält. Jetzt springt der „garstige Mann" mit raschem und leisem Schritt heran, wirft seinen rechten Arm geschickt um das Opfer und gibt ihm einen tüchtigen Schlag an die Stirn. Instinktmäßig dreht dieser den Kopf um und verliert damit jede Aussicht auf Entkommen. Seine Kehle liegt bereit für den Griff des Angreifers, welcher sie sofort mit seinem linken Arm umschlingt und den Handknöchel auf den Kehlkopf preßt. Im selben Augenblicke läßt der Garotter seine rechte Hand sinken, faßt das linke Handgelenk des Ueberfallenen und zieht ihn so mit einem mächtigen Hebel versehen auf seine Brust zurück, wo er ihn festhält.

Damit hat der „garstige Mann" sein Werk vollendet. Sein Opfer ist vom ersten Augenblick an hilflos und verliert rasch die Besinnung. Alles, was jener zu thun hat, ist, sich barmherzig zu zeigen. Ein erfahrener Garotter weiß sofort, wenn sein Opfer besinnungslos wird und dann mäßigt er seinen Druck, der nur wieder verstärkt wird, wenn jener zu rasch wieder zu sich kommt. Inzwischen sind Vorhut und Nachhut geschäftig. Sie nehmen dem Opfer zuerst den Hut ab und thun desgleichen mit dem des Herrn Kameraden, da es nicht gut sein würde, denselben zu verlieren und auf dem Kampfplatze zu lassen. Sollte der Garotter nicht geschickt genug gewesen sein, so hat die Vorhut dies durch einen tüchtigen Faustschlag zu verbessern, welcher dem Opfer unter den Rippen beigebracht wird. Der Mann läßt sich dann bequemer in den Schraubstock spannen und die Nachhut hat keine Mühe, ihm die Taschen zu leeren. Nachdem dies geschehen, läßt der Garotter seine besinnungslose Last auf den Boden sinken, wobei er sich sorgfältig hütet, den Mann nicht hart fallen zu lassen, da dies ihn aufwecken könnte.

Dies ist die beste, den Regeln der Kunst gerechteste Weise des Garottirens. Oft aber bewirken die Umstände, daß auch die bestregulirten Banden ihre Taktik ändern müssen. Oft geht der „garstige Mann" allein auf Raub aus, wo er dann in dunkeln Durchgängen oder an Straßenecken auf Beute lauert. Brutalere

Digitized by Google

und ungeschickteren Räuber pressen die Finger beider Hände in die Kehle des Opfers. Wieder andere bedienen sich einer Ruthe, welche dem Betreffenden von hinten wie eine Schlinge um den Hals geworfen wird, ein Verfahren, welches selten vorkommt und langarmigen Spitzbuben keinen Vortheil gewährt. Diebe endlich, welche den einfachern Weg einschlagen, sich auf den arglosen Wanderer zu stürzen und ihn zu Boden zu schlagen, sind keine Garotters und werden von den regelrecht verfahrenden Jüngern der Kunst gerade so verachtet, wie beide Arten von Verbrechern von aller Welt.

Mitunter wählen die Garotters stark frequentirte Straßen und Plätze zum Arbeitsfelde, indem sie in solchen Fällen sich auf ihre Gewandtheit und die bannende Kraft verlassen, welche ihre ungeheure Keckheit auf die Vorübergehenden übt. In der Regel aber ziehen sie die späten Nachtstunden und einsame, schlecht beleuchtete Stellen vor. Sie haben ein vortreffliches Auge für ihr Geschäft und sind äußerst schlau in der Wahl der Leute, die sie sich zum Gegenstand ihrer Angriffe machen. Ein richtig ausgelernter Garotter weiß, so rühmen sie sich selbst, auf den ersten Blick zu beurtheilen, ob sich's bei dem, den er auf's Korn nimmt, der Mühe lohnen wird, ihn zu „pflauzen" (planting).

Die Garotter sind übrigens selbst für schlimme Fälle gerüstet. Sie wissen ganz geschickt durch Vorspiegelungen den etwaigen Verdacht, den ein zufällig Vorübergehender äußern könnte, zu beschwichtigen. Ihr Opfer ist in solchen unbequemen Fällen ihr „Freund", und der gute Freund ist leider ein bischen stark betrunken. Der Fremde ist dann in der Regel gutmüthig genug, weiter zu gehen, da sonst die Polizei auf den guten Freund aufmerksam werden würde, was doch nicht hübsch wäre. Oder sie geben vor, daß der Mann plötzlich unwohl geworden oder gar einen Schlaganfall bekommen. Sie laufen dann davon, der eine „um eine Droschke" zu holen, der andere „um einen Doktor herbeizurufen", und weg sind die Schurken über alle Berge!

Frauen werden selten garottirt und wir wollen hoffen, daß der Grund dieser Ausnahme einem letzten Funken menschlichen und großmüthigen Gefühls zuzuschreiben ist, der auch im Herzen eines Gurgelzuschnürers noch lebt.

Die Garotters erklären übrigens, daß bei ihrer Ueberführung vor den Gerichten mehr falsche Eide geschworen werden, als in Betreff irgend einer anderen Klasse von Uebelthätern. Sie geben zu, daß ein Kläger sehr wohl auf die Identität der Vorhut oder Nachhut schwören könne, ohne gegen sein Gewissen zu verstoßen, selten oder niemals aber auf die Identität des „garstigen Mannes", weil dieser sich vor seinem Opfer von Anfang an soviel als möglich verborgen hält und in dem Augenblick, wo der Angriff erfolgt, dem Leidenden immer unsichtbar bleibt. Vielleicht ist darin ein Körnchen Wahrheit, vielleicht mehr als ein bloßes Körnchen, aber doch nicht genug, als daß damit viel zur Beseitigung einer unbehaglichen Stimmung der bürgerlichen Gesellschaft beigetragen würde.

Hinrichtung von Indianern in Minnesota.

Von den dreihundert gefangen genommenen Indianern, welche vor einiger Zeit ein Blutbad unter den Weißen in Minnesota angerichtet hatten, sind siebenunddreißig, denen man Mord oder Nothzucht nachweisen konnte, zum Tode durch den Strang verurtheilt worden. Die Meisten von ihnen bekannten offen, an mehreren Gefechten Theil genommen zu haben, läugneten jedoch die „grundlose und böswillige" Ermordung von weißen Einwohnern. Ueber ihre Hinrichtung berichtet ein Blatt aus Minnesota:

Am Morgen des Tages, welcher der letzte für sie sein sollte, schüttelten sie den Officieren, die zu ihnen hineinkamen, die Hand und sagten ihnen Lebewohl, als ob sie sich zu einer langen und fröhlichen Reise rüsteten. Sie hatten ihr Angesicht, jeder nach seinem Geschmack, mit einigen frischen Streifen Zinnobers und Ultramarins gefärbt, augenscheinlich in der Absicht, sich so munter und geschmückt wie möglich zu zeigen. Sie begannen dann ihren Todtengesang. Der „Weiße Hund" bat, ihm keine Fesseln anzulegen, er werde ohne diese seine Hände ruhig niederhalten, doch konnte diesem Wunsche natürlich nicht willfahrt werden. Nachdem alle gefesselt waren, standen sie in dem Zimmer in einer Reihe auf und sangen einen zweiten ergreifenden Todtengesang. Pater Ravoux trat ein und kniete nach einer kurzen Ansprache zum Gebet nieder, indem er aus einem Andachtsbuche in der Dakotasprache vorlas und einige der Verurtheilten seine Worte wiederholten. Darauf wurden ihnen die Kopfbedeckungen aufgesetzt, welche nur bis über die Stirn gingen und ihr bemaltes Gesicht noch zum Vorscheln kommen ließen. Sie trugen dieselben mit sichtlicher Unzufriedenheit und Beschämung. Stricke und Ketten hatten ihr Gefühl nicht berührt — sie wurden nicht für entehrend angesehen; aber diese weiße Mütze war für sie demüthigend. Der Gesang verstummte, und nur wenig wurde geredet und geraucht. Alle saßen in der Runde, die meisten mit gekreuzten Beinen; ruhig erwarteten sie ihr Schicksal oder horchten auf die Worte des Paters Ravoux. Dann und wann holten sie ihre kleinen Spiegel hervor, um nachzusehen, ob ihre Züge noch die rechte Färbung und Verzierung trügen. Punkt zehn Uhr wurden sie in Reihen gestellt und marschirten über die Straße durch ein Spalier von Soldaten zum Richtplatze. Sie gingen rasch und munter, drängten und stießen sich sogar, um an der Spitze zu schreiten. Beim Betreten des Richtplatzes begannen sie wiederum ihr Todtenlied, und als sie alle auf dem Schaffot versammelt waren, war der Lärm, welchen sie machten, ein gräßlicher. Es schien, als seien alle Geister der Unterwelt losgelassen. Ihr Muth war ungebrochen.

Ein junger Bursche, der gerade vor ihrem Abmarsche eine Cigarre erhalten hatte, rauchte ruhig weiter dort oben, kaltblütig während der Pausen des schrecklichen „Hi-yi-yi, Hi-yi-yi" Rauchwolken ausstoßend; und selbst, nachdem die Mütze über sein Gesicht gezogen worden, wußte er seinen Mund frei zu machen und

Digitized by Google

rauchte fort. Andere hatten ihre brennenden Pfeifen im Munde. Die Galgen hatten 23 Fuß im Geviert und waren so eingerichtet, daß jederseits Raum für zehn Verurtheilte war. Drei abgemessene und deutliche Trommelschläge — und ein Seil war durchschnitten, das Schaffott gefallen und siebenunddreißig leblose Körper schwebten zwischen Himmel und Erde. Einer der Stricke war gerissen und der Körper des „Rasselnden Renners" zu Boden gefallen. Das Genick war vermuthlich gebrochen, da aber schwache Lebenszeichen zu bemerken waren, so wurde er alsbald wieder aufgehängt. Als die Signalschläge ertönten, hatte man viele sich die Hände reichen sehen, die bei manchen in einander verschlungen blieben, bis die Leichname herabgenommen wurden. Beim Fallen des Schaffots vernahm man einen nicht lauten, aber anhaltenden Beifallsruf der Soldaten und Bürger... darauf waren Alle wieder ernste und stille Zeugen bei der Scene. Alle siebenunddreißig Indianer wurden in ein Grab von 30 Fuß Länge und 12 Fuß Breite gelegt, in zwei Reihen geordnet und mit den Füßen aneinanderstoßend, mit den Köpfen nach außen. Sie wurden einfach mit ihren weißen Tüchern bedeckt und die Erde über ihnen zugeworfen.

Zwei Media vor Gericht.

Henry Finniley und Mistreß Fox, beide als Media die Oststaaten der nordamerikanischen Union bereisend, wurden kürzlich in Hartford (Connecticut) auf Klage ihrer beiderseits verlassenen Ehehälften verhaftet und wegen Ehebruchs dem Polizeirichter vorgeführt. Sie erklärten einstimmig, sie seien allerdings so gut wie mit einander verheiratet und sänden ihre Berechtigung hierzu in den höheren Gesetzen, welche im Reiche der Geister gälten. Der Richter machte hierauf die trockene, aber treffende Bemerkung, Connecticut gehöre bis jetzt nicht zu diesem Reiche und er erkenne kein höheres Gesetz an, als dasjenige, welches die Leute zu Gefängniß verurtheile, die rein irdische Bande allzu sehr zu vergeistigen und zu verflüchtigen suchten. Einstweilen begnügte sich der Mann des Gesetzes jedoch mit einer Kaution von je 400 Dollars. Allein im Reiche der Geister war Ebbe in den Finanzen eingetreten; sie konnten nicht den zehnten Theil der verlangten Summe aufbringen. Mistreß Fox zog sich zurück mit einem schmerzlichen Blick gen Himmel und dem emphatischen Ausruf: „Wer frei von Sünde ist, werfe den ersten Stein auf mich!" — „Amen!" antwortete der alte Policeman und führte das Paar hinter Schloß und Riegel.

Von Nah und Fern.

Der Bresl. Ztg. wird aus **Beuthen** (Ober-Schlesien) buchstäblich Folgendes geschrieben: „Der Brand der benachbarten Steinkohlengruben, welcher immer weiter um sich greift, beginnt auch dem Verkehr auf den betreffenden Stellen gefährlich zu werden. Jüngst ist auf einem Steinkohlengrubenfelde unweit Laurahütte ein mit zwei Pferden bespanntes Fuhrwerk sammt dessen Führer plötzlich von der Erde verschlungen worden. Durch vorgedrungenen Kohlenbrand war das Terrain bereits unterminirt, ging beim Durchfahren des Fuhrwerks zu Bruche und verschüttete in seiner Tiefe den arglos dahinfahrenden Betturanten."

Aus **Bischofteinitz** erhalten wir von geehrter Hand die Mittheilung, daß der dortige landwirthschaftliche Bezirksverein am 11. Februar im städtischen Rathhaussaale eine Versammlung abgehalten hat, bei welcher die Vereinsstatuten behufs der Vorlage zur h. Genehmigung berathen und die einzelnen Abtheilungen für Acker- und Wiesenbau, Viehzucht, Obst- und Forstkultur, landwirthschaftliche Nebengewerbe und landwirthschaftliches Bauwesen gebildet wurden. Am Abende des gedachten Tages gaben die Herren Mitglieder einen Vereinsball, dessen Reinertrag der Begründung eines Vereinsfondes gewidmet ist.

In einem Städtchen **Böhmens** fristete eine wandernde Schauspielertruppe kümmerlich ihr Dasein. Die Räume blieben in der Regel ganz leer, und nur wenn „Wurstelstücke" an die Reihe kamen, zeigte sich einige Theilnahme. Da, zum größten Unglück legte sich auch noch die Frau des „Direktors", ein sehr thätiges „verdienendes" Mitglied, auf's Krankenbett, und nach einigen Tagen bittersten Elends auf's Todtenlager. Und zu den Begräbnißkosten war kein rother Pfennig vorhanden. Der Direktor, obwohl über den Verlust seiner besten Künstlerin, die wenig Lust und viel Weh stets mit ihm getheilt, im Herzen bis auf den Tod verwundet, mußte sich sammt seinen Töchtern entschließen, durch die kärgliche Einnahme einer Vorstellung ein Grab für seine Verstorbene zu erringen. Es mußte ein recht lustiges Zugstück aufgesucht werden, damit nur diesmal das Publikum ihn nicht im Stiche ließe... Ach, konnte es denn ein packenderes Zugstück geben, als sein Schicksal? Diesmal zog es wirklich. Es war doch menschliches Gefühl in den Bewohnern des Städtchens. Sie hörten von dem tiefen Leid des armen Kunstproletariers, und sie kamen an diesem Abende zu Hunderten, um ihren Beitrag zu einem Grabe zu geben. Das Haus war gedrängt voll — für den so hilflos gewesenen Mann der Bühne das rührendste Schauspiel. Jetzt sollte das Lustspiel beginnen. Der Direktor sollte einen Prolog sprechen, aber da gedachte er der treuen Gefährtin, die nun endlich Ruhe und Frieden gefunden, und Thränen erstickten seine Stimme... und das Publikum weinte mit.

In **Brünn** starb am 29. December der Oberlandesgerichts-Präsident Freiherr von Ubelli, ein höchst geachteter Mann. Er war ein geborner Prager.

Budweis. Eine hier dienende, des Kindesmordes verdächtige Magd wurde dem hiesigen Strafgerichte dieser Tage übergeben; sie hatte ihr neugebornes Kind im Straßengraben an der Pragerstraße unweit des k. k. Verpflegsmagazines vergraben.

— Diese Tage werden die ersten Schiffe von hier auf der Moldau nach Prag abgehen, da die Moldau

Digitized by Google

bereits überall vom Eise frei ist. Dieser Fall einer so frühen Schiffahrt dürfte sehr lange nicht vorgekommen sein.

— Am 9. Februar Mittags nach zwölf Uhr brach in einer Binderwerkstätte der Herrengasse durch die Unvorsichtigkeit eines Gesellen Feuer aus, welches zum großen Glücke jedoch bald gelöscht wurde; denn es hätte, wenn dieses zur Nachtzeit geschehen wäre, in diesem aus lauter mit Schindeldächern und vielen noch mit hölzernen Schilden versehenen Häusern bestehenden Stadttheile eine äußerst gefährliche verheerende Feuersbrunst entstehen können, indem unsere Löschanstalten und Feuerordnung unendlich viel zu wünschen übrig lassen.

— Die hohe k. k. Statthalterei hat mit Erlaß vom 15. Januar 1863, Zahl 69645 die Errichtung des Budweiser Turnvereines bewilligt, und die Satzungen zur theilweisen Vervollständigung zugestellt, welche bei der am 1. Februar d. J. abgehaltenen Hauptversammlung vorgenommen wurde. Zugleich wurde der Turnrath in provisorischer Eigenschaft gewählt und beschlossen, daß dieses Provisorium nach herabgelangter h. Genehmigung der Satzungen in das Definitivum überzugehen hat. Gewählt wurden: 1. als Sprechwart Hr. Wenzel Rosenauer, Stadtrath, 2. Stellvertreter Hr. Karl Hardtmuth, Fabrikant, 3. als Turnwart Hr. J. Wendelin Rajha, Landesadvokat, 4. Stellvertreter Hr. M. D. Karl Haas, 5. als Schriftwart Hr. Ignaz Fiedler, k. k. Kreisgerichtsadjunkt, 6. Stellvertreter Hr. Adolf Haas, Apotheker, 7. als Kassenwart Herr Johann Löwenhöfer, Hausbesitzer, 8. Stellvertreter Hr. Leopold Schweighofer, Handelsmann, 9. als Zeugwart Hr. Anton Eggert, Gewerke, 10. Stellvertreter Hr. Moriz Hoffmann, Handelsmann. Wir rufen diesem Vereine, der auf deutscher Grundlage beruht, ein herzliches „Gut Heil" zu, und hoffen, daß er in unserer Stadt eine recht rege Theilnahme finden und zur Besserung unserer geselligen, socialen Verhältnisse viel beitragen wird.

Compiegne. Ein Herr von Schalkenbach hat ein elektrisches Pianoforte erfunden, das er „Piano-orchestre electro-moteur" nennt. Er spielte es kürzlich in Compiégne und das Stück, welches er vortrug, wiederhallte in einem am andern Ende des Schlosses aufgestellten Instrumente. Herr Schalkenbach behauptet, daß ein Stück, welches er in Paris spiele, sofort in St. Petersburg gehört werden könnte.

In dem Dorfe **Combe-Saint-Nikolas**, in einer der westlichen Grafschaften von England, starb kürzlich ein neunzehnjähriges Mädchen eines plötzlichen Todes. Der Leichenbeschauer erklärte für die Ursachen desselben das Aufgehen einer Pulsadergeschwulst, die sie sich durch zu enges Schnüren zugezogen hatte. Die Coroner's Jury sprach darauf das Verdikt: „An Eitelkeit gestorben."

In **Gotha** wurde kürzlich eine fast achtzigjährige Frau durch den Tod erlöst, die vor 20 Jahren erblindet war, vor 15 Jahren das Gehör, vor 5 Jahren auch noch die Sprache und voriges Jahr endlich den Verstand verloren hatte.

In **Klattau** hat der dortige Bürgermeister Herr Spora in Folge eines Konfliktes mit dem Gemeindeausschuß abgedankt.

Das Stadtgericht zu **Königsberg** erhielt neulich einen Brief unter der Adresse: „An ein königliches Stadtgericht. Abtheilung für böse Sachen." Der Inhalt erwies, daß diese sogenannten bösen Sachen „Injurien-Sachen" waren.

Viel Gerede verursachte in letzterer Zeit ein Kannibale, den ein Menagerie-Besitzer, welcher sich in **Krumau** aufhielt, sehen ließ. Haufenweise strömten die Leute zu der aufgestellten Bude, hauptsächlich nur, um den „Menschenfresser" zu sehen. Dieser war ein junger Mann, ganz hübsch gebaut, von braungelber Hautfarbe, schwarzem Haare, das nach aufwärts stehend geordnet war, einem großen Ringe an der Nase und ohne alle andere Bekleidung, als ein um die Hüften gewundenes Schamtuch. Auf ein von dem Wärter auf einer großen Muschel gegebenes Zeichen, ähnlich dem eines Hornsignales, sang er in seiner angeblichen Muttersprache und tanzte auch in einer eigenthümlichen Weise; es hieß nämlich, daß es dem Wärter nur durch dieses Signal möglich sei, sich dem „Wilden" verständlich zu machen. Nun bekam er ein lebendes Huhn, dem er den Kopf abbiß und das Blut aussog. Jetzt schickte er sich an, das Huhn zu zerreißen; während dessen aber entlockte der Wärter der Muschel zwei widerliche Töne — der Menschenfresser, respektive Hühnvertilger, drehte sich plötzlich um und eilte hastig seinem Kabinette zu; „nun," sagte der Wärter, „wird er mit dem größten Heißhunger über das getödtete Thier herfallen und es aufzehren." Da kommt nun neulich ein Landwirth herein, und will sich diesen Kannibalen auch ansehen; er geht daher zu der aufgerichteten Bude, bezahlt sein Eintrittsgeld und geräth, wahrscheinlich durch Zufall, in das Kabinet des Wilden, welcher in einen Pelz gehüllt dasaß, eben im Begriffe, sich seinen Gesichtsvorsprung von dem beklemmenden Joche des Ringes zu befreien. Durch das plötzliche unberufene Eintreten eines Fremden war er fürchterlich erstaunt, während der Eintretende nicht weniger erschrak, sich ganz allein dem Menschenfresser gegenüber zu befinden. Dieser sprang wüthend auf, griff nach seiner Keule und brüllte den erschrockenen Eindringling an: „Was hab'n denn da z'suchen, schaun's daß aus kämen!" Lachend entfernte sich der Landwirth, und noch denselben Abend fuhr auch der Menagerie-Besitzer mit seinen „wilden" Thieren und Menschen ab.

Linz. Von der böhmischen Grenze bringt der „Linzer Abendbote" nachstehende Mittheilung: „Dem Jäger R. zu Z. wurde vor bereits längerer Zeit ein Handschlitten gestohlen, dessen Spuren er Tags darauf im Schnee aufgefunden hatte. Er verfolgte dieselben bis in einen nahen Wald, wo sie verschwanden, dagegen bemerkte er die Spuren eines Wagens. Diese leiteten den Jäger zu dem Anwesen eines wegen seiner Wohlhabenheit in der Umgegend sehr angesehenen Maßenmeisters B. zu L., in dessen Scheuer er einen mit Fleisch, Schmalz und anderen Artikeln beladenen Wagen und auf demselben seinen Handschlitten fand. Ohne

Digitized by Google

Aufsehen zu erregen, erstattete er beim nächsten Ortsvorstande die Anzeige seiner Wahrnehmung und wurde in Folge dessen der Wafenmeister nebst seinem Weibe durch Gendarmen eingezogen und beide an das k. k. Kreisgericht Budweis abgeführt. Hier soll nun vor Kurzem zuerst das Weib eingestanden haben, daß ihr Mann einen seit längerer Zeit vermißten Gendarmen aus Krumau, sowie zu verschiedenen früheren Zeiten sechs andere Personen umgebracht und im Walde begraben habe. Zu einem gleichen Geständnisse soll nun auch der Wafenmeister selbst gelangt sein.

Katholische Kirche in **Marokko**. In dem französischen Vice-Konsulats-Gebäude in Marokko ist am 7. December v. J. eine katholische Kapelle eingerichtet und eingeweiht worden. Dies ist seit dem 13. Jahrhunderte wieder das erste katholische Gotteshaus in Marokko.

Ein sehr originelles Gaunerstück ist dieser Tage in **München** ausgeführt worden. Im Laden eines dortigen Juweliers und Goldarbeiters fand sich eine Dame in eleganter Kleidung in Begleitung eines Dienstmädchens ein, welches ein Wickelkind auf dem Arme trug, und suchte sich einige werthvolle Gegenstände heraus. Als der Kauf zur Zufriedenheit des Juweliers mit seiner neuen Kundschaft abgeschlossen war und die Dame zahlen wollte, machte sie die unliebsame Wahrnehmung, daß sie eine Kleinigkeit übersehen hatte, nämlich das nöthige Geld mitzunbringen. Da sie jedoch ihre Einkäufe sogleich ihrem Herrn Gemal sehen zu lassen wünscht und bis zu ihrem Wiederkommen das Kindermädchen sammt dem zarten, in süßem Schlummer ruhenden Sprößling dem Juwelier anvertrauen will, so nimmt auch dieser keinen Anstand, solches Vertrauen gebührend zu erwieden und sie mit den erkauften Schmuckgegenständen zu entlassen. Es dauert nicht lange, so fühlt das zurückgebliebene Kindsmädchen plötzlich ein Uebelbefinden, meint dieses werde sich schon verlieren, wenn sie ein wenig vor die Thüre hinaustrete, um frische Luft zu schöpfen, und bittet, inzwischen den Säugling wohl zu bewahren. Während nun aber die Aufmerksamkeit des Juweliers sich dem Kinde zuwendet, das natürlich bei jetziger kalter Jahreszeit sorgfältig verhüllt ist und noch immer fortschläft, sucht das Mädchen das Weite, und als die lange Dauer ihres Ausbleibens endlich auffiel und man in Folge dessen das ruhige Kind genauer besichtigte, siehe da, da zeigte sich, daß es eine zierliche Puppe war. Man fängt in München an, sehr erfindungsreich zu werden, und ein Gaunergenie sucht das andere zu überbieten.

Aus **Nizza** wird ein Unglücksfall gemeldet, der mit einem Balle zusammenhängt, welchen eine dort wohnende englische Dame dem König Ludwig von Baiern zu Ehren gab. Die neunzehnjährige Tochter eines englischen Kapitäns kam nach ihrer Rückkehr vom Balle dem Kamin zu nahe und ihr leichtes Kleid fing Feuer. Brennend stürzte sie in das Zimmer ihrer Mutter, deren Kleid nun ebenfalls in Brand gerieth. Die junge Dame starb, die Mutter erlitt sehr schwere Verletzungen.

Ein **Pariser** Dämchen in Sammt und Seide hatte besondere Vorliebe für Bijouterien. Sie betritt einen Juwelierladen, wählte und wählte und konnte nichts finden, was ihrem Geschmack zusagte. Wie von ungefähr war vor der Thür ein Leierkasten mit schrecklich verstimmtem Instrument. „Abscheuliche Musik!“ kreischt das nervöse Dämchen auf, öffnet die Thür und wirft dem Musikanten mit den Worten ein Zweifoussstück hin: „Jetzt aber gehen Sie mit Ihrer Musik weiter!“ Dann fährt sie mit Aussuchen fort, findet nicht, was sie sucht, kauft einen unbedeutenden Gegenstand und entfernt sich. Gleich darauf Exklamation des Besitzers. Eine kostbare Brillantnadel fehlt! . . . . So ging's einige Zeit. Da erfolgte einmal die Exklamation, als sie den Laden noch nicht verlassen hat. Sie fährt auf. „Man durchsuche mich gleich!“ Das geschieht durch die Frau vom Hause. Vergebens. — Das Verschwundene kommt nicht zum Vorschein. Was thun? Man läßt die Dame sich entfernen. Aber man schickt hintendrein eine von ihr noch nicht gesehene Person, und die entdeckt — Leierkastenmann und Dämchen in eifrigem Zwiegespräch begriffen. Das Uebrige kann man sich denken.

Die Eheleute L. in **Passel** verließen am 20. December um zwei Uhr ihre Wohnung, um sich zur Arbeit zu begeben, und ließen ihre beiden Kinder, ein 4½jähriges Mädchen und einen zweijährigen Knaben allein in der Wohnung zurück. Beide Kinder schliefen, das Mädchen im Bette der Mutter, der Knabe in einer hölzernen Wiege. Um fünf Uhr bemerkte ein vorübergehender Nachbar, daß aus den Fensterlücken ein dichter Rauch herausströme. Auf dessen Geschrei kamen sogleich Leute herbei, und als man in die Wohnung eindrang, fand man einen großen Theil der Möbel in Flammen; die Wiege, in welcher der zweijährige Knabe schlief, zu Asche verbrannt und den Körper des armen Kindes bereits gänzlich verkohlt. Das Mädchen, welches bereits besinnungslos war, wurde jedoch gerettet und nach Besragen sagte dasselbe, daß es, als es vom Schlafe erwachte, mittelst eines Kehrbesens ein auf einem Zimmerdeckebalken aufbewahrtes Päckchen Zündhölzchen herabgezogen, hierauf das Stroh der Wiege ihres kleinen Bruders, den sie nicht leiden könne, angezündet, und so seiner Verbrennung zugesehen habe. Natürlich hatten die Flammen immer mehr um sich gegriffen, und nur zehn Minuten später, wäre die kleine Brudermörderin ein Opfer der eigenen Leidenschaften geworden.

In **Pest** und Umgegend greift die Blatternkrankheit um sich, nnd zwar nicht nur bei Kindern, sondern auch bei Erwachsenen. Es wird nicht gesagt, ob trotz der Impfung, oder aus Vernachlässigung derselben.

— Der „M. Sajtó“ wird aus Pilis geschrieben, daß der Räuber Andreas Tassy, der viermal vom Militär deserlirte und in letzter Zeit auf den Pußten des Pester Komitates Furcht und Schrecken verbreitete, am 23. Januar durch den Sicherheitskommissär Balla gefangen genommen wurde.

— Bei dem am 17. Januar an mehreren Orten des Pester Komitates wahrgenommenen Erdbeben spürte

Digitized by Google

man in Acsa so heftige Stöße, daß in dem dortigen Kastelle des Freiherrn v. Prónay alle Gefäße klirrten. In Penzc waren die Stöße schon so stark, daß viele Schornsteine einstürzten.

— Als Beweis, wie wohlhabend die Bauern in manchen Gegenden Ungarns sind, kann die folgende von der „M. Sajtó" mitgetheilte Thatsache dienen: In dem Dorfe Bikity, unweit Baja, betrug die herrschaftliche Allodialtur 3214 Joch; diese Allodialtur wurde von der, 3432 Einwohner zählenden Ortschaft im verflossenen Juli der Herrschaft für die Summe von 450.000 fl. abgekauft und die ratenweise Auszahlung des Kaufschillings in fünf Jahren bedungen. Beim Abschluß des Vertrages zahlten die Bauern sogleich 50.000 fl., und je zwei Raten von je 25.000 fl. sollten noch im verflossenen Jahre zu Anfang November und zu Ende December erlegt werden. Am 3. November wurden beide Raten von den Käufern erlegt und die Herrschaft zugleich gebeten, daß der Termin für die Abzahlung der noch übrigen Kaufsumme von fünf Jahren auf drei Jahre herabgemindert werden möge, auf welchen Vorschlag die Herrschaft natürlich einging. Außerdem hat diese Dorfgemeinde auch die herrschaftlichen Regalien mit 27.000 fl. abgelöst.

— Die Pester Stadthauptmannschaft hat die Missethäter entdeckt, welche bei nächtlicher Weile in der Theresienstädter Vorstadt die Hunde und Katzen vertilgten. Es ist eine Kolonie armer Teufel ohne alle Arbeit und Verdienst, die in einem Hause der Waldzeile wohnen und darum, weil ihnen der liebe Gott kein Brod gab, Hunde und Katzen verspeisten.

Pilsen. In dem Steinbruche des hiesigen Bürgers Hrn. P. S. ereignete sich am 30. December der Unglücksfall, daß sich der dort arbeitende Taglöhner F. D. durch eigene Unvorsichtigkeit mittelst eines eisernen Hebels derartig am Unterleibe beschädigte, daß er Tags darauf an den Folgen der erlittenen Verletzung starb.

Der Erzbischof von **Reunes** hatte neulich in einer Predigt die Eisenbahnen als eine Erfindung des Teufels bezeichnet und ihre Einführung in der Bretagne beklagt. Die Folge davon war, daß die Bauern der Umgebung in der Nacht schwere Steinblöcke auf die Schienen legten, gegen welche der Zug am nächsten Morgen anrannte, glücklicherweise, ohne weiteren Schaden zu nehmen, als daß die Maschine zertrümmert wurde.

Die Stadt **Tabor** erhielt vor einigen Tagen ein Geschenk aus der Hinterlassenschaft des Bürgermeisters Herrn Walter, der als solcher länger als 30 Jahre in Tabor segensreich gewirkt hat. Dasselbe besteht in zwei Gemeinde-Siegeln und einer Brosche, in denen das Wappen und Abzeichen der Taborer Stadtgemeinde und die Jahreszahl 1569 gravirt ist. Das große Siegel besitzt $17^3/_4$ Loth, das kleine 4 Loth und die Brosche in Schildesform $4^3/_4$ Loth feinen Silbergehalt. Die Brosche wurde von ehemaligen Bürgermeistern oder Stadtgemeinde-Aeltesten bei öffentlichen Feierlichkeiten und Funktionen mittelst eines durchgezogenen Bandes an der Brust getragen.

Der älteste Gesangs-Verein in Böhmen ist unstreitig der Literaten-Verein in **Taus.** Die Literaten-Chöre sind in Böhmen utraquistischen Ursprungs, deren Zweck die Pflege und Ausbildung des Choral- und Vokal-Gesanges war. Sie bestanden in allen Städten Böhmens, besonders aber in Budweis, Mittingau, Pilsen, Klattau, Kuttenberg, Taus ꝛc. Ihre Blüthe-Zeit fällt von der ersten Mitte des 14. bis in die zweite Mitte des 17. Jahrhunderts, und wurden im Jahre 1783 durch Kaiser Josef II. aufgehoben, von welchem Schicksale aber der Tauser Literaten-Chor verschont geblieben zu sein scheint. Dieser Verein hat noch immer denselben Zweck wie vor Jahrhunderten. Er besteht aus circa vierundzwanzig wirkenden und einer unbestimmten Zahl Ehrenmitglieder. Die Pflicht der ersteren ist, daß sie täglich wenigstens vier eine halbe Stunde vor der Frühmesse und dem Nachmittags-Segen, dann während und nach beiden diesen gottesdienstlichen Handlungen gewisse Kirchenlieder absingen. Stirbt ein Mitglied, so werden durch eine Stunde vor dem Leichenbegängnisse im Trauerhause von allen wirkenden Mitgliedern Psalmen und andere erhebende Lieder vorgetragen und sodann die Leiche von dem ganzen Vereine zu Grabe geleitet. Diese Ehre kann aber auch jedem andern Nicht-Mitgliede gegen Erlag eines mäßigen Betrages zu Theil werden.

Teplitz. (Scumefeier.) Aus der Mitte des Teplitzer Turnvereines war ein Komité, bestehend aus den Herren A. Laube, J. G. Junk, E. Kober, W. Schák, B. Schindler, J. N. Herouz, L. Stogan und A. Copek zusammengetreten, um die nöthigen Einleitungen zu einer würdigen Begehung der Feier des hundertjährigen Geburtstages Seume's zu treffen. Das bürgerliche Schützenkorps und die Gesangvereine in Teplitz wurden eingeladen, sich der Feier anzuschließen und ein Aufruf in den öffentlichen Blättern an die Sänger- und Turnvereine Deutschlands erlassen, sich an dem Feste wenigstens durch Absendung von Deputationen zu betheiligen oder einen Kranz einzusenden, der am Festtage als Huldigung im Namen des betreffenden Vereines auf das Grab Seume's niedergelegt werde. Der Aufruf fand den freudigsten Wiederhall durch ganz Deutschland; aus allen Gegenden des großen schönen Vaterlandes trafen die Zeichen der Verehrung für den todten Dichter ein, und die Begleitschreiben blieben die schönsten Zeugnisse für den edlen Geist, der sich im deutschen Vaterlande mächtig regt, und erfrischend und belebend alle Vereine zu einem harmonischen Ganzen verbindet. Der Festtag war vom schönsten Wetter begünstigt. Zwischen neun und zehn Uhr sammelten sich die Vereine und geladenen Gäste auf dem Schulplatz. Nach zehn Uhr setzte sich der Zug in Bewegung. Voran das bürgerliche Schützen-Korps mit seiner Musikkapelle, hierauf eine Abtheilung Turner; diesen folgten Turner und Sänger, welche die für Seume's Grab bestimmten Kränze trugen. Der Festausschuß, durch schwarzrothgelbe Schärpen kenntlich, folgte. Unmittelbar hinter dem Festausschusse, welcher einen Verwandten Seume's, Hrn. Wilhelm Seume, Papier-Fabrikant aus Technitz bei

Digitized by Google

Döbeln, der zum Feste erschienen war, in seiner Mitte hatte, kam die Stadtvertretung, bestehend aus dem Bürgermeister und den Verordneten, denen die geladenen Gäste, die Turnvereine von Aussig, Türmitz, Brüx, Dux u. s. w., ferner die Teplitzer Sängervereine mit ihren Fahnen und Emblemen folgten. Eine Abtheilung Turner des Teplitzer Vereines schloß den Zug. Die Bewohnerschaft von Teplitz hatte sich ebenfalls sehr zahlreich zur Feier eingefunden. Am Friedhof angelangt, reihten sich Turner und Sänger um das Grab Seume's, und stimmten das Lied: „Du wirst auferstehen" (Dichtung von Klopstock, Musik von Graun) an. Nach beendetem Gesange sprach Architekt A. Siegmund die Seume'sche Dichtung: „Die Gesänge", worauf die Kränze und sonstigen Widmungen auf das Grab niederlegt wurden. (Diese Scene wurde von dem Photographen Beidel aufgenommen.) Die Feier am Friedhof schloß das Lied: „Freiheit, die ich meine" von Schenkendorf, in Musik gesetzt von Groos. Der Zug setzte sich sodann in derselben Ordnung, wie er gekommen war, wieder in Bewegung und zog durch die Stadt nach dem Hause, an welchem die Votivtafel angebracht ist. Vor dem Hause angelangt nahmen die Vereine in geeigneter Weise Aufstellung. „Das deutsche Lied" ertönte, und als die schöne Accorde des begeisternden Liedes verklungen waren, hielt der Sprecher des Turnvereins Herr A. Peruß eine Festrede. Nach beendeter Rede wurde die Votivtafel enthüllt und der Obhut der Stadtvertretung übergeben.

Das **Znaimer** Wochenblatt brachte unlängst nachfolgende Gerichtsverhandlung, aus der zu entnehmen ist, unter welchen Bedingungen man Jemand einen „Lumpen" nennen kann. Es war im Anfang des Jahres 1862. Am Beginn eines neuen Jahres pflegt man sich freundlichst Glück zu wünschen. Nicht so Herr X. Dieser schimpfte den B. in Gegenwart seiner Frau und mehrerer Dienstpersonen einen „schlechten Menschen", „einen Betrüger", „einen Lumpen". B. beschwert sich bei Gericht, denn solche Ausdrücke sind nach seiner Ansicht geeignet, ihn in der öffentlichen Meinung herabzusetzen. X. replicirte: das Geschäft des B. ist so in Unordnung gerathen, daß ihn seine Gläubiger überwachen mußten; ich X. bin einer dieser Gläubiger, kam einmal zu B. um in seinem Geschäfte nachzusehen und er nannte mich einen Juden, der einem Christen die Haut abzieht. Hierüber entrüstet habe ich jene Worte fallen lassen. Dieselben enthalten keine Unwahrheit. Denn B. ist leichtsinnig in seinem Geschäft, er hat von seinen Gläubigern dadurch Kredit erschwindelt, daß er sich öfter für den Eigenthümer fremden Vermögens ausgab, und seine Passiven unrichtig darstellte. Auch ist er mit erschwindeltem Gelde durchgegangen. Mehrere Zeugen bestätigten diese Aussage, worauf X. von der ersten Instanz schuldlos gesprochen wurde u. z. a) weil er die kränkenden Worte in einer das Bewußtsein ausschließenden Gemüthsaufwallung sagte, b) weil jene Worte eigentlich keine Schimpfnamen sind, sondern nach dem Sprachgebrauche den Ausdruck einer bestimmten unehrenhaften Handlung enthalten; c) weil der Geklagte wegen der durch Zeugen erwiesenen Umstände keine unwahren Beschuldigungen machte. Dagegen rekurirte B. Das Obergericht verurtheilte den X. wegen Ehrenbeleidigung zu fünfzehn Gulden, weil dieser mit den Worten „schlechter Mensch", „Betrüger", „Lump" keineswegs Beschuldigungen einer bestimmten unehrenhaften Handlung, sondern „Schimpfworte" ausstieß. Diese Ausdrücke enthielten ein allgemeines (subjektives) Urtheil über den Unwerth des B. und die öffentliche Aeußerung eines solchen subjektiven Urtheils stehe Niemanden zu. Der hohe oberste Gerichtshof hat jedoch den X. schuldlos erkannt. Es handle sich hier um keine Beschimpfung, sondern um eine nach §. 491 St. G. zu beurtheilende strafbare Handlung, also um eine Beschuldigung, die durch den Beweis der Wahrheit straflos wird. Dieser Beweis ist zwar dem X. nicht gelungen, aber er habe doch durch die Zeugen solche Umstände dargethan, aus welchen sich hinreichende Gründe ergeben, die Beschuldigung für wahr halten zu können, da sich aus den Zeugenaussagen in der That auf ein unredliches Gebaren des B. gegen seine Gläubiger, wozu auch der Angeklagte gehört, schließen lasse!

Literatur und Kunst.

— Roderich Benedix ist mit seinen dramatischen Werken bereits beim sechzehnten Bande angelangt. In jüngster Zeit hat keines seiner Stücke mehr recht Anklang finden wollen. Der Dichter dürfte sich wohl wieder einmal zu einer ordentlichen That zusammenraffen, der Nachwuchs ist ja ohnedies klein. Benedix ist so glücklich im Erfinden und Situiren, es fehlt nur an der sorgfältigen Ausarbeitung und an der Wahrheit in seinen Charakteren.

— Josef Czermak, ein Angehöriger der in der Musik-Welt bekannten Familie Czermak aus Prag und selbst tüchtiger Musiker, gibt demnächst auch „Meteorologische und geologische Betrachtungen" heraus und behandelt auf diesem Gebiete durch werthvolle Aufsätze für die „Wiener Zeitung" und die Fachjournale reiche Kenntnisse und Erfahrungen.

— Emanuel Geibel hat fünf Bücher französischer Lyrik in Verbindung mit G. Leuthold bei Cotta herausgegeben. Neben den Uebersetzungen von Adolf Laun werden diese trefflichen Bearbeitungen den ersten Rang in der neueren Uebersetzungsliteratur aus dem Französischen einnehmen.

— In Petersburg erscheint, wenn es nicht ein Puff ist, von Neujahr ein „Journal des Lorettes". Das hat selbst Paris, London und Hamburg nicht aufzuweisen.

— Das Denkmal für Gellert, den Fabeldichter, welches Louis Knaur in Leipzig in der Ziehung vollendet hat, stellt Gellert in der Tracht seiner Zeit dar, den Hut im linken Arm, ein Buch in der Rechten, die er auf einen Baumstumpf stützt, als wäre er plötzlich auf einem Spaziergang stehen geblieben. Das Postament ist mit Figuren geschmückt.

Digitized by Google

— Die Engländer haben eine große Freude an Gervinus' Buch über Shakespeare, das sie jetzt englisch lesen können: es ist das kein Wunder, denn Gervinus stellt die Engländer an die Spitze der germanischen Stämme — politisch, wie literarisch. Goethe's „Herrmann und Dorothea" finden sie — es ist soeben auch übersetzt — höchst langweilig. Die Spitze aller Stämme scheint denn doch nicht Alles zu verstehen.

— In Genf wurde zu Weihnachten die neue Montblankbrücke eingeweiht, welche 1200 Fuß lang und 30 bis 40 Fuß breit, auf zwölf zierlichen Bogen ruhend, sich vom Quai du Montblanc nach dem englischen Garten schwingt. Der Plan ist das Werk der Ingenieure Blödnitzky und Chautre, die sie in 300 Tagen vollendeten.

— Gegenwärtig wird in Wien an einer Reihe von Büsten österreichischer Feldherrn, als Schmuck für das neue Arsenal gearbeitet. Dieselben sollen eine Art militärischer Walhalla bilden, und werden von den Bildhauern Josef Gasser, Meixner und einigen talentvollen Schülern in karrarischem Marmor ausgeführt.

— Der Vaudeville-Komponist Offenbach theilt jetzt seine Zeit zwischen Wien und Berlin. Am Ende kehrt er noch ganz nach Deutschland zurück, dem er durch die Geburt angehört.

— Kleist's „Heinrich Kolhaas" ist von L. Schenk dramatisirt worden. Bekanntermaßen ist die Erzählung Kleist's ein Meisterstück von ergreifender Wirkung. Das Drama hat also keine zu schwere Aufgabe. Auch soll das Stück bereits in Augsburg mit Beifall gegeben worden sein.

— Die Bearbeitung des am Burgtheater zur Aufführung kommenden Sardou'schen Stückes „Die guten Freunde" ist von Heinrich Laube. Die Besetzung ist eine vorzügliche.

— Josef Weilen's neuestes, dem Burgtheater eingereichtes, einaktiges Schauspiel heißt: „Ein Wiederfinden."

— Fräulein Trebelli gastirt mit großem Erfolg in Holland.

— Daß in dem alten prächtigen Karl von Holtei in Graz doch nicht ganz alle Liebe zum Theater erstorben, geht daraus hervor, daß er mit jungen Schauspielern Rollen durchgeht, und sich jeder frischen strebsamen Kraft mit Rath und That a nnimmt.

— Das Volks- und Nationaltheater zu Neusatz im Banate gibt Schiller'sche Stücke in trefflichen serbischen Uebersetzungen und unter stürmischem Beifall.

Empfehlungen.

Der Konsumo-Verein in Prag.

Vielen unserer geschätzten Leser dürfte es noch unbekannt sein, daß sich in der letzten Zeit in Prag ein Verein gebildet hat, dessen Streben dahin geht, seinen Mitgliedern vorzügliche und wohlfeile Viktualien zu verschaffen. Bis nun beschränkt sich die Vorsorge dieses Vereines auf öffentliche und Privatbeamte und solche Personen, welche von einer sichern und fixen Besoldung leben, dürfte sich jedoch, wenn der Erfolg weitergreifend sein wird, auch auf weitere Kreise der Gesellschaft ausdehnen. Das Entstehen dieses Konsumovereines wurde anfangs mit mißtrauischen Augen betrachtet, denn es waren auf diesem Felde schon mehrere Versuche gemacht worden, welche weniger das Wohl der Mitglieder als der Gewinn der Unternehmer bezweckten und demnach sehr bald zu Grunde gingen. Es war demnach im Beginne der Beitritt nur ein geringer, weßhalb auch nur wenig Artikel beigeschafft werden konnten. Aber dieses Mißtrauen des Publikums legte sich gar bald. Die vorzügliche Qualität des Gebotenen, die strenge Ordnung in der Geschäftsgebarung, das Reelle des ganzen Unternehmens, kurz die genaue Einhaltung des Programmes sicherten die Existenz des Konsumovereines, der gegenwärtig namhafte Kapitalien umsetzt und eine große Anzahl Mitglieder hat. Die wohlthätigen Wirkungen desselben äußern sich aber nicht nur in Bezug auf die Mitglieder, sie äußern sich auch im Geschäftsverkehre überhaupt. Die Kaufleute und Specereihändler, welche einer Konkurrenz unter sich sehr leicht durch Fixirung der Preise begegnen konnten, haben in dem genannten Vereine einen gar wichtigen Konkurrenten bekommen, der sie bereits genöthigt hat, mit den Preisen einzelner Artikel, wie Zucker, Kaffee, Mehl, Selfe, Lichter und so weiter herabzugehen, so daß das konsumirende Publikum überhaupt die Vortheile dieses humanen Vereines mit genießt. Es wäre wünschenswerth, daß dieses Beispiel in allen größeren Städten Nachahmung fände und in kleineren Orten Filialen irgend eines benachbarten größern Konsumovereines errichtet würden, damit also durch die Vortheile des Einkaufs en gros die übermäßige Vertheuerung der nothwendigsten Nahrungsmittel, welche meist eine Folge des vielfachen Ueberkaufes ist, verhindert werde. Man könnte einwenden, daß durch eine Vermehrung solcher Vereine einer ganzen Klasse der Gesellschaft, dem kleinern Handelsstande der Erwerb geschmälert werde, aber dem ist nicht so. Auch der Verein muß eine gewisse Anzahl von Procenten zum Preise zuschlagen, denn auch er muß Miethe zahlen, muß Agenten und Kommis besolden, Fracht und Zölle berichten, aber dieser Procentenzuschlag beschränkt sich eben nur auf einen verhältnißmäßigen Erlös, und es ist kein Grund verhanden, warum eine Klasse der Gesellschaft auf Kosten allen übrigen mit einem verhältnißmäßig kleinen Kapitale unverhältnißmäßige Gewinne erzielen soll. Es betheilige sich demnach Jedermann, der in der Lage ist, an dem segenbringenden Unternehmen, es ist ja ein Vortheil der freieren Gestaltung unserer Monarchie, daß das Vereinswesen ausgebildet und hiedurch die Zusammengehörigkeit, die gegenseitige Hilfeleistung gefördert wird, in der Arbeit huldige man dem Principe der Arbeitstheilung, im Leben selbst dem der Vereinigung der gemeinschaftlichen Interessen; ein Verein kann viel, wo der Einzelne macht- und hilflos steht.

Digitized by Google

Verfängliche Frage.

A. Der Kurze und der Lange haben gerauft. Vom Kampfe ermüdet, ruhen ſie gerade einen Augenblick, bewahren jedoch den status quo und bleiben in der Poſition des beendeten Kampfes. Wenn ſie nun den Kampf nicht von Neuem beginnen, wer iſt der Beſiegte?

B. Offenbar der Lange, denn er zieht den Kürzeren.

Korreſpondenz der Redaktion.

Herrn Kabus in Klattau: Verſpätet, wollen Sie ſich das nächſtemal beeilen.

Herrn W. S...k in Wien: Es thut uns leid, von Ihrem Anerbieten keinen Gebrauch machen zu können. Poetiſche Gedanken laſſen ſich nicht auf die Leimruthe fangen und zur Ausführung gehört Geſchick! Laſſen Sie doch das Dichten gehen, vertauſchen Sie den Ladentiſch nicht mit dem Pegaſus und tröſten Sie ſich mit Heine, welcher ſagt:

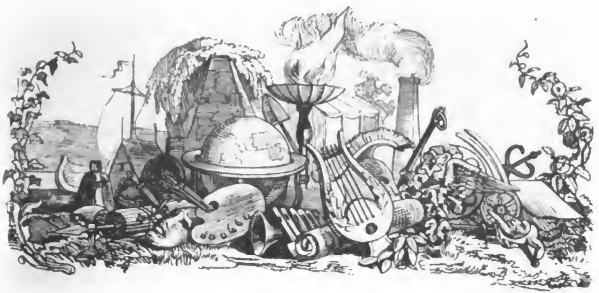
Doch tröſte Dich, mein Herz, Dir blieb | Ein guter Kaffee und ein Schlückchen Rum,
Dein Lieben, Hoffen, Glauben | Das kann keine Skepſis mir rauben! —

Fräulein Amalia S. hier: Liebe, Triebe, Herzen, Schmerzen, Verlangen, umfangen, bangen, gehangen, alles das reimt ſich recht hübſch, wenn nur keine ſinnloſen Zeilen daran hingen. Nicht weil Sie eine Dame ſind, wird, Ihnen das Einkleiden Ihrer poetiſchen Gedanken ſo ſchwer, an dieſem Fehler laboriren auch viele Männer, ſondern darum weil dieſe Gedanken nur Ihnen allein poetiſch ſcheinen und in Worte gekleidet, ihre nüchterne Seite herauskehren.

Herrn A. W. hier, Herrn B. S. in Leitmeritz, Herrn J. L. in Reichenberg, Herrn Karl M. in Wien, Herrn Moritz B. in Linz. Abgelehnt.

Herrn Joſef Sch. hier, Herrn L. v. R., Fräulein A. S. Wird verwendet.

Digitized by Google



Feuilleton.

Kabale und Liebe.

Große Oper in 4 Akten, nach Schillers veraltetem Trauerspiele für Zukunftsmuſikanten bearbeitet.
Die darin nicht vorkommende Sonne iſt nicht von Herrn Romuald Bojek angefertigt.

Perſonen.

Präſident von Walter, ein von den národni listy ſchon halb verzehrter Bureaukrat.
Ferdinand, ſein Sohn, Beßßter eines grünen Fracks, und mehrerer noch nicht kreirter Orden, Ehrenlieutenant des bürgerlichen Scharfſchißenkorps.
Wurm, ein Recenſent.
Müller, Drehorganiſt. Als Muſikant iſt er immer durſtig.
Louiſe, ſeine Tochter, Novice eines höchſt ehrenwerthen Balletkorps.
Frau von Milfort, Witwe verſchiedener hoher Perſonen, bezieht Penſion.

1. Akt.

Salon beim Drehorganiſten Müller. Der Vorhang fliegt in die Höhe, Ferdinand fliegt herein, Louiſe fliegt an ſeine Bruſt. Flügelhornſolo.

Ferdin. Du biſt roth, Louiſe?!
Louiſe. Nicht doch,
Es iſt von geſtern Schminke noch! —
Doch ſprich, wie kam es nur gegangen,
Daß ich im Netz der Liebe Dich gefangen?
Ferdin. Was mer's denn, ſagt man in Wien,
Genug davon, ich bin ganz hin!
Als ich das erſtemal Dich ſchaute,
Verhüllt, bis etwa über's Knie,
Enthüllt, daß man dem Aug' nicht traute,
Ob Scham es ſei, ob Infamie —
Da fühlte ich ein ſüßes Bangen,
Die, hieß es, oder keine mehr,
So roth ſind nur der Unſchuld Wangen,
So bloß ein Glied von Veſta's Heer!
Louiſe. Und wie ging's mir erſt bei der G'ſchicht,
Dem Jüngling widerſtehſt du nicht!
So ſprach es laut in mir und da —
Inſerirte ich in die Bohemia!
Ferdin. Das war für mich ein großes Glück!
Eh' ich Dich liebte war ich dick,
Der Gram jedoch hatt' mich verdünnt,
Ich war wie Löſchpapier, mein Kind
Bliſt Du mir treu ſein, Herzensmaid?
Ich kaufe Dir ein Seidenkleid!
Louiſe. O ſprich nicht ſo, die Worte ſind mir Dolche,
Mein Ferdinand, ich bin ja keine ſolche! —
Ferdin. Was willſt Du ſonſt? Ich habe ja Kredit!
Louiſe. Thu', was Du willſt, ich nehme Alles mit,
Nur thu' es ſchnell, denn mich beſchleicht ein Ahnen.
Wir werden heute noch entſetzlich wanen!
Ferdin. Louiſe, ſprich! Was haſt Du doch für Mucken?
Louiſe. Ein ſchwer' Geſchick, es thut mich drucken,
Der Wurm, ein wuth'ger Recenſent,
Iſt fürchterlich in mich verbrennt!
Ferdin. Ich bring' ihn um, 's wär' eine Hetz,
Doch fürchte ich das Strafgeſetz;
Auch bin ich nur ein armer Stuhr
Und er der öffentlichen Meinung Stiefelputzer.
Wurm kömmt hereingeſchlichen und ſagt Ferdinand etwas in's Ohr.
Ferdin. (entſetzt). Ich fühl' der Liebe Bande brechen;
Mein halbverzehrter Vater will mich ſprechen.
(Stürzt ab.)

Digitized by Google

Wurm (augenrollend).
Nun, Fräulein Müller, kann ich hoffen?
Louise. Du, Bösewicht, hast es getroffen!
Mein Ferdel fort, klein meine Gage,
Die Wohnung theuer in der hell' Etage!
Schöner Abgang. Sie rauft sich ein Haar aus. Wurms Hoffnung steigt, der Vorhang fällt.

2. Akt.

Der halbverzehrte Präsident Walter und Ferdinand.

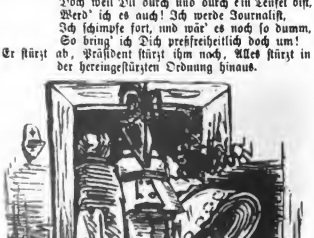
Walter. Mein Sohn, was habe ich vernommen.
So tief bist Du herabgekommen?
Mit dem Ballet willst Du es halten?
Du Thor, was bleibt da uns, den Alten?
Geh' zu der Milfort, Deiner Laut',
Und sei mit ihr hübsch fein galant,
Geh' hin und heirate sie gleich,
Sonst prügle ich Dich windelweich.
Ferdinand geht weinend zur Milfort, sie empfängt ihn sehr freundlich.
Milfort. Als ich noch im Flügelkleide,
In die Mädchenschule ging,
War ich zu der Eltern Freude
Ein gar liebes, dummes Ding.
Nun ist höher schon mein Alter,
Ich beziehe Pension.
Liebe Dich, Du junger Walter,
Und beglücke Dich, mein Sohn.
Ferdin. Fräulein Wittwe, kann nicht dienen,
Bin auch darum nicht erschienen,
Komme nur als Pflichterfüller,
Melde, daß ich lieb' die Müller.
Milfort. Sapperment, das geht nicht an,
Schon bestellt ist der Kaplan,
Und die Gäste schon geladen,
Und wattirt —
Ferdinand. Bei meinen Waden,
Ist mir Alles eins, ich bin
Der Amant der Müllerin.
Mich reizt nicht die Pension,
Kaution, Coupon, Talon,
Meine Ehr' hat keinen Durst,
Mir ist Rang und Reichthum Wurst.
Englischmannm, hör' der Stimme Klingling:

Ich verachte Dich, ein deutscher Jüngling!

3. Akt.

Drehorganist Müller und Louise.

Müller (trinkt).
Louise. Aber Vater!
Müller (setzt ab). Halt das Maul!
Louise (schaut durch die Wand).
Ferdinand kommt auf dem Gaul!
Müller. Was will der in meinem Hause?
Und dann noch vor der Jause.
Ferdinand stürzt herein, Louise stürzt an seine Brust, Müller stürzt ein Glas Schnapps hinunter, Walter stürzt dem hereinstürzenden Wurm nach.
Chor. Ha, o weh, o weh, o ha
Der Wurm, der Präsident und der Ferdel sind da.
Präsid. Da die Louise Müller meinen Sohn will verführen,
Lasse ich sie durch die Wache verarretiren.
Louise. Herr je, die Schand'!
Ferdin. Pfui Teufel,
Wer sie anrührt, dem schlag' ich ab ein Läufel!
Präsident (arretirt sie selber).
Begeh' die erste aller Missethäten
Und attakir' Papa's Extremitäten!
Ferdin. Kein menschlich' Mittel ließ sich unversucht,
Ich hab' geschrien, gedrohet und geflucht,
Doch weil Du durch und durch ein Teufel bist,
Werd' ich es auch! Ich werde Journalist,
Ich schimpfe fort, und wär' es noch so dumm,
So bring' ich Dich preßfreiheitlich doch um!
Er stürzt ab, Präsident stürzt ihm nach, Alles stürzt in der hereingestürzten Ordnung hinaus.



4. Akt.

Ferdinand und Louise. Diese lehnt an des Vaters Drehorgel.

Ferdin. Unglückseliges Werkel, das mir nie hätte einfallen sollen!
(Trinkt aus einer Halbe Bier.)
Das Bier ist matt, so wie Dein Sinn!
Louise (trinkt). Vielleicht ist Bischen Quassia d'rin.
Ferdin. Sprich nicht so laut, denn wie der Blitz
Wirst Du verklagt in Leitmeritz! —
Fühlst Du Dich wohl in Deines Magens Kammer,
Hast Du, Louise, keinen Katzenjammer?
Louise. Ein Bischen wird mir schwurblich wohl.
Ferdin. So schnell? Du jagst der Erde Lebewohl,
Gestorben bist Du halb und halb,
D'rum sag', schriebst Du nie an ein Kalb?
Louise. O schon sehr oft
Ferdin. O des Verrathes Tiefe!
Louise. Bekamst Du denn noch niemals meine Briefe?
(Es wird ihr nicht gut.)
Weh' mir, was trank ich? Gift? O weh'!
Du schöne Erde, Adieu! (Legt sich nieder.)

Digitized by Google

Ferdin. Kurzsicht'ge Thörin, hast Du keinen Schmecker? Gift gibt mir ahn' Recept kein Apotheker. Und doch stirbst Du an Gift, ich sag' es offen, Hast Du denn nicht gewöhnlich Bier ge — trunken?

Louise windet sich und stöhnt jämmerlich. Fagottsolo.

Ferdin. Sie macht zu lang, und stirbt nicht, der Bosnickel — Ich tödt' sie vollends mit dem Leitartikel!

(Nimmt ein sehr wohlbekanntes Blatt und liest einen Leitartikel.)

Louise. Du böser Mensch, mich gar so grausam tödten, Das letzte Gift war wirklich nicht vonnöthen. (Stirbt.)

Ferdin. Und nun zu mir! Ich tödte mich ein Bissel, Und schlucke schnell den Hausthorschlüssel.

Humoristisches.

Ich stritt neulich mit einem Freunde, weil er von dem Wucherer F. behauptete, der Mensch sei wie ein Kind. Na ja, sagte mein Freund, alles Blanke, was er sieht, will er haben.

Aus dem Theater. Kommen Sie jetzt schon aus dem Theater? Ja. Nun, was war denn heute? Mittwoch. Nein, ich meine, was sie gegeben haben? 70 Kreuzer im Parterre. Ach, ich wollte sagen, was für ein Stück. Lauter Zehntkreuzerstücke. Nein, das ist nicht zum Aushalten. Das hab' ich auch gefunden, darum bin ich gegangen.

— Schwimmen ist die einzige Kunst, die man, um sie **gründlich** zu lernen, **oberflächlich** treiben muß.

— Ob nur die schönen Locken des Fräuleins ihre eigenen sind? frug ein junger Herr seinen Nachbar im Theater. Ei ja wohl, erwiederte der Gefragte, der zufällig ein Friseur war, sie hat sie bei mir prompt und baar bezahlt.

Kleine Prager Chronik.

Abermals ist es der Fasching, dem wir vor Allem unser Augenmerk zuwenden müssen, da wir in der letzten Zeit einige Bälle in Prag hatten, welche einer eingehenderen Besprechung würdig sind. Der im Neustädter Theater von den Kadetten und Feldwebeln der hiesigen Garnison veranstaltete Ball nimmt unstreitig den ersten Rang ein, da die höchsten Civil- und Militärautoritäten dabei anwesend waren und die Ausstattung des Ballsaales einen feenhaften Anblick gewährte. Bei dieser Gelegenheit können wir nicht umhin, die Arrangeure größerer, vor allem aber der Wohlthätigkeitsbälle auf dieses überaus geeignete Lokale aufmerksam zu machen. Unser größte, der Sofieninselsaal, ist für die Bedürfnisse Prags klein geworden, und wenn der vom deutschen Kasino veranstaltete Ball im Neustädter Theater abgehalten worden wäre, hätte nicht nur der Ertrag ein noch größerer, sondern auch das Vergnügen der Tanzenden ein potenzirteres sein können, da der Sofieninselsaal unmöglich 600 Paaren einen bequemen Raum zum Tanzen bietet. Zu dem für die nothleidenden Weber so reichen Ertrag des letztern Balles trug aber nicht nur die Wohlthätigkeit allein, es trug auch die Eitelkeit ihr Scherflein dazu bei. Darüber cirkulirt ein nettes Geschichtchen, welches von kompetenter Seite für wahr erklärt wurde. Am letzten Tage kam zu den Ausschüssen ein Mann, der zur Vertretung seiner Partei mehr guten Willen, als Eignung hatte, dessen Stand, so wie dessen Bildung ihn kaum berechtigten, in diese Gesellschaft sich zu mischen, und verlangte für sich und seine Frau eine Karte. Trotzdem er die Ausschüsse versicherte, daß seine Gattin im Seidenkleid und mit Schmuck angethan erscheinen werde, machten sie doch Ausflüchte. Der gute Mann, der ursprünglich den einfachen Preis der Karte erlegen wollte, titulirte immer höher hinauf, bis er endlich 20 Gulden bot, nur um am Kasinoball anwesend sein zu können. Was wollten die Ausschüsse thun? Der Beitrag mußte angenommen werden, und da er ohne die Person des freigebigen Herrn nicht zu haben war, nahmen sie ihn und seine Gattin in den Kauf. Er zahlte 20 Gulden, und hatte das Vergnügen, des andern Tages bei seiner Kramstelle erzählen zu können, er habe den Kasinoball mitgemacht und seine Gattin, die freilich anders aussah wie am Balle, sei neben der Fürstin X. gesessen! — Ein anderer Ball, aber vielmehr eine Reunion zeichnete sich dadurch aus, daß der Frack nur in einem einzigen Exemplare betreten war, wenigstens bezeichnete dies ein hiesiges, nach Gleichberechtigung schreiendes Blatt als einen Vorzug. Auch wir sind nicht abgeneigt, dies als einen Vorzug anzuerkennen, wenn auch in anderem Sinne, wie das gedachte Blatt, welches seinen freundlichen Empfindungen gegen Alles, was nicht auf seine Fahne schwört, bei jeder Gelegenheit Luft macht. So erzählte es unlängst in einem Berichte über die Ereignisse in Polen von einem russischen Kapitän, der sehr viele Grausamkeiten beging, und nachdem es diese der öffentlichen Verachtung preisgegeben hatte, erinnerte es sich, um auch seinen Privatpassionen Rechnung zu tragen, der Mann sei der Abstammung nach ein Deutscher. Nun verstanden sich natürlich die Grausamkeiten und Unmenschlichkeiten von selbst, und es war nicht nothwendig, für dieselben ein anderes Motiv anzugeben, denn der Mann war ein Deutscher! — Ob ein solches Benehmen auch selbst die würdigste Sache nicht entwürdigt, ist eine andere Frage, deren Beantwortung wir dem gedachten Blatte selbst überlassen, und es erübrigt nur noch, demselben die Versicherung zu geben, daß es wohl auch in seiner Nation Unwürdige geben werde, die jedoch nicht darum unwürdig sind, weil sie eben seiner Nation angehören.

Auf einem andern Balle, der sich auch durch die Frackfestigkeit auszeichnete, und was die äußere Ausstattung anbelangt, sehr hübsch war, wäre es bald zwischen den Ausschüssen und Theilnehmern zu einem Kampfe gekommen, da die ersteren das Rauchen der Damen unschicklich fanden. Warum sich die Ausschüsse in solche Dinge hineinmengen. Das ist Geschmackssache und es gibt Menschen, welche der Anschauung huldigen, daß angeraucht Köpfe werthvoller sind als andere. Auf demselben Balle konnte man so recht gemüthlich über die Dickhäuterei einiger Herren lachen, welche in ihrer Popularität so herablassend waren, einigemale durch den Saal zu gehen, mit einem gnädigen Kopfnicken die devotesten Komplimente des gut disciplinirten Nachwuchses entgegen zu nehmen, hie und da ein Paar Worte zu sprechen und

Digitized by Google

hierauf in dem Nimbus ihrer Herrlichkeit zu verschwinden, wie ein Paar Götter, die keinen Zweck haben, als herabzusteigen von ihrem Thron und Opfer zu empfangen. Wie doch die Volksthümlichkeit so aristokratisch, die Popularität so unpopulär werden kann! Im Theater sahen wir nur wenig Neues. Zum Vortheile des vortrefflichen Dietz wurde ein neues amerikanisches Schauspiel „Cora, die Tochter des Pflanzers" aufgeführt, ein Plagiat der Stücke: „Onkel Tom" „Die Quadrone" und anderer ähnlicher Schilderungen amerikanischen Sklavenlebens. Trotzdem sich die Cora in den Händen des Fräuleins Gebhart befand, war ihre Existenz auf dem Prager Theater nur eine kurze und sie ist entweder wieder zurückgekehrt an die herrlichen Ufer des Mississippi, oder lebt im Staube unserer Theaterbibliothek ein beschauliches Leben. Vergangenen Samstag fand die Benefizvorstellung des Fräuleins von Schulzendorf statt. Man behauptet, es sei dies die letzte der genannten Dame, welche die Bühne verlassen und sich verehelichen wird. Da auch die treffliche Kolar, welche durch längere Zeit von einer schweren Krankheit heimgesucht war, die Bühne verläßt und in den Pensionsstand tritt, Fräulein Gebhart zu Ostern ebenfalls in ihr neues Engagement nach Hannover abgeht, wird Prag drei vortreffliche Schauspielkräfte verlieren und wir müssen hoffen, daß diese Verluste nicht unersetzlich sind, wenn es auch schwer fallen wird, gleich vortreffliche Stellvertreterinnen zu acquiriren. Daß Wagner mit seiner Zukunftsmusik bei uns Glück gemacht hat, war vorauszusehen. Prag war eine der ersten Städte Deutschlands, die das Vortreffliche derselben herausfinden wußte, und es wird sich hoffentlich auch unsere Journalistik anständiger gegen den Meister benehmen, als dies in Wien der Fall war, wo er in einer ganz ordinären Weise angegriffen wurde. Der Feuilletonist eines dortigen Blattes machte unter andern die äußerst geistreiche Bemerkung, daß Wagners Musik der Düngerhaufen sei, auf welchem die Zukunftsmusik wachsen werde. Das ist doch gewiß ein poetischer Vergleich, und man merkt es gleich, daß dieser witzige Mann mehr mit Dünger, als mit Musik zu thun hatte. Daß gerade wir das Erscheinen des neuen Preßgesetzes freudiger begrüßten, als die übrigen Journale, werden unsere geschätzten Leser begreifen, wenn wir erklären, daß dasselbe uns weit freieren Spielraum gönnen wird, wie das bisher geltende, indem wir, als zweimal im Monate erscheinend, zu jenen Blättern gehören, welche ohne eine Aenderung ihrer Verhältnisse politische Fragen besprechen und ihren Witz auch an der Tagesgeschichte versuchen können. Dann werden wir wirklich in der Lage sein, den Lesern Alles zu bieten, was ihnen bisher nur mehrere Blätter zusammen geboten haben. Doch ich darf nicht aus der Schule schwatzen, denn wir sind ja noch nicht so weit und wollen lieber hinter dem Berge halten, um unsere Leser sodann um so angenehmer zu überraschen. Jedenfalls und unter allen Bedingungen werden wir die Belletristik wie bisher vorwiegend kultiviren und bemüht sein, den Ernst des Lebens mit dem heitern Scherze der schönen Künste zu einen, auf daß man immer nach unserem Blatte greife, wenn das Verlangen nach einer heitern Stunde sich regt.

Gegensätze.

Auflösung der Gegensätze aus dem III. Hefte der „Erinnerungen":

31. Sonnabend, 32. Weser, 33. Algier, 34. Antigone, 35. Neunangen, 36. Heiliger Vater, 37. Parabel, 38. Paria, 39. Wasserhose, 40. Sternwarte, 41. Bellini, 42. Krausemünze, 43. Archangel, 44. Bassermann, 45. Matthy.

Aufgaben.

46. Fort, Weib!
47. Fuß, Fuß.
48. Altarband.
49. Sie traut ganze Pflaumen.
50. Madame Ochs schreib'!
51. Heute schwarz-weiß.
52. Verschwendet a Mauslichelen (Wienerisch).
53. Bewege nicht die Gemüther, Vogel!
54. Sie anredend.
55. Schinken, v. Stadt.
56 Ach, Sonne!
57. Nein, niemals!
58. Dir Kaffee.
59. Hase? Nein!

Auflösung

des Rebus im III. Hefte der Erinnerungen:

Man urtheile nie nach dem Aeußern eines Menschen.

Da die Theilnahme unseres P. T. Lesepublikums, sowohl am Blatte selbst, als auch betreffs der Auflösung der Rebus im Steigen begriffen ist, hielt es die Redaktion für nothwendig, mit Rücksicht auf die Gerechtigkeit bei Zuweisung der Preise zu bestimmen, daß bei jedem Preisrebus **drei** Preise und zwar so vertheilt werden, daß einer für unsere Abonnenten in Prag, der zweite für solche in einem Umkreise von 20 Meilen, der dritte für die noch weiter entfernten bestimmt ist, welchen es bisher nicht möglich war, bei Einsendung der richtigen Auflösungen mit den Prager Abonnenten zu konkurriren. Diese Bestimmung wurde schon bei dieser Preisvertheilung in Anwendung gebracht.

Die erste richtige Auflösung für Prag hat Herr Josef Chwála, Ingenieur der Buschtěhrader Eisenbahn, eingesendet.

Die erste richtige Auflösung in einem Umkreise von 20 Meilen übersendete Herr Karl Hackl, Schullehrer aus Dorfstätten.

Die erste richtige Auflösung für weitere Entfernungen übersendete Herr Emil Wirth aus Benedig.

Die Preise werden unter Einem den betreffenden Herren zugesendet.

Ueberdies wurden richtige Auflösungen eingesendet von den Herren: Franz Pederra, Dominik Wallisch, W. Kallwoda, Mathias Wehli, Tschiedl Georg, Emanuel Ofner, Johann Wollgruber, Seidl et Krußner, Klemens Ritter von Wenrother, A. Wolf, Josef Kiehnač, Otto Schütte, Fer. Mirenol, Harry Meyer, Johann Liebiger, Franz Wihowsky, Viktor Guth, Johann Baza, und den Fräulein: Maria Czerwenka, Marie Rouch, Elisabeth Malferteimer und Mathilde Dietz.

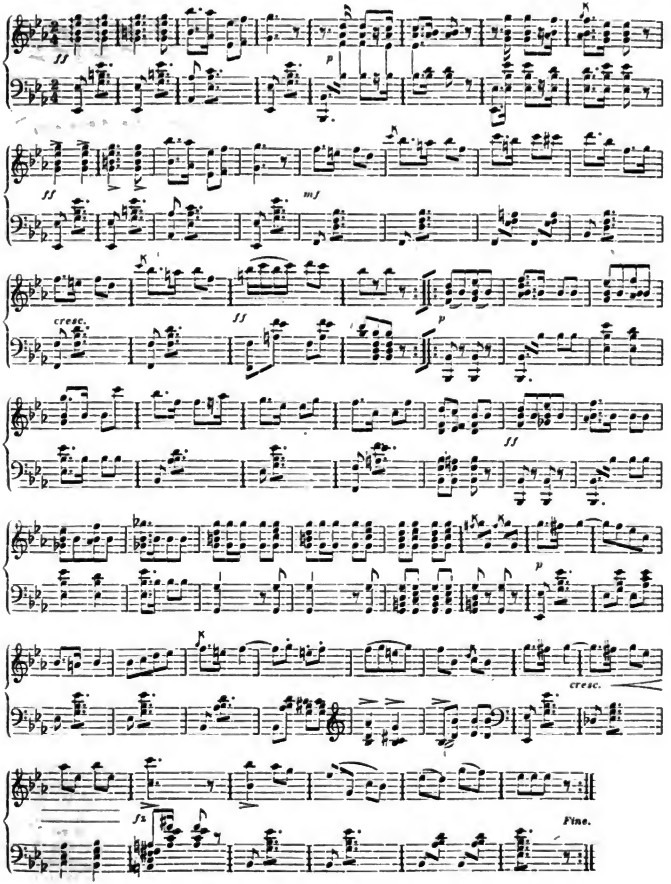
Rebus.

1. 2. 3.

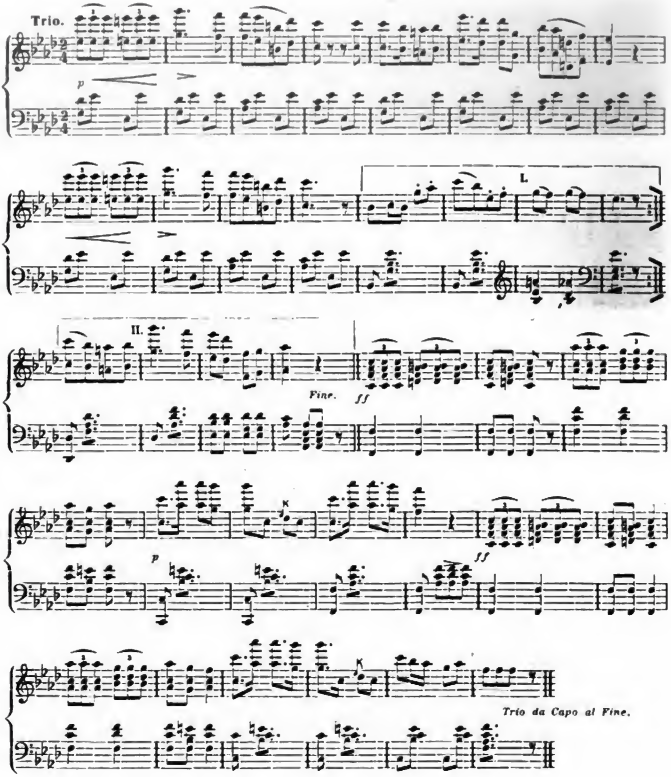
Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Papier und Druck des art.-typ. Instituts von Carl Bellmann in Prag.

Digitized by Google

Andromeda-Galopp von Josef Lauermann. Op. 109.



Digitized by Google



Digitized by Google

Erinnerungen.

Illustrirte Blätter für Ernst und Humor.

Band 85. (Drei und vierzigster Jahrgang.) **Heft V.**

Ein deutscher Krieger.

Novelle von Karl Viktor Hansgirg.

(Fortsetzung.)

Zwölftes Kapitel

Sonderbare Entdeckung.

„Ich habe heute wunderbar geträumt, Onkel Karl!“ sagte Emerenz beim Frühstück, zwei Tage nach dem Besuche des Prinzen.

„Ei! doch nicht gefährlich vom Prinzen Alain, der so rasch fortgebraust war — oder von dem groß- und blaubeaugten Ritter ohne Furcht und Tadel? Was mir sehr angenehm war zu erfahren, daß er sich so ritterlich hielt. Ein muthiges pflegt auch meist mit einem edlen Herzen gepaart zu sein.

„Weit geschossen lieber, Onkel,“ lachte Emerenz, ihre Kirschenlippen öffnend neben den Zähnen von schneeweißer Blüthe. „Aber einen schönen frommen Traum hatte ich von Großtante Klarissa. Sie kam zu dem Oeffnen unserer Kästchen, die wir durchstöbern wollten, als Alain uns störte. ‚Pfui!‘ sagte sie, ‚das ist häßlich, so herumzustrotten in den geheimen Fächern und Kästen, da nehmt dort den Reisekoffer, der so schön mit Elfenbein ausgelegt ist, mit dem räthselhaften Schloß. Da drinnen findet ihr für Onkel Karl ganz kostbare Sächelchen, wohl 12.000 Thaler werth.‘ Sie sprach's und wurde kleinwinzig und schrumpfte zu einem kostbaren glänzenden Ordensstern zusammen und die Dose, die sie in der Hand gehalten, blieb in der Luft schweben, während Tanta Klarissa wie ein Schemen verschwand.“

Onkelchen lächelte über die sinnlose Geschichte und

rieb sich die Hände, darüber erfreut, daß so geistvolle Frauenzimmer, wie Emerenz, mitunter auch recht viel dummes Zeug träumen könnten.

Emerenz nahm es beinahe etwas pikirt auf, daß der Onkel ihre Aufrichtigkeit, mit der sie den Traum enthüllte, mit dieser Aeußerung bestrafte.

Des Traumes wurde nicht mehr gedacht. — Bald rückte die von Emerenz brennend ersehnte Zeit heran, wo die Reisevorbereitungen in Ordnung gebracht werden mußten. Für das Mädchen brauchte man nicht viel zu sorgen, da noch das Meiste in der Anordnung beisammen war, wie sie es von Neustadt mit sich genommen. Onkel Karl aber, dieser komplete Garçon, der ein halbes Säkulum nicht gereist war, konnte nur durch das schwerfällige Aufgebot aller Thorwärterskräfte segelfertig werden.

Das Erbstück Klarissa's, der prächtige Reisekoffer mit ausgelegter Arbeit, sollte bei dieser Reise das erste Mal zu Anwerth gelangen. Seit Klarissa's Tode kam kein Anlaß vor, dies Geräthe zu gebrauchen.

Onkel Karl bevollmächtigte daher den Thorwärter mit allerhand Instruktionen dazu, etwas von kostbaren Reisebedürfnissen, namentlich auch Kleider und Wäsche, so wie etwas Silberzeug in diesem Koffer zu unterbringen.

Der Thorwärter benahm sich umständlich nach den ihm gegebenen Instruktionen; doch etwas ganz Außerordentliches mußte sich dabei zugetragen haben. Das Pergament seiner Gesichtshaut spielte violett, als er eben den Herrn Schloßinspektor überlief und stotterte:

„Euer Gna — Gnaden! Nichts für ungu — gut! — Der Boden am schönen Reisekoffer ist durchgebrochen. Beim heiligen Wenzeslaus — unserm Patron! 's ist nicht gern geschehen."

Nichts Unliebsameres konnte Herrn Karl gemeldet werden. Er hing mit seiner Seele und seinem Blute an diesem Kleinod und nun war es vernichtet und wahrscheinlich unfähig geworden, auf dieser Reise zu dienen.

„Du Aller wirst täppisch und ungeschickt — verzeih' mir's — aber 's ist so. Bin doch auch alt, und weiß, was ungeschickt ist; aber so was ist groß, mit dem kleinen Ballast das Fahrzeug so zu beschweren, daß es leck wird."

„Zürnt ihm nicht, Onkelchen! seht doch, wie übel er ausßieht," rief Emerenz ganz außer sich, den alten willfährigen Thorwärter bemitleidend.

„O! So sieht er immer aus, das ist seine Naturfarbe, Emerenz. Weiß Gott — hätte er mir meinen alten Schädel vom Halse gerissen, mich hätt' es nicht so geschmerzt. O! Tante Klarissa! Deinem Andenken ist wehe, wehe geschehen."

„Aber da läßt sich ja Hilfe schaffen, die Wunde ist am Ende nicht inkurable, ich bitte Dich, lieber Onkel! mit mir den Schaden zu besichtigen, und dann erst den Thäter zu verurtheilen."

„Es hat der Boden gekracht, und sind die Kleider hinabgesunken, der Reisekoffer muß durchgeschlagen sein!" bemerkte der Thorwärter betreten und wischte sich eine Angstperle von der Stirne. Man begab sich nun zu Dritt an den Ort der That.

Nichte Emerenz beseitigte vorerst die Bagage mit jenen Gefühlen von Seite ihres Onkels, mit der man Kleider und Wäsche vom Leibe eines Verwundeten entfernt, um die Wunde zu besichtigen und an sie die Sonde zu legen.

Da ward man aber bald ein ganz anderes corpus delicti gewahr, als man vermuthet und als der Schuldiggeblaubte eben ausgesagt.

In der That, ein Boden war eingesunken, jedoch nicht der letzte Boden des Koffers. Man wurde alsbald gewahr, daß derselbe mit einem Doppelboden versehen war und ein geheimes unterstes Fach hatte. Man hob nun die eingesunkene Scheidewand, und wurde zwei lederne sorgfältig gearbeitete Etuis gewahr.

„Welche Entdeckung!" rief Emerenz voll Bewunderung!

„In der That! Geheime Reliquien!" — betonte in sichtbarer Aufregung Onkel Karl.

„Christus! Was ist das für ein Wunder Gottes, das müssen Reichthümer sein!" näselte der Schloßwärter, kaum noch zum Vollbewußtsein seiner weisen That gelangt.

Emerenz überreichte die beiden Etuis ihrem Onkel mit einem graziösen Knix.

Onkel Karl trippelte mit den frohlockenden Mienen eines zum Namenstage beschenkten Kindes nach dem Fenster, um Licht, recht viel Licht zu bekommen.

Jetzt stand er voll Erwartung da, und traute sich kaum an die Eröffnung der Kleinodien.

„Merkwürdig! Seltsam! da war im Testamente nicht ein Sterbenswörtlein von diesen — wie es scheint — kostbare Dingen die Rede."

Wie ein Knabe, dem zwei Indisse überreicht werden und der sich den größern, leckern zum Ende aufspart, den kleinern aber vorerst verzehrt, stellte er das größere Etui, auswendig auch mit Sammt verbrämt — auf die Fensterbüstung und beschäftigte sich nun mit der Eröffnung des kleinern. Die Ungeduld machte ihn aber nicht recht geschickt dazu, bei diesem Enthüllungsfest die Hauptperson zu spielen.

Emerenz bat darum behilflich sein zu dürfen. So ungern diesmal Onkel Karl seine Priorität abtreten mochte, er mußte es thun, um der Sache gerecht zu werden.

Die zarten geschmeidigen Finger der Nichte prüften, sondirten, fühlten und drückten an dem Dinge, schnell war die Feder entdeckt und in Bewegung gesetzt. Was sprang in die Augen? Was blitzte der Ueberraschung und Bewegung entgegen? Ein wunderliebliches kostbares Schnupftabaksdöschen im reichsten Rokokostyl. Auf dem äußern Deckel prangte eine prachtvolle Schäferscene en émail, von großen Perlen in einen zierlichen, wunderbar funkelnden Rahmen gefaßt. Die Dose selbst war aus den edelsten Metallen, Gold, Silber und Platina, kunstreich zusammengesetzt und mit den feinsten Gravirungen von Blumen und Thierformen versehen.

Ein „Ah! Ah!" — „Wundervoll! Vorzüglich!

Digitized by Google

Prächtig!" — „Ein fabelhaftes Meiſterſtück!" glitt vereint von den Lippen des Onkels und der Nichte!

„Heilige Muttergottes! — iſt das ein Schatz! Einen ſolchen haben meinen alten Augen ihren Lebetag nicht geſehen! — Das iſt was Rares!" Dies war der Enthuſiasmus des Thorwärters. —

„Daß Tante Klariſſa uns ſolchen Schatz nie gewieſen, daß ſie ſo karg war mit dieſer hellen Pracht!" rief mit dem Kopfe ſchüttelnd Onkel Karl.

„Konnte ſie Dich dann ſo gründlich überraſchen, der Du ihr Augapfel warſt, lieber Onkel, wenn ſie ſchon in vorhinein aus der Schule geſchwätzt hätte!"

„Wohl! Wohl! Du ſprichſt, wie ich denke," beſtätigte der Onkel. „Nun, was enthüllt uns aber dies eigenthümlich geformte große Etui, ich bin geſpannt, beinahe aufgeregt und fühle mich gerührt," ſprach er weiter und wiſchte ſich eine Thräne aus dem Auge.

„Dann laſſen wir dies Geheimniß noch unenthüllt!" erwiederte Emerenz mit ſchalkhaft fragender Miene.

„Ei! Du kleiner Koboldi Du möchteſt lieber, daß ich vor Neugierde ſterbe, als vor Rührung?"

„Nein! Ich möchte Dich glücklich, aber ſo glücklich, daß es Dir nicht den Abendtiſch ſtört oder den Schlaf heute verdirbt, ich möchte Dich erfreut, aber nicht allzu aufgeregt ſehen," flötete Emerenz.

„Du biſt ein gar liebes, ſchalkhaftes Kind, Du!" — So laß' ſehen, ſo mache auf!"

Mit vibrirender Heftigkeit drückte ihr Onkel Karl das Etui in die Hände.

„Daß ich errathe, was für ein Ding drinnen?"

„Liebenswürdige Närrin!"

„Du biſt mir Abbitte ſchuldig, Du ſchalteſt meinen neulichen Traum dummes Zeug. Der Koffer und das Döschen ſind in Erfüllung gegangen, ſiehſt Du!"

Bei dieſen Worten erſchrak Onkel Karl und rief: „Bei Gott! Du hatteſt eine Traumahnung!"

„Und da drinnen," unterbrach ihn Emerenz, „da drinnen wird das große Brillantkreuz ſtecken!"

Mit dieſen Worten drückte ſie gewandt auf die Feder, dieſe wich dem energiſchen Druck und ein ſeenhaftes Strahlenmeer in Geſtalt eines Kreuzes blendete die Blicke der freudig Erſchreckten.

Es ſah wie ein Großkomthurkreuz aus, es war von beiſpielloſer Pracht und von verwirrendem Glanze.

Sprachlos ſtand die Gruppe vor dem ſchimmernden Wunder.

„Gott! Gott! Das ſieht verführeriſch aus, als ob aller Erdenglanz hier zuſammengedrängt wäre!" rief Onkel Karl.

„Das iſt über Alles ſchön, das hat ſeines Gleichen nicht, da könnte man ſich wahrhaftig verſchauen! Um ſolchen Schatz könnte man einen Frevel üben, eine große Sünde begehen. Der Himmel mag mir wegen dieſes Gedankens nicht zürnen!" winſelte beinahe der Alte, die langen Arme über dem Kopf zuſammenſchlagend.

„Was mich dabei am tiefſten berührt, und mir faſt mit freudigem Schauer an's Herz greift, iſt die Offenbarung dieſer Schätze in meinem Traume und daß ſie Tante Klariſſa gebracht hat. Tante Klariſſa mußte darum wiſſen und hatte ſie Dir vorbeſtimmt als Erbe, theurer Onkel! So iſt der Widerſpruch und Zwieſpalt gelöſt! So iſt Klariſſa die Gerechte auch über's Grab weg gerecht geweſen. — So ſind die Annahmen falſch, daß die Tante ihre größten Koſtbarkeiten verſilbert und die meinem guten Vater vererbten 12.000 Thaler daraus gewonnen. — Mein Vater wurde mit den von ihr erſparten Heckthalern bedacht, Du aber mit ihren koſtbareren Schätzen. Wie ſchön hat ſich der Zwieſel in die Gerechtigkeitsliebe der Erblaſſerin jetzt geſchichtet!" ſetzte Emerenz begeiſtert hinzu.

„Wunderſchön! Mein Kind!" und die hellen Thränen rannen dem alten Onkel über die Wange, funkelnd wie die Brillanten am Kreuze.

„Ich bin in der That müde und ergriffen," bemerkte der Onkel. Der Thorwärter brachte ihm den Lehnſtuhl herbei.

Emerenz frug ſchelmiſch: „Hat der ausgeſcholtene Thorwärter ſein Stückchen gut ausgeführt?"

„Ja, 's iſt wahr! Vortrefflich, es ſoll ihm gelohnt und entgolten werden, den Verdruß eingerechnet."

Der Thorwärter ſchmunzelte gerührt hinter dem Lehnſtuhl ſeines Machthabers und ſchleuderte dem vortrefflichen Fräulein, das es ihm ſo gut gemeint, dankbare Blicke zu.

Die Sitzung war indeß ſogleich aufgehoben. Die Ueberraſchung hatte ihnen Allen die Nerven geſpannt. Der ſchönſte Erfolg, welcher ſich jedoch bleibend in dem zarten und edlen Gemüth Onkel Karls feſtſetzte, war die Betrachtung:

„So iſt mir's um meines Bruders willen noch lieber als meinethalben. Wie wird mein guter Bruder darob jubiliren und einen Lärm ſchlagen! — Wie wird er ſich freuen, daß ich ihm meinen Stolz werde entgegenſetzen können, auf mein Geld gereiſt zu ſein; denn jetzt können all' meine Sparpfennige los, die ich ſo unbarmherzig gehalten. Nun dürfen ſie in die weite Welt, denn Gotts Tauſend, dieſer Schatz da repräſentirt fürwahr ein Sümmchen von 20.000 Gulden, ich verſtehe mich darauf. Es mochte einmal ein Großkreuz geweſen ſein, dies ſchimmernde Kreuz, vielleicht ſtrahlte es über Sulko's glanzliebendem Herzen, auf ſeiner kräftigen Bruſt. Wäre es ein gangbares Ordenszeichen, nun dann freilich könnte ich fürchten, in meinem Eigenthumsrecht von Staatswegen geſchmälert zu werden. So aber iſt's — ein Kleinod, ein Schatz, mit dem ich zu ſterben hoffe, und die Leute ſagen dann doch am Ende vom Liede: Der Gute iſt nicht wie ein Bettler in die Grube gefahren, er ſtarb im Beſitz eines großartigen Schatzes. Mit dem Döschen, nun ja, gute Tante Klariſſa — die Du aus dem ewigen Leben auf mich herabſiehſt — ich kann Dir's in dieſer Stunde noch nicht feierlich geloben, ob ich mich dieſes Döschens in einer kümmerlichen Stunde nicht vielleicht mit Deiner Zuſtimmung entäußern werde! Aber bis dahin ſoll an geheiligten Tagen dies Wunderdöschen noch mein treuer Gefährte ſein!"

Digitized by Google

Dies war der Monolog, den Onkel Karl von Stapel gelassen, als er bei einer blutkühlenden Limonade, die ihm Emerenz vorhin bereitet, allein in seinem Gemache saß.

Die Neugierde ließ ihn nicht ruhen, er mußte sich das verführerische Kreuz nochmals beim Kerzenlichte besehen. Er drehte es nach allen Seiten mit unendlichem Staunen, da bemerkte er eine Kapsel, eine Druckfeder, das Kreuz sprang entzwei, als er drückte, und inwendig gewahrte er in Email den heiligen Wenzel im Augenblick seiner Ermordung. Seine Vermuthung war auf rechter Fährte gewesen. So war es ein Kreuz, das die ersten Aebte — unter ihnen auch Sulko — in Chodau erhalten hatten, da das Kloster unter dem Schutze König Wenzels gestiftet ward.

Diese kostbare Entdeckung mußte er heute noch Emerenz hinterbringen, welche des Onkels freudige Erregung hierüber treulich mit ihm zu theilen verstand.

Dreizehntes Kapitel.

Vor der Abreise.

Die Entdeckung des Schatzes hatte nicht blos in Chodau, sondern in weiter Umgebung großes Aufsehen erregt. Die Landeszeitungen berichteten schnell darüber. Ein Antiquar aus der Umgebung fand sich ein und bot dem Schloßinspektor sogleich 25.000 Gulden für die beiden Kostbarkeiten.

Onkel Karl entschlug sich aber vor der Hand ihrer nicht.

Die Zeit drängte indeß, die zwölf Tage von Emerenz' Aufenthalt neigten sich eben zu Ende, um mit der Reise allen Ernst zu machen.

Wie wir wissen, hatte Onkel Karl die Erwägungen über die Reise und den Zweck derselben auf die elfte Stunde verschoben. Er hielt — so lange es ging — diese Besprechungen zurück, um in den von geheiligten Erinnerungen und Anknüpfungen erfüllten Aufenthalt seiner Nichte den Mißton der Besorgniß nicht schon von vornhin erklingen zu lassen.

„Das Unabänderliche erfährt man, wenn es traurig, ohnedies frühe genug. Nun aber ist es Zeit, daß ich Dornwalls Brief an Dich genauer durchlese."

So sprach Onkel Karl am Vorabend der Reise. Emerenz, die über alles Vorgefallene ihrem Onkel bisher nur eine kurze briefliche Mittheilung und einige ausführlichere mündlich gemacht, reichte dem Onkel jenen Brief Dornwalls mit bekommener Brust dar. Ihr Auge schien sorgumwölkt, und doch lag in ihrer ganzen Erscheinung der Ausdruck der bangen Frage, in welcher Weise das Schreiben auf die Anschauung Onkel Karls einwirken werde.

Im Zimmer herrschte lautlose Stille, Onkel Karl — las, seine Nichte betrachtete ihn über ihre Handarbeit weg.

Er war niedergeschlagen, als er den Brief aus der Hand gelegt. Sein Auge glänzte thränenfeucht und lenkte sich mit Berufung auf den Himmel nach dem trüben Gewölke, das den Abendschein heute verdeckte.

„Lieber Onkel! ich merke es, Du hast aus dem Briefe Arges gelesen!"

„Mehr gedeutet, Kind! als gelesen! Das Wort „verschollen" macht einem alten Kumpan tiefe Sorge, wenn der Berichterstatter nicht einmal Vermuthungen über diesen Zustand ausspricht. Ist er gefangen worden, hat man ihn unter den Verwundeten vermißt? Der kühne Soldat, der er immer gewesen und noch dazu Kapitän, wird er am Ende doch nicht den Blicken Aller so leicht entrückt worden sein, ohne daß eine Spur, eine Fährte vorhanden ist, auf der man ihn sicherstellte. Ich fürchte, ich fürchte — daß meine Hoffnung, die mich heute Nacht noch beschäftigte, den lebenskühnen Arthur zur Hälfte zum Erben meines Fundes einzusetzen, nicht mehr realisirt werden wird. Es wäre schrecklich, wenn dies junge bewegliche Blut uns vermodertem Brüderpaar hätte vorsterben müssen."

Emerenz war in diesem Augenblick nicht im Stande, an diese Betrachtungen anzuknüpfen. Eine dunkle Röthe färbte ihre Wangen, sie bedeckte sich dann ihr Angesicht mit der Hand und weinte.

„Emerenz! Mir thut leid, wenn ich in Dir Hoffnungen zerstört habe. War es aber nicht meine Pflicht, da Du mich gewissenhaft fragtest?"

Emerenz stand auf, umarmte stumm ihren Onkel und sprach mit schmerzgedämpfter Stimme:

„Ich danke Dir's eher, als daß es mich kränkte. In meinem für Hoffnungen so offenen Gemüthe stand über Arthur der Gedanke meist bereit, Arthur könnte vielleicht doch, durch besondere Umstände verleitet, oder in Gefangenschaft gerathen, bei der französischen Armee unter die Verschollenen zählen, während er sich bei der österreichischen befindet."

„Ich errathe die Vermuthung, wo sie wesentlich hinaus will," bemerkte der nach Klarheit stets ringende Greis, „so eine halb freiwillige Gefangenschaft von deutscher Seite. Nicht wahr?"

„Vielleicht!"

„Ach! Emerenz, die würde seinen Waffenruhm und seine Ehre trüben, und ich weiß nicht, ob Dein so rechtlicher und soldatischer Vater seine Verschollenheit um den Preis des Ueberläuferthums lieber aufgeklärt sähe, als um den Preis seines Todes. — — — Mein Gewissen sagt es mir mindestens, besser im Schlachtenkampfe gefallen, als überlaufen zu sein. Honneter ist's schon, wenn man, wie es von Seite Arthurs wohl geschehen sein mag, von der Waffe gegenüber dem Feinde keinen Gebrauch gemacht hat."

„Ach! Wir Mädchen betrachten nur Alles mit dem Gefühle der Menschlichkeit. Meinen guten Bruder Arthur zu haben, ihn an meine Brust drücken zu können, das gälte mir mehr als Alles!"

„Du fühlst schwesterlich, mein liebes Kind! Wer möchte Dir's verargen. Gott, ich liebe ja meinen Neffen wieder auf meine Weise. Ich möchte um keinen Preis einen Ehrenmakel an ihm!"

Digitized by Google

„Mir kömmt vor — ich sehe nun deutlicher — daß Deine Besorgniß nicht zur Wahrheit wird. Fast glaube ich, wenn ich das Gesagte mit dem milden und schonenden Charakter Dornwalls zusammenhalte, Dornwall habe „verschollen" gebraucht, wo er ein anderes Wort setzen — sollte!"

Emerenz vermochte kaum den Satz zu beschließen, so sehr ergriffen hatte sie die Gewalt einer Todesahnung. Warum war in der betreffenden Briefstelle auch nicht das Geringste angedeutet, wo sich der Vater von Arthur getrennt, wo sie die Welle des Kampfes auseinandergerissen?

„Mein liebes Kind! besser ist's, wir üben uns in der Vorbereitung beugender Unfälle und wir stählen uns in der Betrübniß, um dort nicht von einem ungeahnten Wehe überfallen — unfähig jedweden werkthätigen Beistandes zu werden. So muß ich Dir auch noch weiter bekennen, daß mich diese Kopfwunde mehr als stutzen gemacht. Eine kleine leichte Kopfwunde und eine große nervöse Affektion. Das Unbehilfliche, das Gereizte meines guten Bruders an mehr als einer Briefstelle betont. Es ist schrecklich, was ich vermuthe."

„Gott, was vermuthest Du, Onkel?" fiel Emerenz verstört ein.

„Ich vermuthe — doch laß gut sein, ich vermuthe vielleicht thöricht."

„O! so sprich, theurer Onkel! — Nichts aus Deinem Munde wird mich erschrecken, da Du anderseits wieder so klug, so weise bist in der Wahl vernünftiger Gegenmittel!"

„Ich vermuthe — — — daß ein Hirnleiden im Spiele ist. Wär' es ein Wunder? — Die vielen geistigen Erschütterungen, vielleicht ein Unfall mit Arthur — das Getöse der Schlacht, die körperlichen und moralischen Emotionen, der Kampf der Ideen, die Krisen, welche diesem Kampfe vorangingen — alles das konnte ein plötzliches Hirnleiden heraufbeschworen haben."

„Gott! Gott! es wäre eine harte Prüfung für uns, es wäre entsetzlich — so etwas kann auch folgenschwer sein!"

„Dies befürchte ich minder, liebe Emerenz, da Heinrich so heiter und unbefangen schreibt, die schnelle Besserung des Zustandes in nahe Aussicht stellt und Dich innerhalb vierzehn Tagen citirte. Das könnte der kritische Verlauf einer Hirnkrankheit sein. Daß er Dich früher nicht haben mag, daß von der Theilnahme des Bruders nur Allgemeines mitgetheilt wird, das rief jene Vermuthung in mir wach."

„Da werden wir, auf solche Eventualität einmal vorbereitet," sprach Emerenz, „auch sehr vorsichtig zu Werke gehen müssen, um durch unser unerwartetes Kommen nicht zu stören, nicht zu verletzen!"

„Diese Absicht wollte ich eben auch, liebes Kind, in Dir erwecken. Wir werden erst bei Dornwall Nachfrage halten und Erkundigungen einziehen."

Emerenz nickte mit dem Kopfe und sprach hierauf:

„O! Wie hab' ich's Dir zu danken für meine Lebenszeit, theurer Onkel! daß Du in Deinen alten Tagen, seitdem Du dreißig Jahre vielleicht nicht mehr weiterhin gereist, Dich zu dieser kummervollen Wanderung so bereitwillig zeigst. Wie schwach, wie unbeholfen wäre ich ohne Deinen Beistand, trotz meiner Willenskraft und meines Opfermuthes!"

„Auch ich bedarf einer solchen Gesellschafterin, als Du bist, um mit Gottvertrauen und mit möglichster Zuversicht an unsere Sache zu gehen."

„Ohne diese furchtbaren Ereignisse in unserer Familie, lieber Onkel! wäre es mir kaum vergönnt worden, Dich in Deinem Walten und in Deiner sinnvollen Zurückgezogenheit in Chodau zu begrüßen. Nun trage ich ein lebendiges Bild davon in meiner Seele mit. Chodau vermag ich nicht ohne Dich, Dich nicht ohne Chodau zu denken. Du erst gibst ihm in der Gegenwart das geistige Gepräge, wie es Klarissa in der Vergangenheit gab."

„Du jugendliche Schwärmerin! Du siehst Alles im schöneren Lichte! — Dich umgibt die Strahlenglorie des Brillantkreuzes. Diesen Schatz, so wie auch mein kostbares Döschen nehme ich mit — im Vertrauen gesagt — wie wird mein guter Bruder schauen, staunen und Lärm schlagen. Es wird ihn mehr beglücken als mich, weiß Gott! mehr als mich!"

Onkel Karl meinte bei sich, daß er sich der Schätze noch lange nicht so gebührlich freue, als er sollte. Daß er sich deren meist um des Bruders willen freue, dies war ihm beinahe zur fixen Idee geworden.

In dieser Stimmung war Karl von Krippmann mit seiner Nichte einer Umgebung entflohen, mit der er durch viele Jahrzehnte verwachsen gelebt.

Man kann sich denken, daß die vielen Menschen des Hofes und des Ortes, die unter seiner Botmäßigkeit gelebt und gealtmet, und welche die Reise mit der Verwerthung seines Fundes in Zusammenhang brachten, herbeikamen, um ihre Theilnahme zu bezeigen und noch ein Wörtchen in den Wagen hineinzuschwätzen.

Dies geschah mehrseitig, die Grazien fühlten etwas von hochobrigkeitlichem air in sich, da ihr Vater für die Zeit von Krippmanns Abwesenheit die Stelle eines durchlauchtigsten Schloß- und Hausinspektors provisorisch versah.

Das war keine Kleinigkeit, das Triumvirat glaubte auch den Umstand, daß Emerenz ihnen beim Abschied freundlich die Hand gereicht, auf diese Rechnung zu setzen.

Der Herr Pfarrer rief noch Grüße an den Herrn Lieutenant — er wollte sagen „Major" in den Wagen. Der Antiquar bat noch um eine Unterhandlung, die ihm nicht mehr verstattet werden konnte.

Dem alten Thorwärter drückte der alte Inspektor die Hand und sagte gerührt:

„Alter! lebe wohl, halte fein Alles beisammen. Du bist ein meisterlicher Hantirer mit Koffern. Ich wünsche Dir noch ein paar solcher Handgriffe!" —

Er sprach's, der Postillon schnalzte, sie waren davon.

Digitized by Google

Vierzehntes Kapitel.

Rückblicke.

Wir müssen unsere Reisenden ihrem Geschicke überlassen, dem sie zagend entgegengehen, und ihrem Ziele in der Zeit und im Raume voraneilen.

Es gilt auf Genua zurückzublicken, wo wir Major von Krippmann am Schreibtisch verlassen, um die letzten Ereignisse zu schildern, die ihm begegnet und die ihn in einen Grad gerechtfertigter Verzweiflung gestürzt.

Wie der Major in seinem letzten Briefe nach Neustadt angedeutet, so erfolgte auch seine Abreise mit dem Abendtrain nach Turin. Seine nächsten Schritte waren nach der Erforschung des Kommandanten des ersten Fremdenregiments gerichtet. Er klopfte an verschiedene Thüren der meist auf der Wanderung begriffenen Militärdikasterien erfolglos. Endlich hatte er sich die bestimmte aber eben so betrübende Auskunft geholt, daß das erste Fremdenregiment nur Turin im Fluge berührt und zur sogleichen Vorrückung nach dem Kriegsschauplatz beordert worden sei.

So war er denn zur Rolle des neuen Ahasverus weiter verdammt, so sollte der Schmerz um Arthur und sein Geschick auch in Turin noch nicht enden. Der letzte Schimmer einer leisen Hoffnung war von ihm gewichen, Arthur vom Kampfe loslaufen zu können. Stand er einmal vor der feindlichen Linie, so war keine Idee mehr daran, für ihn in der bestimmten Richtung verhandeln zu können. Das verhehlte sich Krippmann nicht, das betrachtete er mit vorurtheilsfreiem Auge, wie sehr auch diese Betrachtung anderseits geeignet war, ihm alles Denken darüber hinaus in einen dunkeln Nebel zu hüllen und ihn dem Gefühle eines namenlosen Elends zu überlassen.

Für den gegenwärtigen Zustand seiner desperaten Gemüthsstimmung lag vielleicht ein Heil in dem ewigen Wetterhasten. Er fand keine Zeit dazu, nachhaltig in jene Gedanken sich einzuspinnen, welche ihm den Athem in der Brust sperrten und einer Todesangst überließen, welche dem geprüften Helden mancher Schlachtfelder bisher ganz unbekannt war. Einer wirklichen greifbaren Gefahr wäre er mit trotziger Stirn entgegengegangen. Die moralischen Kämpfe jedoch, die er noch zu bestehen hatte, trieben ihm bald das Blut wie eine Flamme zu Kopf, bald fühlte er sein Herz eisig stocken. Heute Nachmittags mit dem ersten Zuge eilte er dem Kriegsschauplatz entgegen, dieser war sein Ziel und die Karte bereits gelöst.

Gewann er nichts, so hoffte er sich doch an dem Anblick Arthurs beruhigen zu können. Zweifelhafter Trost! — Einem Kranken erscheint oft das als Mißkament, was ihn nur allzu sicher dem Verderben entgegenführt. Der stärkste Mensch ist in großen Lebenskrisen der schlechteste Berather seines eigenen Heiles. Wie kurz, wie umnebelt ist doch die Einsicht des Menschen gegenüber den unerforschlichen und verworren geschlungenen Wegen der Vorsehung! —

Mit einem Male fuhr Krippmann der Gedanke wie ein Blitz durch das sorgenvolle Haupt, daß die Verabredung eines poste restante Briefes für Turin galt.

Von der Zukunft hatte er wenig zu hoffen, er stürzte daher mit einer Art Taumels nach dem Postgebäude, über Emerenz und ihre letzten Tage beruhigt zu werden. Nach einem langen Fegefeuer gelangte er doch endlich in den vermeintlichen Himmel. Es war kein Wahn, keine Täuschung. Er hielt einen Brief aus Neustadt in seinen Händen. In den ersten Partien des Briefes fand er ein treues Echo seines eigenen Ungestüms niedergelegt, mit dem er seinem unbekannten Ziele nachjagte. Diese Stimmung, so natürlich und der einzige Ausdruck liebevoller Theilnahme vermochte ihm wohl keinen Trost zu gewähren. Im Gegentheile schien sie die Mildheit und Herbheit seiner Empfindungen zu potenziren. Nun kam Emerenz auf die Ereignisse der Heimat zu sprechen. Welche Enttäuschung, welcher Anlaß zu Unzufriedenheit war ihm unvorhofft auch in dieser Sphäre geboten. In Lindholm hatte er sich nicht getäuscht! Er hielt ihn für einen Lauwarmen, für einen Abgefallenen, auf welche Bezeichnung er sich auch einen vollgiltigen Anspruch erwarb. Und dennoch war eine Art Enttäuschung vorhanden. Denn Lindholm war nicht blos lauwarm und abtrünnig, hatte nicht blos das Recht auf seine Achtung verscherzt; sondern er mußte ihn nach diesen brieflichen Nachrichten sogar aus vollster Seele verachten. Er betrachtete seine rasche, unbegründete und undosonnene Umkehr und die Art, wie er sich Angesichts seiner Tochter als ein Verlobter Eglantinens geberdete, geradezu als einen Verrath gegen sein Haus, als ein gehässiges Komplott mit jener gefallsüchtigen, von ihm stets nur geduldeten Eglantine geschmiedet, um ihn und seine Tochter seinen Rückkritt vom Hause mit einer Art Ostentation fühlen zu lassen. Was sollte er aber von Vater Esmarch halten, der sich in früheren Jahren doch als sein Freund erprobt hatte, was von dem lebendigen Höflichkeitskodex, seiner Gemalin? — Daß sie der unbesonnen angeknüpften Beziehung zwischen Viktor und Eglantine Vorschub geleistet — nicht darin lag das Aergernis; aber wie sie es thaten und daß sie seine Tochter, die einmal für Viktor bekannter Maßen gefühlt hatte, an den Wagen der Triumphe Eglantinens gefesselt, daß sie sich, gegen jede bessere Sitte verstoßend — erdreisteten, Emerenz zum Verlobungsfeste zu laden, erschien ihm in jener aufgeregten Stimmung, der er verfallen war, — eine undenkbare Schmach. Das Herz blutete ihm um Emerenz und Arthur zugleich. Er fühlte sich in diesem Augenblicke als Vater doppelt unglücklich. Er beklagte sich selbst wegen seiner geringen Kenntniß der Charaktere und dachte mit Wehmuth daran, daß die Mutter im Hause fehlte. Edle Menschen übten auf ihn eine Anziehung — die andern stießen ihn ab; doch wie viel zwischen dem inne lag, dafür gebrach ihm die Unterscheidung. Esmarch war einmal gut, dachte er sich, diese Güte überschätzte aber in Sachen der Erziehung des eigenen Kindes zur

Digitized by Google

Schwäche und nun wird er von ſeinem eigenen Blute tyranniſirt.

Unter dieſen zwieſpältigen Gefühlen beſtieg Krippmann den Waggon. In der Nacht war er am Ziel ſeiner Wünſche, aber auch am Anfang ſeiner Entſchlüſſe. Die Kriegsmannſchaft, welche mit ihm gereiſt, hielt ſich an die Arrieren. Selbſt die Officiere, denen er ſich anſchloß, hatten nur die dunkelſten Begriffe von der Entwickelung der Schlachtlinie. Sie war im ewigen Fluß, in ewiger Bewegung begriffen. Wie feindliche Geſchoſſe wirkten auf ihn die unaufhörlichen Lebehochrufe der fanatiſirten Soldaten auf Viktor Emanuel und Napoleon. Verwirrend umtoſte ihn der Lärm der zerſtreuten Bivouaks, die lodernden Wachfeuer machten auf ihn einen Eindruck wie auf den Löwen der Wüſte; er wäre am liebſten vor ihnen geflohen, ſtatt ihnen entgegen zu eilen. Es waren dieſelben Feldlager, auf die er von jener Seite, wo die Oeſterreicher ſtanden, mit Begeiſterung hatte losſtürmen wollen. Ein ehernes Mißgeſchick trieb ihn den entgegengeſetzten Weg. Er kam ſich wie ein Fahrzeug vor, das oſtwärts ſegeln gewollt zum Strand ſeiner Lieben, und das nun, nach der andern Seite getrieben — in feindlicher Woge mit kaltem Muth zu ſtranden beſtimmt iſt. Oh könnte er mindeſtens Ehre und Leben ſeines Sohnes erretten, wenn er darüber auch unterginge! —

Sein Civilrock — der einzige, den man auf der Reiſe geſehen — machte ihn auffällig. — Er mußte für einen deutſchen Maler gelten, der vom franzöſiſchen Hofe geworben ſei, Schlachtengemälde zu entwerfen. Sein kaiſerliches Handſchreiben an General Espinaſſe machte dieſen Vorwand plauſible. Sein nicht accentfreies Franzöſiſch und Italieniſch gaben dieſem Prätext einen Anhalt.

Unter dieſer für ihn verhaßten Maske fand er Begleiter. Die zweite Diviſion und in dieſer das erſte Fremdenregiment war ſeine Loſung. Bis zur Erſchöpfung mußte er ſtundenlang von Ort zu Ort, von Weiler zu Weiler fortjagen; jede Minute Verzögerung konnte an dem Geſchick Arthurs etwas ändern.

Ueber Turbigo und Robechetto mußte er ſeinen Weg nach Buscate nehmen. Dort hatte das Quartier der zweiten Diviſion den Hauptſitz. Ein Stabsofficier, dieſer Deviſion zugehörig, dem er ſich mit dem Handſchreiben Napoleons ausgewieſen, fühlte mit dem alten Manne, deſſen ſchmerzlich verſtörtes und ermüdetes Ausſehen ihm auffiel, Erbarmen, als er in Robechetto ankam.

Er ſtellte ihm mit freundlicher Zuvorkommenheit ein Reitpferd: „Sie ſind betrübt und bis zum Tode ermüdet, mein Herr! — Es freut mich, Ihnen nützlich zu ſein. Wollen Sie General Eſpinaſſe im Verlaufe dieſer Nacht erreichen und noch ſprechen, ſo beeilen Sie ſich, denn morgen gibt es einen heißen Tag. Der Entſcheidungskampf iſt vor der Thür' und jede Converſation wird morgen mit Pulver und Blei geführt." —

Krippmann dankte für dieſe menſchenfreundliche Auskunft, ſchwang ſich mit dem Reſt der ihm zu Gebote ſtehenden Kräfte auf das Pferd und ſchloß ſich einem Ordonnanzofficier an, an deſſen Geſellſchaft er gewieſen war. So ritten ſie bis nach Buscate.

Doch es ward längſt Mitternacht, da ſie ankamen. Wird es nicht als ein Wagniß gelten, in dieſer Stunde bei dem Deviſionsgeneral um Einlaß zu bitten? — Ein Wagniß wohl, dachte ſich Krippmann. Aber wer wagte nicht Etwas in ſo verzweifelter Lage? Er bat, er beſchwor den Dienſtofficier, die kaiſerlichen Zeilen vorweiſend. Dieſem gegenüber hatten ſie auch nach Mitternacht ihre Wirkung.

Krippmann begehrte und fand Einlaß, der General hatte eben über Mappen gebrütet, von einer Schar Oberofficieren umringt. Einige ſchrieben, Andere ſprengten hierhin und dorthin.

Der General las das Schreiben und ließ ſich die Bitte vorbringen.

„Unmöglich! die Zeit der Verhandlung, des Loskaufs, iſt vorüber. Wir brauchen herzhafte Leute, und ſolch' ein Officier iſt Ihr Sohn. Sie ſind ſelbſt Krieger, Sie müſſen es wiſſen, daß es vor dem Feinde ein ſchlechtes Ausknftsmittel wäre — für einen ſichern Tapfern einen unſicheren Mann zu ſtellen."

„Und ſonſt gibt es keinen Ausweg einen ehrlichen Mann von deutſcher Denkungsart vor dem Konflikt zu befreien — gegen Oeſterreich zu kämpfen?"

„Ich wüßte keinen, obgleich ich anerkenne, daß es ein Konflikt ſei. Ein kaiſerliches Machtwort konnte ihn befreien. Warum wird Eſpinaſſe vorgeſchoben? Eſpinaſſe, der ehrliche Mann, der es begreift, daß man weder ehrlich noch politiſch — den Deutſchen durch Deutſche bekämpft?"

Dieſe frei vom Zaun gebrochenen Worte erzeugten eine Art befreienden Wohlgefühls in der gepreßten Bruſt Krippmanns. Er mußte ſeine Empfindung entfeſſeln, er rief:

„Herr General! ich danke Ihnen für dieſe Theilnahme, für dies warme Wort aus der Mannesbruſt. Herr General! Gewähren Sie mir eine Gnade! Wenn ich nun hier trotz Ihres Mitleids verzweifeln muß — geſtatten Sie mir, an der Seite meines Sohnes zu kämpfen. Vielleicht ertragen wir Beide beſſer das Qualvolle unſerer Lage. Ich bin ein alter Haudegen, das Kämpfen iſt meine Freude, am morgigen Tage wäre ich Ihren Truppen gegenüber geſtanden, wenn das Verhängniß meinen leiblichen Sohn mir nicht entgegengeſtellt haben würde. Nun hört Alles auf, das Denken und Erwägen, das ‚Wenn' und ‚Aber' hat keine Stelle. Die eherne Hand des Zwanges hat meinen Arthur erfaßt. Mich packt nun einmal eine Berſerkerwuth, ich möchte losſchlagen, gleichviel gegen Wen und für Wen. Der Kaltblütige könnte es einen Anfall von Tollheit nennen, es mag ihm belieben — allein dieſer Strudel mag auch mich, den Alten, mit ſich reißen, da es mir nicht gelang, meinen Jungen daraus zu retten. Herr General! Ich bitte um eine Waffe, ein Pferd, ich bitte darum neben meinem Sohn Arthur von Krippmann, derzeit Kapitän beim erſten Fremdenregiment, ſtreiten — und wenn's Gott gefällt — fallen zu dürfen."

Digitized by Google

Dem General schien das Hastige der Worte, das Geisterbleiche und Zuckende der Physiognomie und die bis an den Wahnsinn grenzende Streitwuth seines Gegenübers erst einen peinlichen Eindruck erzeugt zu haben.

Er schien bei sich zu erwägen, zu prüfen, ob er dieser Bitte willfahren könne. Er strich sich leicht über die Stirne, schaute dann wieder in das um Gewährung flehende Auge des Greises, und der letzte Eindruck hatte gesiegt.

„Wie könnte ich einem flehenden Greis — vielleicht seine letzte Bitte versagen, jetzt, wo dem Krieger so wenig Zeit bleibt, Gutes zu thun und zu begünken? Wer weiß, ob ich es morgen noch werde können." Und so war es auch — eine nahe Todesahnung beschlich den General. Diese Fragen hatte er sich blos gedacht, als er den fremden deutschen Greis angeblickt.

Er trat jetzt um einige Schritte näher an ihn heran und sagte: „Mein Herr! — ich weiß Ihren Zustand zu ermessen, Sie sind ein ganzer Soldat — mit Gott! — Sie erhalten das Gewünschte."

Espinasse winkte ihm noch milde mit der Hand zu und ertheilte einem der umstehenden Officiere Befehl, die Bitte des Deutschen sogleich in Vollzug zu bringen.

Er wurde von dem geleitenden Officier aufgefordert, ein Roß zu besteigen, erhielt ein Doppelgewehr nebst Munition, einen Gürtel nebst Revolvres.

„Herr! führen Sie mich schnellstens zu meinem Sohn Arthur von Krippmann!"

„Es freut mich, den Befehl dazu erhalten zu haben."

Sie ritten an einer Anhöhe vorbei, an deren Abdachung Lagerzelte lehnten. Außer den Wachen bei den Feuern war Alles in tiefen Schlaf vergraben.

Es war das erste Regiment, es schien nach den forcirten Reisen in bleiernen Schlaf verfallen.

Der Dienstofficier schritt — von den Wachen die Richtung erfragend — dem Kapitänszelt zu, welches ihm als das Arthurs von Krippmann bezeichnet wurde.

Ein nahes Wachfeuer strahlte seine flackernden Scheine auf die wandelnden Gestalten aus, deren Schatten haftig von Zeit zu Zeit flogen, in gewaltigen Dimensionen ihre Umrisse weisend.

Als Krippmann, eine tiefe Wunde im Herzen, an den Zelten vorbeihuschte und seine Gestalt mit den Waffen an Wänden sich zeichnete — da wußte er kaum, ob er wache oder träume. Sein nach dem Sohne heftig begehrendes, sehnsüchtig klopfendes Herz sprach nur allzu lebendig, daß er nicht träume.

Aber größer mußte die Verwirrung sich Arthurs bemächtigen, als er schlafbefallen, bei seiner Uebermüdung plötzlich hinter der Zeltwand mit elementarer Heftigkeit seinen Namen „Arthur! Arthur!" ausrufen hörte.

Es war ein deutscher Laut, ein Ruf aus der Heimat, der er verloren gegangen, der er nicht dachte, um sich nicht schämen zu müssen. Aus liebender und angstvoll gehobener Brust gepreßt, erschütterte ihn dieser Laut. Er sprang auf, rieb sich den tiefen Schlaf aus der Augenhöhle und sah — seinen Vater vor sich.

Das Wachtfeuer beleuchtete seine schreckverzerrten und doch liebdurchglühten Züge. Wenn Arthur in diesem Moment an Wirklichkeit glaubte, dann bedurfte es der Geistesgegenwart eines Kriegers.

Er war auf einen Feind vorbereitet, schlagfertig, kampfbereit, nicht aber auf einen — Vater und noch obendrein auf einen solchen, dessen stürmische Liebesqual ihn von Deutschland herübergeweht in die feindlichen Kolonnen.

„Vater! Vater!" sprachlos stöhnend waren sie sich an die Brust, in die Arme gesunken. Die Waffen klirrten an dem Busen des müden Greises. Das Roß wieherte draußen, das er an das Zelt angebunden.

„Was soll es, Vater? Ich begreife Dich nicht. Es ist vielleicht das Letztemal im Leben, daß wir uns sehen. Aber Du kamst wie ein Sturmvogel aus dem Norden herübergezogen! — Es wäre furchtbar gewesen, uns gegenüber zu stehen, aber hier nebeneinander? — Ich begreife das nicht!" —

„Wohl dem Menschen, der noch etwas dabei begreifen könnte! Mein Sohn! Ich sollte Dir gegenüberstehen! wohl! — ich war angeworben. Ich hatte bereits ein österreichisches Freikorps zur Disposition. Das ward bald anders. Ich las die Kölner — las die brandmarkende Bestimmung eurer Legionen, nach den Deutschen gehetzt zu werden, stellte mir hier eine Scene Vatermord, dort eine Scene Kindesmord vor und dachte mir — wir Beide sind aus einem andern Thon geschaffen, als da mitzuspielen. Doch meinem Waffenberuf zu entfagen — war Halbheit. Ein Brudermörder konnteſt Du immer noch werden und ein solcher wirst Du in wenigen Stunden schon sein! Ich machte einen Fußfall bei euerem Kaiser — der trug mir einen Geleitschein ein; das Loskaufen aber, meine wochenlange fieberhafte Bemühung, Dich von der Schmach zu erretten, war erfolglos. Ich eilte vor Augenblicken zu Espinasse, das ist ein wackerer Mann, der hat Herz, der begriff mich zum wenigsten, wenn er auch nichts mehr zu ändern vermochte.

„Es gibt Räthsel im menschlichen Herzen, die grellsten Widersprüche tauchen oft plötzlich in der Seele hervor. So packte mich's bei Espinasse. Da ich Dich nicht retten gekonnt, zog mich's selbst verführerisch in's Verderben. — Die Kampfeswuth faßte mich! Ist's Verzweiflung, ist's Durst nach Rohm — ist es mehr, ist es Wahnsinn? — ich errang mir das Recht mitzuthun, an Deiner Seite. Fällt Einer von uns, so mag ihn der Andere begraben. Oder wir fallen Beide! — Ich glaube im sausenden Galopp gegen einen Feind gesprengt — einen Feind? — wird mir wohler um's Herz werden."

„Ich besorge, Vater! es wird Dir nicht wohler werden, Du bist fieberisch aufgeregt, Du bedürftest der Ruhe, nicht eines so elenden Kampfes!"

„Wo ist Ruhe, mein Sohn?" lachte Krippmann. „Ruhe ist blos im Tod und seine Lose werden mor-

Digitized by Google

gen im Kampfe nicht ſchütter geſtreut ſein. Wie geſagt, mein Kind, getroſt! Gegenüber der Gefahr, im rollenden Kugelregen, im erſchütternden Waffenlärm, unter dem Gedröhne der ehernen Fauſt wird mir wohler werden. O! Wäre der Feind ſchon da, dieſe Nacht ſchleicht langſam und bleiern. Der Feind?"

Mit dieſer Frage, die Beſtürzung in Arthur wachrief, beſchloß der aus den Geleiſen ſeiner ſonſtigen zähen Denkkraft gerathene Greis ſeine Rede.

Nach einer Pauſe ergriff der Alte die Hand ſeines Sohnes Arthur. „Arthur! ich werde Dir eine Preisfrage zu löſen geben, würdig einer kaiſerlichen Akademie. Arthur! Wo ſteht unſer Feind? Drüben?— Die alten Kameraden von deutſchem Blut können doch unſere Feinde nicht ſein? Wo ſteckt er? Alſo Hüben? Da liegts! — Die Rothhoſen ſind unſere Feinde! Unzweideutig ſind's die! Wie wäre es, Arthur! Es iſt gefährlich ſeinen Feind im Rücken zu haben. Wenn wir jetzt in ſtiller Nacht Rechtsumkehrt euch machten?" —

„Vater! Vater!" rief Arthur mit der Furie des Entſetzens — „Du kannſt alſo, mich zum Verrath gegen meine Fahne zu werben, zum Treubruch?"

Der erregte Greis richtete ſich noch mehr in die Höhe und rief: „Toller Junge! das iſt Deine Fahne nicht. Du lügſt es, daß die Imperatorsfahne die unſere ſei!"

„Die meine muß es wohl ſein, Vater! da ich ihr zugeſchworen. Ich leiſtete einen Eid. Und eben als ein Deutſcher muß ich wiſſen, daß Eidestreue unverletzlich ſei."

Der Alte bebte zuſammen, als wäre er vor ſeinem eigenen Vorſchlag bis in's innerſte Mark erſchrocken. Glaubt ein Leidender am Gemüth ſich ertappt auf einem Gedankenfehler, dann ſucht er ihn liſtig zu bemänteln. So that Krippmann.

„Recht, mein Sohn! wacker; nicht Abfall zu predigen, kam ich hieher, ich wollte blos Deine Feſtigkeit prüfen!"

„Ich bleibe wie eine Eiche im Sturm, Vater! Warum ward ich aber in dieſen Boden gepflanzt? Meine Noth begann, meine Kämpfe wurden rege, als ich nach Algier ging. Für wen hau'ſt du dich mit den Arabern? frug ich mich öfter. Für Deutſchland? Nein! für das Land der Civiliſation! Damals kämpfte ich mit den Beduinen, jetzt werde ich mit den Deutſchen kämpfen. Uebrigens, für ſolche Leiden findet ſich in der Geſchichte ein Troſt, ſie hören deßhalb nicht auf, ſie brennen nur weniger! — Gab und gibt es für den Einzelnen im Kriege eine Prärogative der Ueberzeugung? Ich frage Dich, Vater! Wer war deutſch, als ich im Rumpfparlament ſaß und bei der Studentenlegion Putſche beging? Wir oder die Gemäßigten? Und doch war es ein Brudermord. Wer iſt morgen deutſch? Die vielen Slaven, Magyaren, Rumänen, und all' ihre Miſchlingsarten, die wir morgen vor uns bekommen? Und dennoch wird es gleichfalls ein Brudermord ſein!"

Krippmann horchte auf, athmete ſchwer, und hüllte ſich dann in ſeinen Reitermaniel, wie vom Schauer betroffen.

„Denken macht müdt!" murmelte er. „Früher rütteltе ich an ehernen Banden — nun Du, mein Junge; denn weiß Gott, dieſe Philoſophie iſt nicht eben geſchickt, zu einer Schlacht vorzubereiten."

Dieſe Worte waren einſchlagend; denn auch Arthur ſaß jetzt betrübt da, durch die Oeffnung des Zeltes in das Wachtfeuer ſtarrend, ſein Vollbart zuckte und kennzeichnete bleiburch die Bewegung der untern Geſichtspartien.

„Sohn! Du biſt männlich geworden, Du ſiehſt unternehmend und thatkräftig aus. Ich weiß, daß es Dir auch übel um's Herz iſt, Deine Thatkraft auf dieſe Weiſe offenbaren zu müſſen. Dir wühlt derſelbe Schmerz in der Seele, wie Deinem alten abgemarterten Vater, der ſich einer Schuld zeihen muß, Dir jemals nach Algier zu gehen geraihen zu haben! — Auf mich fällt nun all' der Jammer zurück, ich weiß es, darum kam ich, ihn mit Dir zu theilen."

„Vater! Du haſt noch ein Kind, das all' ſeine Sorge des Herzens ſeit je nur Dir zugewandt hat, Du hätteſt Emerenz nicht den Kummer bereiten ſollen. Sie hat jetzt einen doppelten, um Dich und mich!"

„Wahr! Wahr!" ſtöhnte der Greis ganz zerknirſcht, „ſie hat einen dreifachen. Du entſinnſt Dich Deines leiblichen Ebenbildes, jenes Viktor von Lindholm. Bei Deinem letzten Urlaubsaufenthalt in Neuſtadt biſt Du ſeiner anſichtig worden. Er iſt Dein Spiegelbild, dieſer Viktor, aber wehe! im Charakter und Geiſte gleicht er Dir ganz und gar nicht. Um eines Wortſtreites willen, über die Zeitwirrniſſe geführt, hat er ſich ſelbſt von der Schwelle meines Hauſes verbannt. Er ward von uns auf den Händen getragen, der Undankbare, — er iſt Eglantinens Verlobter!"

„O! Vater! der war immer ein wetterwendiſcher Junge, einer Emerenz nicht würdig."

Kaum verhallte dies Wort unterm Zeltdach, da plötzlich ſchrieb Trommelwirbel und das Schmettern der Signale an das Ohr der Beiden. Es war das erſte Zeichen zum Aufbruch.

„Vater, nun wird es Ernſt! Noch iſt es Zeit, uns Dein theures Leben zu ſchonen, bleibe zurück, erwarte den Ausgang der Schlacht, vielleicht bleibe ich Dir bewahrt, und wir erleben noch glückliche Tage."

Unter dieſem Zuruf armirte ſich Arthur. Er ſtand da, ein Bild kühner Männlichkeit und jenes waffengeübten Geiſtes, der ſich in jedem einzelnen Glied all' der Truppen offenbart, die gegen die Liſt, Tücke und Kraft der afrikaniſchen Volksrace durch Jahre hindurch beinahe ſtändlich im Kampfe geſtanden.

„Ich kann nicht bleiben — ich bleibe an Deiner Seite. Du weißt, die Krippmanns widerrufen nicht gerne."

Mit einer dem Alter blos durch die Leidenſchaft gegebenen Raſchheit hatte auch er ſich kampffertig geſtellt. Gleichzeitig beſtiegen ſie im Nachtdunkel die Pferde. Im Oſten blitzte der erſte lichte Schein des Morgens. Die Roſſe öffneten ſpringluſtig die Nüſtern dem kühlen Morgenhauch. Allenthalben roſſelte es vom Lärm der Waffen, die Soldaten riefen ſich Grüße zu, thaten ſtehend

Digitized by Google

einen herzhaften Trunk aus der Feldflasche. Der Morgenthau hing in ihren Bärten, die blanken Waffen glänzten in ihrer Hand und aus den Augen zitterte ihnen Todesverachtung und Siegesfreude zugleich.

Die Zelte wurden mit der Schnelligkeit des Blitzes beseitigt, aus den dunklen Haufen wurden bald Schlachtreihen, die sich in Ketten lösten, und dem fliegenden Kommandowort der Reiter folgte das fliegende Fußvolk in runden Bewegungen, als ging es zum Tanze.

(Schluß folgt.)

Der Schäfflertanz in München.

(Siehe die Bilderbeilage.)

Bei den Böttchern in München ist es Brauch, in der Woche nach Fastnacht oder an dieser selbst einen Umzug abzuhalten, welcher der Schäfflertanz heißt und aller sieben Jahre Statt findet.

Soll dieser Tanz aufgeführt werden, so beschäftigen sich die Schäfflergesellen schon mehrere Wochen vorher damit, Alles vorzubereiten und die Tänzer einzuüben. Zugleich wählen sie einen Umfrager, welcher sich erkundigt, wo getanzt werden darf, einen Vortänzer, welcher einen mit Bändern geschmückten Stab trägt, den Reifschwinger, welcher drei volle Weingläser auf die innere Kante des Reifes frei hinsetzt und keins verschütten darf, obwohl er den Reif mit der größten Geschwindigkeit über dem Kopf und durch die Beine schwingt, und welcher noch überdies den Titel der Herren, vor deren Hause getanzt und deren Gesundheit ausgebracht werden soll, genau wissen und deutlich aussprechen muß, ferner den Nachtänzer, einen Spaßmacher und 16 bis 20 Gesellen, welche den Tanz ausführen.

Sie tragen eine grüne Kappe mit weißen und blauen Federn, schwarzes Halstuch, rothe Aermelweste, weiße Weste, Beinkleider von schwarzem Manchester, gelbes Schurzfell, weiße Strümpfe und Schuhe mit silbernen Schnallen, und müssen, während sie die mit Buchsbaum und Bändern geschmückten Reifen drehen, hüpfend bei dem Schalle der Musik einen großen Achter tanzen, allerlei Gänge und Lauben bilden und sich am Ende der labyrinthischen Windungen doch immer wieder vereinigen.

Zahlreiche Volksmassen folgen dem Zuge, der von einer wohlgeordneten Musik begleitet wird. Von Zeit zu Zeit wird ein Bube, der dem Hanswurst zu nahe kommt, zum Ergötzen der Zuschauer schwarz gemacht, und früher erregten namentlich die Neckereien der Eredel in der Butten allgemeine Heiterkeit. Dies war ein Spaßmacher, welcher seinen viereck aufgeschlagenen Hut mit den vier Ås aus der Eichelkarte verziert hatte, eine lange Wurst in der Hand hielt, von welcher er manchmal abbeißen ließ, öfter aber selber aß, und scheinbar von einem ausgestopften alten Weibe in einer Butte auf dem Rücken getragen wurde.

Wie das Volk diese Maske durch die Erzählung erklärte, nach einer überstandenen Pest habe ein Bauerweib mit Eiern in ihrer Butte sich zuerst in die halbentvölkerte Stadt hineingewagt, so soll auch der Schäfflertanz daher rühren, daß bei einer schrecklichen Seuche in München, wo sich Niemand auf die Straße wagte, die Schäffler zuerst den Muth gefaßt, vor die Häuser zu ziehen und Tänze aufzuführen, um so die Bewohner zu ermuntern, ihre dumpfen, ungesunden Wohnungen zu verlassen.

In Frankfurt am Main führen die Böttcher altem Herkommen gemäß ihren Tanz nur dann auf, wenn der Main so fest zugefroren ist, daß die Küfer auf der Eisdecke ein Faß binden können.

Ist dies der Fall, so ziehen sämmtliche Küfergesellen der Stadt am Fastnachtsmontag früh um sieben Uhr mit Musik auf den Main und beginnen dort ihr Werk. Zahlreiche Neugierige versammeln sich an beiden Ufern, um der Arbeit zuzusehen, welche unter fortwährender Musikbegleitung und beständigem Herumreichen des Bechers rasch vor sich geht.

Sobald das Faß fertig ist, tanzen die Küfer um dasselbe herum, laden es unter großem Jubel auf und bringen es in das Haus des ältesten Geschworenen, wo es die feinere Politur, das Schnitzwerk u. s. w. erhält. Dann wird es mit einer Inschrift und dem Stadtwappen verziert und dem Rathe zum Geschenk gemacht, welcher es im Rathskeller niederlegen läßt und den Küfern dafür hundert Thaler zahlen muß.

Sind alle Skulpturarbeiten beendet, halten die Böttchergesellen mit dem schöngeschmückten Fasse einen Umzug durch die Stadt. Türkische Musik und eine große Menge von Zuschauern folgen dem wohlgeordneten Zuge, welcher vor dem Römer anhält, um den dort versammelten Bürgermeistern und Senatsmitgliedern einen schriftlichen Gruß darzubringen und von vier stattlich kostümirten Reifschwingern einige kunstreiche Tänze ausführen zu lassen, nach deren Beendigung der auf dem Fasse thronende Bacchus zwei Mal einen mächtigen gläsernen Pokal, zuerst auf das Wohl der Bürgermeister und des Senats, dann auf das der gesammten Bürgerschaft, austrinkt, worauf der Zug seinen Weg durch die übrigen Straßen nach den Wohnungen der Bürgermeister und anderer Honoratioren fortsetzt.

Maria Malibran*).

Eine halbe Stunde von Brüssel, am Ausgang der Allée verte, der vierfachen Lindenreihe an der Seite des Kanals, welcher nach Mecheln führt, liegt jenseits desselben und jenseits der Brücke, die ihn hier überwölbt, das Dorf Laeken.

Es ist, was die Dörfer in der unmittelbaren Nähe von großen Städten immer sind, Alles eher als

*) Buch denkwürdiger Frauen.

Digitized by Google

Der Schäfflertanz in München.

Digitized by Google

Digitized by Google

ländlich, und zeichnet ſich auch ſonſt auf keine Weiſe aus. Dennoch wird es viel beſucht, denn es enthält ein geſchichtlich bedeutendes Schloß und ein künſtleriſch bedeutendes Grabmal. Das Schloß iſt das des Königs der Belgier, Leopold's I., das Grabmal das der Sängerin Maria Malibran.

Die Malibran hatte, als ſie erſchien, viele Stimmen zu überflügeln, oder ſelbſt nur zu erreichen. Schon im 17. Jahrhundert begannen dramatiſche Sängerinnen die Geſellſchaft zu beſchäftigen. Mademoiſelle Maupin, geboren 1673, geſtorben 1707, machte einen Lärm, wie ihn heut' zu Tage die ruhmſüchtigſte Sängerin kaum lauter wünſchen könnte. Sie ſang Lully in Marſeille und in Paris, ging in Männerkleidern, hatte Duelle, war Primadonna in Brüſſel und Kammerjungfer in Spanien, wo es ihr ſo ſchlecht ging, und endete als vernünftige Frau, die von ihren Renten lebte. Vittoria Teſi, geboren 1690 zu Florenz, ſang in Dresden, Neapel, Madrid, wurde von Kaiſer Karl VI. in Wien an der Oper angeſtellt, und ſtarb in hohem Alter als Ritter der Treue und Beſtändigkeit, wozu der König von Dänemark ſie ernannt hatte, und als Frau des Theaterfriſeurs Tramontini. Francesca Cuzzoni, geboren 1700 in Parma, vermält 1726 mit dem Klavier- und Orgelvirtuoſen Sondoni, glänzte in London, als Fauſtina Bordoni hinkam, welche mit ihr in einem Jahre geboren und eine Venetianerin war. Fauſtina verließ London, heiratete in Venedig den Kapellmeiſter Haſſe, kam mit ihm 1731 nach Dresden, wo ſie, während er in Italien und England reiſte, die Oper beherrſchte, und ſtarb 1784, ſechzehn Jahre ſpäter als die Cuzzoni, welche in London auch mit Händel ſo in Streit gerieth, daß er ſie zum Fenſter hinauswerfen wollte, dann in Wien umſonſt 20.000 Gulden jährlich verlangte, dann, nach London zurückgekehrt, wegen Schulden eingeſperrt wurde und zuletzt in Bologna Knöpfe machte, um nicht zu verhungern. Madame Favart, geborne Ducoudray, in Paris als Mademoiſelle Chantilly bekannt, debütirte an der Opéra comique, wo ihr Mann Direktor war, und folgte ihm, als er dieſelbe Stelle bei einer Truppe übernahm, welche den Marſchall von Sachſen während ſeiner Kampagne in Flandern unterhalten mußte. Der Marſchall ſiegte, Favart machte Couplets, ſeine arme Frau zog ſich die Ungnade des ſonſt ſo liebenswürdigen Marſchalls zu, wurde in ein Kloſter geſteckt, kam wieder heraus, kam nach Paris an die Comédie italienne, half ihrem Mann bei ſeinen Stücken, ſpielte die Hauptrollen darinnen und ſtarb 1772, erſt 44 Jahr alt, allgemein bewundert und bedauert.

Mit ihr tritt die Sängerin in die gute Geſellſchaft und in den Salon ein, wo Sophie Arnould, Pariſerin, geboren 1743, geſtorben 1802, Gluck's erſte Iphigenia, ſich einen Ruf von Geiſt und Apropos erwarb, der heute noch fortdauert. Die Mara, Gertrud Eliſabeth Schmehling, geboren 23. Februar 1759 zu Kaſſel, geſtorben den 20. Januar 1833 zu Reval, die liebſte Schülerin des alten Hiller zu Leipzig, war dagegen nur durch ihre Prachtſtimme bemerkenswerth, ſowie durch den königlichen Eigenſinn, mit welchem Friedrich II. ſie zu Berlin feſthielt, wo es Hiller's „Trudel" durchaus nicht gefallen wollte. Mit ihr zugleich glänzte in London, auf dem Theater von Conventgarden, Mrs. Billington, eine Tochter des Muſikers Weichſell, geboren zu London 1765, geſtorben zu Neapel 1818, eine Sängerin, die gleich Vortreffliches in der engliſchen wie in der italieniſchen Oper leiſtete. Wie zum Triumph beſtimmt erſchien Angelika Catalani, geboren 1784 zu Sinigaglia, Liſſabon, Madrid, Paris, London, alle Städte Deutſchlands und Italiens erfüllte ſie mit der Macht ihrer Stimme, nur in Dresden wollte man ſie nicht hören, und in Leipzig fand man ſie nicht gut. Bis 1825 herrſchte ſie, dann begann in Paris ihr Stern abwärts zu gehen. Judith Paſta, geboren 1798 in Serma, gebildet in Mailand, bis dahin unbekannt und unbedeutend, ſang Roſſini's Desdemona, und obgleich ſie dieſe Rolle noch nicht ſo ganz begriff und darſtellte, wie ſpäter, als ſie aus England zurückkehrte, ſo hatte ſie doch mit der Desdemona die Paſta offenbart, und die Catalani mußte ihr den erſten Platz einräumen.

Dann traten, Beide 1805 geboren, Henriette Sonntag und Wilhelmine Schröder-Devrient auf die Bühne, und erwarben ſich, die erſtere einen Weltruf, die zweite eine vaterländiſche Erinnerung. Die Paſta, die Sonntag und die Schröder-Devrient fand Maria Malibran als anerkannte Künſtlerinnen, als ſie im Januar 1828 zu Paris in der großen Oper mit der Semiramis debütirte, und ſich mit dieſer einen Rolle und an dieſem einen Abend ihre Stelle unter den europäiſchen Geſangsgrößen errang.

Einen Monat vorher hatte ſie das nicht hoffen dürfen. Einen Monat vorher war ſie arm und unbekannt nach Paris gekommen, und doch war ſie dort geboren, war die Tochter eines ausgezeichneten Künſtlers und ſelbſt ſchon Alles, was man binnen wenigen Wochen an ihr entdecken und bis in die Wolken erheben ſollte. Aber man wußte noch nichts von Maria Malibran. Ihr war bis dahin nur die Mühe, noch nicht der Lohn der Kunſt zu Theil geworden. Ihre Geſchichte war noch blos die eines armen gequälten Kindes. Die Gräfin Merlin, die ſchöne Kreolin aus der Havanna, erzählt die Geſchichte auf das Rührendſte. Selbſt Sängerin von erſtem Rang, verſtand ſie es ganz, was die Malibran als Künſtlerin zu bedeuten hatte, und muſikaliſch mit der Familie Garcia bekannt, wußte ſie auch ganz genau, mit wie vielen Thränen und mit welchen unerhörten Anſtrengungen Maria zur „verkörperten Muſik" geworden war.

Ihr Vater, Manuel Garcia, war aus Spanien, ſeinem Geburtslande, mit ſeiner Familie nach Paris gekommen, um ſeine muſikaliſche Ausbildung zu vollenden. Damals wurde, 1808, Maria geboren. Bald nachher ging Garcia, immer getrieben von dem Bedürfniß einer höhern Entwickelung, nach Italien, wo er mehrere Jahre ſtudirte und ſich ſeine Schule bildete.

Bei ſeiner Rückkehr nach Paris war er Meiſter. Als Othello und Don Juan ſoll er unübertrefflich ge-

Digitized by Google

wesen sein. Eben so ausgezeichnet war er als Lehrer. Er allein hat alle seine Kinder ausgebildet.

Maria machte es ihm schwer. Sie hatte weder Neigung zur Musik, noch eigentlich Stimme. Ihr Genie lag wie vergraben, Manuel Garcia jedoch ahnte es, und er war ganz der Mann dazu, um trotz aller Hindernisse einen solchen Schatz zu heben.

Die Kleine mußte arbeiten. Im Anfang ging es schlecht, so schlecht, daß sowohl Lehrer wie Schülerin verzweifelten. Bisweilen detonirte Maria dermaßen, daß der Vater vom Flügel aufsprang und sich an's andere Ende des Hauses flüchtete. Ganz in Thränen lief die Kleine ihm nach, hielt ihn am Rock und bat ihn wieder anzufangen. „Hast Du gehört, wie Du falsch sangst?" frug er dann. — „O ja, Papa!" — „Nun dann ist es gut, dann fangen wir wieder an."

Einer der höchsten Triumphe Maria's war später die Romanze der Desdemona: Assisa al piè d'un salice etc. (Am Fuße von einem Weidenbaum ꝛc.) Die Thränen glitten während des Singens leise über ihre blassen Wangen, ohne daß die Reinheit der Töne dadurch im mindesten erschüttert wurde. Die Gräfin Merlin frug sie einst: „Maria, wie kannst Du so gut beim Weinen singen?" Sie antwortete schlicht: „Ich habe darauf nicht besonders studirt, aber als ich Kind war, weinte ich oft bei der Stunde, und damit Papa es nicht merken sollte, stellte ich mich hinter ihn und gewöhnte mich, meine Stimme zu beherrschen, während meine Thränen flossen." So hatte Garcia seiner Tochter die Kunst gelehrt.

Dabei besaß er eine fast übernatürliche Macht über das zarte, reizbare Mädchen. Als sie vierzehn Jahre alt war, studirte die Gräfin Merlin eines Abends ein Duett mit ihr. Garcia schreibt eine Verzierung auf, die Maria singen soll. Sie versucht, es will nicht gehen, und sie sagt: „Ich kann es nicht." — Des Vaters Augen blitzen auf. „Was hast Du gesagt?" fragt er. Maria sieht ihn an, zittert, faltet die Hände: „Papa, ich will's singen!" und singt augenblicklich die Stelle. Wie sie es gekonnt, wußte sie nachher selbst nicht. „Papa's Blick," sagte sie zur Gräfin, „hat eine solche Gewalt über mich, daß ich, wenn er es mich hieße, fünf Stock hoch herunterspringen könnte, ohne mir Schaden zu thun."

Mit fünfzehn Jahren erlaubte Garcia ihr zum ersten Male öffentlich zu singen, und zwar in einer vierstimmigen Kantate von Rossini, welche zum ersten Male bei der Gräfin Merlin ausgeführt wurde. Die Gräfin sang den Sopran, Maria den Alt. Ihre tiefen Töne waren schon rein und stark, und sie selbst zeigte keine Spur von Schüchternheit. Es war, als wüßte sie bereits, was für eine Zukunft ihr vorbehalten sei. Auf dem Königs-Theater zu London, wo sie in einigen Intermezzostücken auftrat, bewies sie dieselbe Geistesgegenwart. Sie sollte mit Bellutti ein Duett aus Romeo und Giulietta von Zingarelli singen. In den Proben sang Bellutti seine Partie ganz einfach hin; er wollte nicht, daß Maria seine Fioriturен hören und vielleicht nachahmen sollte. Am Abend erst brachte er sie zum Vorschein, überlud sein Solo förmlich damit und endete mit einer so glänzenden Passage, daß ein allgemeiner Beifall losbrach und der Künstler auf seine junge Mitsängerin einen Blick des Mitleides fallen ließ. Unglücklicher Weise hatte er sich zu sehr beeilt, sie zu bemitleiden. Sie nahm alle seine Fioriturен auf, führte sie noch besser aus als er, und schloß mit einer noch glänzenderen Improvisation. Das Publikum klatschte wie rasend, Bellutti zwickte sie entsetzlich in den Oberarm, murmelte wüthend: „Briccona!" das Femininum von Schelm oder Schuft, und Maria hatte die erste Erfahrung gemacht, wie es auf der Bühne zugehen kann.

In New-York, wohin Garcia jetzt ging, versuchte Maria sich zuerst in ganzen Rollen, und gefiel besonders als Desdemona und als Aschenbrödel. Ihr Vater, ihre Mutter und ihr Bruder hatten die übrigen Hauptrollen, und die italienische Truppe würde fortgefahren haben, vortreffliche Geschäfte zu machen, wenn nicht ein in New-York angesiedelter Franzose, Malibran, der Kaufmann war und für reich galt, eine Neigung für Maria gefaßt und um sie angehalten hätte. Er zählte fünfzig Jahre, Maria siebzehn; wie es natürlich und vernünftig war, widersetzte Garcia sich dieser Heirat. Das junge Mädchen jedoch bestand darauf, sie glaubte des Künstlerlebens schon müde zu sein, und war es entschieden der strengen Zucht des Vaters.

Maria setzte endlich ihren Willen durch; wenige Wochen nach der Heirat machte Malibran Bankerott. Garcia, der sich kannte und seinen Schwiegersohn umzubringen fürchtete, verließ New-York, ging mit seiner ganzen Familie nach Mexiko und überließ Maria ihrem Schicksal.

Sie nahm es entschlossen in ihre kleine Hand. Die italienische Truppe hatte sich mit der Abreise der Garcias aufgelöst, Maria brachte eine englische zusammen und trat auf dem Nationaltheater auf. Um ihrem Manne augenblicklich Hilfe bringen zu können, hatte sie sich nur für jede Vorstellung einzeln engagirt, so daß jeden Abend eine bedeutende Summe in die Kasse Malibrans floß. Da jedoch, was sie so erwarb, zur Herstellung seiner Geschäfte noch nicht ausreichte, beschloß er, sie nach Europa zu schicken, wo sie voraussichtlich noch mehr gewinnen könnte, und deßhalb kam sie im December 1827 nach Paris, wo sie bei der Schwester ihres Mannes abstieg und ihre einzige Bekannte, die Gräfin Merlin, aufsuchte. „Sie erschien bei mir," erzählt diese, „mit ihrem schwarzen seidenen Haar, welches ihr in langen Locken auf die Schultern fiel, einem engen und kurzen Musselinkleid, ihren schönen Augen, ihren Lippen, welche Kraft und Jugend athmeten, ihren zwanzig Jahren und ihrem unermeßlichen Talent." Das war ihr Gepäck und ihr Kapital.

Sie bat die Gräfin, ein Duett mit ihr zu singen. Mitten im Singen hielt sie inne, fiel der Gräfin mit Thränen um den Hals: „O Papa! wie Sie mich an Papa's Schule erinnern!" und dann sang sie weiter. Die schöne enthusiastische Mercedes war entzückt, sie sprach am Abend in der italienischen Oper von dem Wunder, welches aus New-York gekommen war, sie ver-

Digitized by Google

ſammelte einige Tage ſpäter in ihrem Salon eine Jury aus Ungläubigen, Maria bekehrte Alle, und einen Monat darauf, am 14. Januar 1828, ſanktionirte die öffentliche Meinung die Begeiſterung der Dilettanten.

Sie hatte jetzt die Wahl zwiſchen der großen Oper und dem italieniſchen Theater, und entſchied ſich für das letztere, wo ſie im Februar ſchon als Desdemona auftrat. Nach anderen Angaben geſchah es erſt am 8. April. Gewiß iſt es, daß der Enthuſiasmus, den ſie erregte, fortwährend ſtieg. Im folgenden Winter war es nicht anders. Die Sonntag ſelbſt verdunkelte die Malibran nicht, die Eine glänzte neben der Andern, jede in ihrer Eigenthümlichkeit: die Sonntag im graciöſen, die Malibran im dramatiſchen Styl.

Bald genug ließ Henriette Sonntag, welche Gräfin Roſſi geworden war, die Malibran im Alleinbeſitz der erſten Rollen. Sechs Jahre lang nun herrſchte Maria auf den Bühnen von London, Neapel, Bologna, Venedig, Lucca und Mailand. Nach Deutſchland iſt ſie nie gekommen, außer ein Mal, wo ſie in Aachen ſang, und zwiſchen ihr und dem Pariſer Publikum war ein Erkalten eingetreten, deſſen Grund wir bald angeben werden. Aber in England und Italien war ſie, wenn auch nicht immer unbeſtritten, während dieſer Jahre die Königin des dramatiſchen Geſanges.

Es wäre übermenſchlich geweſen, wenn bei dieſer bewegten und berauſchenden Exiſtenz ihr Herz nie erwacht wäre, und wenn es, einmal erwacht, ſie nicht zu weit fortgeriſſen hätte. Die theatraliſche Laufbahn iſt gerade für Frauen darum ſo gefährlich, weil bei der gewaltſamen Anſpannung aller körperlichen und geiſtigen Kräfte auch die Empfänglichkeit für leidenſchaftliche Gefühle in hohem Grade geſteigert werden muß. Maria konnte dieſer Gefahr um ſo weniger entgehen, als ſie im wahren Sinne des Wortes Südländerin war. Ihre Liebe zu dem ausgezeichneten belgiſchen Violinſpieler Karl von Beriot beherrſchte bald ihr ganzes Daſein. Sie hatte ihn in Paris kennen gelernt, dann in Brüſſel wiedergefunden; geſetzlich noch immer die Frau Malibrans, wurde ſie ihrem Herzen nach die Gattin Beriots. Die Strenge, mit welcher die Welt dieſe Verirrung an ihr ſtrafte, beweiſt, wie hoch Maria von der öffentlichen Meinung geſtellt worden war. Man verlangte von ihr, daß ſie eben ſo untadelhaft als Frau, wie groß als Künſtlerin ſein ſollte. Sie ſelbſt war trotz ihrer heißen und warm erwiederten Liebe nicht glücklich; ſie bedurfte zu ſehr ihrer eigenen Achtung und der allgemeinen Schätzung, und Beides hatte ſie verloren und — wie ſie wohl fühlte — mit Recht und durch ihre Schuld. Die Frauen aus der vornehmen Geſellſchaft, welche ſie ehedem als Freundin behandelt hatten, zogen ſich kalt von ihr zurück, das Publikum hörte ſie nicht länger mit Begeiſterung, ſondern mit kühler, oft feindlicher Kritik an; ihr Vater, der den Winter von 1831 bis 1832 wieder in Paris war, verſchloß ihr ſeine Thür. Doch gewann er es nicht lange über ſich, ſo ſtreng gegen ſein geliebtes, wenn gleich irrendes Kind zu ſein, und eine Ausſöhnung fand Statt, welche Maria in einen wahren Freudentaumel verſetzte.

Vom Pariſer Publikum nahm ſie am 8. Januar 1832 als Desdemona Abſchied, und gelobte ſich feierlich, nicht eher wieder öffentlich in Paris aufzutreten, als bis ſie mit Beriot verheiratet ſein würde. Um zu dieſem erſehnten Ziel zu gelangen, betrieb ſie mit fieberiſchem Eifer eine gerichtliche Scheidung von ihrem Manne, gegen welchen ſie ſchon vor ihrer Bekanntſchaft mit Beriot Grund zu ernſtlichem Mißvergnügen gehabt hatte. In der That behandelte er ſie ganz und gar wie ein Eigenthum, welches ihm ſo und ſo viele Zinſen tragen müßte, ohne daß er dafür das Mindeſte zu thun nöthig habe. Auch ſeine Familie hatte Maria auf eine Art bevormundet, welche bei einem ſo unabhängigen Charakter, wie der Maria's, unfehlbar das heftigſte Auflehnen zur Folge haben mußte. Folglich wurde die Scheidung von Malibran, der inzwiſchen nach Frankreich zurückgekehrt war, eingeleitet, während Maria in Italien und England war, lebhaft betrieben, und am 6. März 1835 wegen eines Formfehlers ausgeſprochen. Maria empfing dieſe Nachricht in Venedig, wo ſie den Karneval hindurch ſang. Noch mußte ſie dem Geſetze nach zehn Monate bis zu ihrer Wiederverheiratung warten, aber ſie gehörte keinem andern Manne mehr an als Beriot; ſie hatte die Gewißheit, auch geſetzlich die Seine zu werden, ihr Bewußtſein war in Ruhe, und höchſt wahrſcheinlich hat ſie nie ein ſo glückliches Jahr verlebt wie das, welches auf das Erkenntniß folgte, dem ſie ihre wiedererrungene Freiheit dankte.

Ende März 1836 kam ſie in Paris an, wo Alles zu ihrer Vermälung mit Beriot bereit war. Am 29. wurde dieſe in aller Stille vollzogen. Abends verſammelten ſich die genaueren Freunde in der kleinen Wohnung, welche Maria bei Troupenas, dem Verleger ihrer Kompoſitionen und einem ihrer treueſten Freunde, inne hatte. Thalberg, Roſſini, Beriot und Maria ſelbſt ließen ſich hören. Maria war glücklich wie ein Kind, und ſang wunderſchön. An die Armen hatte ſie 1000 Franken vertheilen laſſen. Sie wollte ihrer Dankbarkeit dafür beweiſen, daß es ihr nun wieder geſtattet war, ihren Platz unter den Frauen einzunehmen, welche nicht zu erröthen haben. Der Ruhm der Künſtlerin hatte ſie nicht einen Augenblick die Erniedrigung des Weibes vergeſſen machen. Die Vergangenheit konnte allerdings nicht ausgelöſcht werden, aber die Zukunft ſollte vorwurfsfrei ſein. Die Anhänglichkeit Maria's an den ſo lange Geliebten, welcher nun endlich ganz ihr Eigenthum geworden war, hatte ſich in ihrer ganzen Kraft und Innigkeit erhalten. Von den Ihrigen fehlte ihr freilich der Vater, welcher 1832 ſtarb, eben als Maria zum erſten Male in Italien war, aber ſie hatte noch Mutter, Bruder und Schweſter, ihr Ruf füllte Europa, ſie war nur als Sängerin noch die Malibran — ihr Schickſal prangte in voller Blüthe, ſie konnte nicht glücklicher werden.

Kein Sterblicher darf lange in der Sonnenhöhe des Glückes ſtehen. Wie er hinaufgeſtiegen iſt, muß er wieder abwärts ſteigen. Für Maria that ſich bereits der Pfad auf, welcher hinab führte und hinab bis an das letzte Ziel.

Digitized by Google

Sie hatte das Vorgefühl ihres frühen Sterbens. Weil sie fest überzeugt war, sie würde ihre Jugend nicht überleben, suchte sie dieselbe festzuhalten und zu verlängern. Sie wollte junges Mädchen bleiben, oder möchte man nicht lieber sagen: kleiner Tollkopf?

Vielleicht hätte trotzdem ihre zarte, aber mächtige Organisation den Lebensmogen, welchen sie dieselbe entgegenwarf, noch länger Widerstand geleistet, wäre sie nicht, als sie während der Frühlingssaison in London eines Tages ausritt, von ihrem durchgegangenen Pferde eine ganze Strecke geschleift worden. Beriot hatte die Partie, an welcher er nicht Theil nahm, ungern gesehen; Maria wollte ihm nicht eingestehen, was ihr widerfahren, erklärte ihm die Wunden, welche sie am Kopf hatte, durch einen Fall auf der Treppe, und trat denselben Abend noch auf. Diese Verheimlichung hatte die unheilvollsten Folgen. Die Erschütterung des Gehirns, welche Maria erlitten, verursachte ihr unaufhörliche Kopfschmerzen, die manchmal so heftig wurden, daß sie förmlich die Besinnung verlor. Häufige Nervenzufälle kamen dazu, und eine allgemeine Erschöpfung wurde mehr und mehr sichtbar. Wer sich dessenungeachtet nicht Ruhe gönnte, das war Maria. Sie arbeitete und studirte so eifrig wie nur je, sie war in guten Stunden so frisch und ausgelassen wie immer, und als der September kam, reiste sie entschlossen nach Manchester, wo sie in sechs Koncerten singen sollte.

Lablache war schon vor ihr angekommen, sie stieg in demselben Hôtel ab, wo er wohnte, denn seit 1830, wo sie ihn in London kennen gelernt hatte, war er ihr von allen ihren Kameraden immer der liebste gewesen.

Nachdem sie am Abend wie ein Kind gejacht und getollt hatte, bat sie ihn um sein Urtheil über ihre beiden letzten Romanzen, den Räuber und den Tod, zu denen er ihr die Worte gegeben hatte. Sie sang herrlich, aber mit einer solchen Heftigkeit, daß der gute Ladiache in förmliche Angst gerieth und Beriot ermahnte, seine Frau so geschwind wie möglich zur Ruhe zu schicken.

Den ersten Tag des Koncertes machte der Orgelklang sie ohnmächtig. Man brachte sie aus der Kirche; kaum hatte sie jedoch ihr Bewußsein wiedergefunden, so kehrte sie zurück und sang die für sie bestimmte Arie aus Abraham von Cimarosa; ebenso füllte sie am Abend im Theater ihren Platz aus.

Am nächsten Morgen wiederholte sich die erschütternde Wirkung der Orgel auf ihre Nerven, und sie war außer Stande, im kirchlichen Koncert mitzuwirken. Dagegen erschien sie wie am vorigen Abend im Theater und sang mit Madame Caradori das Duett aus dem Andronico von Mercadante. Nie hatte ihre Stimme himmlischer geklungen. Hingerissen durch den Zauber ihres Gesanges vergaß das Auditorium in der Sängerin die Leidende, und verlangte das Duett da capo. Maria gehorchte, und sang noch schöner als das erste Mal. Aber kaum hatte sie geendet und die Bühne verlassen, so brach sie in furchtbaren Zuckungen zusammen. Man hatte ihren Schwanengesang gehört. Sie war nicht zu retten.

Horace Vernet.

Der letzte Sprößling einer Künstlerdynastie ist soeben in der kalten Winterrede begraben worden. Er hatte sich selbst allen Pomp und alles Gepränge, die bunten Uniformen und die laute Militärmusik verbeten; er hatte auf die officiellen Grabreden und Opernchorgesänge verzichtet: draußen auf dem Kirchhofe fand er schon alles, was im Leben ihm lieb und theuer gewesen — außer seiner Kunst. Aber trotzdem folgte eine glänzende Menge dem stillen Zuge; der Hof, die Akademien, die Künstler- und Schriftstellervereine — unter diesen auch die Kritiker — ließen es sich nicht nehmen, dem berühmten Manne die letzte Ehre zu erweisen.

Am 30. Juni 1789 — in wildbewegter Zeit — wurde Emile Jean Horace Vernet geboren. Sein Urgroßvater Antoine war vor anderthalb Jahrhunderten in Avignon als Maler wohl bekannt gewesen. Dessen Sohn Josef galt für den besten Marinemaler unter den Zeitgenossen; man erzählt von ihm, er habe während eines heftigen Seesturmes hoch an den Mast seines Schiffs sich binden lassen, um das erhabene Schauspiel des in allen Tiefen aufgewühlten Meeres zu genießen. Charles Vernet, sein Sohn, erfreute sich als Pferde- und Schlachtenmaler hohen Ansehens, und nicht wenige erinnern sich noch des prächtigen Leichenbegängnisses, mit dem er (1836) bestattet wurde. Er war selbst der beste Lehrer Horace Vernets gewesen, obgleich dieser, nach seiner Entlassung aus dem Collége des quatre nations, in den Ateliers des Zeichners Moreau, des Architekten Chaigrin und des Malers Vincent lange Studien gemacht hatte. Die ersten Bilder des jungen Mannes mißglückten völlig, doch zeigte bereits die „Prise d'une redoute", daß sie nicht mehr nach den Regeln der klassischen Schule eines David und Girodet gemalt war, sondern, wenn auch unbeabsichtigt, der später Romantismus benannten Auffassung sich zuneigte. Zweimal wurde Horace vom Militärdienst losgekauft, als hätte er an den Schlachten nicht persönlich theilnehmen sollen, zu deren Maler er bestimmt war. Die öffentlichen Gemäldeausstellungen sahen mehre Bilder von ihm, die er im Auftrage Marie Louisens und des Königs von Westphalen gemalt hatte: „Der Hund des Regiments" und „Der Trompeter". Namentlich das letztgenannte fand große Anerkennung; es stellt bekanntlich den Tod eines Trompeters dar. Der junge Soldat liegt, soeben verschieden, nahe bei einem Hause; das Pferd, mit dem er in manche Schlacht geritten, steht ruhig daneben und senkt wie trauernd den Kopf zu dem Todten, dem zu Häupten ein treuer Hund Wache hält. Der Gegenstand erregte die Theilnahme der Menge; die großen und blutigen Schlachten des ersten Kaiserreichs hatten jeder Familie einige theure Opfer gekostet, ohne daß man wußte, wo der Sohn und Bruder gefallen war, wer ihn zu Grabe getragen hatte. Man fand ein trübseliges Behagen in dem Gedanken, daß der Sterbende wenigstens nicht

Digitized by Google

ganz verlassen gewesen in schwerer Stunde, daß eine „treue Seele“ sein brechendes Auge gesehen hatte. So verdankte Vernet mehr dem Was als dem Wie die erste Popularisirung seines Namens. Noch mehr behilflich in dieser Beziehung wurde ihm die Restaurationsregierung, welche sich weigerte, irgend ein Gemälde, das eine Napoleonische Schlacht repräsentirte, zur Ausstellung zuzulassen. Horace öffnete deshalb sein Atelier, in welchem die Schlachten von Valmy, Jemappes, Tolosa, die Vertheidigung von Saragossa und eine ganze Anzahl einzelner Kriegsscenen und Lagerepisoden von dem neugierigen oppositionslustigen Publikum bewundert wurden. Die öffentliche Meinung entschädigte den Künstler reichlich für die fehlende Gunst des Gouvernements, die Journale mischten sich lebhaft in die Sache, namentlich der Constitutionnel (damals noch von ganz anderm Ansehen als heutzutage, wo er aufgehört, der gehorsame Diener des Herrn Mirès zu sein, um der folgsame Knecht Persigny's zu werden) trat gegen die königliche Kommission in die Schranken, welche nicht den ästhetischen Werth der Bilder, sondern die politische Bedeutung der gewählten Stoffe als Grund für die Zurückweisung angab. Ludwig XVIII. ward endlich des begangenen Fehlgriffs inne und gestattete zuerst die Ausstellung des „Pont d'Arcole“; viele andere folgten nach, wenn auch in längeren Zwischenräumen, so „Bouvines“, „Hanau“, Montmirail“, „Die Barrière de Clichy“, „Poniatowsky's Tod“, „Jena“, „Der Abschied in Fontainebleau“ ꝛc., von denen die meisten unter Louis Philipps Regierung dem historischen Museum von Versailles übergeben wurden. Schon früher hatte Karl X. die Gunst des populären Malers zu gewinnen gesucht. Vernet malte die Porträts der Herzoge von Berry und Angoulême, ging 1828 als Direktor der französischen Akademie an Guérins Stelle nach Rom, und es ist gleich hier anzumerken, daß er einer politischen Partei, wenigstens äußerlich, niemals angehört hat. Denn er diente den Bourbons wie den Orleans, dem ersten wie dem zweiten Kaiserreich. Vielleicht gerade wegen dieser Gesinnungslosigkeit wurde er der Liebling des Bürgerkönigs. Ihm verdankte er den Befehl, den Konstantinesaal in Versailles allein mit eigenen Bildern auszustatten. Infolge dessen machte Horace mehre Reisen nach Afrika und vollendete in sechs Jahren seine Aufgabe mit bewunderungswürdiger Schnelligkeit und rühmenswerthem Talent. Alle diese Gemälde sind durch den Stich, den Holzschnitt, die Lithographie so vielfach verbreitet worden, daß eine Beschreibung der verschiedenen Belagerungsscenen von Konstantine ꝛc. unnöthig erscheint.

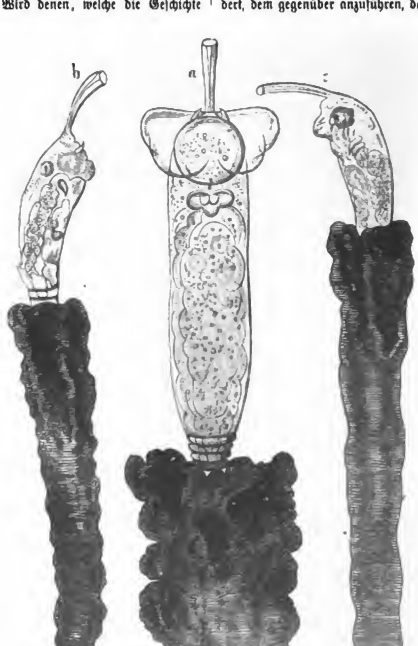
Zur Belohnung offerirte Louis Philipp dem Maler die Würde eines Pairs von Frankreich. Daß hierauf ablehnend geantwortet wurde, rief eine Spannung zwischen dem König und dem Künstler hervor, die zu einem Bruche führte, als Vernet sich weigerte, der historischen Wahrheit entgegen, Ludwig XIV. bei der Belagerung von Valentiennes zu malen. Man muß hierüber um so mehr sich wundern, da Horace sonst nicht selten der Geschichte ein Schnippchen geschlagen hat, wie die Massacre des Mamelucs (1819) zur Genüge beweist. Der gefeirte Maler verließ Frankreich und ging nach St. Petersburg, wo er von dem Zaren mit offenen Armen empfangen wurde. Es heißt sogar, Nikolaus I. habe Zeichnenstunden bei ihm genommen. Aber nach dem jähen Tode des Herzogs von Orleans kehrte der Flüchtling wieder nach Paris zurück, eine Aussöhnung fand statt und neue Aufträge besiegelten die Freundschaft. 1845 wurde innerhalb acht Monaten der 66 Fuß lange Ueberfall der Smalah, 1846 die Schlacht am Isly vollendet. Als die Reihe, Frankreich zu verlassen, an den „Mann mit dem Regenschirme“ gekommen war, hinderte das den Maler nicht, in seinem Atelier zu bleiben, dessen Inneres er selbst auf einem frühern Gemälde dargestellt hatte. Er übernahm das Porträt Napoleons III., malte 1855 „Die Messe im Lager“, 1856 eine Episode aus der Belagerung von Rom und „ruhte nicht bei Tag und Nacht“, bis der am 17. Januar erfolgte Tod der thatenvollen Laufbahn endlich ein Ziel setzte.

Nur eine Tochter hat Vernet besessen, sie war an Paul Delaroche verheiratet, und in dem Ehekontrakt stand die Klausel, daß der aus dieser Verbindung entsprießende Sohn den Namen Vernet-Delaroche führen sollte. Aber bereits 1845 starb Frau Delaroche kinderlos.

Horace Vernet ist mit Ehren aller Art überhäuft worden, mehr Orden bedeckten seine Brust, als die eines im Pulverdampfe ergrauten Kriegers; die französische Akademie wählte ihn an Le Barbiers Stelle zu ihrem Mitgliede, die Kommission der Internationalen Ausstellung von 1855 erkannte ihm eine Ehrenmedaille zu; noch auf dem Sterbebette empfing er das Großofficierkreuz der Ehrenlegion. Weniger ungetheilt sind die Stimmen der ernsten Kritik über die Leistungen des Malers, der, das steht fest, zu den fruchtbarsten Künstlern aller Zeiten gehört. In dem Kupferstichkabinet der kaiserlichen Bibliothek befinden sind die Abdrücke der nach seinen Gemälden und Zeichnungen gemachten Vervielfältigungen. Ohne den Anspruch auf Vollständigkeit zu machen — es fehlen z. B. die 500 Illustrationen zu Laurents Geschichte Napoleons — enthalten die drei gewaltigen Bände mindestens 1200 Bilder! Aber Horace Vernet malte auch alles: Moden, Trachten, Porträts, Genrebilder, Schlachten, nur zu einem hatte er nie sich aufschwingen können: zu einem wahren Geschichtsbilde. Er hat weder die Farbe Delacroix', noch den strengen Styl von Ingres, seine Gemälde, soweit sie auf das militärische Leben sich beziehen, sind von musterhafter Treue, er ist gewandt in der Darstellung und schnell in der Erfindung, so daß man ihn den Scribe oder Alexander Dumas der Maler nennen könnte, zumal da er in gleichem Maße wie diese des historischen Sinnes ermangelt. Als Gustav Planche im Jahre 1855 seinen Bericht über die internationale Gemäldeausstellung in dem geachtetsten Organe der französischen Presse veröffentlichte, überging er Horace Vernet mit Stillschweigen. Er zog dadurch der Revue des deux mondes heftige Angriffe zu. Der gewiegte Kritiker stand nicht an, ihnen zu begegnen. Die Popularität, sagte er, beweist nichts für die Superiorität. Was Horace

Digitized by Google

Vernet (und Th. Gudin) ſeit 30 Jahren gemacht, hat den Beifall der Gemäldehändler gefunden, und die Bankiers, welche ihren Salon dekoriren wollen, betrachten den Maler der Smalah als den direkten Nachfolger Salvator Roſa's. Wird denen, welche die Geſchichte



Cephalosiphon Limnias.

der Malerei mühſam ſtudirt haben, nicht geſtattet ſein, gegen dieſes Lob zu proteſtiren? Wenn Vernet ein Schlachtbild malen wird, anders aufgefaßt als das der Einnahme der Smalah, dann werde ich nicht der letzte ſein, ihn zu rühmen; aber ſo lange er auf ſeine Gewohnheit, zu improviſiren und zu eskamotiren, nicht verzichtet, werde ich das Recht haben, ihn nicht wie einen erſten Künſtler, ſondern nur wie einen geſchickten Geſchäftsmann zu behandeln. — Die Gerechtigkeit erfordert, dem gegenüber anzuführen, daß Viſcher die Bilder unſeres Malers zwar auch nicht als reine Geſchichtsbilder anerkennt, ſie aber doch für meiſterhaft erklärt. Zwiſchen ſolchen Männern der Entſcheidung ſich zu enthalten, wird nicht unpaſſend erſcheinen. Allein eins mag geſagt werden: hätten wir doch eine Regierung,

Digitized by Google

welche darauf bedacht wäre, die Thaten unſeres Volkes in zuſammenhängender Reihe von einem Maler oder mehreren darſtellen und allen zugänglich machen zu laſſen. Der Franzoſe, wenn er die Säle von Verſailles durchwandelt, wo die hauptſchöpfungen Vernets ſich befinden, kommt gar nicht dazu, eine ſtrenge äſthetiſche Kritik anzulegen. Die Freude überkommt ihn über das, was er gemalt ſieht, es weckt ſeine Begeiſterung, es ſtärkt ſeine Vaterlandsliebe. Und dergleichen thut auch Deutſchland noth! Warum es verhehlen? G. W.

Ein kleines Waſſerwunder.

Von H. Bettziech-Beta.

Die kleinen, von gewöhnlichen Augen ſelten beobachteten Wunder des Lebens in ſtillen Waſſern, worüber Engländer wiederholt dicke, illuſtrirte Bücher geſchrieben haben, ſind durch ein neuentdecktes Exemplar bereichert worden. Die Gelehrten nennen es Cephalosiphon Limnias, „Kopfſpritze“, zur Klaſſe Limnias gehörig. Er iſt ein ungemein kleines und lebhaftes Thierchen, das oft in unzähligen Exemplaren an Stengeln und Blättern von Waſſergewächſen angetroffen wird, beſonders an Anacharis alsinastrum, in vielen Teichen die vorherrſchende oder einzige unterwaſſerige Vegetation. Wer ſich blos oberflächlich mit dieſer Art von Geſchöpfchen bekannt gemacht, rechnet die „Kopfſpritze“ oder den „Spritzkopf“ zu den Familien Oecistes Limnias oder Melicerta; doch haben, glaube ich, ſchon Ehrenberg und Andere gefunden, daß Cephalosiphon eine eigene Stellung zwiſchen den Arten Limnias und Lacinularia einnehme. In engliſchen Büchern über Infuſorien und „Wunder des Teichlebens“ tritt der Spritzkopf als ganz neu auf.

Das kleine, ätheriſche Würmchen wohnt in einem zarten, langen, trompetenförmigen Röhrchen, das in der Regel aufrecht auf Blättern und Stengeln der Süßwaſſergewächſe ſteht. Es iſt unregelmäßig und flockig in den Umriſſen und je nach dem Lichte, das darauf fällt, bernſteingelblich oder cederbraun. Das darin lebende oder vielmehr daraus hervor geſtikulirende und deklamirende Thierchen zeichnet ſich vor Verwandten durch eine blattartige, zweilappige Scheibe aus, die in voller Entfaltung Aehnlichkeit mit einem fliegenden Schmetterlinge hat, ſoweit die ſtets metamorphoſirenden Bewegungen einen ſolchen Vergleich zulaſſen. Auch hat es, nicht wie andere Geſchöpfe ſeiner Art, nur ein einziges, ungemein langes Fühlhorn. Die blattartige Scheibe öffnet ſich durch Biegung des Kopfes unten. Hinter der Scheibe befinden ſich zwei minutiöſe, hornartige Spitzchen, aus dem Kopfe hervor und gegen einander ſich krümmend. Sie ſind bald in Front, bald auf den Seiten ſichtbar und mit offener und geſchloſſener Scheibe (Fig. A u. B), doch bleiben ſie auch oft dem bewaffneten Forſcherblick unentdeckbar (Fig. C). Dahinter befindet ſich das nie verborgene Organ des langen Fühlhorns aus dem Hinterkopfe hervorſtehend. Es iſt röhrenförmig für einen Kolben, der ſich darin auf- und abbewegt und wahrſcheinlich das Athmen vermittelt.

Die zuſammengezogene Scheibe bildet blos ein kleines Knöpfchen auf dem Kopfe. In dieſem Zuſtande hat der ſonſtige Körper in der Regel eine runde Geſtalt mit einem kleinen „Aergerniß“ hinten und ſieht aus wie in Fig. A. Doch kann ſich der Fuß, mit welchem das Geſchöpfchen in ſeinem Gehäuſe wurzelt, zu ungewöhnlicher Länge ausdehnen, um dem ganzen oberen Theile den weiteſten Spielraum zum Umhergreifen nach Nahrung zu geben. Es iſt ſo farblos und durchſichtig, daß ſich ſchwer Einzelnheiten in der inneren Konſtruktion machen laſſen.

Das Nervenſyſtem zeigt ungemein viel Gehirn, das ſich als eine graue wolkige Maſſe unmittelbar unter dem Fuße des Fühlhornes befindet, wahrſcheinlich um letzteres mit aller möglichen Intelligenz und Liſt zum Einfangen der Nahrung zu verſehen (Fig. C). Man will am Fühlhorne helle Pünktchen entdeckt haben, die man für Augen hält.

Der Spritzkopf iſt ſehr lebhaft und thätig in ſeinen Bewegungen und ſchießt bei jeder Gelegenheit blitzſchnell aus ſeiner kleinen Feſtung hervor, ohne ſich ſo leicht wieder einſchüchtern und zurücktreiben zu laſſen, wie die Floscularia oder Stephanoceros und andere Geſchöpfe ſeiner Konſtruktion und ſeines Gewebes. Es iſt intereſſant, ihn hervorſchießen und umhergeſtikuliren zu ſehen. Doch muß man dazu gute und bewaffnete Augen haben, da der ganze Kerl in der Regel nicht länger iſt, als $^1/_{30}$ Zoll und nicht dicker als $^1/_{100}$. Wegen dieſer übertriebenen Zwerghaftigkeit in der Natur hat man das Wunder im vergrößerten Maßſtabe abgebildet, ſo daß ſich ohne Mühe und Anſtrengung alle Theile desſelben ſtudiren und bewundern laſſen. Mit guten Augen und Gläſern laſſen ſich übrigens faſt jeden Tag neue große Wunder im Kleinen entdecken und genießen, wenn man es erſt bis zu einem ordentlich bevölkerten Aquarium gebracht hat; abgeſehen davon, daß auch das unbewaffnete, wenn nur geübte Auge ſelten hinein blicken wird, ohne unterhaltende Weide zu finden.

Zwei Tage im Redaktionsbureau.

Humoriſtiſche Federzeichnung von Julius.

Es gibt gute und ſchlechte Menſchen. Dieſer Satz dürfte wohl von Niemand in Zweifel gezogen werden. Aber eben ſo unumſtößlich iſt die Behauptung, daß es gute und ſchlechte Blätter gibt, worunter wir Zeitungsblätter verſtanden zu haben wünſchen, die ſich von den Blättern der Geſchichte dadurch unterſcheiden, daß ſie eben nur für die Zeit und nicht ſo wie dieſe für die Ewigkeit beſtimmt ſind. Hinter den guten, ſo wie hinter den ſchlechten Blättern ſtehen Menſchen, welche meiſt die Eigenſchaften des Blattes an ſich tragen, und unſere Erzählung hat den Zweck, zwei Tage aus dem Leben eines ſchlechten Zeitungsſchreibers herauszugreifen, um

Digitized by Google

darzuthun, daß die Strafe der bösen That nicht nur in der öffentlichen Meinung, sondern auch schon in der Existenz eines solchen Literaturproletariers zu suchen ist, der sich wohl sehr leicht in eine angenehme Stellung hineinschwindelt, jedoch bald inne wird, wie unhaltbar eine solche, jeder soliden Basis entbehrende Existenz ist.

Ignaz Klapperl, ein Mensch, dessen Wissen nicht so tief war, wie der Ocean und dessen Grundsätze durchaus nicht dem Granit glichen, der jedoch Lebhaftigkeit, Geschick und Energie bei Ausführung einmal erfaßter Pläne bewies, hatte, nachdem er die verschiedensten Beschäftigungen ergriffen und alle als anstrengend wieder aufgegeben hatte, den Entschluß gefaßt, Literat und Organ der öffentlichen Meinung zu werden.

Was braucht es dazu, dachte er, brütend über der Ausführung dieses Entschlusses, ich muß um einen Skandal nie in Verlegenheit sein, und jeden möglichen Schwindel treiben, nur um Abonnenten zu sammeln. Ob das Blatt Gehalt hat oder nicht, wer frägt darnach, wenn nur jeder Leser darin das findet, was er gerne liest. Ein Zeitungsblatt ist gerade so wie ein Beamte, das am meisten gebraucht hat oft- gar keinen Gehalt! Gelingt es mir, die Redaktion irgend eines Blattes zu erjagen, soll es mir an Stoff gewiß nicht fehlen. Ich werde über Alles schreiben. Vor Allem Politik. Das ist das Leichteste. Ein Bischen Oppositionsgeist und eine gute Papierscheere und meine Popularität ist gesichert. Mein Hauptaugenmerk aber muß den Inseraten gewidmet sein, denn dies ist der Hauptzweig unserer Journalistik und unsere Zukunftsliteratur. So deliberirte unser Klapperl, und es dauerte gar nicht lange, als er seinen Plan in's Werk gesetzt hatte. In seiner Vaterstadt existirte ein Blatt unter dem Titel „Veritas". Der Redakteur desselben hatte von der Tagespresse und ihrer Bestimmung veraltete Ansichten, er hielt sie nämlich für einen Faktor der Volksbildung und trieb seine Narrheit so weit, den Lesern die Wahrheit in's Gesicht sagen und sie hofmeistern zu wollen. Dem Blatte ging es demnach nicht besonders gut und der Eigenthümer ergriff begierig den Antrag Klapperls, mit Skandal zu spekuliren, und übertrug ihm die Redaktion.

Klapperl saß in seinem Redaktionsbureau und zerbrach sich den Kopf über einem Leitartikel, der brillant werden sollte, und demnach so unverständlich als möglich werden mußte. Es war dies seine erste Arbeit und er schrieb ganz im Tone so vieler anderer Journale: „Die kontinuirlichen Annexionsversuche, welche eine principielle Demoralisation der in suspenso befindlichen Möglichkeits-Erledigungen herbeiführen, gehören zu den brennenden Zukunftsfragen, deren Beantwortung die habituelle Integrität der politischen Ablagerungen entgegensteht." Bravo, sprach er zu sich selbst, das versteht gewiß Niemand und wird es demnach gewiß für eine äußerst geistreiche Abhandlung halten.

Es wurde geklopft.

„Herein!" rief der neugebackene Redakteur, der aus Ersparungsrücksichten Expeditor, Administrator und Redakteur in Einer Person war, und herein trat eine alte, häßliche, jugendlich thuende Dame.

„Ich heiße Blumenduft, Herr Redakteur," sprach sie verlegen, „und habe ein delikates Anliegen an Sie."

Klapperl konnte sich bei dieser Erscheinung die Delikatesse des Anliegens nicht besonders versinnlichen und frug demnach: „Womit kann ich dem schönen Fräulein dienen?"

„Ich bin im Alter von —" hub sie zögernd an.

„Sie sind wohl alt genug, das Gute vom Bösen unterscheiden zu können," fiel ihr Klapperl in's Wort; „aber sonst —"

„Ich bin unverheiratet," fuhr die häßliche Schöne fort; „möchte aber —"

„Sie möchten heiraten," sprang ihr Klapperl abermals in die Rede. „Sie bestätigen damit nur meine Aussage, daß Sie das Gute vom Bösen bereits unterscheiden können, und es wäre auch Jammerschade, wenn so viel Schönheit und Anmuth unbenützt verblühen sollten."

„Sie sind wohl so gut und schreiben mir eine Annonce —"

„Sie wünschen einen Heiratsantrag veröffentlichen zu lassen? O mit dem größten Vergnügen." Klapperl setzte sich zum Schreibtisch und begann das nothwendige Examen. „Wer war Ihr Vater?"

„Mein Vater war Stadtthürmer."

Klapperl schrieb: „Eine Dame aus den höheren Ständen, in mittleren Jahren —"

„Entschuldigen Sie," fiel ihm Blumenduft in's Wort, „ich bin bereits sechsundfünfzig —"

„Nun ja," entgegnete Klapperl, „ungefähr in der Mitte zwischen eins und hundert. — Haben Sie Geld?" frug er weiter.

„Ich beerbte eine Tante, die mir 40.000 Gulden hinterließ."

Klapperl schrieb: „Mit einem jährlichen Einkommen von 40.000 Gulden."

„Was schreiben Sie nur, das ist ja nicht wahr!"

„Lassen Sie mich nur gewähren," fuhr Klapperl fort. „Für das erste Jahr haben Sie 40.000 Gulden, Sie haben demnach ein jährliches Einkommen von 40.000 Gulden." Dabei dachte er sich, daß es länger als ein Jahr ohnedies kein Mann mit ihr aushalten würde. Er fuhr fort: „Von einem eleganten Aeußeren und vielen Kenntnissen —"

„Aber —" suchte Blumenduft zu entgegnen.

„Sie kennen gewiß die Geheimnisse der ganzen Stadt," beschwichtigte Klapperl, „und haben demnach viele Kenntnisse." Er schrieb weiter: „Wünscht sich mit einem jungen Manne von Bildung —"

„Was thun Sie nur," sprach Blumenduft dazwischen.

„Das ist nur so Redensart, Sie brauchen nicht zu fürchten, daß ein wirklich Gebildeter kömmt." Er schrieb weiter: „Zu verehelichen. Auf Vermögen wird weniger reflektirt als auf eine gute Konstitution. Adressen unter der Chiffre W. W. in die Redaktion der „Veritas". — Wie oftmal soll ich es einschalten lassen?"

„So lange, bis ich einen Mann habe," entgegnete Blumenduft verschämt.

Digitized by Google

„Dann bitte ich um einen Vorſchuß von ungefähr 20.000 Gulden," lachte Klapperl, gab ſich jedoch zufrieden, als die Dame ihm zwanzig Gulden in die Hand drückte und verſchwand. Kaum war ſie zur Thür hinaus, als abermals geklopft wurde. „Herein!" rief der Redakteur, und herein hüpfte eine ſchön geſchminkte, noch recht junge, ausſtehende Dame, deren Seidenkleid, verſehen mit einem ſtark abgetretenen und beſchmutzten Saume, auf eine Künſtlerin ſchließen ließ.

„Haben ick l'honneur, zu ſpreck den monsieur lo redacteur?" näſelte ſie.

„Der bin ich. Was ſteht zu Dienſten?" fragte ſich in die Bruſt werfend Klapperl.

„Ick ſein prima ballerina von das große Oper in Paris, ick werden morgen hier tanzen und kommen hauſzuwarten dem Herrn Redakteur."

„Ach ſo! — Nun wir werden ja ſehen," entgegnete Klapperl im Referentenſtyl.

„Ja, Sie werden ſehen ſehr viel," entgegnete die Tänzerin, „denn mein Tanzen ſein unverantwortlich."

„So?!"

„Ick komme von Paris und da haben ick mitgebringen für Herrn Redakteur ein klein souvenir de Paris." Mit einem zierlichen Knixe überreichte ſie ihm eine elegant montirte Börſe.

Er zögerte keinen Augenblick, ſie anzunehmen, und ein Blick in das Innere derſelben genügte, ihm die Ueberzeugung von der Vortrefflichkeit der Tänzerin beizubringen. „Sie ſollen mit mir zufrieden ſein," ſprach er, „ich werde ſchon in der heutigen Nummer auf Sie aufmerkſam machen. Sie ſollen ſelbſt hören, was ich ſchreiben werde." Er ſchrieb und las ihr hierauf nachfolgende Notiz vor: „Die Direktion des hieſigen Theaters hat das Unglaublichſte geleiſtet, ſie hat die berühmte Tänzerin N. N., die auf den größten Bühnen Europa's Furore gemacht, für unſer Inſtitut gewonnen und es dürfte hiedurch dem Bedürfniſſe an klaſſiſchen Stücken, denn ſie tanzt Schiller, Goethe nebſt noch einigen in- und ausländiſchen Klaſſikern, abgeholfen ſein. — Iſt es ſo recht?"

„Sie ſein zu gütig, Herr Redakteur, und ick werde dankbar ſein. O ich ſein ſehr, ſehr dankbar." Mit einem flammenden Blicke, worin alle Klaſſiker der Welt hinlänglichen Stoff für unſterbliche Liebeslieder gefunden hätten, rauſchte ſie zur Thür hinaus.

Schmunzelnd ſteckte Klapperl die Börſe zu ſich und war ſeelenvergnügt. Aber er hatte nicht lange Zeit, ſich zu freuen, denn es wurde abermals geklopft. Diesmal waren es zwei Bekannte, welche ihm ihre Aufwartung machten. Herr Franz Hecht, von Beſchäftigung Zeltkonſument, Oberforſteher der ehrſamen Pflaſtertreterinnung, ein Mann, welcher, ſo lange er noch Kredit hatte, von Sorgen nichts wußte, ihnen jedoch endlich an der Pforte des Schuldthurmes nicht entgehen konnte, wollte, nachdem er dreißig Jahre nichts gethan, eine Anſtellung ſuchen, zu welcher ihn ſeine Gewohnheiten und ſein Vorleben berechtigten. Wäre er ehrgeizig geweſen, hätte er politiſcher Märtyrer werden und von der Popularität leben können; da er es aber im Schwindel noch nicht ſo weit gebracht hatte, wollte er es mit irgend einer verſchämten Bettelei verſuchen. Der andere, Salomon Veitel, war ein Univerſalgenie. Er konnte zur ſelben Zeit Schuhwichſe verkaufen und als Klaqueur die Kunſt unterſtützen. Er war unermüdet vom Morgen bis zum Abend. Morgenſtunde hat Gold im Munde, hatte er von ſeinem Papa gehört, und er ſchrieb ſich dieſen Spruch hinter das Ohr. Am früheſten Morgen fand man ihn bei der Mineralwaſſertrinkanſtalt, wo er für ein geringes Honorar den alten Damen ihre Pluzer nachtrug. Hierbei hatte er nun oft Gelegenheit, den Verkauf einer Mantille oder eines befleckten Kleides zu vermitteln, wobei auch wieder einige Groſchen in ſeine Taſche fielen. Mittags ſuchte er die von den Fremden frequentirten Gaſthäuſer auf und wußte es in den meiſten Fällen ſo einzuleiten, daß er mit einem oder dem andern Engländer wettete, er werde den Speiszettel von oben bis unten herab eſſen. Dieſe Wette gewann er immer, ab ſich auf einige Tage ſatt, und hatte meiſt noch einige Thaler verdient. Sein Haupterwerbszweig aber war das Beleidigen. Er hatte ein förmliches Geſchäft im Beleidigen. Für einen Gulden beleidigte er im Auftrage eines erzürnten Schauſpielers den ſtrengen Kritiker, für einen Thaler erwies er dem verrätheriſchen Geliebten einer beleidigten Schönheit die größtmöglichſte Verachtung, für zehn Gulden machte er als Mandatar irgend eines hinausgeworfenen Verehrers dem Gatten oder Vater einen Mordſkandal und ließ ſich in dieſem letzten Falle darum ſo viel bezahlen, weil es da meiſt einige Hiebe gab, die er mit in den Handel nehmen mußte. Durch ein ſolches gemeinnütziges Wirken hatte er einige hundert Gulden ſich erworben und beabſichtigte nun, ein anderes Geſchäft anzufangen. Mit Klapperl war er bekannt, er hatte ihn einmal im Auftrage eines ungebuldigen Schneiders beleidigt und war von ihm geprügelt worden. Auf dieſe Bekanntſchaft nun hatte er ſeinen Plan gebaut.

„Guten Morgen, meine Herren," rief Klapperl den Eintretenden entgegen. „Womit kann ich dienen?"

„Ich ſuche irgend eine Beſchäftigung, bei welcher ich nichts machen müßte," ſprach Hecht, „und welche doch ſo viel einträge, daß ich meine freie Zeit angenehm verleben könnte. Sie erfahren ſo Manches, vielleicht können Sie mir zu einem ſolchen Poſten verhelfen. Ich würde dankbar ſein."

„Das iſt ſchwer," entgegnete der Redakteur. „Doch halt, ich hab's! Wollen Sie ſich nicht verheiraten?"

„Wenn es ſich auszahlt, warum nicht."

„Ich weiß eine Partie für Sie. Eine Dame, eben nicht mehr jung, dafür aber auch gar nicht ſchön, wünſcht einen ſolchen Lebensgefährten. Hier iſt ihre Adreſſe." Er gab dem Herrn von Hecht die Adreſſe des Fräulein Blumenduft.

„Hat ſie Geld?"

„40.000 Gulden."

„Gut, ich gehe hin, aber was ſoll ich dort machen?"

„Zärtlich müſſen Sie ſein, ſolche Mädchen reflektiren auf Zärtlichkeit."

Digitized by Google

Was war zu thun? Auf einer Seite der Schuldthurm, auf der andern aufgewärmte Flitterwochen — wer will den armen Hecht verdammen, wenn er das heiratslustige Fräulein aufsuchte. Als er fortgegangen war, kramte Herr Bettel sein Anliegen aus. „Sehen Sie," sprach er, „wenn ich auf der Börse kaufe und verkaufe, muß ich oft Differenzen zahlen, und das kränkt mich. Ich hab' ein paar hundert Gulden und ich möchte sie leihen einem armen Mitmenschen, aber ich darf nicht mehr nehmen als fünf Procent. Was thue ich mit fünf Procent. Da hab' ich mir denn ausgesonnen ein Mittel, zu nehmen fünfzig Procent und doch nicht belangt zu werden wegen Wucher. Ich werde Geld ausleihen gegen ein Pfand, wenn man mir gibt Gold, Silber, Waaren, auch gute Papiere, aber keine Zeitungen und Bücher. Ich nehme nur fünf Procent und lasse mir zahlen fünfundvierzig Procent für Lagerzins. Wer kann mir verbieten Lagerzins?"

„Ei, das haben Sie ja sehr fein ausgedacht, Sie Grasl," sprach Klapperl mit dem Finger drohend.

„Wie heißt Grasl? Hätte der Grasl sich abgeben mit Lagerzins, hätte er nicht hängen müssen. Ich bin gekommen zu Ihnen, auf daß wir machen ein Geschäft. Sie können mich loben, Sie können alle Tage in Ihrem Blatte schreiben von dem Wohlthäter der Menschen, dem Saiomon Bettel, welcher gibt Geld auf fünf Procent. Ich kann werden ein reicher Mann und wenn Sie mich recht loben, kann ich auch noch bekommen eine Auszeichnung. Sie sollen haben sechs Procent vom Gewinn und Ihr schönes Bewußtsein. Wollen Sie?"

Klapperl schwieg ein. Warum hätte er es auch nicht thun sollen? Das war ein Verdienst, von dem sein Berieger nichts wußte, und er hatte sich vorgenommen, Alles mitzunehmen, um nur recht bald ein reicher Mann und wo möglich selbst Eigenthümer der „Veritas" zu werden. Die an diesem Morgen eingeleiteten Geschäfte nahmen nun ihren weitern Verlauf, den wir unseren Lesern so bündig als möglich berichten wollen. Herr von Hecht, er war ein gebürtiger Prager, demnach Herr von, gefiel dem Fräulein Blumenduft, das Fräulein gefiel ihm zwar nicht, aber um so mehr gefielen ihm ihre Tausende, welchen er auf Leben und Tod den Hof machte. Diese tausend Aufmerksamkeiten bezog das Fräulein auf sich, und heiratete den liebenswürdigen Tausendsassa. Da gab's nun eine Wonne und einen Jubel. Frau Hecht schwamm in Zärtlichkeit, wurde jedoch zum großen Leidwesen des Herrn Gemals von ihrem Glücke nicht überwältigt und an dem durch 56 Jahre so heiß ersehnten Hochzeitstage nicht vom Schlage gerührt. Da ihn diese seine letzte Hoffnung betrogen hatte, ergab er sich in sein Schicksal und suchte sich zu trösten. Er brauchte eine theilnehmende Seele und glaubte eine solche in dem Stubenmädchen seiner Gattin, der hübschen Fanny gefunden zu haben. Fanny zweifelte jedoch an ihrer Mission als Trösterin, und wollte nichts davon wissen. Ich brauche keinen Liebhaber, mit dem ich nicht am Sonntag groß thun kann," sagte sie, „und brauche überhaupt keinen, da ich mit diesem Artikel schon versehen bin. Mein Liebhaber ist ein schöner Gefreiter und es ist nur Schade, daß er nicht mit in Italien gewesen war, da wäre es anders gegangen." Trotz aller dieser Argumente gab Hecht seine Nachstellungen nicht auf, bis sich das in die Enge getriebene Stubenmädchen nicht anders helfen konnte, als indem sie ihre Frau von ihres Gatten Treulosigkeit in Kenntniß setzte. Da gab's nun Sturm und Gewitter, ja es soll sogar eingeschlagen haben, so daß die Ruhe und der Friede der neuen Ehegatten dabei in hellen Flammen aufging. Beide Ehegatten jammerten, daß sie mit einander betrogen worden waren und Beider Grimm sollte sich über dem Haupte des Redakteurs entladen, welcher ihre Ehe vermittelt hatte. Ueber dem Haupte desselben schwebte jedoch noch ein anderes Gewitter. Die von ihm herausgestrichene Tänzerin war ihrem Versprechen gemäß dankbar gewesen und Klapperl, welcher die Sehnsucht nach Künstlerbekanntschaften mit andern Menschenkindern theilte, hatte mit ihr ein förmliches Liebesverhältniß begonnen. Sie liebten einander wahnsinnig, wie nur überhaupt zwei unschuldige Naturen einander lieben konnten. Der eifersüchtige Klapperl, welcher in einem Schauspieler, Namens Brüller, einen Rivalen zu entdecken glaubte, fühlte in einem Referate sein Müthchen an dem verhaßten Nebenbuhler, welcher seinerseits wieder über Racheplanen brütete. Dieses vorausschickend, können wir zur Beschreibung des zweiten Redaktionstages übergehen.

Klapperl, dessen skandalöse Manier den Reiz der Neuheit verloren hatte, in Folge dessen die Abonnenten der „Veritas" in erschrecklicher Weise abnahmen, brütete gerade über einem neuen Skandal, als die Thüre mit Heftigkeit aufgerissen wurde und Frau Hecht geborene Blumenduft hereinbrauste.

„Womit kann ich der schönen Frau dienen?" ließ sich der Redakteur vernehmen.

„Verschonen Sie mich mit Ihren Schmeicheleien," donnerte ihm die Frau entgegen, „und verantworten Sie sich! Was haben Sie mir für einen Mann verschafft?"

„Den Herrn von Hecht. —"

„Ein sauberer Hecht! Das Geld hinauswerfen, mit Stubenmädchen schön thun, der Frau untreu werden!"

„Das hat der Wösewicht gethan?" fragte Klapperl verwundert.

„O, noch viel mehr! Arm habe ich ihn geheiratet, kein ordentliches Hemde hatte er am Leibe und ich staffirte ihn aus, wie einen mexikanischen Prinzen! Zwölf Hemden, zwölf Unterhosen, zwei Dutzend Sacktücher und zwölf Paar Patentsocken." Erschüttert von diesem herzbrechenden Geständniß sank die Frau in einen Sessel.

„Nicht möglich," entgegnete Klapperl.

„Was ist nicht möglich," fuhr Frau Hecht auf, „ich kann Ihnen die Rechnungen zeigen!"

„Aber Madame —"

„Nichts Madame, ich bin betrogene Jugend, geknickte Lilie, gebleichte Rose —"

„Klatschrose," brummte Klapperl dazwischen, aber die Frau hatte seine leise Bemerkung gehört.

Digitized by Google

„Machen Sie keine schlechten Witze, Sie Leute-anschmierer," rief sie ihm zu, „machen Sie lieber, daß wir getrennt werden."

Mit gefalteten Händen predigte Klapperl: „Was der Himmel zusammengefügt —"

In diesem Augenblicke trat Herr von Hecht ein. Auch er schien erzürnt und deklamirte mit erhobener Stimme: „Da finde ich sie ja beisammen, Sie und Sie!"

„Pflichtvergessener Gatte," fuhr die Frau auf, „wie kannst Du sagen: Sie und Sie?"

„Ich komme," wendete sich Hecht zu Klapperl, „um mir auf einige Stunden Ihren Rücken auszuleihen. Ich will meinen Schmerz in Regenbogenfarben darauf hinmalen."

Klapperl retirirte. „Mein Rücken ist keine Staffeiel," sprach er, „und demnach muß der Pinsel rasten."

„Ich komme Rechenschaft zu fordern, mein Herr," fuhr Hecht fort. „Als Sie mich zu dieser Megäre schickten, da sagten Sie, sie habe so viele Gulden als Runzeln. Sie haben gelogen! Haben Sie ihre Runzeln gezählt? Sie haben sie nicht gezählt. Aber ich bin drei Monate mit ihr verheiratet, ich hatte Zeit, dieses Rechenexempel zu versuchen, doch ohne Erfolg, ihre Zahl ist unendlich!"

Das war der jungen Frau denn doch zu viel! Erbost sprang sie auf ihren Gemal zu, und es fehlte wenig, so hätte er mit ihren Modenägeln Bekanntschaft gemacht. „Meine Runzeln sind ehrbare Runzeln," hub sie an, „und haben sich nur deshalb so ungewöhnlich vermehrt, weil ich mit Dir verheiratet bin, Du Stubenmädchenverführer! Aber ich werde mich rächen, furchtbar rächen! Scheiden lasse ich mich von Dir und gebe Dich dem Hungertode preis. O so ist noch kein Weib betrogen worden! Meine Liebe und zwölf Paar Patentsocken, ewige Treue und gestreifte Pantalon, zwei Dutzend Schnupftücher und mein Besitz! Es ist unverzeihlich!" Weinend vor Zorn stürzte sie zur Thüre hinaus und ließ den treulosen Gemal zurück. Mit einer Mentormiene sprach nun Klapperl: „Was haben Sie denn gethan, die Frau ist so treu!"

„Reden Sie nicht von Dingen, die Sie nicht verstehen!" fuhr Hecht auf. „Haare falsch, Zähne falsch, Alles falsch, nur sie ist treu! Was habe ich von dieser Treue?"

„Was wollen Sie nun beginnen?"

„Ich weiß es nicht, nur so viel ist gewiß, Sie werden gehauen."

„Sind Sie nicht kindisch, was kann denn ich für Ihr Unglück!"

„Sie haben mich um des miserablen Inseratenhonorars willen diesem Moloch geopfert, Sie müssen die Schwere meines Unglücks fühlen!" Mit einer unverdächtigen Geberde ging er auf den Redakteur zu, welcher die Thüre zu gewinnen suchte. Schon war er daran zu entschlüpfen, als ein Mann eintrat, ihn mit fester Hand packte und sich dem Angreifer entgegenstellte.

„Zurück!" rief er, „den Mann nicht angerührt!"

„Ich danke vielmals," komplimentirte Klapperl, „der Mann muß verrückt oder ein Pole sein! Mit wem habe ich die Ehre?"

Der Unbekannte reichte ihm eine Nummer der „Veritas" hin und frug: „Kennen Sie das?"

„Freilich wohl," entgegnete Klapperl, „ich habe es ja selbst geschrieben. Es ist eine Recension über das verunglückte Auftreten des Herrn Brüller als Moor."

Der Unbekannte entriß ihm das Blatt, packte seine Hand und deklamirte mit Pathos: „Es ist seine Hand! Ein unerhörter, ungeheurer Betrug, wie die Welt noch keinen erlebte! Mensch, Die wäre besser, Du liefest barfuß der Hölle zu, als meinem Grimm im Himmelreiche zu begegnen."

„So heißt es in der Kabale," sprach Klapperl ziemlich unsicher.

„Ja wohl Kabale," fuhr der Fremde fort. „Kennst Du mich, Sohn des Jammers? Ich bin Brüller, der große Brüller, den Du beleidigt hast! Wer gibt mir ein Schwert, um diesem Hyänengezücht eine brennende Wunde zu versetzen! — Sieh' diesen Stock! — Ich habe ihn von einem berühmten Mimen, der alle ungünstigen Urtheile damit niedergeschlagen hat. Ich könnte Euch noch mehr Geschichten von meinem Stocke erzählen, wenn ich Lust und Zeit dazu hätte. Aber ich muß heute Vormittags noch zehn Gulden pumpen und meine Zeit ist demnach kostbar! Kommt, empfangt Eure Strafe!"

„Heute haben die Narren Ausgang," jammerte Klapperl und retirirte hinter den Schreibtisch. Hecht und Brüller ihm nach. „Aber, meine Herren, Sie werden doch nicht —" stotterte er.

„Ich werde," entgegnete Brüller, „seid außer Furcht, ich werde. Es gibt nur einen Weg nach Küßnacht und diese hohle Gasse ist der Widerruf. Ihr gesteht, daß ich der erste Brüller Deutschlands bin und seid gerettet."

„Ich thue Alles, was Sie wollen, nur thun Sie den verfluchten Stock bei Seite," jammerte Klapperl.

Brüller nahm seinen Stock unter den Arm, Hecht bei der Hand und sprach: „Gut, ich will's abwarten. Sie gehen mit, denn dem Mann darf kein Haar gekrümmt werden. Ganz muß ich ihn haben, ganz!"

„Gott sei Dank!" seufzte der Redakteur, als sich die Thüre hinter den beiden Attentätern schloß. Die beneidenswerthe Stellung hat doch auch ihre Unannehmlichkeiten. Aber sein Leidenskelch war noch nicht vollends geleert. Kurze Zeit darauf steckte Salomon Veitel den Kopf durch die Thüre und winselte: „Sind Sie zu Hause?"

„Sonderbare Frage," entgegnete Klapperl, „Sie sehen ja —"

„Sie sehen mich auch und doch bin ich nicht bei mir. Verstecken Sie mich," fuhr der eintretende Wucherer fort.

„Wohin soll ich Sie verstecken und warum?"

Digitized by Google

„Wohin? Das ist mir Alles eins. Warum? Ich werde gesucht von einem gar gestrengen Herrn von der Polizei!"

„Was haben Sie denn gethan?"

„Nichts, gar nichts, ich bin verleumdet worden. „Hat man Sie einen ehrlichen Menschen geheißen?"

„Sie haben es nothwendig, Witze zu machen. Man hat mich verklagt wegen Wucher."

„Sie sind ja unschuldig!"

„Bei Gott bin ich unschuldig, aber die Menschen haben kein Einsehen. Wegen ein Paar Procent sperren sie einen Wohlthäter der Armen gleich ein."

„Also haben Sie doch gewuchert?"

„Gebrauchen Sie doch das häßliche Wort nicht. Genommen hab' ich mehr, als es erlaubt ist, aber gewuchert habe ich nicht."

„Wie soll ich Ihnen helfen?"

„Drucken Sie in die Zeitung hinein, daß ich bin ein ehrlicher Mann, wenn's gedruckt ist, wird man es eher glauben. Hier haben Sie hundert Gulden für die nothleidenden Weber, ich nehme sogar einige in's Haus, aber lauter starke Leute, damit sie mich schützen vor der Polizei."

„Gut, ich nehme das Geld und veröffentliche den Spender."

Mit erleichtertem Herzen ging der Freund der nothleidenden Menschheit von dannen, und Klapperl athmete hoch auf. Aber seine Ruhe sollte nicht lange währen. Der Eigenthümer und Verleger der „Veritas" übersendete seinem Redakteur ein zärtliches Briefchen, worin er ihm erklärte, er könne dem auf die Spitze getriebenen Schwindel nicht länger zusehen, und habe demnach über die Leitung der „Veritas" anders verfügt. Das war ein harter Schlag für Klapperl, er glaubte schier verzweifeln zu müssen und fand erst Trost in einem Traum. Es erschien ihm nämlich der Geist des Schwindels als Genius der Zeit, beherrschend die ganze Welt, strahlend im Glanze der Anerkennung, während der Genius der Wahrheit noch in der Wiege lag und vergeblich seine Händchen nach einer Amme ausstreckte, die ihn großsäugen sollte. „Dein Stern ist noch nicht untergegangen," murmelte Klapperl im Traume, als er den Schwindel also sprechen hörte:

Ich bin die große Losung unser'r Tage,
Der Feuerpunkt, um den sich Alles scharet,
Der Geist, durchdringend alles Thun und Lassen —
Ich bin der Schwindel, der die Zeit umfangen,
Sie festhält in den stark' geschlung'nen Banden
Der Mode, Ruhmsucht, Eitelkeit und Habgier!
Ich bin der Schwindel, der das Hohe, Nied're,
Den Reichthum und die Armuth, Geist und Körper,
Und Alles, was da lebt, an sich gefesselt,
Es fortreißt in den Lauf der jahrgetheilten Zeiten,
Bis mich ein neuer, beff'rer Geist getödtet! —

Für Gesunde und Kranke.

Die Verschlechterung des Wassers in großen Städten.

Von August Vogel.

Es dürfte vielleicht eine Zeit kommen, wo die Beschaffung gesunden Trinkwassers für Städtekolosse, die auf zusammengedrängtem Raume täglich Massen von Unrath auswerfen, die der verwesende und diffundirende Einfluß der Atmosphäre auf die Dauer nicht mehr zu bewältigen vermögen wird, auf keine andere Weise mehr möglich werden dürfte, als durch eine im riesigsten Maßstabe ausgeführte Destillation." Diese treffende Bemerkung eines berühmten Naturforschers *) gehört heutzutage leider nicht mehr in das Kapitel verfrühter Uebertreibungen; jetzt schon ist die Beschaffung guten Trinkwassers in großen Städten zur brennenden Lebensfrage geworden. Von Jahr zu Jahr mehren sich die Klagen über die sich immer steigernde Verschlechterung des Trinkwassers in großen Städten, und wo nicht rechtzeitig mit den kräftigsten und durchgreifendsten Mitteln diesem Uebelstande gesteuert wird, dürfte das frische Trinkwasser in nicht zu ferner Zukunft ein verhältnißmäßig sehr kostspieliger Artikel werden. Die Gründe der an manchen Orten schon zur Kalamität gewordenen Wasserverderbniß liegen sehr nahe, es sind dies die Verunreinigungen organischen Ursprungs. Wir wissen zwar, daß ein jedes Wasser, auch das reinste Quellwasser, außer den mineralischen Bestandtheilen Spuren von organischen Beimengungen enthält. Kommt doch ein jedes Wasser, es mag nun ein stehendes oder fließendes sein, mit einer Menge organischer Substanzen in vorübergehende oder dauernde Berührung, von welchen es vermöge seiner indifferenten auflösenden Fähigkeit mehr oder weniger aufnimmt. Wenn nun solche organische Beimengungen, so lange sie nur in geringen Spuren im Wasser vorkommen und außerdem, von hineingefallenen Blättern oder Holztheilen herrührend, vorzugsweise vegetabilischer Natur sind, keine schädliche Wirkung auf das Trinkwasser ausüben, so ist dies freilich etwas ganz Anderes, sobald deren Menge wesentlich vermehrt wird und diese Verunreinigungen sogar dem animalischen Reiche zum Theil angehören.

Solche Verunreinigungen sind es, welchen das Wasser vor Allen in großen Städten, diesen Herden des Lebens, ausgesetzt ist. Hier wird theils durch mangelhafte Kanalisirung, theils durch die Nachbarschaft der Cloaken vermittelst des porösen Erdbodens dem Wasser eine so unglaubliche Menge in Zersetzung begriffener organischer Substanzen zugeführt, daß dieses nothwendigste aller Lebensbedürfnisse, mit den Produkten und Effluvien der Fäulniß überladen, einen durchseuchenden Einfluß auf die Bevölkerung ausüben muß.

*) Kletzinsky, Biochemie, 1858 S. 53.

Digitized by Google

Die Stadt München, welche lange den Ruf eines guten Trinkwaſſers behauptet hatte, iſt in der neueren Zeit in Folge ihrer raſchen Vergrößerung und ungewöhnlichen Zunahme der Bevölkerung ebenfalls von dieſer Kalamität in ſehr fühlbarer Weiſe heimgeſucht werden. Namentlich haben die in einigen Vorſtädten zuerſt laut gewordenen Klagen über ungenießbares Trinkwaſſer der Pumpbrunnen die Aufmerkſamkeit der Behörden auf dieſe Uebelſtände geleitet.

Die phyſikaliſche Unterſuchung dieſes Waſſers an Ort und Stelle ergab, daß es durch ekelerregenden Geſchmack und unangenehmen, ſtallähnlichen Geruch nicht nur als Trinkwaſſer, ſondern auch zum häuslichen Gebrauch vollkommen ungeeignet ſei. Ja ſogar zur Reinigung der Fußböden kann es nach der gerechtfertigten Angabe der Bewohner jenes Stadttheiles nicht gebraucht werden, indem hierdurch den bewohnten Räumen ein unerträglicher Geruch mitgetheilt wird.

Bei einem Waſſer, welches ſchon auf den erſten Anblick in ſo hohem Grade alle Zeichen der Schädlichkeit an ſich trägt, konnte ſich begreiflich die chemiſche Unterſuchung darauf beſchränken, den Nachweis zu liefern, daß die Verderbniß des Waſſers von einer außergewöhnlich großen Menge organiſcher Verunreinigungen herrühre und durch dieſe bedingt ſei. Beim Abrauchen einer größern Menge des Waſſers blieb ein beträchtlicher Rückſtand von gelblicher Farbe und eigenthümlichem unangenehmen Geruch. Daß der Gehalt an organiſchen Beimengungen ein ſehr bedeutender ſei, ergab ſich ſchon aus dem Umſtande, daß dieſer Waſſerrückſtand im Platintiegel erhitzt mit ſtark rußender Flamme theilweiſe verbrannte. Es entwickelte ſich hierbei der beim Verbrennen thieriſcher Subſtanzen charakteriſtiſche Geruch. Eine direkte Beſtimmung des Stickſtoffes im Rückſtande zeigte auf das Unzweifelhafteſte, daß die organiſchen Verunreinigungen dieſes Waſſers von nicht unbedeutenden Mengen animaliſcher Subſtanzen begleitet ſind.

Als veranlaſſende Urſache dieſer Waſſerverderbniß iſt hiernach offenbar die Nachbarſchaft der Cloaken zu bezeichnen, welche, nicht gehörig gemauert, ihren flüſſigen Inhalt den Brunnen durch Filtration mittelſt der lockern Bodenumgebung mittheilen. Vielleicht dürften, nach der im Münchener Publikum häufig verbreiteten Anſicht, als mitwirkende Urſache auch die Dejektionen der in der Nähe dieſer verdorbenen Brunnen in großer Anzahl befindlichen Bierbrauereien in Betracht kommen. Allerdings läßt man in mehreren Bierbrauereien jener Vorſtädte das ſogenannte „Weichwaſſer“, d. i. das Waſſer, welches zum Erweichen der Gerſte gedient hat und beim Faulen einen höchſt widrigen Geruch annimmt, in ungeheuern Mengen ohne weitere Kanaliſirung ablaufen, ſo daß hiedurch den benachbarten Brunnen ein nicht geringes Quantum in Umſetzung begriffener organiſcher Subſtanzen zugeführt werden könnte.

Da man leider noch kein recht geeignetes Mittel kennt, um dieſen Uebelſtänden in großem Maßſtabe zu begegnen, d. h. verdorbenes Waſſer auf einfache Weiſe zu verbeſſern, — denn die Filtration des Waſſers durch Kohle, die ſchon am Anfang erwähnte Deſtillation oder die Entfernung der organiſchen Verunreinigungen durch Uebermanganſäure können doch vorläufig nur als beſchränkte Nothbehelfe betrachtet werden, — ſo wird wohl die ſicherſte Abhilfe in einer verbeſſerten Kanaliſirung, einer Ueberwachung der Cloaken ꝛc. beſtehen, um baldmöglichſt die Zufuhr organiſcher Verunreinigungen gründlich abzuſchneiden. Den Sanitätsbehörden großer Städte aber ſind dieſe Verhältniſſe um ſo dringender zu ernſter Berückſichtigung zu empfehlen, als bekanntlich der länger andauernde Genuß verdorbenen Waſſers, wenn auch deſſen Schädlichkeit nicht immer hervortritt wie in dem beſchriebenen Falle, auf die Einwohnerſchaft ganzer Städte einen vergiftenden Einfluß ausübt, — ein Einfluß, der namentlich bei anomalen meteorologiſchen und klimatiſchen Verhältniſſen zur Zeit ausgebreiteter Epidemien ſchwer empfunden werden müßte.

Nachtſeiten der menſchlichen Geſellſchaft.

Verſuchter Meuchelmord.

Am 13. Februar fand beim k. k. Landesgerichte in Prag vor einem Fünfrichter-Kollegium die Schlußverhandlung gegen Joſeph R. wegen des Verbrechens des verſuchten Meuchelmordes ſtatt. Der Thatbeſtand iſt in Kürze folgender: Der in der Glashütte zu Roſtok in Arbeit ſtehende 22jährige Joſeph R. heiratete am 14. Juli 1862 eine an Jahren ältere Perſon, Namens Maria B. Schon vor der Trauung erhob eine frühere Geliebte des R. gegen dieſe eheliche Verbindung Anſtände, die jedoch dadurch behoben wurden, daß die Braut der Geliebten des R. eine Abfertigung in der Summe von 7 fl. ö. W. auszahlte. Trotzdem ſetzte die frühere Geliebte mit R. auch nach deſſen Verheiratung ihren Verkehr fort, machte ihm Vorwürfe über die getroffene Wahl ſeines Weibes, und da auch der Vater der erſten Geliebten dem R. mit ſeiner Tochter ein beſſeres Leben in Ausſicht geſtellt haben ſoll, ſo mag in dem Angeklagten, der ein Menſch von vernachläſſigter Erziehung war, der böſe Gedanke entſtanden ſein, ſich ſeines Weibes zu entledigen. Am 7. Auguſt 1862 brachte die Maria R. ihrem Gatten einen ſogenannten Erdäpfelſterz zum Mittageſſen in die Glashütte. R. ſchickte ſein Weib um Trinkwaſſer und benützte ihre Abweſenheit zur Ausführung ſeines Vorhabens. Am Boden lag ein Fragment Arſenik — wie ſolcher in der Glashütte der Maſſe zur Förderung des Fluſſes beigemengt wird — in der Größe einer Erbſe. R. zerdrückte dieſes Fragment mit einem Streichholz und beſtreute damit die Speiſe. Als das Weib zurückkam, forderte R. ſie auf, zu eſſen, was ſie auch that. Ein unangenehmes Gefühl zwang ſie aber bald, mit dem Eſſen inne zu halten; ſie ließ den Reſt des Erdäpfelſterzes theils unberührt, theils warf ſie ihn den Hühnern zum Fraße vor und entfernte ſich. Nach

Digitized by Google

einigen Stunden zeigten sich die Vergiftungs-Erscheinungen. Eine Henne, die von dem Speiserest etwas aufklaubte, stand um; Maria R. selbst, die sonst immer gesund war, bekam heftiges, sehr oft sich wiederholendes Erbrechen und Uebelkeiten, die eine länger dauernde schwere Krankheit und eine Lähmung der unteren Extremitäten zur Folge hatten. Diese Lähmung ist bis jetzt noch nicht ganz behoben, weshalb Maria R. zur Schlußverhandlung in einer Sänfte aus dem k. k. allgemeinen Krankenhause gebracht wurde. — Die chemische Analyse zeigte, daß in dem gesammelten Auswurf und in den Speiseresten sich eine Quantität von 5 Gran Arsenik, in der umgestandenen Henne 1.3 Gran Arsenik befand, wobei noch bemerkt wird, daß R.. nach der That die von seinem Weibe den Hühnern vorgeworfenen Speisereste aufgesammelt und in den Hochofen geworfen hat, damit, wie er sich ausdrückte, kein größeres Unglück geschehe. — Die vernommenen Gerichtsärzte sprachen sich dahin aus, daß die an Maria R.. versuchte Vergiftung einer schweren Verletzung gleichgestellt werden muß, durch welche jedoch keine offenbare Lebensgefahr bedingt war; daß die vorgefundene Menge Arsenik vollkommen hinreicht, den Tod eines Menschen herbeizuführen; daß aber die Vergiftung im vorliegenden Falle keinen tödtlichen Ausgang nahm, weil die genossene fette Mehlspeise die schnellere Lösung des Giftes hinderte, und dasselbe durch das Erbrechen aus dem Körper entfernt wurde, ehe es noch in die Blutmasse überging, und daß die vollkommene Wiederherstellung der kranken Ehegattin zu hoffen sei. — Bei der Schlußverhandlung gestand der Angeklagte nach einigen Fragen des Vorsitzenden, daß er die tödtlichen Wirkungen des Arseniks wohl kannte, daß er die ihm von seinem Weibe gebrachte Speise in der Absicht mit dem Gift bestreut hatte, um wieder ledig zu sein, und daß er nach vollbrachter That seinem Leben durch einen Sturz in den nahe bei der Glashütte vorbeifließenden Fluß ein Ende machen wollte; doch hätten ihn, da er schon im Untersinken war, zwei herbeigeeilte Arbeiter dem Wasserlod entrissen. Sein Geständniß wurde durch die gepflogenen Erhebungen vollkommen bestätigt. — Maria R.. erzählte bei der Schlußverhandlung ruhig das Geschehene, wie oben angeführt, und verlieh wankend den Verhandlungssaal; bei dem Angeklagten, dessen Aussehen äußerst fahl war, bemerkte man kein Zeichen des Mitleids. Der k. k. Staatsanwalt trug auf Verurtheilung des Angeklagten zu einer zehnjährigen Kerkerstrafe an, und empfahl ihn der Milde des h. Gerichtshofes. — Von Seite der Vertheidigung wurde näher ausgeführt, daß selbst größere Fragmente ungelösten Arseniks oft wirkungslos geblieben sind, daß daher das Bestreuen der Speise mit Arsenikkörpern, wenn sie nicht in einer Flüssigkeit gelöst werden, kein absolut tödtliches Mittel sei, auch wurde mit Rücksicht auf den unternommenen Selbstmord des Angeklagten dessen Zurechnungsfähigkeit bestritten. Der Gerichtshof verurtheilte den Josef R.. wegen des versuchten Verbrechens des Meuchelmordes mit Rücksicht auf den erschwerenden Umstand, daß die Uebelthat an der Ehegattin begangen wurde, zur Strafe des schweren Kerkers in der Dauer von zwölf Jahren.

Von Nah und Fern.

Die Zahl der Europäer, welche sich in **Algerien** angesiedelt, beträgt 200.000. Das Vermögen derselben wird auf anderthalb Millionen Francs geschätzt, die Güter sollen jedoch mit einer Hypothek von etwa 500 Millionen Francs belastet sein.

Die Kommunalbehörden in **Berlin** haben einen Preis von 100 Friedrichsd'or für die beste Jugendschrift über die Freiheitskriege ausgesetzt. Bedingung ist, daß der Kommune 10.000 Exemplare gegen Erstattung der Kosten zu überlassen seien — das Eigenthumsrecht verbleibt jedoch dem Verfasser.

In **England** ist am 2. Februar eine Verfügung in Kraft getreten, wonach Zeitungen, die in's Ausland gehen, von der Post nicht befördert werden, wenn außer der Adresse des Empfängers oder Absenders noch etwas darauf geschrieben, gedruckt oder angestrichen ist. Kommen Zeitungen in solchem Zustande vom Auslande an, so werden sie mit dem Porto belegt, das ein einfacher Brief aus den betreffenden Landen zu zahlen hat.

Ein seltsamer Kauz hat einem **Freiburger** Buchhändler den Auftrag gegeben, ihm eine Sammlung von Bildern berühmter Männer herbeizuschaffen, die den Vornamen Friedrich haben. Vielleicht ist der Auftraggeber ein zärtlicher Vater, der soeben seinen Erstgeborenen mit dem Namen Friedrich hat taufen lassen, und nun seine Wiege mit den Bildnissen großer Namensvettern auszuschmücken wünscht, um früh einen edlen Ehrgeiz in ihm wachzurufen.

In **Käsmark** ist eine Sparkasse im Entstehen begriffen, welche ihre Thätigkeit am 1. Mai l. J. beginnen soll. Die zu diesem Zweck emittirten 400 Aktien zu 75 fl. waren in kürzester Zeit vergriffen. Es wird dies schon die dritte im Zipser Komitate bestehende Sparkasse sein.

In **Kecskemet** hat sich der Franciskaner Franz Albert Illés, der seit Jahren an tiefer Melancholie litt, einer dem „P. Raplo" zugegangenen Mittheilung zufolge, entleibt.

Das im tessiner Lande reizend gelegene **Locarno**, welches sich am nordwestlichen Gestade des Lago Maggiore amphitheatralisch erhebt, ist jüngst der Schauplatz eines entsetzlichen Unglückes gewesen. Die große Masse von Schnee, die Anfangs Januar durchgängig im ganzen Tessin gefallen ist, alle Verbindungen unterbrochen hat und im Livinenthal und anderwärts häufig Lawinenstürze verursachte, hat dann in Locarno und später im Bedrettothale den Gipfelpunkt des Unheils erreicht. Die Katastrophe im ersteren Orte führen wir heute unseren Lesern vor. Es war Sonntag den 11. Januar Nachmittags, als gegen drei Uhr ein Theil des Dachstuhles der Pfarrkirche St. Antonio unter der Last des Alters und des auf ihm liegenden Schnees auf das Gewölbe

Digitized by Google

und mit diesem in die Kirche stürzte, in der bereits etwa hundert Personen versammelt waren. Viele der Anwesenden waren im Stande gewesen, sich im Augenblicke des Einsturzes auf die entgegengesetzte Seite zu retten, oder hatten sich vom Anfange an daselbst befunden; aber nicht wenige andere bedeckten die Trümmer. 38 Frauen und ein Mann wurden todt oder gräßlich verstümmelt unter ihnen hervorgezogen, 15 andere Frauen sind seitdem an erhaltenen Verletzungen in Behandlung gewesen und zum Theil daran verstorben. Die auf die erste Nachricht Herbeigeeilten hatten einen schaudererregenden Anblick; viele der Unglücklichen waren in Stücke zerrissen, die man umherliegen sah. Das Geschrei derjenigen, welche ihre Angehörigen suchten oder so entstellt wiedersanden, war herzzerreißend. Die Wegschaffung der Trümmer dauerte bis Abends acht Uhr. Eine einzige Frau wurde noch lebend unter denselben hervorgezogen. Sie lag unter einer Leiche und war von dieser geschützt worden. Kopf und Rumpf wurden bald frei gemacht, dagegen dauerte es sehr lange, bis man Arme und Beine aus dem Geröll und aus der Verschlingung mit der Leiche befreien konnte. Auch sie war sehr verletzt. Die meisten Opfer sind vorgerückten Alters und gehören der arbeitenden Klasse an; doch befinden sich unter denselben auch einige Mitglieder der ersten Familien des Ortes. Als ein Glück wird es bei allem Unglück gepriesen, daß der tiefe Schnee viele Personen vom Besuche der Kirche abgehalten hatte, und daß die Schuljugend noch nicht in der Kirche eingetroffen war. Der bekannte Wohlthätigkeitssinn der Schweizer regte sich sofort, um nicht allein in Locarno durch Erleichterung der Sorge die Schmerzen der Angehörigen zu mildern, sondern auch anderwärts alle durch die letzten Witterungsunbilden Beschädigten zu unterstützen. So hat z. B., der reichlichen Beisteuern zu der eröffneten Subskription gar nicht zu gedenken, das Offizierskorps von Bellinzona beschlossen, Angesichts dieser furchtbaren Katastrophe die üblichen Bälle für diesen Winter auszusetzen und das für dieselben bestimmte Geld den Beschädigten zukommen zu lassen.

Militärgrenze. Einer Allerhöchsten Entschließung zufolge wurde die Umwandlung der zu Pancsova und Rakovac (Sluiner Grenzbezirk) bestehenden dreiklassigen Unter-Realschule in eine sechsklassige Ober-Realschule; ferner der zu Bellovar und Mitrovitz bestehenden zweiklassigen in eine dreiklassige Unter-Realschule mit Beginn des Schuljahres 1863—1864 genehmigt. Zugleich wurden für beide Ober-Realschulen 24 Stipendien à 100 fl. systemisirt.

Kürzlich wurde der Direktor der Bank von **Neapel**, Graf Avitabile, in seinem Landhause am Fuße des Vesuv von Räubern gefangen genommen und erst gegen ein Lösegeld von 20.000 Dukati freigelassen. Ein Ereigniß ähnlicher Art fiel in Cerra bei Ariano vor, wo zwei Personen gegen 6000 Dukati ausgelöst werden mußten. — Auch eine schöne Gegend!

In **Nagy-Bánya** stellte ein schon betrunkener Bergmann an zwei seiner Genossen die Forderung, ihn auf den Rücken zu legen und ihm Wein einzugießen. Letztere waren gleichfalls nicht nüchtern und kamen dem Wunsche ihres Kollegen nach, jedoch in so übermäßiger und unvorsichtiger Weise, daß der Erstere an dem ihm eingegossenen Wein erstickte.

Die „**New-York Tribune**“ erzählt eine Geschichte von einem großen athletischen Zouaven, der in der Schlacht bei Fredericksburg anbrelsend von einem Lieutenant mit gezogenem Schwerte aufgehalten wurde. „Halt, zurück zu Deinem Regiment, verfluchter Feigling. Du bist nicht verwundet!“ rief letzterer. „Um's Himmels willen, lassen Sie mich vorbei,“ flehte der Flüchtling, „ich weiß, ich bin nicht verwun det, aber ich bin furchtbar demoralisirt.“

Ueber einen äußerst frechen Raubanfall in **Ohit** im Somogyer Komitate wird Nachstehendes berichtet: In der verflossenen Woche kam die Magd des allgemein geachteten Kaufmannes H. Baum in Ohit zu ihrem Dienstherrn und meldete ihm, daß vor der Thür zwei Männer, von denen der eine mit einer Flinte, der andere mit einer Axt bewaffnet sei, Einlaß begehrten und Tabak kaufen wollten. Baum, welcher einen räuberischen Ueberfall vermuthete, suchte sich sofort durch die Hinterpforte zu flüchten. Hier kamen ihm jedoch zwei andere Raubgesellen entgegen, welche ihn ohne Weiteres tödteten. Das Haus wurde nun von den Räubern geplündert. Nun zogen sie vor das Haus eines dortigen Edelmannes; sie verlangten von ihm Wagen und Pferde, was er standhaft verweigerte und zuletzt mit seinem Leben büßte. Auch der Kutscher fiel, ein Opfer seiner Treue. Der Schäfer, eingeschüchtert durch das Vorgefallene, erfüllte ihr Begehren und führte sie zu Wagen in die benachbarte Mühle. Der Besitzer derselben, welcher vorsichtig genug sein Haus gegen solche Ueberfälle geschützt hatte, empfing sie mit einem wohlgezielten Flintenschuß, welcher einen der Räuber niederstreckte. Hierauf stürmten die andern gegen das Hausthor, das sie nach fortgesetzten Anstrengungen erbrachen. In das Innere des Hauses gelangt, hausten die Unholde mit einem thierischen, Raserei übersteigenden Kannibalismus. Zuerst ergriffen sie den Müller und viertheilten ihn bei lebendigem Leibe mit ihren Aexten; die einzelnen Stücke des Ermordeten — die Feder sträubt sich, es niederzuschreiben — salzten sie sodann ein und zwangen die zum Tode erschrockene Frau dieses Opfers, diese Operation mit den Worten gutzuheißen: „Geschieht Dir schon recht!“ Nachdem sie noch das Haus verwüstet und ausgeplündert hatten, verließen die Blutmenschen den Schauplatz ihrer Schandthaten und bis jetzt ist von den Verbrechern noch keine Spur entdeckt.

Olmütz. In Prerau hat vor einigen Tagen ein Auflauf stattgefunden. Anlaß hiezu gaben Streitigkeiten eines Hausbesitzers mit einer hinsichtlich der Einzahlung säumigen Partei. Das Straßenpublikum nahm sich der letzteren an und bombardirte das Haus mit Koth und Steinen, so daß die Gensd'armerie zum Schutz des Hauses einschreiten mußte. Der Tumult dauerte fast bis Mitternacht. Die gerichtliche Untersuchung ist eingeleitet.

Digitized by Google

In **Paris** erscheinen gegenwärtig 576 Journale und periodische Schriften, darunter allein 50 Moniteurs.

Pilsen. Die Errichtung einer Oberrealschule ist Gegenstand kommissioneller Berathungen im Gemeindeausschuß. Es ist beantragt, das hiezu erforderliche Kapital von 180.000 fl. durch eine Gemeindeumlage auf die direkten Steuern, durch eine Sack-, Marktbuden- und Gewölbe-Steuer, durch theilweise Verwerthung der städtischen Gemeindegründe, endlich durch den Bierkreuzer aufzubringen. Bei einem Quantum von 130.000 Faß Bier oder 5 Millionen 200.000 Maß, die Pilsen im verflossenen Jahre erzeugte, beträge er 52.000 fl. jährlich, welche Summe sich durch die erhöhte Bierproduktion mindestens um 6000 fl. vermehren würde.

— Am 16. Februar l. J. um acht Uhr Vormittags begann bei dem Pilsner k. k. Kreisgerichte unter dem Vorsitze des k. k. Landesgerichtsrathes Herrn Franz Wessely die mündliche Schlußverhandlung gegen 34 Personen, von denen 29 des Verbrechens der Nachmachung öffentlicher Kreditspapiere und 5 der Theilnahme an diesem Verbrechen angeklagt sind. Zu dieser Schlußverhandlung waren 21 Personen als Zeugen und 83 als Beschädigte vorgeladen.

— In Pilsen ward einem siebzehnjährigen Mädchen in einem Hause der Sachsenvorstadt unterhalb der Kirche zu Aller Heiligen der Hals durchschnitten, so daß der Tod kurz nach der schauerlichen That erfolgte. Den Thäter, einen nahen Verwandten des Mädchens, soll ein Nachemotiv wegen erhaltener Wohnungskündigung zu dem entsetzlichen Schritte veranlaßt haben; derselbe, welcher sich unmittelbar nach der begangenen Unthat entfernt gehabt hatte, ward aber schon in den ersten Nachmittagsstunden in der Nähe des „großen Teiches" ebenfalls mit einem solchen Halsschnitte aufgefunden, daß dieser, den er sich zweifelsohne in der Reue über sein Verbrechen beigebracht, sein Aufkommen kaum erwarten läßt.

In **Szarvas** wurde vor einigen Tagen der Versuch gemacht, die Steuerkassa zu plündern. Die Räuber durchbrachen, wie dem „Orszá" geschrieben wird, die Wölbung des betreffenden Bureau's, wo die Steuergelder in einer Wertheim'schen Kasse aufbewahrt wurden, diese widerstand aber allen verbrecherischen Versuchen, und die Diebe mußten mit leeren Händen abziehen.

Im Dorfe **Schemiklitz**, Moldautheiner Bezirk, sind vorige Woche zwei Bauernhäuser abgebrannt, wobei der Herr Graf Berchtold von Nezdajov und Herr Graf Wratislaw von Kalladey mit den Spritzen zu Hilfe eilten und durch ihre Bemühung und durch Unterstützung vieler Israeliten dem Feuer bald Einhalt gethan wurde.

Wien. Von einer Gesellschaft, deren Namensträger Herr Theodor Römer, Inhaber des Kaffee-Restaurant in Wien ist, wird im nächsten Frühling eine große gesellschaftliche Vergnügungsreise nach Konstantinopel und Athen veranstaltet. Die Kosten dieser Gesellschaftsreise werden für jeden Theilnehmer 300 fl. in Banknoten betragen. Die Fahrt von Wien nach Triest und von Triest nach Wien ist in Waggons zweiter Klasse für die Theilnehmer frei. Die Ueberfahrt von Triest erfolgt mit dem Lloyddampfer „Bombay" am 4. April Nachmittags; am Ostermontag Mittags soll das Schiff im Hafen von Korfu ankern. Am 8. April landet der Dampfer an der Insel Syra. Von dort aus geht die Fahrt nach Konstantinopel, wo sich ein Komité von Oesterreichern zum festlichen Empfange der Gesellschaft gebildet hat, und die Reisenden nach ihrem Wunsche theils bei Mitgliedern der österreichischen Kolonie in Privathäusern, theils in den besten Gasthöfen Pera's Unterkunft erhalten sollen. Der Aufenthalt in Konstantinopel dauert fünf Tage. Am 14. April wird die Gesellschaft nach Athen reisen. Die Rückkehr nach Triest erfolgt am 22. April. Vormerkungen von Theilnehmern werden angenommen bei dem Unternehmer Theodor Römer, Kaffee-Restaurant-Inhaber in der Naglergasse in Wien, ferner bei den Kassen der Südbahngesellschaft in Wien, Graz, Laibach, Triest, und bei den Kassen des Lloyd in Triest. Jeder Theilnehmer erlegt bei der Vormerkung 50 fl. und den Rest von 250 fl. in Banknoten spätestens bis zum 20. März.

— Ein Wiener Industrieller hat eine eigene Methode, seine Ankündigungen zu verbreiten, erfunden. Er klebt nämlich seine in den Zeitungen erschienenen Inserate, welche er zu diesem Zwecke ausschneidet, auf die Rückseite von Guldennoten, welche auf diese Weise als Verbreiter der Ankündigungen dienen, denn die Inserate haben genau die Größe der Guldennoten.

Literatur und Kunst.

— Dr. Karl Seiffart, welcher einige Jahre in Hildesheim eine Zeitung redigirte und durch seine kulturhistorischen Aufsätze ein bekannter Name geworden, ist nach Göttingen übergesiedelt, um dort an seinem großen Werke über Sitten und Leben der Deutschen im Zeitalter der Reformation zu arbeiten.

— Uhland's letzte Arbeit: „Die Todten von Lustnau" erscheint in der Germania von Franz Pfeiffer. Der Aufsatz ist vom Februar 1862 datirt.

— In Stuttgart erscheint fortan eine „Allgemeine europäische Hotelzeitung", redigirt von B. Hermani, welche aus einem unterhaltenden und einem belehrenden Theile, letzterer namentlich für Reisende von Bedeutung, bestehen wird. Bekanntlich hat Oettinger vor etwas mehr als zwanzig Jahren ein ähnliches Journal unter dem Titel: „Gasthofszeitung" herausgeben. Es soll uns freuen, wenn das Unternehmen, das von einem „Weltgereisten" geleitet wird, reussirt: die Aufgabe ist keine kleine, denn es gilt gerade denen gegenüber Muth und Unparteilichkeit zu zeigen, welche das Hauptkontingent der Abonnenten bilden. Ein Organ der Art ist bei der gesteigerten Reiselust eine Nothwendigkeit, und wenn die Zeitung Alles in sich aufnimmt, was des Reisenden Komfort fördert, ihm alle Mittel an die Hand gibt, bequem, wohlfeil und mit einem Wort praktisch zu

Digitized by Google

reisen, so wird das Journal auch sich einen Leser-, und was wichtiger, einen Abonnentenkreis bilden.

— Die Angelegenheit der Kunstausstellung für 1863 in München nimmt einen sehr erfreulichen Fortgang. Bereits ist aus dem Schoße der dortigen Künstlerschaft ein mit der Leitung betrautes Komité hervorgegangen, und hat die Sache sofort mit der größten Energie in Angriff genommen, unbeirrt von machen abrathenden Stimmen. Es hat namentlich beschlossen, auch an hervorragende nicht-deutsche Künstler Einladungen zur Betheiligung an der Ausstellung zu erlassen, wodurch dieselbe einen internationalen Charakter erhält. Andererseits ist die baierische Staatsregierung dem Unternehmen sehr geneigt und hat den Glaspalast zur Verfügung gestellt. In ihm hat sie ein Lokal geboten, dessen Trefflichkeit sich bereits im Jahre 1858 nach allen Richtungen hin bewährte, während die meisten anderwärts zu Kunstausstellungen benutzten Lokale bekanntlich sehr viel zu wünschen übrig ließen.

— Im Berliner Künstlerverein werden mehrere berühmte Künstler, wie G. Richter, O. Achenbach, C. Becker ꝛc. neue Gemälde zum Besten des Künstler-Unterstützungsfondes ausstellen. Darunter befindet sich auch das jüngste Bild von Knaus: „Bewohner eines rheinischen Dorfes ziehen an schönem Sommertag zur fröhlichen Kirmesfeier vor's Dorf". Es ist ein wildes Völkchen, das hier durch das alterthümliche Thor in's Freie stürmt. Wenn sie der Pfarrer gesehen hat, zog er unzweifelhaft ein schiefes Gesicht. Zwei radschlagende Jungen, vor denen ein Gänseschwarm schnatternd auseinander stiebt, sind die Herolde, ein grauer Schnapsbruder mit dem Brummbaß, ein melancholischer Geiger und ein verkommenes Genie im schäbigen Sammetkaus als Flötist bilden das Musikkorps des Zuges. Dann kommt der weinselige Wirth mit dem Faß, ein rheinischer Bacchus, und hinter ihm schlendern, Arm in Arm, drei stämmige Grazien, lustige, derbe Bauernmägde, während die beiden zarteren Bäckers- oder Wirthstöchter das Urbild eines geldstolzen, dummdreisten Dorfdandy's links und rechts am Arme hat. Alle Mütterchen und lärmende Kinder, der greise Invalide mit dem Stelzfuß fehlen nicht. „Heut' wird's fidel!" lacht es von allen Gesichtern; „heut' wird's fidel!" spielt die zigeunerhafte Musik und jauchzen die urkräftigen Kehlen in die wolkenlosen sonnigen Lüfte! — Eine Kraft und Fülle, Wahrheit und Laune ist in dem Bilde, welche aufs Neue beweisen, daß Knaus ein Künstler „von Gottes Gnaden" ist.

— Am 18. Januar ist Hermann Herzenskron, ein ehemals sehr beliebter Theaterdichter, in Wien gestorben. Herzenkron hat an zweihundert größere und kleinere dramatische Stücke geschrieben, ein Theil davon wurde mit großem Beifall im Hofburgtheater gegeben, die Mehrzahl aber am Leopoldstädtertheater aufgeführt. Namentlich waren es die „Modethorheiten", ein scharf pointirtes dramatisirtes Pamphlet, das seinen Namen berühmt machte. Mehr als hundert volle Häuser brachten die „Modethorheiten" dem Theaterdirektor ein. Herzenskron war nicht blos ein geistvoller Theaterdichter, er war — was uns mehr gilt — ein rechtschaffener Mensch, ein durchaus edler Charakter. Von seiner Herzensgüte ließe sich viel erzählen, sie ging so weit, daß er das Wenige, das er sein nannte, gerne mit dem nächsten Besten theilte. An Bescheidenheit übertraf er die jüngere Generation weit. Es war Mißtrauen in seine alten Kräfte, welche ihn abhielten, neue dramatische Versuche aufzustellen, und so kam es, daß der greise Dichter darben mußte, während er sich bei etwas mehr Selbstgefühl seine alten Tage versüßen konnte. Zu den Eigenthümlichkeiten des Dahingeschiedenen gehörte die Manie, sich jedes Staubatom von den Rockärmeln wegzublasen, eine Operation, die er in oder außer dem Hause jede fünf Minuten pünktlich wiederholte. So lächerlich diese Gewohnheit an sich war, so hielt das Achtung gebietende Wesen Herzenskron's doch jede Spottlust im Zaum. Herzenskron besorgte selbst vor mehreren Jahren die Herausgabe seiner dramatischen Werke, unter welchen sich auch viele gelungene Uebersetzungen und Nachahmungen der Franzosen befinden. — Der dreiundsiebenzigjährige Dichter und tadelfreie Mensch endete — im Spital. Er, der zum Vergnügen so vieler Menschen beigetragen hatte, fand in seinen alten Tagen keine Freundesbrust, an der er hätte sterben mögen. Friede der Asche dieses wahrhaft guten Mannes.

— Im k. k. Hofoperntheater in Wien hatte das Gastspiel der jungen Tänzerin Camilla Rogée vom Hamburger Stadttheater einen brillanten Erfolg. Zum Sekretär im Bureau des Hofoperntheaters wurde der rühmlichst bekannte Schriftsteller Dr. Josef Rank ernannt, dessen Mittheilungen aus Uhland's Leben, in der „Oesterreichischen Zeitung" abgedruckt, großes Interesse erregten.

— Frau Martha Grunert, geborene Petitjean, wird nach mehrjährigem Pausiren die Bretter wieder betreten, und zwar zunächst als Gast mehrerer Hofbühnen.

— Emile Augier bezieht von jeder Aufführung seines „Fils du Giboyer" im Théâtre français eine Tantieme von 900 Franken. Außerdem ist sein Stück in 15.000 Exemplaren verkauft.

— Mozart's „Cosifantutte", mit der Unterlegung eines nach Shakspeare's „Verlorner Liebesmüh" bearbeiteten Textes, wird in Paris gegeben werden.

— „Freitag's „Journalisten" kamen in czechischer mißlungener Uebersetzung in Prag zur Aufführung.

— Von dem Sammelwerke: „Die Chroniken der deutschen Städte vom 14.—16. Jahrhundert" ist nun der erste Band erschienen; er enthält den ältesten Theil der Nürnberger Chroniken, nämlich die des Nürnberger Patriziers Ulman Stromer und eine anonyme Chronik aus Kaiser Sigmund's Zeit.

Digitized by Google

Naivetät.

Frau: Du trinkſt noch einen Becher, mein lieber Kleiner, nicht wahr?
Knabe: Ich darf nicht. Mama hat es verboten.
Frau: Was hat denn Mama geſagt?
Knabe: Mama ſagte: Du darfſt bei der Frau Nachbarin nicht ſo viel eſſen, wie ſie bei uns! —

Korreſpondenz der Redaktion.

Herrn Ferdinand H. in Prag: 46. 49. 50. 51. 56. 59. errathen. Bravo! Es wird ſchon noch beſſer werden.

Herrn F. Ebermann hier: Errathen, jedoch zu ſpät, im Uebrigen nehmen wir Sie beim Wort.

Herrn Liebiger in Großbilleſch: Was den Rebus betrifft, kommen Sie zu ſpät, was den zweiten Punkt anbelangt, verweiſen wir ſie auf Hans Sachs, der da ſpricht:

Gib Dich zur Ruh', bewegt' Gemüth, Wenn's gar zu heftig in Dir glüht
Du mußt dies Treiben unterlaſſen, Kannſt Du's ja nicht in Worte faſſen!

Herrn Auguſt Heller in Graberu, Herrn Johann Habiger in Brünn, Herrn Waraus in Prag, Herrn Carl Piechan in Sloup, Fräulein Nina Goebel in Krakau: Zu ſpät, warum haben Sie ſich nicht beeilt?

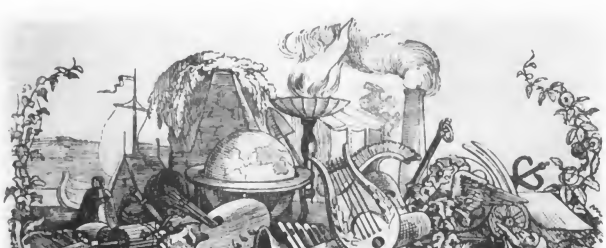
Herrn stud. phil. K. H. in Br.: Wollen Sie ſich bis zum nächſten Hefte gedulden? Gut Ding will Weile haben.

Herrn K. G. Meyer in Kaaden: Wir danken. Dem gerügten Uebelſtande iſt nur durch Pränumeration mit der Poſt abzuhelfen. Wollen Sie dazu anrathen.

Herrn Guſtav Buzárovits in Fünfkirchen: Zu ſpät, Ihren Antrag jedoch nehmen wir dankbar an.

Herrn F*** hier: Einzelne Theile Ihrer Kompoſitionen ſind ſehr hübſch und verwendbar, andere dagegen ſind nicht zur Veröffentlichung geeignet. Senden Sie uns wieder etwas, wir werden prüfen und wie etwas durchaus Gutes kommt, es ſogleich verwenden. Nur Muth! —

Digitized by Google



Feuilleton.

Allgemeiner Rathgeber oder deutſcher Hausſchatz.

Mittel gegen das Ausfallen der Haare. Man kaufe ſich alle Mittel, die öffentlich angekündigt werden, reibe ſich den Kopf mit denſelben ein, und laſſe ſich dann ſämmtliche Haare abraſiren.

Vertreibung des Zahnſchmerzes. Man nehme ungefähr zwei Eßloffel kalten Waſſers in den Mund, und ſetze ſich dann auf einen geheizten Bratofen. Sobald das Waſſer im Munde zu kochen beginnt, hört der Zahnſchmerz auf.

Mittel gegen Ratten und Mäuſe. Arſenik.

Wie beizen einen die Wanzen im Bette nicht? Man laſſe ſeine Bettſtelle am Tage mit Terpentin beſtreichen, lege Baldrath in die Betten und ſchlafe Nachts auf einem Sopha.

Mittel gegen rauhe Hände. Man gewöhne ſich von früher Jugend daran, nicht zu arbeiten, gehe im Sommer behandſchuht ſpazieren und fahre, ſobald irgend ſchlechtes oder kaltes Wetter eintritt, mit derſelben Vorſicht in eigener oder gemietheter Equipage. NB. Die Wirkung auf die Hände bleibt ganz dieſelbe, wenn die Equipage auch nicht bezahlt iſt.

Mittel gegen das Betrunkenwerden. Man laſſe ſich zwei Flaſchen Champagner (wo möglich vom beſten) in Eis ſtellen, entkorke eine Flaſche Rothwein und eine Flaſche Rheinwein, und trinke nichts als Waſſer.

Wie kriegt man keinen Floh? Man ſtecke den Zeigefinger der rechten Hand in den Mund, benetze ihn ein wenig und greife nun immer rechts und links vom Floh. Auf dieſe Weiſe wird man keinen kriegen.

Die Hühneraugen zu vertreiben. Man laſſe ſich beide Füße abhauen! Dies iſt, was man auch gebrauchen mag, das einzige wirkſame Mittel.

Warzen entfernt man, indem man ſie immer wieder abſchneidet, ſo oft ſie kommen.

Wie bekommt man keine Kupfernaſe? Man tauche, ſo oft man Rothwein oder andere Weine und Spirituoſen trinken will, ſeine Naſe in einen Behälter von einem Fuß Durchmeſſer, der bis an den Rand mit friſchem Brunnenwaſſer gefüllt iſt.

Mittel gegen innere Krankheiten. Man halte ſich einen Arzt, gleichviel welchen, oder auch zwei, ſchicke ihnen jährlich ein anſtändiges Honorar, nehme ihre Medicin nicht ein, und warte die Sache ab.

Wie kann man jeden Roman intereſſant finden? Man ſei der Verfaſſer.

Mittel gegen die Stiche der Mücken. Man nehme ein Quart ſcharfen Weineſſig, löſe darin ein Pfund assa foetida auf, reibe ſich damit jeden Morgen, Mittag und Abends ein und gehe nur im Winter aus dem Hauſe.

Mittel, nicht von der Arroganz der Dutzend-Künſtler beläſtigt zu werden. Man ſchreibe ihnen folgenden Brief: „Ew. Wohlgeboren ſind ein Genie, aber wenn Sie ſich noch ein Mal bei mir ſehen laſſen, ſo laſſe ich Sie zur Thür hinauswerfen Hochachtungsvoll N. N.“

Oel- und Fettflecke aus Kleidern zu bringen. Man ſchicke die Kleider zu einem Fleckenreiniger. Sobald man ſie zurück erhalten, reibe man ſämmtliche Flecken mit Eau de Cologne ein, nehme hierauf eine Schere und ſchneide dieſelbe Figur aus dem Kleide heraus, welche die Flecken bilden. Dieſe werden dann mit der Figur aus dem Kleide verſchwunden ſein.

Mittel gegen das Heimweh. Man heirate eine dumme Frau, die unter dem Scepter ihrer Mutter ſteht, und bitte die Schwiegermama, mit in's Haus zu ziehen.

Ein anderes Mittel gegen Heimweh. Man ſei in Heſſen zu Hauſe.

Mittel gegen Raupenfraß. Man nehme im Frühjahr die Raupen von den Bäumen und Sträuchern und werfe ſie in glühendes Pech mit 2 Unzen gummi arabicum und etwas Hirſchhornseſſenz vermiſcht. Darnach geben die Raupen ſogleich ihren Geiſt auf.

Anweiſung, von keinem Portier grob behandelt zu werden. Man ſuche die Häuſer der Armen auf und lindere deren Noth durch Wohlthätigkeit und Troſt.

Wie vermeidet man das Schiefztreten der Stiefel? Man trage beſtändig Schuhe.

Schinken und Speck vor Springmaden zu bewahren. Sobald der Schinken oder Speck aus dem Rauchfang kommt, betzehre man ihn.

Wo erhält man gegenwärtig noch eine gute, abgelagerte Cigarre? In einer geſchloſſenen Kiſte, die an einem ſichern und trocknen Orte ſtehen muß. NB. Man kann auch zwei darin erhalten.

Das Gähnen in vornehmen Geſellſchaften zu vermeiden. Man trete, den Hut auf dem Kopfe und mit einem Werke Ludwig Börne's in der Hand, laut aus demſelben leſend, in den Salon, und fahre damit ſo lange wie möglich fort.

Digitized by Google

Mittel gegen die Vergiftung durch Pilze. Man wasche dieselben drei Mal im Flußwasser, koche sie weich, lege sie dann in einen Tiegel mit zerlassener Butter, lasse sie darin aufkochen und werfe sie nachher auf den Mist.

Mittel, in wenigen Tagen reich zu werden. Kurz vor der Ziehung der Lotterie gehe man zu einem Kollekteur und wähle dasjenige Los, auf welches der größte Gewinn fällt.

Wie bewahrt man ein Sopha vor Motten? Man wähle einen leinenen Ueberzug, und lasse das Sopha mit den Verhandlungen der utraquistischen Vereine polstern.

Das einzige Mittel, die französische Sprache binnen 24 Stunden zu erlernen. Man lerne in jeder Stunde den 24sten Theil der französischen Sprache. NB. Auch für andere Sprachen anwendbar.

Mittel, das Podagra nicht zu bekommen. Man nehme alle Tage, Morgens, Mittags und Abends, ein leeres Weinglas und schreie die Worte hinein: Lustig! Lustig! Lustig! Davon bekommt man das Podagra nicht.

Anweisung, alle Arten Fleisch im Sommer frisch zu erhalten. Man schlachte die Thiere nicht.

Wie bekommt man alle Bücher wieder zurück, die man verliehen hat? Man schlage über jedes Buch, welches man verleihen will, drei Kreuze, und lasse sich für dasselbe den dreifachen Werth in baarem Geld als Pfand geben.

Wie erträgt man das jetzige viele Klavierspielen? Man lasse seinen Kindern Unterricht im Klavierspiel geben, erlerne es selbst oder erschieße sich.

Alleiniges Mittel, der Verleumdung zu entgehen. Man treibe alle erdenkliche Laster, habe alle Untugenden und Fehler, und sei der schlechteste und erbärmlichste Mensch auf Gottes Erdboden. In diesem Falle ist man sicher, nicht verleumdet zu werden.

Eine witzige Auslegung des Koran.

Das Gesetz gestattet den Türken die Trennung der Ehe, dem Manne unbedingt, der Frau bedingungsweise. Der Mann kann das eheliche Band nach Belieben zerreißen, wenn er der verstoßenen Frau die Mitgift überläßt; die Frau dagegen darf die Scheidung nur aus bestimmten Gründen verlangen; unter diesen sind sehr sonderbare und solche, die sich hier nicht angeben lassen.

Der Mann, der seine Frau verstoßen hat, darf sie wieder heiraten, doch erst nachdem sie einen Andern hatte, und dieser sie ebenfalls verstieß. Diese eigenthümliche Bestimmung des Gesetzes ist sehr entschieden, und dennoch fand ein Mann das Mittel sie zu umgehen.

Ein junger Kaufmann in Antiochien hatte eine Frau, die er sehr liebte, gleichwohl aber in einem Anfalle der Eifersucht verstieß. Die Reue folgte der That auf dem Fuße, doch vergeblich, denn dreimal hatte er die vorgeschriebene Formel ausgesprochen: Mutallaca — Du bist verstoßen. — Es war geschehen; das Band, welches die beiden Gatten vereinigte, konnte nicht wieder geknüpft werden, denn der junge Kaufmann vermochte den Gedanken nicht zu ertragen, seine Frau in den Armen eines Andern zu wissen, lieber wollte er ganz auf seine Laineb verzichten. Voll Verzweiflung suchte er einen alten Santon auf, der wegen seiner Weisheit und seiner vortrefflichen Rathschläge berühmt war. Ein Geschenk von zehn Zechinen zog den alten Einsiedler schnell in das Interesse des jungen Kaufmanns, und nach einigem Nachsinnen sagte er:

„Richte es so ein, daß die von Dir verstoßene Frau morgen gesehen werde, sich badend in dem Flusse, der die Mauern der Stadt bespült, und an der Stelle, wo die Strömung gerade gegen das Ufer geht. Mehr verlange ich nicht von Dir, doch wache darüber, daß ihr kein Unfall begegnet, denn die Strömung ist sehr reißend."

Der junge Kaufmann that, was ihm gerathen worden war, und am nächsten Tage begab sich der Santon zu der bezeichneten Stunde an die Ufer des Cl-Acy; eben wurde Zaineb durch die Strömung ohnmächtig auf den Sand des Ufers geworfen. Als sie wieder zur Besinnung gekommen war, führte der Santon sie in Begleitung des jungen Mannes und mehrerer Zeugen zu dem Kadi.

„Herr," sagte er zu dem Richter, „es sei Dir gefällig den Befehl zu ertheilen, daß diese Frau zu ihrem ersten Manne zurückkehre, denn sie hat alle Bedingungen erfüllt, die das Gesetz vorschreibt: sie ist von ihrem Manne getrennt gewesen und hat in den Armen eines Andern geruht, der sie verstieß. Dieser Andere ist der Fluß El-Acy, der sie vor Zeugen besaß und dann aus seinem Bette verstieß, indem er sie an das Ufer warf."

Der Richter wurde durch diese sinnreiche Auslegung des Gesetzes überzeugt, und der verliebte Kaufmann kehrte in den Besitz des verstoßenen Gutes zurück.

Humoristisches.

— Was will man im Himmel nur mit den gestorbenen Censoren anfangen? frug Jemand in einer Gesellschaft. Ei, erwiederte ein Witzbold, die sind sehr gut zu gebrauchen. Die werden bei den himmlischen Koncerten als **Strichinstrumente** angestellt.

Neelles Heirathsgesuch. Ein Familienvater, welcher in kinderloser Ehe seiner Gattin durch den Tod beraubt wurde, noch ehe er auf seine liebende Werbung das Ja von ihrem Engelsmunde erhalten, wünscht, da er noch nie geliebt, und überhaupt noch niemals in irgend einer Beziehung zu einem weiblichen Wesen geklanden hat, sich auf diesem, nicht mehr ungewöhnlichen Wege von neuem zu verheiraten, um seinen fünf unerzogenen Kindern eine liebende Stiefmutter zu geben, wenn seine jetzige Frau einmal mit Tode abgehen sollte. Das Nähere beim Portier.

Frage und Antwort. Schulmeister: „Aufgepaßt, Belche! — Ist Deutschland ein freies Land?" — Schüler (weinend): „Nein." — Schulmeister: „Warum denn nicht? verdammter Bengel!" — Schüler: „Na, das sehen Sie doch, Sie zwingen mich ja in die Schule zu gehen."

Gute Ausrede. Ein Zigeuner hatte drei Söhne, welche alle stellungspflichtig waren. Als er zum Stuhlrichteramte vorgerufen wurde, schickte er die Söhne auf den Friedhof und befahl ihnen, dort zu bleiben, bis er sie selbst nach Hause rufen würde. Sodann ging er zum Stuhlrichter. Dieser fragte ihn, warum er die Söhne nicht mitgebracht habe. „Ach, gnädiger Herr," entgegnete der Zigeuner weinend, „wie soll ich sie mitbringen, die Armen sind seit heute am Friedhof!" Der tiefe Schmerz des Vaters rührte die Assentirungskommission und der gutmüthige Stuhlrichter entließ den pfiffigen Zigeuner mit einem Geschenk.

In der Lotterie. Dienstbot: „Ich bitte, was hat der Liebhaber für ein Nummero?" — Kollektant: „Ich werde Ihnen im Traumbuche gleich nachsehen. — Hab's schon, der Liebhaber hat 46." — Dienstbot: „Dann nehmen's um ein Aug' weniger. — Er ist einäugig."

Ein Kranker, dessen Bein amputirt werden sollte, rief unter bitterlichem Weinen: „Ach, Herr Doktor, so ist das Bein doch verloren?" — „Nicht doch," erwiederte der Gehilfe des Chirurgus. „Wir werden es in Spiritus aufbewahren."

Nothwendigkeiten. Gäbe es keine Branntweinbrenner, so hätten wir auch keinen Schnaps; hätten wir keinen Schnaps, so brauchten wir auch keine Mäßigkeitsvereine; Mäßigkeitsvereine brauchen wir aber, orgo muß es auch Branntweinbrenner geben. — Gäbe es keine Färber, so gäbe es auch keine drei Farben; gäbe es

Digitized by Google

keine drei Farben, so hätten wir auch keine Nationalen; gäbe es keine Nationalen, würde uns Niemand Kulturträger schimpfen; würde uns Niemand Kulturträger schimpfen, hätten wir keinen Spaß; hätten wir keinen Spaß, wären wir unzufrieden: wir müssen aber zufrieden sein, ergo muß es auch Färber geben.

In einer gewissen Stadt wurde beschlossen, dem Bürgermeister ein Monument zu setzen. Als die Arbeiter mit dem Graben beschäftigt waren, fragte ein Bürger den andern: „Was geschieht denn hier?“ — „Sie wollen,“ lautete die Antwort, „unserem Bürgermeister ein Monument setzen und können keinen Grund finden!“

„Mein Doktor,“ sagte Jemand zu einem Bekannten, „heilt Alles ohne Schmerzen. Das heißt, er hat keine dabei.“

Fragen und Antworten. Wer ist gegenwärtig der schlechtstbehandelte Patient? Der gesunde Menschenverstand. — Warum ist das Kaiserthum der Friede? Weil der Friede das Kaiserthum ist. — Warum kommt kein Reicher in den Himmel? Weil er sein Geld hier lassen muß. — Welches ist das dümmste Gefäß? Der Krug. Weil er so lange zu Wasser geht, bis er bricht. — Was ist Humanität? Ein Fremdwort.

Wie du mir, so ich dir! Ein hoffnungsvoller Gauner, der sein Gewerbe eben angefangen hatte, erfuhr eines Abends, daß ein wohlthabender Gentleman (angesehener Mann) mit 2000 Guineen (Dukaten) aus London in seine außerhalb der Stadt liegende Wohnung zurückkehren werde. Er wartet an einem einsamen Platze auf ihn mit einem weißen Kaninchen auf dem Arme und spricht ihn folgendermaßen an: „Mein Herr, kaufen Sie mir dieses schöne Kaninchen ab.“ — „Was geht mich Euer Kaninchen an?“ entgegnete der Angeredete barsch. — „Ich muß es verkaufen (dabei hielt er ihm die Mündung einer Pistole unter die Nase) und bitte Sie inständig, es mir abzunehmen — es ist sehr hübsch und kostet blos 2000 Guineen.“ Der Gentleman dachte, ich habe noch mehr Guineen, aber nur ein Leben, er gab daher sein Geld her und nahm das Kaninchen. — Sechs Jahre darauf kommt er in ein neu eröffnetes Bankgeschäft und staunt nicht wenig, als er dem Chef desselben seinen Räuber erkennt. Wart', Vogel, dachte er, dich werd' ich schon erwischen. Andern Tages erschien er abermals sammt einem Kaninchen auf dem Bureau und bittet den Wechsler um ein paar Worte unter vier Augen. Dieser folgt ihm arglos in ein Nebenzimmer. Dort gibt sich der Gentleman zu erkennen und sagt: „Hier haben Sie Ihr Kaninchen, es ist groß und fett geworden. — Sie bekommen es um denselben Preis wieder zurück, den ich Ihnen dafür gegeben habe.“ Der Wechsler macht Einwendungen, da zieht der Gentleman eine Pistole aus der Tasche und droht ihn niederzuschießen, wenn er auf den Rückkauf nicht eingehe. Schweigend geht der Wechsler an seine Kasse, zählt 2000 Guineen sammt Interessen für sechs Jahre auf den Tisch und da der Gentleman ihm das Kaninchen dagegen zurücklassen will, sagt er verdrießlich: „Nehmen Sie die kleine Bestie nur wieder mit, denn das Geschäft habe ich vollkommen aufgegeben!“

Kleine Prager Chronik.

Der Karneval ist zu Ende und mit ihm die Freuden und Hoffnungen so mancher tanz- und heiratslustigen Schönen. Die Väter athmen leichter auf, sie können aus ihrem Gebete die Worte „gib uns täglich ein neues Kleid“ auslassen und nehmen sich vor, genau die Forderungen zu halten, um den lecken Kassen wieder ein wenig auf die Beine zu helfen. Ehe wir jedoch in unserer nüchternen Fastenbetrachtung fortfahren, müssen wir unserem Versprechen gemäß unseren schönen Leserinnen die letzten Zuckungen des verstorbenen Faschings beschreiben und der letzten Redouten Erwähnung thun, welche das größte Kontingent an eleganten Masken gestellt hatten. Eine Gesellschaft von etwa 30 jungen Männern erschien mit dem Stachel des Witzes gerüstet in ganz gleichen Teufelsgewändern, um mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln Teufeleien zu treiben. Unter diesen 30 gab es nun die verschiedensten Gattungen Teufel. Arme Teufel, welche froh waren, wenn sie in Ruhe gelassen wurden, zahme Teufel, die sich höchstens bis zu einer Frage oder einem Sprung verstiegen, junge Teufel, denen man es deutlich ansah, daß sie noch nicht lange bei der unterirdischen Majestät practicirten, und nur ein sehr kleines Häuflein wahrer Teufel, welche dem bösen Genossen gleich, riesengroß vor den unmaskirten Sterblichen erschienen, um ihnen ihre Sünden in das Gedächtniß zu rufen. So wurde dem Kommandanten eines hiesigen Bürgerkorps für die mit seiner Truppe geschlagenen Schlachten bei Kré, wohin im vergangenen Jahre ein Ausflug unternommen worden war, ein Lorbeerkranz überreicht, der aber eigentlich nicht ihm, sondern den wackeren Truppen, welche dort sehr viel eingenommen hatten, gebührte. Daß sich unter den, von den Teufeln angegriffenen Personen sehr viele Repräsentanten der Kunst befanden, läßt sich denken, da es auch unter Teufeln solche gibt, welche die Kunst oder besser gesagt, die Künstlernnen protegiren. Dies sind ja Personen der Oeffentlichkeit und ihre Tugenden, so wie ihre Fehler werden ein öffentliches Geheimniß und bilden das Tagesgespräch der fashionablen Welt. So sprach man in letzter Zeit sehr viel über die Tugend einer Sängerin, welche ihre Nation also liebt, daß sie, sie ist nämlich ein Polin, sich an einem deutschen Theater engagiren läßt, nur um nicht von ihrer Nation Gage beziehen zu müssen, die besser zu patriotischen Zwecken verwendet werden kann. Dafür ergreift sie aber jede Gelegenheit, um bei Koncerten durch Anlegung von Trauerkleidern und Leichenbittersfören ihr Nationalgefühl zu manifestiren und zu Gunsten einer Sache zu demonstriren, welcher sie durch diese Affektation in gar nichts nützlich sein wird. Die wollen Hoffen, daß dieses Gefühl in ihr noch lebhafter und sie bestimmen wird, eine Bühne zu verlassen, an der sie das Publikum nicht mit den Klängen ihrer Muttersprache beglücken kann. Trösten würden wir uns gewiß über den Verlust. Die Feste hat kaum begonnen und die Landplage der Koncerte ist schon mit aller Macht über uns hereingebrochen. Ein Wohlthätigkeitskoncert jagt das andere, eine Produktion tritt in die Fußstapfen der andern, alle aber wimmeln von musikalischen Genies, von Künstlern erster Größe, worunter es mitunter sehr viele Kammermusiker, das ist, solche gibt, die sich am besten in ihrer Kammer produciren dürften. Rechnet man noch die vielen Gesangsvereine, die auch ihr Gutes nicht für sich behalten wollen, und die Prüfungen der Musikinstitute hinzu, so erwächst daraus eine Armee von Künstlern, welche im Stande wäre, jeden Feind mit Musik aus dem Felde zu schlagen. Gewiß ist, daß, wenn Pharao mit dieser Landplage heimgesucht worden wäre, er es gewiß nicht zu den übrigen hätte kommen lassen. Es gibt sogar Menschen, welche behaupten, daß die vielen Selbstmorde eine Folge dieser Virtuosenmanie sein sollen. Wir wollen die Richtigkeit dieser Behauptung dahingestellt sein lassen, können aber versichern, daß wirklich eine sehr gute Konstitution dazu gehört, um im Angesichte dieser Martern nicht zu verzweifelten Schritten getrieben zu werden. Weniger als der Musik huldigt man bei uns der Malerei. So waren die ersten Ausstellungen der transparenten Kopien der Berliner Prachtgalerie, enthaltend Bilder der ersten Meister, wie Raphael, Corregio, Titian, Michel Angelo, beinahe gar nicht besucht, obwohl der Anblick dieser Galerie für jeden Kunstkenner ein wahrer Genuß sein kann. Es wird unseren Malern, um dem Volke im Großen einen Sinn für ihre Werke beizubringen, nichts anderes übrig bleiben, als ihren Gemälden einen nationalen Anstrich zu geben, wie es jene Bilderverkäufer in Ungarn machten, welche die Heiligen mit gewichsten Schnurrbärten und derschnür-

Digitized by Google

ten Attila's malten, weil es Menschen gab, die sogar ihren Schutzpatron erst dann verehrten, wenn er ihr Parteikostüme trug. Es ist dies eine Idee, deren nähere Ausführung wir den Malern selbst überlassen, und wir bemerken nur noch, daß es gar nicht so übel aussehen wird, wenn ein römischer Tyrann im Frack, eine Virginia im Mieder mit Keulenärmeln und ein Volkstribun im verschnürten Rock abgebildet sein wird. Es ist dies nun einmal die Strömung unserer Zeit, gegen die es kein Ankämpfen gibt, und der auch kein Maler widerstehen kann, welcher mehr als jeder andere den Göttern des Tages nachahmen soll, die ebenfalls der Bevölkerung Alles so ausmalen, wie sie es gerne sieht. Da wir in dem Gesagten die Hilfskünste des Theaters erschöpft haben, wollen wir uns nun zu diesem wenden und über die uns in den letzten vierzehn Tagen gebotenen Neuigkeiten referiren. Der Komiker Eichenwald schrieb zu seiner Benefizvorstellung eine einaktige Posse „Wie man Vater wird", aus welcher wir erfahren, wie leicht man Vater — eines schlechten Stückes werden kann. Sonst war daraus nichts zu ersehen. Frau Burggraf wärmte an ihrem Ehrenabende das Lustspiel „Maria von Medicis" auf, welches aber trotzdem kalt ließ, demnach lieber gar nicht hätte aufgewärmt werden sollen. Es bot aber der Benefiziantin Gelegenheit ihre prachtvolle Garderobe zu zeigen und es mußte demnach unsere Sehnsucht nach einem gediegenen Schauspiele unbefriedigt bleiben. Kleider machen Leute, sagt ein altes Sprichwort und es hat Recht, wer heutzutage simple Kleider trägt, ist ein simpler Mann, und nach den neuesten Berichten aus Paris, welche davon sprechen, daß die Damen im Frühjahre lebende Schmetterlinge und Käfer in ihrem Kopfputze tragen werden, hat Kreutzberg die meiste Aussicht, ein Mann der Mode zu werden, da er seine ganze Menagerie im Kopfe tragen kann. In Folge des überhandnehmenden Luxus werden leider unsere gesellschaftlichen Verhältnisse immer mehr und mehr zerrüttet und die vielen aus Noth herrührenden Kindes-, Gatten- und Selbstmorde sind ein unzweideutiger Wink, daß es Zeit wäre, umzukehren auf einer Bahn, die unfehlbar zum Verderben führt. Da sind wir jedoch plötzlich beim ernstesten Ernste angekommen und dieser soll kein Gegenstand unserer kleinen Chronik werden, demnach wollen wir abbrechen, um für das nächstemal frischen Humor zu sammeln.

Gegensätze.

Auflösung der Gegensätze aus dem IV. Hefte der „Erinnerungen":

46. Hermann, 47. Handschuh, 48. Galgenstrick, 49. Erasmus, 50. Herkules, 51. Morgenroth, 52. Spartakus, 53. Rührei, 54. Dutzend, 55. Spekulant, 56. Ostern, 57. Gagern, 58. Myrthe, 59. Fuchsia.

Aufgaben.

60. Immer, immer Juchhei!
61. Komm, prägnanter Styl!
62. Leander, trink Syrup.
63. Freiheit, König.
64. Richtige Loslassung.
65. Mensch, hörte Mensch.
66. Ein Rüberettig.
67. Land, steh' auf!
68. Feldmittelpunkt.
69. Bürgerfreiheit.
70. Ohne den Tag.
71. Fürstenverjagung.
72. Beschmutzen, beschmutzen!
73. Wenig ach! sagten die Wahrheit.
74. Beständige Anarchie.
75. Stirn, verhindere Thränen.

Auflösung

des Rebus im IV. Hefte der "Erinnerungen:"

1. Linienschiffe. — 2. Abhandlung ohne Ende. — 3. Unterthan.

Richtige Lösungen wurden eingesendet von: Herrn Ferdinand H., Dr. Franz Hrdliczka, Adalf von Czechenherz, Franz Breuer, Eduard Köhler, Karl Walter, Anton Thum, Guido Hrß, Franz Walter, Josef Stuchly, Leo Stumpf, Rudolf Bernard, Jakob Vetter und Jakob Porges, k. k. Postbriefträger.

Bilderräthsel.

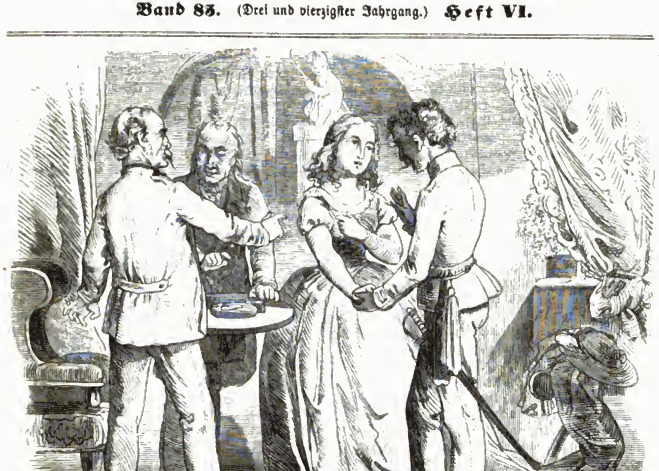
Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Papier und Druck des art.-typ. Instituts von Carl Bellmann in Prag.

Digitized by Google

Erinnerungen.

Illuſtrirte Blätter für Ernſt und Humor.

Band 85. (Drei und vierzigſter Jahrgang.) **Heft VI.**



Ein deutſcher Krieger.

Novelle von Karl Viktor Hansgirg.

(Schluß.)

Die von Arthur befehligte Truppe folgte in geſchloſſenen Gliedern im Sturmſchritte. An Arthurs Seite ritt im kurzen Trab wie ſein Schatten der alte Krieger. Er prüfte und richtete ſeine Waffen und ſaß ſo ſtolz und zuverſichtlich im Sattel, als ſei er kugelfeſt.

Allmälig wich der Dämmer, das Regiment bewegte ſich dem lichtenden Oſten zu. Das weinlaubbepflanzte Terrain ſenkte ſich ab gegen üppige Maisfelder und immer mehr erweiterte ſich mit der ſteigenden Sonne der Blick nach der wechſelvollen, in allen Fruchtarten lachenden Ebene.

An der Spitze des Regiments ließ der Kommandant ſein Machtwort erſchallen. Es galt nun in Inveruno, deſſen baum- und buſchumſchatteten Gebäude im erſten Sonnenglanze leuchtend herüberblinkten, die Verbindung mit den übrigen Truppen der zweiten Diviſion zu bewirken.

In der That! Es gelang auch bald. General Eſpinaſſe hatte bereits die übrigen Truppen, die einſtweilen kampirten, nächſt Inveruno auf einer mächtigen Ebene vereinigt. Er ließ das eben zuſtoſſende erſte Fremdenregiment vorbeidefiliren.

Als der alte deutſche Krieger im Bürgerrock neben ſeinem Sohne Arthur an ihm vorbeitritt und ſalutirte, neigte ſich der General verbindlich und ſuchte in ſeiner Miene zu prüfen.

Sein Antlitz war bleich, ſeine Miene ſtarr, ſeine Haltung kerzengerade, ſein Angeſicht ſchien wie aus karrariſchem Marmor gehauen.

„Seltsamer Mensch! — Unerklärlicher Widerspruch seines Wollens und Handelns! Doch er wollte nicht anders!“ so dachte sich Espinasse.

Arthur that das Opfer des Vaters nicht wohl, im Gegentheil erzeugte es ihm eine peinliche Empfindung. Er fühlte sich von den Ketten väterlicher Liebe in seinem pflichtmäßigen Thun wie gehemmt. Er kannte die aufreibende Wirkung der Gegensätze, die in dem fieberisch erregten Manne gährten und kochten.

Immer noch waren die Truppen der zweiten Division so gestellt, daß man von einer mäßigen Anhöhe nach Osten und Süden einen weiten Horizont übersah. Der Morgen war von wunderbarer Reinheit gewesen, das fernste Bild der Landschaft mit ihren Weilern, Dörfern und Villen, mit ihren Straßenzügen, Brücken und Schienenwegen sah man spiegelklar im günstigsten Morgenlicht liegen, der fernste Schall drang aus weiter Ferne herüber.

Im Süden glänzten partienweise die Waffen der französischen Truppen herüber, die ihren Hauptschock von St. Martino allmälig nach Borne entwickelten. Es vibrirte die Luft von häufigen Trommelsignalen.

Die Division Espinasse hatte ihre Aufgabe vorgezeichnet, sie sollte den linken Flügel der französischen Armee bilden und über Mesero nach Marcallo vorrücken.

Marcallo war aber noch ferne und wie auf dem Wege der Kundschaft erforscht wurde, von der Division Reischach besetzt.

Der Name Reischach, dieses in der Kampagne des Jahres 1848 und 1849 so hervorleuchtenden Namen — versetzte dem deutschen Major einen Stich durch das Herz. Er kennt Reischach persönlich und dieser hält große Stücke auf seine Gesinnung und Tapferkeit. Das Geschick und theilweise die eigene Tyrannei seines Gedankens hatte ihn jetzt in die Reihen seiner Gegner gewürfelt. Eine neue Gewissenspein treibt todesartigen Angstschweiß auf seine gerunzelte Stirne. Er verbeißt das innere konvulsivische Zucken des Seelenkampfes auf den bleichen, geschlossenen Lippen. Sein eigenes Kind selbst soll es nicht schauen, welchen Qualen er in dieser Stunde verfallen ist. Er schweigt regungslos.

Noch war von Mac Mahon an Espinasse nicht das Kommando erlassen, sich Marcallo zu nähern, und doch war es schon nahe an Mittag. Endlich erdröhnt durch die bebende Luft von Cuggiona und Casate her der brausende Ton der Schlachtenorgel, der Donner der Geschütze.

Wie Andacht — fürchterliche, aber seelenvolle Andacht erklang der Wiederhall der Kanonenschüsse in den Herzen der kampfmuthigen Soldaten.

Gott! Dein vernichtender Arm umbraust uns — er bringe uns Sieg oder Untergang, wir streiten und bluten — für Fürsten und Volk, für Ehre und Vaterland! —

Das war die Stimme, die sich in manchem Herzen erhob! — Diese Stimme erhob sich nicht in Krippmanns qualenzerrissenem Herzen. Er kam blos, um zu kämpfen und unterzugehen. Sein Antrieb war blos die wilde Welle seines Blutes und der Drang, an des Sohnes Seite zu streiten.

Die Geschütze unten erhielten bald Antwort aus dem Lager des Feindes, und in wenig Minuten hörte man Kette um Kette die Geschütze fortspielen und sah man die verderbenschwangeren Wolken da und dort am klaren Horizont sich erheben. Während sich hier ein dunkler Dunst verflüchtigend über die Atmosphäre erhob, wo die Batterien eben ausgespielt hatten, ballten sich in ferneren Distanzen am Erdboden in der Niederung fortwälzend wieder neue Gewölke unter mächtigem Donner.

Man hörte und sah es an dem Zuge des Gewitters, daß der Dunstkreis des Kampfes an verschiedenen Punkten gleichzeitig sich über das Schlachtfeld erhebend, immer mehr koncentrirte. Man hörte und sah aber auch zugleich, wie die Blitze und Donner der Schlacht von Süd nach Nord, von West nach Ost mit stellenweisen Schwankungen allmälig verliefen. Diese Beobachtung wirkte natürlich nur stärkend auf den Muth der Truppen unter Espinasse, denn sie bewies das stetige Vorrücken der franko-sardischen Armee.

So war es auch! — Napoleon stand in diesem Augenblick, von seiner treuen und tapferen Garde geschützt, noch immer auf der Brücke von St. Martino, der Uebergang war mit der größten Gefahr verbunden, da die Oesterreicher ihre ganze Hauptmacht diesem Uebergang entgegengeworfen.

Da erschien blitzesschnell wie ein Gestirn des Himmels Mac Mahon und stärkte die Garde mit solcher Gewalt, daß zwischen dem Schienenwege nach Ponte di Magenta und zwischen der Heerstraße einem Damme entlang das Vorschreiten der Franzosen immer gewaltiger anschwellte.

Man konnte dies nun immer deutlicher wahrnehmen, je näher sich die Heeressäulen ihrem nördlichen Ziele zu bewegt hatten. Das Knattern des Kleingewehrfeuers erschütterte immer dichter die Luft, und der Wirbel der Rauch- und der Staubsäulen trieb immer mächtiger ostwärts. Nun war es aber auch hoch an der Zeit, daß, sollte die Division Espinasse sich mit den vordringenden Truppen als ihr linker Flügel verbinden, erst Mesero erreicht werde, um sich dann ohne Aufenthalt mit dem Fluge des Siegesadlers auf das österreichisch besetzte Marcallo zu werfen.

Die Kolonnen wurden nun zum Sturmschritt getrieben, wuchtig und mit geschlossener Kette bewegten sie sich von der Anhöhe nach der Ebene niederwärts. Immer enger zog sich der Gesichtskreis, immer näher rückte man dem verworrenen Treiben der riesigen Schlacht.

Dem alten Krieger ward es nun leichter um's Herz. Er fühlte sich von diesem Treiben, dem er entgegen ritt, sympathisch ergriffen. Er roch Pulver und freier klopfte sein Herz. Er schien es in diesem Moment wieder vergessen zu haben, welche Stellung er einnahm, welchem Kampf er entgegen ging. Mit scheuen Blicken erforschte Arthur von Minute zu Minute des Vaters

Digitized by Google

bedenkliche Stimmung. Die Starrheit, in die er vor Kurzem verfallen war, die Verlorenheit des Geiſtes, die ſich in ſeinem Auge unverkennbar verrieth, der unnatürliche Entſchluß ſeiner Begleitung — Alles dies ließ ihn ahnen, daß bei ſeinem Vater die Freiheit des Denkvermögens gelitten und daß die Wallung des Blutes ſeine ſonſt ſo klaren Sinne, ſeine ſonſt ſo geläuterte Willenskraft beherrſchte.

Hier gab es kein Heilmittel, und die bizarre Idee bekämpfen zu wollen — hätte die inneren Konflikte vielleicht noch mehr zum Ausbruch gebracht.

Arthur konnte ſich übrigens gar nicht verhehlen, daß ſein eigenes Geſchick und der Ankampf gegen dasſelbe — in ſeinem Vater dieſe heilloſe Stimmung hervorgerufen. Er hatte blos eine Bitte an die Vorſehung, daß er von ſeiner Seite nicht hinweggerafft werde; denn geſchah es, dann ſtand ſein Vater verlaſſen da, dann kam gewiß ſein leidender Zuſtand in die bedenklichſte Steigerung.

Als das Fremdenregiment in Meſero angelangt war, neigte ſich die Sonne ſchon bedeutend nach dem Weſten. Die Schlachtendonner begaben ſich etwas zur Ruhe, es war ſpäte Nachmittagsſtunde. Die Kräfte hatten ſich ſchon furchtbar gemeſſen, die ehernen Würfel fielen mit wechſelndem Glück, die Wage der Schlacht war im Schwanken begriffen, aber bei alle dem hatten ſich die Franzoſen immer wieder die ihnen weilweſe abgerungenen Lorbeern zurückerſtritten, bei alle dem bewegten ſie ſich immer mächtiger nach oſtwärts.

Die Schlachtenpauſe lähmte die Nerven der ungeduldig harrenden zweiten Diviſion. Fluch und Klage erfüllte die Luft. Die Soldaten knirſchten die Zähne und ſtampften den Boden, daß das Wort „Vorwärts! in den Kugelregen!" noch immer nicht ertönt war. Arthur hatte ſeine Truppe, die ohne Kommando vorſtürzen wollten, nur mit eiſerner Fauſt in Ordnung zu halten. Arthurs Vater aber ſaß auf ſeinem Schimmel beinahe theilnahmslos wie ein ſteinerner Gaſt.

Endlich ſchlug die Stunde der Erlöſung für die muthigen, harrenden Herzen. Mac Mahons Befehl erging, über Meſero hinüberzuſetzen und das beſetzte Marcallo im Sturme zu nehmen. —

Die Kolonnen flogen jetzt dem Feinde todesmuthig entgegen, der Abend linderte die drückende Schwüle des Tages, oſt- und ſüdwärts begannen abermals die Batterien ihr ermunterndes Spiel. Schon war man auf Kanonenſchußweite gegen Marcallo vorgerückt. Schon hatte der Luftdruck Einen oder den Andern von der Seite gefegt, ſchon thaten auch die Batterien dieſer Diviſion beherzt ihre Schuldigkeit. Dieſe hatten jene bald zum Rückzug, endlich zum Schweigen gebracht. Eine Weile ſchien der Geiſt der Fehde erſchöpft nach Athem zu ringen.

Da blitzten bald die Gewehre der Infanterie herüber, aus den Weilern knatterte Kleingewehrfeuer. Das war der rechte Moment für die Fremdenlegion. Erſt löſten ſich die Plänklerketten in anmuthigen Schwingungen von der geſchloſſenen Reihe, mit der Gewandtheit und der Lüſternheit eines Tigers ſtürzten die des Einzelkampfes ſo mächtigen Legionäre auf den Feind und riſſen ſeine Plänklerketten mit wunderbarer Raſchheit entzwei. Kühn drangen ſie vor, der Bajonnetangriff parirte geſchmeidig gegen die Kolbenbewegung.

Mit tauſendfachen Hurrah's drang nun das Fremdenregiment vor, hie und da fielen die Männer von den wohlgezielten Schüſſen der gedeckten Scharfſchützen hingerafft, aber unaufhaltſam ging es vorwärts. Nun aber entſtand erſt drinnen im Dorfe der verzweifelte Kampf. Das Dorf war genommen, erſtürmt. Arthur hatte ſeine Truppe bis dicht an Marcallo herangeführt. Er ſchoß nicht, er hielt blos das blitzende Schwert in der Rechten der Truppe voran, in die der Tod mit gewaltiger Senſe gefahren war. Sein Vater ritt mit kalter Todesverachtung zwiſchen den ſinkenden Reihen, als gälte es einen Spaziergang.

Er zielte, er legte mit berechneter Feinheit das Gewehr an mitten im Pulverdampf. Aber es war ihm, als ſchnellte eine unſichtbare Hand ſeinen Gewehrlauf nach oben — er ſchoß in die Luft.

„Gott ſegne es Dir, Vater!" rief neben ihm Arthur im Vorüberflug.

„Kind! mir greift Jemand ſtets in's Gewehr, wenn ich eben am beſten gezielt. Nicht mein windelweicher Edelmuth iſt es. Ein Duldam fällt mir in den Schuß."

Arthur beklemmte dieſe verwirrte Rede die Bruſt. Das Entſetzliche hatte ſich ihm zur Deutlichkeit ausgeprägt, des Vaters Geiſt war umnachtet.

Nun aber mußte im Orte jedes einzelne Haus mit der kälteſten Todesverachtung genommen werden. Dieſer Kampf um Hof und Haus wurde noch furchtbarer, als von außen hin die Diviſion Reiſchach immer neue Truppen in den Kampf hineinwarf, die mit den Legionären handgemein wurden.

Ein tobender Lärm erhob ſich aus der ſchwülen Atmoſphäre des Ortes, bald vereinzelt, bald klumpenweiſe wüthete der Bajonnetkampf auf Leben und Tod und über dieſem wilden, blutigen und ſchauerlichen Bilde entleerte ſich krachend und zündend der verheerende Inhalt einer Kartätſche oder das Verderben einer platzenden Granate. Aus den zertrümmerten Dächern ſchlug die Flamme empor und unter den Trümmern wurden Franzoſen und Oeſterreicher ſcharenweiſe gebettet.

Zu vernichtend, zu verſchiedenartig zermalmend hatte die Kriegsbydra über dieſem Ort ihre Fittige flattern laſſen. Wer die kalte Ruhe beſaß, das Bild zu betrachten, der hatte ein Fragment des jüngſten Gerichtes vor ſich.

Haufenweiſe lagen die Todten und Verwundeten um die Gehöfte umher, und über den Leichen trieben die Lebenden ihr Werk der Verfolgung.

Da ſchien es, als hätte der Schlachtengeiſt wieder auf einen Moment ausruhen wollen.

Die Aufgabe der Diviſion Eſpinaſſe war gelöſt, das Dorf nicht blos genommen, auch vernichtet, der Feind nicht blos verdrängt, ſondern auch verſprengt, auseinandergeworfen.

Digitized by Google

Man sammelte sich da und dort. Gruppen standen um die Todten und Verwundeten. Schmerzensrufe erhoben sich. Verzweifelt war der Kampf; denn auf französischer Seite lag nicht allein Chabrières — des Fremdenregiments Kommandant — von Arthur gestützt, seine Seele verhauchend. Nein! Neben ihm hob sich in den Armen von Arthurs Vater Espinasse noch einmal mit rollenden Blicken empor, als suchte er zum letzten Mal den süßen Lebensodem zu trinken, um dann hinüberzugehen.

Und wie hier, so war dort der Verlust ein entsetzlicher. Auch dort hatte die Kugel den besten der Division fast in demselben Momente hinweggemäht. Auch Reischach war gefallen!

War das Maß noch nicht voll? — Die Sonne — sie war beinahe im Sinken begriffen. Blutigroth hatte sie über die bleichen Gesichter den Strahl gelegt, purpurroth erhob sich die immer weiter treffende Flamme über den Ort. Da wirbelte von Neuem die Trommel, und die Signaltrompete ertönte, mit dem Zeichen nach „Vorwärts!"

Der Sterbenden konnte kaum mehr gedacht werden, der Todten ward schon vergessen, die Verwundeten wurden ihrer Selbsthilfe überlassen, und im Sturmesschritt ging es auf Magenta los.

Magenta ward im Abenddämmer erreicht, jenes Magenta, nach welchem lenkenartig die Heere mit ihrer wuchtigsten Kraft aufeinanderstießen. Den ganzen Tag über entbrannte hier die Flamme des Krieges, und sie war noch nicht im Verlöschen begriffen. Bevor sie erstickt, da wüthet sie wohl am gräßlichsten.

Hurrah'ſ! Hurrah'ſ! tönten durch die pulverrauchgeschwärzte Dämmerung. Der Bahnhof war erreicht und erstürmt. Zurück wälzten sich die Oesterreicher. Das grobe Geschütz wüthete noch immer durch das Dunkel.

Abermals hatte Arthur seine Soldaten bis an den Bahnhof herangebracht. Abermals ritt sein Vater dicht neben ihm mit der Starrheit eines steinernen Gastes. Trunken jubelten die Kehlen Sieg. Da kam etwas sausend durch die Luft — ein Druck — ein Sturz. Beide Reiter wühlten sich in den Sand ein.

Nach ein paar Minuten regte sich Krippmann wieder, er hob sein Haupt nach der Seite — und erkannte seinen Sohn Arthur, der neben ihm lag, jedoch regungslos.

Krippmann suchte nun alle seine vom Luftdruck erschöpfte physische Kraft wieder zu sammeln.

Er stemmte sich mit den Armen nach aufwärts, neigte sich über Arthur; doch Arthur gab kein Zeichen des Lebens von sich, er war todt. Er starb einen kurzen und raschen Reitertodt.

Rings um die Leiche seines Sohnes wimmelte es nun haufenweise von Leichen und kampfunfähigen Männern. So viel die Dämmerung gestattete, so hatte sich neben dem Eisenbahndamm in den Gräben der Tod und das Verderben gehäuft, denn auf dieser Linie brauste zumeist die Schlacht.

Der Alte weinte wie ein Kind über dem Leichnam seines Sohnes. Den Horchenden war, als ob seine Seele verströmen müßte. Jetzt fiel noch der letzte Lichtschein des Abends in den Graben, oder war es der Wiederschein des Feuers, welches die Magazine des Bahnhofs verzehrte?

Genug, das Licht fiel auf das leidverzerrte Antlitz des Greises, das die weißen Haare umwehten und das er sich mit den Fäusten zerschlug.

„Thuen Sie Einhalt!" rief die Stimme eines Mannes, der sich neben dem Greise vom Boden gerafft. „Ich erkenne Sie — Sie sind Major Krippmann; vergessen Sie im Schmerze nicht die Würde des Mannes."

„Ich fühle keinen Schmerz, Freund!" sprach der Alte erschrocken durch das Mahnwort. „Wozu Schmerz? Wenn dieser da blos schläft, hab' ich nichts zu bedauern, und er schläft ruhig und sanft. Aber ich wurde gemordet, und ich weiß nicht welcher Feind dies gethan hat, der innen oder der außen, ein Franzose oder ein Oesterreicher!"

Die Spuren eines zerrütteten Geistes sprachen hier nur zu deutlich, diese unerschütterliche Logik eines alten Mannes hatte durch den Schmerz einen Riß bekommen und das Wahrnehmungsvermögen eines jeden Kindes war deutlicher. Als der fremde Krieger dies bemerkt — hob er sich unter Aechzen, denn er war an der rechten Schulter durchschossen, von seiner Stätte, schleppte sich zu dem Alten hinüber, und da er wußte, daß der Greis eines Führers und Freundes bedürfe, schwur er beim Himmel, ihm dieses zu sein, ihn nicht mehr zu verlassen.

Und er hielt treulich Wort; denn wir erkannten in ihm bereits Heinrich von Dornwall und sind nun, da wir wissen, wie unter seinem Schutz und Schirm der erkrankte Greis im Hospital von Verona ein Asyl gefunden, auch weiter in der Lage, der endlichen Entwickelung dieser Geschichte Gehör zu geben.

Fünfzehntes Kapitel.

Die vereinte Familie.

In den gewölbten Gängen des Hospitals zu Verona verhallte der beschleunigte Schritt eines Mannes, an dessen Arm eine Dame in Reisekleidern geiehnt war.

Eigenthümlich! Während die Erreichung des Zieles die Muskelkraft des alten Herrn spannte, in dem wir Karl von Krippmann alsogleich, nur fast verjüngt wiedererkennen, war die Wirkung bei seiner Nichte Emerenz, deren Kniee zusammenzusinken drohten, die entgegengesetzte. Ein dumpfes Vorgefühl von einem außerordentlichen Schmerz, der sie jählings nun treffen werde, hämmerte ihr an die Schläfen. Nur den ersten Moment einer entsetzlichen Entdeckung wünschte sie hinter sich und dann glaubte sie auch wieder auf festerem Boden zu stehen und dort, wo es nöthig, heilsam werden zu können. Ihr Gesicht war bleich und eingesunken, ihre Gestalt bewegte sich hinfällig.

Onkel Karl ließ sich auf Nummer 71 geleiten, die Dame am Arme hinter sich ziehend. Heinrich wußte,

Digitized by Google

wen er empfange. Freudiger Schreck machte ihn erröthen, während Emerenz bei Heinrichs Anblick zusammenschrak.

Sie erwiederte Heinrichs Verbeugung, an die sich ein Händedruck von Onkel Karl geknüpft, der ihm durch Emerenz nun vorgestellt wurde, durch ein flüchtiges Kopfnicken.

„O! Geben Sie uns Gewißheit — ich sterbe vor Höllenpein, wie steht es um ihn?"

„Sie meinen, meinen lieben Freund — Ihren Vater! — er ist wieder, wie er seit Jahren gewesen, vollkommen gesundet, unbefangen, ja zuweilen auch heiter wie sonst, wenn er des Sohnes Arthur nicht gedenkt!"

„So sprechen Sie das furchtbare Wort aus, Arthur ist todt!" rief Emerenz mit Heftigkeit.

„Es ist, wie Sie gesagt, ich selbst begrub ihn trotz dieses verwundeten Armes mit dem linken und mit Hilfe einiger ihm treu ergebener Soldaten."

„Arthur todt!" Ein finsterer Schatten lagerte sich über die starren Züge des Mädchens.

„Wo ruht Arthur?"

„Beim Bahnhofe zu Magenta unter einer riesigen Eiche. Ich sorgte auch für ein Kreuz."

„Wackerer Mann, wie ist die Familie Krippmann in Schuld gegen Sie, wie vergilt sie Ihnen Alles?" rief Onkel Karl mit thränenfeuchtem Auge.

„Ach! Und mein armer Vater," jammerte, plötzlich zur Befreiung ihres Druckes auf Hirn und Herzen durch Thränen gelangt, Emerenz. „Heinrich! bleiben Sie so offen und wahr — sagen Sie uns, von welchem Leiden war mein guter Vater befallen? Was um Gottes Willen ist's mit dieser Kopfwunde?"

Das gegenwärtige Bekenntniß schien Heinrich am schwersten werden zu wollen, das flüchtige Roth wich von seiner Wange:

„Ihres Vaters Leiden war der Schmerz um den Sohn, er hatte ihm den Geist gebrochen"

„Gott im Himmel, wahnsinnig!" rief nun mit dem höchsten Entsetzen Onkel Karl aus. Emerenz' Blick umschleierte sich, sie glitt in die Arme des entsetzten Greises.

Nach ein paar Minuten erwachten die durch Erfrischungen geweckten Lebensgeister, Emerenz erhob sich, blickte um sich und frug mit der Stimme eines Sterbenden:

„Und jetzt?"

Heinrich begriff vollkommen. „Jetzt ist auch nicht eine Spur seines momentanen Leidens vorhanden. Es gibt nur einen Punkt seines Herzens, der unberührt bleiben muß, es ist der Name Arthur! Bei diesem Worte zuckt er krampfhaft zusammen und seine früheren verworrenen Ideen über Arthur und über das Schlachtfeld treten dann wie Erinnerungen von etwas wirklich Erlebtem vor seine Seele.

„Seine Ideen waren in diesem Punkte nur eben getrübt. Als ich mich am Schlachtfeld an seiner Seite erhob, um ihm beizustehen, da war er von dem merkwürdigen Wahne ergriffen, Arthur schlummere blos, er aber sei todt.

„Es war sehr schwer, ihn von dem wie er sagte Schlummernden zu trennen und doch mußte es weiswise geschehen, um die Bestattung einzuleiten, die er mit Gewalt zu verhindern bemüht war. Er glaubte sich im Mondschein, wo die Reben vor ihm sich emporwanden, nach Neustadt versetzt und pries sich glücklich, wieder in deutschen Landen zu sein. Er begehrte ungestüm nach Ihnen."

— — Emerenz brach nun in ein krampfhaft wildes Schluchzen aus. Onkel Karl hielt sie umfaßt und ermahnte sie zur Ruhe, indem sie in diesem Zustand vor Ihren Vater nicht treten dürfe.

Nachdem sich Emerenz wieder ein wenig ermannt, setzte Heinrich im ruhigen Tone seinen Bericht fort.

„Ich sagte Ihrem Vater, ich könne seine Tochter nicht aus Rheinbaiern hieher rufen und schilderte ihm lebhaft unsre Begegnen am Dampfschiffe. Da verrieth er in überaschender Weise detaillirte Kenntnisse von dieser Ihrer Partie.

„Ah! es war damals," sprach er, „wo die Esmarchs und der Brausewind Lindholm meine Emerenz verleiteten, nach Lindholm zu fahren."

Zornröthe schoß in seine Wangen und mit geballter Faust rief er aus:

„Freund! ich danke Ihnen, Sie haben mir aufgeklärt, daß wir in Neustadt nicht sind. Nach diesem Neustadt mag ich um keinen Preis mehr wiederkehren."

„Diese Details gebe ich Ihnen eben, damit Sie wissen, was im Gespräche zu verhüten oder zu umgehen sei."

„Und ich erkenne aus dieser Andeutung, daß mein Vater sich meinen poste restante Brief von Turin abgeholt habe. Ich weiß, daß man den Punkt Neustadt auch nur in zartester Weise berühren darf. Nun verspreche ich Euch Herren, Fassung — Ihr begehrt sie, kann doch meine Dankbarkeit gegen Eure Wohlthaten sich in keiner andern Weise bethätigen.

„Jetzt gilt es die Unbefangene zu spielen, Fräulein!"

„Ach! mit zerrissenem Herzen!" betonte sie mit ergreifender Wahrheit.

„Sie sollten jubeln, Emerenz! daß der Vater genesen ist — und entsetzen sich noch so übee eine Vergangenheit, die kein Recht an uns hat. Sie waren so heiter, so unbefangen in Chodau, sagte mir Freund Alain, und jetzt diese Rückfälle. Freilich, ich mußte Sie täuschen, grausam täuschen in meinem Briefe."

„Die Verschollenheit — war — Tod und die Kopfwunde eine innere!" versetzte Onkel Karl bitter, die Achsel zuckend. „Nun aber treibt es mich unaufhaltsam meinen guten Beudee zu sehen. Geleiten Sie uns, theurer junger Freund meines Bruders!"

Sie traten in ein lichtes, freundliches Zimmer, in dem Major von Krippmann mit Lektüre beschäftigt war. Sobald er die Ankömmlinge gewahrte, stürzte er mit leidenschaftlicher Heftigkeit auf sie los. Er wußte nicht vor Liebesdrang, wem er eher seine Umarmungen widme, zu Emerenz zogen mehr die natürlichen Bande, an Bruder Karl hatte ee wieder — den er so lange

Digitized by Google

nicht geſehen — das Opfer ſeiner Begleitung zu ſchätzen. Er drückte Emerenz mit einer Macht an das Herz, daß ihr bange darum wurde. Der Handſchlag, den er ſeinem Bruder nach heißer Umarmung applicirte, ſchallte in dem gewölbten Raume.

„So ſind wir einmal wieder beiſammen, woran wir uns ſeit Jahren nicht gefreut. Ach! meine Emerenz! das waren Leidenstage, Kämpfe, innere und äußere, Du wirſt mich gräulichen Ausſehens finden!“

„Mit nichten, Vater!“ entgegnete Emerenz mit bebender Stimme, „Du ſiehſt bloß ſonngebräunt aus.“

„Dieſe Leiden, dieſe Affairen!“ ſchob Krippmann wieder dazwiſchen.

„Wir haben ſie alle mit Dir gelitten, mein Vater! Dein Bruder und ich, in Chodau dachten wir oft Deiner! In Leid und Freude!“

„Gibt es auch Freude in dieſem ernſten, melancholiſchen Chodau; nun, ich will nicht undankbar ſein, da es meinen Bruder Karl im jugendlichen Glanze erhält.“

Onkel Karl ſchmunzelte.

„O! Wir haben etwas ſehr Heiteres in dem ernſten Chodau erfahren, mein Väterchen!“

„Potz tauſend! ſo erzählt!“

Dieſer Aufforderung wurde Genüge geleiſtet, die Partie der Erzählung übernahm der in dieſen Stücken ſo gewandte Onkel Karl.

Die Geſchichte ſchien nicht blos den Major mächtig zu erheitern, ſondern auch freudig ſein Bruderherz zu rühren. Onkel Karl mochte Recht gehabt haben, als er öfter behauptete, nichts würde die Freude des Majors über das Geſchehene erreichen und ſie würde die des Beſchenkten überbieten.

„Nun bin ich erſt vom Herzen und doppelt froh, Bruder, Deine biedere Rechte zu ſchütteln, nun biſt Du der freie ſtolze Mann und unabhängige Kapitaliſt, als den ich Dich längſt ſchon ſo gerne begrüßt haben würde.“

Onkel Karl lächelte gutmüthig und ergänzte: „Und zu welchem mich auch Tante Klariſſa geſtempelt haben wollte. Merkwürdig hat ſie dieſen Fund an eine Reiſe gebunden; denn nur ſo kam er aller Wahrſcheinlichkeit nach zum Vorſchein.“

„Nicht ſo merkwürdig, als Du glaubſt, Bruder! Du erinnerſt Dich ja unſerer Jugendträume, in denen wir unbefangen von Tante Klariſſa geſchwärmt. Sprachen wir denn nicht immer von einer gemeinſchaftlichen Auswanderung, nach Amerika oder Auſtralien zu ziehen und dort eine neue deutſche Gemeinde zu gründen, und ſcherzte ſie nicht immer dabei: ich ziehe mit als Miſſionärin! — Wollte ſie Dir nicht vielleicht andeuten, Du mögeſt im Alter Deiner Jugendpläne gedenk ſein. He?“

„Beim Himmel! Du könnteſt Recht haben, dieſe Vermuthung ergreift mich wie etwas Wirkliches.“

Während der Erzählung ſchon hatte ſich die ganze Geſellſchaft feſthaft gemacht. Onkel Karl konnte nicht unerwähnt laſſen, welchen darauf bezüglichen Traum — eine Art Offenbarung — Emerenz gehabt. Emerenz ſah ganz wonnetrunken aus. Heinrich warf einen tief forſchenden Blick auf Emerenz, er war überhaupt bisher ſchweigſam und betrachtend geweſen. — Er bewunderte die liebevolle Faſſung und die zärtliche Anſchmiegung des Mädchens an den Moment. War es dieſelbe geweſen, die träumeriſch verloren und ſinnend am Dampfer ſtand, dieſelbe, die bleich wie eine weiße Roſe und bebend wie eine ſolche vor einer Stunde an der Thürſchwelle ſeines Zimmers erſchien, dieſelbe, die vor Angſt und Beſorgniß ohnmächtig zuſammenſank vor ungeſtümer Qual, unter der Gewalt eines Weinkrampfes ſich krümmte, dieſelbe war es, die jetzt ſo neckiſch zu lächeln verſtand, die in Frohſinn wie aufgelöſt ſchien und nur geſchaffen, die Runzeln auf der Stirne ihres Vaters zu glätten?

„Sie iſt die Wahl meines Herzens geworden, da ſie ſchon lange das Ideal meiner Jugend war. Ich will mit ſie treu erringen und ihrer würdig bleiben. Mein Geiſt paßt zu ihrem Geiſte, mein Gemüth zu ihrem Gemüthe. Das Schickſal möge mir nicht die Kraft verſagen, ſolch' ein Weſen zu beglücken.“

Onkel Karl hatte ſich von ſeinem Sitze entfernt, mit den beiden Etuis in der Hand war er bald wieder gekommen. Sie wurden enthüllt. Der berückende Glanz und der antiquariſche Werth dieſer Funde erweckte auch hier bei Krippmann, dann bei Heinrich ein fabelhaftes Erſtaunen.

Man beglückwünſchte den Beſitzer allerſeits wieder auf die herkömmliche Weiſe.

„Der Schatz iſt bedeutend, Donner und Doria — aber Kinder ich weiß mir einen beſſern noch.“ Alle ſahen geſpannt den muntern Major an. „Ein edles Herz, ſo theilnehmend und unterſtützend in Drangſalen, als das dieſes jungen Kriegers. Ihm habt Ihr mein Leben zu verdanken. Er war ſo ſorgſam um mich bemüht.“

Es kam der von Emerenz längſt erſehnte Augenblick, wo ſie mit freimüthiger Offenheit ihre Hand in die ſeinige legen durfte, um ihm für allen ihrem Vater ſo opfervoll geleiſteten Beiſtand zu danken.

Sie that es — gewiß mit ungeheuchelter Rührung, er erwiederte dieſen Dank mehr herzlich als laut, durch den Ausdruck ſeiner Miene, durch Geberdenſpiel und Bewegung.

Auch Onkel Karl that es, wenn auch mit minder romantiſchem Feuer, mit geringer Seelengluth. Mit dieſer Scene waren die Familienſeſſionen in Nr. 71 eingeleitet. Des Namens Arthur wurde weder von Krippmanns, noch von anderer Seite mit einem Stebenswörtlein gedacht.

Bei dem Familienrath, der ſich alltäglich im Hoſpital verſammelt, fehlte Dornwall nie — Krippmanns unzertrennlicher Freund.

Sechzehntes Kapitel.

Raſche Entſchlüſſe.

Die beiden Brüder waren miteinander heute eben um die Stadt promenirt. Emerenz blieb daheim, um Elsbeth zu ſchreiben. Heinrich kam herüber in der Vormittagsſtunde wie gewöhnlich.

Digitized by Google

Die Steinplatten glühten, die Sonne ließ ſogar durch die dichtverhängten Vorhänge ihre ſengenden Geſchoſſe herab. — Auch das Blut Heinrichs wallte ihm ſiedend zu den Schläfen, als er Emerenz allein fand.

Sie ſprang erſchrocken vom Schreibtiſch auf, ſie wollte Heinrich begrüßen — ſie ſtockte. Ein ſchüchternes Lächeln flüchtete ſich von den Lippen blos in das Auge und endlich ſtand ſie ernſt in feierlicher Erwartung vor ihm.

Heinrich ſtreckte ihr die Hand entgegen, der glühende Druck durchbohrte ſie vom Wirbel bis zur Sohle, ein nie empfundener Schauer durchflog ihre Glieder.

„Emerenz! Wie hab' ich Sie ungeſtüm geſucht, um meine Stimme allein vor Ihnen erheben zu dürfen. Darf ich es wagen — hinwegzuſtreifen in dieſer bedeutungsvollſten aller Stunden für mich — das kalte Ceremoniel — darf ich Dich, Emerenz! — der ich nachgeträumt habe ſeit meinen Kinderjahren, die ich mir vorgeſpiegelt, ſeit ein ſeltſamer Zug der Vorſehung Dich vorbeigleiten ließ wie ein Märchen — darf ich Dich — die ich erkannte in trüben Stunden, die mich nur noch mächtiger feſſelten ungertrennbar in Geiſt und Gemüth — darf ich Dich, Urlicht meiner Seele! mein nennen für immerdar? Alles iſt fahl, ſtarr, krank, leb- und lieblos, was mir nicht durch Deinen Hauch erſt beſeelt worden; darf und kann ich Dich mein nennen? — Ich feſt und treu, feſt und treu hab' ich — wie die welke Aſter — Dir vielleicht weiß geworden in der Erinnerung — vielleicht auch Dir nie jemals etwas geweſen, — feſt und treu hab' ich an Dir gehalten. Meine Verehrung zu Deinem Vater wurde Leidenſchaft, meine Zuneigung untrennbare Freundſchaft — Emerenz; denn Du ſtandeſt hinter den Qualen, die wir durchlebt, als der Stern, alle Nacht beſiegend, als die Zuverſicht meines Herzens. Emerenz, Dein Blick ſagt Gluth — was kann ich erwarten?"

Durchglüht wie von einem höhern Wiederſchein ſtand plötzlich zu einer Flamme geworden der blonde Heinrich von Einſt. Sein Auge zuckte Blitze, ſeine Locke warf ſich um die pochende Schläfe, kirſchroth ſchwellte die Lippe, die Wange ſtand in Roſenglut.

Von der durchbohrenden Gewalt ſeiner Blicke und von dem Redeſtrom ſeiner Worte bis zur Verwirrung gebeacht, ſprach ſie, das Auge zu Boden geſchlagen, das um Schonung bat:

„Heinrich! Du biſt mir nicht blos Bruder geworden, mir, der verlaſſenen Schweſter, Du biſt nicht allein in Arthurs Stelle getreten, nein! Vernimm, daß Du mir Alles biſt in dieſer Stunde der Entſcheidung. Spielend ſchlich ſich Dein Bild aus den Kindestagen auch in meine Träume, ſpielend verwehte es der Hauch mancher Stunde, aber die Aſter, die Du mir mit liebinnigen, ewigſprechenden Worten am Brunnen gereicht, die Aſter — konnte wohl in der Wirklichkeit, nicht aber in der Tiefe meines Buſens welken. Als Du mir wieder erſchienſt — von dem liebinnigen, offenen, treugläubigen Knaben zum ſtolzen kräftigen Jüngling geworden, der meine Seele geſtreift — da faßte mich ein unreigenes Ahnungsgefühl. Daheim fand ich Deine Aſter wieder, ſie prangte in hellen Farben vor mir, ſie ſprach in helltönenden Worten mich an; ſie führte mich endlich in ein Buch als Zeichen gelegt, zu dem Bibeltext hin:

„Du haſt mir gewandelt mein Weinen in Freude, zerriſſen mein Trauerkleid und mich umgeben mit Freude. Mein Heinrich! ſo war es, ſo haſt Du's gehalten mit Deinen Worten, mit Deinen Thaten!"

Sie küßten ſich, die beiden Liebenden, von einer Flamme elektriſch berührt, und es ward endlich feierlich ſtille um ſie.

„Wie ſollen ſich aber, Heinrich! unſere Lebenswege begegnen? Haſt Du nicht gehört, wie die Brüder immer vernehmlicher und vernehmlicher mit ihrem Plane herausrücken, gleich von Italien aus, ſich nach Auſtralien einzuſchiffen?"

„Eben dadurch, Emerenz! Meinſt Du, ich könnte Dich und Deinen Vater verlaſſen? Nimmermehr! Prinz Alain war da, um mir zu verkünden, daß mein Vater mir in einen fremden Welttheil gerne folgen werde, ein trauriger Schleier ruht über der Vergangenheit meiner Mutter. Sie iſt vor wenig Wochen geſtorben und wir fühlen, ſo wie Dein Vater, Schaffens- und Werdeluſt, in Auſtralien ein klein Stück Deutſchland zu gründen. Ich habe dies ſchon mit Deinem Vater beſprochen, unſere Alten werden trefflich für einander geſchaffen ſein. Ich habe mit meiner kühnen Kriegsthat bei Magenta Ruhm und Ehre mir erworben, wie ich ſie niemals geträumt. Ich bin eingegeben für den Maria Thereſia- Orden. Schlingt ſich dieſe Krone um meinen Namen, dann windet ſie ſich zugleich auch bald um den Deinen und dann bin ich vom europäiſchen Ruhme geſättigt genug."

Die beiden Brüder kamen ſpäter, als ſie verabredet, aber fröhlicher als je.

„Wir haben feſte Pläne geſchmiedet, Kinder, Pläne wie Ankertaue!" ſcherzte Krippmann.

„Ganz recht, Väterchen! Du träumſt von Jollen und Barken, ich auch!"

„O köſtlich, alſo kein Widerſtand, keine Breſche zu ſchießen, keine Seekrankheit am Lande. Nur ſchnelle! Mag mit Gott flott werden, was wir uns ausgedacht. Was ſollen wir noch im Spital? Ich fühle mich nicht mehr wund im Kopfe, wie ehemals, und auch mein Ritter hat ſeit zwei Tagen die Binde vom Arme geſtreift."

Und Onkel Karl zog heute ſeine koſtbare Doſe hervor: „Alſo eine Priſe auf gut Lotſenglück!"

„He! Emerenzchen! Tante Klariſſa's Thälerchen, die ich Dir eingehändigt, werden zuſolge eines väterlichen und onkelhaften Paktes dennoch als Ueberfahrtsgeld und Grundkapital verwandt werden müſſen."

Da ſprang Emerenz raſch vom Sitze auf, und mit einer diktatoriſchen Fingerbewegung rief ſie:

„Nein! ich proteſtire!"

Die Täuſchung war gelungen, wirklich ſah der alte Vater das ſcherzende Kind mißtrauiſch von der Seite an.

„Tante Klariſſa's Thälerchen wurden mir zum Heiratsgute beſtimmt und ich denke —"

Da fiel ihr Heinrich in's Wort:

Digitized by Google

„Emerenz denkt, daß sie Braut werden könnte, und Emerenz ist Braut, wenn Du, Vater! — auch der meine zu werden mir die Seligkeit bereitest! O Freund meines Herzens! Sprich das ersehnte Wort aus, gib uns den Segen!"

Heinrich nahte sich, mit einer anmuthigen Bewegung Emerenz an sich ziehend, mit halber Kniebeugung dem Alten.

Krippmann bebte, ein unterdrückter Thränenstrom rang in ihm; der Name „Vater!" aus dem Munde eines Mannes hatte ihn an den schlafenden Arthur erinnert, zugleich aber in ihm das Gefühl erweckt, daß nur er fähig sei, Arthurs Stelle in seinem Herzen zu ersetzen.

„Arthur schläft, lassen wir ihn fortschlafen; Heinrich, Du lebst, Du wachst, Du liebst — lebe und wache mit uns und liebe sie mit Deinem reichen Herzen, sie wird Dir's nicht mit Kargheit entgelten. Wir wollen drüben ein neues Glück gründen, eine feste, treue Familie, eine neue freie Gemeinde, wir wollen deutsche Kultur auf ein wildes frisches Reis pflanzen und deutsches Christenthum!"

„Mit Klarissa's Segen!" rief Onkel Karl.

„Mit der Erfahrung des Alters und der Kraft der Jugend!" rief Krippmann.

„Mit Deinem Schutze, Deiner Weisheit!" sagte Emerenz, von Heinrichs Armen umschlungen, dessen rechter von seiner Wunde nichts mehr wußte. „Und mit Elsbeths Häuslichkeit, die wir sogleich bestellen, daß sie mit ihrem Heimwesen flott werde!"

Alles verschmolz in eine innige Gruppe, und so blieb es auch meerüber im australischen Lande.

* * *

Nach mehren Jahren kam ein Brief aus Auckland im Neuseeländischen von Elsbeth an ihren Bruder gerichtet, den sie anwarb, um herüberzukommen.

„Unsere Herrschaft ist hier wie im Himmel, drei Kindlein beleben das Haus des Barons, da sind auch die alten Herren darüber hocherfreut. Wir haben eine Farm um 475 Pfund Sterling und 20 Stück des prächtigsten Viehs. Das ist ein Leben und Treiben. Berge von Austern liegen um uns. Das ist für die Austernschlürfer was Rechtes. Die Herren civilisiren unsere Wilden, solche Schwarze weißwaschen ist eine Kunst. Sie kommen oft in meine Küche und bringen mir Pech, Obst, Fische und Honig. Das ist das Honigland aus dem alten Testament. Der Honig läuft hier allenthalben aus den Bäumen. Alles reitet, Mann, Weib und Kind, sogar ich auf den Markt, um Käse und Butter zu kaufen. O! komme zu uns herüber. Wir bilden hier, wie der alte Herr immer sagt, zusammen Alle: Eine Familie, Eine Gemeinde, Einen Staat."

Schilderungen aus dem Natur- und Völkerleben Ostafrika's.

Von Otto Ule.

Einer ungeheuren Spalte gleich, wie von vulkanischen Kräften geöffnet, tritt das rothe Meer trennend zwischen die Kontinente von Asien und Afrika. Zu beiden Seiten von hohen Gebirgen umsäumt und nur dem Nordwinde zugänglich, der über die erhitzten Wüsteneien Arabiens und Egyptens weht, oder dem Südwind, der aus den Aequatorialgegenden kommt, wird es von einer stets glühenden Luft überlagert. Aber die Gebirge treten von keiner Seite unmittelbar an das Meer, sie lassen einen bald schmäleren, bald breiteren, niedrigen Küstenstrich frei, der zum Theil ganz den Charakter des Meeres theilt, die Trockenheit und Gluth seiner Atmosphäre. Dieser sandige Wüstenstrich der ostafrikanischen Küste ist die Wohnstätte eigenthümlicher Völker, die aus einer steten Vermischung von Asien herüberkommender semitischer Völker mit den einheimischen alteguptischen und Neger-Racen hervorgegangen ist. Von dem tiefen Einschnitt der Bai von Tadschurra und dem Laufe des Hawaschflusses erstreckt sich nach Norden längs der abyssinischen Alpengebirge bis in die Nähe von Suakin der von den Danakil bewohnte Küstenstrich des Samhar, während südlich längs des Golfs von Aden und bis zur äußersten Ostspitze Afrika's, dem Cap Gardafui, die Somaliküste sich hinzieht.

Wenn man sich vom Meere der afrikanischen Küste nähert, so erblickt man einen niedrigen, glänzenden Streifen gelben Sandes, öde und dampfend von Hitze, der seltsam kontrastirt zu dem Dunkelblau des Himmels und dem Indigoblau des Meeres. So weit die Fluth reicht, ist der Boden morastig, während weiter landeinwärts hin und wieder schlammige Bäche den Sand durchfurchen, oder schwarze Flächen die gelbe Einöde unterbrechen, deren Boden mit Salz geschwängert ist und die gewöhnlichen Salzpflanzen der Wüste trägt. Eingeborene, die im Sommer über diese erhitzte Ebene reisen, werfen nasse Tücher über, die sie nach jeder halben Stunde wieder mit Seewasser netzen, und doch erliegen Manche dem brennenden Durste, welchen der heiße Wüstenwind erzeugt. Aber noch tödtlicher ist die erstarrende Kälte, die hier im Winter von den Bergen herabweht. „Hitze wird lästig, aber Kälte tödtet," sagt das Somali-Sprichwort.

Nur da, wo einer der seltenen Flüsse von den westlichen Hügeln herab dem Meere zuströmt, vermag sich das Auge am Grün der Vegetation zu erquicken. Eine lange Linie von Tamarisken bezeichnet seinen Lauf, und ihr lichtes Grün hebt sich anmuthig vom amethystblauen Himmel ab. Das sind die Paradiese dieses Landes. Akazien der verschiedensten Art fassen die Ufer ein, manche stark mit Dornen besetzt, andere Fallschirmen gleich, ein undurchdringliches Dickicht bildend. Schlingpflanzen umwinden gleich Schlangen einen mächtigen

Digitized by Google

Baumſtamm oder verbinden gleich Tauen die oberen Zweige, tief zur Erde hinabhängend. Ueberall wuchern Schmarotzerpflanzen, bald lichtgrüne Gewölbe bildend, bald halbverweſte, am Boden liegende Stämme überziehend. Von den zarteren Zweigen der Bäume hängen die glockenförmigen Neſter der Loxia herab, im Winde ſich ſchaukelnd, und aus dem dichten Laube ſchallt der helle Geſang buntbefiederter Vögel. Selbſt das Flußbett nimmt mit ſeinem feinen weißen Sande und ſeinen ſchimmernden Glimmer-, Quarz- und Porphyrſtückchen an dem Schmucke der Landſchaft Theil. Hie und da taucht ein kleines Eiland aus dem Waſſer, von Akazien, Jujubenbäumen und hellgrünen Koloquinthen bedeckt.

Wenn auch dieſe vegetationsreichen Thäler vorzugsweiſe die Sammelplätze der Thierwelt ſind, nament-

Neue Thiere im Somali-Lande.
Rechts im Vordergrunde ein Eidechsbörnchen (Xerus Dabagala); dahinter eine Felſenmaus (Pectinator Speckii); links ein Trappe (Otis Heuglinii); im Hintergrunde ein Tölpel (Sula melanops).

ſich die Brunnen, welche zur Nachtzeit Löwen, Leoparden und Elephanten herbeilocken, ſo daß der Reiſende ſich hüten muß, in ihrer Nähe ſein Zelt aufzuſchlagen; ſo ſind doch auch die Strandwüſten ſelbſt nicht arm an Thierleben. Ueberall im Sande erblickt man die Spuren

Digitized by Google

von Schlangen, und an Skorpionen und Tausendfüßen fehlt es nirgends. Ganze weite Strecken dieser Ebenen sind ein wahres Netzwerk von Löchern, in welchen sich eine Feldratte mit rothbraunem Rücken und weißem Bauch aufhält. In solchen Löchern wohnt auch die Dabagala, ein Erd-Eichhörnchen mit kurzhaarigem, glänzendem, oben röthlichgelbem, unten weißem Fell und schwerem, gegen das Ende dichbuschigem Schwanz. Wenn der Mond aufsteigt, beginnt das Heulen der Hyäne und des sie begleitenden Schakals. Dann läßt auch der Hidihidin, ein rother, langbeiniger Regenpfeifer seine eigenthümliche Stimme vernehmen, die eine Sage der Somali als einen Schwur des Vogels deutet, nie mehr zur Nachtzeit zu ruhen und nie mehr Fleisch zu genießen, wie seine einstigen Gefährten, die Raubvögel, die ihm einmal, während er schlief, Alles weggefressen hatten. Auch von Straußen und Trappen und Antilopen ist die Ebene belebt, besonders weiter aufwärts, wo die Hügel beginnen. Dort wird auch der Pflanzenwuchs kräftiger, Dorngebüsche und Akazienengruppen treten auf, in die sich bisweilen ein indischer Balsambaum mischt, und nach dem Monsun erscheint sogar die ganze Landschaft mit üppigem Grase bedeckt.

Malerisch ist der Anblick dieser Berge, welche die Strandebene landeinwärts begrenzen und gleichsam die Vorschwelle des ostafrikanischen Hochlandes bilden. Ueber einem glimmerreichen, von Quarzadern durchzogenen Granit lagern Sand- und Kalksteineinschichten von brauner, gelber oder grauer Farbe, oft von dem Regen aller Dammerde beraubt. Die Höhen sind meist abgerundete Kegel, durch Joche oder Einsattelungen verbunden, und das graugrüne Laub mancher Akazienarten verleiht ganzen Strecken eine gewisse Aehnlichkeit mit den Oelbaumhügeln der Provence. Tiefe Schluchten mit senkrechten, mauergleichen Wänden durchziehen diese Berge, bald sich auf wenige Schritte verengend, bald zu breiten Thälern sich erweiternd. In dem Grunde dieser Thäler zieht sich meist ein Streifen weißen Sandes zwischen frischgrünen Rändern hin, dem Auge ein erquickender Anblick. Hier ist die Heimat der riesigen, 30 bis 40 Fuß Höhe erreichenden Cactus; hier prangt in voller Ueppigkeit der Jujubenbaum, von einer herrlichen Schlingpflanze mit fleischigen, blaßgrünen oder rothen Blättern und purpurfarbigen, ebbaren Beeren dekorirt, während in den Zweigen der Bäume eine bunte, lustige Vogelwelt sich tummelt, Eistern, Ringtauben, Finken, Sperlinge, vor allen prachtvolle, metallglänzende Nectarinien, die Kolibri's Afrika's.

Hat man diese Berge mit ihren paradiesischen Thälern und Schluchten hinter sich, so gewinnt die Gegend abermals ein ganz verändertes Ansehen. Man steht auf der Hochebene über den Hügeln, der zweiten Zone des ostafrikanischen Küstenlandes. Die Kegelberge sind verschwunden, die Ebene liegt tief unten von Nebeln verhüllt. Man erblickt vor sich breite Becken und lange sanfte Abfälle; wellenförmig dehnt sich die Hochebene weithin, nach Westen sanft ansteigend. Der Boden ist braun, spärlich mit Grün bedeckt, von zahllosen erdbewohnenden Thieren unterhöhlt. Nur in den scharf eingeschnittenen Wasserläufen zeigen sich Dornendickichte. Das sind die echten Steppen, deren fruchtbaren Boden die Regenzeit alljährlich in üppige Blumen- und Grasflächen umwandelt, während die trockene Zeit sie der Wüste gleich macht.

Hat man endlich auch diese weiten gelben Steppen, die nur selten von einem Hügel oder Busche unterbrochen werden, durchwandert, so naht man sich abermals einer seltsamen Hügelreihe, und wie durch Zauberschlag wird nun die Landschaft verwandelt. Die zweite Stufe des ostafrikanischen Hochlandes ist erreicht. Ein rings von hohen, steilen Felsen umschlossenes Alpenland öffnet sich dem Blicke. Riesige Tekholzbäume und schlanke Somalifichten schmücken die Höhen; unten in den tiefen Thälern fließen silberhelle Bäche, und mancher blinkende Wasserfall rauscht über die Felsen. Vorn schimmert die Landschaft blau wie das Meer, rückwärts dehnt sich die gelbe Steppe. Das ist die gesegnete Region Ostafrika's. Hier gibt es noch Urwald, von zahllosen Affen und Perlhühnern bewohnt; hier ist vor Allem die Stätte der Kultur. Alle Terrassen, alle Hügelabhänge sind mit Aeckern bedeckt, die zum Theil grüne Hedengänge von einander trennen. Zahlreiche Dörfer sind durch das Hügelland zerstreut, dicht mit Dorngebüsch umgeben und weithin umkränzt von gelben Durrahfeldern. Hier allein sind die Bewohner ansässig in Dörfern und Städten. In den Strandebenen hausen sie in den Höhlen der Küstenfelsen, und schon das Alterthum bezeichnete diesen Landstrich als das Gebiet der Troglodyten. In den Steppen streifen nur Hirten nomadisch umher, wenn die tropischen Regen sie in Graswälder verwandelt haben, oder lauern Räuber den Handelskarawanen auf, die vom Kulturland zur Küste ziehen.

Ueber diesen reizenden Landschaften erhebt sich endlich die dritte Stufe des ostafrikanischen Hochlandes, das Hochgebirge, das sich von den schneebedeckten Gipfeln des Kilimandjaro und Kenia in ununterbrochener Linie bis zu den jähaufsteigenden Felsmauern des abyssinischen Gebirgsstocks fortzusetzen scheint. Nur in den weiten Thalebenen, durch welche die größeren Flüsse diese Gebirge verlassen, tritt eine ganz eigenthümliche, von allen bisher geschilderten abweichende Region dazwischen. "Das ist die Region der Sumpf- und Waldwildniß, welche die Abyssinier im Gegensatz zu dem trockenen, heißen Tieflande, der Kolla, und dem Gebirgslande oder der Dega, als Wajaga bezeichnen. Sie findet sich am ausgeprägtesten in der Thalebene des Mareb, der nach den Berichten des Herrn v. Heuglin sich als Bahr el Gasch südlich von Suakim zum rothen Meere wendet, und in einem Theile des Thales des Hawasch, der sich zwischen Aussa und der Bai von Tadschurra im Sande verliert. Das von den Gebirgen herabströmende Wasser sammelt sich in diesen Tiefthälern, findet keinen Abfluß und bildet so ausgedehnte Sümpfe und Moräste. Hier wachsen nun Bambus, Tamarinden, Sykomoren, die von Lianen umschlungen, von Schmarotzerpflanzen bedeckt, unter dem Einfluß von Wärme und Feuchtigkeit Walddickichte bilden, die

Digitized by Google

an die Ueppigkeit tropischer Wälder Südamerika's erinnern. Hier ist die Heimat der Büffel, der Rhinoceros und anderer Dickhäuter, zahlreicher Antilopenarten, Schlangen und Krokodile und aller Katzenarten Afrika's.

Politische Uebersicht.

Fast an allen Orten der Erde, wohin sich das Auge nur wendet, findet es politisches Leben und ein unverkennbares Streben nach einem Fortschritt auf der Bahn des Völkerlebens. Es hat vielleicht noch niemals eine Zeit gegeben, wo die staatlichen Verhältnisse also unbestimmt und so allgemein im Angesichte einer Wandlung wären, wie eben jetzt. Betrachten wir vor Allem unser Vaterland, das Kaiserthum Oesterreich, so finden wir, daß in allen seinen Theilen, mit Ausnahme der ungarischen und italienischen Länder das Streben nach einer raschen Umwandlung in einen durchaus verfassungsmäßigen Staat sich kundgibt, denn fast in allen Landtagen gingen bereits die Anträge auf Geschwornengerichte durch, deren Zusammengehörigkeit mit einer freien Presse wohl keiner weitern Beweisführung bedarf. Es ist dies um so mehr erfreulich, als dies konstitutionelle Streben auf keinen Widerstand der Regierung stößt, welche tagtäglich neue Beweise gibt, daß es ihr ernst sei mit dem Aufbau der Verfassung, mit der verfassungsmäßigen Erlassung der konstitutionellen Grundgesetze. So ist der Entwurf zur Einführung der Geschwornengerichte im Justizministerium bereits ausgearbeitet und wird eine der nächsten Vorlagen des demnächst einzuberufenden Reichsrathes sein. Wäre es uns doch bald vergönnt, denselben durch den Beitritt der Ungarn, Kroaten und Italiener für den weitern zu erklären, denn über die Beschickung des Reichsrathes durch Siebenbürgen dürfte wohl bereits Gewißheit herrschen. Aber auch für einen Ausgleich mit Ungarn sind gegenwärtig die Hoffnungen größer denn je. Ungarn hat durch seinen passiven Widerstand, durch sein unvernünftiges Zurückweisen der als vortrefflich anerkannten österreichischen Gesetze, durch den hiedurch hervorgerufenen Abgang jeder Justiz und die daraus resultirende Unmöglichkeit, sein Recht zu finden, seine Finanz- und Kreditverhältnisse vollständig untergraben, so daß die Wiener Geldinstitute den ungarischen Geschäftsleuten allen Kredit verweigert haben. Hiedurch wird natürlich im Handelsstande, einem der wichtigsten Faktoren der ungarischen Bevölkerung, welcher sich beim Beginne der ungarischen Bewegung ziemlich hervorragend und demonstrativ an derselben betheiligte, eine vollkommene Unzufriedenheit mit dem status quo hervorgerufen, und der Einfluß dieser Sinnesänderung auf das übrige Volk dürfte sich bei einer nächsten Einberufung des Landtages, der wohl aus anderen Elementen zusammengesetzt wäre, wie der erste, deutlich zeigen. Also auch in Ungarn wagt politisches Leben, freilich ein solches, dessen Wogen erst verlaufen und sich beruhigen müssen, bevor davon eine segenbringende Einwirkung auf unser staatliches Leben zu erwarten ist.

Galizien und Krakau bibriren unter der Einwirkung der Revolution in Russisch-Polen, ohne sich jedoch anders als durch Mitgefühl daran zu betheiligen. Ein Uebertragen des Aufstandes in unser Polen ist auch gar nicht zu befürchten und zwar aus doppelten Gründen. Erstens hafiren die Sympathien Europa's für die Aufständischen lediglich in den Drangsalen und Verfolgungen, welche sie zur Verzweiflung und somit zur Revolution trieben, müßten aber den österreichischen Polen versagt werden, welche an einer freien Verfassung partizipiren und also geordnete Zustände haben, wie sie dieselben, selbst unter einem einigen Polen, niemals kennen gelernt hätten. Sodann aber würde ein also unbegründet begonnener Aufstand auf heftigen Widerstand in der Bevölkerung selbst und zwar bei den Anhenen stoßen, die ihre Individualität gegen die Gelüste Polens wahrend, nicht zu den Freunden derselben gehören und sich kaum einer Sache anschließen würden, deren Sieg ihr eigener Untergang wäre. Es ist demnach Oesterreichs Haltung, welches weder Truppen an den Grenzen koncentrirt, noch durch Ausnahmszustände dem jenseitigen Fermente den Uebergang hindern will, vollkommen gerechtfertigt und hat die Anerkennung der gesammten, gebildeten Welt verdient. Diese Haltung Oesterreichs ist ein neuerlicher Beweis, wie aufrichtig es die Regierung mit der Verfassung und den Völkern hält, und wie sie selbst den Polen, deren Auftreten im Reichsrathe eben nicht die größte Anhänglichkeit an die derzeitige Regierung darthat, lieber Vertrauen schenkt, als daß sie ohne dringende Gefahr die normalen Verhältnisse des Landes zerrütten wollte. Diese Haltung Oesterreichs, noch mehr gebohen durch die Haltung Preußens und die mit Rußland abgeschlossene Konvention dieser Großmacht, hat bei den Aufständischen die Hoffnung erregt, daß Oesterreich die Restituirung Polens übernehmen und diesem jungen Reiche einen kaiserlichen Prinzen zum König geben werde. Dies sind freilich nur Chimären und bloße Hoffnungen, deren Realisirung den bisher aussichtslos kämpfenden Polen erwünscht erscheinen müßte, die sich jedoch nicht erfüllen werden, da es im Interesse der allenfalls intervenirenden Großmächte liegen wird, im Osten den Zankapfel liegen zu lassen, der das sicherste Bollwerk gegen die Ausbreitung der russisch-slavischen Völkerstämme ist, welche sonst leicht die Lust verspüren könnten, kaukasische Kultur nach Westen zu tragen. Wenn es auch richtig ist, daß der Kaiser der Franzosen nach reiflicher Ueberlegung endlich Interesse für die polnische Frage fassen könnte, durch welche Rußland und Preußen beschäftigt die Rheingrenzen allenfälligen Annexionsgelüsten preisgeben müßten, so ist dennoch eine Intervention mit den Waffen kaum zu erwarten, da die Kräfte Frankreichs durch die zähe Expedition in Mexiko ziemlich erschöpft und die Oppositionellen in Frankreich selbst für einen Kampf mit Deutschland nicht mehr so begeistert sind, wie ehedem. Hiezu ließe es wohl auch England nicht kommen, das nun mit Preußen in verwandschaftliche Verbindung tritt, durch welche es auch mit Rußland in nähere Beziehungen gebracht werden wird, da ein Heiratsprojekt zwischen dem Großfürsten Thronfolger von Rußland und der Schwester der zukünftigen Prinzessin von Wales auf dem Wege ist. Auch lassen die Erklärungen, welche das französische Kabinet abgegeben hat, eine Intervention zu Gunsten der Restituirung Polens nicht voraussetzen. Die Theilung Polens sei zu beklagen, heißt es, man könne dieselbe aber nicht rückgängig machen und Frankreich werde zum Umsturze der bestehenden Verhältnisse in diesem Lande nicht mitwirken. Aber auch in Italien und zwar vornehmlich in der Lombardei gewinnen die Sympathien für Oesterreich immer größere Ausdehnung. In Mailand, jener Stadt, welche es nicht erwarten konnte, piemontesisch zu werden, liegen in den Kaffeehäusern Ergebenheitsadressen an den Kaiser von Oesterreich auf, welche die Hoffnung aussprechen, wieder recht bald gut österreichisch zu werden. Auch dies ist eine Satisfaktion für Oesterreich, dem man Germanisations- und Unterdrückungsgelüste angedichtet hat, um seine Regierung bei einem Volke zu diskreditiren, welches nun die Segnungen piemontesischer Freiheit zur Genüge empfunden hat, um den Unterschied kennen zu lernen. In Italien bereitet sich übrigens auch noch nach und nach die endliche Lösung der römischen Frage. Nach Privatbriefen mehren sich bei dem heil. Vater die Anfälle von Schwäche in einer die Besorgniß seiner Umgebung erregenden Weise. Pius IX. scheint eine Vorahnung seines baldigen Todes zu haben, und auf seine eigene Veranlassung hat das Kardinalkollegium sich bereits dahin verständigt, daß die eventuelle Wiederbesetzung des heiligen Stuhls ohne Verzögerung und mit Beschleunigung erfolgen wird. Wenn auch die französische Regierung über Anfrage des Kardi-

Digitized by Google

nals Antonelli erklärte, die französischen Truppen würden auch in diesem Falle Rom nicht verlassen und den Beschlüssen des Kardinalkollegiums Nachdruck geben, so ist doch vorauszusehen, daß Napoleon diese Gelegenheit benützen wird, um aus seiner Doppelstellung zu Viktor Emanuel und Rom herauszukommen. Schwieriger dürfte ihm dies werden, wenn der Einfedler auf Caprera diese Eventualität zu einem neuen Versuche zur Einigung Italiens benützte, wo den Piemontesen Apframonte mit Zinsen zurückgezahlt werden dürfte. Aus den Beschlüssen des Turiner Kabinets, sich von der allgemein als wünschenswerth dargestellten Entwaffnung nicht auszuschließen und die Armee ebenfalls zu reduciren, darf auf die Sicherheit der Regierung nicht geschlossen werden, denn auf dem Glücke Piemonts nagen zwei unversöhnliche Feinde: die Unzufriedenheit der ehemals österreichischen Unterthanen und die Unzufriedenheit der für ein einziges Italien schwärmenden Patrioten und Anhänger Garibaldi's. Sollte es zu einem Kriege kommen, kann Piemont nicht mehr auf die Sympathien derjenigen rechnen, welche zur Zeit des letzten Kampfes den Kern seiner Armee bildeten, denn es hat die fremdländischen Freischärler in einer Weise behandelt, welche von italienischer Dankbarkeit keine lockende Probe gibt. Also auch in diesem Theile Europa's ist Zündstoff genug vorhanden, der nur eines Funkens bedarf, um in hellen Flammen aufzuschlagen. Nicht weniger gefährlich sieht es in der Türkei und seinen tributairen Provinzen aus. Wenn auch kein Grund zu den Befürchtungen vorliegt, daß der griechische Aufstand ein neues morgenländisches Kaiserthum mit der Hauptstadt Konstantinopel zur Folge haben wird, da derselbe in einen einfachen Regierungswechsel verflachte, so dürften doch die christlichen Unterthanen dem Sultan und seiner Armee sehr bald Beschäftigung geben, um so eher, als Rußland der antitürkischen Bewegung Nahrung gibt und alle Mittel in Bewegung setzt, um die Bewaffnung derselben zu ermöglichen. So setzte eine russische Fregatte trotz des heftigen Widerstandes der türkischen Behörden Glocken an das Land, deren Metall kaum dazu bestimmt ist, um die Gläubigen zur Kirche zu rufen. Es scheint vielmehr, daß diese Glocken zu Kanonen bestimmt sind, mit welchen die europäische Herrschaft des Divans zu Grabe geläutet werden soll. Freilich ist diese Katastrophe nicht zu befürchten, so lange England und Oesterreich an ihrer bisherigen, vom europäischen Gleichgewichte bedingten Politik festhalten werden.

Auch der Bürgerkrieg in den vereinigten Staaten von Nordamerika will sich noch immer nicht beilegen lassen und es ist das Ende desselben trotz der mannigfachen Unterhandlungen nicht abzusehen. Minister Seward beantwortete den französischen Vermittlungsvorschlag ablehnend und fügte hinzu, daß jeder Vorschlag fremder Mächte, die innere Politik Amerika's betreffend, abgelehnt werden würde. Dagegen hat die Legislatur von Jersey einen Antrag eingebracht, Kommissäre nach Richmond zu senden, um über den Frieden zu unterhandeln. Desgleichen hat die Legislatur von Illinois den Antrag auf Friedensunterhandlungen angenommen, was zu einem jedenfalls faulen Frieden führen dürfte, wenn es bis dahin zu keinem entscheidenden Siege der freiheitlichen Waffen kommen sollte. Zu einer solchen Hoffnung berechtigen aber die letzten Vorkommnisse durchaus nicht. Der Sieg bei Blackwater im östlichen Virginien, den General Corcoran über den Secessionistengeneral Prior errungen haben soll, beschränkt sich auf ein unbedeutendes Vorpostengefecht, aus welchem sich der Feind, da er seinen Rekognoscirungsbezirk erreicht hatte, in guter Ordnung zurückzog. Die Foster'sche Expedition wird bereits seit drei Wochen als von Neuem aus im Aufbruch begriffen gemeldet, ist aber mit Ausnahme der Panzerschiffe, die gegen Charleston und Savannah bestimmt scheinen, noch nicht abgegangen.

Auch von Rosenkranz hört man nichts Neues; er sowohl als der ihm gegenüberstehende Secessionistengeneral Johnston sind bedeutend verstärkt worden. Uebrigens sind Eisenbahn und Telegraph in jener Gegend noch nicht wiederhergestellt, und mag hierin der Mangel an Nachrichten aus Tennessee liegen. In Arkansas waren die Bundeswaffen zwar überall erfolgreich, allein die errungenen Vortheile wiegen die gemachten Anstrengungen bei weitem nicht auf. Das Hindman'sche Secessionistenheer hat, wie es scheint, den Staat geräumt und Vicksburg verstärkt. Hier konzentriren sich die Anstrengungen der Bundesgenerale. Grant läßt im Augenblick der Stadt gegenüber einen neuen Kanal graben, mit welchem er bei dem hohen Wasserstande des Mississippi erfolgreicher zu sein hofft als sein Vorgänger im letzten Herbste. Es ist gewiß besser, wenn Vicksburg ohne Blutvergießen unschädlich gemacht wird, allein das Experiment ist sehr zweifelhaft und hängt von zu vielen günstigen Voraussetzungen ab. Vicksburg aber muß auf die eine oder die andere Weise genommen werden, wenn nicht die Anstrengungen des ganzen Jahres, ja des Krieges überhaupt, vergeblich sein sollen. Das Volk will für alle von ihm gebrachten Opfer endlich einmal entschiedene Erfolge sehen, und bei der Schwäche, welche die Regierung überall zeigt, wird es ungeduldig und des Krieges überdrüssig. Diese unmuthige, von den Demokraten genährte Stimmung fängt an, mit jedem Tage bedenklicher zu werden, ja sie droht in Thaten umzuschlagen, wenn der Krieg so energielos und schmächlich wie bisher fortgeführt wird. Ich glaube deßhalb nicht zuviel zu sagen, wenn ich behaupte, daß sich voraussichtlich das Schicksal der Union bei Vicksburg entscheiden wird. Die Regierung bietet Alles auf, um Butler zur Rückkehr nach Neuorleans zu bewegen, von wo sie ihn unter so frivolen Vorwänden und Anklagen entfernte. Der General zeigt aber sowenig Lust und stellt jetzt mit vollem Rechte seine Bedingungen. Es wird Lincoln schließlich nichts übrig bleiben, als sie anzunehmen, zumal Banks nicht allein persönlich allen Respekt in Neuorleans verloren, sondern auch die Bundesregierung um die ihr von Butler erzwungene Achtung und Furcht gebracht hat.

Der Erfolg, den General Weitzel im südwestlichen Louisiana hatte, indem er ein furchtbares Secessionisten-Dampfwunderschiff zerstörte und die feindlichen Guerillas den Brasher-Fluß hinaustrieb, wird durch das Unglück mehr als aufgewogen, welches das Unionstransportschiff Hatteras bei Galveston traf. Der Feind lockte es nämlich heraus und zerstörte es, ehe das Blokadegeschwader zu Hilfe kommen konnte. Jetzt soll Galveston zur Strafe bombardirt und der Erde gleich gemacht werden, wozu nicht viel gehört, da es nur wenige steinerne Häuser zählt.

Die Kabinetskrise in Washington scheint immer noch. Alles drängt auf die Entfernung Seward's und Stanton's. Als Nachfolger des ersteren wird in den letzten Tagen vielfach George Bancroft, der bekannte Historiker genannt, der in jeder Hinsicht als eine glückliche Wahl gelten dürfte, da er reiches Wissen mit großer diplomatischer Erfahrung verbindet. Bancroft ist in der Politik ein sogenannter Kriegsdemokrat und will als solcher den Krieg im Ernst geführt haben. Jedenfalls kann man sich zu ihm einer energischen Politik versehen. Bis jetzt leistet aber Lincoln noch Widerstand; er sagt, er habe sich an Seward gewöhnt und fürchte, von dessen Nachfolger nicht so gut behandelt zu werden. Ueber die Stichhaltigkeit dieses tiefen staatsmännischen Grundes mögen die Leser selbst urtheilen.

Daß auch und zwar abgesehen von der Menschlichkeit überhaupt an der baldigen Beendigung dieser Wirren gelegen sein muß, hat die durch den amerikanischen Krieg hervorgerufene Baumwollenkrisis und die daraus resultirende Arbeitsnoth zur Genüge gelehrt, welche trotz fast übermenschlicher Anstrengungen und der Erfindung von Surrogaten doch in der Länge erst dann aufhören wird, wenn in Amerika der Bürgerkrieg beendet und die Ruhe hergestellt sein wird.

Aus dem Gesagten erhellt deutlich, daß es kaum jemals einen Zeitabschnitt gegeben hat, wo die politische Bewegung so allgemein und mit solcher Heftigkeit sich

Digitized by Google

Bahn gemacht hätte. Es sind dies die Anstrengungen der Menschheit im Allgemeinen, das durch Jahrzehnte lange Stagnation Faulgewordene und Kranke abzustoßen, auf daß die durch den Zeitgeist angeregten gesunden Zustände der menschlichen Gesellschaft sich Bahn brechen und erstarken können bei einer neuen Generation.

Wie glücklich sich ein Staat schätzen muß, bei welchem diese Neugestaltung auf dem Wege friedlicher Reformen vor sich geht, der keines Bürgerkrieges bedarf, um zu gesunden und zu erstarken, läßt sich am besten aus den Berichten über die Ereignisse in Polen und Amerika entnehmen, und wir halten es demnach für die heiligste Pflicht eines jeden Patrioten, aus voller Seele sein Scherflein beizutragen zum Neubau des Verfassungslebens und müssen Jedermann, der aus kleinlichen, egoistischen und wandelbaren Rücksichten der die Initiative ergreifenden Regierung entgegentritt und also seine Person oder das kleinliche Interesse einer unbedeutenden Fraktion dem Wohle der Allgemeinheit voransetzt, für einen Feind der wahren Freiheit, für einen Scheinpatrioten erklären, der sein Vaterland der Gefahr eines Bürgerkrieges preisgibt, um seinen Parteigelüsten Rechnung zu tragen. Möchte doch die Ueberlegung und diese Einsicht Platz greifen bei jenen Völkern Oesterreichs, welche um formaler Opposition willen ihre Mitwirkung bei Neugestaltung des Reiches versagen, möchte doch Jedermann zur Ueberzeugung kommen, daß, so theuer auch die Heimat, die Nationalität dem Menschen sein muß, dieselbe doch nicht über der Humanität, über der Bildung steht. Es ist allerdings die Fluth unserer Zeit, das Zusammengehörige, das Gleichartige einander näher zu bringen, aber es heißt den Zeitgeist schlecht verstehen, wenn man dieses Moment der Zusammengehörigkeit in der Scholle oder dem Laute sucht, diese Zusammengehörigkeit ist der fortgeschrittene Geist, ist das Wissen, ist die Kultur, dies Alles aber ist Eigenthum aller Völker, ist das Evangelium des Jahrhundertes, das so wie das Evangelium Christi bei allen Völkern heimisch werden muß.

Die Frauen im Komptoir.

Selten wohl wurde ein Unternehmen angekündigt, welches die allgemeine Aufmerksamkeit durch seine Nützlichkeit und unübersehbaren segensreichen Folgen in so reichem Maße verdient, als das, welches kürzlich in der Leipziger Zeitung durch Herrn Dr. Ziebig in Anregung gebracht wurde, nämlich ein Institut für erwachsene Töchter zu einem Kursus in den Handelswissenschaften, in Waarenkunde und überhaupt Allem, was zum Handel und täglichen Verkehr wissenswerth ist. Nur auf diesem Wege kann die so vielfach besprochene und verhandelte Emancipation der Frauen, und zwar in aller Stille vor sich gehen, indem dieselben durch die Erlernung praktischer Wissenschaften, welche die Männerwelt bis jetzt als ein unumstößliches Monopol in Anspruch nahm, auf das Niveau dieser letztern gehoben werden, und es wird wohl Niemand wagen zu behaupten, daß das physisch schwächere Geschlecht in Hinsicht der Geistesbegabung und Intelligenz dem sogenannten stärkern nachstehe.

Wer wie Schreiber dieses sich durch eigene mehrjährige Anschauung in Belgien überzeugt hat, daß die ausgedehntesten Handels- und Fabrikgeschäfte unter der umsichtigen Leitung einer Dame blühen und sich in ihrer Blüthe erhalten, welche Ordnung gerade in diesen Geschäften herrscht, welche tiefe heilige Stille auf einem von einer solchen Dame präsidirten, häufig mit 10 bis 15 männlichen Kommis jeden Alters bevölkerten Komptoir, dort Bureau genannt, beobachtet wird, während ein oder zwei der ältesten Töchter in einfacher, doch eleganter Kleidung in der Nähe ihrer Mutter ebenfalls schon mit Buchhalten, Korrespondenz ꝛc. beschäftigt sind, dem leuchtet es deutlich ein, daß auch die Frauen dieser Branche vollkommen gewachsen sind.

Vergleichen wir dagegen in dieser Beziehung unsere heutigen Zustände in unserm guten Deutschland, so entwickelt sich vor unseren Augen ein trauriges Bild. Hier sehen wir ein sonst blühendes Geschäft durch den Tod des Chefs fremden Händen zur Verwaltung übergeben, d. h. in den meisten Fällen langsam zu Grunde gehen, dort muß dasselbe ganz aufgegeben werden, und Witwen und Kinder sind auf ein Minimum der Existenz reducirt; ja, es bedarf nicht einmal des Todes, sondern nur vielleicht langjähriger Krankheit des Besitzers, um den Ruin eines sonst guten Geschäfts herbeizuführen. Derartige Fälle ließen sich noch viele anführen. — Dies Alles geschieht, weil unsere Frauen die nöthigen Kenntnisse entbehren, um bei solchen Eventualitäten das Geschäft selbst mit der gehörigen Energie und Umsicht fortführen zu können. Wie mancher Geschäftsmann begibt sich mit schwerem Herzen auf die durch das Geschäft geboteten Reisen, weil er dasselbe während seiner Abwesenheit seinen Kommis allein überlassen muß; viel unbekümmerter würde er abreisen, wenn er wüßte, daß ihn zu Hause eine intelligente, das Geschäft und dessen Erfordernisse genau kennende Frau vertrete!

Darum suchen wir aus allen Kräften diese Emancipation unserer deutschen Frauen, die doch wahrlich in keiner Beziehung den belgischen nachstehen, zu bewerkstelligen und zu befördern und deren hellem Verstande die zu so praktischer, nutzbringender Thätigkeit nöthigen Kenntnisse zu eigen zu machen, wodurch sie sich und den Ihrigen bei Weitem nützlicher machen werden, als durch unnützes Pianofortegeklimper, sogenannte feine weibliche Handarbeiten ꝛc., welche letzteren man, nebenbei gesagt, viel billiger von bedürftiger Hand gefertigt kaufen kann, als solche durch feine zarte Hand hergestellt werden können, und im gegebenen Falle wird eine Durchsicht der Korrespondenz und der Handelsbücher häufig viel nutzenbringender, als das Lesen des allersentimentalsten Romans sein.

Indessen sind wir weit entfernt, der sogenannten zarten Weiblichkeit zu nahe treten zu wollen, da die in der Handelsbranche zu erlernenden Kenntnisse sich ganz gut mit derselben vertragen, und bezwecken nur, das Unserige dazu beizutragen, um die allgemeine Aufmerksamkeit auf diesen für den Wohlstand so unzähliger Familien hochwichtigen Gegenstand hinzulenken.

Digitized by Google

Die brodlosen Arbeiter in England.

Die Stockung der Einfuhr von Baumwolle aus Amerika hat bekanntlich auf allen Punkten des Kontinents, namentlich aber auch in England einen unseligen Einfluß auf die zunächst betheiligten industriellen Anstalten geübt. Langsam, aber immer verderblicher griff die Arbeitsstockung um sich, immer größere Umrisse nahm sie an, bis zuletzt die Zahl der unbeschäftigten Arbeiter eine Ziffer erreichte, die den Menschenfreund mit Entsetzen erfüllt. Wenden wir vorerst den Blick auf Deutschland, so erlönen zunächst aus Böhmen und Mähren die Hilfestimmen der brodlosen Weber ... die Stühle, welche ihnen bisher den Lebensunterhalt gewähreten, sie feiern ... andere Erwerbszweige sind den Bedauernswerthen nicht zugänglich, und so grinst hohl und gespenstisch der Hunger in die Stätten des Jammers. Viel ist gethan worden, um die Noth zu lindern, das Elend zu verscheuchen; allein es sind alle Anzeichen vorhanden, daß der rettenden Hand noch viel mehr zu thun übrig bleibt. So hat erst jüngst in Wien der Ausschuß zur Unterstützung brodloser Arbeiter einen Aufruf an die beschäftigten Arbeiter erlassen, in welchem diese gleichfalls zu Beiträgen für ihre nothleidenden Kameraden aufgefordert werden. Am Empfindlichsten wurde England von der Katastrophe betroffen. Die Thronrede bei Eröffnung des Parlaments gedenkt derselben mit folgenden Worten: „Die Königin habe mit tiefem Schmerz auf den verheerenden Krieg geblickt, welcher noch immer in den Vereinigten Staaten wüthe, und sei mit innigstem Mitgefühl erfüllt worden von der großen Noth und den schweren Leiden, von welchen in Folge jenes Krieges eine große Schicht ihrer Unterthanen heimgesucht werde, welche jedoch ihr Los mit hochherziger Standhaftigkeit und musterhafter Ergebung trage; es gereiche der Königin einigermaßen zum Troste, sich der Hoffnung hingeben zu dürfen, daß diese Leiden und dieser Nothstand eher in der Abnahme begriffen seien, und daß in den Fabrikbezirken wieder einiges Leben in die Gewerbthätigkeit komme; die Königin sei von der größten Freude erfüllt worden über die edle Freigebigkeit, mit welcher alle Klassen in allen Theilen ihres Reiches dazu beigetragen hätten, den Bedürfnissen ihrer nothleidenden Mitbürger abzuhelfen, und über die Großmuth, mit welcher die Kolonien ihren Beistand verliehen und bewiesen hätten, daß, obgleich ihre Wohnsitze in weiter Ferne liegen, ihre Herzen doch noch immer mit unverminderter Wärme für das Land ihrer Väter schlügen." — In der That, großartig wie die Noth war auch der Eifer, ihr abzuhelfen, und die Unterstützung, welche den Darbenden zufloß. Die Thronrede hat wohl Recht, der Kolonien zu gedenken, welche in dieser Hinsicht mit dem Mutterlande wetteiferten: erst vor Kurzem sind dem Unterstützungsfonds für Lancashire z. B. wieder 2000 Pf. St. aus Bombay zugegangen, so daß Indien, mit Einschluß dieser Summe, nun bereits 24.000 Pf. St. zur Linderung der Noth beigesteuert hat. So wirkt Alles zusammen, um dem unverschuldeten Elend Schranken zu setzen, und die Arbeiter haben wahrlich nicht Ursache, über die Theilnahmlosigkeit ihrer Mitbürger sich zu beklagen. Einzelne Fabrikbesitzer thun noch ein Uebriges, indem sie ihre unbeschäftigten Arbeiter nicht entlassen, sondern ihnen in Lokalen, welche sie ihnen in der Fabrik einräumen, Unterricht ertheilen lassen. Der älteste Schüler einer solchen Fabrikschule zählt 79 Jahre. Merkwürdig ist die Ruhe und Lenksamkeit, welche die ihrem Aeußeren nach nicht immer bildungsfähig erscheinenden Arbeiter zeigen. Unter Anderen wird auch Unterricht im Singen ertheilt, und auffallend ist die Vorliebe, welche für Musik in diesem Kreise vorhanden ist. Wie wünschenswerth wäre eine ähnliche Einrichtung auch bei uns.

Josef Ressel.

Es ist leider eine Thatsache, daß kein Volk der Welt so viele erfinderische Köpfe hervorgebracht hat wie das deutsche, und daß die weitaus größte Mehrzahl derselben weder Anerkennung noch Unterstützung, noch Förderung ihrer oft so genialen Projekte bei ihren Landsleuten gefunden hat, daß vielmehr die bedeutendsten Geister dieser Art nur die Wahl hatten, in fremden Landen eine bessere Verwerthung ihrer Erfindung zu erstreben oder zu Hause elend und oft im Wahnsinn, der gräßlichen Frucht bitterer Enttäuschung und unverdienter Zurücksetzung, zu sterben. Mitunter stattet vielleicht noch die einsichtigere Nachwelt ihren Dank ab durch ein mehr oder weniger prächtiges Denkmal, dessen Kosten in der Regel hingereicht hätten, dem Gefeierten die ehrenvolle und erfolgreiche Durchführung seiner Pläne zu ermöglichen, und dessen bloße Existenz daher als ein bitterer Sarkasmus aufgefaßt werden könnte.

Ein solches Denkmal für einen solchen deutschen Erfinder ist am 18. Januar in Wien feierlich enthüllt worden, — das Denkmal für den Erfinder der Schiffsschraube und der atmosphärischen Briefpost, den im Jahre 1857 verstorbenen Josef Ressel*). Geboren im Jahre 1793 zu Chrudim in Böhmen, wohin sein Vater aus Sachsen eingewandert war, erhielt Ressel zu Linz und Budweis seine Schulbildung und besuchte von 1812 bis 1814 die Universität zu Wien. Schon als Student und mitten in der patriotischen Begeisterung der Jugend für die Befreiung Deutschlands träumte er von der Lenkung der Luftballons — eine archimedische Schraube, von elektrischen Kräften getrieben, sollte die Flugmaschine der Willkür der Reisenden unterwerfen —, bald aber verließ er die luftigen Regionen und wendete sich einem festeren Elemente zu. Er erkannte, daß die

*) Josef Ressel, der Erfinder des Schraubendampfers. Festschrift ꝛc. von Dr. E. Reitlinger (Wien, Braumüller).

Digitized by Google

archimedische Schraube an Wirksamkeit gewinnen müßte, wenn statt dünner Luft dichtes Wasser ihr als Schraubenmutter dienen würde, und ihre Anwendung auf die Schifffahrt, wo sie von der erprobten Dampfmaschine umgedreht werden konnte, versprach einen gewissen Erfolg. So entwarf er schon 1812 eine Zeichnung der Propellerschraube, ging aber bald nach Beendigung seiner Studien zum Forstfache über und wurde 1814 zum k. k. Förster ernannt. Mit großer Vorliebe den technischen Wissenschaften sich widmend, nahm er an der damals mehr und mehr bekannt werdenden Dampfschifffahrt das lebhafteste Interesse, und als ihn die erwünschte Ernennung zum Forstinspektor im Jahre 1821 nach Triest führte, drängte es ihn natürlich, seinem schon vor Jahren entworfenen Plane an einflußreicher Stelle Bekanntschaft und Geltung zu verschaffen. Allein der schlichte Mann fand nicht die nöthige Beachtung, erst 1826 gelang es ihm ein Schiffsmodell mit der Schraube angefertigt zu erhalten, mit dem er gelungene Proben auf dem Meere machte. Obwohl vom großen Haufen verspottet, weil er „das Meer anbohren" wolle, hatte Ressel die wissenschaftliche Ueberzeugung von der Trefflichkeit seiner Erfindung gewonnen und nahm ein Patent auf dieselbe. Als er aber nunmehr (1827) gedruckte Einladungen zur Bildung einer Gesellschaft für Schraubendampfschifffahrt erließ, verbot ihm die löbliche Polizei von Triest dieses Vorgehen, nachdem der Engländer Morgan, welcher mit einem schlechten Raddampfer zwischen Triest und Venedig fuhr, den unangenehmen Konkurrenten, der ihn im ruhigen Ausnutzen seines Privilegiums bedrohte, denuncirt hatte.

Nachdem Ressel, durch einen Kapitalisten Namens Budmani dazu beredet, für den damaligen Vicekönig von Egypten ein kleines, mit Menschenhänden zu treibendes Schraubenboot angefertigt hatte, weitere Bestellungen aber, bei denen ihm die nöthigen Vorschüsse nicht gewährt wurden, nicht zur Ausführung bringen konnte, fand er endlich an dem reichen Triestiner Großhändler Ottavio Fontana einen Mann, der auf seine kühnen Ideen einging und mit welchem er einen Kontrakt über Verwerthung und Ausbeutung der Schraubendampfschifffahrt abschloß, dessen Ziel im Wesentlichen mit den Zwecken des heutigen Lloyd übereinstimmte. Ein Schraubendampfer von sechs Pferdekraft sollte zunächst in Angriff genommen werden; die hohe Protektion des Hofkanzlers Grafen Saurau in Wien versprach alles Gute, war jedoch an die Bedingung geknüpft, daß „die Sache ganz inländisch sein müsse", und Ressel entschloß sich nun, die Dampfmaschine nicht in England, wie er erst gewillt war, sondern in dem Gewerke St. Stephan in Steiermark anfertigen zu lassen, während der Schiffskörper und die Schraube in Triest hergestellt wurden. Gegen Ende des Jahres 1829 machte der kleine Schraubendampfer unter dem Beifallsjauchzen des Volkes seine erste Fahrt, leicht und schnell durchfurchte er die Wogen — da brach plötzlich das Hauptdampfrohr und das Schiff stand still. Schraube und Schiff waren tadellos, nur das Rohr schlecht gefertigt; der hohen Polizei genügte aber dieser Umstand, um in väterlicher Besorgniß alle weiteren Versuche zu verbieten.

Die Priorität der Erfindung sollte ihm jedoch bald streitig gemacht werden. Er hatte nämlich einige Zeit vor jenem Triester Versuche auf den Rath dreier Franzosen einen Versuch mit der Schraube auf der Seine bei Paris gemacht und glänzende Erfolge damit erzielt; allein der gutmüthige Deutsche war unvorsichtig genug gewesen, das Geheimniß seiner Erfindung sich aus der Hand winden zu lassen, die gewissenlosen Franzosen wirkten für sich selbst und ausschließlich ein Patent auf dieselbe aus, und der arme Ressel vermochte nur mit Mühe das Geld zur Rückreise aufzutreiben. Von Frankreich wanderte die neue Erfindung nach England, wo ein gewisser Smith die Sache aufgriff und die thatkräftigste Unterstützung erst bei dem Bankier Wright und dann bei der Screw propeller company fand; ihm begegnete der Unfall, daß bei einem Versuche die Schraube selbst brach, aber keine Polizei mengte sich hochmüthig bevormundend ein, sondern Smith wurde durch das Mißgeschick zu wichtigen Verbesserungen geführt. — Im Jahre 1840 lief der erste Schraubendampfer in Triest ein, und es unterliegt keinem Zweifel, daß derselbe nach Ressels ursprünglichem Plane konstruirt war.

Beinahe ein Vierteljahrhundert war seit Ressels erster Probefahrt vergangen, da las dieser Stiefsohn des Glücks in den Zeitungen, daß die englische Regierung einen Preis von 20.000 Pfund Sterling für den ausgesetzt habe, welcher sich als den ersten Erfinder der Propellerschraube ausweisen könne. Es lag in diesem Ausschreiben zweifellos das Eingeständniß, daß man Smith nur für den Verbesserer, nicht für den Erfinder der Schraube halte, und man wird es Ressel nicht verargen, daß er jetzt als Preisbewerber auftrat; er übersendete also alle seine Schriften und Dokumente auf officiellem Wege an die englische Admiralität, wartete Jahr für Jahr auf Erledigung und — starb darüber. So war ihm wenigstens der Schmerz erspart, die Fruchtlosigkeit seiner Bemühungen zu erfahren; die Prämie war an fünf verschiedene englische Bewerber, deren Namen nicht einmal öffentlich bekannt gemacht wurden, vertheilt worden, und es konnte nicht einmal die Rücksendung der Ressel'schen Papiere erwirkt werden, — sie waren allem Anscheine nach verloren gegangen.

Ressel war der Vater noch anderer Erfindungen, denn er war ein Mann von unerschöpflichem Schaffensdrange, und man fragt sich erstaunt, wie ein einziger Mensch so massenhafte und ganz heterogene Forschungen und Entdeckungen machen konnte. Die Ressel'schen Papiere und Manuskripte sind ein Phänomen dieser kolossalen Vielseitigkeit. Dieser verkannte Mann verbesserte das Lederzeug der Soldaten, gibt dem Bauer einen neuen Pflug und eine neue Olivenpresse, der Schifffahrt eine neue Bussole, der Schiffsartillerie ein neues Lafettensystem, dem Salzmonopole eine billige Salzgewinnung, er konservirt das Mehl und das Schiffsbauholz, liefert Surrogate für letzteres, erfindet neue Dampfmühlen, beseitigt das Einölen und Schmieren

Digitized by Google

der Maschinen, bewaldet Istrien, entwässert Sümpfe und bewässert die Sandebene Egyptens.

Auch die atmosphärische Briefpost, welche seitdem ebenso wie in England und Amerika, eingeführt worden, ist eine Erfindung Ressels aus dem Jahre 1821, aber erst 1852 verband sich der geniale Mann mit mehreren Triester Kaufleuten zu einer Aktiengesellschaft für Herstellung einer atmosphärischen Briefpost zwischen Triest und Wien auf der Südbahn. Das k. k. Handelsministerium fand jedoch „in ökonomischen und Staatsrücksichten" genügenden Grund zu einer definitiven Abweisung. In England und in Amerika ist die Erfindung später eingeführt worden; Ressel aber war in Oesterreich allgemach in den Ruf eines Projektenmachers gekommen und in Folge dessen schlecht angeschrieben, und er hatte daher manchelei Verletzendes zu erfahren. Zuletzt wurde er in Disponibilität versetzt, doch gab ihm die opfermuthige Bewährung, welche er im Jahre 1848 nicht scheute, um seinem Vaterlande den im Küstenlande und in Dalmatien verbliebenen Rest der Flotte zu erhalten, Anspruch auf neue Anerkennung. Bei der Reorganisation der k. k. Marine wurde er Marine-Forstintendant, doch schleppte er sich bis an sein Ende mit mehr als kärglicher Besoldung hin.

Am 10. Oktober 1857 starb der Dulder nach einem Leben großartiger Gedanken und spärlichen Erfolges, betrogen um alle Ergebnisse seines genialen Denkens, von Gram und Mißmuth tief gebeugt.

Madame Ratazzi.

Der gestürzte italienische Premier kann sich über seine Niederlagen in der Politik nun mit einem Sieg der Liebe trösten, welchen er trotz seiner dreiundfünfzig Jahre noch erfochten hat: seit kurzem ist er Gemal der reizenden und interessanten „Principessa Solms". Frau Ratazzi gehört zum Geschlecht der Napoleoniden, ohne Zweifel. Ihre Mutter war Lätitia, Tochter Lucians, ältesten Bruders des ersten Napoleon. Diese vermälte sich mit dem im vorigen Jahre verstorbenen englischen Gesandten in Athen, Mr. Thomas Wyse, doch hat letzterer zwar die zwei Söhne seiner Frau, nicht aber ihre Tochter Marie als legitimen Sprossen der mit Lätitia geschlossenen Ehe anerkannt. Marie selbst hat auch bereits wieder eine verheiratete Tochter, die Gattin des bekannten Generals Türr, und zwar war der Vater dieses Kindes, mit Namen Adeline, ein reicher Fleischwaarenhändler in Straßburg, welcher Solmes hieß. In der That, keinen Geringeren und keinen Vornehmeren hatte Marie, die Enkelin Lucians und Nichte Napoleons III., sowie Großnichte Napoleons I. zu ihrem Gemal erkoren. Aber sie lebte schon längst nicht mehr mit dem Straßburger vereinigt, sondern zog ein von den Fesseln der Ehe befreites, sehr emancipirtes Leben vor. Frau Marie Solmes sich zu nennen, paßte ihr dabei nicht, sie verwandelte also diesen Namen in Marie de Solms, und so wurde sie auf einer Reise in dem mit Principessen so gesegneten Italien denn auch zur Principessa. Davon, daß sie mit dem deutschen Fürstenhause Solms verwandt wäre, ist keine Rede. In Paris spielte die jedenfalls sehr geistreiche Frau einst eine ziemlich bedeutende gesellschaftliche Rolle. In ihrem Salon verkehrten E. Sue, Ponsard, selbst der demokratische Lamennais. Auf einem Liebhabertheater im Parterre ihrer Wohnung, des reizend eingerichteten Hôtels ru de Milan Nr. 3, erschien sie selbst sowohl als Darstellerin, wie auch Verfasserin mehrerer Proverbes, deren einem sie den für sie charakteristischen Titel gab: „Wenn man nicht mehr zu sehr liebt, liebt man nicht mehr genug". Außerdem kennt man von ihr Feuilletons, Korrespondenzen, ein Journal: les Matinées d'Aix-les-Baines, ja sogar ein gelehrtes Werk über das alte und neue Nizza; auch trieb sie Musik und komponirte. Doch die „schönen Tage von Aranjuez" waren plötzlich für sie zu Ende, als nicht nur ein skandalöser Proceß gegen sie wegen Verwundung eines Dieners im Jähzorn anhängig gemacht wurde, sondern auch der Kaiser, ihr gestrenger Ohm, es übel aufnahm, daß sie ihm die Zumuthung machte, ihre Schulden zu bezahlen, woran sie keck genug die Drohung knüpfte, daß sie im Fall der Weigerung unter die Kunstreiter gehen werde. Fern von Paris war es ihr dann, wenn auch nicht gerade „zehn Jahre", wie der armen Mondecar im „Carlos", so doch geranme Zeit vergönnt, darüber nachzudenken, wie die Huld des Kaisers wieder zu gewinnen wäre. Endlich aber machte sich das von selbst, und die noch immer schöne Frau lebte von neuem in der französischen Hauptstadt, öffnete wieder ihre Salons, schlug wieder die Bretter ihres Liebhabertheaters auf und ward wieder umschwärmt, gern gesehen und hoch gefeiert. Und da mußte es ihr auch glücken, daß Ratazzi im italienischen Parlamente durchfiel und Ferien erhielt, um einmal Paris mit Muße besuchen zu können. Er lernte „Marie de Solms" kennen und fand sich von ihr so bezaubert, daß er alsbald ihr Hand und Herz antrug. Beides ward acceptirt und nun ist das Paar nach sehr kurzer Brautschaft bereits auch zur Ehe geschritten.

Alte Sünden.

Humoreske von A. D.

Ich war ein glücklicher Kerl! Im Besitze eines kleinen Vermögens hatte ich dieses durch eine gute Partie wesentlich vergrößert, und diese gute Partie war nicht auf Kosten meines Herzens geschlossen worden. Ich war acht Tage verheiratet. Meine Gattin, ein zartes ätherisches Geschöpf, das als Mädchen ziemlich viel romantische Begriffe aus der ihr einzig zugänglichen Mondscheinliteratur geschöpft hatte, liebte mich, ich war ihre erste Liebe gewesen und sie hatte während der ersten acht Tage unserer Ehe nur gerade so viel von der ihr innewohnenden Poesie abgestreift, als zu einer glücklichen Ehe in diesem Jammer-

Digitized by Google

thale nothwendig iſt. Bis auf dieſes waren wir noch in der Kandelzuckerperiode unſerer Liebe; ſich ſehen, gehen, um ſich bald wieder zu ſehen, und kommen, um nicht mehr zu gehen, das waren die Sorgen unſerer Exiſtenz, das Tagewerk unſerer jungen Ehe. Da es aber gar keinen vollkommen glücklichen Menſchen auf dieſer Welt gibt, mußten auch mir einige Gewitterwolken drohen, die freilich noch in ſehr weiten Fernen als weiße Pünktchen meinen Glückſeligkeitshorizont umtanzten. Da war vor Allem die Schwiegermama. Sie liebte ihre Tochter zu ſehr, um ſich von ihr zu trennen, und wenn ſie auch nicht zu jenen Schwiegermüttern gehörte, welche als Abgeordnete ſeiner unterirdiſchen Majeſtät das Andenken an den Satan nicht ausſterben laſſen, ſo war ſie doch ſattſam in ihr Zuckerpüppchen verliebt, um ſich bei etwaigen Eheſtandsſcenen nicht auf die Seite der Tochter zu ſchlagen, ſelbſt wenn dieſe offenbares Unrecht haben ſollte. Die zweite trübe Wolke war jedoch in mir ſelbſt aufgeſtiegen. Ich hatte mich vom Feuer der Leidenſchaft zu dem Ausſpruche hinreißen laſſen, Thereſe ſei meine erſte, meine einzige Liebe; ſie hatte mir's, ſo unwahrſcheinlich es auch klang da ich dreißig Jahre alt und nicht aus Holz war, geglaubt, und nun zitterte ich, ihre Excentricität kennend, vor den Folgen dieſer Lüge. Erinnerte ich mich daran, kamen mir immer die Worte meiner Thereſe in's Gedächtniß, welche ſie mir unzähligemale wiederholt hatte: „Ich würde ſterben, wenn ich nicht dein ganzes Herz beſäße. Eduard, wenn eine andere vor mir das Obere deiner Liebe abgeſchöpft und mir die blaue Milch zurückgelaſſen hätte. Ich müßte glauben, daß du mich aus Nebenrückſichten und nicht meinetwegen geheiratet haſt, und würde mich zu Tode weinen.“ Ich lächelte in meinem Innern über den Vergleich der männlichen Neigung mit den Segnungen der Viehwirthſchaft, und doch zitterte ich vor der Entdeckung, daß bereits vor Thereſen manche andere, wenn auch nur ein Abſteigequartier in meinem Herzen bezogen hatte.

Mit Freuden ergriff ich demnach der Schwiegermama Vorſchlag, die Hauptſtadt zu verlaſſen und die Sommermonate im Bade W., das in einer reizenden Gebirgslandſchaft gelegen war, zuzubringen.

„O wie glücklich werden wir daſelbſt leben,“ jauchzte Thereſe, „wie wollen wir die friſche Gebirgsluft, den herrlichen Wald benützen, um kräftig zu werden wie Kinder der Natur.“

„Bedarfſt Du denn der Stärkung, gute Thereſe?“ fragte beſorgt Mama und blickte mich mit vorwurfsvollen Augen an; aber Thereſe übernahm ſelbſt meine Vertheidigung und in Mütterchens Arme fliegend, liſpelte ſie: „Nicht doch, Mama, ich bin glücklich und bedarf der Stärkung nur deßhalb, um meinem Glück nicht zu erliegen.“ Mama war zufrieden und wir machten uns an das Einpacken. Dabei wurde unſere Tagesordnung berathen. Gebirgspartien, die waren die Sehnſucht meiner Gattin und deßhalb packte ſie auch ein halb Dutzend Krinolinen ein. Wir reiſten mit der Poſt. Meine Frau und ihre Mama ſaßen im Fonde des Wagens und ich hatte meinen Platz beim Kondukteur im Coupé erhalten. Ueber mir klapperten und rumorten einige Dutzend Schachtein und Schächteichen und akkompagnirten das Jubelied eines achttägigen Ehemannes über die Segnungen des Daſeins von Schwiegermüttern.

Wir kamen Abends in W. an. Kaum war unſere Wohnung nothdürftig eingerichtet, als ich mir die Kurliſte bringen ließ, um darin nach meiner Ruhe gefährlichen Namen zu forſchen.

„Wen ſuchſt Du denn, Eduard?“ fragte meine Gattin, und ihre Stimme klang erregt.

„Niemand, mein Herz,“ entgegnete ich, und forſchte in ihrem Geſichte nach der Urſache ihrer Erregtheit. „Ich ſtudire die Kurliſte lediglich darum, um vielleicht unter den Anweſenden eine paſſende Geſellſchaft für Dich zu finden.“

„Mir paßt gar keine Geſellſchaft,“ antwortete ziemlich ſchroff Thereſe, „ich will außer Dir gar keine Geſellſchaft haben.“

„Aber mein Kind —“

„Aber Du ſcheinſt meiner Geſellſchaft ſchon überdrüſſig zuſein und ſuchſt Abwechslung,“ fuhr Thereſe weinerlich fort und zerdrückte ziemlich unpoetiſch ihr Sacktuch.

„Was hab ihr denn, Kinder?“ fragte die Schwiegermama und warf ziemlich unfreundliche Blicke auf mich. „Kehren Sie doch nicht gar ſo frühe den Ehemann heraus, Herr Schwiegerſohn,“ wandte ſie ſich zu mir.

Ich hatte inzwiſchen die Kurliſte durchgeleſen, keinen mir gefährlichen Namen gefunden und war demnach ziemlich kampfluſtig. Die Schwiegermama mußte einen Hieb bekommen und ich hub ab: „Beruhige Dich, liebe Thereſe, ich trachte nach keiner andern Geſellſchaft; Dein Vorwurf trifft eher Dich als mich, denn ich bin es nicht, durch deſſen Familienglieder unſer eheliches tête-à-tête faſt immer geſtört iſt.“

Mama ſchnellte empor und ſah mich grimmig an. Sie mochte jedoch meine Kampfesluſt in meinem Geſichte geleſen haben und begnügte ſich demnach damit, das Zimmer zu verlaſſen und ziemlich unſanft die Thüre in's Schloß fallen zu laſſen.

„Du haſt Mama beleidigt,“ ſagte Thereſe.

„Nicht doch, mein Kind,“ entgegnete ich, „ich habe ſie nur in ihre Grenzen zurückgewieſen. Wir ſind Mann und Weib und haben unſere Angelegenheiten ſelbſt zu ordnen, Niemand hat das Recht, ſich zwiſchen uns zu ſtellen, ſelbſt Deine Mutter nicht. Unſere Liebe ſei unſer alleiniger Richter.“

Hierbei beobachtete ich die Vorſicht, ſie in die Arme zu ſchließen, ihr einige herzhafte Küſſe zu geben und damit war Mama's Niederlage beſiegelt. Kaum begann der nächſte Morgen zu dämmern, huſchte Thereſe aus den Federn, weckte mich auf und ich mußte mit meinem, in ein reizendes Morgennegligé gekleideten Weibchen einen Spaziergang im Parke machen. Ich befand mich vortrefflich dabei. Die friſche reine Morgenluft, der Duft der erwachenden, durch eine kühle Nacht geſtärkten Natur, dazu mein hübſches junges Weib und die durch die Kurliſte garantirte Sicherheit,

Digitized by Google

wer konnte es mir übel nehmen, wenn ich so recht kindisch tollte und trieb wie ein übermüthiger Junge. Therese hatte die gestrige Scene verschlafen und sprang wie ein munteres Kätzchen vor mir her auf dem schneeigen Kies. Beim Laufen hatten sich ihr die Schuhbänder gelöst und sie huschte hinter ein Gebüsch, um den Schaden wieder gut zu machen. Ich wartete am Wege und fühlte mich eben so unendlich wohl, als ich plötzlich von der Biegung des Weges her, meinen Namen rufen hörte. Ich traute meinen Ohren nicht, wandte mich um und glaubte umsinken zu müssen. Frau von Bach, eine junge reizende Wittwe, der ich vor meiner Frau auf Leben und Tod den Hof gemacht hatte, kam grüßend auf mich zu.

Ich griff mechanisch nach dem Hute, um sie zu grüßen, ich öffnete den Mund, um ihr für ihren Gruß zu danken, doch Hand und Mund blieben starr und ich muß eine äußerst possirliche Figur gespielt haben, da mir die junge Frau in's Gesicht lachte.

„Wie sehen Sie aus, Werner?" fragte sie endlich und suchte das Kichern zu ersticken; „Sie stehen ja da, wie Loths Weib, nachdem sie zur Salline geworden war."

„Gnädige Frau," stotterte ich und kam nicht vom Fleck, denn der Gedanke an meine hinter dem Busche steckende Frau machte mich noch immer starr.

„Sie unartiger Mensch," fuhr Frau von Bach fort; „sonst, als Sie mir noch den Hof machten und mich zu lieben vorgaben, überschütteten Sie mich mit Ihren Worten, und nun stehen Sie sprachlos da. Sollte dies vielleicht die Freude gemacht haben?"

„Nein, nein, ich bin —"

„Sie sind sehr verändert und scheinen sehr erschrocken zu sein? Schnell heraus damit, was haben Sie auf dem Gewissen? Sind Sie mir am Ende gar untreu geworden?"

„Gnädige Frau," stotterte ich mit einer Jammermiene und einer Wehmuth in der Stimme, die hätte Steine erweichen müssen, „ich bin —"

„Mama, Mama," fiel mir ein hübscher blondköpfiger, etwa dreijähriger Junge in's Wort, der ein Schmetterlingsnetz in der Hand, herbeihüpfte, „ich habe einen schönen Falter gefangen."

„Sieh' nur, Arthur," wendete sich die Frau zu dem Knaben, „kennst Du noch diesen Herrn?"

Arthur sah mich an, warf das Netz weg und lief mit den Worten: „Das ist ja mein früherer Papa, der mir immer die süßen Sachen brachte," auf mich zu.

Ich hätte in die Erde sinken mögen. Der Junge sprang auf mich hinauf und wollte einen Kuß, den ich ihm um jeden Preis versagen mußte, auch schien es mir, als hätte meine hinter dem Gebüsche befindliche Frau aufgeschrien und ich wäre am liebsten weit weg gelaufen, irgendwo in ein Land, in dem es keine jungen Wittwen und keine alten Schwiegermütter gibt.

„So geben Sie doch dem Jungen einen Kuß," sprach verwundert die Frau, „Sie waren ja sonst so freundlich mit ihm und Kinder sind dankbar."

Diese Dankbarkeit kam mir frellich sehr ungelegen, aber was wollte ich machen. Um des Jungen und mit ihm seiner Mutter los zu werden und zu meiner armen Therese zu kommen, hob ich ihn zu mir empor und küßte ihn.

„Da komme ich ja zu hübschen Sachen," tönte plötzlich die Stimme meiner Schwiegermama hinter mir, und erschrocken ließ ich den Jungen fallen, welcher sich weh that und weinend bei seiner Mama Schutz suchte. „Wo ist meine Tochter?" donnerte mir die Schwiegermama zu.

„Ihre Tochter?" stotterte ich; „sie muß dort hinter der Hecke sein!"

Die Alte eilte dahin, kam jedoch im Augenblicke händeringend zurück, nahm mich bei der Hand und zerrte mich nach mit den Worten: „Mörder meines Kindes, was hast Du gethan? Während er hier mit Gott weiß was für Frauenzimmern plaudert und Gott weiß wessen Kinder umarmt, liegt sein Weib todt auf dem Rasen."

„Ihre Frau?" wiederholte Frau von Bach erstaunt. „Sie sind verheirathet?"

„Wußten Sie das nicht?" wandte sich die Alte grimmig zu der jungen Frau; „glaubten Sie, er sei ledig und zu haben? O, wir werden noch mit einander reden, Sie Mitschuldige am Morde meines Kindes!"

„Aber, Schwiegermama, bedenken Sie nur, die Gnädige —"

„Mir hat sie keine Gnade erwiesen," donnerte die Alte, „und wenn sie keine hergelaufene Person ist, wird sie nicht mit Männern kosen, deren Frauen im Sterben liegen! O, meine Therese!"

„Mäßigen Sie sich," wendete sich nun Frau von Bach zu der Alten. „Ich bin die Majorin Daun und kenne Ihren Herrn Schwiegersohn von früherher, wußte auch gar nicht, daß er Ihr Schwiegersohn ist." Sie nahm ihren Knaben bei der Hand und entfernte sich.

Ich stürzte hinter das Gebüsch! Da lag nun die arme Therese leblos und blaß wie eine Leiche. Ich warf mich hin zu ihr auf den Rasen, nannte sie meine süße, einzige Therese, küßte ihr Stirn und Wangen — sie rührte sich nicht. Endlich, nachdem ich ihre Kleider öffnen wollte, um sie zu frottiren, gab sie das erste Lebenszeichen und applicirte mir einen ziemlich unsanften Backenstreich!

„Gott sei Dank, sie lebt," jubelte die Alte; „mein armes Kind lebt. Sprich doch, Therese, was hat es gegeben?"

„O ich unglückliches Weib," jammerte Therese, „ich betrogenes Lamm! — Aus meinen Augen, Verführer," wendete sie sich zu mir, „der Du vor mir geliebt hast, ja was noch mehr ist, der ein geheimer Vater ist!"

„Was?!" schrie die Alte; „Vater? Vielleicht von dem Jungen, den er geherzt hat? Komm, mein Kind, wir lassen uns augenblicklich scheiden und wollen uns rächen."

„Aber Mama, aber Therese," sprach ich, die Hände flehendlichst faltend, „wie kommt ihr auf diese Idee? Ich war ja niemals in der Lage, Vater zu sein."

Digitized by Google

„Läugne nicht," entgegnete meine Frau, „ich habe Alles gehört! — Als der Junge Dich Vater nannte, übermannte mich der Schmerz und ich wurde ohnmächtig. Komm, Mama, verlaſſen wir den Falſchen im Bewußtſein ſeiner alten Sünden."

„Thereſe, wo denkſt Du hin," ſprach ich und haſchte nach ihrer Hand, ſie aber ſtieß mich zurück und entfernte ſich mit der Mama in's Haus.

Da ſtand ich nun mit meinen alten Sünden, die eigentlich keine Sünden waren. Dieſe Witwe, oder vielmehr nicht mehr Witwe, war mir der Teufel ſchuldig geweſen! Es iſt wahr, ich hatte ihr den Hof gemacht, aber das iſt ja noch keine Sünde; den vertrackten Jungen hatte ich als Brücke zu dem Herzen der Mutter benützt, hatte ihn mit Zucker gefüttert, wie einen Papagei, und hatte ihn ſelbſt gelehrt, mich Vater zu nennen. Nun hatte ich den Lohn meiner Schlechtigkeiten. Als ich nach Hauſe kam, war meine Frau mit ihrer Mutter im Zimmer eingeſperrt und ich ging wie ein gefeſſelter Löwe in meinem Kämmerchen herum. Die Stiefmutter hatte ſich indeß zum Schreibtiſche geſetzt und ſchrieb an den Major Daun: „Herr Major! Ihre Gattin und mein Schwiegerſohn kennen ſich von früher her, ja ich vermuthe, daß ſie in ſehr innigen Beziehungen zu einander ſtehen, da ich höre, wie der Sohn Ihrer Frau meinen Schwiegerſohn Papa nannte. Ich hoffe, daß Sie als Mann von Ehre wiſſen werden, was Sie zu thun haben, um ſich Satisfaktion zu verſchaffen und uns von einem Menſchen zu befreien, der Unglück über mein Haus gebracht hat." Dieſes zärtliche Briefchen, welches jedoch Thereſen, die vielleicht Mitleid gehabt hätte, nicht vorgeleſen wurde, erhielt der Major, ein Mann, welcher der Vater ſeiner Frau hätte ſein können und demnach eiferſüchtig wie ein Türke war, und hatte nichts eiligeres zu thun als meiner Schwiegermama zu ſchreiben: „Kommen Sie morgen Früh in das Wäldchen hinter W., Sie werden ſehen, wie ſich ein beleidigter Gatte rächt."

Inzwiſchen trommelte ich eine ganze Stunde an der Thür meiner Frau, es wurde mir nicht aufgethan. Da verließ mich die Geduld und ich das Zimmer, um im Kurſalon Zerſtreuung zu ſuchen.

Kaum war ich eingetreten, als ein mit Orden bedeckter Stabsofficier auf mich zu trat und fragte, ob er mit Herrn Werner ſpreche.

„Der bin ich," antwortete ich.

Er zeigte mir den Brief meiner Schwiegermutter und fragte: „Iſt das wahr?"

Ich las, zerknitterte den Brief, warf ihn zu Boden und rief: „Herr, das iſt eine unverſchämte Lüge! Fragen Sie doch Ihre Frau, denn aus der Adreſſe erſehe ich, daß Sie der derzeitige Gemal der Frau von Bach ſind."

„Der bin ich und Sie werden einſehen, daß wir uns ſchlagen müſſen."

„Das ſehe ich nun allerdings nicht ein, mein Herr, muß mir's aber gefallen laſſen, wenn Sie ſo unvernünftig ſind, darauf zu beſtehen."

„Sie häufen Beleidigung auf Beleidigung, mein Herr," rief er zitternd vor Zorn, „Sie müſſen ſich um jeden Preis mit mir ſchlagen. Kommen Sie morgen Früh fünf Uhr in das Wäldchen hinter W. Ich werde für Waffen ſorgen. Einen Zeugen werden Sie finden."

Auch ich war nun zornig geworden, denn meiner Schwiegermama Bosheit empörte mich. „Ich brauche keinen Zeugen," entgegnete ich, „Ihre Ehrenhaftigkeit bürgt mir für Alles." Ich ließ ihn ſtehen und ging nach Hauſe. Von den Hausleuten erfuhr ich, daß die Schwiegermama ausgegangen ſei. Ich klopfte demnach an die Thür des Zimmers meiner Frau und flehte ſie an, mir nur einige Minuten Gehör zu ſchenken. Ich erhielt keine Antwort. „Oeffne mir, Thereſe," bat ich von Neuem, „vielleicht iſt es das letztemal, was wir mit einander ſprechen. Sieh', ich will Dir Alles geſtehen, Du ſollſt ſelbſt mein Urtheil ſprechen." Dies wirkte, denn die Thür öffnete ſich eine Spanne weit und Thereſens verweinte Augen blickten mich an. „Geſtehe!" ſprach ſie unter Thränen.

„Wirſt Du mich nicht zur Thür laſſen, mein Kind?"

„Nein, Du würdeſt zärtlich mit mir ſein und mich ſchwach machen. Ich will aber ſtark ſein."

„Sieh', mein Kind, es war ein Fehler von mir, daß ich Dir verſchwieg, wen ich Alles gekannt habe bevor ich Dich kennen lernte, aber ich will meinen Fehler gut machen. Es iſt wahr, ich habe der Frau, die mir heute begegnet iſt, den Hof gemacht, aber deßhalb ſchon iſt ihr Sohn doch nicht der meine. Ich ſchwöre es Dir! Wirſt Du mir verzeihen?"

„Ich darf nicht, Mama hat es verboten."

„Mama thäte beſſer, ſich um ihre Angelegenheiten zu kümmern, ſtatt mir nach dem Leben zu ſtreben."

„Nach dem Leben?" fragte ängſtlich das junge Weib und öffnete gänzlich die Thüre. Aber in demſelben Momente hörte ſie der Mutter Stimme am Korridor und ſperrte ſchnell hinter ſich zu.

Da ſtand ich nun unverrichteter Sache. Die Schwiegermutter rauſchte herein, ich machte ihr ein zierliches Kompliment. Sie maß mich vom Kopfe bis zu den Zehen und fragte mich: „Was ſoll's ſein?"

„Nichts, Schwiegermama, gar nichts," entgegnete ich, „ich bin nur höflich gegen eine Dame, welche es ſo wohl mit mir meint, daß ſie mich ſo bald ſchon in's ewige Leben befördern will."

Sie wurde blutroth im Geſichte und verſchwand im Zimmer meiner Frau.

Ich ſchlief wenig. Ich hatte, als ich ſo da lag, den Entſchluß gefaßt, dem Major und zwar ſeiner Frau wegen, eine offene Erklärung zu geben, es ihm überlaſſend, ob er ſich dann noch mit mir ſchießen wolle oder nicht. Konnte ich ihm das Weſenloſe ſeiner Eiferſucht klar machen, hoffte ich auch meine Frau zu überzeugen, die ich erſt recht zu lieben inne wurde, als mich ihr Verluſt bedrohte.

Am andern Morgen um halb fünf Uhr war ich am Platze. Ich brauchte nicht lange zu warten. Schlag fünf erſchien der Major mit einem jungen Officier.

„Sie haben alſo wirklich keinen Zeugen, mein Herr?" ſprach er zu mir.

Digitized by Google

„Ich verlasse mich ganz auf den Ihrigen, Herr Major," entgegnete ich. „Doch möchte ich Ihnen, ehe wir beginnen, um Ihrer Frau Gemalin willen, einige Aufklärungen geben.

„Ist nicht nothwendig. Ich weiß Alles."

„Daran erlaube ich mir zu zweifeln. Sie glauben, daß ich der erklärte Liebhaber Ihrer Gemalin war und dem ist nicht so. Ich machte ihr zwar den Hof, doch wurde ich nicht im Geringsten bevorzugt. Warum hätte ich sonst eine Andere geheiratet?"

„Das ist wahr. Aber das Kind. Es nannte Sie Papa!"

„Ich bitte Sie, Herr Major, was weiß so ein Kind, wer sein Vater ist! Ich selbst hatte es dazu, da ich damals gerne sein Vater geworden wäre."

„Ueberlegen Sie sich das Alles, Herr Major," sprach nun der Sekundant, ein junger Husarenrittmeister; „mir kommt es so vor, als ob der Herr Recht hätte. Bedenken Sie nur, die Ehre Ihrer Gemalin."

„Aber der Brief," entgegnete ungewiß, was er thun sollte, der Major.

„Den schrieb eine vorzügliche Schwiegermutter, welche stolz darauf ist, außer ihrem Gatten Niemand geliebt zu haben, und welche jede frühere Neigung eine alte Sünde nennt. Sehen Sie, dort schleicht sie herum und erwartet das Resultat des Briefes."

„Ich sehe noch eine Dame," sprach der herumspähende Rittmeister.

„Das ist meine Frau," antwortete ich, „die Gute traut Ihrer Mama nicht."

„Da kommt auch meine Frau," rief der Major, „was beginnen wir nun?"

Mir fuhr ein Gedanke durch den Kopf. „Ich hab's," rief ich. „Schießen wir unsere Pistolen in die Luft, ich stürze nieder und dann warten wir ab, was geschieht."

„Wozu soll das?" fragte der Major.

„Das werden Sie sehen! Feuer!" rief ich. Wir schossen und ich warf mich mit dem Gesichte gegen die Erde nieder. Die Schüsse hatten eine überraschende Wirkung, alle drei Frauen, meine Schwiegermama an der Spitze, stürzten auf den Kampfplatz. Der Schwiegermama mochte nicht ganz wohl zu Muthe sein, denn sie machte ein äußerst verdutztes Gesicht, als sie mich da liegen sah. Meine Frau warf sich über den vermeintlichen Leichnam hin, weinte, daß mir das Herz gebrochen wäre, wenn ich wirklich so albern gewesen wäre, todt zu sein, und in den Vorwürfen, die sie sich und der Mama machte, kam diese nicht besonders gut weg. Die Majorin war zu ihrem Gatten geeilt und beschwor ihn, durch eine schleunige Flucht sein Leben in Sicherheit zu bringen.

„Da liegt das Opfer Deiner Untreue," sprach dieser vorwurfsvoll.

„Ich will über Geschehenes nicht mit Dir rechten," entgegnete die Frau, „nur rette Dich. Der Arme war niemals mein Geliebter. Schrieb ich Dir doch von ihm, als Du bei der Armee warst und schilderte seine manchmal excentrischen Bewerbungen. Hätte ich das gethan, wenn ich ihn geliebt hätte? Wer zwang mich denn, Dich zu heiraten?"

Inzwischen gelang es meiner Schwiegermama, Therese von mir loszumachen. So sehr mich die Liebe meiner Frau freute, so angenehm war mir doch diese Erlösung, denn ich hatte heute zum erstenmale empfunden, was der Schmerz einer Frau für ein Gewicht hat.

„Sie sind an Allem Schuld," wendete sich der Major zu meiner Schwiegermama. „Doch was sehe ich," fuhr er sie betrachtend fort, „wir kennen uns ja?"

„Wir kennen uns? Wie so?"

„Erinnern Sie sich nicht des Lieutenants Daun, der ihr Gatte geworden wäre, wenn Ihre Eltern eingewilligt hätten?"

Das war denn doch zu interessant. Meine gestrenge Schwiegermama hatte eine alte Sünde auf ihrem Gewissen. Die Freude darüber belebte mich so, daß ich mich umkehrte und in sitzender Stellung die Scene mit ansah. Um ihre Verlegenheit zu bemänteln und nicht vor ihrer Tochter überwiesen zu werden, nahm die Mama Theresen unter den Arm und wollte sie fortziehen. Die arme Therese weinte noch immer und konnte sich nicht fassen. „Mein armer Eduard, o hätte ich ihm nur mehr geglaubt, als Dir, Mama, die Du ja auch eine alte Sünde hast!"

„Komm in's Haus, mein Kind, komm, verlassen wir die Stätte des Todes."

„Darf ich der gnädigen Frau meinen Arm bieten?" sprach nun der Rittmeister, unser Sekundant, und reichte Theresen die Hand. Diese sah ihn an und wurde purpurroth.

„Sie sind verheiratet?" fragte nun der Rittmeister, nachdem er Theresen, der er als Mädchen den Hof gemacht, erkannt hatte.

„Ich war es," entgegnete sie und ein neuer Thränenstrom stürzte aus ihren Augen.

„Sie kennen meine Tochter?" fragte die Alte.

„Allerdings," entgegnete dieser; „als sie in der Pension war, sah ich sie öfter auf der Promenade und sprach auch einigemal mit ihr."

Nun konnte ich mich nicht länger halten. „Das ist ja wunderhübsch," rief ich, „auch meine Frau hat eine alte Sünde? Vortrefflich."

Alles wandte sich zu mir.

„Du lebst," schrie Therese auf und stürzte an meine Brust. „Bist Du verwundet?"

„Nein, mein Herz, jetzt bin ich erst recht gesund."

„Böser Mann, welch' grausamen Scherz hast Du mit mir getrieben! Nicht wahr, Du kehrst gerne zum Leben zurück?"

„Sehr gerne, mein Kind," antwortete ich, sie umarmend. „Wir wollen durch die zärtlichste Liebe unsere alten Sünden büßen, aber allein, verstehst Du mich, wir büßen allein. Nicht wahr, Schwiegermama," wandte ich mich zu dieser, „alte Sünden muß man allein büßen."

„Ich verstehe," antwortete halb beschämt, halb erbost die Alte, „ich gehe zu meinem Sohne auf sein Gut.

Digitized by Google

Nöthigt mich ja nicht zu bleiben, ich kehre niemals zu Euch zurück."

Und so geschah es auch.

Ich aber segnete, so oft ich mich im Kreise meiner Familie recht glücklich fühlte, die alten Sünden.

Für Gesunde und Kranke.

Die Schwämmchen.

Die Schleimhäute des Mundes und der benachbarten Theile finden sich bisweilen mit einem weißlichen, rahm- oder käsehnlichen Belege überzogen, welcher bald in kleinen abgesonderten Pünktchen, Knötchen oder Bläschen, bald aber in etwas ausgebreiteteren Häuten erscheint und fast nur aus einer mikroskopischen Schimmelmasse, dem **Soorpilze**, besteht. Man gab ihm schon seit alten Zeiten den Namen **Schwämmchen** oder **Kahn**, und belegt entweder die Gesammtkrankheit mit diesem Namen, oder unterscheidet die in ausgebreiteten Häuten auftretende Form in einigen Gegenden durch den Namen **Soor** oder **Mehlhaud**.

Die Schwämmchen zeigen sich, oft nach vorhergegangener Unruhe, Mundhitze, Katarrh und Durchfall, als mehr oder weniger dick aufsitzende häufige Gebilde von unregelmäßig runder Gestalt, anfangs als einzelstehende Knötchen und Ringe, später zu größeren Flecken zusammengeflossen, meist mit zerrissenen Rändern. Ihr Aussehen ist perlfarbig und milchweiß, geht aber durch fremde Beimischung oder Eintrocknen in's Bräunliche oder Schwärzliche über. Die Schleimhaut erscheint noch frewilliger oder künstlicher Abstoßung der Belege mehr oder weniger wund und entzündlich gerőthet, heiß, aufgelockert und leicht blutend. Die Schwämmchen befallen vorzüglich die in der Mundhöhle befindlichen Theile, verbreiten sich aber leicht nach vorn bis auf die Lippen und Mundwinkel, nach hinten bis in die Rachenhöhle, den Schlundkopf, die Speiseröhre und den Darmkanal, in selteneren Fällen auch bis in die Nasenhöhle, die Luftröhre und den Magen. Sie vertrocknen nach kürzerer oder längerer Zeit, fallen ab, oder werden heruntergescheuert, und hinterlassen wunde, bisweilen blutende Stellen, oder flache Geschwürchen mit nicht erhabenen Rändern, welche ohne Hinterlassung einer Narbe heilen. Statt der verschwundenen Schwämmchen zeigen sich, weil gewöhnlich noch Schimmelfäden in der Haut hängen bleiben, an der alten Stelle oder an benachbarten Orten neue, so daß das Nachwuchern gewöhnlich zu wiederholten Malen vor sich geht. Dabei kommen, je nach Verschiedenheit des befallenen Ortes mancherlei begleitende Erscheinungen vor, z. B. Durst, Schmerzhaftigkeit des Mundes, Schlingbeschwerden, Verweigern des Saugens an der Brust, Heiserkeit, Husten, Erbrechen u. s. w. Auch Ausschläge an verschiedenen Körpertheilen treten zuweilen ein.

Die Schwämmchen sind eine ansteckende, durch die Sporen des Soorpilzes sich verbreitende Krankheit. Sie erscheinen vorzugsweise, doch nicht ausschließlich, bei **Kindern** im ersten Lebensjahre, und zwar in manchen Gegenden oder Anstalten epidemisch, wo sie alsdann fast ohne Ausnahme jeden Säugling befallen. Sie finden sich besonders bei schwächlichen Kindern, welche künstlich, mittels zuckeriger oder mehliger Dinge aufgefüttert werden, aber dabei der nöthigen Reinlichkeit (zumal im Munde) entbehren. Ein krankhafter, besonders katarrhalischer Zustand der Mundschleimhaut, oder eine Auflockerung derselben durch örtliche Umstände, befördert das Haften und Wuchern der Soorpilze ganz ungemein; daher **Gährung** und **Säurebildung im Munde** die Hauptursachen der Krankheit sind. Diese Krankheitsursachen werden aber **nie**, oder doch höchst selten nur entstehen, wenn der Säugling die gehörige Wartung und Pflege erhält; daher ist das Erscheinen der Schwämmchen immer ein Vorwurf für die Wärterin oder die Mutter. Wird ein Kind gehörig rein gehalten, d. h. nicht nur gebadet, sondern ihm auch täglich **mehrmals** der Mund gründlich ausgespült, ihm weder saure Milch, noch saurer Brei oder zuckerige Nahrung gegeben, so wird die Krankheit gewiß nur höchst selten vorkommen, oder schon in ihren Anfängen schnell wieder verschwinden. **Vor allen Dingen sollte die höchst böse Mode abkommen, den Kindern einen Zuip in den Mund zu stecken** und sie stundenlang damit liegen zu lassen. Freilich, bequem ist es wohl, denn das Kind hat immer etwas zu saugen und liegt ruhig, aber der Speichel geht in kurzer Zeit in Gährung über, wird sauer und scharf, und erzeugt so eine Auflockerung der Mundschleimhaut, welche die Entstehung der Krankheit hervorruft. Auch das Einschlafen an der Brust und zu langes Schlafen überhaupt begünstigen diese Umstände und das Wuchern der Pilze aus leicht begreiflichen Gründen. Wo eine allseitige, gründliche Reinlichkeit herrscht, dürfen, wie gesagt, die Schwämmchen eigentlich niemals vorkommen oder wenigstens nicht überhandnehmen.

Die pilzreichste Form, der sogenannte echte Soor, herrscht besonders in überfüllten Findelhäusern während des Sommers in epidemischer Verbreitung, wahrscheinlich in Folge von Ausstreuung und Einimpfung der Pilzsporen durch gemeinsame Eß- und Trinkgeschirre. Waschschwämme, Zulpe, ja sogar durch die Finger der Wartefrauen; denn gründliche Versuche haben die Ueberimpfbarkeit der Pilze auf gesunde Kinder bewiesen. Auch zeigt sich eine, durch unmittelbare Berührung bedingte Ansteckung, indem die ein solches Kind stillende Amme öfters einen ähnlichen Ausschlag an den Brustwarzen davon trägt.

Bei **Erwachsenen** findet sich die Krankheit in der Regel nur unter Verhältnissen, welche einen ähnlichen Zustand von Hilfslosigkeit und Schlaffsucht, nebst Gährung im Munde bedingen, so z. B. bei bettlägrigen, mit offenem Munde daliegenden Kranken, bei Ruhren, Nervenfiebern und anderen schweren fieberhaften Krankheiten; ferner bei großer und überhandnehmender Schwäche des Körpers am Ende schwerer und tödtlich verlaufender Krankheiten, namentlich der Schwindsuchten und Wassersuchten. Oftmals ist jedoch auch hier Mißbrauch süßer Dinge und vernachlässigte Reinlichkeit der Mundhöhle mit im Spiel.

Aus dem Vorhergesagten ergibt sich, daß die Schwämmchen allerdings an sich nicht besonders gefährlich sind; doch kann ihr Erscheinen, je nach dem zu Grunde liegenden Uebel, auch eine ziemlich ungünstige Bedeutung haben. Bei älteren oder in Folge langer Krankheiten sehr geschwächten Personen sind die Schwämmchen von ungünstiger Vorbedeutung, und überhaupt bei Erwachsenen immer eine bedenklichere Erscheinung, als bei Kindern. Bei letzteren hängen sie, wie schon bemerkt, mehr von äußeren Ursachen oder ungefährlicheren Verdauungsstörungen ab, werden aber auch oft unter Zufällen von Erschöpfung, Athemnoth und Abmagerung — vielleicht durch Ausbreitung auf die Luftwege — lebensgefährlich oder tödlich, besonders in Findelhäusern. Die bräunlichen oder schwärzlichen, also bluthaltigen Schwämmchen, sowie diejenigen, welche gern in größere Flächen zusammenfließen, sich schnell wieder erzeugen oder größere Geschwüre hinterlassen, sind von gefährlicher Art.

Die **Behandlung** der Krankheit richtet sich vor Allem auf Beseitigung der Ursachen, besonders auf Verhütung der chemischen Zersetzung (Gährung) und auf Schutz gegen neue Ansteckung. Man sorge für strengste Reinlichkeit, fleißiges Abwaschen der befallenen Stellen, reine Luft, frische Wäsche, zweckmäßigere Nahrungsmittel und Getränke, besonders Vermeidung aller süßen und mehlreichen. Die Reinigung des Mundes und der sonst befallenen Stellen muß **fleißig** und **gründlich** durch Abscheuern mittels angefeuchteter Leinwandläppchen geschehen, damit nicht in einem Winkel der Mundhöhle ein Schimmelsa-

Digitized by Google

den zurückbleibe, von wo aus die Pilzmasse ſich wieder über die gereinigte Schleimhaut verbreiten könnte. Man nimmt zum Reinigen reines Waſſer, dem man etwas Rothwein, Spiritus oder Borax zuſetzt; oder auch Roſenwaſſer, aromatiſche Aufgüſſe von Salbei, Fenchelſamen und Chamillen. Bei heftigem Schmerz und ſtärkerer Entzündung kann man zwar zuerſt mildernde ſchleimige Flüſſigkeiten, wie Malven- oder Mohnkopf-Abkochung, Quittenſchleim, Milchrahm oder Eigelb auftreichen; doch greift man lieber gleich zu den unten angegebenen Arzneimitteln, weil die ſchleimigen und ſüßen Sachen leicht die Gährung und damit den Schimmelbildungsprozeß verſchlimmern.

Bei **hartnäckigen** Schwämmchen muß die zuvor gereinigte Stelle mit einer ſchwachen Höllenſteinauflöſung (ein oder zwei Gran auf eine Unze Waſſer) bepinſelt werden. Statt deren kann man auch ähnliche zuſammenziehende Mittel, wie Alaun, Zinkvitriol oder Katechutinktur verſuchen. Gegen die Affektion der **Darmſchleimhäute** dienen zu gleicher Weiſe ſchleimige und dünne Klyſtiere von Leinſamen oder Hafergrütze und warme Umſchläge über den Leib, im Nothfalle ebenfalls Höllenſteinauflöſung.

Man reiche den Kindern geſtatt der mehlig-zuckerigen Aufſütterung die friſche Ammenmilch, die friſchgemolkene Kuh- oder Ziegenmilch, Fleiſchbrühe und Ei nebſt paſſenden ätheriſch-öligen Gewürzen, z. B. Muskate, Kümmel oder Fenchel. Der gleichzeitige **innere** Gebrauch des Borax, der Magneſia oder des Kalkes, des Kinderpulvers, der wäſſerigen Rhabarbertinktur und ähnlicher Mittel iſt oft von vortrefflichem Nutzen. Zuweilen, beſonders bei Erſtickungsvorboten, dienen ſogar Brechmittel. Bei eintretender Erſchöpfung und Abmagerung gibt man Fleiſchbrühen mit etwas Wein, Eidotter mit Waſſer und Wein oder Rum; dazu nach Befinden Gewürze, geſchabtes rohes Rindfleiſch und ähnliche für das zarte Alter geeignete Stärkungsmittel.

Bei **Erwachſenen** iſt die diätetiſche und innere Behandlung verſchiedenartig, meiſt aber ſtärkend. — Die **örtliche** Behandlung geſchieht hier ebenfalls durch Betinſeln, Abſchwenken, Mundausſpülen und Gurgeln mittels der erwähnten ätheriſch-öligen Kräuteraufgüſſe, welchen man Myrrhentinktur oder guten Rothwein zuſetzen kann; oder mittels zuſammenziehender Abkochungen von Weiden- oder Eichenrinde. Auch braucht man die wäſſerigen Löſungen von Chlorkalk, Chlorwaſſer, Salzſäure, Schwefelſäure, Eiſenvitriol und Silberſalpeter (ein bis zehn Gran auf eine Unze Waſſer). Der Borax in etwas Waſſer gelöſt oder in Verbindung mit Roſenhonig dient herkömmlich in leichten Fällen zum Beſtreichen der Schwämmchen. Bei großen Schmerzen kann man, um dieſe zu beſchwichtigen, den eben erwähnten Mundwaſſern einige Tropfen Opiumtinktur zuſetzen. Dr. K.

Die Verſchüttung des Dorfes Bedretto im Kanton Teſſin am 7. Jan.

Das Bedrettothal im Kanton Teſſin, ein romantiſch gelegener Fled des Alpenlandes und zur Sommerszeit vielfach von Touriſten durchſtreift, war in der erſten Hälfte des Januar der Schauplatz greiſſtürzender Kataſtrophen. Die ſeltſam launenhafte Witterung beim Beginn des neuen Jahres, welche die nördliche Schweiz ſchonend behandelte, ja in einigen Gegenden derſelben ſchon die Frühlingsblumen hervorlockte, bedeckte die ſüdlichen Abhänge der Alpen mit unerhörtem Schneefall. Das genannte Thal iſt zwiſchen dem Nufenen- und dem Griesgletſcher in bedeutender Höhe gelegen, von einem Arme des Teſſinfluſſes durchſchnitten und wird von Gletſchern, ſchroffen Felſen und Schneekuppen überragt. Gewöhnlich iſt der Winter in dieſer Gegend lang und rauh, bringt viel Schnee mit ſich, und die daſelbſt liegenden Dörfer ſind alsdann mit Lawinenſtürzen bedroht; doch in ſo furchtbarer Geſtalt wie heuer iſt dieſe Gefahr ſeit lange nicht vor die unglücklichen Bewohner getreten. Vom Morgen des 5. Jan. an dauerte der Schneefall bis zum 13. ununterbrochen fort, Tag für Tag ſich erhöhend, bis der Schnee zuletzt durchſchnittlich eine Höhe von zehn Fuß erreichte. Die Bevölkerung der Ortſchaften befand ſich in fortwährender Dunkelheit, rings in Schneemaſſen, wie in ungeheuren Katakomben vergraben; die Stille wurde nur zuweilen durch den Donner ſtürzender Lawinen und durch den Hilferuf halb verſchütteter Menſchen auf ſchauerliche Weiſe unterbrochen.

Am 7. Jan. Mittags zwölf Uhr weckte die Bewohner von Bedretto das dumpfe Getöſe einer ungeheuren Lawine, die mit furchtbarer Gewalt auf den weſtlichen Theil des Dorfes herabrollte und fünf der größten und bevölkertſten Wohnungen in ein rieſiges Schneegrab bettete. Die Bevölkerung der unverſehrten Häuſer war im erſten Momente von dem Unglücke wie niedergeſchmettert. Im ganzen Thale waren nur dreizehn erwachſene Männer daheim, die anderen befanden ſich des Erwerbes halber auswärts, und von diesen dreizehn war mehr als die Hälfte krank und arbeitsunfähig. Die wenigen aber, von den Frauen, welche Männerkleider übergeworfen hatten, auf das muthigſte unterſtützt, eilten an die Stätte des Unglückes, und den hingebendſten Anſtrengungen ohne Schonung des eigenen Lebens gelang es, nach und nach ſechzehn der Verſchütteten lebendig, ſo wie mehrere Leichen an's Tageslicht zu fördern. Vierundzwanzig Stunden währte es, ehe Hilfe aus den inzwiſchen benachrichtigten Nachbardörfern Villa, Oſasco und Fontana ankam, da der Verkehr unter dieſen Ortſchaften in dieſer Jahreszeit immer mit großen Schwierigkeiten verbunden iſt. Endlich erſchienen, nach Ueberwindung aller Hinderniſſe, die ſich ihnen unterwegs entgegengeſtellt, 28 kräftige Männer auf dem Schauplatze, um die Erſchöpften mit friſchen Kräften in der mühevollen Arbeit abzulöſen — leider zu ſpät, denn von den Verunglückten wurden nur noch zwei, ein blinder Mann und ein lahmer Knabe, dem Schneegrabe entriſſen, in dem ſie gegen 50 Stunden zugebracht hatten. Die Hunderte, welche ſpäter zur Unterſtützung nachrückten, fließen beim Ausgraben nur noch auf Todte. Eine Lehrerin fand man ſtehend bis an den Oberleib in die Schneemaſſen eingepackt, ſie ſchien zu ſchlafen, doch ihre Seele war entflohen. Als die letzte der Leichen herausgeſchaufelt und den anderen beigeſellt war, zählte man im Ganzen 29 Todtgebliebene — ein trauervoller Anblick. Sie alle wurden auf dem Friedhofe zu Villa in einem großen Grabe zur Erde beſtattet. Unter den 18 lebendig Herausgegrabenen ſind 10 mehr oder weniger ſchwer verletzt. Von den 14 betroffenen Familien waren 26 Perſonen ab-

Digitized by Google

weſend; dieſe finden nach der Heimkehr das Grab der Ihrigen und den Wohlſtand der Ueberlebenden zerrüttet; denn der materielle Schaden iſt ebenfalls groß, er beläuft ſich auf 53.280 Fr. Auch die umliegenden Dörfer ſind in den Tagen vom 5. zum 13. Jan. durch Lawinenſtürze und Schneeſtürme ſchwer heimgeſucht worden. Zu Madrano wurde ein Haus vernichtet und ein alter Mann fand den Tod; ebendaſelbſt ſowie zu Prugnasco, Ponte, Fontana, Albinasca und Airolo wurden über 30 Stallungen mit Vieh verſchüttet und nichts davon gerettet. Auch zu Bedretto ſind außerdem einige Häuſer beſchädigt, Stallungen und Scheunen zerſtört worden. Der durch Lawinen im Teſſin während des Januars angerichtete Geſammtſchaden iſt auf 675.000 Fr. abgeſchätzt worden. Ueberall hat man in der Schweiz Subſkriptionen zum Beſten der Verunglückten veranſtaltet, und das plötzliche Hereinbrechen von Tod und Verderben auf das friedliche Thal alle Herzen erſchüttert und dem Mitleid geöffnet. Bis jetzt ſind an milden Gaben etwa 30.000 Fr. eingelaufen.

—g—.

Begräbniß der Armen zu Neapel.

Jedes Handbuch, ſchreibt ein Korreſpondent der Times, hat die Thatſache bemerkt, daß zu Neapel die Armen in Löchern begraben werden. Ich habe das auch geleſen, aber es gibt keine hinreichende Vorſtellung von den gräßlichen Abſcheulichkeiten, welche in Neapel täglich mit der Sanktion des Geſetzes und unter den Augen der Kirche verübt werden. Auf dem Campo Santo Vecchio befindet ſich ein großer Hofraum, welcher 450 Quadratfuß umfaßt und von vier mit bunten Freskogemälden aus der bibliſchen Geſchichte bemalten Mauern eingeſchloſſen iſt. Die Pflaſterung beſteht aus großen Steinblöcken, und die Mündung jedes der 365 Löcher oder Gewölbe iſt erkennbar an dem eiſernen Ringe, mittels deren zur beſtimmten Zeit der Stein gehoben wird. Das Begräbniß, wenn man das mit einem ſolchen Ausdrucke bezeichnen darf, findet täglich Punkt vier Uhr Nachmittags ſtatt, und der Hof ſteht Allen offen. Alle Leichen, welche man nach vier Uhr bringt, werden erſt den folgenden Tag begraben und vorläufig in hölzerne Fächer, welche an der Weſtſeite angebracht ſind, placirt. Dieſe ſind mit Ziegeln ausgekleidet und hellgrün angeſtrichen. An dem Tage meiner Anweſenheit lagen fünf Särge oder Kiſten von grober Arbeit, verſchiedener Größe und roth, braun, grün, ſchwarz angeſtrichen, zuſammen auf dem Pflaſter, daneben die Geräthſchaften zum Aufheben des Steines, beſtehend aus einer bunten Stange, an welcher eine ſchwere Kette und ein Haken hing; außerdem bemerkte ich auch einen Hebel, welcher dazu gebraucht wurde, um die Arbeit zu erleichtern. Daneben ſtanden zwei lange und mit Laternen verſehenen Karren, deren Gebrauch nicht zweifelhaft ſein konnte.

Als es vier Uhr ſchlug, trat in den Vorbereitungsarbeiten eine Pauſe ein, man wartete auf den Prieſter und benutzte die Muße dazu, die Deckel der verſchiedenen Kiſten aufzuheben und über das Ausſehen der darin befindlichen Leichen Witze zu reißen. Endlich kam der Prieſter und nachdem er einige Sätze gemurmelt hatte, beſprengte er die Särge mit Weihwaſſer, legte ſeine Kanonikalien ab und ſpielte nun die Rolle eines Zuſchauers.

Der nächſte Stein wurde gehoben; aber was ich da ſah, will ich nicht zu ſchildern verſuchen, weder den bläulichgrauen Dampf, welcher aus dem Grunde emporſtieg, noch die peſtilenzialiſchen Gaſe, welche ſelbſt in freier Luft Erſtickung drohten. Jetzt ging's nun an's Werk. Die zwei erſten Särge enthielten die Ueberreſte Erwachſener, einen Mann und eine ältliche Frau; aber dieſe waren anſtändig gekleidet und lange genug todt, um vollſtändig erſtarrt zu ſein. Sie wurden, wie Straßenkoth oder Kohlen, durch Umkippen der Karren auf das Pflaſter geſchüttet und dann mit dem Kopfe voran in das Loch geworfen, in welches ſie mit einem dumpfen Geräuſch auf die vermodernden Knochen und Gerippe der früheren Jahre hinabfielen. Der nächſte war ein kleiner Sarg und enthielt die Leiche eines jungen Mädchens, welches ſehr hübſch geweſen ſein mußte, und nett, obgleich dürftig gekleidet war. Der Kopf ruhte auf friſchen Blumen. Was würden die Hinterlaſſenen, welche dieſe Blumen gepflückt hatten, geſagt und gefühlt haben, hätten ſie dieſe Miethsleute geſehen, wie ſie ſich bückten, den Saum des Kleides faßten und dieſe geliebten Ueberreſte buchſtäblich kopfüber in das Loch hinabſtürzten! Es war ein ſchauderhafter Anblick dieſe Entweihung der jungen Leiche mit wild umherfliegenden Haaren und Gliedern, welche noch nicht ſtarr waren. Hierauf kam ein großer Sarg an die Reihe, in welchem ſich Lieferungen des Albergo di Poveri, des Armenhauſes, befanden.

Was jetzt folgte, klingt unglaublich, iſt aber doch wahr. Der Deckel dieſes Sarges ſtand ſchon halb offen, was nicht Wunder nahm; denn als er ganz abgenommen war, erblickte man eine Anzahl todter Kinder, welche übereinander geſchichtet da lagen — nicht weniger als acht im Alter von zwei Jahren bis auf einige Wochen herab. Sie waren ſämmtlich nackt, wurden eines nach dem andern bei der Hand oder bei dem Fuße, wie es gerade kam, hervorgezogen und durch die Luft in das Loch geſchlendert. Mit zwei anderen Särgen, welche jeder ein Kind enthielten, fand dieſelbe Procedur ſtatt, und ich fühlte mich förmlich erleichtert, als jetzt der Stein wieder in die Oeffnung gelaſſen wurde. Leider hatte ich mich getäuſcht, denn die Leute meldeten dem Prieſter, es befinde ſich noch ein Leichnam in den Fächern, welcher „vergeſſen" worden ſei, und dann noch einer in einem der Karren, welcher nicht ausgeleert worden war. Die vergeſſene Leiche war die einer erwachſenen Frau, ſie wurde in einer Art Fleiſchermulde von einem Manne auf dem Kopfe an den Rand des Loches getragen und blieb dort unbekleidet liegen, bis auch der Inhalt des Karrens, die Ueberreſte eines hübſchen jungen Mannes von 19 Jahren und eines Knaben, welcher zuſammengekrümmt dalag,

Digitized by Google

herbeigeschleppt wurden. Ein Hospital hatte sie geschickt, wie die Frau ohne einen Lumpen von Kleidungsstücken! Der Priester besprengte sie, und es gewährte ein entsetzliches Schauspiel, jetzt die noch lange nicht erstarrten Körper auf dem Pflaster in Konvulsionen, als sträubten sich die Glieder gegen eine solche Behandlung, hinschleppen und in das Loch werfen zu sehen.

Als Alles vorüber war, that ich einen Blick in die Oeffnung, aber es ist mir unmöglich, auch nur annähernd eine Schilderung des Scheußlichen, was ich da sah, zu versuchen. Was, frage ich, muß der Einfluß eines solchen Systems auf das Volk sein? Wo kann Achtung vor dem Menschenleben stattfinden, wenn täglich solche Scenen der Entweihung Hingeschiedener stattfinden?

(Slo.)

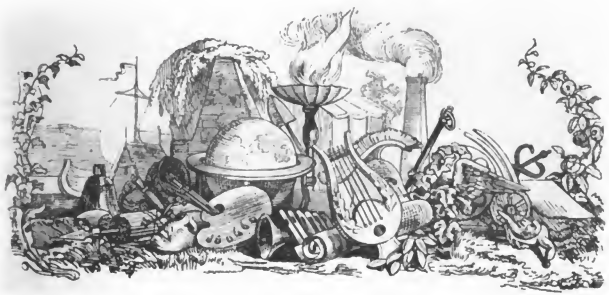
Literatur und Kunst.

Ein neuer Roman von Karl von Holtei. Wie groß wird die Theilnahme sein, die die Lesewelt ihm schenken wird, wieviel hundert Hände werden begierig nach dem Buche greifen und Jeder um so mehr sich der Hoffnung hingeben, eine Art Seitenstück zu dem prächtigen, allbeliebten „Vagabunden" zu erhalten, als der Titel des neuen Werkes — es benennt sich „der letzte Komödiant" (3 Bände, Breslau, Trewendt) — ja unläugbar auf eine gewisse Verwandtschaft dieses und jenes Stoffes schließen läßt. Und in der That, Wulf Bäcker, der Held des Romanes, welchem unsere Besprechung gilt, ist ein ebenso echter und unverfälschter „Vagabund" von Haus aus, wie Anton, der Held in Holtei's früherer Erzählung, aber sonst ist so ziemlich Alles anders. Ein Komödiantenkind von zweifelhafter Herkunft, muß Jener einer bösen Stiefmutter schon im Knabenalter das Feld räumen, er kommt zu einem Tapezierer in die Lehre, aber das Handwerk erfüllt und befriedigt nicht seine Feuerseele, endlich hält er es beim Meister nicht länger aus und geht zurück zum Vater, der, als Unternehmer einer wandernden Schauspielertruppe, damals gerade von einem adeligen Herrn auf seine Besitzung befohlen ist, um den Herrschaften mit seinen Produktionen die Langeweile des Winters zu vertreiben. Der Zufall will, daß die böse Stiefmutter bald darauf mit einem neugewonnenen Galan das Weite sucht, und so kann Wulf bleiben. Merkwürdig schnell entwickeln sich nun seine körperlichen, wie geistigen Gaben; der halbwüchsige, unbeachtete Tapeziererlehrling wird bald ein schöner, stattlicher, den Weibern die Köpfe verrückender Jüngling. Kaum achtzehn Jahre alt, spielt er auf der Bühne seines Vaters den Mortimer, und bei der Gelegenheit verliebt sich die Maitresse des Barons in ihn. Doch das Verhältniß Beider hat als ein nur von Leidenschaft geschlossenes keinen Bestand; die eben zur Jungfrau herangewachsene Tochter des Schloßherrn ist es, die zum ersten Male auch das Herz und nicht blos die Sinne Wulfs in Flammen setzt; sie selber gibt sich ihm mit der ganzen Gluth erster Schwärmerei hin und das Ende vom Liede ist eine Entführung. Aber, wie es im Leben zu gehen pflegt, Noth und Elend lassen diese beiderseits unbesonnene Liebe nur zu bald erkalten. Ludmilla erwacht zuerst aus dem Rausche und thut nun, was berechnender Verstand ihr gebeut: sie verläßt heimlich den Vater ihres zu hoffenden Kindes, heiratet den reichsfreiherrlichen Cousin, der aus Vermögensrücksichten über das Geschehene wegsieht, und Wulf zieht weiter von Stadt zu Stadt, hierhin und dorthin, wie ihn der Zufall treibt. Er ist ein schauspielerisches Genie, er würde, wäre er zu einer größern Bühne gekommen, sich den ersten Größen der Kunst beigesellt haben, aber die Tragik seines Schicksals will es, daß er ewig in der Misere kleiner, wandernder Truppen stecken bleibt. In den Kriegen gegen Napoleon verläßt auch er das Theater und wird Soldat. Zwar fällt er nicht in der Schlacht, bekommt aber einen Hieb über den Kopf, der, wenngleich zugeheilt, doch sein Gesicht arg verunstaltet und ihm das Spielen verleidet. Nun beginnt noch trübere Zeit für ihn; glücklichere Collegen müssen ihm durchhelfen, endlich wird er Souffleur oder auch Inspicient, je nachdem es kommt, und als solcher fängt er von neuem an zu wandern, bald da- bald dorthin, ohne Ruhe und Rast; seines Bleibens ist nirgends lange. Er wurde inzwischen schon recht alt und stumpf, aber noch einmal scheint er jung und muthig werden zu wollen, als er eine Tochter — die Frucht einer späteren Liebe zu einer unglücklich vermählten Frau — findet und diese ihm ihr mütterliches Erbtheil übergibt, mit welchem er denn selbst ein Schauspielunternehmen begründet. Doch, als die Tochter, die schon immer kränkelte, stirbt, brechen auch seine Kräfte, und da will es denn schließlich der Zufall, daß er endlich erfährt, wo Ludmilla geblieben. Sie ist bereits auch Matrone, Wittwe, Großmutter; ihr Mann, ihr Sohn — der der Sohn Wulfs war — sind beide schon gestorben, es lebt nur ein Enkel, der ebenfalls Wulf heißt. Ludmilla nimmt ihren Jugendgeliebten mildherzig bei sich auf und schafft dem Abgelebten eine Freistätte seines müden Alters, wo er denn bald darauf das Zeitliche segnet. Hier kommen wir zu der Hauptschwäche des neuen Werkes. Mag auch der Verfasser wirklich Geschehenes erzählen; da er nicht eine strikte Biographie lieferte, sondern den gegebenen Stoff in das Gewand der Dichtung kleidete, muß er sich auch gefallen lassen, daß wir nun vom künstlerischen Standpunkt aus ihn beurtheilen. Und da muß man denn sagen, der Roman macht einen unkünstlerischen Eindruck, weil er eben zu sehr nicht idealisirt, sondern nur die nackte Realität der Thatsachen unvermittelt neben einander stellt. Es fehlt überall an Motivirung, die Uebergänge sind zu schroff, das Ganze allzu sprunghaft, die Charakteristik schwankend, die Komposition lose und ohne Halt. Wo eine Person nicht mehr gebraucht wird, da verschwindet sie plötzlich, höchstens wird sie mit einigen beiläufigen Worten abgethan. Die Menschen sind Puppen eines herzlos und kalt sich vollziehenden, finsteren Schicksals. Die gesammte Entwickelung der Ereignisse ist eine unerfreuliche, triste, nirgends kommt es zum Gefühl der Versöhnung, nirgends ist Sonnenschein der Freude, nirgends Glück und Poesie. Die Misere überwuchert, die Korruption steht in üppiger Blüthe. Fast alle die dargestellten Verhältnisse und Beziehungen sind unmoralisch, angekränkelt von sittlicher Verderbniß. Wir empfinden, daß ein Mann das Alles geschrieben, der nicht nur ohne jede Illusion vom Leben, sondern — wir möchten auch sagen — ohne Ideal ist, den das Alter, die Erfahrung schwarzsichtig und verbittert gemacht hat. Freilich gibt es auch Vorzüge in seinem Werke. Die Darstellungsweise ist noch immer frisch, spannend, von angenehmer Leichtigkeit und Natürlichkeit, viel interessantes theatergeschichtliches Material wurde nicht ohne Geschick für den Roman verwerthet, und in einigen Nebenpartien, besonders in der Schilderung verschiedener Principale von wandernden Schauspielertruppen, waltet ein gesunder, lebenswahrer Humor. (Cur.)

— Von W. Rüstow, dem bekannten Militärschriftsteller, erscheint ein größeres polemisches und wissenschaftliches Werk: „Von den Hindernissen einer zweckmäßigen Heerbildung und erfolgreichen Kriegsführung. Militärische Blätter für das Volk." Das Buch erscheint bei Streit in Koburg und seltsamer Weise im Lieferungen.

— Amely Bölte, welche früher schon auf dem Boden des biographischen Romans sich gerne bewegte, und Winkelmann, die Stael und die Krudener, zuletzt die Franziska von Hohenheim in die Form des Romans zwängte, hat nun ein dreibändiges Werk: „Moderne Charakterköpfe" zusammengestellt.

Digitized by Google



Feuilleton.

Allerlei.

Zu der letzten öffentlichen Sitzung der königlichen Akademie der Wissenschaften zu München machte v. Liebig im Verlauf seiner Anrede folgende interessante Mittheilung: „Man hat bis dahin geglaubt, daß die atmosphärische Luft die einzige und Hauptquelle des Sauerstoffs sei, welcher in den Processen der Ernährung und des Stoffwechsels in dem thierischen Organismus zur Verwendung kommt. Mit Hilfe eines neuen Apparates (für welchen der König von Baiern aus eigenen Mitteln 7000 fl. bewilligte) ist es jedoch gelungen, den Beweis zu führen, daß in dem Leibe des fleischfressenden Thieres, bei vorwiegend stickstofffreier Nahrung, eine sehr beträchtliche Menge Sauerstoff von dem Wasser genommen wird, und daß demnach in gewissen gegebenen Verhältnissen ein mächtiger Zersetzungsproceß stattfindet, welcher darin besteht, daß Wasser in seine Bestandtheile zerfällt, daß sein Sauerstoff zur Bildung von Kohlensäure dient, während der Wasserstoff, dessen Menge oft das Volumen des Thieres weit übersteigt, ausgeathmet wird. Dieser merkwürdige Vorgang im thierischen Leibe ist bis jetzt so gut wie unbekannt gewesen und seine Feststellung kann nicht verfehlen, ein neues Licht auf den Ernährungsproceß und Stoffwechsel zu werfen." In praktischer Hinsicht ist die Verfolgung der genannten Versuche namentlich für das Wasser- und diätetische Heilverfahren von außerordentlicher Tragweite, da hierdurch viele bisher noch nicht erklärte Erscheinungen aufgehellt werden.

In Gumpendorf bei Wien hat kürzlich ein Steindrucker seiner jungen Frau eine so furchtbare Ohrfeige gegeben, daß sie zusammenstürzte und eine Stunde lang in Ohnmacht lag. Als sie wieder zu sich kam, stellte es sich heraus, daß sie das Gehör verloren hatte.

Amerikanische Spieler. Bekanntlich hat Zahlmeister Cook von der Armee der Südlichen die zur Besoldung der Truppen bestimmten Gelder am grünen Tische verloren. Die eingeleitete Untersuchung ergab, daß Cook und jeder Fremde, der in diesem Zimmer spielte, in der Folge der Einrichtung desselben verlieren mußte. Die Wände und der Plafond waren nämlich mit Tapeten bekleidet, deren Zeichnung aus Sternen bestand. Am Plafond war hie und da durch den Mittelpunkt eines Sternes ein Loch gebohrt, und in dem über dem Spielsalon befindlichen Zimmer lag auf einer Matratze ein Gehilfe, welcher durch diese Löcher genau in die Karte der Spielenden sehen und mittelst einer telegraphischen Signalmaschine, deren Drähte durch die Mauer und den Fußboden des Spielzimmers liefen, dem Spieler von Profession durch leise Schläge auf den Stiefel oder Pantoffel genau die Karten des Opfers, das „geschoren" werden sollte, angeben konnte.

Zum französischen Fasching. Während in Paris bei dem diesjährigen Karneval die Sittenlosigkeit sich bei den Bällen der höheren Kreise ganz unverhüllt zeigte, wurden in den Provinzen von den Maires die lächerlichsten Verfügungen erlassen; so wurde in Royon den Musikbanden verboten, Walzer oder Galoppaden ohne Polizeiermächtigung zu spielen, und den Damen, mit Herren zu tanzen, so lange noch Personen gleichen Geschlechts in gehöriger Zahl, um miteinander zu tanzen, anwesend seien. In einem andern Departement durfte nur die Musikbande der Pompiers spielen, und der philharmonischen Gesellschaft wurde es nicht gestattet, „weil dies Rivalität und Uneinigkeit erzeugen würde, die man in civilisirten Ländern vermeiden müsse". In Paris wurde die Frau eines Schmiedes verhaftet, weil sie, als man ihr die Erlaubniß in Mannskleidern auf einem Maskenballe zu erscheinen, verweigerte, sagte, dies sei eine Verläugnung des Princips der Gleichheit; es sei ungerecht, die „basse canaille" zur Sittlichkeit anzuhalten, während man der „haute canaille" Alles gestatte.

Eine in Paris lebende russische Fürstin hatte vor Kurzem einen Theil ihrer Bekannten zu einem Diner eingeladen und ihre Einladungskarten mit folgender Nachschrift versehen: „Um sieben Uhr Tafel. Man bittet präcis sechs Uhr zu erscheinen, um eine Idee auszuführen, welche gefallen dürfte." Die Fürstin schlug nun den Erscheinenden, welche Rußland, England, Italien, die Türkei, Oesterreich, Preußen, Spanien und Frankreich vertraten, vor, daß ein Jeder eine oder mehrere telegraphische Depeschen nach irgend einem Orte unseres Welttheils richten und eine Frage des Interesses oder der Neugier an einen Bekannten thun solle. Die Idee, welche Beifall fand, ward ausgeführt und in kurzer Zeit waren 57 telegraphische Anfragen nach allen Hauptstädten Europa's unterwegs. Schon bei dem Braten lief die erste Antwort aus London ein. Zehn Minuten später kam eine Antwort aus Florenz. Hierauf folgten Depeschen aus Madrid, Petersburg und Konstantinopel. Gegen zehn Uhr lief eine Fluth von Antworten ein, welche die Gesellschaft den ganzen Abend erheiterten.

Digitized by Google

Eine zarte Jungfrau. Vor dem Gerichtshofe des Departements Haute Marne in Frankreich erschien dieser Tage ein schönes sechzehnjähriges Mädchen, Alix Rousset, unter der Anklage, ihren Großvater mit einer Axt erschlagen zu haben. Sie hatte mit einem jungen Manne, den sie liebte, in dem Hause eines Bauers, Namens Vignot, einige Zusammenkünfte gehabt und hatte Vignot für seine Gefälligkeit durch häufige Gaben von Lebensmitteln belohnt. Als jedoch durch die Dazwischenkunft des Großvaters diese Zusammenkünfte und also auch die Geschenke an Vignot aufgehört hatten, überredete der Elende das Mädchen, den Großvater zu ermorden. Das Mädchen haßte ihren Großvater durchaus nicht und war nur durch das unablässige Zureden ihres Mitschuldigen zur That getrieben worden. Alix Rousset wurde zu zehnjähriger Zwangsarbeit, der vierundsiebenzigjährige Vignot zu fünfzehnjährigem Kerker verurtheilt.

Als im Jahre 1563 Maximilian II. zum ungarischen Könige gekrönt werden sollte, ward deßhalb ein Landtag nach Preßburg ausgeschrieben. Damit aber während desselben mit den Lebensmitteln kein Wucher getrieben werden möchte, wurde der Preis derselben durch eigene dazu verordnete Kommissarien bestimmt: 1 Metzen Mundmehl kostete 20 Denari (wovon 5 einen Groschen); 1 Metzen Hafer 15; 1 Metz. Gerste 13; 1 Metz. Roggen 10; 1jähriger Kapaun 6; 1 heuriger Kapaun 5; 1 großes Huhn 3; 1 kleines 2; 1 Henne 4; 1 fette Gans 6; 1 Spanferkel 9; 1 Pfd. geräucherter Speck 4; 1 Pfd. frischer Speck 3; 1 Pfd. Rindfleisch 2; 1 Pfd. Kalbfleisch 2; 1. Pfd. Schöpsenes $1^1/_2$; 1 Pfd. Käse 3; 1 Pfd. Butter 7; 1 Pfd. Kerzen 4; 1 Pfd. Hausen 6; 1 Pfd. Hecht 6; 1 Pfd. Karpfen 4; 1 Pfd. Schreiben 4; 1 Ei 1; Brod für drei Personen 1; 1 Fuder Heu durch sechs Ochsen gezogen 60; dto. durch 4 Pferde 40; 1 Fuder Stroh 30; 1 Fuder Holz durch 6 Ochsen 25; 1 Maß des besten Weines 4; Maß mittlern Weines 3; 1 Maß Honig 3 Denari. Noch wohlfeiler aber waren die Lebensmittel früher noch in der Zips. So z. B. verkaufte Hieronymus Lasky im Jahre 1538 das Schloß und die ganze Herrschaft Dunaweez an den damaligen Probst der Kollegiatkirche St. Martin in Zips um 4000 Gulden. — Im nämlichen Jahre hielten die Priester der 24 königl. Städte in Zips eine Versammlung zu Leutschau und bestellten sich bei einem Bürger das Mittagsmahl, wofür jeder Priester nur 8 Pfennige (!!) demselben zahlte. — In demselben Jahre wurde von der Zipser Gespanschaft ein Edelmann, Namens Lorenz Harrovsky, mit 8 Pferden gegen die Türken ausgeschickt, und bekam von ihr nur 50 Gulden zu seinem Unterhalte. — Im Jahre 1539 schickten die Priester der 24 königl. Städte einen Mann, Namens Gregor Pauschner, in ihren Angelegenheiten nach Wien, und kauften ihm ein Pferd, mit welchem er die Reise um 11 Gulden machte. — Im selben Jahre kostete ein Marderfell 80 Denari. — Im Jahre 1542 bekam man in der Zips für 4 fl. 100 Kübel oder Metzen Hafer, folglich kostete 1 Metzen 4 Denari. — Im Jahre 1550 wurde dem Pleban von Großschlagendorf, wegen seiner gehabten Mühe, als man ihn im Namen der Priester der 24 königl. Städte an den königl. Hof schickte, 1 Gulden geschenkt. Damals kostete 1 Maß Wein in Käsmark 16 Denari; 1 Kübel Korn 1 Gulden. — Als Baranyi, Oberkämmerer des ungarischen Königs Ludwig II., von demselben im Jahre 1526 nach Mähren geschickt wurde, um Hilfe gegen die Türken zu verlangen, gab er ihm 4 ungarische Gulden (nach unserem Gelde 200 Kreuzer) auf Reisekosten mit.

Ein neues Strafsystem. Seit dem 1. October ist in Sachsen ein schon seit längerer Zeit in England bestehendes Strafsystem eingeführt. Der Bestrafte bekommt nach einiger Zeit unter der Bedingung des guten Verhaltens auf unbestimmte Zeit Urlaub. Hat er eine gewisse Zeit sich wohl betragen, wird er für den Rest der Strafzeit freigegeben; bei dem geringsten Vergehen wird er eingezogen und muß unnachsichtlich die volle Strafe verbüßen. Die Erfolge in England waren ganz überraschend, nur sehr wenige mußten wieder eingezogen werden; denn die Wahl zwischen Gefängniß und Freiheit mußten den, der die Entziehung der Freiheit genossen, in festen Schranken halten. Selbst die scheinbar noch schwierigere Aufgabe, den Gestraften wieder in die bürgerliche Gesellschaft zu führen, wurde sehr leicht gelöst. Anstatt gemieden und verstoßen, waren die Leute sogar zum Dienst gesucht. Denn jeder Dienstherr konnte, nach einem solchen Erlaubnißschein, über das Verhalten seines Dienstboten sicherer sein, als nach hundert guten Leumundszeugnissen.

Aus Rima-Szombat wird dem „Orság" geschrieben, daß dort ein junger Kaufmann, dem seine Braut den Ring zurückgesendet hatte, sich zu seiner früheren Verlobten begab, erst auf sie eine Pistole abfeuerte und dann sich selbst erschoß. Das Mädchen kam jedoch mit dem Leben davon, indem die Kugel blos ihren Arm traf.

Aus Kun-St. Marton (Ungarn) wird dem „Orság" als Kuriosum mitgetheilt, daß dort eine öffentliche Kundmachung erschien, in welcher Jedermann, der irgend einen Menschen fluchen hört und den Fluchenden nicht denuncirt, mit derselben Strafe wie der Fluchende selbst, nämlich mit zwölf Stockstreichen bedroht wird.

Einem Uhrmacher war seine Tochter mit dem Gehilfen davon gelaufen. Er klagte seine Noth einem Freunde. Dieser erwiederte: „Wie kann Dich das als Uhrmacher wundern? Du hast sie so schlecht aufgezogen, daß sie zu früh abgelaufen ist."

Der „Szeg. Hirado" erzählt, daß der Eisenbahnspediteur B. Krauß, als er am Sonntag von Theresiopol zurück nach Szegedin reiste, Abends zwischen Feben und acht Uhr unterwegs von zwei Räubern überfallen wurde, deren einer mit einer eisernen Brugabel versehen, die Pferde anhielt, während der andere ein Gewehr auf Krauß anschlug und ihm sein Geld zu abfordern. Der Angegriffene erfuhrt jedoch nicht, erfaßte den Gewehrlauf, sprang vom Wagen und entwand die Flinte dem Räuber, der hierauf sammt seinem Genossen eilig die Flucht ergriff. Krauß konnte die Flucht nicht verhindern, da er nicht im Stande war, das schlechte Gewehr abzufeuern.

Bierkonservator. Dieser neue Apparat bezweckt, das in einem Gefäße enthaltene Bier bei dessen allmäligem Verbrauche einem bestimmten Drucke auszusetzen, wodurch das Entweichen der Kohlensäure verhindert und zugleich die Luft von der Oberfläche des Bieres abgeschlossen wird. Der Apparat besteht aus einem Cylinder von Steinzeug, in welchem sich ein Kolben befindet, der den Querdurchschnitt des Cylinders möglichst ausfüllt und ein bestimmtes Gewicht besitzt. Dieser Kolben, der ebenfalls aus Steinzeug bestehen kann, ist mit einem Beutel von Pergamentpapier umgeben, welches den dichten Abschluß des Kolbens mit der Cylinderwand vermittelt. In dem Maße, als das Bier unter dem Kolben sich vermindert, indem es abgezapft wird, sinkt der Kolben und preßt fortwährend auf das Bier, so daß die oben angedeuteten Bedingungen vollständig erfüllt werden.

Dem „Kornut" wird aus Zilah folgende mysteriöse Geschichte erzählt: „Dem Herrn L. K. erschien zu Anfang des verflossenen Decembers im Traume eine Frauengestalt, die ihn aufforderte, daß er heiraten möge. Auf seine abweisende Antwort, versetzte die von ihm im Traume gesehene Frau, er werde sie trotzdem binnen acht Wochen zum Altare führen. Am folgenden Morgen erzählte er seiner Frau lachend den Traum, die in derselben Nacht geträumt hatte, daß die eine Seitenwand des Hauses eingestürzt sei. Von diesem Tage an begann jedoch die Frau des K. zu kränkeln, und nach vier Wochen war sie eine Leiche. Der liebetrübte Witwer machte sich nun Vorwürfe darüber, daß er den erwähnten Traum seiner nun verstorbenen Gattin mitgetheilt habe. Um den Witwer seiner Melancholie zu entreißen, faßte einer seiner Freunde den Vorsatz, ihn mit einer in Zs. wohnenden Witwe zu vermälen und sorgte dafür, daß Beide bei ihm

Digitized by Google

zusammenkamen Wie erstaunte aber der Witwer, als er in der ihm vorgestellten und früher von ihm nicht gekannten Witwe jene Frau erkannte, die er in dem erwähnten Traume gesehen hatte, und es fehlte noch ein Tag zu den prophezeiten acht Wochen, als die Heirat zwischen den beiden Verwitweten wirklich vollzogen wurde.

Der Remorqueur „Kübel" von 200 Pferdekraft trat am 24. Februar d. J. sieben Uhr Morgens mit acht leeren Schleppen seine Thalfahrt nach Mohacs an. Während der Fahrt, beim Passiren der Promontorer Mühlen, explodirte einer der beiden Kessel mit solcher Gewalt, daß der hintere Theil des Schiffes zertrümmert und unter Wasser gesetzt wurde. — Leider ist hiebei als größtes Unglück der Verlust von sechs Menschenleben zu beklagen, indem die beiden Maschinisten, der erste Steuermann, der Schiffsrechnungsführer, ein Feuermann und ein Matrose spurlos verschwanden und zwei Feuerleute, jedoch nur unerheblich, verwundet wurden. Der Kapitän und zweite Steuermann wurden durch den Luftdruck auf einen der an den Remorqueur befestigten Schleppe geschleudert und blieben unbeschädigt. — Die Ursache dieses Unglücks ist bisher nicht ermittelt.

Telegramme der Erinnerungen.

Prag, 26. Februar. Das Hôtel „zum blauen Stern", wo der Staatsminister während seiner Anwesenheit in Prag abgestiegen war, wurde von den czechischen Blättern in die Acht gethan. Jedermann, der dessenungeachtet dort sein Absteigequartier nimmt, wird verurtheilt, ein halbes Jahr hindurch die czechischen Parteiblätter entbehren zu müssen. In Folge dessen will der Gastwirth die Anzahl der Gastzimmer bedeutend vermehren.

Prag, 26. Februar. Eine gewisse Partei hat an diesem Tage für sich ein Requiem bestellt.

Prag, 10. März. Gut Ding will Weile haben. Die Sitzung dauerte bis acht Uhr. Ueber Palacky's Antrag ging man zur Tagesordnung über.

Berlin. Das Ministerium sucht für eine überflüssige Kammer eine Afterpartei.

Mexiko. Die französische Armee findet hier Alles spanisch.

Tirol. Für unsere Beleuchtungsanstalt will sich noch immer keine belgische Gesellschaft finden, welche 1,700.000 Gulden dafür zahlt.

Pest. In letzter Zeit beginnt man das Unangenehme der hierlands sonst so beliebten Bank zu empfinden. Die ungarische Justiz, sonst mit der Bank unzertrennlich, gerieth mit derselben in Differenzen.

Petersburg. Großer Sieg der Russen, 4000 Polen gefallen, unsererseits wurde einem Russen ein Knopf abgeschossen.

Warschau. Großer Sieg der Polen, 4000 Russen gefallen, unsererseits wurde einem Polen der einem Russen abgeschossene Knopf angeschossen.

Petition der Pflastertreter an die hohen Landtage.

Hoher Landtag!

Trotzdem wir bereits zwei Jahre in einem verfassungsmäßigen Staate leben, ist es dennoch bisher noch Niemand eingefallen, daß wir allein im gesetzgebenden Körper des Landes gar nicht vertreten sind, obwohl wir eine Korporation bilden, deren Votum bei jedem Beschlusse gar mächtig in die Wagschale fallen würde. Unser Platz im Landtagssaale war uns bisher nur auf der Galerie angewiesen, wo sich unsere Thätigkeit auf das Belüstigen der daselbst anwesenden Damen beschränkte. Diese Wirksamkeit ist jedoch für unsere Fähigkeiten zu klein, wir fühlen mehr leisten zu können und wollen dem hohen Landtag beweisen, daß wir sowohl nach der bestehenden Wahlordnung, wie nach der von Dr. Palacky angestrebten Aenderung derselben berechtigt sind, im Landtage vertreten zu sein. Läßt man die Interessenvertretung gelten, müssen wir einen Abgeordneten wählen dürfen, denn wir Pflastertreter vertreten nicht nur unsere Interessen, sondern meistens auch das Kapital; gibt aber die Kopfzahl den Ausschlag, haben wir ebenfalls das Recht einer Vertretung, denn unsere Köpfe sind unreigentlich nur als Ausschlag unserer Körper zu betrachten, überdies unzählbar, da es noch Niemand eingefallen ist, uns nach Köpfen zu zählen. Wir bitten demnach, ein hoher Landtag möge beschließen: Unsere Forderung sei gerecht, und der Landtagssaal solle mit den Köpfen unserer Abgeordneten gepflastert werden, wodurch nicht nur die Teppiche erspart, sondern auch wir nach Verdienst vertreten werden.

Mehrere Habitues des Grabens.

Aus einer modernen Schule.

Lehrer: Warum hast Du Deine Aufgabe nicht gelernt, Steffel?

Steffel: Ich hatte keine Zeit, denn der Verein zur Fortbildung des „Cigarrenrauchens in jungen Jahren", dessen Präsident ich bin, hielt gestern eine Generalversammlung, welcher ich präsidiren mußte. Ueberdies war ich bei der Deputation anwesend, welche dem Bräuer Haus, den sie gestern wegen Widersetzlichkeit liefen ließen, unsere Theilnahme und die Uebereinstimmung unserer Gesinnungen mit der seinen ausdrücken sollte.

Lehrer: Ich werde Dich für diesen Eifer in Ausübung Deiner konstitutionellen Pflichten auf einige Stunden auf die Eselsbank verurtheilen.

Steffel: Ich protestire gegen diese Beschränkung der Redefreiheit und ersuche meinen Protest zu Protokoll zu nehmen.

Lehrer: Dein Protest kümmert mich wenig. Komm hierher und empfange fünf Ruthenstreiche.

Steffel: Ich verwahre mich feierlichst gegen diesen Absolutismus, unterziehe mich jedoch der Strafe, die ich nicht anerkenne und die mich zum Märtyrer für die Interessen meiner Kollegen macht.

Lehrer: Michel Grund! Hast Du Deine Aufgabe auswendig gelernt?

Michel Grund steht auf und repetirt sie.

Lehrer: Du bist ein braver Junge und bekommst bei der Prüfung eine Auszeichnung.

Steffel: Ich protestire gegen die Auszeichnung des Michel und konstatire, daß er dieselbe nicht um seiner Verdienste willen, sondern nur darum erhielt, um die Partei des Lehrers in der Klasse zu verstärken.

Lehrer: Du bist ein naseweiser Junge.

Steffel: Auch muß ich dem Michel meine Achtung versagen, da er auf diesem alltäglichen Wege des Ver-

Digitized by Google

Adam.

(Vor dem Sündenfalle.)

dienstes sich Auszeichnung erwirbt. Ich hoffe solche bequemer durch die Widersetzlichkeit zu erhalten.

Einige Schüler: Oho!

Andere Schüler: Bravo!

Der Lehrer schließt die Schule.

Bonbons.

A. Was wäre die Folge der Aufhebung unserer Wahlordnung?

B. Offenbar eine Wahlunordnung.

A. Welche Aehnlichkeit hat ein Deputirter mit einer Ohrfeige?

B. Beide kosten bei einmaliger Verwendung fünf Gulden.

Es gibt nichts, das abscheulicher wäre, als Engherzigkeit, ausgenommen enge Stiefel.

Es ist eine merkwürdige Erscheinung, daß Menschen, welche abgebrannt sind, einen unwiderstehlichen Trieb haben, zu pumpen und zu löschen.

A. Welche Summe könnte wohl die Sonne von den Käufern ihrer Beleuchtungsanstalt verlangen, wenn die Prager Gasbeleuchtung 1,700.000 fl. werth ist?

B. Höchstens 1 fl. 70 kr.

A. Warum?

B. Weil unser Gaslicht millionmal besser sein muß, als das Sonnenlicht, da es seinen Erzeugern Millionen einbrachte, während die Sonne gar nichts dafür bekommt.

A. Thut man recht daran, die Deutschen in Böhmen für Fremde und Eindringlinge zu erklären?

B. Freilich wohl, denn es heißt in der Schrift: Liebe deinen Nächsten, wie dich selbst.

A. Hat Preußen eine Repräsentativverfassung?

B. Nein, denn die preußische Verfassung repräsentirt sich sehr schlecht.

Mädchen sind wie Bäume: im Frühlinge schlagen sie am Meisten aus, und im Herbst, wenn sie nicht mehr ausschlagen können, fällt Alles von ihnen ab.

A. Welchen Nationen sind wir Deutsche Kulturträger?

B. Allen jenen, die zu bequem sind, sich selbst damit abzugeben.

Digitized by Google

Adam.

(Nach dem Sündenfalle.)

A. In welchem Lande Oesterreichs gibt es die meisten Protestanten?

B. In Tirol, denn dort protestirt das ganze Land gegen das Protestantengesetz.

A. Ist es denn wahr, daß die Kosaken überall, wohin sie kommen, rauben?

B. Möglich ist es, denn sie hatten von jeher ein einnehmendes Wesen.

A. Wer trägt die Schuld am polnischen Aufstand?

B. Die Redaktion der Erinnerungen, denn die Polen hätten sich nie erhoben, wenn es daselbst keine Erinnerungen gäbe.

A. Welches sind die eigentlichen Störenfriede der menschlichen Gesellschaft?

B. Die Kurzsichtigen, weil sie in Alles ihre Nase stecken müssen.

A. Nu, Haimann — Du bist doch so betrübt, was hast Du?

H. Nischt!

A. Nu, was bist Du so betrübt?

H. Nu eben weil ich nischt hab'.

Ein fechtender Handwerksbursche kommt zu einem preußischen General: Herr General, Etwas für einen armen Handwerksburschen! Ich habe schon 14 Tage keine Arbeit.

Ja, liebster Freund, entgegnete dieser, „ich habe schon 48 Jahre nichts zu thun.

A. Berlin ist die Hauptstadt des Protestantismus. Warum setzt man dort dem Doktor Luther kein Denkmal?

B. Wozu? Ist doch jede evangelische Pfarrerstochter sein Denkmal.

Ein Nachtwächter fragte den andern: „Na, wie geht es?" — „Ach schlecht," sagte der, „ich schlafe seit einiger Zeit des Nachts so unruhig."

Ein Simandel, welches deßhalb von seinen Freunden sehr viel auszustehen hatte, wurde von einem derselben besucht. Es wurde Kaffee gebracht und man beschloß, sich ein Pfeifchen anzuzünden. Schmeichelnd bat der Pantoffelritter sein böses Weib: Geh', Babetschen, hol' mir mal meinen Meerschaumkopf. Die Keckische spielend, hüpfte Babetschen aus dem Zimmer. Triumphirend wandte sich der Ehemann zu seinem Freunde: Nun sehen Sie nur, wie das Weib nach meiner Pfeife tanzt!

Digitized by Google

„Mein lieber Engel,“ sagte ein Ehemann zu seiner Gattin im Reisewagen, „sitzest Du auch gut in Deiner Ecke?“

„Ganz gut.“

„Fühlst Du auch keine Kälte?“

„Nicht die geringste.“

„Und die Thür schließt gut?“

„Ganz gut, lieber Mann.“

„Nun denn, bester Engel, sei so gut und wechsle den Platz mit mir.“

A. Wie können Sie meinen Jungen prügeln, glauben Sie, ich habe meine Kinder auf der Straße gefunden?

B. Ne, da hätten Sie sie gewiß liegen lassen!

Von Podskal bis Kuchelbad. *)

Novelle von der Verfasserin des Romans: „Vom Scheitel bis zur Zehe“.

1.

Ein heiterer Aurhimmel umschloß wie eine lichtblaue Steppdecke das Bette der kulturverachtenden Intelligenz.

Still lagerte die Sonntagsfeier auf Prag.

Leer waren Plätze und Straßen.

Nur auf dem gewesenen Viehmarkte trieben wenige männliche Spitze mit einem weiblichen Affenpinscher ein wundersam zwangloses Spiel.

Da entrang sich ein tiefer Seufzer der Brust Olimpia's.

„Wie schön, o mein Vater!“ — sprach sie zu diesem — „o wie schön muß es jetzt in Kuchelbad sein?!“

„O ja!“ sagte der Greis mit tiefer Wehmuth und entschlummerte abermals im Stuhle des Vaters der Großen.

Jetzt ging die Thüre auf — und es nahte Ottokar!

„Was bringst Du, Geliebter,“ schrie Olimpia!

„Zwei Gulden 40 Kreuzer,“ hallte es dumpf durch die Wände.

Da erwachte der Alte.

„Aha!“ — sprach er und mit Wohlgefallen schweifte sein Blick von der Gestalt des edlen Jünglings zu dem Prager Telegraphen.

„Noch ist es Zeit!“ fuhr er fort und las: „Heute Sonntag den 1. Mai: Großes Feuerwerk in Kuchelbad. Bis 3 Uhr sind bei der Podskaler Ueberfuhr Kähne zu haben.“

Da fiel Ottokar zu den Füßen des Greises:

„Gib mir Dein Kind, Vater!“ rief der Jüngling mit rauher, doch männlicher Stimme!

„Niemals! Doch jetzt nach Kuchelbad!“ versetzte der Gefleht'.

Olimpia aber ging in ihr Kämmerlein und weinte und wusch sich die Augen und andere Theile des üppigen Körpers.

Dann nahm sie aus dem eichenen Schrein von Nußbaum ein weißes baumwollenes Linnen in Gestalt eines Frauenhemdes, breitete es hoch schwingend in die Lüfte und verschwand dann rasch mit den vollen herrlichen Formen in das Gewebe des Flachses.

O wie wohl — wie wohl war ihr?!

Denn vergebens ringt der reiche und vornehme Wüstling nach dem Genusse des Sabbaths.

Ihm, der sich täglich vollständig neu bekleidet, ihm sind die reinen Freuden des Feiertags verschlossen — er kennt nicht das Sonntagsgefühl der frischen, stärkeduftenden Wäsche.

In diesem Augenblicke klopfte es.

„Eile Dich, Nani!“ rief der Jüngling.

Nani aber war der fernere Name Olimpia's, der Tochter Oturka's, des grausamen Vaters.

*) Nach Kalisch.

2.

Zwei Uhr schlug es vom kleinseitner Brückenthurm. Es war also vier.

Stumm standen Ottokar, Olimpia und deren Erzeuger bei der Podskaler Ueberfuhr und sendeten das Auge der Sehnsucht in die Wogen des Flusses.

Kein Nachen wollte sich zeigen.

Da nahte Tonda, ein Schiffersknabe, und fragte: „Was wollen Sie blechen?“

„Wie so?“ meinte der Greis. Und aus den Worten des Knaben ergab sich, daß für einen Gulden ein Kahn zu haben wäre.

„Aber zehn Gulden müssen Sie geben zum Pfand, daß die Fregatte Punkt 11 Uhr Abends wieder beim Holzgarten Nr. 14 abgegeben wird, sonst ist es nichts,“ sprach Tonda mit fester Stimme.

Da riß schnell der zehnguldenlose Ottokar seine silberne Uhr von der Brust, gab sie dem pfändenden Jüngling, sprang mit Olimpia und dem Erzeuger langsam in die harrende Gondel, ergriff die Ruder der Panschung und schaukelnden Ganges durchschnitt das leichte Fahrzeug die Wellen.

3.

Prächtig spiegelte sich die Sonne in den wogenden Fluthen der Moldau.

Langsam fuhren sie dahin die Glücklichen.

Rechts und links grüßten die Paläste an den malerischen Ufern des perlegenden Stromes.

Melodisch tönte der Ruderschlag und liebliche Düfte ertliegen den städtischen und privaten Kanälen. Leichtgeschürzte Jünglinge scherzten auf heitern, in die Schwemme gerittenen Rossen, — dort schwamm ein zerbrochener Topf — hier ein zu früh verendeter Besen — ein wunderbarer Friede lag auf den Fluren des von ankernden Dampfboten durchschossenen Landes.

Da erhob sich Olimpia's Vater am Steuer und trank den ersten Bittern vom Halanek.

4.

Der Abend kam. Aurora hüllte sich in ihren lambouirten Schlafrock. Noch wenige Minuten und das schwanke Brett der Liebe mußte den Kuchelbader Strand bestreifen.

Jetzt vergoldeten die letzten Strahlen der sinkenden Sonne die Hörner der jenseits weidenden Ochsen.

Da erhob sich Olimpia's Vater und trank den dritten Bittern vom Halanek.

5.

Das Feuerwerk war vorüber.

Hell schien der Vollmond im zweiten Viertel, dann umzog den Horizont für immer der düstere Schatten der Nacht.

Wie eine zitternde Schlange wand sich die Moldau zu den Füßen der Kuchelbader Marmorbrüche.

„O Vater!“ sprach jetzt Ottokar, — „wozu dieses lange Gezerre! Geben Sie mir die Hand Jener, die längst ihr Herz mir geschenken, oder die Nothwendigkeit treibt uns zum Schritte dem letzten!“

„Wie alt sind Sie denn eigentlich, Sie Sappermenter,“ fragte Oturka.

„Zwanzig in Silber,“ antwortete Ottokar.

„Also mit Agio dreißig?! Viel zu jung um Nahrung zu haben für eine wie Jene!“ meinte der spottende Greis und wies auf Olimpia.

Diese jedoch erfaßte schmerzlich die rauchende Schüssel und verbarg vierzehn Krebse in der Nähe des liebenden Herzens.

Rache schwor Ottokar dem höhnenden Alten und still und geräuschlos drang eine Portion Backfisch ihm zum Busen.

Digitized by Google

Hinten aber erhob sich dennoch der würdige Greis und trank den achten Bittern vom Halanek

6.

Tiefe Mitternacht umhüllte die Stadt.
Heimwärts waren die Liebenden gesegelt und suchten an den Ufern der Moldau den Holzgarten Nr. 14 von hinten.
Doch ach!
Finster war es, pechschwarz der strahlende Himmel und viele Holzgärten gab es. Doch was das Schlimmste erschien, es hatten die Gärten nicht Nummern von hinten.
Also suchten und fuhren die Liebenden bei allen vorüber, um die verpfändete Uhr zu retten.
Da an der Ueberfuhr erhoben Du Dich, längst entschlummerter Vater, fragtest: wo sind wir! und trankst den zehnten Bittern vom Halanek.

7.

Der Morgen kam. Der Kelch der Freude und des Bittern war geleert.
Nicht einen Tropfen hatte Otkurka zu versenden. Die brennenden Strahlen der Nacht und das Feuer der Liebe hatten die Liebenden aufgezehrt und nichts war übrig geblieben von ihnen als zwei fette Flecke, die letzten Spuren zweier liebenden Herzen. Der tief schlummernde Greis aber war nicht zu erwecken.

8.

Dicht gedrängt von Schauern zeigte sich Montag Mittag den 2. Mai das Ufer am Podokal, denn noch immer trieben die neckischen Fluthen Otkurka den schlummernden Greis von einem Ufer zum andern. Da erwachte er endlich, suchte seine Lieben, glitt an den fetten Ueberresten der Dahingeschmolzenen aus, stürzte hinab in den Wirbel des Stromes und kam erst in Hamburg wieder zum Vorschein.
Dort aber fand er keinen Bittern vom Halanek!
So aber rächt sich die Liebe, rächte Ottokar sich der Diener des Kellers des Bieres, der Bereiter des sauren Härings mit je vierzehntägigem Ausgang in Podol.

Kleine Prager Chronik.

Es ist da und gilt, — das neue Preßgesetz nämlich. Wie so viele Journale haben mit Angst und Bangen demselben entgegengesehen und plaidirten für die früheren, wenn auch nur selten angewendeten Beschränkungen; wie mißtrauisch wurde jeder Passus desselben erörtert und abermals erörtert, und alles hervorgesucht, was zu Befürchtungen Anlaß gab, und siehe da, es ist in Wirksamkeit getreten und wir befinden uns wohl dabei. Um uns sind alle die lästigen Schranken gefallen, die uns wehrten, einen Blick in das uns umwogende Meer der Politik zu thun, wir können uns dem Strome der Zeit ohne Furcht, auf Klippen zu stoßen, überlassen, und haben es, wie unsere geschätzten Leser schon heute bemerken können, so recht con animo gethan. Wir können auch mitunter eine Lanze brechen für die Sache, der wir dienen, und werden, als ein mit der Geißel der Satyre bewaffneter Kämpe Jedermann bekämpfen, der die Interessen der Deutschen in Böhmen herabzusetzen oder gar zu verlachen versucht. Auch wir können boshaft sein, unsere deutsche Gemüthlichkeit ist noch nicht zur Schlaffsucht geworden, und wer uns angreift, kann eine Fluth von Hieben gewärtigen, die ihn belehren soll, daß wir existiren. Freilich werden wir im Kampfe mit den humoristischen Blättern unserer Mitbewohner mit ungleichen Waffen kämpfen, denn unser Witz soll niemals in die Keller der Bildung hinabsteigen und mit dem Schmutz kämpfen, dessenungeachtet aber werden wir keinem Kampfe ausweichen, wenn wir auch keinen suchen werden. Und nun, nachdem wir unseren geschätzten Lesern unser Visir geöffnet haben, zu unserem Geschäfte. Das größte Ereigniß der eben verflossenen Epoche war die Anwesenheit des Herrn Staatsministers in Prag. Noch am Tage seiner Ankunft begab er sich in den Landtagssaal, um den Verhandlungen desselben beizuwohnen. Er wurde von den deutschen und auch von den gemäßigten der böhmischen Abgeordneten herzlich willkommen geheißen und unterhielt sich mit einigen, darunter auch mit Dr. Rieger längere Zeit. Es war komisch anzusehen, welches Benehmen die Gegner der Februarverfassung gegen den Staatsminister annahmen. Einer davon, ein heißblütiger Redner, der sich dadurch auszeichnet, daß er oft, viel und nur um sich zu hören spricht, welcher sonst im Saale herumzuschießen und überall bei allen Fraktionen zu plaudern pflegt, rührte sich nicht von seinem Platze, ließ aber kein Auge vom Staatsminister, den er mit Blicken bombardirte, die hätten ängstigen müssen, wenn sie nicht gar zu komisch gewesen wären. Andere wieder gingen mehrmale an dem Minister vorüber und ignorirten ihn so auffallend, daß er überzeugt sein konnte, er sei ihnen wohl bekannt. Wir wissen nicht, ob er Gelegenheit hatte, das alles so zu bemerken wie unser eins, hat er es aber bemerkt, sind wir überzeugt, daß es ihm sehr viel Spaß gemacht hat. Die Verfassungsfeier erhielt durch seine Anwesenheit einen noch festlicheren Charakter, wurde jedoch auch im übrigen Vaterlande auf würdige Weise begangen. Die hie und da von der Gegenpartie angezettelten demonstrativen Trauerandachten u. s. w. konnten den festlichen Charakter derselben nicht beeinträchtigen, denn auch für diese Partei war es ein Fest, demonstriren zu können. Unsere gesellschaftlichen Zustände sind noch nicht alten. Die unglückliche Konkurrenzperiode ist noch nicht vorüber und so schwebt denn ein armes Angstkind immer in Todesangst, eines oder das andere anhören zu müssen. Dieses Bewußtsein läßt uns auch nicht so recht empfänglich werden für die ersten Spuren des herannahenden Frühlings, den doch nach einem so schmutzigen, häßlichen Winter gewiß Jedermann mit Sehnsucht erwartet. Das Tagesgespräch dreht sich noch immer um Polen, Rußland, Kaffee, Frankreich, Klavierstunde, Völkerrecht und Theater und die Sympathien unserer geschätzten Mitbürger sind sehr verschieden. Allgemein aber wundert man sich darüber, daß der in der Obstgasse vor einer Bürstenhandlung stehende Russe noch nicht insultirt worden ist, denn unsere empfängliche Jugend ist thatenmuthig und betrachtet diesen Bösewicht mit haserfüllten Blicken. Es sollte uns nicht wundern, wenn der gutdoch Russe eines schönen Tages zum Zweikampf herausgefordert werden würde, verdienen würde er es für die Keckheit, einem slavischen Kaffeehause feindlich gegenüber stehen zu wollen, wo er durch seinen verhaßten Anblick gar vielen Polen das Frühstück verdirbt. Da wir gerade von Frühstück sprechen, müssen wir auch eines Gabelfrühstücks erwähnen, das einem hiesigen Sänger auf höchst humoristische Weise abgelistet wurde. Er befindet sich in sehr guten Vermögensverhältnissen, hat sich einige Stunden von Prag eine kleine Besitzung gekauft, und wollte sich vom Theater gänzlich zurückziehen. Hiebei legte man ihm keine Hindernisse in den Weg. Während er jedoch seinen Kontrakt löste, schrieb ihm seine Frau, die bereits auf der Besitzung lebte, sie könne dort nicht bleiben, die Langeweile würde sie tödten, sie müsse nach Prag zurück u. s. w. Was wollte er thun. Er beschloß demnach in Prag zu bleiben, und sich neuerdings engagiren zu lassen. Der Kapellmeister übernahm es, die Sache mit dem Direktor abzumachen und versicherte den Sänger, welcher nur 600 Gulden Gage gehabt hatte, der Direktor müsse ihm mehr geben. Extreut versprach jener ein gutes Frühstück zahlen zu wollen, wenn er mehr Gage erhielte als vordem und der Kapellmeister eilte zur Unterhandlung. Einige Minuten darauf wird der

Digitized by Google

Sänger zum Direktor gerufen, der ihm eröffnet, er engagire ihn wieder und zwar mit einer Gage von 601 Gulden. Nun hatte er mehr und konnte 30 bis 40 Gulden für ein Frühstück zahlen.

Unserm Schauspiel steht von Ostern ab ein großer Verlust bevor. Die beliebte Künstlerin Frl. Gebhard, welche sich während ihres zweijährigen Engagements in hohem Grade die Sympathie des Publikums erworben hat, und sowohl auf, wie außer dem Theater geachtet und geschätzt war, verläßt unsere Bühne, um nach Hannover abzugehen, wo sie am Hoftheater engagirt ist. Wie ungern unser Publikum diese Künstlerin verliert, konnte man aus dem Beifallssturme und der Fluth von Kränzen und Blumen sehen, die ihr aus Anlaß ihrer Benefizevorstellung gespendet wurden; das Publikum nahm stürmischen Abschied von seinem Lieblinge, der vielleicht besser daran thäte, hier zu bleiben, als an eine Bühne zu gehen, wo Nebenbuhlerinnen ersten Ranges ihm in demselben Rollenfache den Rang streitig machen werden.

Gegensätze.

Auflösung der Gegensätze aus dem V. Hefte der „Erinnerungen":

60. Nivive, 61. Geschwulst, 62. Heroismus, 63. Schloßfreiheit, 64. Verfassung, 65. Vis-à-vis, 66. Paradies, 67. Selig, 68. Walded, 69. Militärherrschaft, 70. Mitternacht, 71. Volksversammlung, 72. Baden-Baden, 73. Philologie, 74. Wechselordnung, 75. Couriere.

Auflösung

des Bilderräthsels im V. Hefte der „Erinnerungen":

Diurnist.

Richtige Auflösungen haben eingesendet: Die Herren Jakob Porges, Paul Tiefenbach, Johann Pirak, Franz Arnold, Georg Wender, Rudolf Görner, Franz Groß, Adolf Burian und Frau Sofie Thum.

Charade.

Nennst Du die Erste,
So hast Du auch die Zweite genannt;
Nennst Du die Zweite,
So ist sie auch als Erste bekannt.
Nennst Du sie Beide im Verein,
Hält man Dich sehr leicht für gemein.
Des Ganzen Theile darfst Du nicht erwähnen
Und halt' sie lieber in und hinter Deinen Zähnen.

Preis-Rebus*).

*) Die drei ersten Einsender der richtigen Auflösung (s. IV. Heft) erhalten je ein Exemplar von Moriz Horn, Neue Dichtungen.

Korrespondenz der Redaktion.

Herrn stud. phil. K. H. in Br.: Freundchen, mit den eingesendeten Pièçen ist es nichts. Haben Sie kein gründlicher gearbeitetes Stück? Auch ist der Fasching vorüber, und da heißt es von der Tanzmusik: Verstummt ist die Harfe, die Saiten entzwei u. s. w.

Herrn Paul Tiefenbach hier: Sie sehen, daß wir, freilich mit Aenderungen, von Ihrer Sendung Gebrauch gemacht haben. Im Uebrigen nehmen wir Sie beim Wort.

Herrn Vincenz Werfel in Reichenau: Aber gar so spät?! —

Herrn Ignaz Reichl in Korneuburg: Wir haben nach dem Samen des „Fliegenfängers" geforscht und nichts erreicht, als das Versprechen, er werde verschafft werden. Wie das geschieht, soll Ihr Wunsch in Erfüllung gehen.

Herrn Adolf L. hier: Sie werden gewiß noch ein Dichter, nur keiner für uns. Wir bitten um Aufklärung, wie man überhaupt nur Verse schreiben kann, wie diese:

Kanonendonner, Mordspektakel | Sind entweiht, beraubt, zerstört —
Sensentauschen, Tabernakel | Todte Leute, todte Pferd'!!! —

Mit Hilfe Ihrer Balladen würde der polnische Aufstand, den Sie besingen wollen, lächerlich.

Herrn A. S., Karl G., Karl La.., Franz Manz, J. K. A. hier, F. B. Z. in Leitmeritz, Adolf B. in Reichenberg: Abgelehnt.

Herrn Arthur M. hier, B. M. in Wien und Heinrich Müller in Reichenberg: Wird verwendet. Fahren Sie fort.

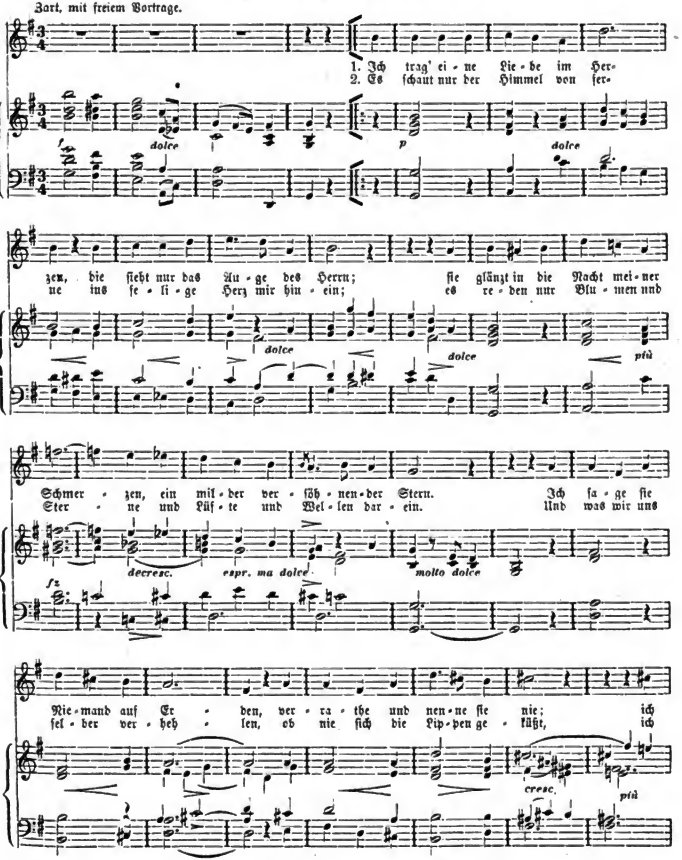
Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Papier und Druck des art.-typ. Instituts von Carl Bellmann in Prag.

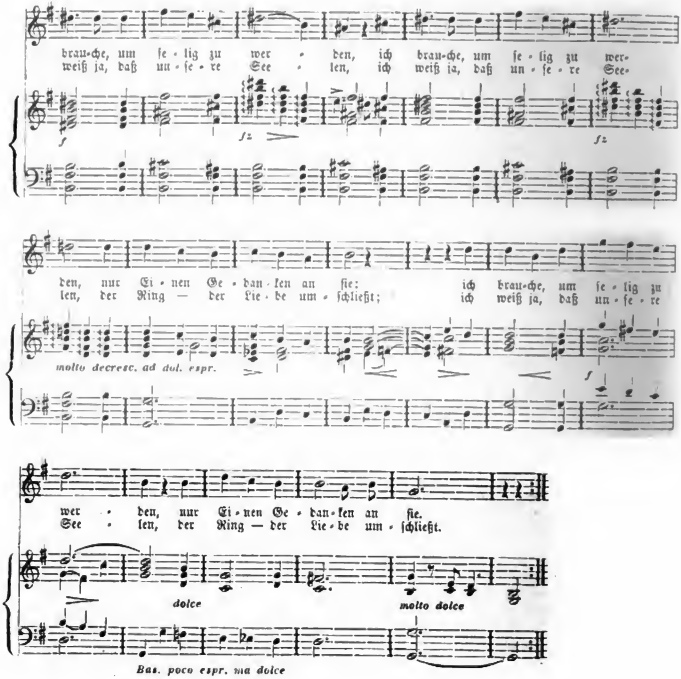
Digitized by Google

Lied zum Schauſpiele: „Cäcilie“ von O. Prechtler. Op. 60.

Muſik von Eduard Tauwitz.

Zart, mit freiem Vortrage.





Digitized by Google

Erinnerungen.

Illustrirte Blätter für Ernst und Humor.

Band 85. (Drei und vierzigster Jahrgang.) **Heft VII.**

Der Teufel der Mode.

Roman in vier Büchern von Julius Rosen.

Erstes Buch.

Erstes Kapitel.

Einige Meilen von der Residenz eines großen deutschen Staates entfernt liegt das Städtchen Moor an beiden Ufern eines ungestüm dahinbrausenden Gebirgsflusses. Die Lage desselben in mitten einer sanft emporsteigenden Gebirgslandschaft ist eine reizende, und diesem Umstande verdankte er auch ein ungewöhnlich rasches Emporblühen und eine Wohlhabenheit der Einwohner, wie sie nur in stark besuchten Badeorten sich herauszubilden pflegt. Das Städtchen Moor ist nämlich der Sommeraufenthalt der gesammten Aristokratie des Landes, welche an den gegen den Fluß zu führenden Abhängen Paläste und Landhäuser besitzt, und daselbst während der Sommermonate große Summen umsetzt, die in der Gänze den producirenden Einwohnern Moors zu Gute kommen. Das schönste der Landhäuser, gerade über dem quaiartig gebauten rechten Ufer des Flusses emporsteigend, gehörte dem Baron Holm, war jedoch schon mehrere Jahre unbewohnt, da der Eigenthümer der Gesandtschaft seines Vaterlandes in Paris zugetheilt war und sich daselbst so behaglich fühlte, daß ihm sein reizendes Haus in Moor gar nicht in's Gedächtniß kam. Während demnach die Jalousien der übrigen Villen geöffnet und die Fenster mit blühenden Pflanzen geziert waren, während aus den wohnlichen Häusern fröhliches Lachen und munterer Gesang auf die Straßen hinabtönte, sah das Haus des Barons wie ein Haus

Digitized by Google

der Trauer aus, unwirthlich trotz seiner Pracht, einsam trotz des vielfachen Naturlebens, in dessen Mitte es aufgebaut worden war.

Der Abend, an dem unsere Erzählung beginnt, war einem schwülen Augusttage gefolgt. Die Sonnenstrahlen hatten alle Feuchtigkeit der Erde aufgesogen, die Bäume und Blumen athmeten fast erdrückenden Duft, und eine tiefe Stille, wie sie dem Sturme vorangeht, lagerte über der Natur. Kein Abendlüftchen erquickte die ermatteten Gewächse, welche ihre Köpfchen vergeblich nach dem Strome wandten, dessen Wogen mit einem unheimlichen Gemurmel dahinzogen, nicht lebhaft mehr, wie einem frischen Gebirgsflusse ziemt, sondern erregt wie im Zorne und nach einem Opfer verlangend. Die ganze Natur war ruhig geworden, aber es war dies nicht die Ruhe des stärkenden Schlafes, es war die entsetzliche Apathie, der gewöhnlich eine unnatürliche Erregtheit folgt. Die Vöglein hatten Schutz gesucht in ihren Nestern, die Käfer duckten unter den bewegungslosen Blättern der Bäume, alle Naturlaute waren verstummt und Finsterniß deckte dies Schweigen des Todes. Da mit einem Male änderte sich die Scene. Mit einem entsetzlichen Knalle rissen die bisher regungslosen Wolkenmassen und stoben auseinander, in tausend Trümmer zerrissen von den zuckenden Blitzen. Die Gipfel der Bäume neigten sich gegen einander vom Sturme bezwungen, und wollte einer auf seine Größe und Stärke bauend der himmlischen Macht widerstehen, krachte es in seinem Marke und in den Strom geschleudert war der Stolz und die Zierde des Baumes. Wie von unterirdischen Mächten bewegt, kochte und siedete es im Bette des Flusses, schäumend stürzten die Wogen übereinander, gipfelten sich hoch auf, brachen zusammen und verschwanden, um anderen Platz zu machen. Es war ein wirres Durcheinander der entfesselten Kräfte der Natur, Sturm, Blitz und Donner strengten sich an zu einem Konzerte, dessen Zuhörer zitternd und mit gefalteten Händen zuhörten den übereidischen Akkorden!

Die Bewohner Moors hatten beim Herannahen des Gewitters die Fenster geschlossen und kein Lebenszeichen verrieth ihre Theilnahme an dem Verlaufe des Naturspieles. Nur in dem Hause des Barons Holm wurde, wie aus konsequentem Widerspruchsgeiste, in mitten des Gewitters im ersten Stockwerke ein Fenster geöffnet, und hätte es Jemand gegeben, der bei dem Zucken der Blitze die sich darbietende Scene beobachtet hätte, würde er bei dem Sturme der Natur zugleich einen Sturm der Leidenschaft, der Verzweiflung erblickt haben. Das Zimmer, dessen Fenster geöffnet war, wurde von Zeit zu Zeit von dem himmlischen Feuer erleuchtet und man konnte deutlich die Schatten von zwei kämpfenden Menschen erblicken. Ein Mann war's und ein Weib, die mit einander verschlungen um den Sieg rangen. Lange war der Kampf unentschieden, die den Horizont erhellenden Blitze zeigten dem Feinde die verzerrten Gesichtszüge des Feindes, denen Leidenschaft und Haß einen fürchterlichen Ausdruck gegeben hatten. Endlich schien das Weib zu unterliegen, denn der Mann hatte sich losgerissen und war zur Thüre hinausgeeilt, die er hinter sich zuschloß. Das Weib raffte sich auf vom Boden und stierte wild um sich. Ihre Brust suchte nach Luft, keuchend stürzte sie zu dem geöffneten Fenster und saugte die Kühle der grollenden Natur in sich. Ihre Augen irrten im sternenlosen Horizont, als wollte sie von oben einen Entschluß herabzerren, da ihr Geist keinen zu fassen wußte. Plötzlich horchte sie einem Geräusche an der Thüre und die zuckenden Lippen stammelten: „Er kömmt!" Der gesuchte Entschluß war da. Ehe noch die Thüre sich gänzlich öffnete, war sie auf dem Fensterbrett, und ein herzhafter Sprung führte sie in die Tiefen der Wasser! —

Aus dem Fenster hinaus lehnte der Mann und suchte die Spur der Entschwundenen in den Fluthen, ohne sie zu finden. „Es ist besser so," murmelte er, schloß das Fenster, und das Trauerspiel im Hause des Baron Holm war beendet. Nicht so war es außer dem Hause. Die Wasser hatten sich über der Herabgesprungenen geschlossen und stürzten wie rasend über die Stelle, wo sie untergesunken war, hinweg, aber es währte nur wenig Sekunden und das Weib erschien auf dem Gipfel einer Woge, die mit ihr quer über den Strom hüpfte und sie weit hinaufwarf an das jenseitige Ufer. Sie war nicht einmal betäubt, denn noch im selben Augenblicke stand sie aufrecht da, einer Erscheinung gleich, ruhig, mitten in dem tobenden Sturme.

Es war ein schönes Mädchen. An die hohe schlanke Gestalt hatte sich das durchnäßte Grabhemd, in welches sie gekleidet war, angeschmiegt und verrieth die Formen einer Venus. Das aufgelöste rabenschwarze Haar flatterte im Winde und die unter zusammengezogenen Brauen funkelnden Augen hafteten fest in der Finsterniß des Himmels. Sie war schön, doch war es eine furchtbare Schönheit, die den Beschauer zittern gemacht hätte. Mit der Rechten in den Haaren wühlend, die linke Hand zur Faust geballt, stand sie eine lange Zeit regungslos da. Ihre Lippen bewegten sich, ihre Gedanken formten sich zu Worten, sie sprach: „Was will ich nur, das Kind des Sturmes im Sturme? Der Strom hat meinen Leib verschmäht und warf ihn aus seinem Bette, wie eine Buhlerin, derer er überdrüssig ist, der Selbstmord hat mir seine Wohlthaten versagt und ich lebe, lebe mir selbst zum Schrecken, zur Qual! — Verflucht sei das Andenken jener, welche mich in Sünde empfangen und geboren, bei meinem Entstehen schon der Sünde weihte, verflucht sei ich selbst, deren Bestimmung es ist, Verfluchte zu schaffen und Elend zu säen, selbst in dem fruchtbaren Erdreich der Liebe! Die Gottheit hat meine Sühne verschmäht, denn sie ließ mich nicht untergehen in den Fluthen; nun denn, so wage ich nochmals die Fahrt auf dem Strome der Zeit und mein heiligster Zweck sei es, zu wühlen im Schlamme des Lebens, zu trüben die Quellen der Menschheit!" — Ein teuflischer Zug hatte bei diesen lauten Gedanken das engelschöne Antlitz des Mädchens zur Fratze gemacht, vor welcher selbst die erzürnte Natur erschrak und zur Ruhe erstarrte. Der Sturm hatte sich gelegt und ein stiller Regen kräuselte die Wasser des Stromes.

Mit dem Mädchen selbst schien plötzlich eine ganz-

Digitized by Google

liche Umwandlung vor sich gegangen zu sein. Stand sie früher reckenhaft da, trotzend dem Wüthen der empörten Elemente, war sie nun zusammengesunken zur Erde, niedergedrückt von der Wucht eines fürchterlichen Geschickes. Das im Sturme der Leidenschaft geröthete Antlitz war bleich geworden, und zitternd im Fieberschauer suchte sie Schutz in ihrem triefenden Grabhemde. Der in dem Geschöpf wirkende Dämon war eingeschlummert und das erbarmungswürdige Mädchen wimmerte nach Hilfe. Sie sollte ihr werden. Der Stelle, wo sie zusammengekauert auf dem durchnäßten Straßenpflaster saß, näherten sich schäkernd und lachend zwei junge Leute. Sie mochten dem Arbeiterstande angehören, denn ihre Kleidung war einfach. Das Mädchen hatte, um sich vor dem Regen zu schützen, ihr Kleid über den Kopf geschlagen und trippelte in ihren kurzen Unterröcken neben ihrem stämmigen Begleiter daher, welcher scherzhafte Bemerkungen über ihr Aussehen machte und die willkommene Gelegenheit benützte, sich recht fest und innig an sie anzuschließen, angeblich deßhalb, um sie der Wohlthaten eines rothen, baumwollenen Regenschirmes theilhaftig werden zu lassen, der ihm zum Deckmantel seiner sonstigen Gründe dienen mußte.

„Du trittst ja in alle Pfützen, Franz, und das Wasser spritzt mir bis zum Knie hinauf," zankte das Mädchen; „gib doch Acht! Wenn Du so fortfährst, werden meine Röcke nicht übel aussehen!"

„Schürze Dich höher, Käthe," entgegnete der Bursche, „dabei werden wir alle profitiren, ich, Du und Deine Röcke."

„Das ziemt sich nicht," antwortete Käthe, blieb aber dennoch einen Augenblick stehen, versuchte es, sich höher zu schürzen, ließ jedoch gleich davon ab, da ihre weißen Knie unter dem Rockraum hervorguckten. „Das geht nicht an," sprach sie und ging weiter.

Der Bursche lachte und neckte Käthe mit ihren Knien, die sie ihm gutwillig gezeigt hatte; Käthe schämte sich, lachte aber mit, und so kamen sie zu der Stelle, wo das unglückliche Geschöpf lag.

„Sieh' nur, was da auf dem Pflaster liegt," fragte Käthe erschrocken ihren Begleiter und stand still. Dieser trat auf das Mädchen zu, ergriff sie an der Schulter, und nachdem er sich überzeugt hatte, daß sie lebe, fragte er: „Was machst Du hier?"

Mit einem fremdländischen Accent antwortete das Mädchen: „Ich bin eine Unglückliche, welche der Strom ausgeworfen hat. Ich kam mit einer Barke den Strom hinab, da erfaßte uns der Sturm, zertrümmerte das Schiff, meine Eltern wurden im Flusse begraben und nur ich ward ausgeworfen, um elend und unglücklich zu sein. O meine armen Eltern! Warum kann ich nicht bei euch unten am Grunde des Stromes sein!"

„Pfui, schäme Dich dieses Wunsches," fiel ihr Käthe in's Wort. „Lästere Gott nicht, der Dich errettet hat. Woher kommst Du denn?"

„Ich komme weit aus dem Innern Frankreichs her, doch fragt mich nicht, ich habe die Kraft nicht, Euch zu antworten." Ein neuer Fieberschauer schüttelte die schönen Glieder. Die gutherzige Käthe zog, als sie dies bemerkte, ohne die Anwesenheit ihres Seladons weiter zu beachten, ihr Kleid aus, und das Mädchen hüllte sich hastig hinein. „Ich danke, ich danke Euch, edles Mädchen," sprach sie, „der Frost wollte mich tödten!"

Franz stieß Käthe mit dem Ellbogen an. „Was machen wir mit dem armen Ding," fragte er halblaut, „sie hat das Fieber."

„Ei was," entgegnete Käthe, „ich nehme sie nach Hause, die Mutter wird nicht ungehalten sein. Ein Bischen Suppe und ein Bett kann sie bekommen, bis sie wieder gesund und zur Arbeit tauglich wird. Komm mit mir, armes Geschöpf," wendete sie sich zu dem Mädchen, „ich will für Dein Unterkommen sorgen, bis Du wieder gesund wirst."

„Der Himmel lohne es Euch," antwortete das Mädchen und raffte sich auf. Gestützt von Käthe und Franz schritt sie langsam der Wohnung der Ersteren zu.

Diese befand sich in einem, fast am Ende des Städchens gelegenen Häuschen und bestand aus einer Stube und zwei Kammern, deren eine Käthen, die andere ihrem Bruder Hans als Schlafzimmer diente.

In ihr Schlafkämmerlein nun brachte Käthe das Mädchen, legte sie in ihr eigenes Bett und entfernte sich hierauf, um, wie sie sagte, die Mutter von der Ankunft eines Gastes zu verständigen und der Kranken einen Lindenblüthenthee zu kochen.

Franz hatte sich, als sie beim Hause angekommen waren, entfernt. In seinem Eifer, die hilflose Fremde zu stützen, hatte er sogar auf den Kuß vergessen, den er jedesmal beim Abschiede zu erhalten pflegte, und Käthe dachte auch nicht daran. Nun trat sie in das Zimmer ihrer Mutter, einer alten, blinden Frau, die sogleich zu schmälen begann über das lange Ausbleiben der Tochter. Käthe erzählte ihr Abenteuer.

„Wer ist die Person?" fragte die Mutter unfreundlich, „wessen Kind ist sie und woher kommt sie? Führe sie morgen Früh, wenn sie sich erholt hat, zu mir, damit ich mich überzeuge, keine Landläuferin im Hause zu haben. Nun gehe, ich will schlafen!" —

Stumm hatte Käthe die Vorwürfe ihrer Mutter angehört und begab sich in die Küche, um ihrer Patientin einen warmen Trank zu bereiten.

Während sie dies thut, wollen wir den Leser mit der Geschichte der Arbeiterfamilie, der sie entsprossen war, bekannt machen.

Käthe war die Tochter eines Taglöhners Namens Bolter. Dieser hatte brav arbeiten gelernt, verdiente in der Maschinenfabrik, worin er beschäftigt war, mehr, als er für sich brauchte, und heiratete. Seine Frau war das Arbeiten ebenfalls gewöhnt, und so ersparten sie sich denn so viel, um sich das obenerwähnte kleine Häuschen kaufen zu können. Sie hatten zwei Kinder, einen Knaben und ein Mädchen. Der Knabe war der Augapfel der Mutter, welche ihn gerne hätte studiren lassen, um einen großen Herrn aus ihm zu machen. Aber der Vater gab dies nicht zu. „Ich bin ein Arbeiter," sprach er, „und verdiene ehrlich und reichlich mein Brod. Ich bin stolz darauf, auf der Stufe der

Digitized by Google

Gesellschaft, wohin ich gehöre, einer der ersten zu sein; mein Junge soll von mir arbeiten lernen und nicht nach einer Stellung streben, die ihm nicht zukommt. Wir brauchen unsere ersparten Pfennige für unser Alter, wenn wir nicht mehr arbeiten können; sollen wir dieselben hinauswerfen, um unsern Jungen verbilden zu lassen, damit er sich schließlich unserer schämt?"

Die Mutter schmollte, mußte aber nachgeben, denn Boller war Herr im Hause, und so wurde Hans ein tüchtiger Arbeiter. Daß er dennoch mehr lernte wie sein Vater, war nicht des letzteren Schuld, dazu trugen die guten Volksschulen und sein Privatfleiß bei. Besonders das Zeichnen war seine Lieblingsbeschäftigung und er brachte es darin so weit, daß der Brodherr Bollers den jungen Menschen als Zeichner in seiner Maschinenfabrik beschäftigte. Da starb Boller und kurze Zeit darauf erblindete die Mutter, deren Augenlicht durch angestrengtes Arbeiten übermäßig abgeschwächt worden war. Nun mußte Hans, wollte er nicht, daß seine Mutter ihr Häuschen verkaufe, arbeiten, und das that er auch redlich, sorgte für den Unterhalt der Familie und vertrat Vaterstelle bei seiner jüngeren Schwester.

Er ließ sie im Nähen und Sticken unterrichten und eine solche Unterrichtsstunde war es, welche der Jugendgespiele Käthe's, der stämmige Franz, benützt hatte, um seinen Schatz nach Hause zu begleiten.

Käthe hatte inzwischen den Thee bereitet, ihn ihrem Pflegling gebracht und zog sich nun, da die Fremde in einen leichten Schlummer verfallen war, in die Küche zurück, um ihren Bruder Hans zu erwarten. Dieser hatte von seiner Arbeit erst spät abkommen können und es war zehn Uhr geworden, ehe er in die Hütte seiner Mutter trat. Verwundert fragte er Käthe um die Ursache ihres langen Aufbleibens, sie erzählte ihm ihr Abenteuer und Hans umarmte das Mädchen für ihre Gutherzigkeit.

„Du bist ein gutes Ding, Käthe," sagte er, „und es freut mich, daß Du nicht eigennützig bist und Wohlthaten ausübst, obwohl Meister Schmalhans Dein Finanzminister ist. Die Mutter wird wohl recht gebrummt haben über den überflüssigen Esser," fuhr er lächelnd fort, „aber mache Dir nichts daraus, wenn sie Dich darob auch schmäht, sie ist eine alte, kranke Frau und — unsere Mutter. Muß ja doch ich selbst, obwohl ihr Liebling, manchen harten Brocken hinunterschlucken." Er sagte seiner Schwester gute Nacht, ging in seine Schlafkammer und Käthe bereitete sich in der Küche ein Lager, worauf sie sehr bald entschlummerte, um den Schlaf der Gerechten zu schlafen.

Am andern Tage, es war ein Sonntag, huschte das Mädchen in ihr Kämmerlein, um nach ihrer Patientin zu sehen. Um diese stand es aber schlecht. Ein hitziges Fieber hatte ihr die Besinnung geraubt und sie weinte und jammerte in ihren Phantasien, daß es Steine hätte erweichen mögen. Die erschrockene Käthe rief ihren Bruder und dieser schickte sie nach einem Arzte. Er selbst blieb bei der Fremden, um sie während der Abwesenheit seiner Schwester zu warten. Er stellte sich zu Füßen des Bettes und betrachtete lange und aufmerksam die Kranke.

„Tödtet mich nicht, um Gottes willen, tödtet mich nicht," jammerte sie, „ich habe ja nichts verbrochen! Seid ihr nicht zufrieden damit, daß ihr mir die Ruhe geraubt, daß ihr mich elend gemacht habt, für immer?" — Ein Thränenstrom unterbrach ihre Worte.

„Armes Mädchen," sprach Hans vor sich hin, „welch' trauriges Geschick mag Dein junges Leben betroffen haben? Arme Kleine, die unschuldig leiden und dulden muß, denn solch' ein Engelsantlitz, solch' eine Schönheit kann nicht schuldig sein." Die Hände über der Brust zusammengelegt stand er lange da und versank im Anblicke des Mädchens. Eine nie gekannte Sehnsucht erfaßte sein ganzes Herz, er wäre am liebsten hinausgeeilt, um Blumen und Früchte, um alles Schmuck der Natur hineinzuschleppen in die kleine Kammer seiner Schwester, auf daß der schlafende Engel ein Blumenbette erhalte und alle Schönheit der duftenden Schöpfung dienstbar werde der schönsten aller Geschaffenen. Während er regungslos dastand, war Franz, den wir schon kennen, in das Zimmer getreten, hatte sich, von Hans unbemerkt, an das Lager der Kranken herangeschlichen und betrachtete mit halbgeöffnetem Munde, die Hände unbewußt nach dem Bette ausgestreckt, das Mädchen. Welcher Unterschied zeigte sich zwischen diesen beiden jungen Männern. Hans, schön wie ein Apoll, kräftig wie ein Herkules, hatte einen Meister seiner Schönheit und Kraft gefunden, und beugte wie im Gebete das Haupt vor der höheren Schönheit. Franz, minder schön und minder kräftig wie der erste, trug den Stempel der Gemeinheit in seinen Zügen, denn die leblose Schönheit hatte in ihm kein Gefühl und nur Leidenschaft und Begierde rege gemacht. Die arme Käthe war ohne Verschulden um ihren Liebhaber gekommen.

Die Fremde bewegte sich wieder. Als wenn ein heiteres Bild an ihrem vordem geängstigten Geiste vorüberzöge, lächelte ihr Mund und die Brust hob sich in einem letzten Seufzer, um dann ruhig auf und nieder zu gehen, befreit von einer schweren Last. Der schöne Arm hing über das Bette hinaus, nachdem er die Decke von den herrlichen Formen des Busens gestreift hatte. Auf Hans hatte dies Alles keinen Eindruck gemacht. Wie ein Betender stand er da und sah und hörte nichts. Franz jedoch war von dem sich ihm darbietenden Anblick wie elektrisirt. Mit offenen Nüstern sog er Wollust aus der Atmosphäre der Schlafenden, seine Knie schlotterten und seiner selbst nicht mächtig, ging er auf die Fremde los. Er ließ sich vor ihr auf die Knie nieder, ergriff die herabhängende Hand und drückte leidenschaftlich brennende Küsse darauf. Er wäre in seinem wahnsinnigen Betragen noch weiter gegangen, wenn nicht Hans empört durch den Kontrast dieser Gier mit seinen Gefühlen den Knienden beim Arme gefaßt und mit aller Kraft emporgeschleudert hätte. „Weg da, von diesem Engel, oder ich schlage Dich nieder, Bube," rief er und stand drohend und mit erhobener Faust vor dem Ueberraschten.

„Wie kannst Du es wagen, Elender!" knirschte

Digitized by Google

Franz und die Aufregung bebte durch seinen ganzen Körper. „Ich habe das Geschöpf vom Tode errettet, es gehört mir!"

„Weil Deine blöden Augen den Schmuck eines Königs im Straßenkothe liegen sahen, gehört dieser Schmuck dem Töpel zur Zier? Weil Du einen Stern vom Horizonte herabflammen sahst, willst Du Dich zum Herrn dieses Himmelskörpers machen? Alberner Thor, der seinen Werth überschätzt und nach Leckerbissen trachtet, die ihm doch den Magen verderben würden. Marsch hinaus!"

„Du weisest mir die Thüre, Elender!" schrie Franz und seine Zähne schlugen aneinander.

„Du hast das heiligste Recht dieses Hauses, das Gastrecht einer Ohnmächtigen verletzt, Du wirst diese Schwelle niemals mehr überschreiten. Und nun gehe, willst Du nicht die Schwere meiner Faust fühlen." Er ergriff den zögernden Franz und schob ihn zur Thüre hinaus. Dieser erhob drohend die geballte Faust und schwur die fürchterlichste Rache dem Manne, dessen Schwager zu werden vor kaum vierundzwanzig Stunden noch seine höchste Sehnsucht war.

Kurz darauf kam Käthe zurück und brachte einen Arzt mit sich; dieser tröstete den besorgten Hans über den Zustand der Fremden, verordnete Medikamente und versprach wiederzukommen. Die beiden Geschwister theilten sich nun in die Pflege der Kranken, Hans mit der innern Furcht, daß eine baldige Genesung ihn überflüssig machen und ihm die Gelegenheit nehmen würde, immer um das Mädchen, das er wahnsinnig liebte, sein zu können, Käthe mit dem Eifer der Großmuth, welche die am sorglamsten pflegt, die uns wehe gethan haben. Die Fremde aber hatte, freilich ohne Verschulden, der armen Käthe sehr wehe gethan. Hans hatte seiner Schwester den Vorfall mit ihrem Geliebten erzählt und diese dem Ungetreuen, den sie wirklich geliebt, für immer entsagt. Die blinde Mutter, unwirsch und ungeduldig wie sie war, schmälte freilich über die Aufopferung ihrer Kinder, die einer Fremden willen die eigene Mutter vernachlässigten, endlich aber mußte sie sich dennoch zufrieden geben, da das Zanken und Schmollen nichts half.

So waren zwei Wochen verflossen. Die Fremde hatte sich erholt, und wenn auch noch schwach, konnte sie dennoch das Bett verlassen und am Arme Käthe's in der Stube herumgehen. Freudig erzählten dies die Kinder ihrer Mutter. Diese aber ließ sich zu der Fremden hinführen, um sie, wie sie sagte, in's Gebet zu nehmen, und über Namen und Stand, so wie darüber zu befragen, wie sie in diese hilflose Lage gekommen sei.

„Da Sie sich bereits auf dem Wege der Besserung befinden, mein Kind," sagte die Alte, „werden Sie uns auch sagen können, wem wir Gastfreundschaft erwiesen und was für Verhältnisse uns zu dieser verholfen haben. Wie heißen Sie?"

„Ich heiße Bertha, gute Mutter," sagte die Fremde, ergriff die Hand der alten Frau und küßte sie. „Sind Sie mir nicht böse, daß ich Sie Mutter nannte, aber mein Herz bedarf der Mutterliebe und Ihr ehrwürdiges Antlitz spricht so wohlthuend zu meinem Herzen, daß dieses in Ihnen die arme, todte Mutter zu erblicken wähnt!" Die Thränen des Mädchens benetzten die Hände der alten Frau, welche geschmeichelt und gerührt von der Innigkeit des Gefühles alles Unwirsche verloren hatte und mit einem Lächeln auf dem Gesichte in des Mädchens Locken spielte.

„Nun, weine nicht, mein Kind, denn so will ich Dich nennen, da Du mich Mutter heißest," sprach die Alte. „Wer waren Deine Eltern und wie kamst Du nach Moor?"

„Ich habe bereits erzählt, daß ich aus Frankreich stamme und auf einer Fahrt am Flusse verunglückt bin. Meine Eltern sind todt, ich bin allein."

Wie heißen Deine Eltern?

„Verlangen Sie nicht Ihren Namen zu wissen, gute Mutter, ich kann und darf ihn nicht sagen. Auch mein Geschick muß Ihnen noch ein Geheimniß bleiben, denn es ist nicht allein mein Geheimniß. O werden Sie nicht böse, mein gutes, liebes Mütterchen," fuhr sie schmeichelnd fort, als ihr die Alte die Hand entzogen hatte, was Bertha für ein Zeichen des Unwillens hielt, „denn sonst muß ich noch unglücklicher werden, als ich schon bin, da ich auch Sie, die mir so große Wohlthaten erwiesen hat, betrüben muß! — Zürnen Sie mir nicht, Mütterchen! Es ist bei Gott nicht Eigensinn, der mich schweigen macht, es ist mein unerbittliches Schicksal! — Stoßen Sie mich lieber von sich, lassen Sie mich lieber dies Haus, in dem ich Rettung, Geschwister und eine Mutter fand, verlassen, nur zürnen Sie dem armen Geschöpfe nicht, das Ihr Zorn noch elender macht, als es schon ist."

„Laß mir das Schwesterchen nicht fortgehen," bat Käthe und streichelte der alten Frau die Wangen; „ich habe mir ja von jeher eine Schwester gewünscht, und glaube sie gefunden zu haben."

„Du würdest nicht einen Augenblick zögern das Mädchen im Hause zu behalten, Mutter," sprach Hans, „wenn Du sehen könntest. Ein Blick in dieses Engelsantlitz würde alle Deine Zweifel heben, und von der Reinheit des Mädchens überzeugt, wie von der eigenen Unsterblichkeit, würdest Du sie an Dein Herz schließen, als das erste Deiner Kinder!" —

„Auch Du, mein Hans? Nun denn, so sei es," sprach die Alte und reichte dem Mädchen die Hand. „Von diesem Augenblicke an bist Du mein Kind, Bertha."

„Gute Mutter," jubelte Käthe und bedeckte das Gesicht der Alten mit Küssen.

Bertha hielt die Hand der Alten in ihrer Linken, die Rechte reichte sie mit einem entzückenden Lächeln dem Bruder Hans. Dieser, übermannt von seinem Gefühl, kniete nieder vor ihr und drückte die Hand an seine Augen. Nun war Bertha unbeobachtet und ein dämonischer Zug, ein jubelnder, triumphirender Blick flog über das Antlitz des Mädchens.

Digitized by Google

Zweites Kapitel.

Der hinausgeworfene Franz sann auf Rache. Was sollte er aber beginnen? An Hans konnte er sich nicht wagen, denn er hatte vor den Fäusten desselben Respekt und würde in einem Kampfe mit ihm gewiß unterliegen sein. Die Rache durfte demnach nicht unmittelbar, sie mußte mittelbar sein, und da wußte der schlechte Mensch sehr bald Bescheid. Hans hielt, wenn er auch nur ein Arbeiter war, unendlich viel auf seine Ehre. Wer ihn tödtlich beleidigen wollte, mußte ihr nur an der Ehre verletzen. Bei dieser beschloß er nun seinen Gegner zu packen. Er hatte sich hierzu einen recht abscheulichen Plan ausgedacht. So lange er noch Käthen recht von Herzen lieb gehabt hatte, machte ihm der Sohn eines reichen Fabrikherrn, welcher seine Augen auf das Mädchen warf, viel Verdruß, und es war einmal zu einer sehr stürmischen Scene zwischen ihnen gekommen. Der junge Herr von Warden benützte nämlich jede Gelegenheit, um dem Mädchen nachzugehen. Es wollte ihm jedoch nicht gelingen, Gehör bei ihr zu finden, weil der eifersüchtige Franz sie überallhin begleitete und mit Blicken und Geberden den jungen Herrn in bescheidener Ferne hielt. Einstens hatte es dieser aber doch gewagt, in Anwesenheit des Liebhabers das Mädchen anzusprechen, und war von Franz mit einigen Faustschlägen traktirt worden, die es ihm in Zukunft verleideten, Käthen Liebesanträge zu machen. Diesen als Wüstling bekannten jungen Mann suchte Franz auf. Er wurde eben nicht sonderlich freundlich empfangen.

„Habe ich Dich endlich einmal, verdammter Bursche!" rief Alfred von Warden dem Eintretenden entgegen; „heute soll mir Dein Rücken tausendfach entgelten, was Deine Fäuste an mir verschuldet haben."

„Ich bin in Eurer Gewalt, gnädiger Herr," entgegnete Franz vollkommen ruhig; „Ihr könnt mich durch Euere Diener mißhandeln und hinauswerfen lassen, aber ich denke, Ihr werdet es nicht thun, wenn Ihr mich nur erst gehört habt."

„Nun so rede, Schlingel," antwortete Alfred und streckte sich im Fauteuil; „aber das sage ich Dir, wenn Deine Nachricht kein Pflaster auf die blauen Flecke ist, die Du mir geschlagen, sollst Du es bereuen, den Löwen in seinem Lager aufgesucht zu haben."

Man sieht, daß Alfred sich auf seinen Löwencharakter viel zu Gute that.

„Ihr liebet Käthen Voller, gnädiger Herr, nicht wahr?" fragte Franz.

„Ha, das heißt, sie gefällt mir, sie reizt mich durch ihre Sprödigkeit," entgegnete Alfred.

„Ihr möchtet sie aber doch gerne zur Geliebten haben?"

„Bei Gott, das möchte ich, das Geschöpf ist reizend. Aber warum frägst denn Du darnach? Bist Du denn nicht mehr ihr Liebhaber?"

„Nein," entgegnete Franz und drehte den Hut zwischen den Händen herum. „Sie ist mir schnöde begegnet, sie liebt Putz, Schmuck und Vergnügungen und das Alles kann ich armer Bursche ihr unmöglich beschaffen. Da ist sie nun grob mit mir geworden und ich bin meiner Wege gegangen."

„Schäme Dich nicht, alter Junge," sprach Alfred und streichelte seinen Backenbart, „sage es gerade heraus, sie hat Dir die Thür gewiesen."

Franz spielte den Verschämten und nickte zum Zeichen des Geständnisses mit dem Kopfe.

„Und Du möchtest Dich rächen?"

„Ja, das möchte ich, Herr," rief Franz und schlug an seine Brust. „Ich muß mich rächen und sollte ich darüber zu Grunde gehen."

„Umbringen darfst Du mir sie nicht, Bursche, denn sonst hätte ich nichts von Deiner Rache."

„Das will ich auch nicht," antwortete Franz. „Es soll ihr kein Haar gekrümmt werden, und ich will Euch zu ihrem Besitze behilflich sein, wie ich nur immer kann, wenn Ihr mir Eines verspracht."

„Hilf mir zu der Kleinen und ich verspreche Dir Alles."

„Ihr dürft sie nicht heiraten, Herr," sprach Franz. „Ihr müßt sie, wenn sie in Schande ist, verlassen!"

Alfred lachte helliant auf. „Was den ersten Punkt anbelangt," sprach er, „da kannst Du ganz ruhig sein. Ich habe bereits eine Braut, und das Verlassen wird sich schon von selbst finden. Ich bin keiner von denen, die lange lieben. Doch nun sprich, wie soll ich in den Besitz der Kleinen gelangen?"

„Habt Ihr kein Plätzchen in der Nähe, wo man sie eine Zeit lang auch wider ihren Willen festhalten könnte?"

„Mein Landhaus am Ende des Wäldchens wäre hierzu ein ganz passender Ort."

„Wenn die Fenster vergittert und die Mauern hoch sind, bin ich mit diesem Orte einverstanden. Und nun hört meinen Plan. Käthe und eine ihrer Freundinnen gehen jeden Abend in das Wäldchen spazieren. Ich will dafür sorgen, daß sie Eurem Landhause nahe kommen. Ihr haltet Euch verborgen und auf ein Zeichen von mir ergreift Ihr Käthen, während ich ihre Begleiterin ergreife; wir schleppen sie in das Haus, und haben wir sie erst dort, sind sie unserem Willen unterworfen."

„Das wäre Alles recht schön," sprach Alfred, „aber was beginnen wir mit der Freundin?"

„Die überlaßt nur mir, gnädiger Herr, die soll der Lohn meiner That sein."

„Steht es so," rief Alfred, sprang empor und ergriff Franz beim Arme, „Du bist aufs Neue verliebt und willst zwei Fliegen mit einem Schlage treffen? Gut, Bursche, nun traue ich Dir, denn unsere Interessen gehen zusammen. Gelingt Alles, wie Du es hier entwickelt hast, sollst Du nicht nur die Begleiterin, Du sollst auch noch ein hübsches Sümmchen Geldes zum Lohne haben. Auch sieht die Sache gefährlicher aus als sie ist. Ich denke, die Mädchen werden klug sein und nach kurzer Zeit beschenkt und zufrieden mein Land-

Digitized by Google

haus verlassen. Wann setzen wir unsern Plan in's Werk?"

„Wenn es Euch gefällig ist, heute noch," sprach Franz.

„Ich bin dabei. Um sieben Uhr Abends im Wäldchen."

Die zwei Ehrenmänner schüttelten sich die Hände und Franz ging nach Hause. „Er soll mir klein werden, der Bube, welcher es gewagt hat, mich zum Hause hinauszuwerfen. Seine Schwester soll mir das Mittel sein, mit dessen Hilfe ich ihn demüthig machen will und verachtet!"

Franz hatte dem jungen Barden recht erzählt. Seit Bertha das Bett verlassen und von der alten Boller wie ein Kind aufgenommen worden war, gingen die Mädchen jeden Abend in einem kleinen Wäldchen, das sich hinter Moor gegen das Gebirge hinaufzog, spazieren, und Käthe horchte mit heiliger Aufmerksamkeit den Worten ihrer Freundin. Meistentheils kam Hans, der sich nun sehr beeilte, aus der Fabrik wegzukommen, nach und geleitete die Mädchen unter frohen und heiteren Gesprächen nach Hause. Bertha übte auf die ganze Familie einen außerordentlichen Einfluß. Der alten blinden Mutter imponirte der Ernst ihres Wesens, ihre Erfahrung, ihre Bildung. Sie faßte ein vollkommenes Vertrauen zu ihr, denn ihre Reden waren stets bescheiden, sittsam und fromm.

Hans war vollends ihr Sklave geworden. Er liebte sie mit einer an Wahnsinn grenzenden Leidenschaft. Aber trotz dieser Heftigkeit war seine Liebe dennoch lauter und rein, begnügte sich mit einem Blick, und konnte an einem freundlichen Worte Bertha's Tage lang zehren. Auch wirkte sie veredelnd auf das ganze Wesen des jungen Boller. Er hatte sich vordem aus Putz und Kleidern nicht viel gemacht. Wenn sein Rock nur ganz und warm war, hatte er ihm genügt, nun sah er auch auf das Kleidsame desselben. Er war eitel geworden, um Bertha zu gefallen. Und sie erkannte sein Streben, sie hatte stets ein freundliches Wort für ihn, sie bemerkte jede Aenderung an ihm und spornte hiedurch seine Leidenschaft. Aber auch die gute Käthe erlitt gar bald eine Veränderung ihres ganzen Wesens. Wer ihr vor einigen Wochen gesagt hätte, sie würde den Verlust ihres geliebten Franz ruhig ertragen, den würde sie offenbar für einen Lügner erklärt haben, und doch war dem so. Bertha war gar bald hinter den Grund ihrer Thränen gekommen. Anfänglich hatte sie mit ihr geweint und so ihr Herz erleichtert. Später kam sie wie zufällig auf einige Erinnerungen aus früheren Jahren. Sie sprach von Palästen, in denen sie gewohnt, von Gold und Schmuck, welche sie besessen, von muthigen Rossen, die sie in Gesellschaft schmucker Reiter weit über die Auen getragen. Sie malte mit lebhaften Farben das lukullische Leben des Reichthums und Käthe horchte auf ihre Reden wie auf ein Märchen aus alter Zeit. Wie so klein war ihr Leid neben dem Verluste ihrer Freundin, wie unscheinbar und lächerlich der tölpelhafte Franz neben den schmucken goldstrotzenden Reitern aus Bertha's Märchen; — sie hätte sich schämen müssen, noch länger zu klagen um einen Menschen, dessen Unbedeutenheit noch unbedeutender wurde durch seinen Charakter. Sie hatte aus Bertha's Worten Beruhigung gesaugt, aber mit dieser auch das Gift, welches in diesem Troste lag, das Gift der Sehnsucht nach den ihr geschilderten Herrlichkeiten. Aus dem muntern, harmlosen Mädchen war eine Träumerin geworden, deren Sinn nur nach Palästen, nach Equipagen und prächtigen Rossen stand, die verlernt hatte, die Schönheit der Welt im unbemerkten Veilchen zu bewundern, und sie erkennen wollte aus den Sternen, deren Glanz ihr unerreichbar war. Ihr Gefühl für die Freuden ihres Standes war nach und nach abgestumpft worden, sie dachte sich also lebhaft in ein Glück, dessen Mangel sie vordem nie gefühlt, daß sie in ihrem Herzen der Mutter grollte, die statt eines reichen, ein armes Mädchen geboren hatte. Je weniger sie aber die Erinnerungen ihrer Kindheit liebte, desto inniger und fester schloß sie sich an Bertha an. Sie klagte dieser ihr Leid, sie machte sie zur Vertrauten ihrer Sehnsucht. Die Freundin wußte ihr auch da Trost zu gewähren. Sie erzählte ihr von armen Mädchen, welche durch Schönheit und Klugheit von Stufe zu Stufe bis auf den Thron sich schwangen, sie erzählte ihr von männlichen Charakteren, welche allen Rücksichten zum Trotze arme Mädchen geliebt und endlich gefreit hatten, sie nannte die Mißheiraten Fügung des Himmels, das unlautere Verhältniß fürstlicher Favoritinnen Standhaftigkeit im Lieben, die Intrigue Klugheit, die Ansprüche der Rechtmäßigkeit Starrheit und Unrecht. Sie erhitzte die Phantasie des Mädchens mit farbenreichen Bildern menschlicher Verfallenheit und hielt es für möglich, daß Käthe einstens das ersehnte Glück einer reichen Dame erreichen könne. „Warum hätte Dir," so sprach sie, „der liebe Gott diese Sehnsucht nach Reichthum und Glanz gegeben, wenn sie niemals erfüllt werden möchte? Warum wärst Du verurtheilt, Noth zu leiden und arm zu sein, wenn es Dich unglücklich macht? Gott hat uns Alle zum Glücke geschaffen und glücklich werden wir einmal gewiß, früher oder später." Käthe glaubte und hoffte, denn sie dachte nicht daran, daß nicht der liebe Gott, sondern ein Teufel Wünsche in ihr rege gemacht hatte, die ihr nur auf dem Wege der Schande erreichbar waren.

Wie gewöhnlich gingen die Mädchen auch am Tage der von Franz und Alfred beschlossenen Freveltat spazieren. Es war ein schöner Abend. Die Besitzer der Villen in Moor saßen in den Vorgärten derselben, unterhielten sich, spielten und sangen, und überall herrschte laute Fröhlichkeit. Zahlreicher denn je waren die Besuche aus der Residenz gewesen, denn der Herbst war im Anzuge und man wollte mit vollen Zügen genießen, was von der schönen Jahreszeit noch übrig war. Zahlreiche Equipagen fuhren durch den Ort, alle mit prächtig gekleideten Damen und eleganten Herren angefüllt. Seufzend betrachtete Käthe alle diese Herrlichkeiten.

„Wer doch auch so glücklich wäre," sprach sie zu Bertha. „Wer doch auch sein Leben genießen könnte,

Digitized by Google

wie diese." Sie traten in das Wäldchen. Als sie kaum fünfzig Schritte gegangen waren, kam ihnen, von einem Seitenwege einbiegend, Franz entgegen und grüßte. Bertha dankte freundlich, Käthe nickte blos mit dem Kopfe und sah weg.

„Bist Du noch immer böse auf mich, Käthe," sprach der Bursche und streckte ihr die Hand entgegen, „verzeihe mir und sind wir wieder die Alten."

Käthe musterte ihn mit einem verächtlichen Blicke vom Kopf bis zu den Füßen und bat, sie ihrer Wege gehen zu lassen.

„Sei nicht unerbittlich, Käthchen," fuhr der Bursche fort, „fehlerhaft sind wir alle, und mein Fehler gehört nicht zu den ärgsten. Ich hatte Mitleid mit dem armen Fräulein, das so fein und schön war und von der Krankheit niedergeworfen, hilf- und besinnungslos im Bette lag. Diesem Gefühle gab ich Ausdruck, indem ich ihre Hand küßte. Habe ich damit eine Untreue begangen?"

„Was geht das mich an," entgegnete Käthe, „meinethalben kannst Du die Hände küssen, wem und wo Du willst, ich mache mir nichts daraus."

„Du hast Dich also ganz verändert, Käthe?"

„Nicht doch, ich zeige mich nur, wie ich immer war."

„Es gab doch eine Zeit, wo Du mich liebtest?!"

„Was Du Dir nicht einbildest! Ich war Dir gut, als dem Gespielen meiner Jugend, als dem Freunde meines Bruders, weiter habe ich nie etwas für Dich empfunden."

„Ist das Dein letztes Wort?"

„Noch eines möchte ich Dir sagen, da uns der Zufall hier zusammengeführt hat. Man kann niemals wissen, in was für Stellungen und Verhältnisse man kommt und demnach ist es rathsam vorsichtig zu sein mit Vertraulichkeiten, die von Fremden anders ausgelegt werden könnten, als sie gemeint sind. Und demnach ersuche ich Dich, mich Sie zu nennen, wie ich es auch von heute an Dir gegenüber halten werde." Stolz ergriff sie den Arm Bertha's und schlug einen raschen Schritt ein. Die Einflüsterungen der Freundin waren, wie man aus diesem Gespräche entnehmen kann, auf einen fruchtbaren Boden gefallen und die Träume nach Glanz und Reichthum ließen sich nicht mehr in dem Innern Käthe's verschließen, sondern drängten sich schon in ihre Beziehungen nach außen. Sie war hochmüthig geworden auf Grund einer Hoffnung, eines Traumgebildes, und ihr von Natur aus gutes Herz folgte willig den Einflüsterungen der lockenden Lehrerin.

Franz versuchte es noch einigemal, sie anzusprechen und bezweckte damit, daß die Mädchen ihren Gang beschleunigten und demnach schneller dem mit Alfred verabredeten Punkte näher kamen. Bald traten sie aus dem Walde in eine Lichtung, über welche die Straße nach Moor führte, und an dieser stand das hübsche Landhaus Alfreds. Länger konnte sich Franz, der die schnippischen Antworten Käthe's nur mit großer Selbstüberwindung angehört hatte, nicht zurückhalten. „Eile doch nicht so, Prinzessin von Habenichts," rief er höhnisch, „Du kommst noch zeitlich genug zu Deiner Schande." Dabei klatschte er dreimal in die Hände und Alfred, der sich hinter der Thüre seines Hauses versteckt gehalten, stürzte heraus, ergriff Käthen und versuchte sie in das Haus zu ziehen. Ehe die Mädchen sich von ihrer Ueberraschung erholt hatten, ergriff der stämmige Franz die zarte und noch immer schwache Bertha, hob sie in seinen Armen empor und verschwand mit seiner schönen Last im Innern des Hauses. Nicht so gut gelang die Entführung dem jungen Fabrikanten. Käthe war ein derbes, dralles Mädchen, das ihre Fäuste auch zu Anderem zu benützen wußte, als zum Blumenpflücken und Notenblättern, während Alfred ein vom schnellen Leben entnervter schwächlicher junger Greis war, dessen Kraft in keinem Verhältniß zu der Stärke seiner Gegnerin stand. Als demnach die erste Ueberraschung Käthe's vorüber war, setzte sie den Entführungsversuchen Alfred's entschiedenen Widerstand entgegen und bearbeitete seinen Rücken und seine, sie umschlingenden Arme mit einer Energie, welche zu unpoetisch wirkte, um den Liebesrausch des also Betroffenen nicht vollkommen abzukühlen. Er ließ sie demnach los und wollte das Weite suchen. Dies gab aber Käthe nicht zu. Eine große Angst um das Schicksal Bertha's hatte sie ergriffen, sie hielt ihren Entführer fest und rief nach Hilfe. Alfred strengte alle seine Kräfte an, um von ihr los zu kommen, doch umsonst war seine Mühe, sie hielt seine Hände wie in einem Schraubstock fest und ließ ihn nicht früher los, als bis ein Reiter, von dem Hilferuf herbeigelockt, dahergesprengt kam und vom Pferde steigend auf die Gruppe zuging.

Käthe eilte ihm mit gefalteten Händen entgegen und rief: „Retten Sie, um Gottes willen, meine Freundin, sie wurde von dem Bösewicht, dem Franz, da hineingeschleppt in diese Mördergrube, und wer weiß, was daselbst mit ihr geschieht. Retten Sie dieselbe, mein Herr, und ich will Ihnen auf den Knien dafür danken."

Der Angesprochene, ein eleganter, feiner Mann, war offenbar angenehm überrascht von der Erscheinung des hübschen Mädchens. Er erklärte, bereitwillig ihr zu Diensten zu sein und wendete sich mit strenger Miene zu Alfred, um ihn zu fragen, was es hier gegeben.

Dieser war in großer Verlegenheit. Er fürchtete das Aufsehen, welches die verunglückte Entführung machen würde, wenn sie zur Kenntniß des Publikums gelangte, und zitterte vor dem Gelächter seiner Freunde, die den Fall ausbeuten würden, um ihn lächerlich zu machen; er antwortete dennoch höflich und fast bittend: „Ein Scherz, mein Herr, ein mißverstandener Scherz, weiter nichts."

„O glauben Sie ihm nicht, gnädiger Herr," fiel ihm Käthe in's Wort, „es ist kein Scherz, es ist furchtbarer Ernst. Lassen Sie uns schnell in das Haus eilen, damit meine süße Bertha gerettet wird."

Doch ehe noch der junge Mann Zeit hatte, ihren Worten Folge zu leisten, hatte sich für Bertha ein anderer Retter gefunden. Hans, welcher wie alle

Digitized by Google

Digitized by Google

Jack im Grünen.

Digitized by Google

Tage, so auch heute den Mädchen nachkam und sie nirgends im Wäldchen finden konnte, war zu Tode erschreckt zu den letzten Worten seiner Schwester gekommen und wie der Blitz in das Haus hineingestürzt. Er stürmte die Treppe hinauf und eilte durch mehre Gemächer, ohne Bertha und ihren Entführer zu erblicken. Eine Fluth von Gedanken drohte ihm das Hirn zu sprengen, aus seiner gequälten Brust drang ein greller Angstschrei hervor, er raste, und wehe dem Feinde, der sich ihm entgegengestellt hätte, er würde ihn unfehlbar zermalmt haben. In einer solchen furchtbaren Aufregung gelangte er in das letzte Zimmer, riß die Thüre auf und — blieb erstarrt stehen beim Anblick der sich ihm darbietenden Scene. Ruhig und gebieterisch wie eine Königin saß Bertha in einem Fauteuil, und demüthig, den Kopf auf die Brust gesenkt, stand einige Schritte vor ihr der Entführer, in einer Stellung, als hätte er gerade ihre Befehle empfangen. Die Ueberraschung Bollers wich jedoch gar bald der Wuth. Er stürzte auf Franz zu, riß ihn zu Boden und kniete, die Faust erhoben, auf seiner Brust. „Verfluchter Bube, den ich morden muß," schrie er ihm zu, „bete, denn in einigen Augenblicken hast Du ausgerungen!"

„Boller, was wollen Sie thun?" sprach Bertha mit einem Schmeicheltone in der Stimme, daß der Zorn des jungen Mannes daran schmolz wie Aprilschnee in der Sonne. „Geleiten Sie mich nach Hause und überlassen Sie ihn seiner Strafe. Nicht wahr, Sie thun es mir zu Liebe?" —

Hans erhob sich und trat auf Bertha zu. Mit einer entzückenden Vertraulichkeit legte sie ihren Arm in den seinen und beglückt führte er sie fort, ohne zu bemerken, wie höhnisch und giftig ihm Franz nachsah, in dessen Gesichte nichts weniger zu lesen war, als ohnmächtige Wuth.

(Fortsetzung folgt.)

Jack im Grünen.

(Hiezu die Bilderbeilage.)

Die ersten Tage des Mai werden fast überall mit Festlichkeiten begangen. Erwähnenswerth ist die Sitte der Schornsteinfeger in London, welche regelmäßig alle Jahre in den ersten drei Tagen des Mai's mit einer Guirlande durch die Straßen der Hauptstadt ziehen.

Diese Guirlande (garland) besteht aus einem großen Kegel von lauter Reifen, die mit Stechpalme und Epheu umwunden sind, nach oben zu allmälig kleiner werden und in einer Spitze enden, die von einer Blumenkrone mit Bandschleifen gebildet und von einem Fähnchen überragt wird. Die Seitenwände des Kegels sind ebenfalls mit Blumen und Bändern geschmückt, so daß der Mann, der ihn trägt, fast gänzlich unsichtbar wird und einem wandernden grünen Hügel gleicht. Man nennt ihn Jack im Grünen.

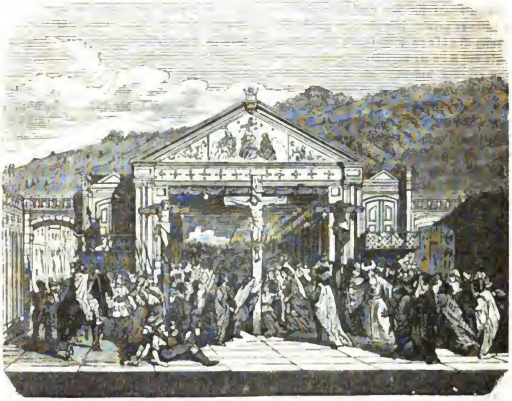
Die Schornsteinfeger, die ihn begleiten, haben ihre Jacken und Hüte mit Goldpapier ausgeputzt, ihre Gesichter und Beine auf groteske Weise mit Schüttgelb bemalt, ihre Kellen mit rothen und weißen Streifen verziert und Blumenkränze auf dem Kopfe. Am prächtigsten sind Lord und Lady ausstaffirt. Der Erstere, immer der größte der Gesellschaft, trägt einen ungeheuren Dreimaster mit gelben oder rothen Federn und Borten von Goldpapier, einen Frack, der zugleich an Hofuniform und Gallalivrée erinnert, auf der Brust einen ungeheuren Blumenstrauß, eine gestickte Weste mit mächtigem Busenstreifen, seidene Cakarpins mit Kniespchnallen von Pappe, seidene Strümpfe mit Zwickeln, Tanzschuhe mit großen Schnallen, gepudertes Haar mit Zopf und Schleife, in der rechten Hand einen hohen Stock mit blitzendem Metallknopf, und in der linken ein Taschentuch. Die Lady wird zwar mitunter von einem derben Mädchen, meist aber von einem Jungen in Frauenkleidern dargestellt, ist in ihrem Anzuge dem Lord angemessen, und trägt in einer Hand einen kupfernen Kochlöffel, in der andern ein Taschentuch. Beide führen, so oft der Zug anhält, ein Menuet oder einen andern gehaltenen Tanz auf, der indessen bald in einen lebhafteren komischen übergeht, bei welchem der Guirlandenträger sich tanzend zwischen ihnen herumdreht, und die übrigen Mitglieder der Bande mit ihren Kellen und Besen klappern. Ist der Tanz geendet, verbeugen sich Lord und Lady gegeneinander, dann wirft der Lord seinen Stock in die Höhe, während er mit der andern Hand den Hut zieht, und wendet sich mit höflichen Bücklingen und eindringlichen Blicken zu den Zuschauern an den Fenstern und auf der Straße. Zu gleicher Zeit streckt die Lady ihren Löffel aus und die Anderen halten ihre Kellen hin, um auch die kleinsten Gaben dankend zu empfangen.

Eine Scene im Repräsentantenhause zu Washington.

Kürzlich suchte die radikale Mehrheit der Volksvertretung der nordamerikanischen Union eine Bill durchzubringen, die auf der Stelle 150.000 schwarze Krieger unter die Waffen bringen sollte. Die Opposition — wird der Südd. Z. aus Newyork geschrieben — wollte dies um jeden Preis hintertreiben und griff zu der beliebten Taktik des „Filibusterns", die darin besteht, die Geschäftsordnung auszunutzen. Diese ist nämlich so gestaltet, daß kein Mensch sie recht versteht, der Sprecher am Wenigsten, denn der klarste Kopf muß in fünf Minuten konfus werden, wenn ihm an jener Stelle von allen Seiten die Pfeile der points of order um den Kopf schwirren; nur Ein Schreiber ist da, der in langer Uebung gelernt hat, sie zu pariren, und der darum bald sekundirend vor dem Sprecher, bald soufflirend hinter ihm steht. In solchen Rufen „zur Geschäftsordnung" zeigt sich

Digitized by Google

nun die Gewandtheit der Mitglieder. Man ſucht namentlich Punkte zu berühren, die nicht vorgeſehen ſind; z. B. „Iſt es in der Ordnung, daß das ehrenwerthe Mitglied den Hut auf dem Kopfe, oder die Cigarre im Munde hat?“ und dergleichen — merkwürdigerweiſe aber nie, „daß ein Ehrenwerther die Beine auf den Tiſch legt.“ Dies iſt immer in der Ordnung. Aber zunächſt wird die Zeit todtgeſchlagen mit Anträgen auf Vertagung, Anträgen auf Wiedererwägung des gefaßten Beſchluſſes, und über Alles natürlich namentliche Abſtimmung; der Art namentliche Abſtimmungen gab es in der erwähnten Sitzung 42. Dazu kommen, um die Geſellſchaft bei Laune zu halten, ſchlechte Witze; dazwiſchen Anträge, zu erklären, daß ſolches Benehmen genügender Entſchuldigungsgrund ſei. Bei der Abſtimmung votirt Mr. Olin ſelbſt mit „Nein“. Antrag: „einen Ausſchuß niederzuſetzen, um zu konſtatiren, ob Mr. Olin anweſend iſt oder nicht, und wie er hereingekommen, da doch die Thüren verſchloſſen ſind“. Der Sprecher mag Dutzende ſolcher Anträge für nicht in Ordnung erklären — das Arſenal einer verzweifelten Oppoſition iſt unerſchöpflich. Wenn man glaubt, ſie ſei am Ende, wird es erſt recht Ernſt. Der Sergeant-at-Arms wird beordert, die pflichtvergeſſenen Mitglieder herbeizuſchaffen. Die meiſten Anweſenden ſchnarchen; doch haben die Stenographen keine Ruhe. Ein Abgeordneter ſchlägt vor, zur Wachhaltung der Lebensgeiſter die Marſeillaiſe zu ſingen; ein Anderer fordert ſeinen



Paſſionsſpiel in Oberammergau.

des Hauſes unwürdig ſei, und, wird ein ſolcher abgelehnt, ein Antrag, das Haus möge ſich ſelbſt für unanſtändig erklären. Wenn die Verſammlung beſchlußunfähig wird, ſo gibt es das Mittel des „call of the House“; die Thüren werden geſchloſſen, und wer ohne genügenden Grund abweſend iſt, kann durch den Sergeant-at-Arms arretirt werden. Während des Namensaufrufes bittet der Eine oder der Andere, ihm zu geſtatten, „einige Damen auf der Galerie zu beſuchen“ oder „auf fünf Minuten die Halle zu verlaſſen“, ohne Angabe des Grundes; darüber wieder namentliche Abſtimmung; eben ſo über Entſchuldigungsgründe Abweſender, von wohlwollenden Freunden beigebracht, wie z. B.: „Mr. Olin iſt vor Hunger flau geworden“. Namentliche Abſtimmung wird verlangt, ob dies ein Freund von Indiana, der gerade den Sprecher abgelöſt hat, auf, ſeinen Baß mit dem ſchönen Liede erſchallen zu laſſen: „Ruhig iſt's zur mitternächt'gen Stunde“. Endlich erſcheint der Sergeant-at-Arms mit Mr. Brown von Virginien. Feierliche Vernehmung. Sprecher: „Welchen Grund hatten Sie, die Sitzung zu verſäumen?“ Mr. Brown: „Ich war bis zwei Uhr hier, da wurde ich müde und dachte, es wäre genug. Ich ging zu Bett und lag im beſten Schlafe, da drang der Sergeant-at-Arms in mein Boarding-Houſe und holte mich heraus.“ Antrag: „Den Inkulpaten freizulaſſen, aber in die Koſten zu verurtheilen.“ Amendement: „Ihm das Verſprechen abzunehmen, ſich ſolcher Aufführung nicht wieder ſchuldig zu machen.“ Amendement und Hauptantrag angenommen. Inzwiſchen dämmert es; der Antrag,

Digitized by Google

„sich zu vertagen, um zu frühstücken", ging glücklich durch, und die Opposition hatte den Tag gewonnen. Der Scherz hatte 18 Stunden ohne Pause gedauert.

Das Passionsspiel in Oberammergau.

Aus Anlaß der bevorstehenden Osterfeiertage hoffen wir unseren geschätzten Lesern recht zu thun, wenn wir sie mit dem, in dem oberbaierischen Gebirgsdorfe Oberammergau noch immer üblichen Passionsspiele bekannt machen, das sich aus der Sitte, am Charfreitag das Leiden Christi scenisch darzustellen, nach und nach herausgebildet hat. Diese früher allgemeine Sitte hat nun überall aufgehört. In Kärnten fand noch 1807, in Schwäbisch-Gmünd 1802 eine Charfreitagstragödie Statt; gegenwärtig sind jedoch diese Aufführungen nicht minder verschwunden, als die ehemaligen berühmten Charfreitagsprocessionen. Selbst die Versuche, welche man in den Jahren 1848 und 1849 in Tirol und 1852 in Liesing in Kärnten machte, die früheren Passionsschauspiele wieder einzuführen, mißlangen. Nur das sogenannte Passionsspiel, welches aller zehn Jahre in Oberammergau aufgeführt wird, hat sich bis zu unseren Tagen erhalten, wenn es auch nicht am Charfreitag, sondern im Hochsommer stattfindet.

Dies fest religiöse Schauspiel, welches die ganze Leidensgeschichte Christi vom Einzug in Jerusalem bis zur Auferstehung darstellt, ist eigentlich blos für Landleute bestimmt, aber auch für den Gebildeten durch die Innigkeit und Naivetät des Ausdruckes erhebend und erbauend.

Die Bühne steht auf einer großen Wiese unter freiem Himmel, und macht einen wunderbaren Eindruck. Denn neben dem Theater, welches im Mittelgrund das Proscenium abschließt, überbaut und ganz wie unsere Bühnen eingerichtet ist, befinden sich noch zu beiden Seiten Räume mit Dekorationen, die während des ganzen Stückes unverändert bleiben. Es sind dies schmale Häuser mit Balkonen, links das des Pilatus, rechts das des Hohenpriesters Annas, neben welchen, gegen die Seitenwände des Proscheniums hin, man durch Thorbogen in die Straßen von Jerusalem hineinblickt. Die Stadt selbst, natürlich im Bauerngeschmack und sehr bunt, sieht man als Hintergrund des Theaters gemalt, während hinter der Bühne wirkliche Berge mit Wiesen und Wald den Horizont schließen. Vor der Bühne erhebt sich amphitheatralisch ansteigend der Zuschauerraum, welcher gegen 6000 Personen faßt. Hölzerne Treppen führen zu den verschiedenen Plätzen, deren Preise zwischen 15 Kreuzern und $2^3/_4$ Gulden wechseln, so daß die zwölf Vorstellungen, welche in einem Spieljahr gegeben werden, der Kasse des Dorfes gewöhnlich an 24.000, in manchen Jahren, wie 1860, sogar mehr als doppelt so viel eintrogen. Die Schauspieler sind die Oberammergauer selbst, und Alles, was im Dorfe spielen kann, vom Greise bis zum Kinde, oft ein Personal von 4- bis 500 Köpfen, ist bei der Aufführung beschäftigt. Nur Nichtansässigen im Orte ist es nicht erlaubt, aufzutreten, aber Alle, die nicht mitspielen, helfen bei der Anordnung und Inscenesetzung, beim Malen der Dekorationen, beim Anfertigen der Kostüme oder im Orchester, welches der Schulmeister leitet. Daher werden alle Einnahmen nach Abzug der Kosten für die Aufführungen zum Besten der Gemeinde verwandt und nur eine geringe Summe wird an die Mitwirkenden vertheilt, um sie für die versäumte Arbeitszeit zu entschädigen, indem dieselben nicht nur bei den vielen Proben zugegen sein müssen, sondern meist Jahre lang vorher eingeschult werden.

Wiederholte Böllerschüsse verkünden den Beginn des Schauspiels. Nach einer Ouvertüre, welche die Dorfmusikanten aufführen, erscheint ein Chor von 14 Personen, dessen Gesang auf die lebenden Bilder aufmerksam macht, die hinter dem jetzt aufgehenden Vorhange sichtbar werden. Zuerst rechts die Austreibung Adam's und Eva's aus dem Paradiese, und links der gehorsame Abraham, vom Engel am Opfer seines Sohnes verhindert, dann, nachdem der Vorhang gefallen und wieder sich gehoben, das Kreuz und vor ihm vier betende Gestalten, worauf der Vorhang wieder fällt und der Chor nach einer Aufforderung an die Zuschauer, dem Kampfe des Versöhners für die Welt aufmerksam zu folgen, die Bühne verläßt.

Nun beginnt das eigentliche Drama mit dem Einzug Christi in Jerusalem. Im Hintergrund der Mittelbühne erscheinen in dichten Massen Männer, Frauen und Kinder, mit Palmzweigen in der Hand und mit lautem Hosiannarufen den Heiland begrüßend, der endlich selbst erscheint, umringt seiner Jünger auf einem Esel reitend. In ein blaßviolettes Gewand und einen karmoisinrothen Mantel gekleidet, sitzt er nicht rittlings, sondern quer auf seinem Thiere und steigt ab, so bald er auf der Vorderbühne angelangt ist. Die Rolle wird vortrefflich gespielt, alle Bewegungen sind ungesucht und natürlich, die ganze Haltung im frömmsten Style.

Sobald auf der Mittelbühne der Vorhang gefallen und wieder aufgezogen ist, erblickt man den Vorhof des Tempels, und in demselben die Krämer und Wechsler mit ihren Tischen, ihren Lämmern und Tauben. Christus tritt unter sie, droht ihnen, stürzt ihre Tische um, und ergreift endlich, nachdem die Handelsleute, unterstützt von den Schriftgelehrten, lange und heftig mit ihm und dem Volke, das für ihn Partei nimmt, gestritten, ein Seil, macht eine Geisel daraus und treibt die Krämer hinaus, während die befreiten Tauben davon fliegen.

In dieser Weise geht das Spiel weiter. Das ganze Drama besteht außer dem Vor- und Nachspiel aus 16 Abtheilungen, Gruppen von sogenannten Vorbildern oder plastischen Darstellungen aus dem Alten Testamente und den entsprechenden dialogisirten Scenen aus der Leidensgeschichte. Jede dieser Gruppen wird durch den Chor nach einem Vortrag des Chorführers

Digitized by Google

in mannigfachen Gesängen vorbereitet und durch die Begleitung der Musik auf das Wirksamste gehoben.

Das nächste lebende Bild zeigt die Söhne Jakobs, wie sie über das Verderben ihres Bruders Josef rathschlagen; die folgende Scene die Priester und Schriftgelehrten, welche sich über die Tödtung Jesu besprechen. Sie sitzen auf kleinen Sesseln längs der Coulissen, hinten auf erhöhten Sitzen Annas und Kaiphas, der Erstere weiß, der Andere roth gekleidet, Beide mit hohen, goldenen, breitgespaltenen Priestermützen, aber Alle, Oberpriester und Pharisäer, Engel, Krämer und Römer, sprechen in oberbaierischem Dialekt, und Alles spielt so frisch darauf los, als sei es das Natürlichste von der Welt, daß es damals in Jerusalem ganz eben so zugegangen sei, wie so viel Jahrhunderte später in Oberammergau.

Die Bilder, wo Tobias von seinen Eltern Abschied nimmt, und die Braut des Hohenliedes über den Verlust ihres Bräutigams klagt, bereiten die Scene vor, wo Christus von den Seinen scheidet.

Die fünfte Gruppe enthält zwei Bilder, in denen der Herr dem Volke das Manna und die Weintrauben des gelobten Landes spendet, und die Abendmahlscene, welche ganz nach Leonardo da Vinci's Gemälde angeordnet ist. Jede Einzelheit wird umständlich dargestellt: das Händewaschen vor Tische, das Gebet, die Darreichung des Brodes und des Weines, und die Fußwaschung, bei welcher jeder Apostel die Stiefel auszieht und Christus eine Frauenschürze mit langen Bändern umbindet.

Judas, der schon vorher sich mit dem Gedanken des Verrathes beschäftigt und seine Bedenken mit den Worten beschwichtigt hat: „Hinweg mit diesen Grillen, Juda! Dir winkt Versorgung!“ empfängt in der sechsten Scene seine Silberlinge. In der siebenten sieht man erst Adam im Schweiße seines Angesichtes sein Brod essen, und dann Jesum im Gebet am Oelberg blutigen Schweiß schwitzen. Der Engel, der herabschwebt, um ihn zu stärken, ein stämmiger Junge von etwa sieben Jahren im weißen Flügelkleide und mit weißen Baumwollenhandschuhen, den Kelch in der Hand, sagt zu ihm: „Christchus, du hast das Erlösungswerk übernommen, du mußt es auch ausführen.“ Bei der Gefangennehmung wird selbst die rasche Waffenthat des Petrus, welcher dem Malchus das Ohr abhaut, möglichst treu wieder gegeben. Das Verhör Christi geht von den Balkonen vor sich. Dann folgt die Verläugnung, wobei Petrus ausruft: „Bei meiner Ehre, ich kenne den Menschen nicht“, und der Hahnenschrei durch einen der Mitspielenden künstlich nachgeahmt wird, die Verzweiflung des Judas, der im Synedrium erscheint, Jesu Unschuld betheuert, und als der Hohepriester ihn „schweigen und sich packen“ heißt, die Silberlinge hinwirft und sich an seinem Gürtel erhenkt, und die äußerst lebendig dargestellte Scene des Aufruhrs, den die Priester im Volke erregen, als Pilatus und Herodes Christum weggeschickt.

Passionsspiele. Der Hohepriester Kaiphas.

Die Spannung wächst, wenn man den Erlöser auf Golgatha ankommen und das schwere, zwölf bis fünfzehn Fuß hohe Kreuz schleppen sieht, und wenn der Chor, der statt der bunten Kleider schwarze Mäntel, Gürtel und Sandalen angethan hat, den Zuschauern ankündigt, daß jetzt die Kreuzigung des Herrn beginnt. Man hört bereits hinter dem Vorhang der Mittelbühne das Klopfen der Hämmer, welche den grausamen Akt vollziehen, und wenn der Vorhang steigt, erblickt man die Schädelstätte mit Soldaten, Priestern und Volk angefüllt, die beiden Schächer an ihren Kreuzen und Christum nackt, wie er eben auf das Kreuz genagelt wird, an das man die von Pilatus gesandte Inschrift angeheftet hat. Die Henkersknechte, vom Kopf bis zu den Füßen roth gekleidet, richten das dritte Kreuz empor, und die Nachahmung jedes Umstandes wird auf das Täuschendste ausgeführt. Man sieht die eisernen Nägel, das Blutgerinnsel in den Handflächen und auf dem Rist der Füße, die Blutstropfen, welche von der dorngekrönten Stirn Christi auf Wangen und Nacken herabträufeln, die violette Farbe der Hände, welche lange mit Stricken umschnürt gewesen; man hört selbst ein leises Zischgeräusch, wie ein scharfes Instrument es verursacht, wenn die Lanze des Longinus die Seite durchbohrt, und aus der Wunde das helle Blut auf das fleischfarbene Trikot spritzt, und würde den Gekreuzigten für eine Puppe halten, wenn er nicht spräche.

Nicht weniger naturgetreu geschieht die Abnahme vom Kreuz. Nur die drei Marien und Johannes sind am Orte geblieben, nur die Klagen der Mutter hört man noch. Josef von Arimathia steigt an der Vorderseite, ein anderer Mann an der Hinterseite des Kreuzes auf Leitern hinauf.

Der erste Arm wird gelöst, man hört den Nagel zu Boden fallen, und leise wird der Arm über die

Digitized by Google

Schulter Josefs gelegt, der den Todten umfaßt hält, und ihn langsam, wenn der ganze Körper befreit ist, herabträgt.

Ist Jesus in das Grab gelegt, welches im Hintergrunde der Mittelbühne angebracht ist, so erscheint der Chor wieder in seiner früheren Tracht, um die Auferstehung zu verkündigen.

Den Schluß macht die Scene der Frauen am Grabe und Christi Wiedererscheinen im Garten.

Das ursprüngliche Gedicht, wie es von den Benediktinermönchen des benachbarten Klosters Ettal abgefaßt wurde, als die Oberammergauer 1633 bei einer bösartigen Seuche zur Abwehr dieses Uebels das Gelübde thaten, zur Beförderung der Gottesfurcht in der Gemeinde alle zehn Jahre das Leiden und Sterben des Heilandes darstellen zu wollen, und wie es 1634 zum ersten Male aufgeführt wurde, war noch reicher an komischen Intermezzo's, als das heutige, und brachte neben dem Salben-Händler, welcher Maria Magdalena mit seinen Salben und Wohlgerüchen betrügt, und neben verschiedenen allegorischen Figuren auch die des Lucifer, der eine Hauptrolle im Drama spielte. Als aber Anfang dieses Jahrhundertes die Aufführung verboten und, in Folge der dringenden Vorstellungen einer Deputation der Oberammergauer beim König, nur unter der Bedingung wieder gestattet wurde, daß alles Anstößige beseitigt würde, arbeitete ein ehemaliger Benediktiner des aufgehobenen Klosters Ettal, Dr. Ottmar Weiß, der in der Nähe Pfarrer war, das Passionsspiel so um, wie es seit 1811 dargestellt wird. Das Spiel kam mehr und mehr in Ruf, der Zulauf von Nah und Fern wuchs mit jeder Aufführung, und bereits 1830 mußte die Bühne vom Kirchhof des Dorfes, der zu klein geworden, um die Zuschauermenge zu fassen, auf die Wiese verlegt werden, wo sie sich jetzt befindet.

Passionsspiele. Mitglieder des Hohen Rathes.

Zu Jean Paul's Jubelfeier am 21. März.

Mit dem Fortgange des Jahrhunderts treten allmälig alle die großen Männer mahnend an uns heran, welche, dem vergangenen entsprossen, bedeutsam auf die Bildung und Entwickelung des deutschen Geistes gewirkt, seine Anlage zum Edelsten und Schönsten lebendig gefördert haben; denn wie könnten wir die Tage, welche uns Jene vor einem Jahrhundert geschenkt haben, ohne dankbare Erinnerung und ohne den herzlichen Wunsch vorübergehen lassen, uns ihrer würdig zu erweisen, gleich ihnen uns selbst heranzubilden und mitzuwirken zur Kräftigung und edlen Selbständigkeit unseres großen Volkes, das auf dem geistigen Gebiete so mächtige Thaten vollbracht hat und dessen einstiger weltgeschichtlicher Glanz aus seiner traurigen Verkümmerung durch der Freiheit und des Rechtes Macht wieder aufgehen muß!

Eben hatte der Hubertsburger Friede die lang ersehnte Ruhe unserm Vaterlande wiedergegeben, als in einem einsamen Städtchen des Fichtelgebirges unter den beschränktesten Verhältnissen, gerade mit dem Beginne des Frühlings, der Mann geboren werden sollte, dessen großes, warmes, reines Herz den Geist deutscher Jugend und deutscher Frauen seelenhaft zu befruchten und den nachhaltigsten Einfluß auf wahre Geistesbebung zu üben bestimmt war. Gehört auch, urtheilt H. Düntzer in der „K. Ztg.", welchem wir in diesem Artikel folgen, Jean Paul nicht zu den ersten Glanzsternen an unserm geistigen Himmel, hat er auch eine gewisse jugendliche Beschränktheit und den Mangel künstlerischer Befähigung, die selbst den alten Hippel oft peinlich berührte, nie ganz überwinden können, so liegt doch in seinen vielen Wundergruben ein reicher Schatz reinen Goldes zu Tage, eine Fülle sprudelnden Witzes, rührendster Gemüthlichkeit, ahnungsvoller Tiefe und innig-

Digitized by Google

ster Empfindung, deren wir uns immer wieder und wieder freuen werden. Trat Jean Paul zu seiner Zeit im Gegensatze zu der hohen Kunstrichtung Goethe's und Schiller's hervor, die wohl einer Ergänzung nach anderer Seite hin bedurfte, so möchten heutzutage, wo seine Ueberschätzung längst vorüber, neben den ersten Dichtern unseres Volkes und Lessing's kernhafter Klarheit gerade Jean Paul's Werke als eines der wirksamsten Mittel gegen die einreißende Verflachung und die eitle Schönfärberei des Tages dem reifern Alter nicht genug empfohlen werden können, da bei diesem die künstlerischen Mängel, die tollen Sprünge der Einbildung und die oft in unendlichen Anspielungen und Einschachtelungen sich verwickelnde Sprache um so unschädlicher sein werden, wenn daneben die reinen Muster unserer Dichtung nicht zurücktreten.

Auch als mannhafter, mit seinem Schicksale ringender Charakter und als warmer Deutscher muß Jean Paul von uns stets in Ehren gehalten werden, da solche Vorbilder uns jetzt vor Allem Noth thun. Gehört er ja neben Fichte zu den edelsten Vertheidigern deutscher Freiheit in den Zeiten tiefsten politischen Verfalls! Schon im Jahre 1805 trat er mit seinem „Freiheits-Büchlein" auf, worin er in wunderlicher Verbindung mit einem deutschen Fürsten der undeutschen Censur wacker zu Leibe ging und entschieden für Preßfreiheit stritt. Freisinnig und edel sprach er sich drei Jahre später in seiner „Friedenspredigt an Deutschland" aus, welcher bald darauf seine schärfer eindringenden „Dämmerungen für Deutschland" folgten. Hier ruft er unter Anderm den Fürsten zu, die Gräber ihrer Ahnen seien ihre Altäre, auf denen sie nichts aufopfern sollen, als das Unrechte, ihre Särge seien ihre Reliquienkästchen, auf denen sie nichts beschwören sollen, als das Rechte. Daran schlossen sich im Jahre 1810 in dem von Perthes gegründeten „Deutschen Museum" die „Nachdämmerungen für Deutschland mit einer Zueignung an einen deutschen Erbprinzen und seine Gemalin" an. Hier fordert er alle Deutschen auf, wacker und unverzagt bei dem neuen, wenn nicht Aufbau, doch Um- und Fortbau Deutschlands zu sein; Jeder möge sich seiner Jugend, dieses Brautstandes der Zukunft, erfreuen, weil er damit länger und rüstiger am neuen Baue helfen und höhen könne, wozu es gar vieler Arbeit bedürfe. Auch in seinen 1812 in Fr. Schlegel's „Museum" abgedruckten „Dämmerungs-Schmetterlingen" sucht er die Hoffnungen des unter fremdem Drucke und bitterster Noth schmachtenden Vaterlandes zu beleben. „Licht, sogar das plötzlichste, reizt den Menschen zum Licht, wie körperliches zum Riesen; aber auch plötzliche Nacht reizt ihn zum Lichte; daher bleibe mitten in der Geschichte der Freund der Erde ohne Furcht. Alle plötzlichen Dämmerungen sind nur die der Finsternisse, und also keine wachsenden, sondern eben so plötzlich verschwindende. Indeß jede Regierung sage an ihrem ersten Tage wie Gott am ersten Schöpfungstage: Es werde Licht!"

Als aber endlich Deutschlands große „Marterwoche" vorüber war, wie jubelte sein ewig frisches Jünglingsherz auf! Wer mag es ihm verdenken, wenn er nicht unterlassen konnte, den gefallenen Welthersscher mit schonungslosem Witze bloßzustellen und ihm den letzten Glanz abzustreifen, wie er es in der scherzhaften Flugschrift „Mars' und Phöbus' Thronwechsel" that. Die frische Begeisterung spricht sich herrlich in der Vorrede zu diesem Scherze aus, dem der Censor einer Zeitschrift die Aufnahme verweigert hatte. Und auch in der Folge trat Jean Paul in den mannigfachsten Formen stets als freisinniger, das Recht und die Würde des Volkes hochhaltender, die leidige Bedrückung und Verdächtigung scharf treffender Vertreter der Wahrheit hervor.

Auch für die Erziehung ist sein Wirken kein verlorenes, und noch heute wird seine „Levana", mag man auch nicht mit allen einzelnen Lehren und Anschauungen einverstanden sein, erwärmend und frisch anregend im schönsten Sinne sich bei Allen erweisen, die Sinn für die Erhabenheit und Heiligkeit dieses edelsten und allgemeinsten menschlichen Berufes haben. Und auch in der Aesthetik wird man nicht ohne Genuß und reiche Belehrung die eigenthümlichen Anschauungen dieser ureigenen Natur immer wieder sich vorhaiten, wo, wie in allen seinen Schriften, das frische, volle, reine Menschenauge uns sein reiches Herz wiederspiegelt.

So möge denn die Sonne des 21. März, der uns Jean Paul schenkte, unter uns immer in gesegnetem Andenken bleiben! Wie dieser ein so helles Gestirn uns aufgehen ließ, so wurde der 22. für uns ein Tag der Trauer; denn er entriß uns Goethe: aber in ewiger Jugend wird dieser unter uns fortleben — mortalis esse desiit. Und mit diesem hehren Worte dürfen wir auch Jean Paul's Andenken segnend feiern. (Gl.)

Politische Uebersicht.

Wie den Landtagen zur Austragung der wichtigsten Landesangelegenheiten gegebene Frist geht zu Ende, und Alle machen die größten Anstrengungen, um nur Etwas, vor Allem aber das Gemeindegesetz fertig zu bringen. Der Charakter der gesammten Verhandlungen ist mit Ausnahme einiger stürmischen Scenen in unserem Landtage ein ruhiger und ernster, wenn auch noch hie und da sonderbare Auffassungen von einer Volksvertretung existiren, wie z. B. in Tirol, wo es Abgeordnete gibt, die mit der Regierung, respektive mit dem Repräsentanten derselben, mit dem Statthalter, über die Bedingungen verhandeln, unter welchen sie den Landtag zu besuchen sich bereit erklärten. Daß unser böhmische Landtag in letzter Zeit gewiß die größte Aufmerksamkeit aller Oesterreicher auf sich lenkte, ist außer allem Zweifel, denn es wurden daselbst zwei der wichtigsten Fragen mit Aufbietung aller Mittel, die Drohung nicht ausgeschlossen, verhandelt und, Dank sei es der Ueberlegenheit der verfassungstreuen Majorität, im Geiste der Freiheit, des Fortschrittes entschieden. Es war dies der Kampf gegen den Fortbestand der auf die Interessenvertretung dotirten Wahlordnung und der Kampf der Großgrundbesitzer um Erringung einer Ausnahmestellung, das ist, um Ausscheidung aus der Gemeinde. Beide dieser Fragen sind zu wichtig, als daß wir nicht, wenn auch nur kurz, bei denselben verweilen sollten. Die Interessenvertretung und die auf derselben aufge-

Digitized by Google

baute Wahlordnung für unser Königreich war den czechischen Abgeordneten schon bei der ersten Session des Landtages ein Dorn im Auge und Gegenstand eines Protestes, der aber keinen weiteren Erfolg hatte. Während dieser Session nun hatte Dr. Franz Palacky ein kühnes Gebäude von Ziffern auf, um zu beweisen, wie sehr im Nachtheile die Herren des Landes wären, während die Fremden, die Eindringlinge — eine künstliche Majorität, ein unnatürliches Uebergewicht erlangt hätten. Der Antragsteller konnte sich die großen statistischen Arbeiten, deren Resultate die czechischen Journale gläubig und ohne Prüfung nachdruckten, sparen. Das ganze künstliche Gebäude der gegen unsere Wahlordnung aufgethürmten Gründe läßt sich durch eine ganz kurze Kopferchnung über den Haufen werfen. Die Abgeordneten der czechischen Landgemeinden, so wie die Abgeordneten der städtischen Gemeinden verhalten sich so, wie die czechische Bevölkerung sich zur deutschen verhält, das ist wie 3:2. Dieses Verhältniß ist nicht geeignet, den Deutschen eine Majorität zu verschaffen, wenn ihnen nicht die Interessen der Industrie und die des Großgrundbesitzes zur Seite stehen. Erst durch das Hinzukommen dieser Faktoren wird jene Majorität gebildet, welche den Czechen gar so fürchterlich und unerträglich ist, die es den Deutschen nicht verzeihen können, daß die Intelligenz mit der Industrie Hand in Hand geht und der Adel sich ihnen mehr zuneigt als den übrigen Landeskindern. Es mag sein, daß hie und da, durch die Abgrenzungen der Bezirke und durch andere Umstände Mängel in unsere Wahlordnung hineingekommen sind, welche besser vermieden worden wären, aber diese Mängel kommen niemals so bedeutend sein, daß die durch Aenderung der Wahlordnung hervorgerufenen Kollisionen im Verfassungsleben durch die Vortheile dieser Aenderung poralisirt würden. Glücklicherweise ließ sich die Majorität des Hauses weder durch den, von einem Redner aufgerollten Prospekt von Katzenmusiken und anderen Kundgebungen versöhnlichen Geistes, noch durch die Drohung der czechischen Blätter, welche ihre Abgeordneten zu einer That, das ist zur massenhaften Niederlegung ihrer Mandate aufforderten, schrecken, und so erlebten wir denn, wie sich ein Theil des Prospektes verwirklichte und wie die czechischen Journale die Heldenthat ihrer Abgeordnetten darin suchten und fanden, daß sie nach wie vor ihrem Mandate gemäß ihre Pflicht thaten. Es macht sich sehr komisch, wenn, wie es gewöhnlich geschieht, die Journale der Czechen einen ungeheuren Anlauf nehmen, und von einem Sprung über die Kluft schreien, welche gar nicht existirt und ruhig und ohne Anstrengung überschritten werden kann. Und doch könnten sie schon durch wiederholte Erfahrungen zur Einsicht des Sprichwortes „bange machen, gilt nicht" gekommen sein. Die andere und wichtigere Frage, betreffend die Ausscheidung oder Nichtausscheidung des Großgrundbesitzes aus der Gemeinde, wurde in der Landtagssitzung vom 20. März dahin entschieden, daß der Großgrundbesitz in der Gemeinde zu verbleiben habe. Es ist unbegreiflich, warum der Großgrundbesitz und der Vertreter seiner Ansichten, Graf Clam-Martinitz sich gegen diese Einbeziehung sträubten, wenn es sich nicht darum handelte, eine privilegirte, der früheren, vor der Grundentlastung bestandenen, ähnliche Stellung zu erringen. Es ist ja doch vortheilhaft für den Großgrundbesitzer, welcher durch die Verfassung selbst im Reichsrathe und in den Landtagen vertreten ist, auch in der freien Gemeinde vertreten zu sein, um auch da seinen Einfluß geltend zu machen und seine Interessen zu wahren. Daß dieser Einfluß der, die übrige Gemeindevertretung an Geist und Wissen, sowie an Einfluß und Machtstellung überhaupt unendlich überragenden Großgrundbesitzer kein geringer sein wird, läßt sich leicht denken, und es ist demnach nicht zu befürchten, daß Beschlüsse gefaßt werden könnten, welche den Großgrundbesitz überbürden oder über seine Leistungsfähigkeit und die Pflicht zur gemeinschaftlichen Besorgung kommunaler Angelegenheiten in Anspruch nehmen würden.

Aber eine Ausscheidung des Großgrundbesitzes würde auch Kollisionen mit der Verfassung und Gesetzgebung überhaupt hervorrufen. Vor Allem ist eine Gemeinde eine Mehrheit von Zusammengehörigen und besteht demnach aus mehreren, nicht aus einer Person. Es kann demnach der Großgrundbesitzer, welcher, außer der Gemeinde stehend, eine Gemeinde für sich bilden müßte, unmöglich als solche angesehen werden. Der autonomen Gemeinde sind aber auch viele, bisher von landesfürstlichen Behörden besorgte Geschäfte zugedacht, es ist ihr ein Richteramt übertragen und das kann, ohne in die alte Patrimonialgerichtsbarkeit zu verfallen unmöglich dem einzelnen Großgrundbesitzer in die Hände gegeben werden, welcher, da sich seine Gerichtsbarkeit auf seine Diener und Kolonisten beschränkte, meist Ankläger und Richter in einer Person sein würde.

Die Ausscheidung des Großgrundbesitzes aus den Gemeinden mag in Ländern, wie Galizien und die Bukowina, am Platze sein, weil daselbst gegen eine Einverleibung derselben von dem Bauer selbst am meisten protestirt werden würde; nicht so ist es bei uns, wo die Beziehungen zwischen dem Großgrundbesitzer und dem Bauer immer freundlich waren, wo ein großer Theil des Adels im Volke selbst lebte und webte und hoffentlich auch in der Zukunft leben und weben und dem Bauer ein Vorbild des Fortschrittes sein wird. Durch diese Bestimmung wird die historische Berechtigung des Adels nicht im Geringsten alterirt, denn der Begriff des Adels umfaßt ja eben das Edelste des Volkes, und diesem Begriffe wird gewiß auch fernerhin unser Großgrundbesitz entsprechen.

Eine andere eben so wichtige Thatsache ist die endliche Einberufung des siebenbürgischen Landtages, der, nach der Erlassung der Wahlordnung zu schließen, demnächst einberufen werden dürfte. Die damit in Zusammenhang gebrachten Gerüchte von einem Rücktritt des ungarischen Hofkanzlers entbehren bis jetzt der officiellen Bestätigung und sind auch, falls sie auf Wahrheit beruhen würden, nicht geeignet, uns zu beunruhigen, da mit einem solchen Schritte die Regierung neuerdings das Beharren auf dem Prinzipe der Reichsvertretung aussprechen, den Fortbestand des Ministeriums Schmerlings erkräftigen und die Wahrscheinlichkeit eines eventuellen Zusammentrittes des weiteren Reichsrathes in Aussicht stellen würde. Daß das bisherige, von der ungarischen Hofkanzlei eingeleitete Laviren diesen Zweck nicht erreichen wird, dürfte außer Zweifel sein, und doch muß es erreicht werden, sollen die Verfassung und mit ihr die Segnungen derselben das Gesammtreich berühren. Die Haltung Oesterreichs in Bezug auf die polnische Frage ist noch immer dieselbe. Diese selbst aber ist in ein neues Stadium ihrer Entwickelung getreten. Das englische Kabinet nämlich hat eine Cirkulardepesche an die Großmächte entsendet, in welcher es die Restituirung Polens auf Grund der Verträge von 1815 verlangt. Frankreich oder vielmehr der Kaiser Napoleon hat sich damit einverstanden erklärt, ebenso Oesterreich. Ob diese diplomatische Intervention zu Gunsten der Polen diesen selbst erwünscht sein wird, ist freilich eine andere Frage, und wir trauen uns nicht dieselbe bejahend zu beantworten, da die Organisation des Aufstandes immer weitere Dimensionen annimmt und kaum Halt machen wird bei einer Wiederbelebung des alten Königreiches, dem schon damals alle Lebensfähigkeit abgesprochen worden war. Langiewicz hat über Mieroslawsky den Sieg errungen und wurde Diktator. Seine Siege über die Russen hatten ihn populär gemacht, seine Truppen hingen begeistert an ihrem unüberwindlichen Feldherrn und die politischen Parteien einigtrn sich in ihm, da sein Vorleben unbedeutend, seine Ernennung keine Verletzung irgend einer Partei war. Ob die telegraphisch gemeldete Niederlage desselben, welche selbst von den polenfreundlichen Blättern nicht in Abrede gestellt wird, und die gänzliche Zersprengung seines Korps, so wie seine Gefangennehmung und wahrscheinliche Internirung einen andern Namen zum Schlagworte der Polenbegeisterung machen wird, dürfte die

Digitized by Google

nächste Zukunft lehren, jedenfalls ist es aber eine Ironie des Schicksals, welches den Sieger fast täglicher Gefechte schlagen läßt, nachdem er durch Annahme der Diktatur sich gleichsam verpflichtet hat, zu siegen. Sei dem, wie ihm wolle, dieser Sieg der russischen Waffen wird die polnische Frage ihrer Lösung nicht näher bringen, denn in einem Guerillakriege wechseln Vortheil und Nachtheil so oft ab, daß keine Wahrscheinlichkeitsfolgerungen daraus gezogen werden können. Ueberdies wird die Zähigkeit der Polen durch die fremden, besonders die französischen Sympathien bedeutend gestärkt. Wenn auch Kaiser Napoleon sich für keine direkte, sondern nur für eine diplomatische Intervention zu Gunsten Polens ausgesprochen hat, so kann man doch nicht unbedingt darauf vertrauen. Prinz Napoleon, die Wüne der herannahenden polnischen Stürme, hat in der Senatssitzung vom 18. März sehr kriegerisch gesprochen, und da weiß man denn nun schon, daß der Kaiser selbst Pläne hat, die mit den Reden des Prinzen wesentlich zusammenhängen. In der gedachten Senatssitzung stellte Marquis de Larochejaquelein den Antrag, man möge über die polnische Frage zur Tagesordnung übergehen und die Entscheidung dessen, was Polen zuträglich ist, dem Kaiser überlassen. Durch diesen Antrag, der auch, trotz der Gegenrede des Prinzen, auf welche wir zurückkommen werden, angenommen wurde, hatte der Kaiser freie Hand zu thun, was ihm ersprießlich schien, aber es mußte denn doch die öffentliche Meinung auf eine vielleicht andere, als diplomatische Intervention vorbereitet werden und deßhalb mußte Prinz Napoleon opponiren. Er that dies in einer Rede, die wir ihrer Wichtigkeit wegen kurz skiziren wollen. Der Redner kam die Tagesordnung nicht annehmen, indem sie der öffentlichen Meinung Polen viel weniger günstig erscheinen werde, als eine Verweisung an das Ministerium. Eine Verweisung an das Ministerium ohne diese stürmischen Diskussionen, die der Antrag auf Tagesordnung hervorgerufen, würde das Vertrauen des Senates in die Weisheit des Kaisers gekräftigt und dem Auslande Frankreich als mit seinem Kaiser eng verbunden dargestellt haben. Was die Verträge von 1815 anbelange, von denen so vielfach die Rede gewesen, so müsse man, meinte der Prinz, nur davon sprechen, um sie zu verdammen, und in der Inspiration, die sie zu Tage gefördert, dürfe man unter der Regierung Napoleon's III. nicht die Nichtschnur suchen für die Politik der französischen Regierung. Der Prinz will nicht noch einmal die gehässige Verfolgung der Polen seit 1772 darstellen; die gegenwärtigen Ereignisse reichen hin, um den Unwillen und zugleich die Sympathie Frankreichs zu rechtfertigen. Die Erhebung Polens, welche man einem revolutionären Einflusse zuschreiben wollte, war in Folge jener Rekrutirung nur zu legitim; jener Rekrutirung, einer Proskription in Masse und der Willkür der Polizei (sous le bon plaisir de la police). Die bedauernswerthesten und teuflischsten Aufreizungen sind in's Werk gesetzt worden, um die polnische Nation zur Verzweiflung zu bringen. Der revolutionäre Einfluß war nicht nothwendig, um die Bevölkerung in Aufstand zu versetzen. Der Redner zählt hierauf alle barbarischen Maßregeln der russischen Regierung auf, die scheußlichen, von ihren Truppen vollbrachten Missethaten, und fragt dann, ob die kaiserliche Regierung nicht das für Polen thun soll, was die früheren Regierungen für dasselbe gethan haben?

Indem der Prinz hierauf zur Prüfung der Haltung der fremdem Mächte übergeht, bemerkt derselbe, Rußland, welches Frankreich mit England zu entzweien suche, um dann später seine Geschäfte im Orient machen zu können, habe nun versucht, mit Preußen eine Konvention abzuschließen, um seine Truppen den freigelassenen Leibeigenen gegenüber zur Verfügung zu haben. Was Oesterreich anbelange, so könne, meint der Redner, seine Haltung ihn in Erstaunen setzen, aber sie befriedige ihn. Nachdem der Prinz an die Meinung des Kaisers Napoleon I., an die des Kaisers Napoleon III., in so fern sie die Rolle Rußlands in Europa betreffen, erinnert hat, macht er auf die Allgemeinheit der polnischen Bewegung zu dieser Stunde aufmerksam. Die Männer aller Meinungen, aller Stände, aller Parteien, alle, bis zum Erzbischof nehmen Antheil daran. Einer solchen Lage gegenüber wäre es — meint der Redner — bedauernswerth, den Polen nur einen Rath der Entsagung geben zu können, und die Tagesordnung votiren, wäre ein Votum gegen das nationale Gefühl Frankreichs. Die Umstände sind günstiger denn je, der Kaiser ist in der ganzen Kraft seines Alters und seines Genies, unser Ansehen im Auslande ist groß, unsere innere Lage ruht fest auf ihrer Grundlage, der Augenblick ist gekommen, um zu handeln.

Aehnlich lauten die Nachrichten in Bezug auf die italienische Frage. Graf Arese brachte aus Paris Depeschen nach Turin, welche einen sehr guten Eindruck machten. Es heißt, daß auch die Kaiserin der italienischen Sache günstiger gestimmt sein soll wie vordem, kurz es gilt, alle Hindernisse aus dem Wege zu räumen, welche dem Anbwetzen der mexikanischen Scharte in Deutschland entgegenstehen könnten. Die Franzosen verlangen gloire und die muß ihnen werden, sie müssen sich begeistern für fremde Freiheit, um sich glücklich fühlen zu können in Erringung dessen, was ihnen selbst am meisten abgeht. Doch trotz aller dieser Vorboten eines nahenden Sturmes braucht derselbe noch nicht wirklich loszubrechen. Sollte der Erfolg dieser Experimente nicht gänzlich außer Frage stehen, sind wir überzeugt, Jupiter tonans in Paris wird schon einen Blitzableiter finden, der die angesammelte Elektricität unschädlich macht.

Vermittlungen.

Erzählung von Eduard Uslar.

In den Jahren 1844 und 45 konditionirte ich noch in einer Buchhandlung Agram's, der Hauptstadt Kroatiens. Schon damals befanden sich daselbst eine Menge Deutsche, theils fest anfässig und meist in den günstigsten Vermögens-Verhältnissen, theils wie ich, als Zugvögel. Unter diesen letzteren ließ mich mein Schicksal einen jungen Mann kennen lernen, dessen Umgang mir meine gesellschaftliche Stellung, die mir als Deutschem durch das mit neuer Kraft erwachte Volksbewußtsein und die daraus resultirende Anfeindung aller Fremden gerade nicht angenehmer wurde, bedeutend erträglicher machte. Gar manchen Abend, wenn des Tages Arbeit vorüber, saßen wir zusammen auf seinem oder meinem Zimmer, rauchten getreu unsern heimatlichen Gewohnheiten aus der langen, deutschen Studenten-Pfeife mit Kernspitze und Wasser-Abguß, schlürften gemächlich ein mächtiges Glas Tschai, welches beides niemals der Besuchte dem Gaste zu präsentiren verfehlte, und plauderten dabei von diesem und jenem bis manchmal spät in die Nacht Hie und da gab auch einer oder der andere irgend ein kleines, selbstverfaßtes, poetisches Produkt zum Besten und zur Kritik, in denen sich eine Gleichheit der Ansichten und Bestrebungen offenbarte, die nicht wenig beitrug, unsern Freundschaftsbund zu einem so innigen zu machen.

Heinrich König war schon seit längerer Zeit in einem der bedeutenderen Handlungshäuser Agrams mit Führung der Bücher betraut, erfreute sich der Achtung, selbst Freundschaft seines Principals und über-

Digitized by Google

haupt einer Stellung, die ihm auch ohne sein eigenes ziemlich bedeutendes Vermögen gestattet hätte, sein Leben anders zu genießen, als indem er sich auf meine Gesellschaft und auf die Vergnügungen beschränkte, die ich mir bei meinen beschränkten Mitteln erlauben durfte. Seine gesellschaftlichen Talente, seine schöne männliche Gestalt, sein sicheres gefälliges Auftreten hätten in Verbindung mit dem bereits Erwähnten ihm überall die schmeichelhafteste Aufnahme geschert, allein so oft ich ihm auch zuredete, sein Leben besser zu genießen, ich erzweckte nie etwas Anderes, als auf seine ernsten, fast melancholischen Züge ein leises Lächeln zu rufen und eine Entgegnung zu hören, die ich meinen eigenen Ansichten nach nicht wohl widerlegen konnte.

Das dauerte so ungefähr ein Jahr, als ich in Geschäftssachen für meinen Principal nach Leipzig reisen mußte.

Bei meiner Rückkehr fand ich mit meinem Freunde eine bedeutende Veränderung vorgegangen. Eine tiefe, mächtige Leidenschaft für ein junges, hübsches Agramer Mädchen hatte sich seiner bemächtigt, und da ihm gelungen war, sich Zutritt zu dem Hause desselben zu verschaffen, und das Mädchen selbst seine Neigung zu erwiedern schien, so ließ sich nicht bezweifeln, daß die Geschichte mit einer baldigen Heirat endigen werde. Der Vater des jungen Mädchens, einst ein wohlhabender Bürger und Handwerksmann, war schon seit vielen Jahren todt und hatte seine Frau und zwei noch unerzogene Kinder in ziemlich kümmerlichen Vermögensverhältnissen zurückgelassen. Die arme Frau, angewiesen auf ihrer Hände Arbeit und einige Trümmer des einstigen Wohlstandes, hatte unter Noth und Entbehrungen ihre beiden Töchter, wie allgemein anerkannt wurde, zu Mustern ihres Geschlechtes erzogen, die ihr nun freilich bei ihrer fast steten Kränklichkeit und Pflegebedürftigkeit unentbehrliche Stützen waren, deren Versorgung aber an einen würdigen Mann mit gesicherter Lebensstellung trotzdem ihr heißester Wunsch war.

Einige Wochen, Monate vergingen den Betheiligten in ungetrübtem Glücke. Ich hatte König, der trotz der neuen Bande immer mit gleicher, aufmerksamer Freundschaft an mir hing, die Freude nicht versagen können, mich in dem Hause seiner Auserwählten einführen zu lassen. Da war ein Familienleben, wie es sein soll, glücklich, still und liebevoll; da herrschte Ordnung, Reinlichkeit, Fleiß und das freundliche Entgegenkommen der Mutter, die träumerische Sinnigkeit und Innigkeit der älteren Ludowika, die harmlose Heiterkeit, das fröhliche Lachen der jüngern Anna, das Alles machte bald die Besuche dort zu einer Erholung, zu einem Bedürfniß für mich.

Die alte Erfahrung, daß ungleichartige Naturen am meisten geeignet sind, einander anzuziehen und zu fesseln, gleichsam um einander zu ergänzen, bestätigte sich auch darin, daß nicht die stillere, tieffühlende Ludowika, sondern die lebhaftere, leicht bewegliche Anna es war, der sich Königs Herz zugewandt hatte. Daß Anna ihn von ganzer Seele wieder liebte, ihn, um den ein jedes Mädchen sie beneiden durfte, schien mir ganz natürlich. Aber dennoch konnte ich, ein aufmerksamer Beobachter der Beiden, mich einer dunkeln, störenden Besorgniß nicht erwehren. In König, dessen von Natur aus ernsten, für die dunkeln Seiten des menschlichen Lebens und Charakters vorzugsweise offenen Blick trübe Jugenderfahrungen geschärft hatten, schlummerte ein Keim der Eifersucht, des Mißtrauens, der wie ein Damocles-Schwert über dem jungen Glücke schwebte, den zu ersticken oder doch in des Herzens Tiefen gebannt zu halten, mir Anna's Wesen manchmal zu wenig geeignet schien. Es ist wahr, König war von Herzen edel und großmüthig, aber sein Gefühl zu sehr Leidenschaft, um verzeihen zu können, wo er verehren, anbeten zu dürfen gerechnet hatte.

Wie ich zufällig erfuhr, hatte sich um Anna früher ein junger Mann, der Sohn eines unbemittelten Beamten, bemüht und diese hatte die Bewerbung des jungen, hübschen und bescheidenen Mannes, den Zufall oder Absicht sie einige Mal bei einer ihrer Bekannten begegnen ließ, wenn auch nicht ermuthigt, doch geduldet. Wie weit das Verhältniß im Laufe der Zeit gediehen war, erfuhr ich nicht, genug der junge Mann war fort von Agram, und die ganze Geschichte schien in Vergessenheit gerathen zu sein, als mir eines Abends Ludowika kummervoll, verweint entgegentrat.

„Sie kommen," rief sie „wie ein Engel vom Himmel; Sie werden Rath, Hilfe schaffen, wenn noch irgendwie welche möglich ist."

„Hören Sie, welch' ein Unglück uns betroffen hat. Sie wissen noch nicht die Geschichte mit dem jungen M.? Auch wir erfuhren leider erst heute davon, wenigstens das Nähere. Er hatte Anna gern und wollte sie heiraten, aber die Anstellung, die er seitdem bekommen hat, reicht kaum hin, ihn allein kümmerlich zu erhalten. Er schrieb ihr, ob sie bis auf bessere Zeiten auf ihn warten wolle und was weiß ich, was Alles mehr, und Anna hat die Unvorsichtigkeit und allerdings auch den Fehler begangen, diesen Brief aufzubewahren und nicht gleich König Alles mitzutheilen. Dieser hat nun zufällig gestern den Brief bei ihr entdeckt, aber nur flüchtig kaum einige Zeilen gelesen, dann ist er plötzlich aufgesprungen und seiner selbst kaum mächtig zur Thür hinausgestürzt. Heute war unser erstes dieser Brief."

Damit reichte sie mir ein Billet von König, welches kurz und förmlich gehalten, die Erklärung enthielt, daß, da Anna ihm nicht das Vertrauen bewiesen, auf das er in seinem bisherigen Verhältniß zu ihr Anspruch zu haben glaube, indem sie ihm nicht offen und rückhaltslos Alles das mitgetheilt hätte, worauf er nach einigen Zeilen des bewußten Briefes schließen müsse, zu beiderseitigem Besten er sich nicht ferner gebunden ansehe und auch Anna ihr ihm gegebenes Wort zurückgebe.

Anna hatte schon unter Weinen die Nacht verbracht, aber doch noch immer auf des Erzürnten Rückkehr gehofft. Das erwähnte Billet raubte ihr mit dieser Hoffnung Sprache und Besinnung. Der Schlag war zu hart für sie. Aus ihrer Ohnmacht sank sie schon nach wenigen Stunden auf's Krankenlager, Fieber-Phanta-

Digitized by Google

sten stellten sich ein und der herbeigerufene Arzt erklärte ein Nervenfieber im Anzuge.

Der Zustand des armen Mädchens ward mit jedem Tage bedenklicher, mitleiderregender. In ihren Phantasien rief sie Königs Namen manchmal schmerzlich wild, manchmal jammervoll klagend, und erwachte sie zum Bewußtsein, so war es auch zu neuen Leiden und Klagen, die gewöhnlich in leisem Wimmern, dann dumpfem Hinbrüten erstarben und endlich mit einem erneuerten, heftigeren Fieberanfall wechselten.

Die gebeugte Mutter konnte endlich ihr namenloses Leiden nicht länger ertragen. Sie theilte König die Erkrankung Anna's mit, sie beschwor ihn, nur einmal noch zu kommen, um vielleicht den letzten Wunsch der Kranken zu erfüllen, mit ihrem Mutterherzen Erbarmen zu haben, ihr Kind zu retten, oder wenn keine Rettung mehr möglich, Anna wenigstens ruhig und zufrieden sterben zu lassen.

Ihre Aufforderung war nicht erfolglos. Waren es auch alle meine Bemühungen zur Aussöhnung geblieben, der Mutter, einer solchen Aufforderung konnte König nicht widerstehen. Er erschien fast zugleich mit dem Boten, der die Hiobspost ihm überbracht hatte.

Schweigend drückte er der Mutter die Hand, dann ließ er sich an's Bett der bereits vorbereiteten Kranken führen, in deren großen schönen Augen ein Strahl himmlischen Glückes aufleuchtete, deren abgehärmte bleiche Züge für einen Augenblick in brennendem Roth erglühten. Ein unbeschreiblich wehmüthiges und doch seliges Lächeln spielte um ihre Lippen.

„Heinrich! Ist's möglich!" rief sie. Dann brach sich ein Strom von Thränen Bahn.

Der Genannte ergriff die hingestreckte Hand, drückte sie stürmisch an seine Lippen, an sein Herz. An ihrem Bette niederkniend, beugte er sich über sie, preßte er seinen Mund auf den ihrigen, dann seinen Kopf neben den ihrigen in das Kissen. Auch er, der starke Mann, der die eigene Qual so standhaft ertragen hatte, weinte und schluchzte wie ein Kind.

Und doch, selige Thränen waren es. Die Thräne, was man auch sagen mag, ist die Gabe der Glücklichen. Selig, dreimal selig, wer noch weinen kann, wessen Herz im Kampfe des Lebens noch nicht erstarrt und fühllos geworden ist. Die Thräne ist die Pforte zur höchsten Seligkeit, und Niemand verloren, der noch weinen kann. Die Thräne ist das grüne Reis am Baume des Herzens, das untrügliche Kennzeichen der Jugend desselben. Gesegnet darum, wer noch weinen kann.

Doch kehren wir zu unserem Paare zurück, dessen Bund für die Ewigkeit — denn das war keine Versöhnung nur auf Wochen — also erneuert worden war.

Dank der Geschicklichkeit ihres Arztes, der sorgenden Pflege der Ihrigen und der wohlthuenden Nähe des Geliebten, der sich von nun an einfand, so oft ihm möglich war sich frei zu machen, Anna überstand die gefürchtete Krisis und genas in verhältnißmäßig kurzer Zeit.

Nach vollkommener Genesung begleitete ich das junge Paar zur Kirche und half ein frohes glückliches Hochzeitfest feiern.

Drei Jahre, Jahre des beneidenswerthesten, ungetrübten Glückes waren den jungen Eheleuten wie ein Traum verflossen. Ein lieblicher Knabe, den Anna ihrem Gatten bereits im ersten Jahre ihrer Verheiratung geschenkt, hatte das Band, das die Beiden verknüpfte, wo möglich noch inniger und dauernder gemacht. Nichts fehlte ihrem Glücke, das sich in dem Blicke, dem Lächeln Beider wiederspiegelte, Beide versüngt hatte. Der frühere Ernst, der melancholische Zug um den Mund, der fast leidende Ausdruck des Auges — von Alledem war bei König nicht die Spur mehr. Dem Gesichte hatte eine gewisse Laune sich eingeprägt, in jedem Zuge sah man, der Mann mußte glücklich sein und wie glücklich, da der ganze Ausdruck der Physiognomie auch im erregten Zustande ein so veränderter, total entgegengesetzter geworden war. Wahrlich, mein alter Freund war kaum wieder zu erkennen.

In dem alten bekannten Geschäfte, an dem alten gewohnten Pulte finden wir ihn, das dem des Principals gegenüber steht, sogar noch auf dem unter seiner Last knarrenden und fast zusammenbrechenden dreibeinigen Stuhle, der schon Generationen gedient zu haben scheint. Auch sonst steht in dem Geschäfte noch alles aus wie früher, nur der Mann, der da sitzt und selbstgefällig lächelnd, mit dem stärker hervortretenden gutmüthigschelmischen Zuge im Gesichte, eifrig ein vor ihm liegendes Papier überfliegt, der Mann ist ein anderer geworden.

Was ihn so fesselt, ist nichts mehr und nichts weniger als ein Liebesbrief in bester, regelrechtester Form. Aber es ist nicht die Handschrift des Lesenden, auch ist nicht aus dem Briefe ersichtlich, an wen er gerichtet ist. Er enthällt eine ganz allgemein gehaltene Liebeserklärung, die allenfalls ein Irrer einer verheirateten Frau gegenüber benutzen könnte. Nur unterzeichnet ist er: Rudolf von Frankenthal. So hieß der Gehilfe, der kürzlich das Geschäft verlassen hatte, und der den Brief in seiner Geschäfts-Schreibmappe vergessen haben mußte.

„Wenn ich den Brief meiner Frau schickte," dachte König bei sich. „Wie möchte nur sie sich dabei benehmen! Zwar ist der Scherz etwas unzart, aber habe ich nicht durch die Vorgänge bei meiner Verheiratung das Recht zu dieser kleinen Mystifikation? Anna wird vielleicht zürnen wollen, aber wenn ich sie freundlich um Verzeihung bitte — Ach! ihre Liebe ist und muß stark genug sein, auch einen solchen Scherz zu ertragen. Es ist ja nur ein Scherz, den sie mir mit einem andern ähnlichen meinetwegen vergelten mag. Man sagt die Ehe sei das Grab der Liebe. Gut, ich will die Wahrheit des Sprichwortes einmal erproben."

„Mildner," wandte sich König entschlossen an einen andern jungen Mann, der an einem Pulte nicht weit von ihm arbeitete, „Ihre Schrift hat mit der des Herrn von Frankenthal große Aehnlichkeit, besonders wenn Sie es darauf anlegen. Wollen Sie mir

Digitized by Google

nicht auf diesen Brief die Adresse meiner Frau schreiben? Aber Sie müssen dabei des Herrn von Frankenthal Schrift nachahmen."

Das Alles war bald geschehen und schon nach wenigen Minuten der Brief durch den alten verläßlichen Geschäftsdiener der Stadtpost übergeben.

Es war jetzt neun Uhr früh, Mittags mußte der Brief schon abgegeben sein.

Einigermaßen erwartungsvoll sah König dieser Mittagsstunde, die den Verlauf des eingeleiteten Scherzes mit sich bringen mußte, entgegen. Sie kam, aber ging wie alle Tage unter freundlichem Geplauder und Beschäftigung mit dem Kinde vorüber. Von dem Briefe geschah keine Erwähnung.

„Sie wird ihn noch nicht erhalten haben," dachte König bei sich, „vielleicht kam er zu spät zur Post, um noch Vormittags mit ausgetragen zu werden. Oder sollte Anna die Mittheilung bis zum Abend verschoben haben," fügte er schon unruhiger und mit umwölkter Stirn hinzu. „Oder sollte sie gar" — er wagte den Gedanken nicht auszudrücken.

Und doch, der Gedanke kehrte immer wieder, er ließ sich nicht abweisen. Er wuchs, wie ein riesiges Ungethüm, bis er alle anderen Gedanken verdrängte, seine ganze Seele ausgefüllt hatte. Noch konnte er freilich von Zeit zu Zeit sich trösten, der Abend werde schon Licht in der Sache und Alles wieder in's gewohnte Geleis bringen. Aber bis zum Abend warten mit dieser furchtbaren Ungewißheit! Wer einmal in seinem Leben eine Stunde banger oder freudigen Erwartung gehabt hat, und das hat gewiß ein jeder der geneigten Leser, weiß, mit welcher unsäglichen Langsamkeit König der Nachmittag verfloß, und wie froh er war, als er Abends seine Wohnung aufsuchen konnte.

Aber seine Hoffnung sollte noch nicht erfüllt werden.

Das Abendessen ward auf-, abgetragen, Anna nahm ihre Arbeit zur Hand, erzählte ihm, während er, um seine Unruhe zu verbergen, in einem Buche blätterte, die kleinen Erlebnisse des Tages, aber kein Wort von dem verhängnißvollen Briefe. Er dagegen wagte nicht, sein Auge zu ihr zu erheben, aus Furcht, sie möge seine Gedanken darin lesen, aber oft, wenn er sich unbeachtet glaubte, schweifte sein Blick von dem Buche zu seiner Frau hinüber. War es Einbildung oder in der That so, Anna schien ihm zerstreut, träumerisch wie noch nie. Sollte der Brief — ja, so war's, sie mußte ja jetzt in dessen Besitze sein — ihr Seelenleiden verursachen?

Und er konnte nichts dabei thun. Er mußte bei diesem qualvollen Zustande seines Innern ruhig, gleichgiltig erscheinen. Der Brief konnte ja erst noch zum Vorschein kommen und sein einmal erwachter Argwohn verlangte nach einer Prüfung ihrer Treue, ihres Vertrauens auf alle Fälle.

Seine Unruhe, seine Qual stieg mit jeder Minute. Wie sollte, frug er sich unzählige Mal, unter den Tausenden von Briefen, die durch die Post besorgt werden, gerade dieser verloren gegangen sein! Es konnte auch Niemand, Niemand auf der Welt ein Interesse dabei haben, ihn zu unterschlagen. Also wo war er, wo anders als bei der, an die er gerichtet war. Und daß sie, die doch unmöglich die Bewandtniß wissen konnte, die es damit hatte, ihm nicht gleich denselben zeigte, galt ihm ganz gleich einer schon begangenen Untreue. Sie, die ihm bisher das Theuerste auf der Welt, mußte er verachten, selbst sein Kind — mußte er nicht zweifeln, ob es das seinige? — seine Ehre, auf die er so stolz, die nie der leiseste Hauch befleckt hatte — Alles, Alles war hier mit einem Male in den Staub getreten.

So rückte die Zeit zum Schlafengehen heran.

Noch einmal legte er in den Gruß, mit dem er von ihr schied, all' die Zärtlichkeit, all' die unendliche Liebe seines reichen Herzens. „Vielleicht fehlt es ihr nicht so sehr an Liebe, als an Vertrauen," dachte er, „ich muß sie ermuthigen. O! daß sie nur jetzt den unseligen Brief mir zeigen möchte! Alles, Alles sollte vergeben und vergessen sein." Er führte sie an das Bett des schlummernden Kindes, und den einen Arm um sie gelegt, den andern auf die Wiege gestützt, sein Auge voll und forschend in das ihrige senkend, sprach er ihr zu, so eindringlich, so warm und innig, jetzt mußte sie ihm gestehen, jetzt oder nie.

„Sieh', Anna," sprach er, „das sind meine Schätze! Wie unendlich reich und glücklich hast Du mich gemacht! Willst Du mir aber auch meine Schätze bewahren, willst Du mir immer sein, was Du von Anbeginn unserer Ehe warst, ganz mein mit jedem Gedanken Deiner Seele, jedem Pulsschlage Deines Herzens? Willst Du, Geliebte, mir das nochmals geloben, willst Du, wie ich es Dir bin, stets treu, offen und ehrlich gegen mich sein? Dann kann uns Nichts, Nichts auf der Welt mehr trennen, dann darf ich ja nimmer fürchten, meine Schätze zu verlieren."

Anna warf sich ihm in die Arme. „Du weißt ja, daß ich für immer Dein bin!" rief sie mit Thränen in den Augen.

„Und jetzt hast Du keinen Beweis Deines Vertrauens, Deiner Liebe mir zu geben?" forschte König.

Anna sah ihn fragend an.

„Der Brief, den Du heute erhieltest —"

„Ich — Brief —" wiederholte Anna mechanisch.

„Nun, Du wirst doch nicht läugnen wollen, heute einen Brief erhalten zu haben?" Die Stirnader Königs begann bereites zu schwellen. Seine Augen blickten drohend, durchbohrend auf die Erschrockene.

„Mein Gott! einen Brief? — Ich erhielt keinen," stammelte sie.

„Ha! Du willst also, ich soll Dich überzeugen," donnerte er, „auch das, denke ich, im Stande zu sein."

Anna war bei diesem schrecklichen Zornesausbruch erbleichend in die Knie gesunken.

Unbekümmert um sie, um das Geschrei des erwachten Kindes, durchfuchte König, außer sich vor Wuth, Anna's Kleider, Tische, Arbeitszeug, Alles, Alles — nirgends fand sich ein Brief. Erschöpft warf er sich endlich angekleidet wie er war, auf's Bett. Er war betäubt, verwirrt, keines klaren Gedankens mehr fähig. Wie hätte er sonst auch von der Unschuld seiner Frau nicht überzeugt sein sollen?

Digitized by Google

Lange, lange lag er so in dumpfem Hinbrüten. Endlich gegen Morgen überkam ihn ein unruhiger Schlummer.

Als er erwachte, stand Anna vor ihm, auch sie hatte begreiflicherweise eine schlaflose Nacht gehabt.

„Heinrich," rief sie sanft und flehend, „Heinrich, was war es mit dem Briefe?"

Heinrich erzählte finster, gesenkten Auges, eintönig, zusammenhanglos, was dem Leser bereits bekannt ist. Er brütete ohne Zweifel über irgend einem Entschlusse. Daß es nicht so bleiben könne, war ihm klar.

Um acht Uhr ging er wie gewöhnlich in's Geschäft, schon nach einer Stunde aber verließ er dasselbe, um weitere Nachforschungen anzustellen. Postbeamte, Briefträger, Hausleute, Niemand wußte von einem Briefe.

Finster kehrte König in seine Wohnung zurück. „Wo ist meine Frau?" fragte er den begegnenden Dienstboten.

Die gnädige Frau sei für einen Augenblick auf die Post gegangen, werde aber sogleich zurück sein, hieß die Antwort.

Schweigend trat König in's Wohnzimmer, dessen Thür er hinter sich verriegelte. Dann nahm er seine Pistolen von der Wand und lud sie. Schon hatte er eine derselben gespannten Hahnes zu seiner Stirn erhoben, da ward draußen ein leichter schneller Schritt hörbar. Aber König vernahm ihn nicht, oder wenn er ihn vernahm, er erweckte keine Hoffnung. Es war Anna, die den Brief brachte, uneröffnet, unverletzt. Er war auf der Post in einem Winkel, in den er sich verschoben hatte, unbeachtet liegen geblieben. Noch hatte sie etwa fünf Schritte bis zur Thür, da preßte ihr eine bange Ahnung das Herz zusammen. „Heinrich, Heinrich!" wollte sie rufen, aber das Wort erstarb ihr im Munde.

In demselben Augenblicke fiel innen ein Schuß.

Anna sank zusammen, sie wußte, was geschehen war. Auch ihrem Leiden hatte ein Herzschlag ein Ende gemacht.

Diesmal waren die Liebenden für immer vereint.

Eine Gerichtsverhandlung in Memphis.

Von E. Dietz.

Ein paar Fremde traten an den Counter. Es waren Amerikaner, feingekleidete, mit Uhrketten und Ringen reichgeschmückte Gentlemen.

„What will you take?" fragte der Aeltere.

„Take brandy."

„Ill take peppermivt."

Charley setzte Gläser und Flaschen auf den Counter. Die Herren schenkten sich ein und leerten die Gläser.

„Segars!" kommandirte der Jüngere.

Charley brachte zwei Kisten, eine mit starken, die andere mit leichten Cigarren. Die Herren zündeten an. Der Aeltere zog eine Zwanzigdollarsnote aus der Tasche und forderte Wechsel.

Ich hatte die beiden Gesichter schon gesehen. Aber wo? Charley schien sie auch genau zu betrachten, prüfte die Note vorsichtig, verglich sie mit dem Banknotendetector, schüttelte den Kopf und legte die Note auf den Counter.

„That's a good bill," sagte der Aeltere, nachlässig eine Prise nehmend; „it's the groundhog bank of Illinois."

„Mag sein," sagte Charley, „ich kann die Note nicht nehmen."

Meyer, der Clerk, war von seinem Platze herübergekommen. Er kannte alle Banknoten. Nach einiger Besichtigung steckte er die Note in die Brusttasche, trat zwei Schritte zurück, zog einen Revolver aus der Brusttasche und rief: „Watch the door."

Die beiden Herren sahen etwas verlegen aus und erklärten, sie würden die Note zurücknehmen und eine andere dafür geben. Hiervon wollte Meyer nichts wissen. Auf seinen Ruf: „Watch the door!" waren mehrere Anwesende an die Thür gesprungen. Der Ausgang war den Gentlemen versperrt. Ein paar Policisten wurden geholt. „Arrest those gentlemen," sagte Meyer. Die Policeidiener legten ihre Hand auf die Schultern der Herren und sagten: „You are prisoners, gentlemen." „All right," antworteten sie. Als Meyer sah, daß seine Leute ihm sicher waren, erklärte er mit fliegender Eile, daß sie schon zum dritten Male einen ähnlichen Betrug in diesem Hause versuchten. Zwei Mal habe er sich bethören lassen, weil er die Leute nicht gekannt habe, aber jetzt wolle er ihnen einmal etwas anderes zeigen. „Es sind Spieler!" sagte er.

Jetzt kannte ich sie auch, sie waren mir in Saint Louis an der Levée als solche gezeigt worden.

Meyer bat uns, genau Acht zu geben, damit die Arrestanten keine Banknoten von sich würfen. „Sie stecken voll von falschem Gelde," sagte er, „nur genau auf ihre Hände gepaßt." Ein Wagen wurde geholt, wir stiegen ein und lieferten die Gefangenen bei einem Friedensrichter ab.

Herr Smythe war ein achtbarer Mann und verdankte ausnahmsweise seiner Ehrlichkeit und Fähigkeit die Erwählung zum Squire. Er empfing uns in seiner kleinen Office, die voller hölzerner Bänke stand, und fragte, was wir wünschen.

Wir erklärten ihm die Sache in kurzen Worten. Ohne zu antworten, schrieb er zwei Verhaftsbefehle aus gegen Mr. Edward Rolf und Mr. Bob Glennis. Als der Verhaftsbefehl unterschrieben war, befahl er, die Herren zu untersuchen. Sie ließen Alles ruhig über sich ergehen, leisteten keine Spur von Widerstand, lächelten verächtlich und rauchten ihre Cigarre in größter Gemüthsruhe fort. In ihren Rocktaschen fanden sich Diebsschlüssel, Feilen und kleine Wachslichter. In der Westentasche waren Feilen und Uhrfedern; in den Beinkleidertaschen hatten sie mehrere Tausend Dollars falsche Noten und zusammen gegen fünfhundert Dollars gutes Geld. Daneben hatten Beide Revolver und ein Bowie-

Digitized by Google

messer. Alle diese Sachen wurden ihnen abgenommen. Uhren und Ringe wurden ihnen gelassen.

Der Konstabel wurde gerufen; er brachte eine Jury zusammen; vier Advokaten und eine Masse müßigen Volkes drangen in die Office. Ich engagirte zwei Advokaten, welche im Namen des Staates Tennessee gegen die beiden Arrestanten Edward Rolf und Bob Glennis die Anklage des Schwindels und des Versuchs, falsches Geld auszugeben, erhoben. Ich, der Barkeeper und Meyer waren Zeugen für den Staat.

Nachdem die Advokaten ihre Anklage formulirt und der Jury vorgetragen hatten, erhoben sich die Vertheidiger und versicherten, daß ihre Klienten der Ausbund südlicher Aristokratie wären (hier trat der Barkeeper auf meinen Fuß) und daß die gegen sie erhobenen Anklagen total grundlos wären.

Jetzt wurden die Zeugen aufgerufen. Erst wurden wir beeidigt und dann einzeln vernommen. Der Ankläger examinirte mich zuerst.

„Wie ist Ihr Name?" fragte er mich.

„Peter Tütt."

„Kennen Sie die beiden Angeklagten?"

„Ja, ich habe sie schon gesehen."

„Wo?"

„In Saint Louis, in einer verrufenen Spielhöhle."

„Halt!" rief der Vertheidiger. „Ich verbitte mir solche Fragen. Nur solche Fragen, die sich auf den speciell vorliegenden Fall beziehen, können beantwortet werden."

„Meine Frage war in Ordnung," antwortete der Ankläger. „Ich frage den honorable Squire, ob meine Frage in Ordnung war."

„Sie war in Ordnung," entschied der Squire.

„Nun denn, Sie sahen sie in einer verrufenen Spielhöhle?"

„Ja."

„Sonst nichts?"

„Nein. Es wurde mir gesagt ——"

„Halt — halt!" rief der Vertheidiger. „Was Ihnen Ihre Großmutter gesagt hat, geht uns nichts an."

Der Ankläger biß sich auf die Lippen und sah mich lächelnd an.

„Haben die Angeklagten in Ihrem Hause etwas genossen?"

„Ja."

„Was?"

„Zwei Schnäpse und zwei Cigarren."

„Haben sie dafür bezahlt?"

„Sie gaben eine Zwanzigdollarsnote und verlangten, daß wir sie wechseln sollten."

„Warum wechselten Sie nicht?"

„Weil die Note falsch war."

„Wo ist die Note?"

„Hier."

„Ist das die Note, welche die beiden Gefangenen oder einer von ihnen zum Wechseln gab?"

„Ja, sie ist es."

„Welcher von beiden Gefangenen gab die Note."

„Der Aeltere, der, welcher sich Bob Glennis nennt."

„Bot er kein anderes Geld an, als Sie sich weigerten, die Note anzunehmen?"

„Er sagte, die Note sei gut, es sei eine Note von der Groundhogbank in Illinois."

„That is all," schloß der Ankläger."

Jetzt kam das Kreuzverhör des Vertheidigers.

„Sie heißen Tütt?"

„Jawohl."

„Wohnen Sie schon lange hier?"

„Nein, zwei Monate."

„Wo wohnten Sie früher?"

„In Europa."

„So so, und da haben Sie diese beiden Herren in Saint Louis gesehen? Doch hoffentlich nicht, während Sie in Europa waren?"

„Ich habe sie in Saint Louis gesehen, als ich in Saint Louis war."

„So? Sie waren in Saint Louis? Besuchten dort, wie Sie selbst gestehen, schlechte Häuser, Spielhöhlen?"

„Ich ging in eine Spielhöhle, um das Laster kennen zu lernen. Ein Advokat von Saint Louis führte mich hinein."

„Richtig, praktische Studien haben Sie machen wollen! Verstehe vollkommen. Nun, wie ging denn Ihr erstes Studium von statten? Haben Sie mit diesen beiden Herren Bekanntschaft gemacht? Sind Sie Ihnen vorgestellt?"

„Nein."

„Nicht? Bedauere im Namen der beiden Gentlemen. Also nicht vorgestellt? Blos gesehen. Natürlich — reicht vollkommen hin."

„Und Sie sagen, daß diese beiden Herren die falsche Banknote als Zahlung angeboten haben?"

„Ja."

„Vorhin sagten Sie doch, daß nur Einer von ihnen die Banknote anbot."

„Ja, Einer, der Aeltere."

„Ich verstehe das nicht ganz. Erklären Sie es der Jury. Beide Herren gaben Ihnen eine Banknote; nicht Beide, sondern Einer, der Aeltere."

„Jawohl, der Aeltere, welcher Bob Glennis heißt."

„Wie alt sind Sie, Mr. Glennis?"

„Achtunddreißig Jahre."

„Und Sie, Herr Rolf?"

„Neunundvierzig."

Der Vertheidiger warf einen triumphirenden Blick auf die Jury.

„Sie haben wohl die Güte, mir zu sagen, ob Sie die Banknote selbst in der Hand gehabt haben."

„Ich hatte Sie nicht in der Hand."

„Und wer nahm sie wohl in die Hand? Nennen Sie irgend Jemand, es kommt so genau nicht darauf an. Ein älterer oder ein jüngerer Herr als Sie?"

„Außer Ordnung!" rief der Ankläger.

„Außer Ordnung!" sagte der Squire.

Die Jury lachte.

„Mein Barkeeper nahm sie erst, dann nahm sie der Clerk. Er steckte sie in die Brusttasche und rief uns zu, die Thür zu bewachen."

Digitized by Google

„Und was geschah mit der Banknote?"

„Der Clerk gab sie dem Squire."

„Welche Banknote gab er dem Squire? Die, welche diese Herren, oder einer von ihnen, oder der Jüngere Ihnen als Zahlung anbot, oder die, welche Ihr Barkeeper in der Rocktasche hatte?"

„Die, welche er in der Rocktasche hatte, also auch die, welche er den Herren abnahm."

„Also der Barkeeper hatte die Banknote in der Rocktasche?"

Ich wurde durch diese Fragen, die alle darauf berechnet waren, mich konfus zu machen, und eben in keinem ehrerbietigen Styl gestellt wurden, empört und verwirrt. Mit sichtbarem Aerger sagte ich daher: ·

„Der Barkeeper hatte die Banknote nicht, sondern der Clerk."

„Von wem bekam denn der Clerk die Banknote?"

„Nun vom Barkeeper."

„Aber eben sagten Sie ja, der Barkeeper hätte die Banknote *nicht* gehabt."

„Nicht gehabt als wir hier zum Squire kamen."

„Also vorher! Wie lange vorher? Einen Monat?"

Ich antwortete gar nicht mehr auf diese Fragen. Das war es gerade, was der Vertheidiger wollte. Ich mußte in den Augen der Jury als ein Zeuge erscheinen, auf dessen Aussage kein Gewicht zu legen sei.

Er erreichte seinen Zweck vollkommen und hätte nicht *Meyer*, das Genie, seine Sache besser gemacht als ich und *Charley*, würden wir jämmerlich durchgefallen sein.

Das Genie hatte aber schon ähnliche Scenen erlebt und vereitelte alle Versuche des Vertheidigers, ihn als Zeuge zu verdächtigen. Der Vertheidiger hatte sehr wohl eingesehen, daß es schwer sein würde, die Gefangenen rein zu waschen; er mußte daher suchen, unser Zeugniß als unzuverlässig und ungenügend erscheinen zu lassen, wohl wissend, daß eine Jury nur auf vollständige Beweise hin einen Angeklagten schuldig finden wird. Das Genie vereitelte diesen Plan des Vertheidigers. Dafür kam diesem ein Fehler in der Anklage zu statten. Es hieß darin, daß die beiden Arrestanten verhaftet wären wegen Schwindels und des Versuches, falsches Geld auszugeben. In Wirklichkeit hatte aber nur *Bob Glennis* den Versuch gemacht, zu betrügen. Hierauf fußte nun seine Vertheidigung. Er hütete sich wohl, zuzugeben, oder in Abrede zu stellen, daß das Verbrechen begangen sei, aber er wies die Ungesetzlichkeit des Verhaftsbefehles und somit der ganzen Procedur nach, weil doch unmöglich zwei Menschen für ein Verbrechen bestraft werden könnten, welches von einem Menschen begangen wurde.

„Wir leben nicht in Rußland oder China," sagte er mit erhobener Stimme, „wo unschuldige Menschen Jahre lang auf bloßen Verdacht hin ihrer Freiheit beraubt worden. Nein, Gott Lob und Dank, wir leben in dem gesegneten Staate Tennessee unter dem Schutz der Menschenrechte und der Konstitution der glorreichen Vereinigten Staaten." Das Sternenbanner schützet die Söhne dieser wunderbaren Republik in Europa, Asien und Afrika; er hoffe, daß es sie auch in Amerika schütze. Ein Unrecht gegen den geringsten Souverän der Vereinigten Staaten sei eine Schandthat, die nie wieder gut zu machen sei. Millionen von freien Söhnen der Republik würfen in diesem Augenblicke ihr Auge auf die hier versammelte Jury. Es sei keine gewöhnliche Angelegenheit, in welcher sie ihr heiliges Urtheil zu sprechen hätten. Zwei Aristokraten, Edelleute des stolzen Südens, Mitglieder der ersten Familien des Landes, Söhne ruhmreicher Väter, die für die Freiheit der Union unter George Washington gefochten. Söhne der frömmsten Mütter im herrlichen Süden ständen vor ihnen, angeklagt von Zeugen, die er zwar nicht verdächtigen wolle, die aber mit unseren Institutionen unbekannt wären, die den Werth der Freiheit nicht kennten und die doch sehr widersprechende Aussagen gemacht hätten.

Er schloß mit einer Appellation an das Gerechtigkeitsgefühl der Jury und setzte sich triumphirend zu seinen Klienten.

Die Jury zog sich zurück, um ihr Urtheil zu fällen. Nach einer kleinen halben Stunde gab sie ihr Verdikt ab. Der älteste Jurymann überreichte dem Squire einen Zettel mit den Worten: „*We, the jury find Bob Glennis guilty.*"

Der Squire las das Verdikt, welches die Angeklagten stehend anhörten. *Bob Glennis* machte eine komische Pantomime und fragte, welche Bürgschaft er stellen müsse.

„Zweitausend Dollars!" antwortete der Squire in ernstem Tone. Die Jury wurde entlassen, die beiden Gefangenen wisperten mit ihrem Advokaten. Der Squire schrieb einen Augenblick und überreichte dem Konstabel zwei Zettel. Kaum hatte er sie durchgelesen, als er die beiden Herren von Neuem arretirte, und zwar diesmal, weil sie falsches Geld bei sich getragen hatten. Eine neue Jury wurde zusammen berufen, die Verhandlungen verliefen wie im ersten Proceß, diesmal wurden aber Beide schuldig befunden und abermals unter eine Bürgschaft von zweitausend Dollars gestellt. *Bob Glennis* hatte also viertausend und *Edward Rolf* zweitausend zu erlegen. Dies ging über ihr Vermögen und da in Memphis Niemand war, der sich zu dem Liebesdienst bereit erklärte, diese Kleinigkeit zu arrangiren, mußten sie vorläufig in's Gefängniß.

Es interessirt vielleicht den Leser, zu erfahren, daß der Squire ein Protokoll über die Verhandlungen führte, welches der Grand jury sechs Monate später übergeben wurde. Vor dieser Grand jury mußten ich und meine Leute unsere Aussage wiederholen. Darauf erließ diese eine Anklage gegen die Verbrecher, welche von der Criminal-Court aufgenommen wurde. Hier mußten wir zum drittenmale unsere Aussage wiederholen. Wären wir drei Zeugen aber nach unseren beiden ersten Verhören verreist oder gestorben, so würden die Angeklagten frei gesprochen sein, *weil keine Beweise gegen sie vorlagen. Das schriftliche Protokoll, unsere zweimal unter Eid abgegebene Aussage, ja das Geständniß der Angeklagten hätte nicht hingereicht, sie zu ver-*

Digitized by Google

urtheilen. Sie würden unbestraft entlassen worden sein.

Da wir aber weder starben noch verreisten, erhielten sie Beide für sechs Jahre freie Wohnung im Zuchthause.

Nachtseiten der menschlichen Gesellschaft.

Londoner Strolche.

Daß moralische Krankheiten, gleich physischen, mitunter epidemisch auftreten, ist in unserer Zeit nicht blos von Mehreren der hervorragendsten Forscher nachgewiesen, sondern wiederholt auch wirklich erlebt worden. Es war nicht blos ein gewöhnlicher Tendenzschrei, daß im Jahre 1849 ein junger Mann den juristischen Doktorhut auf einer deutschen Hochschule sich zu erwerben wagen konnte mit einer gelehrten Abhandlung: de morbo democratico, und in wenigen Wochen wird ein Jahrzehnt vollendet sein seit dem ewig denkwürdigen Tage, wo ein Aufsatz in der Allgemeinen Zeitung die Epidemie des Zischrückens in Deutschland zu nie geahnter Stärke anfachte. Auch Verbrechen treten öfters epidemisch auf, natürlich in stets neuen Formen; haben sie eine Zeitlang getobt, so verschwinden sie wieder, und ihr Kommen wie ihr Gehen ist in der Regel gleich unerklärbar. Manche von ihnen, obwohl nur wenig von früheren Erscheinungen derselben Gattung verschieden, erhalten von der mehr oder weniger erschrecken Bevölkerung neue Namen, die nicht immer das Ergebniß neuer Forschungen und Entdeckungen sind, sondern oft nur dem Zufall ihre Entstehung verdanken. So ist es gegenwärtig in London bei der großen Masse des Volkes Mode geworden, alle räuberischen Anfälle ohne weitere Prüfung den in diesen Blättern (Heft IV) schon erwähnten garotters zuzuschreiben und aufzubürden, obwohl natürlich diese Auffassung nicht der Wirklichkeit entspricht. Der panische Schrecken, welcher diese Ansicht allgemein werden ließ, begann seiner Zeit mit der Entdeckung, daß die ruffians, die Bummler und Räuber der Hauptstadt, sich mit Vorliebe auf die theilweise Erdrosselung ihrer Opfer als die leichteste und stillste Art, dieselben bewußt- und empfindungslos zu machen, zu legen sich gewöhnt hätten; allein die Zahl der wirklich festgestellten Erdrosselungen steht durchaus in keinem rechten Verhältnisse zu der ungeheuren Furcht, welche sich des Volkes bemächtigt hatte. Die Alarmisten vergaßen sich oft bis zu Absurditäten, und die übergroße Furcht, welche friedlichen Bürgern Mordwaffen zur Vertheidigung in die Hand drückte, sobald sie einen Fuß auf die Straßen der Stadt zu setzen wagten, hat ohne Zweifel erst recht dazu beigetragen, die Konflikte mit den Strolchen zu vermehren; im Uebrigen aber steht, trotz aller entsetzlichen Schilderungen der Unsicherheit des Lebens in der Hauptstadt, in welchen sich strebsame Zeitungsberichterstatter einander überboten, das heutige London in Bezug auf Straßenabenteuer und Raub- und Mordanfälle ungleich höher als das der früheren Jahrhunderte.

Man braucht gar nicht bis in die „gute alte Zeit" zurückzugehen, in welcher der blutdürstige Heinrich VIII. — einem feisten Metzger in seinem Aeußern täuschend ähnlich — das Scepter führte. Nicht weniger als 72.000 Diebe schmückten während seiner Regierung die Galgen, und diese rauhe Justiz war wohl geeignet, eine Zeitlang Furcht und Schrecken in den Reihen der Gesetzlosen zu verbreiten; aber kaum hatte der König sein wildes Leben geendet, als die Diebe und Mörder wieder massenweise auftauchten. Unter Jakob I. war London ein Labyrinth enger, schlecht gepflasterter Straßen, nur kümmerlich erleuchtet von den wenigen Laternen, welche nach obrigkeitlicher Vorschrift von Sonnenuntergang bis neun Uhr brennen mußten, und ohne deren Schimmer das Wandeln über das elende Pflaster, und zumal das Vermeiden der tiefen Schmutzlöcher desselben, rein unmöglich gewesen wäre. Wächter gingen durch die Straßen, um darüber zu wachen, daß die Bürger ihrer Illuminationspflicht Genüge thaten; sie trugen, um besser sehen zu können, selbst Leuchten und riefen nebenbei die Stunden ab, wenn sie es nicht verzogen, im traulichen Schatten eines tiefen Thorweges ein Stücklein zu schlummern. Man trug damals noch allgemein Waffen, und namentlich die Herren vom Hofe, welche die letzten Kriege in den Niederlanden mitgemacht, führten ungeheure Säbel an der Seite. Wie häufig in den dunklen Straßen damals blutige Zusammenstöße vorgekommen, wie mancher räuberische und mörderische Ueberfall damals stattgefunden, mag Jeder sich leicht vorstellen, und es gibt auch verläßige Ueberlieferungen genug, welche durch die Schilderung derartiger wüster Händel ein treues Bild von der Unsicherheit der englischen Hauptstadt geben.

Die große Pest von 1665, welche 68.000 Menschen wegraffte, hatte London ihren furchtbaren Stempel aufgedrückt und einen Gifthauch durch die Straßen ergossen, der nur durch die ungeheure Feuersbrunst des folgenden Jahres, welcher über 13.000 Häuser verzehrte, ausgetrieben werden konnte. Der fürchterliche Brand, dessen ungeheure Ausdehnung Alles mit Schrecken erfüllte, legte einen großen Theil der Stadt in Trümmer, und während die neuen Straßen besser als vorher aufgebaut wurden, blieben die alten eng und finster, und dienten einem zahllosen Gesindel von Räubern und Dieben zu Schlupfwinkeln. Dieselben bildeten förmliche Banden und Gemeinden, deren berüchtigste, in Whetstone Park bei Lincolns Inn Fields, einst von den Londoner Lehrburschen erstürmt wurde. Die drei Söhne des Königs verschmähten es nicht, mitunter diese interessanten Schlupfwinkel kennen zu lernen, und als sie bei einer solchen Gelegenheit wieder ihrer Laune die Zügel schießen ließen, entstand eine Balgerei, welche einem Stadtwächter das Leben kostete, — der Arme hatte sich unterfangen, sich in die sonderbaren Vergnügungen der Strolche mit Abmahnung und Abwehr einzumischen.

Diese wilden Schreier und Lärmer waren es aber nicht allein, welche die Straßen unsicher machten, indem sie schwache Männer schlugen und zarte Frauen beleidigten; sondern Diebe und Gauner waren auf jedem Sammelpunkte des öffentlichen Verkehrs in Masse anzutreffen. Die rufflers oder Raufbolde, welche sich für alle verwundete Krieger ausgaben; die anglers, welche einen langen, in einen starken Eisenhaken endenden Stock führten und mit diesem Instrumente allerhand Waaren und Güter von Wagen, offenstehenden Fenstern und Ladenthüren weg „angelten"; die rogues, Landstreicher, welche die goldenen Knöpfe von den Kleidern seiner Herren als gute Beute betrachteten, oder durch Kellerlöcher in die Häuser schlüpften welche sie dann ihren Spießgesellen von innen öffneten; die palliards, Weiber, die mit geborgten oder gestohlenen Kleidern unter Thorwegen und Gängen saßen; die traters, welche mit Bettelbriefen zu milden Zwecken umherzogen; die Abram-men, welche unter der Maske von Blödsinnigen unverbesserliche Diebe waren; die Whip-Jacks, unechte Seeleute, welche irgendwo einen schrecklichen Schiffbruch erlitten; die mumpers, falsche Geistliche, denen ihre Pfründe entzogen worden; die patrieos, strolchende Heckenpriester, welche die Seelsorge unter den Gaunern besorgten, in der That aber die schlimmsten Gauner von allen waren — alle diese reizenden Sorten trieben sich auf Straßen und Plätzen herum, zur großen Belästigung, oft zum ernsten Schaden und Nachtheil des gehenden oder fahrenden Publikums, welches bei dem düstern Schein der elenden Laternen sich nicht sattsam vorsehen konnte. Wer kennt nicht die grauenvolle Romantik, welche Walter Scott in „Rigels Schicksalen" über Alsatia ausgegossen hat, diese Eiterbeule von Whitefriars, welche eine Plage und Schande für London war, seitdem Jakob I. den Bewohnern dieses elenden Asyles das Vorrecht verliehen

Digitized by Google

hatte, keiner Schuldhaft unterworfen zu sein! Kein Diener des Gesetzes wagte es, sich mit den Abzeichen seines Amtes dort blicken zu lassen, und unglückliche Wanderer, welche sich in dieses wilde Viertel verirrten, kamen sicher fein, daß sie ausgeplündert und bis auf's Hemd ausgezogen wurden. Erst Wilhelm III. zerstörte dieses scheußliche Labyrinth des Elends und Verbrechens.

Auch im 18. Jahrhundert spann sich noch manches Abenteuer in den Straßen Londons ab, und namentlich gehörte es in dem ersten Viertel des Säkulums zu den Hauptbelustigungen der vornehmen Jugend, sich in das Thun und Treiben der echten ruffians hineinzuleben, sich zu kleiden, zu benehmen und zu betrinken wie sie und dann auf den Straßen den tollsten Uebermuth an Allen auszulassen, die das Unglück hatten, ihnen in den Weg zu kommen. Da wurden harmlose Menschen niedergeworfen, Andere erdolcht, noch Andere schwer verwundet und verstümmelt. Da gab es Menschen, die eine wunderbare Fertigkeit sich erworben hatten, ihren Mitmenschen die Nase einzuquetschen und die Augen auszudrücken. Weit gutmüthiger waren die sweators, die irgend einen schlichten Mann umringten, umtanzten und an den geeignetsten Stellen des Körpers kitzelten, bis er vor Entsetzen ohnmächtig wurde. Noch viele andere solcher Künstler, die schwer zu klassificiren sein dürften, waren die Schrecken der friedlichen Bürger und ihrer Frauen und riefen oft durch ihre scham- und rücksichtslosen Frevelthaten den allgemeinsten Unwillen der Bevölkerung wach. Fleet Street und Umgebung war berüchtigt durch scheußliche Heiratsbureaux, in denen zerlumpte und verwilderte Geistliche gegen ein Trinkgeld oder ein angemessenes Quantum Brandy Jeden mit Jeder trauten und jedes gewünschte Zeugniß ausstellten. Nicht selten bemächtigten sich kühne ruffians der feinsten Damen, welche daher gefahren kamen, schleppten sie in ein solches Haus, bestanden darauf, sich mit ihnen ehelich verbinden zu lassen, und die Damen konnten noch von großem Glück sagen, wenn sie sich von der ihnen drohenden entwürdigenden Ceremonie durch die Hingabe von Schmuck und Geschmeide zu retten vermochten. Die Frechheit der Gauner ging so weit, daß sie ihr Heirathsgeschäft in den Zeitungen öffentlich ankündigten; wie schwunghaft es ging, mag aus der Thatsache entnommen werden, daß vom Oktober 1704 bis zum Februar 1705 nahe an 2000 solcher schändlicher Heiraten in diesen Räumen vollzogen wurden.

Das Degentragen „der Ehre halber" führte natürlich zu außerordentlich zahlreichen Duellen; um einen Vorwand dazu war man nie verlegen, und die Gemüthlichkeit, mit welcher in den Zeitungen davon gesprochen, dazu aufgefordert, darüber berichtet wurde, muß wirklich in Erstaunen setzen. Renconters in den engen, miserabel gepflasterten Straßen waren an der Tages- und noch mehr an der Nachtordnung, und die blutigsten Raufereien, in welche natürlich nur allzu leicht unschuldige Vorübergehende mit verwickelt wurden, spotteten der Wachsamkeit der Diener der Gerechtigkeit, welche vergeblich massenhafte Verhaftsbefehle mit sich schleppten. Auch die berittenen Patrouillen, die man einrichtete, konnten nicht tüchtig durchgreifen und nach wie vor fand Mord und Todtschlag, Raub und Plünderung statt, nach wie vor wurden auch außerhalb der Stadt die Postwagen überfallen, die Zollhäuser geplündert und die Zollwächter ermordet, wenn sie Widerstand zu leisten versuchten, und die ehrlichen Leute, welche z. B. einen Weg nach Islington zu gehen hatten, thaten sich zu größeren Scharen zusammen, um durch ihre Zahl den Räubern Achtung einzuflößen und ungeplündert das Ziel ihrer Reise zu erreichen.

Auflaufe, Zusammenrottungen, Ruhestörungen von Seiten des niederen Volkes kamen häufig vor, und nicht selten zitterte die Stadt, wenn wilder Aufruhr durch die Straßen tobte. Dann wurden Handel und Wandel eingestellt, und die Diebe hatten die herrlichste Gelegenheit, ungeniirt ihrem Handwerke nachzugehen. Auf der Themse trieben Piraten ihr Wesen; sie fuhren in Booten auf dem Flusse herum und landeten bald hier bald dort, um ein am Ufer gelegenes Haus zu plündern. In der City gab es zahlreiche Spelunken, wo das Verbrechen sich schamlos breit machte; die „blutige Schlüssel" war nur eine von den Höhlen des Lasters, wo der Auswurf der Gesellschaft verkehrte. Und dieser Auswurf stahl nicht blos Sachen, sondern auch Menschen. Mancher arglose Jüngling wurde förmlich gestohlen und nach den Kolonien verkauft, während andererseits Mancher aus der Gewalt der Menschendiebe befreit wurde durch die Matrosenpresse, die gewaltsame Aushebung zum Flottendienst, in Folge deren er in die weite See gehen mußte. Und bei alledem war die Obrigkeit nicht säumig oder bedenklich in der Vollstreckung der durch das Gesetz über die Verletzer derselben verhängten Strafen. Die Ufer der Themse wimmelten von Galgen, und die entsetzlichen Ueberreste menschlicher Leiber auf Exekution-Dock waren eine stehende Warnung für allerhand Uebelthäter. Galgen warfen ihren Schatten auf viele Straßen und Plätze der Stadt und predigten eine furchtbare Lehre Allen, welche Verständniß dafür hatten. Tyburn war des Henkers Hauptquartier und ein Schrecken für den Mörder wie für den armseligen Mausedieb, der in einem Kentischen Hopfengarten einen Stengel abgerissen hatte An den knarrenden Balken des furchtbaren Instruments baumelten an manchem schönen Sommermorgen ein Dutzend Verbrecher; die Straße des Feuertodes für Falschmünzer war noch nicht abgeschafft worden, in dem verschwiegenen Innern der Gefängnisse und Kerker wurde wohl manche unerhörte Grausamkeit im Namen oder unter dem Vorwande des Gesetzes begangen, und der Londoner Strolch stand stets mit Einem Fuß im Grabe.

Allmälig stieg eine bessere Zeit herauf, die Straßen wurden geräumiger, heller, besser erleuchtet, und in demselben Maße konnten auch die Strafen auf Vergehen gegen Sicherheit des Lebens und Eigenthums gemildert werden. Die Galgen verschwanden aus den Straßen, und wenn auch auf Exekution-Dock noch Skelette in Ketten hin und her schwangen, so waren doch die Exekutionen im Ganzen weit seltener geworden. Die Stadtwächter und Konstabler und die Patrouillen waren noch immer der hauptsächlichste Schutz gegen Diebe; dagegen kamen räuberische Anfälle nicht mehr so oft vor. Die Gesellschaft hatte einen andern Charakter erhalten, und namentlich war das Waffentragen auf öffentlichen Straßen als ungesetzlich verboten worden.

Noch einmal gelang es den Burke, Hare, Bishop, Williams und Kiddy Harris, in den näheren Umgebungen Londons durch Raubanfälle und dergleichen Schrecken zu verbreiten, allein die Kraft des Gesetzes war erstarkt, und die Specialkonstabel und Raubwächter vernahmen dumpfe Gerüchte von einer neuen Macht, welche berufen sein sollte, sie beide zu ersetzen, und, obwohl anfänglich als unenglisch und als ein Erzeugniß beklagenswerther Centralisationsgelüste verschrieen, doch bald die Ueberzeugung gewährte, daß eine Stadt wie London mit den alten Sicherheitswächtern sich nicht mehr begnügen könne. Die „neue Polizei", die „Peelers", wie man sie nach ihrem Vater, dem seligen Sir Robert Peel, nannte, trat als eine sehr respektable Körperschaft in's Leben, und die Londoner Strolche sahen bald ein, daß fortan der größte Theil ihrer frühern Thätigkeit in die Kategorie der Unmöglichkeiten versetzt sei.

Erst in den letzten Jahren ist die Bevölkerung Londons wieder durch Schreckensthaten von dem Vorhandensein und dem ruchlosen, mörderischen Treiben der Garotters aufgeschreckt worden, deren wir im IV. Hefte dieser Blätter ausführlicher gedachten und deren Treiben hoffentlich auch mit Hilfe strenger Handhabung der Gesetze ein Ende gemacht werden wird.

Digitized by Google

Feuilleton.

Allerlei.

Hoffmann und Herr Hoffmann. Daß man einen ganz hübschen Schwindel aufführen kann, wenn man einfach seinem eigenen Namen selbst das Wort „Herr" vorsetzt, während dies doch in der Regel nur andere Personen thun, beweist der nachstehende Fall. Der Comptoirdiener Hoffmann in Berlin erschien eines Tages bei dem Konditor Vogel und bestellte eine Torte für „Herrn Hoffmann", dessen Wohnung er näher bezeichnete. Diese Wohnung war, wie sich später herausstellte, seine eigene. Er versicherte, daß die Bezahlung des Gebäckes sofort bei dessen Ablieferung erfolgen solle. Dem Konditor Vogel kam die Sache instinktmäßig „faul" vor und er ließ sie deshalb unausgeführt. An dem Tage, für welchen die Ablieferung von ihm verheißen war, erschien der Besteller indessen wieder und mahnte mit dem Bemerken um die Torte, „Herr Hoffmann" sei wüthend, daß dieselbe noch nicht angekommen sei, er wolle seinen Geburtstag feiern und es fehle ihm nun an dem besagten Gebäck. Vogel erklärte nun, daß er sie sofort in die ihm bezeichnete Wohnung senden werde. Händigte einem Boten noch an demselben Tage eine Torte ein, die er dorthin tragen sollte, und instruirte ihn, sie nur gegen Baarzahlung auszuliefern. Der Bote ging und fand in der Hoffmann'schen Wohnung nur eine Frau vor, welche die Torte in Empfang nahm, die Zahlungsaufforderung aber mit der Erwiederung zurückwies: „Herr Hoffmann" sei eben zu Vogel gegangen, um wegen des langen Ausbleibens des Gebäckes Beschwerde zu führen, und habe das Geld schon mitgenommen. Damit ließ sich der Bote denn auch abspeisen. Zu Vogel zurückgekehrt, erfuhr er jedoch, daß „Herr Hoffmann" keineswegs da gewesen sei und bezahlt habe. Vogel ahnte nun sofort sehr richtig, daß er das Opfer eines Schwindels geworden sei, und sandte sogleich nochmals zu Hoffmann hin, um wo möglich die Torte noch zu retten. Der Bote fand indessen von demselben nur noch Krümchen vor. Hoffmann hatte jedenfalls geglaubt, daß er durch Nennung seines richtigen Namens und Bezeichnung seiner richtigen Wohnung die mögliche Eventualität einer Betrugsanklage vermeiden werde, sich aber darin stark geirrt. Indem er selbst die Torte für „Herrn Hoffmann" bestellte und sofortige Zahlung zusagte, erregte er in Vogel den Irrthum, daß er nicht selbst der Besteller, sondern der Bote einer dritten zahlungsfähigen Person sei. Von dieser Annahme ausgehend, klagte die Staatsanwaltschaft ihn des Betruges an. Die Anklage brachte zugleich auch einen zweiten Fall zur Sprache, in welchem er den Konditor Jakobi auf gleiche Weise beschwindelt hat. „Herr Hoffmann" wurde denn auch des Betruges schuldig erklärt und zu sechs Wochen Gefängniß und fünfzig Thalern Geldbuße, oder noch vier Wochen Gefängniß verurtheilt.

Am 27. Februar hat in Konstantinopel die Eröffnung der ersten türkischen Industrieausstellung stattgefunden. Alle Welt war auf die glänzende grokartige Feierlichkeit dieses Nationalfestes durch öffentliche Ankündigungen vorbereitet, und ein prachtvolles Wetter lockte eine ungeheure Menschenmenge auf den einstmaligen Hippodrom, gegenwärtig Sultan Ahmed Atmeidan-Platz; derselbe war auch trotz seiner großen Ausdehnung von der Volksmenge im wahren Sinne des Wortes überfüllt. Unmittelbar um den Ausstellungspalast bildeten drei Bataillons Zuaven und eine Eskadron Kavallerie einen Kordon und reservirten etwas leeren Raum für den Sultan und seine Suite, welche in der aufstoßenden Sultan Ahmed-Moschee ihr Mittagsgebet verrichteten. Der Eintrittspreis war für diesen Tag auf zehn Piaster festgesetzt, doch wurde, trotz der gelösten Karten, später Niemand zugelassen, da der Sultan die Ausstellung sogleich besichtigen wollte. So zogen denn, nachdem der Sultan und sein Gefolge eingetreten und die Thore des Palastes wieder hinter ihnen geschlossen worden waren, Tausende und Abertausende mit langer Nase ab. Man weiß nicht, wie es gekommen, daß der Sultan auf die eigenthümliche Idee verfiel, allein in den Räumen des Ausstellungspalastes herumzuschlendern — eine Laune, welche den Unternehmern vielleicht eine halbe Million Piaster kostet, wenn sie wie man annimmt, an jenem Tage 50.000 Eintrittskarten à zehn Piaster abgesetzt hätten.

Zu Spanien erschienen zur Zeit 304 Journale, wovon 59 allein in Madrid, und zwar 21 politische mit 500.000 und 28 nichtpolitische mit 228.000 Lesern.

Zu England ist eine Selleriekrankheit ausgebrochen. Eine kleine schwarze Fliege richtet in den Selleriepflanzungen so große Verheerungen an, daß diese an einzelnen Orten gänzlich zu Grunde gingen. Die Fliege heißt Tephritis Onopordinis.

An einem der letzten Sonntage wurden in Berlin neun Kinder einer Familie auf ein Mal getauft. Das älteste derselben war 17 Jahre alt, das jüngste noch ein

Digitized by Google

Säugling. Das seltene Ereigniß ist dadurch herbeigeführt worden, daß das älteste Kind, ein Mädchen, sich zu verheiraten beabsichtigt und zu diesem Zwecke seitens des Predigers die Beibringung des Taufzeugnisses der Braut verlangt wurde. Ein solches war nicht zu beschaffen, da die Familie der Baptistengemeinde angehört, deren Beamte zur Ausstellung öffentlicher Urkunden gesetzlich nicht berechtigt sind. Das Mädchen beschloß sich taufen zu lassen. Die Eltern ließen nun die übrigen Kinder gleichzeitig mit taufen. Zur Feierlichkeit in der St. Nikolaikirche waren 35 Taufzeugen erschienen. Die ganze Familie ist nunmehr in die evangelische Landeskirche eingetreten.

In den Lagunen zu Venedig sollen Versuche mit der künstlichen Fisch- und Austernzucht gemacht werden. Es gibt der Staudgewässer und Landseen in Deutschland eine große Anzahl, die dadurch gewiß um Vieles nutzbringender zu machen wären.

In Berlin feierte am 5. März der Zeitungskolporteur Neumann sein fünfzigjähriges Jubiläum. Von dreißig Kolporteuren wurde ihm ein silberner Pokal überreicht. Von den Berliner Zeitungsverlegern erhielt er ein silbernes Service. Abends vereinte ein Festmahl sämmtliche männliche und weibliche Kolporteurs von Berlin.

Der Nachlaß des Hofrath Teichmann, des bekannten Sekretärs der königlichen Schauspiele in Berlin, wird im Verlage von J. G. Cotta erscheinen. Derselbe enthält eine Geschichte des Berliner Theaters von der Mitte des vorigen bis in die Mitte des gegenwärtigen Jahrhunderts, sowie eine Sammlung ungedruckter Briefe Goethe's, Schiller's, Kleist's, Tiedge's, Schlegel's u. A. Wer den liebenswürdigen Mann kannte, der mit dem großen Interesse Alles, was Kunst und Literatur betraf, auffaßte und ein enormes Gedächtniß besaß, wird sich freuen, das Werk eines um Ruhm nicht geizenden, in der Stille arbeitenden Mannes zu erhalten.

Die rasch zur Berühmtheit gelangte Marie Sophie Schwarz hat wieder einen Roman vom Stapel gelassen: „Zwei Familienmütter", den Brockhaus bereits in einer drastschen Uebersetzung bringt. Die Verfasserin schleßt sich an Friederike Bremer und Flygare Carlen an, hat aber noch das demokratische Element hinzugebracht: wir dürfen uns daher nicht wundern, wenn ihre Bücher auch eifriger verschlungen werden, als ihrerzeit die Bremer'schen Strickstrumpfromane.

Benedict's „Rose von Erin" hat auch in Hamburg durchgeschlagen; man rühmt in dortigen Berichten namentlich den Melodienreichthum der Oper.

Eine neue komische Oper „Die Findlinge, oder ein Tag auf der Feste Koburg" von A. Maersch, hat bei ihrer ersten Aufführung auf der Leipziger Bühne totales Fiasko gemacht.

Unter 3000 Juden war im Liptauer Komitat bei der diesjährigen Assentirung kein einziger tauglicher Rekrut zu finden. So berichtet der „P. A."

Eine amerikanische Heirung bringt folgende Notiz: Wir wollten den geehrten Lesern in dieser Woche einen Todesfall melden. Da jedoch der Sterbende unvermuthet Weiße deshalb, weil er die verschriebene Medicin nicht zu sich nahm, gesund wurde, so müssen wir diese neue Todesanzeige unterlassen.

Unter den 1,200.000 Einwohnern von Paris gibt es 62.000 Frauen, die sich Witwen nennen. Folgendes dürfte ihre Statistik sein: wirkliche Witwen 20.000; probleme... che, d. h. deren Männer vielleicht noch am Leben sind. 7800; Witwen, die nie verheiratet waren, 18.000, Witwen mit dem Epitheton die „Frommen" 4500; Provinzialwitwen mit zweifelhafter Ehrbarkeit 6500; alte, Jungfrauen, die den Stand junger Witwen vorziehen 5200. Gesammtsumme 62.000.

Ein Gastwirth in Bremen wendet folgendes Mittel an, um den Tabakgeruch aus seinen Lokalitäten zu vertreiben: Wenn sich Abends die Gäste entfernt haben, läßt er mehrere Körbe mit Kohlen (Holz- oder Steinkohlen) herbeitragen und sie gleichmäßig von einander entfernt aufstellen; die Kohle, welche früher mit Wasser besprißt wurde, zieht über Nacht allen Tabakgeruch in sich und wird in der Früh weggetragen. Es wäre wünschenswerth, daß man auch bei uns den Versuch machte, ob sich dies Mittel bewähre.

Die Biene ist der beste Rheumatismus-Doktor. Der Bürgermeister Kehl in Arnstadt in Thüringen wurde nach Mittheilung der Eichstädter Bienenzeitung von heftigem Rheumatismus im rechten Arme so sehr geplagt, daß er die Hand kaum bis auf den Kopf heben konnte. Trotzdem mußte er eine nicht aufzuschiebende Operation an einem Bienenstocke vornehmen und erhielt einen sehr empfindlichen Stich unter den Daumen des kranken Armes. Noch trat die gewöhnliche Geschwulst ein und verbreitete sich von der Hand aus bis in den Arm. In dem Maße aber wie sie fortschritt, so fast noch schneller verschwand aller rheumatischer Schmerz aus dem Arme; derselbe war binnen einer halben Stunde völlig davon befreit. Als fünf Monate später nach einer heftigen Durchnäßung derselbe Arm wieder an Rheumatismus litt, ließ sich Kehl absichtlich auf die Oberhand stechen. Der Erfolg war derselbe; alsbaldige Geschwulst und Verschwinden des rheumatischen Schmerzes nach kaum einer Viertelstunde. Dieser Mittheilung fügt Herr Schmid, der Redakteur der Bienenzeitung, hinzu, daß er ebenfalls durch ein paar tüchtige Bienenstiche in wenigen Stunden von einem hartnäckigen Rheumatismus im Arme geheilt worden sei.

In Kurzem erschienen vor einigen Tagen, wie der „Matro" geschrieben wird, zwei durchmarschirende Soldaten einen dortigen wohlhabenden Landwirth um ein Nachtquartier, das ihnen mit ungarischer Gastfreundschaft gewährt wurde. Gegen Mitternacht klopften zwei Gendarmen an der Hausthür, und als der Hausbesitzer öffnete, fielen sie über ihn und forderten von ihm unter Drohungen den Kaufschilling einer Mühle, die der Ueberfallene am Tage vorher verkauft hatte. Der hierbei entstandene Lärm weckte die beiden Soldaten, die ihre Gewehre ergriffen und in das Zimmer des Hauswirthes eilten. — Nach kurzem Kampfe waren die beiden Pseudo-Gendarmen überwältigt und es stellte sich heraus, daß der eine derselben der Mühler Schlosser war.

Ein Friseur in Polen. Ein Haarkünstler in K. wollte sich auch als polnischer Patriot zeigen und ging bis an die Zähne bewaffnet nach Ostrow. Sein Entschluß erregte um so mehr Bewunderung, als er eine sehr schöne Frau zurückließ. Doch unser Held empfand es nur zu bald, daß das harte Lager in dem seltzigen Schlachten um Ostrow ein schlechter Tausch gegen das sei, was er verlassen hatte. Daher schrieb er bald seiner Frau, daß er die Kriegsstrapatzen aufgeben und heimkehren wolle. In diesem Briefe ließ er sich auch in nicht sehr glimpflichen Ausdrücken über seine Waffengenossen aus. Das Unglück wollte, daß die Epistel in die Hände Kurowski's gerieth. Das Urtheil lautete auf Pulver und Blei. Mit Rücksicht auf die schöne Frau, als mildernden Umstand, begnadigten ihn die Insurgenten zu 40 Stockstreichen, welche Strafe an ihm auch vollzogen wurde. Es läßt sich denken, welche klägliche Rolle der arme Friseur nun nach der Rückkehr in seinem früheren Wirkungskreise zu spielen hat.

Ein Schweizer Faschingsschwank durch die munteren Bürger von Schwyz aufgeführt. In demselben mußte die nichts weniger als populäre Schweizer Gesandtschaft nach Japan zur Zielscheibe eines naturwüchsigen Witzes dienen. Der Gegenstand war zu einem dramatischen Festnachtsspiel verarbeitet und der Maskenzug mit einer theatralischen Darstellung auf offenem Markte verbunden. Schauplatz: Jeddo. Hauptpersonen: Kaiser und Kaiserin von Japan, Mandarinen, Volk. Gesandte aller Reiche der Welt darunter die schweizerischen. Letztere präsentiren dem Taikun die mitgebrachten Geschenke und werden zuerst aufs zuvorkommendste aufgenommen. Allmälig lassen sie jedoch ihren Jungen den Zügel schießen und beleidigen den Kaiser durch ihre schlechten Witze und Anzüglichkeiten,

Digitized by Google

auch wird ihnen vorgeworfen, sie hätten versucht, durch den mitgebrachten Glarner Kräuterkäse die japanische Luft zu vergiften. Das Volk fordert exemplarische Strafe. Der Taikun begnadigt sie zum Bauchaufschlitzen. Da erscheint im entscheidenden Augenblick eine Abtheilung schweizerischen Landsturms, überwältigt die Japanesen und erobert das Land. Der Taikun ergibt sich in sein Schicksal: „Was ist der Kaiserthrone Stolz?... Auch der Melkstuhl ist von Holz!" ruft er aus und wird Bürger von Schwyz.

Schiffsleute als Schauspieler. Aus Böcklabruck, vom zweiten März, bringt die „Linzer Zeitung" folgende pikante Notiz: „Gestern begann die Pfaffenberger'sche Gesellschaft mit Elmars „Goldteufel" ihre theatralischen Vorstellungen. Diese Truppe bilden die bekannten „Laufner Schiffsleute", die im Sommer ihren Schiffsgeschäften nachgehen und im Winter den Thespiskarren ziehen. Sie werden überall, wohin sie kommen, gern gesehen, weil sie, wie man sagt, „so schön spielen und — keine Schulden machen."

Telegramme der Erinnerungen.

Prag, 21. März. Wir wählen nicht, und wozu auch, da sich unter uns gewiß kein „Erwählter" befindet.

Prag, 23. März. Die czechischen Blätter zweifeln daran, daß Langiewicz geschlagen wurde. Er habe absichtlich seine Truppen das Unangenehme einer Niederlage empfinden lassen, um sie anzuspornen, ihren Feinden Niederlagen beizubringen. Die Russen würden schon die Folgen dieser politischen Handlung empfinden.

Prag, 22. März. Die deutschen Abgeordneten machten einen Ausflug nach Leitmeritz und zwar der Gleichberechtigung wegen, da Tags vorher bei den Reichsrathswahlen viele böhmische Abgeordnete „ausgeflogen" waren.

Berlin. Herr von Bismark erhielt einen Ehrensäbel. Sollte es um ihn so schlecht stehen, daß er schon fechten gehen muß?

Paris. Prinz Napoleon hat gesprochen. Sonst ist weiter kein Unglück geschehen.

Mexiko. Der schlechte Charakter der Eingebornen zeigt sich von Tag zu Tag deutlicher. Sie wollen noch immer nicht nachgeben.

Italien. Garibaldi wurde vom demonstrativen Pöbel zum König ausgerufen. Viktor Emanuel soll über das schnelle Fortkommen seines Lieblings eine kindische Freude gehabt haben.

Peking. Der Sängerfürst von Ispahan wurde zum Ehrenbürger von Peking ernannt. Eine Deputation Chinesen wird ihm das prächtig ausgestattete Diplom überbringen. Er wird eine Rede halten, welche Tags darauf an der Spitze aller chinesischen Blätter prangen wird.

Prag. Die deutschen Abgeordneten wollen noch immer nicht ihre Mandate niederlegen. Und doch sagt man, sie hätten keine Schuld an den Zwistigkeiten im Lande.

Aus der Menagerie.

Personen.

Schalk, Menageriebefitzer.
Herr **Rabiat,** Gemeinderath.
Viele Thiere.

Schalk: Nur immer heran, schönstes Publikum! Die große Stallfütterung geht gleich los. Ich zeige Ihnen Viecher, wie Sie in Ihrem Leben noch nicht gegessen haben.

Herr Rabiat: Um Vergebung, haben Sie auch Affen?

Schalk: Ob ich einen Affen habe!? Mein Herr, dieser Zweifel ist eine ehrende Beleidigung.

Herr Rabiat: Ich fragte blos, weil ich die Affen gerne sehe. Hier haben Sie das Antrag auf den ersten Platz, ein Gemeinderath läßt sich nicht spotten und nun lassen Sie die Erklärung los, denn ich habe keine Zeit zu verlieren, da ich zum Gemeinderath gehöre und nachher in den Rathssaal muß.

Schalk: Ach so, Sie gehen Mittagsruhe halten?

Herr Rabiat: Was meinen Sie?

Schalk: Ich habe gar keine Meinung. Eine Meinung haben, das ist heutzutage nicht gerathen, besonders wenn man seine Fenster ganz erhalten und die Stimmen der konstitutionellen Gassenjungen nicht hören will. Bitte einzutreten.

Herr Rabiat (eintretend): Pfui Teufel! Wie stinkt das hier?

Schalk: Dieser Geruch kommt davon, weil die Thiere alle mineralisch-vegetabilisch gefüttert werden. Was Sie hier riechen, das sind die Stoffe, die bereits den Verdauungsproceß durchgemacht haben. Würden die Thiere mit Riechfläschchen gefüttert, dann riechte der Gestank. Bemerken Sie gehorsamst dieses Thier. Das nennt man in der zoologischen Sprache: Der afrikanische Löwe (felis leo, rex viechorius).

Herr Rabiat: Der sieht ja sehr grimmig aus.

Schalk: Das macht blos, weil er Sie sieht. Der Löwe ist nämlich nach der Behauptung der Fabeldichter der König der Thiere und regiert absolut. Es setzt ihn demnach der Anblick eines Gemeinderaths in einige Wuth. Der afrikanische Löwe hat einen Schweif und keine Geschwister, zum Unterschiede von einem andern Löwen, welcher zwei Schweife und eine Schwester, eine Adlerin (avis moravica), hat.

Herr Rabiat: Liebt er diese seine Schwester?

Schalk: Er thut so und ärgert sich, wenn man's nicht glaubt. Seine Nahrung ist einfach. Zum Frühstück einen Centralisten, zum Mittagsbrod ein Paar Bureaukraten und auf die Nacht einen Protest mit Schnecken. Was er nicht frißt, fressen seine Nachtreter.

Herr Rabiat: Das ist sehr merkwürdig. Den Menschen thut er wohl nichts der Löwe?

Schalk: Den Menschen im Allgemeinen nicht, aber bei einem Gemeinderath hat es seine Bedenken. Ein solcher darf, wenn er mit dem Löwen gut auskommen will, seinem Festessen auf der Sofeninsel beiwohnen und muß sein Couvert leer stehen lassen.

Herr Rabiat: Sagen Sie mir, ist es wahr, daß die Thiere früher sprechen konnten?

Schalk: Ja wohl. Nach Grimm sprachen die Thiere in vierfüßigen Jamben. Es ist dasselbe Versmaß, in welchem Jan z Prahy seine Gedichte geschrieben hat. Nun kommen Sie weiter. Dieses Thier ist der gemeine schwarze Landbär (ursus proletarius). Es ist ein äußerst gemüthliches Thier, das den ganzen Winter schläft und sich die Pfoten leckt. Des Sommers frißt er Wur-

Digitized by Google

Das gesegnete Land.

Jude: Darf ich mer die Freiheit nehmen, Euer Gnaden das Wechselche zu präsentiren, es ist heute fällig.

Edelmann: Aix fällig, Jud'! Wenn Du willst haben Geld, kommst Du auf Bank.

Jude: Wie heißt Bank? Die eskomptirt Ihre Wechselche nicht.

Edelmann: Aix eskomptirt, auf mein Bank wird baar gezahlt.

Jude: Gott über die Welt, ist das ein gesegnetes Land! Die ungarische Bank hat die Baarzahlungen aufgenommen.

zeln, Kräuter und Kälber, Birnen, Pflaumen und Ochsen, Getreide, Honig und Pferde. Wenn er hungrig ist, klettert er auf den ersten besten Apfelbaum, und frißt die ganzen Birnen weg. Für Menschen, die er nicht kriegen kann, ist er nicht gefährlich. In den Vordertagen hat er eine solche Entschiedenheit, daß er mit einem Hieb zwei wohlunterstützte Anträge umwirft. Ist der Bär selbst im Sommer faul, so nennen ihn die Sachsen auch „Bär".

Was Sie hier bemerken ist der Elefant (Elephas rumsaufaus). Dieser ist einer von der größten Sorte und wiegt siebzig Centner ungelogen. Er ist sehr gefräßig und verfolgt den Zucker, weßhalb man ihn meist in Gesellschaft jüngerer Bestien in den Konditoreien trifft. Wo ihm die Thüre zu eng ist, geht er durch's Fenster und dann nimmt er gewöhnlich auch die Wand mit. Sein Fell ist beinahe so dick wie das eines Philisters und zuverläßig ist er, daß man Thürme auf ihn bauen kann.

Herr Rabiat: Erklären Sie mir doch, was man eigentlich unter Rüssel zu verstehen hat.

Schalk: Das ist eine sieben bis acht Fuß verlängerte Nase, ungefähr so eine, wie sie manchmal an autonomer Bürgermeister bekömmt. Mit seinem Rüssel schlägt der Elefant manchmal den Leuten die Köpfe ab.

Herr Rabiat: Das ist unglaublich.

Schalk: Treten Sie nur näher, er soll Ihnen gleich einen Beweis seiner Geschicklichkeit geben.

Herr Rabiat: Hören Sie, diese Zumuthung finde ich komisch.

Schalk: Ich wollte blos Ihre Zweifel beseitigen. Unter dem Rüssel bemerken Sie zwei Zähne, die vom feinsten Elfenbein gemacht sind. Er besitzt einen außergewöhnlichen Verstand und sehr kurze Haare, steht mehr auf gute Behandlung, als auf Gehalt und verwendet besondere Sorgfalt auf seine Füßen, um die ihn schon manche Tänzerin beneidet hat. Nunmehr zeigt sich Ihnen

Digitized by Google

der schwarze Bartaffe (simia cum barto comandirto). Sein Aeußeres ist nicht unangenehm, und wenn er eine Brille auf hat, kann man ihn von einem gescheiten Menschen kaum unterscheiden. Er hat eine ganz kuriose Art, sich zu rächen, wenn er geneckt wird. Necken Sie ihn einmal.

Herr Rabiat: Was thut er dann?

Schalk: Dann macht er ein Kompliment mit der Rückseite, und nennt das ignoriren.

Herr Rabiat: Von Affen gibt es wohl vielerlei Sorten?

Schalk: Die sind gar nicht zu zählen. Man unterscheidet sie nach Alter und Farbe. Nach dem Alter gibt es alte und junge Affen. Das Junggaffenthum ist jetzt in der Mode und zeichnet sich durch besondern Radikalismus aus. Im Grunde genommen sind sie aber alle gleich; Affe ist Affe. Wer ihnen zu fressen gibt, dem lecken sie und fletschen die Zähne gegen jeden, der eine andere Farbe hat, als wie sie.

Herr Rabiat: Als wie ich?

Schalk: Sie gehören zu den Maulaffen. Jetzt kommt die Giraffe (Gieraffa aristokratica). Die Giraffe ist der Aristokrat unter den vierfüßigen Thieren. Sie trägt die Nase höher als selbst der Löwe und ihr Rücken ist von der Natur dazu geschaffen, keine Lasten zu tragen, denn wie sie sehen, ist er abschüssig.

Herr Rabiat: Was für einen Nutzen hat das Thier?

Schalk: Das hab' ich noch nicht ergründen können. Nach der Naturgeschichte findet man sie blos im mittlern Afrika, aber ich glaube versichern zu können, daß sie auch anderswo zu Hause ist. Hier sehen Sie ein Bentelthier (philistris weissbierus). Es nährt sich von Kartoffeln, Erbsen, Bohnen und Weißbier. Wenn es eine Landpartie macht, schleppt es alle seine Jungen mit, und die Frau muß die Pfeife nachtragen. In Wäldern hält es sich selten auf, häufiger trifft man es an Orten, wo geschrieben steht: „Hier ist gut ablegenes Landbier zu bekommen." Sein Gang ist langsam und wenn es verfolgt wird, steckt es den Kopf in das Bette und quakt vor Angst wie ein Frosch.

Herr Rabiat: Vertheidigt es sich denn nicht.

Schalk: Es leistet blos passiven Widerstand. Das einzige Nützliche an ihm ist sein Fell, was gehörig gegerbt, gute Schlafmützen gibt. Sein Vaterland ist überall, wo es Weißbier und Nationalgefühl gibt. Betrachten Sie schließlich noch das Rentthier (coorvus couponschneiderius), was auf französisch übersetzt, Rentier heißt. Dieses hat mit dem Bentelthier große Aehnlichkeit und lebt von nichts weiter, als vom Moos, was es sich zusammenscharrt. Wo es geht und steht, wenn es schläft und wenn es wacht, überall denkt es an Moos und wie man das sicher unterbringt. Zehntausend Pfund, das heißt englische — sind dem Rentier keine zu schwere Bürde. Das Gewicht wechselt es alle Jahre. So oft sein Weibchen ein Junges bekommt, wächst ihm ein neues Horn. Wenn sie nicht jung sterben, werden sie mitunter sehr alt, und erklären dann in ihrem Fett, was ihren Nachkommen großes Vergnügen macht, und gesetzliche Erbfolge genannt wird. Nun sind wir fertig.

Herr Rabiat: Es fehlen Ihnen eine ganze Menge interessanter Thiere. Haben Sie denn kein Kamehl?

Schalk: Wie Sie sehen, ist außer Ihnen und mir keines mehr da.

Herr Rabiat: Adieu, ich gehe in die Sitzung.

Schalk: Gute Nacht.

Bonbons.

A. Warum treiben unsere großen politischen Journale so wenig Belletristik?

B. Sie scheuen sich vor den Novellen.

A. Wie hat Die die Produktion der ersten Prager Musikkapelle in der Dominikanergasse gefallen?

B. Schade, daß die Gesellschaft keinen energischen Kapellmeister hat, der den Stock tüchtig zu führen versteht.

A. Warum eifern die czechischen Blätter mit solcher Entschiedenheit dagegen, daß Jemand der erste Edelmann des Reiches genannt werde?

B. Weil diese Ernennung in ihre Kompetenz gehört, da sie ja schon einen ersten Landmann geschaffen haben.

A. War diese Ernennung gerecht?

B. Freilich wohl, denn der Ernannte ist wirklich der erste Landmann, der die Art seiner journalistischen Kollegen bei der Landwirthschaft anwendet: Er drischt nämlich zu seinem Vortheil leeres Stroh.

A. Wo werden die meisten Nachtmützen getragen?

B. Auf dem Kopfe.

A. Warum bleibt die Türkei konsequent?

B. Weil der Türke nicht gewohnt ist, zu Kreuze zu kriechen.

A. Was ist das, wenn man statt „Selbstgefühl" Egoismus sagt?

B. Eine Verdrehtschung.

Ich sage immer, was nützt es, wenn der Mensch noch so viel Herz hat und — was anderes Aloul ist.

Entwurf eines Gemeindegesetzes,

abgefaßt von den Humoristen der „Erinnerungen".

§. 1.

Jedermann steht es frei, eine Gemeinde für sich zu bilden und es darf keine Gemeinde aus mehr als einem Mitgliede bestehen.

§. 2.

Jede Gemeinde wählt aus ihrer Mitte einen Vorstand und eine entsprechende Anzahl Ausschüsse, welche zusammen die Ortsbehörde bilden.

§. 3.

Die Ortsbehörde verwaltet das Gemeindevermögen, und macht, wo es an Vermögen mangelt, Schulden, für welche die ganze Gemeinde haftet.

§. 4.

Der Großgrundbesitz darf aus der Gemeinde nicht ausgeschlossen werden und es liegen ihm sämmtliche Pflichten der Ortsbehörde ob.

§. 5.

Der Gemeindevorstand hat das Strafrecht in der Gemeinde. Der Rekurs gegen seine Entscheidungen wird unter den Tisch geworfen.

§. 6.

Die Beziehungen zwischen den einzelnen Gemeinden regelt das Völkerrecht.

§. 7.

Wer zum Ehrenbürger einer Gemeinde ernannt werden will, muß durch gute Freunde darum ansuchen, die Auslagen für Anfertigung des Diploms und den darüber in der Gemeinde entstandenen Jubel bezahlen, jedoch darüber das tiefste Stillschweigen beobachten und sich ungemein überrascht und er freut stellen.

§. 8.

Will er sich das Diplom durch eine Deputation überreichen lassen, hat er für ein anständiges Kostüme zu sorgen, und die Rede, womit es ihm überreicht werden soll, aufzusetzen und rechtzeitig einzusenden.

§. 9.

Dawiderhandelnde werden zu einem Telegramm, re-

Digitized by Google

spektive zu den Kosten desselben verurtheilt und müssen darüber schimpfen, daß man nicht anders als deutsch telegraphiren darf.

§. 10.

Dawiderhandelnde verfallen den Humoristické listy.

Morgenkaffee-Scene in der Familie eines Diplomaten.

Personen.

Graf von Hennenfleck-Düngerburg, Gesandter eines kleinen Staates in einem kleinen Staate.
Die Gräfin.
Komtesse Christine, sechs Jahre alt.
Dem. Lehmann, deren Gouvernante.
Graf Häuschen, zwei Jahre alt.
Dr. Meyer, dessen Gouverneur.
Lange, Kammerdiener.
Ein Hund.

Die Unterhaltung ist aus dem Französischen übersetzt.

Lange.

(reißt die Zimmer-Flügelthüre auf und verbeugt sich vor dem Grafen, der langsam dem Kaffeetische zuschreitet).

Seine Excellenz!

Der Graf.

Ich schätze es mir zur besonderen Ehre, der Gräfin Excellenz einen guten Morgen zu bieten. (zu Christine) Guten Morgen, Komtesse! (zu Häuschen) Gu'n Morgen, Graf Häuschen! (zu Dem. Lehmann und Dr. Meyer) 'Morg'n! (indem er sich setzt, zur Gräfin) Bitte, Platz zu nehmen! (Alle setzen sich). Lange!

Lange.

Excellenz befehlen?

Der Graf.

Ich empfinde heut keineswegs eine Abneigung dagegen, mir ausnahmsweise zum Kaffee eine Regalia, eine Primera Ambrosia anzünden zu lassen. Bringen Sie mir eine solche.

Lange.

Zu Befehl, Excellenz!

Die Gräfin (flüsternd).

Excellenz könnten mir keine größere Freude, als durch Ertheilung dieses hohen Auftrages bereiten, wenn sich gegen die Ausführung desselben nicht das unmaßgebliche Bedenken aufdränge: ob das so feine Schicklichkeitsgefühl Ew. Excellenz, meine Gegenwart ermessend, nicht den behaglichen Genuß des Rauchens in diesem Zimmer, welches ich das meine nennen darf, einigermaßen zu beeinträchtigen geeignet wäre.

Der Graf

(nachdem er sich die Cigarre angezündet).

Wenn in dieser brennenden Frage noch irgend Etwas beitragen konnte, sie rasch und zu meiner vollen Zufriedenheit zu beendigen, so wäre es Ihre ungesonderte Mitsprache, Ihre so eben vernommene unvorkommende Einwilligung gewesen.

Die Gräfin (etwas spitz).

Sehr gütig! (Sie hustet.)

Der Graf.

Sie hat nicht genug Luft! Ich wünsche eine andere!

Lange.

Zu Befehl, Excellenz!

Komtesse Christine (zu Häuschen)

Graf Häuschen, durch eine unvorauszusehende Fügung im Verlaufe Deines Kaffeetrinkens ist ein, allerdings nicht bedeutender, Theil dieses Bohnensaftes auf Deinem Röckchen zur Erscheinung gekommen.

Graf Häuschen.

Wird wieder 'waschen! Is Sch—muß!

Dr. Meyer (ihn verbessernd).

Es ist eine fast imangenehme Erinnerung an Ihre Haltung, Graf, welche Sie in Hinsicht auf die Tasse beobachteten!

Komtesse Christine (ebenso).

Die verfehlte Bestimmung mehrerer von der Sache abweichenden Tropfen Kaffee's.

Graf Häuschen.

Ich ha's nur 'thaan, um Es'lenz Papa un Es'lenz Mama morgen zu freuen, daß ich's nicht wieder thue.

Komtesse Christine.

Ah, bravo!

Dr. Meyer.

Vortrefflich, Graf, und ich hoffe und erwarte, daß, wenn diese Kaffeeangelegenheit in's Reine gebracht ist, Sie nicht nur morgen, sondern . . .

Der Graf.

Es dürfte mir nicht unwünschenswerth sein, wenn sich dieser kleine Parlamentarismus seinem Ende zuneigte. — Demoiselle Lehmann, wie weit hat sich Komtesse Christine bewogen gefunden, sich mittelst Ihres Dienstes von der Geschichte des erhabenen Hauses Hennenfleck-Düngerburg in Kenntniß zu setzen?

Dem. Lehmann.

Die gnädige Komtesse haben gerubt, meiner schwachen Beschreibung von dem glorreichen Siege des hochseligen Ritters Kuno von Hennenfleck-Schmergelfeld über die Nürnberger Kaufleute entgegenzunehmen und darauf dieselbe fast vollkommen aus dem Gedächtnisse geneigtest wiederzugeben.

Der Hund.

Bau! Bau!

Dr. Meyer (zu Häuschen).

Nicht doch, Graf!

Die Gräfin.

Was wünscht Graf Häuschen?

Graf Häuschen.

(Nach dem Kuchenteller langend.)

S'äßbares Mattejaal!

Die Gräfin.

Nicht doch!

Graf Häuschen.

(Fängt an zu schreien.)

Will s'äßbares Mattejaal!

Der Graf.

(Verdrießlich zu Dr. Meyer.)

Ich sehe nicht ein, warum Sie, Herr Meyer, durch Vorenthaltung dieses Kuchen-Zugeständnisses den Knaben boshaft provociren wollen. (Er nimmt den Kuchenteller.)

Die Gräfin (schnell).

Graf Häuschen haben sich bereits so viel jenes schätzbaren Materials bedient, daß ich Ew. Excellenz den Rath zu ertheilen nicht im Stande bin, Ihrer gütlichen Wohlwollenheit, die ich selbst auf die Eventualität einer Magen-Ueberladung des Kindes hin nicht Schwäche zu nennen wagen würde, Fortdauer zu geben. Ohne daß ich übrigens hierdurch der besseren Erkenntniß Ew. Excellenz in diesem Protektorate vorzugreifen beabsichtigte.

Der Graf.

(Reicht Häuschen ein Stück Kuchen.)

In Berücksichtigung, daß die große Sorgfalt Deiner Mama Excellenz, welche weit entfernt von lächerlicher Bedenklichkeit ist, Eventualitäten aufstellt, die einen Fortpflanzer des hohen Geschlechtes der Hennenfleck-Düngerburgs mit dem gemeinen Bürgerthum identificiren würden, theile ich Dir, Graf Häuschen, das von Dir Gewünschte mit besonderem Vergnügen mit.

Komtesse Christine.

Nicht um einem niedern Gelüste nachzugeben, sondern nur, weil ich dessen hegabläugende Genezigtheit zum Spenden erkenne, ermöglicht sich in mir die Bitte an Excellenz

Digitized by Google

Papa, mir ebenfalls noch ein Stückchen schätzbaren Materials zukommen lassen zu wollen.

Der Graf.

Es ist kein Refus, ist nur die klare Beobachtung und leidenschaftslose Anbetrachtnahme ihrer heut schon vielfach bewährten **autente cordiale** mit dem Kuchenteller, wenn ich die Komtesse Christine ersuche, ihren mir sonst stets angenehmen Anspruch morgen früh zu wiederholen, um sodann einer vielleichtigen Gewährung in künftiger Zeit nicht ganz vertrauenslos entgegensehen zu dürfen.

Die Gräfin.

Demoiselle Lehmann, ich fand neulich in Ihrem Zimmer ein Buch aufgeschlagen, in welchem ich den Ausdruck: „excellenter Schwachkopf" las. Sie würden mich sehr verbinden, wenn Sie sich künftighin nicht herbeiließen, auch nicht, wie ich das als einziges Motiv voraussetze, um Ihren Widerwillen dagegen zu kräftigen, den Giftstoff moderner Schreibe-Effronterie, in der jenes Buch unzweifelhaft wohl gehört, sich zu assimilieren.

Der Graf.

Ich bin entschieden derselben Anschauung. Demoiselle Lehmann, wie die soeben der Gräfin Excellenz entflossene. Lesen Sie lieber Gebetbücher oder Etwas über Gänse, Enten oder andere nützliche...

Dr. Meyer (zu Häuchen).

Still, Graf!

Der Graf.

Was will mein Sohn?

Dr. Meyer.

Graf Häuchen trägt auf eine Umgehung der diesseitigen ehrwürdigen Sitte beim Morgenkaffee an und möchte den hohen Anwesenden seine Gegenwart auf einige Augenblicke entziehen.

Der Graf (zerstreut).

Warum?

Dr. Meyer (etwas verlegen).

Der Graf.... hat mit.... mit innern Angelegenheiten zu kämpfen, welche er zu auswärtigen zu machen beabsichtigt. Das viele schätzbare....

Der Graf.

Lassen Sie ihn schnell hinaus! Das Fait accompli wäre sehr.... (Ein Bediener bringt dem Kammerdiener eine Meldung). Was gibt's, Lange?

Lange.

Der bürgerliche Kaufmann Gerlinger, welcher Ew. Excellenz seit vier Jahren ein und denselben schriftlichen Neujahrs-Wunsch zuzustellen wagte, bittet äußerst dringend um hochgeneignete Erlaubniß, Ew. Excellenz obschon wir im Monat August sind, solchen mündlich wiederholen zu dürfen.

Der Graf (aufstehend).

Diese Freundlichkeit bürgerlicher Wesen hat zuweilen etwas Zudringliches und Belästigendes, dem man sich jedoch zu entziehen und mit einigen Worten zu entgegnen nicht immer im Stande ist. (Krüg den Kopf senkend.) Ich rechne es mir übrigens zur besonderen Ehre, bei dieser Gelegenheit meiner hohen Gemalin nochmals einen guten Morgen wünschen zu können. (Zur Komtesse.) Guten Morgen, Komtesse! (Zu Dem. Lehmann und Dr. Meyer.) 'Morg'n! (Ab.)

Der Hund.

Bau! Bau!

Kleine Prager Chronik.

Der März geht zu Ende und unser Landtag dauert fort. Der Provinzialparlamentarismus wird noch nicht aufhören und gar viele Leute werden wissen, auf welche Weise sie ihre Vormittage todtschlagen, welche sie regelmäßig auf den Galerien im Landhause zubringen. Besonders jenen Damen ist Glück zu wünschen, die bisher regelmäßig und mit vieler Aufmerksamkeit den Wortgefechten der einzelnen Parteien folgten und es niemals unterließen, zwei- bis dreimal über alle Bänke weg von ihren Sitzen und auf diese zurück sich zu bewegen, wobei sie in höchst harmloser Weise Jedermann den Anblick ihrer Beine bis über die Knie hinauf gewährten. Wer will nun noch behaupten, daß politische Interessen nicht wichtiger sind als alle anderen, wenn es Frauen gibt, welche ohne Bedenken die Schwächen ihrer Formen offenbaren, nur um kein Wort der für die Damenwelt hochinteressanten Debatte über Reorganisirung der Technik zu verlieren. Wie unsere Leser wahrscheinlich schon aus andern Journalen erfahren haben werden, hatten wir in den letzten vierzehn Tagen eine Manifestation des friedlichen Geistes unserer Stadt. Eine Schar politisch gereifter Gassenjungen brachte dem Direktor der technischen Lehranstalt eine Katzenmusik und schlug ihm die Fenster ein, um ihn dafür zu strafen, daß er es gewagt hatte, mit der Majorität des Hauses zu stimmen. Daß der von dieser Ovation betroffene Herr eine kranke Gattin hatte, welche von dem Schreck den Tod hätte haben können, daß er überdies ein krankes Kind im Hause hatte, darauf wurde keine Rücksicht genommen, er hatte mit der Majorität gestimmt und mußte von der Hoffnung unserer Zukunft, von der edlen Jugend gestraft werden. Und für solche Skandale, für solche unverzeihliche Exzesse hatten jene Blätter kein Wort der Mißbilligung und Rüge, welche ellenlange Artikel schreiben, wenn es Jemand wagt in einem Privatzirkel satyrische Gedichte vorzutragen, oder die Koryphäen der Partei bei ihren Taufnamen zu benennen. Es ist nicht mehr komisch, es ist schon lächerlich mit welcher Pretention eine gewisse Partei alle Freiheiten für sich ausbeutet und Zeter und Mordio schreit, wenn die Gegenpartei nur einen schwachen Versuch macht, auch sich von dieser Freiheit etwas zuzueignen. Weil es die „Prager Morgenpost" gewagt hat, die Herren Rieger und Palacky, welche bekanntlich beide Franz heißen, denn auch Dr. Rieger hieß schon Franz, bevor er Ladislaus wurde, „Fränze" zu nennen, entblöden sich die Národní listy nicht, das genannte Blatt bei den Behörden wegen Uebertretung des §. V der Strafsuovelle zu denunciren und erklären eine solche Benennung für eine „Ehrenbeleidigung!" Arme Leute, die ihr Franz heißt, ihr müßt euere Namen verläugnen, ihr müßt entweder alle Ladislause werden, oder aber einen Prozeß einbringen bei dem Orakel in der Rosengasse, bei dem Donnerer der Prager Himmel, bei dem patentirten Erfinder der Dieschkegelliteralur! Es ist aber auch unverzeihlich, wie sich die „Prager Morgenpost" erkühnen kann, mit den Männern der Gegenpartei Spaß zu treiben, während es doch kein czechisches Blatt wagt, von den Männern der deutschen Partei anders als mit der größten Hochachtung zu sprechen. Oder hat schon irgend Jemand in den „Humoristické listy", diesem Central-Organ der nationalen Feinheit und Galanterie, diesem Universal-Lexikon der tolerantesten und humansten Gesinnung irgend ein Schimpfwort, irgend eine unzarte Bemerkung gefunden? Es hieße die Gerechtigkeit in's Gesicht schlagen, wenn man Etwas behaupten wollte. In diesen Kreisen weht liebevolle Brüderlichkeit, Sanftmuth und Toleranz, die Grundzüge des Taubencharakters der czechischen Nation.

Aber es ist Frühjahr und da schlägt Alles, was den Jahreszeiten und den Krankheiten unterliegt, aus, da schießt der gute Same so wie das Unkraut in die Höhe und wir müssen demnach Geduld haben mit Schwächen, die nur zu sehr der Zeit unterworfen sind und mit der Zeit eben so verschwinden werden, wie sie in der Zeit erschienen. Auch darf man Leuten, denen im Interims-Theater zweimal wöchentlich die Fata morgana voll verlockender Bilder vorgeführt wird, nicht übel nehmen, wenn sie sich daran gewöhnen, überall Phantasiegemälde zu sehen und davon zu sprechen und zu schreiben, als wenn sie wirklich existirten. Das Interims-Theater wenigstens rechtfertigt die Eile, mit welcher es ertehen mußte. Seit seiner Eröffnung ist die dramatische Poesie zu niegeahnter Höhe

Digitized by Google

emporgestiegen, es sind schon zwei, sage zwei Originalstücke — durchgefallen und wenigstens hundert Uebersetzungen aus der Literatur der verhaßten Erbfeindlinge aufgeführt worden, nur um der Bevölkerung zu zeigen, wie tief die deutsche Literatur unter der czechischen steht. Der Dramaturg der Bühne versorgt das Repertoir unter den verschiedensten Namen mit Uebersetzungen aus dem Deutschen, vorzüglich aber mit solchen, in welchen seine Frau die ersten Rollen hat. Eine solche Opferwilligkeit ist nachahmungswürdig, und beweist, daß der Patriotismus mitunter sehr einträglich sein kann. Interessant wird jedenfalls die Beobachtung der Entwicklung dieses Theaters zu einer Zeit, bis die Trennung vom k. Landestheater gänzlich durchgeführt ist, und die Zuschuß an Mitteln und darstellenden Kräften von diesem zu erwarten ist. Dann wird es sich ganz deutlich zeigen, ob die mit vieler Anstrengung gesammelten Abonnenten ein anständiges Theater zu erhalten im Stande sind, welches wohl kaum mit einer größeren Subvention als das deutsche wird bedacht werden können, da es die städtischen Patrioten unmöglich zugeben werden, sich auf Kosten der deutschen Steuerzahlenden unterhalten zu wollen. Auf das deutsche Theater wird diese gänzliche Trennung nur vortheilhaft wirken, da abgesehen von der Konkurrenz des Grobteuren auch noch alle demselben zugehörenden Kräfte demselben verbleiben und nicht so wie jetzt, hier und drüben verwendet werden. Die Wahl, den Centralpunkt des Wiener Musikenthusiasmus, werden wir wohl schwerlich zu hören bekommen, denn sie schätzt sich selbst unendlich hoch und verlangt für einen Abend mehr, als das ausverkaufte Theater an zwei Abenden einzutragen im Stande ist. Vielleicht gelingt es dennoch den Anstrengungen des Direktors Thomé, sie uns ein- bis zweimal vorzuführen, und wenn es nicht möglich sein wird, nun dann wollen wir uns mit den Berichten der Wiener Journale begnügen und uns mit dem Gedanken trösten, daß unser Geld auch einen guten Klang hat und wir nichts dabei verlieren, wenn es in unseren Säcken bleibt. Die Oper „Rizzio", die einzige Novität in der letzten Zeit, welche zum Benefice unseres vortrefflichen Bachmann zur Aufführung kam, hatte einen anständigen Erfolg. Sie ist melodiöser als die vor ihr aufgeführte Oper „Concino", soll jedoch des genialen Aufschwunges entbehren, welcher die letztere durchweht und dem Komponisten eine große Zukunft prognosticiert. Es erübrigt nur noch, des Konzertes der talentvollen Pianistin Auguste Kolar zu erwähnen, welches sie vor ihrer demnächst anzutretenden Kunstreise gab und welches neuerdings von der vorzüglichen Begabung und ausgezeichneten Kunstfertigkeit dieser jungen Dame Zeugniß gab. Wir sind überzeugt, daß sie überall, wo sie auch konzertiren mag, Bewunderung und Anerkennung finden wird, wie sie dieselben schon im verflossenen Jahre in Paris fand.

Auflösung

des Preis-Rebus im VI. Hefte der „Erinnerungen":

O Königin, das Leben ist doch schön!

Die erste richtige Auflösung für Prag hat Herr Dr. Emminger eingesendet.

Die erste richtige Auflösung in einem Umkreise von zwanzig Meilen hat Fräulein Marie von Schönfeld, beim Herrn k. k. Statthaltereirath Krouer in Auscha eingesendet.

Die erste richtige Auflösung für weitere Entfernungen übersendete Herr Adolf Krämer in Wien.

Ueberdies wurden richtige Auflösungen eingesendet von den Herren: Raimund Punschl, A. J. Waraus, Klemens Ritter von Weyrother, Gabriel Biener, Mathias Wehli, R. Wettig, Paul Tiefenbach, Josef Chwala, F. Ebermann, Josef Duffek, Otto Müller, Franz Dedecra, Kamill Rode und Ernst von Pitterdorn.

Auflösung

der von Herrn Paul Tiefenbach eingesendeten Charade im VI. Hefte der „Erinnerungen":

Rindvieh.

Richtige Auflösungen haben eingesendet: Die Herren Franz Wolter, Arnold Segen, Karl Weber und Eduard Maschek

Charade.

Von Paul Tiefenbach.

Die Erste ist ein halber Chan,
Die Zweite ist nur halb zu rathen,
Die Dritte ist zur Hälfte dein,
Das Ganze kannst Du nun errathen.

Rebus.

1. N. L. brut. 2. A $\frac{24}{22}$ $\frac{}{:2}$ Tn

Korrespondenz der Redaktion.

Herrn F. Ebermann hier: Der größte Theil Ihrer Sendung wird verwendet, aber die Preise, so wie die Bestimmung der Art ihres Erringens müssen wir uns gänzlich vorbehalten.

Herrn Paul Tiefenbach hier: Wir danken sehr und bitten nur so fortzufahren.

Fräulein Marie v. Schönfeld in Auscha: Gut gerathen. Die ämtliche Bestätigung war überflüssig. Der Poststempel beweist eben so viel.

Fräulein A. M.... in Prag: Sie lieben, denken darüber nach und fassen Ihre Gedanken in Worte, welche wir abdrucken sollen? Vergessen Sie nicht, daß die Gedanken sehr oft das Grab der Liebe sind und folgen Sie des Dichters Worten:

Doch das gar zu viele Denken
Ist bedenklich, wenn man küßt; —

Weine lieber, liebe Seele,
Weil das Weinen leichter ist.

Es ist besser, Sie weinen, als wir nehmen Ihre Gedichte auf und — unsere Leser weinen.

Herrn Karl P., Konrad H., Arthur Fröhlich, W. L.: Abgelehnt.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Papier und Druck des art.-typ. Instituts von Carl Bellmann in Prag.

Digitized by Google

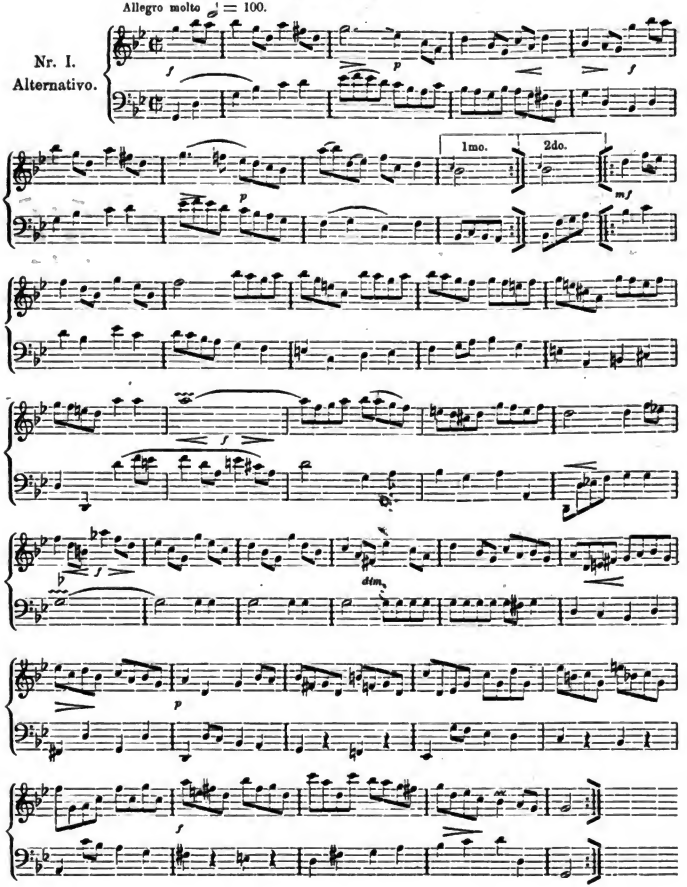
Gavotte von J. S. Bach,

gespielt von Alfred Jaël in dem in Prag im Jänner 1863 gegebenen Concerte.

(Componirt 1734.)

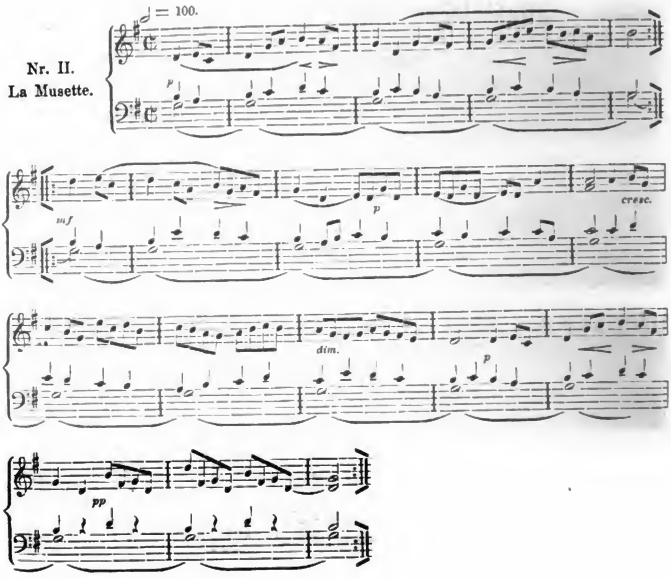
Allegro molto ♩ = 100.

Nr. I. Alternativo.



Digitized by Google

Nr. II.
La Musette.



Digitized by Google

Erinnerungen.

Illustrirte Blätter für Ernst und Humor.

Band 83. (Drei und vierzigster Jahrgang.) **Heft VIII.**

Der Teufel der Mode.

Roman in vier Büchern von Julius Rosen.

(Fortſetzung.)

Der elegante junge Herr, welcher auf Käthens Hilferuf herbeigeſprengt war, wollte Hans, als dieſer zu Bertha's Rettung in das Haus ſtürzte, nacheilen, aber Käthe hielt ihn zurück.

„O, nun iſt es nicht mehr nöthig, daß Sie hineingehen, gnädiger Herr," ſprach ſie, „mein Bruder Hans iſt Mann genug, um zehn ſolche Feinde, wie Bertha's Entführer einer iſt, zu bewältigen."

„Nun, dann will ich Sie nach Hauſe führen, mein ſchönes Kind, auf daß nicht ein neuer Schurkenſtreich an Ihnen verſucht werde," entgegnete der junge Mann.

„Ich danke, gnädiger Herr," antwortete Käthe, halb verſchämt und halb neugierig zu ihrem Begleiter emporſehend, „Sie werden Ihre Zeit verlieren."

„Ich verliere Sie gern, wenn ich Ihnen nur dienen kann. Kommen Sie."

Käthe ſah dem jungen Manne in's Geſicht. Er hatte, wie ihr ſchien, ein Paar gutmüthige, treue Augen, und ſah überhaupt ſo mild und gut aus, daß ſie vergaß, ſie müſſe den Bruder und die Freundin erwarten, und ſeiner Aufforderung folgend, den Weg durch den Wald einſchlug.

Der junge Mann folgte ihr, ſein Pferd beim Zügel führend.

„Sie ſind aus Moor, mein ſchönes Kind?" fragte der junge Mann.

„Allerdings, gnädiger Herr," antwortete Käthe. „Meine Mutter beſitzt ein kleines Häuschen am Ende der Stadt."

Digitized by Google

„Und Ihr Vater?"

„Mein Vater ist todt. Der gute Vater ging gar zu früh hinüber. Sie wohnen auch in Moor, gnädiger Herr?"

„Ich bin nur zu Besuch gekommen, mein schönes Kind. Wie heißen Sie doch?"

„Käthe, gnädiger Herr."

„Mein schönes Käthchen könnte mich aber dazu verleiten, in Moor zu wohnen."

Käthe wurde purpurroth, sah zur Erde und antwortete nichts.

„Die Lage der Stadt," fuhr der junge Mann fort, „ist reizend, und da sie überdies so reizende Mädchen in sich schließt —"

„Gnädiger Herr," unterbrach ihn Käthe, „Sie treiben Ihren Scherz mit mir. Allerdings ist das Städtchen schön, aber die reizenden Bewohnerinnen müssen Sie in den prächtigen Landhäusern suchen und nicht in den Hütten der Armuth. Wir armen Mädchen haben weder Putz noch Schmuck, und können unsere Haut nicht schützen vor den Sonnenstrahlen, wir sind häßlich, wie es eben die grobe Arbeit ist, welche wir verrichten."

Der junge Mann hatte lächelnd, jedoch sehr aufmerksam zugehört. Er blieb stehen und ergriff Käthens Hand.

„Häßlich, sagen Sie," sprach er, „nicht doch. Die Damen aus der Stadt mögen zart und fein sein, und ihre Haut sorgsam wahren vor dem Braunwerden, sie mögen gelehrt und liebenswürdig sein in ihrer Weise, trotzdem sind sie nicht schön in meinen Augen. Haben Sie schon einen Blumenstock hinter dem Fenster gehabt? Wie zart und kränklich ist der, wie sorgsam müssen Sie ihn vor jedem Luftzug verschließen, auf daß er nicht zu Grunde gehe. Wie schön und kräftig ist neben ihm die Blume des Feldes, der kräftigen Erde entsprossen, zur Blüthe getrieben durch Sonnenwärme und Licht. Eine solche Feldblume sind Sie, mein schönes Käthchen, schöner als alle die Treibhauspflanzen da in den prächtigen Häusern."

Käthen trieb es, dem jungen Mann, welcher so lieb zu ihr sprach, die Hand zu entziehen, es war ihr, als begehe sie ein Unrecht damit, daß sie es nicht that, und doch that ihr dies Unrecht zu wohl, als daß sie so ohne weiters ihrer inneren Stimme gefolgt hätte.

„Sie antworten mir nicht, Käthchen," sprach vorwurfsvoll der junge Mann.

„Was soll ich sagen?" sprach Käthe.

„Sagen Sie, daß Sie froh sind, eine frische, kräftige Blume des Thales zu sein, die selbst das Auge eines Königs freuen müßte. Sagen Sie, daß Sie wissen, wie schön und entzückend Ihre Blüthe ist."

Käthe sah unschuldsvoll in das Auge des jungen Mannes und schüttelte mit dem Kopfe.

Dieser, eingenommen von dem Reize und der Unschuld des Mädchens, drückte einen Kuß auf ihre Hand, welche ihm jedoch zur Strafe entzogen wurde.

„Sie sind böse, Käthchen?" fragte der junge Mann.

„Muß ich nicht," entgegnete sie schmollend, „da Sie mich zum Besten haben."

„Bei Gott, Sie irren sich," betheuerte der junge Mann. „Was ich sagte, ist meine beste innerste Ueberzeugung. Wollen wir aufrichtig mit einander sein, Käthchen. Sie haben mir so sehr gefallen, daß ich unglücklich wäre, wenn dies erste unser letztes Zusammentreffen sein sollte. Ich hoffe, Sie werden gnädig mit mir sein und mir Gelegenheit geben, Sie wiederzusehen. Ich bin ein ehrlicher Mensch, der nichts Arges im Schilde führt. Glauben Sie mir?" Er hatte abermals ihre Hand ergriffen und die Gluth, mit welcher er sie drückte, bebte Käthen in allen Pulsen. Sie ließ ihm ihre Hand und antwortete nicht.

Er aber zog einen prachtvollen Ring vom Finger und steckte ihn an Käthchens Hand. „Zum Zeichen, daß Sie mir erlauben, Sie wiederzusehen, nehmen Sie diesen Reif," sprach er; „er soll Ihnen Bürgschaft sein für die Aufrichtigkeit meines Wollens."

Käthe ließ es geschehen. Sie schien betäubt. Ein Meer von Gedanken durchwogte ihr Hirn. Es war ihr, als ob mit diesem Ring die Kette ihres früheren Lebens beendet, als ob ihre Jugend voll Drangsal und Liebe verflossen und ihr ein neues Leben eröffnet wäre, das sie mit aller Macht lockte und doch wieder abstieß, denn die Perspektive einer glänzenden Zukunft endete in einem Chaos schreiender Farben, in einem getrauen Bilde einer zerrissenen Menschenseele. Und doch glänzte das Bild im herrlichen Lichte. Es war zu reizend, auf daß sie, so nahe der Pforte ihrer Traumschlösser, hätte umkehren sollen zur Hütte der Armuth. Sie hielt ihn fest, den Reif, welcher die Blüthe ihrer kindlichen Seele versengt hatte, und drückte die Augen zu, um blind die Grenze zu überschreiten, welche ihre makellose Gegenwart von einer vielleicht bemakelten Zukunft trennte.

Der junge Mann beobachtete den Kampf in ihrer Seele. Daß sie den Ring behielt, war ihm genug. Er küßte ihre Hand, flüsterte: „Auf Wiedersehen!" und fort war er, verschwunden im Dunkel des Waldes."

Käthe aber eilte spornstreichs nach Hause. Sie hatte keine Ruhe, als bis sie in ihrem Kämmerchen saß und die ganze Scene noch einmal im Geiste durchspielte. Sie betrachtete den flimmernden Ring, aus den hundert Flächen des Diamantes strahlte ihr das eigene lächelnde Antlitz entgegen, sie weinte, ohne zu wissen warum, und war doch mit sich selbst zufrieden. Bertha sollte Alles erfahren, der Mutter aber wollte sie ihr Abenteuer nicht vertrauen.

Drittes Kapitel.

Eduard Sommer, so hieß der elegante Reiter, sprengte auf dem kürzesten Wege aus dem Walde hinaus und der Stadt zu. Ein heiteres Lächeln umspielte seine Züge, sein Abenteuer hatte ihn offenbar in gute Laune versetzt. Doch wir müssen die Leser mit demselben näher bekannt machen.

Eduard Sommer war ein reicher Banquier.

Digitized by Google

Als dem Sohne eines reichgewordenen Kaufmannes waren ihm in seiner Jugend alle Vortheile des Reichthumes zu Statten gekommen. Er hatte vortreffliche Lehrer gehabt und wußte demnach mehr, als in der Regel die Söhne reicher Leute zu wissen pflegen. Sein Geist hatte jedwede Bildung erhalten und hierbei war ihm seine Wißbegierde und der Drang, Alles, was sein Interesse erweckte, in der Gänze zu erfassen und zu kennen, von sehr großem Vortheile gewesen. Er hatte sich aber auch frühzeitig in guter Gesellschaft bewegt und hierdurch die feinen Sitten des Adels, die glatten Manieren des Salons lieben und üben gelernt. Er war ein Weltmann durch und durch, sogar darin, daß er diese äußere Glätte auf Kosten seines Gemüthes, seiner Herzensbildung gewonnen hatte. Um die Geschäfte seines Vaters hatte er sich nie bekümmert. So lange dieser lebte, sah er es nicht gern, wenn sich Jemand, ja selbst der Sohn, in seine Verrichtungen mengte, und nach des Vaters Tode hatte er mit der Erbschaft die verläßlichen Diener derselben übernommen und hatte es wieder nicht nothwendig, seine Lebensweise zu ändern. Er hatte große Reisen gemacht, der Kunst und den Künstlerinnen gehuldigt, hatte überall, wo er mit seiner in Brillanten strahlenden Hand angeklopft hatte, Eingang gefunden, und niemals Gelegenheit gehabt, zu erkennen, daß auch dem Reichthum nicht Alles zugänglich sei. Er hatte endlich, als ihm sein Vater eine reiche Braut zuführte, geheiratet und war in seiner Ehe so glücklich, wie man es überhaupt nur sein kann, wenn man die Ehe als ein gutes Geschäft betrachtet. Er ließ sich durch seine Verheiratung in der gewohnten Lebensweise nicht stören und überfah die traurigen Mienen seiner Gattin, wenn es ihr einfiel, solche zu machen.

Anders verhielt es sich mit dieser. Helene Sommer war ein schönes junges Weib, das wohl eine Konvenienzheirat geschlossen hatte, aber darum nichts von ihren mädchenhaften Ansichten über Liebesglück und Ehe verlor. Sie hatte zu der Heirat mit Eduard eingewilligt, weil ihr der junge elegante Mann gefiel und dem Bilde entsprach, welches sie sich von ihrem künftigen Gatten entworfen hatte. Dieses Gefallen verwandelte sich nach und nach in Liebe und steigerte sich bis zur heftigsten Leidenschaft, denn Eduard, wenn auch ohne tiefes Gefühl, that äußerst zärtlich mit seiner jungen Frau, die außer dem, daß sie eben seine Frau war, in seinen Augen gar keine schlechte Eigenschaft hatte und überdies ein schönes Weib war. Er war ihr auch während ihrer zweijährigen Ehe nicht untreu geworden, nicht etwa aus Tugend, sondern weil er keine Gelegenheit und keine Luft dazu hatte, und so lebten sie denn ein glückliches zufriedenes Dasein, das nur manchmal durch die Ausflüge ihres Gatten zu Freunden und Bekannten, die er ungebührlich lange ausdehnte, getrübt wurde. Eduard Sommer hatte seiner Frau und seinem ein halbes Jahr alten Kinde eine Villa in Moor gemiethet und besuchte sie daselbst einigemale in der Woche. Ein solcher Besuch war es, der ihn mit Käthen zusammenführte und der verhängnißvoll werden sollte für das Glück zweier Familien.

Helene, eine schlanke und doch volle Blondine, stand, ihren Knaben am Arme, beim Gartengitter und wartete sehnsüchtig auf den Gatten. Das Kind hatte seine Aermchen um den Hals der Mutter geschlungen und machte Miene zu schlafen.

„Sei munter, mein Herzenskind," sagte Helene zu dem Knaben und küßte seine rothen Bäckchen, „Papa kommt gewiß und würde zürnen, wenn sein Junge ihn nicht erwartete." Aber der kleine Eduard nahm sich Mama's Bitten nicht sehr zu Herzen, er gähnte und legte das Köpfchen auf ihre Schulter.

„Hörst Du," sagte die Mutter wieder, „er kömmt, ich höre den Hufschlag seines Pferdes." Sie trat vor das Gitter auf die Straße.

Wirklich sprengte in diesem Augenblicke Eduard daher und machte seiner Gattin kein besonders freundliches Gesicht.

„Du kommst so spät, Eduard," sprach vorwurfsvoll die Frau, „der arme Kleine kann kaum mehr die Augen offen halten."

Eduard war abgestiegen, hatte sein Pferd einem Diener übergeben und reichte seiner Frau den Arm. „Du bist unvorsichtig, Helene," sprach er, „Dich und das Kind der Abendluft auszusetzen. Der Herbst nähert sich und die Abende werden kühl. Konntest Du mich nicht im Zimmer erwarten?"

„Es litt mich nicht, mir war so bange, ich hatte Sorge um Dich."

„Du bist kindisch."

„Mag sein, aber die Liebe macht mich dazu und Du mußt mich demnach auch kindisch lieb haben. Noch nie fühlte ich mich so einsam, wie heute, noch nie wäre ich so gerne Dir entgegengeflogen, wenn ich nicht wüßte, daß Du das nicht liebst. Mir ahnte, es müsse Dir ein Unglück geschehen sein und ich hätte, um mir die Brust zu erleichtern, gerne geweint, wenn ich mich nicht vor mir selbst geschämt hätte. Bist Du böse ob dieser Sorge um Dich, Eduard?"

Er küßte sie zur Antwort auf die Stirne und sie traten in den Salon.

Eine Tante Helenens, welche sich mit einer erklecklichen Anzahl alter Frauen daselbst befand, nahm Eduard in Beschlag und befragte ihn über die Tagesbegebenheiten der Residenz.

Helene brachte inzwischen den Knaben zur Ruhe, schlüpfte sodann an die Seite ihres Gatten, dessen Hand sie in der ihrigen hielt, und hörte all' den tausend Fragen und tausend Antworten über Hof, Gesellschaft, Theater u. s. w. geduldig zu, in der sichern Hoffnung, Eduard werde heute wie er es immer that, mit ihr auf den Balkon treten und sie werde mit ihm, von der herrlichen Sommernacht umgeben, umbraust von den Wellen des vorbeieilenden Stromes, berauscht von der Göttlichkeit des Sternenhimmels eine süße Stunde der Liebe verleben, wo er nur ihr allein, ausschließlich nur ihr angehören sollte. Ihre Erwartung wurde diesmal getäuscht.

Nach dem Souper schützte Eduard ein Unwohlsein vor und zog sich auf sein Zimmer zurück. Er wollte

Digitized by Google

der zärtlichen Liebe seiner Frau ausweichen, sie genirte ihn, denn in seinem Herzen fand sie keinen Wiederhall. Es waren keine Gewissensbisse, welche es ihm unlieb machten, ihrer Zärtlichkeit zu begegnen, es war lediglich Bequemlichkeit, die ihn die Einsamkeit suchen hieß, auf daß er ungestört über die Mittel und Wege, Käthchens Liebe zu erringen, nachdenken und nicht in die Lage kommen könne, seine Frau belügen zu müssen, wenn diese nach der Ursache seiner Verstimmung forschte.

Beide Gatten hatten eine unruhige Nacht. Helene ließ die Sorge um ihren Mann und dessen Liebe nicht schlafen, und Eduard, der seit seiner Verheirathung behaglich und ohne Aufregung gelebt, hatte zum ersten Male wieder Feuer gefangen und schmiedete Pläne, um sein treues Weib zu hintergehen. Während dieses gegen Morgen in einen unruhigen Schlummer verfallen war, stand er auf und begab sich in den Garten. Lustwandelnd in der frischen Morgenluft war er bald zu einem Entschlusse gelangt. Er beschloß, in der Residenz ein kleines Häuschen zu miethen, Käthchen, auf deren Liebe er hoffte, dahin zu bringen, und sich also eine petite maison zu schaffen, von welcher nur seine intimsten Freunde wissen sollten, denen er, wenn das erste Feuer beglückter Liebe abgelöscht sein würde, den Zutritt dahin gewähren wollte. Die Residenz ist groß und Helene erfährt nichts, so dachte er seelenvergnügt und säbelte mit der Reitgerte die Blumenkronen ab.

Da rief es plötzlich hinter ihm: „Pst! Pst!“

Verwundert wendete sich Eduard um und erblickte den unsern Lesern schon bekannten Franz, welcher ihm winkte stehen zu bleiben.

„Was willst Du, Bursche?“ fragte der Banquier.

„Sind Sie Herr Eduard Sommer?“

„Der bin ich, was soll's?“

„Ich habe einen Brief an Sie zu bestellen, gnädiger Herr,“ antwortete Franz und überreichte ihm ein Schreiben.

„Von wem ist dieser Brief?“ fragte Eduard.

„Ich weiß es nicht, und habe ihn von einem kleinen Mädchen übernommen, daß nicht hoch genug war, die Schnalle der Gartenthüre zu erreichen und demnach, ohne Lärm zu machen, nicht in den Garten kommen konnte. Gefällig, wie ich immer bin, nahm ich dem Kinde den Brief ab und übergebe ihn an seine Adresse.“

Eduard reichte dem Burschen ein Silberstück und dankte ihm für seine Mühe.

Dieser scharrte, äußerst erfreut, hinten aus und verließ den Garten. Eduard erbrach den Brief und las. Je weiter er aber las, desto verwunderter wurde er. „Es ist merkwürdig,“ sprach er zu sich selbst, „wer ist es, der meine Gedanken erräth, noch ehe sie ihre Geburtsstätte verlassen haben? Wer ist dieser Freund, der mir seine Hilfe anbietet zur Erreichung meiner Pläne? Ein Engel kann's nicht sein, denn Engel reichen ihre Hand nicht zum Falle der Unschuld, und ein Teufel? A bah, Engel oder Teufel, er will gegen gute Bezahlung dienen und ich bezahle, da ich seiner Dienste bedarf. Wie war's doch nur?“ Er nahm den Brief nochmals zur Hand und las: „Mein Herr! Sie sind gestern mit Käthchen Boller bekannt geworden und haben Gefallen an dem Mädchen gefunden. Ihr sehnlichster Wunsch ist es, die Liebe desselben zu erringen und hiezu will ich Ihnen unter den unten angegebenen Bedingungen behilflich sein. Das Mädchen zu bethören wird wohl die leichteste Mühe sein, denn sie ist jung, feurig und vergnügungssüchtig. Da sie aber ehrlich ist, müssen Sie sich, bevor Sie Ihr Ziel erreicht haben, für unverheiratet ausgeben, denn nur, wenn Sie ihr die Heirat versprechen, wird sie Ihnen folgen. Aber sie hat einen Bruder von ungeheuer spießbürgerlichen und lächerlichen Grundsätzen, der jede seiner Familie angethane Schmach mit Blut rächen würde. Dazu will ich es aber nicht kommen lassen, denn Sie müssen wissen, daß ich mich für Sie bedeutend interessire. Diesen Bruder auf irgend eine Weise bei Seite zu schaffen, soll meine Aufgabe sein, zu deren Durchführung ich aber 2000 Gulden benöthige. Wollen Sie diese unter den am Fensterstms der Waldkapelle befindlichen Stein legen, so werden Sie die näheren Instruktionen dort finden. Ein Freund.“

„Beim Teufel, das will ich,“ rief der junge Mann; „ich wage ja nichts dabei. Hält der unbekannte Freund sein Wort, soll er mehr, viel mehr erhalten, denn die Sache wird mir immer interessanter, und es reizt mich, sie zu Ende zu führen, sollte es auch mein halbes Vermögen kosten.“ Er kehrte in das Haus zurück und trat in das Speisezimmer, wo eben das Frühstück servirt wurde. Helene befand sich bereits dort und flog ihm entgegen. „Gott sei Dank,“ rief sie ihm zu, „Du bist wieder wohl, denn Du hast bereits einen Spaziergang gemacht. Nicht wahr, Eduard, Du bist nicht mehr krank?“

„Ich bin vollkommen wohl, mein Kind, und da ich gestern Abend Deine Gesellschaft nicht genießen konnte, bleibe ich heute hier.“

„Vortrefflich, Du guter, lieber Mann,“ jauchzte Helene und hüpfte seelenvergnügt an seinen Hals. „O wie wollen wir den Tag genießen. Vormittags führe ich Dich im Garten herum und zeige Dir alle die Blumen, welche ich für Dich gepflegt habe. Nachmittags gehen wir in's Wäldchen spazieren. Das ist ein stilles trauliches Plätzchen für Liebende und das sind wir doch? Nicht wahr, Du Guter, Du liebst mich noch?“

„Wozu diese Fragen, Helene?“ entgegnete ungeduldig der Banquier; „wenn Du von meiner Liebe keine anderen Beweise hättest, als meine Worte, stände es schlecht um Dein Glück, denn Du weißt, daß ich nicht viel Worte mache und überhaupt das zur Schautragen der Neigungen nicht liebe. Dein Programm für den Vormittag nehme ich übrigens an, doch Nachmittags muß ich Dich verlassen, da ich einen Freund aus der Jugendzeit besuchen will, der eine halbe Stunde von Moor entfernt einen Landsitz hat und, wie ich gewiß weiß, sich dort befindet.“

„Das ist sehr traurig,“ seufzte die junge Frau, „ich werde meinen Spaziergang allein machen müssen.“

Digitized by Google

„Wenn ich Dich um Etwas bitten darf, Helene, so ist es, daß Du den Spaziergang nicht allein oder besser gar nicht machst. Es gibt so viel Gäste aus der Residenz hier, es könnte Dich einer Deiner vormaligen Verehrer sehen und ansprechen und das — ich muß es nur gestehen, das würde mich sehr unglücklich machen."

„Du bist eifersüchtig," jubelte Helene, „o Du mein prächtiges Männchen, eine größere Freude hättest Du mir nicht machen können, denn nun weiß ich auch, daß Du mich liebst. O gehe nur zu Deinem Freund, unterhalte Dich, sei fröhlich, auch ich will es sein. Mein Garten ist geräumig genug für mich und meinen Eduard, und es soll uns, ich gebe Dir mein Wort darauf, nicht einmal der Schatten eines Mannes zu sehen bekommen."

Eduard war zufrieden, seine List war ihm gelungen und Helene, fröhlicher denn je, führte ihn den ganzen Vormittag im Garten herum, um ihm zu zeigen, wie sie an jede Blume, an jeden Grashalm fast die Erinnerung an ihn und seine Liebe angeknüpft hatte. Und er, der Falsche, that Alles, um sie in dem süßen Wahne zu erhalten. Er überschüttete sie mit Zärtlichkeiten, er klagte über sein Schicksal, das ihm nicht erlaubte, immer an der Seite seines treuen Weibes sein zu können, und herzte sein Kind, das ihm doch fast gleichgiltig war, da er die Mutter nicht liebte.

Gleich nach Tische ließ er sein Pferd satteln und sprengte davon, um — seinen Freund zu besuchen.

Viertes Kapitel.

In einem Gasthofe außerhalb der Stadt stellte Eduard sein Pferd ein und begab sich in das Wäldchen. Mitten in demselben, in immerwährendes Dunkel eingehüllt, stand eine kleine, der Mutter Gottes geweihte Kapelle, in der jedoch nur wenige Spaziergänger eintraten, um ein kurzes stilles Gebet zu verrichten. Schmuckos war die Einrichtung derselben. Ein kleiner hölzerner Altar, darüber ein Muttergottesbild, verblichen und fast unkenntlich, vor demselben ein zinnernes Lämpchen, das jedoch nur an hohen Festtagen brannte, einige roh gezimmerte Bänke und zwei alterthümliche, ringsum geschlossene Beichtstühle, das war die ganze Ausstattung des kleinen Bethauses. Die aus sechseckigen in Blei gefaßten Glastäfelchen zusammengesetzten Fenster waren jahrelang nicht gescheuert worden und Staub, Schmutz und Spinngewebe wehrten auch noch den wenigen Sonnenstrahlen, die des Waldes Dunkel durchbrachen, den Eintritt, so daß man sich erst an die Dunkelheit der Kapelle gewöhnen mußte, um die etwa darin befindlichen Personen zu unterscheiden.

Eduard trat an die Kapelle heran und näherte sich dem Fenster. Er hob einen dahin gelegten Stein auf und fand darunter einen Zettel. „Legen Sie das Geld unter den Stein und treten Sie sodann in die Kapelle. Dort werden Sie die näheren Instruktionen erhalten," war der Inhalt des Billetes. Er nahm das in einem Päckchen vorbereitete Geld und legte es unter den Stein. Dabei fiel sein Blick auf die fast ganz erblindeten Glasscheiben und es war ihm, als ob ein dunkles Auge auf ihn herausblickte.

„Mein guter Freund traut mir nicht," murmelte er und trat mit entblößtem Haupte in die Kapelle. Kaum hatte er den Fuß hineingesetzt, flel ein Packet in seinen Hut und eine Gestalt huschte an ihm vorüber in's Freie, so rasch und behend, daß er nicht einmal unterschieden hatte, ob es ein Mann oder eine Frau gewesen sei. Er wollte in's Freie zurück, um ihr nachzusehen, als sein, das Dunkel nun durchdringender Blick auf den Altar fiel, vor welchem zwei Mädchen im Gebete knieten. In der einen erkannte er Käthchen, welche ihre gestrigen Kleider trug, die andere mochte die Freundin sein, um welcher willen ihn Käthe um Rettung angefleht hatte. Er verhielt sich still, um die Mädchen nicht zu stören, die, so glaubte er, keine Ahnung von seiner Gegenwart hatten. Käthe erhob sich bald und wendete sich zum Fortgehen. „Komm doch, Bertha, nun haben wir lange genug gebetet," sprach sie zu der noch immer knieenden Freundin, und als diese noch immer keine Anstalten machte, aufzustehen, setzte sie ungeduldig hinzu: „Thust Du doch, als ob Du viel Sünden abzubüßen hättest! Komm." Sich umwendend erblickte sie Eduard und schrie auf.

„Was gibt es," fragte Bertha und stand auf.

„Ich habe das schöne Käthchen erschreckt," begann Eduard das Gespräch, „und bitte um Verzeihung."

„Der Herr von gestern," stotterte Käthe und ihre Augen fielen auf den Ring, den sie an ihrem Fingee trug.

Bertha verbeugte sich stumm und ging voran. Käthchen und Eduard folgten.

„Ihre Begleiterin ist nicht sonderlich freundlich, schönes Käthchen," flüsterte Eduard, „ist ihr etwa meine Anwesenheit unlieb?"

„Nicht doch," entgegnete Käthe rasch, „sie ist öfter so traurig und still, man thut am besten, sie ihren Gedanken zu überlassen."

Die kleine Gesellschaft war vor die Kapelle hinausgetreten. Eduard sah auf das Fenster. Stein und Geld waren verschwunden.

„Darf ich Sie auf einem Spaziergange durch den Wald begleiten, Käthchen?" fragte bittend der junge Mann.

„Wenn es Ihnen angenehm ist, uns wird es freuen," antwortete Käthe über und über roth, und sie gingen.

Bertha war immer voraus.

Nach einiger Zeit gesellte sich Bruder Hans zu ihnen. Eduard wurde ihm als der Retter Käthchens vorgestellt und empfing den Dank des heute besonders freudig gestimmten jungen Mannes, der sich nicht weiter um ihn kümmerte und im süßen Liebesgetändel mit Bertha nach der Ursache, warum Eduard abermals in Gesellschaft der Mädchen gefunden worden war, zu fragen vergaß.

So wanderten denn die beiden Pärchen in des

Digitized by Google

Waldes Schatten, unbekümmert um die übrige Welt, nur sich selbst und der Minute lebend.

„Ich bin heute früher gekommen, Bertha," sprach Hans zu dieser, „um Ihnen meine Freude mitzutheilen. Ich bin von meinem Chef ausgezeichnet worden und verreise morgen."

In Bertha's Augen flammte ein Blitz, aber Hans konnte ihn nicht bemerken, denn in der nächsten Minute standen die Augen des Mädchens im Wasser und sie sprach: „Sie verreisen und freuen sich darüber?"

„Sie verkennen die Ursache meiner Freude, süße Bertha," entgegnete der junge Mann. „Nicht darum, weil ich abreise, bin ich vergnügt, ich freue mich der hieraus hervorgegangenen Aussicht auf eine Lebensstellung, die es mir möglich macht, den eigenen Herd zu gründen, ein geliebtes Weib zu nehmen."

„Wohin reisen Sie?" fragte wie es schien beruhigt und in Thränen lächelnd das Mädchen.

„Nach der Residenz," antwortete Hans. „Es sind große Bestellungen für die Fabrik gemacht worden und es galt, einen einsichtsvollen, verständigen Mann abzusenden, der die Arbeiten in Empfang nimmt und die dafür zu zahlenden, namhaften Summen überbringt. Unser Geschäftsführer scheint das Vertrauen des Fabrikherrn verloren zu haben und dürfte bald aus dem Hause kommen, dann habe ich Aussicht auf seinen Posten. Freuen Sie sich nicht auch, Bertha, und freuen Sie sich auch aus demselben Grunde wie ich?"

Bertha schien sich wirklich zu freuen und Hans glaubte, daß sie sich über sein Glück freue.

Eduard hatte sich inzwischen alle Mühe gegeben, um der guten Käthe den Kopf zu verwirren. Er sprach von seinem Reichthum, von strengen Eltern, die es niemals zugeben würden, daß er ein armes Mädchen heirate, vom Glück der Liebe, das um so größer sei, je geheimnißvoller es sich vor der Welt verberge. Er schwärmte von einem Herzen, das aufopfernd genug wäre, um nicht auch gleich öffentlich ihm angehören zu wollen, und machte Käthen mit all' diesen Andeutungen wohl verwirrt, doch durchaus nicht glücklich. Sie hatte zwar von Reichthum und Glanz geträumt, hoffte jedoch, diesen auf dem Wege der Ehre, auf der ebenen Fahrstraße einer ehelichen Verbindung zu erreichen, sie hatte sich auch das Ueberspringen der Schranke, welche Mädchenehre umschließt, leichter gedacht, nun, da sich diese Möglichkeit als Wirklichkeit vor ihr aufthürmte, schreckte sie zurück und suchte Schutz in den von Jugend auf gewohnten Begriffen eines makellosen Lebens. Eduard merkte nur gar zu gut, daß seine heutige Unterredung ihm mehr geschadet als genützt habe, aber der Kampf war einmal begonnen und mußte siegreich zu Ende geführt werden, was es auch kosten mochte. Er vertraute auf die geheimnißvoll erhaltenen Verhaltungsregeln und beschloß, den Spaziergang abzukürzen. „Wenn ich Sie mit meinen Worten betrübt habe, schönes Käthchen," sprach er, „so vergessen Sie meine Worte. Ich wollte lieber niemals mehr ihr liebes Antlitz schauen, als das Bewußtsein haben, Ihnen auch nur einen einzigen trüben Augenblick bereitet zu haben."

Das verwirrte Mädchen stotterte etwas, das wie „Nein" klang und Eduard empfahl sich der Gesellschaft, da er zeitig nach der Residenz zurück müsse.

„Wenn Sie heute Nacht in Moor blieben, könnten wir morgen die Fahrt zusammen machen," entgegnete Hans, „auch ich habe Geschäfte dort."

„So angenehm mir auch Ihre Gesellschaft wäre, Herr Boller, so kann ich doch Ihren gütigen Antrag nicht annehmen," entgegnete Eduard, „denn ich habe dort noch heute zu thun. Es würde mich jedoch freuen, wenn ich das Vergnügen haben könnte, Sie in der Residenz wieder finden zu können. Wo steigen Sie ab?"

„Im Gasthofe zur Krone," antwortete Hans.

„Nun denn auf Wiedersehen, ich besuche Sie auf jeden Fall. Er empfahl sich den Mädchen und ging. Keinen Händedruck, keinen Blick hatte er für Käthchen, das trostlos darüber war, ihn beleidigt zu haben.

Die kleine Gesellschaft kehrte nach Hause zurück. Hans traf seine Anstalten zur Abreise und mußte sich sodann zu der alten Mutter hinsetzen, um von ihr eine halbstündige Belehrung über sein Verhalten in der Stadt zu empfangen.

Inzwischen schüttete Käthchen vor Bertha ihr Herz aus. „Ich habe ihn gewiß beleidigt," sprach sie fast weinend, „aber ich konnte nicht anders. Aus seinen Worten glaubte ich entnehmen zu müssen, daß er mich zur Geliebten und nicht zur Gattin nehmen möchte, und dagegen sträubte sich meine Ehre, die Ehre meiner Familie."

„Du bist im Rechte, mein liebes Kind," entgegnete Bertha. „Liebt Dich Eduard wirklich, so soll er die Hindernisse aus dem Wege räumen, welche sich seiner Verbindung mit einem armen Mädchen entgegenstellen, und hat er nicht Muth und Entschlossenheit genug, um das zu erreichen, nun so möge er ewig unglücklich werden."

„Man wird also ewig unglücklich, wenn man den Gegenstand seiner Liebe nicht erringt?" fragte Käthe.

„Das wird man."

„Armer Eduard!"

„Du glaubst also, daß er Dich wirklich liebt?"

„Gewiß," entgegnete feurig das Mädchen. „Er sprach so lieb, so zart mit mir, er hüllte alles das Unangenehme, was er sagen mußte, in so schöne Worte, daß ich von seiner Liebe überzeugt sein muß. Und ist denn nicht schon seine Aufrichtigkeit ein Beweis seiner Liebe?"

„Freilich wohl," sprach Bertha, „und um so unglücklicher wird er sein."

„Armer Mann, wie gerne würde ich ihm helfen," seufzte Käthe, „und ich thäte es auch, wenn das verlangte Opfer mich allein träfe. Aber was würde Hans und die Mutter sagen!" —

Damit hatte es für heute ein Ende. Beim Nachtessen wurde von Eduard kein Wort gesprochen.

Der nächste Morgen fand die jungen Männer auf dem Wege nach der Residenz.

Eduard, der am liebsten ohne Abschied fort geritten wäre, war in die höchst unangenehme Lag

Digitized by Google

versetzt worden, seiner Frau einen Abschiedskuß geben zu müssen, welche es vorzog, die Nacht über zu wachen, als sich der Möglichkeit auszusetzen, ihres Gatten Abreise zu verschlafen. Trotz seiner Gleichgiltigkeit brannte diese Aufopferung des liebenden Weibes wie Feuer auf seinem Gewissen und er machte sein armes Pferd zum Sündenbock der üblen Laune und trieb es zu einer unnatürlichen Geschwindigkeit. Er hätte einen Fußgeher bald überritten, der ihm eben nicht die freundlichsten Worte nachrief und in dem er, wenn er ihn eines Blickes gewürdigt hätte, gewiß den Ueberbringer jenes geheimnißvollen Briefes erkannt haben würde, welcher ihn nun, da er die ihm zugekommenen Verhaltungsmaßregeln gelesen, weit mehr interessirte, wie früher. Es war Franz Grube, der uns schon bekannte böswillige Bursche aus Moor. Hans Bolier aber, der dritte unserer Reisenden, rollte in einem einspännigen Wägelchen gemüthlich über die ebene Straße, träumte von Ehe und Liebe und sann darüber nach, was er wohl aus der Residenz mitbringen müsse, um seiner Bertha eine recht große Freude zu bereiten.

Ehe er zu einem diesfälligen Entschlusse gekommen war, stand sein Wägelchen vor dem Gasthause zur Krone. Sein Eifer, die ihm anvertrauten Geschäfte zur Zufriedenheit seines Brodgebers durchzuführen, ließ ihn auf alles andere vergessen und er eilte denn, sowie er seine Effekten in dem ihm angewiesenen Zimmer untergebracht hatte, zur Arbeit. Die Uebernahme, das Einpacken und das Fortschaffen der verschiedenen Maschinentheile war auf eine Reihe von Tagen berechnet und so ermüdend, daß nur immer die Vormittage dazu benützt werden sollten. Gleich am ersten Nachmittage erhielt Hans einen Besuch Eduards. Er war, um von Hans nicht zu sehr abzustechen, weniger elegant gekleidet als sonst, und lud seinen neuen Freund zu einem Spaziergange durch die Stadt ein. Hier ließ er ihn die Herrlichkeiten der verschiedenen Auslagen bewundern, zeigte ihm dieses und jenes, was er seiner Braut zu kaufen gedenke, und als Hans nach dieser fragte, vertraute er ihm, daß er seine Schwester Käthe liebe und so lange in seine Eltern dringen werde, bis sie die Einwilligung zu seiner Verbindung ertheilten.

Hans, welcher seinen neuen Freund für einen wohlhabenden Kaufmann hielt, war durch diese Mittheilung angenehm überrascht. Er machte Eduard nun auch zum Vertrauten seiner Liebe und schloß sich mit unbegrenztem Vertrauen an ihn an. Vom vielen Gehen müde, traten die beiden jungen Männer in eine Restauration und schlossen bei einem Glase guten Weines eine Freundschaft, von welcher Hans glaubte, daß sie bis über das Grab hinaus währen würde. Der ungewohnte, rasch getrunkene Wein stieg dem jungen Bolier zu Kopfe und er wurde äußerst unternehmend. Sein Begleiter führte ihn abermals durch die Stadt, begnügte sich aber nicht, ihm den Luxus der Auslagen zu zeigen, sondern führte ihn in die schönsten Gewölbe und kaufte Kleider, Schmuck und Galanteriewaaren aller Art, die er alle seinem geliebten Käthchen übersenden wollte.

Käthe sollte von ihrem Geliebten so viel Schönes bekommen und Bertha vielleicht eine Kleinigkeit? Diesen Gedanken brachte Hans nicht mehr aus dem Kopfe. Und doch konnte er es nicht ändern. Sein Vermögen bestand aus einigen Thalern, die gerade hinreichten, um acht Tage höchst einfach zu leben und etwa ein seidenes Tuch oder ein silbernes Kreuzchen zu kaufen, die aber kaum den hundertsten Theil der für Käthe bestimmten Geschenke bezahlt hätten. Er hatte wohl eine große Summe Geldes bei sich, aber die gehörte seinem Herrn, um keinen Preis der Welt würde er einen Kreuzer davon angerührt haben. Er wurde traurig, ja unwirsch, wollte seinem Freunde, wie dieser auch hat, die Ursache dieses Seelenzustandes nicht anvertrauen, folgte ihm jedoch, als er ihm Aufheiterung versprach und ihn in einen Spielsalon führte, wo, wie er behauptete, nur höchst anständige Leute sich versammelten. Die beiden jungen Männer stellten sich zu einem Tische, woran nur ein einziger Spieler saß. Dieser setzte nur kleine Silberstücke und gewann. „Ich will einen Thaler wagen," sagte Eduard und besetzte eine Karte. Er verlor. Er wurde nach und nach hitziger und verlor seine ganze Baarschaft. „Ich kann nicht mehr spielen, ich habe kein Geld mehr," sagte er zum Banquier, „und Sie werden mir, da Sie mich nicht kennen, keinen Kredit geben."

„Vielleicht fährt der andere Herr fort," entgegnete der Banquier und sah Hans auffordernd an.

„Ich verstehe das Spiel nicht," entgegnete Hans.

„Du hast nichts weiter zu thun, als die Karte zu besetzen," sprach Eduard. „Spiele nur, vielleicht gewinnst Du, was ich verloren habe. Der Banquier beobachtete, obwohl er sich gleichgiltig stellte, die Miene des jungen Bolier. Dieser hatte in die Tasche gegriffen, zögerte jedoch noch immer zu spielen. Er konnte verlieren und was sollte er dann thun. Aber er hatte ja einen wohlhabenden Freund, bald Schwager, der würde ihm, wenn er seine wenigen Thaler verlieren sollte, gewiß helfen. Gewann er aber, konnte er seiner Bertha eben so schöne Sachen kaufen wie Eduard; es war demnach mehr Vortheil dabei, wenn er spielte, und das that er denn auch. Wie er endlich entschlossen das erste Silberstück auf eine Karte legte, flammte durch des Banquiers Auge ein unheimlicher Strahl und er vermochte seine Freude kaum zu unterdrücken. Hans gewann.

„Lassen Sie den Einsatz liegen," flüsterte ihm Eduard zu, und Hans that, wie ihm geheißen.

Der Banquier zog ab. Hans hatte abermals gewonnen. So ging das Spiel fort und ehe eine Viertelstunde um war, besaß Hans einige hundert Thaler.

„Nur Muth, nochmals den Gewinn gewagt," flüsterte der Freund, „der Banquier ist im Nachtheil, er muß noch mehr verlieren."

Aber Hans war, je mehr er gewonnen hatte, um so ruhiger geworden. Er hatte genug, um seinen höchsten Wunsch, Bertha mit Geschenken überhäufen zu können, zu erreichen, und nach mehr verlangte ihm nicht. Er

Digitized by Google

steckte seinen Gewinn ein und forderte Eduard zum Fortgehen auf.

Der Banquier beurlaubte sich mit einer artigen Verbeugung von den Herren, murmelte aber vor sich hin: „Du entgehst mir doch nicht, nur Geduld, der Pfeil sitzt fest, an dem die Leine hängt, ich ziehe Dich schon zur rechten Zeit heran."

Es war inzwischen spät geworden. Eduard begleitete seinen neuen Freund in dessen Gasthof und entfernte sich sodann. So wie Hans am nächsten Tage von seiner Beschäftigung abkommen konnte, eilte er von Juwelier zu Juwelier, aus einem Modemagazin in das andere, kaufte für das ganze gewonnene Geld schöne Kleider und Schmuck und hatte keine Ruhe, als bis das ganze Packet, begleitet von einem zärtlichen Schreiben, auf der Post lag. Daß er eine Mutter und eine Schwester habe, denen ein Beweis seiner Liebe ebenfalls Freude verursachen würde, daran dachte er nicht. Als dies besorgt war, widmete er sich wieder mit unermüdlichem Eifer seinem Geschäfte. Er hatte sich, nachdem er zum ruhigen Nachdenken über seinen Gewinn gekommen war, zugeschworen, niemals mehr so leichtsinnig seine Baarschaft zu wagen, überhaupt gar nicht zu spielen, und wenn er, seinem Freunde zu Liebe, noch einmal ein solches Lokale besuchen sollte, lediglich dem Spiele zuzusehen. Eduard ließ sich aber mehrere Tage nicht sehen. Er würde seinen Freund, den er krank glaubte, zuverlässig besucht haben, hätte er nicht in dem Eifer der gegenseitigen Mittheilungen bei der letzten Zusammenkunft vergessen, nach Namen und Wohnung zu fragen. So wußte er nichts, als daß sein Freund Eduard heiße und ein Kaufmann sei, und auf das hin schien es ihm unmöglich, ihn in der großen Residenz aufzusuchen. Am zweiten Tage, nachdem er seine Geschenke nach Moor expedirt hatte, kam ein Brief von Bertha. Sie dankte ihm für seine Liebe, die ihr mehr werth sei, als all' die Juwelen und Kleider, welche er ihr geschickt habe, sie versprach ihn aber auch ewig zu lieben und versicherte, erst dann vollkommen glücklich zu sein, wenn sie ihm als sein angetrautes Weib angehören würde. Zum Schlusse bat sie ihn, nach Eduard zu forschen, welcher seit der ganzen Woche kein Lebenszeichen von sich gegeben habe und um den das arme Käthchen, das entsetzlich in ihn geschossen sei, in fürchterlicher Angst schwebe. Hans war im siebenten Himmel. Daß sie ihn liebe, halte ihm Bertha niemals gestanden, sie hatte wohl seine Liebesbeweise geduldet, aber ihn auch nicht mit einem Blicke aufgemuntert. Nun, nachdem er von ihr getrennt war, mußte sie zur Erkenntniß des Zustandes ihres Herzens gekommen sein und offenbarte ihm denselben zu seiner unendlichen Freude. Er war zu glücklich, als daß er sich nicht hätte Mühe nehmen sollen, auch für die Beruhigung seiner Schwester Etwas thun zu wollen. Er beschloß, da er bemerkt zu haben glaubte, Eduard sei in jenem Spielsaion, wo sie gewesen waren, bekannt, dahin zu gehen, um wo möglich den Namen und die Wohnung des Freundes zu erfahren.

„Ich heiße Sie willkommen, mein Herr," sprach der Banquier zu dem eintretenden Boller, „ich glaubte schon, Sie würden nicht mehr kommen und mir auf diese Weise jede Revange unmöglich machen. Ich bitte um Verzeihung für diesen niedrigen Verdacht."

Hans wurde bei dieser Ansprache verlegen. Die höflichen und doch vorwurfsvollen Worte des Mannes, dem er das Geld abgewonnen hatte, die im Lokale herrschende Eleganz, die daselbst anwesenden äußerst nobel aussehenden Personen, alles das machte ihn und sein ganzes Auftreten unsicher, so daß er sich wirklich zu einer Revange verpflichtet hielt und einige Thaler zu wagen beschloß, um die Leute nicht zu dem Glauben zu bringen, er kenne den Ton der eleganten Welt nicht. Er besetzte also eine Karte und gewann. Er doublirte den Einsatz und gewann wieder. Er hatte schon ein hübsches Häufeln Goldstücke vor sich liegen, und der Gedanke, Bertha für ihren liebenswürdigen Brief durch Uebersendung neuer Geschenke zu belohnen, der mit großer Heftigkeit in ihm aufgestiegen war, verleitete ihn, unvernünftig auf sein Glück zu vertrauen und den Gewinn stets als Einsatz liegen zu lassen. „Noch einen Zug," dachte er bei sich, „dann habe ich genug, um nicht nur schöne Geschenke, nein, um ein ganzes hübsches Haus in Moor zu kaufen, in dem ich mit meiner reizenden Bertha glücklich und ohne meine alte Mutter, welche doch fast gar zu einfach ist für Berthas Eleganz und welche demnach besser in ihrem Häuschen bleibt, leben werde. Er sah sich schon umgeben von den bisher entbehrten Annehmlichkeiten des Wohlstandes, geehrt von seinem Chef und den Mitbürgern, geliebt von Gattin und Kindern. Da mit einem Male stürzte das ganze Gebäude seiner Hoffnungen zusammen, den letzten verhängnißvollen Zug hatte er verloren! Die Enttäuschung war zu schmerzlich, als daß sie ihn nicht hätte aufregen sollen, als daß er es nicht hätte wagen sollen, durch einen neuen Einsatz die schönen lachenden Hoffnungen, welche seine ganze Seele umfangen hatten, zu verwirklichen. Er besetzte nochmals eine Karte und verlor. Er verlor seine ganze Baarschaft. Hatte ihn der stetige Gewinn ruhig gemacht, der stetige Verlust verwirrte ihn. Er setzte Summen, die er nicht besaß, er verlor das ihm anvertraute Geld seines Herrn. Verzweifelnd und zum Aeußersten entschlossen stürzte er aus der Spielhölle heraus. Es war Nacht und Niemand auf der Straße. Gassen auf, Gassen ab rannte er in wilder Hast, er wollte Eduard und mit ihm Rettung und Hilfe finden. Wenn ihm dieser Geld gab, wenn er das Spiel von Neuem aufnehmen konnte, dann war noch nichts verloren, dann war er gerettet. Er fand Eduard nicht. Seine Kopflosigkeit, die Schuld war, daß er die näheren Verhältnisse seines Freundes nicht kannte, verfluchend, kam er in seinem Gasthofe an. Schlaflos, brütend über Rettungsplänen brachte er die Nacht zu. Was sollte er beginnen. Das Ende seiner Beschäftigung, der Zeitpunkt seiner Rückkehr nach Moor kam immer näher, er mußte die Rechnungen des Herrn bezahlen, er mußte Geld herbeischaffen oder zu Grunde gehen. Seine einzige Hoffnung war das Spiel, denn wie hätte er auf andere Weise sich die nöthige Summe — er brauchte ja,

Digitized by Google

um seinen Verlust zu decken, 5000 Thaler — verschaffen sollen. Wer würde ihm, dem armen Fabriksarbeiter, solche Summen vorstrecken? Es gab nur ein einziges, ein verzweifeltes Mittel und dies beschloß er zu seiner Rettung zu gebrauchen. Des andern Morgens ließ er den Gastwirth holen und forschte nach einem jener Menschenfreunde, die gegen hohe Zinsen das Los ihrer Mitbürger mildern, und Barmherzigkeit üben gegen Hypothek. Zu einem solchen, und er traf gerade einen der ärgsten, eilte er. Er verlangte Geld, der Wucherer lachte. „Geld soll ich Ihnen geben," sagte er, „und wer leistet mir Bürgschaft für die Zahlung? Percente wollen Sie zahlen und wer weiß, ob Sie von hier nicht zu Gericht eilen, um mich anzugeben wegen Wucher? Ich habe kein Geld."

„Ich aber muß es haben," drängte Hans, „und wenn ich unchristliche Zinsen zahlen müßte."

„Unchristliche Zinsen," lachte der Wucherer, „eine sehr alberne Redensart das. Ich versichere, mir sind die christlichen lieber. Doch ich helfe gerne, wenn ich helfen kann, aber Geld leihen kann ich nicht. Haben Sie was zum verkaufen, ich will Ihnen so viel dafür geben, als es unter Brüdern werth ist, mehr kann ich nicht für Sie thun."

„Ich habe ein Haus in Moor," rief Hans. „Es ist 1000 Thaler werth. Ich verkaufe es Ihnen um 500 Thaler, aber unter einer Bedingung. Sie müssen mir das Recht einräumen, es binnen 24 Stunden um 1000 Thaler zurückkaufen zu können."

Der Wucherer ließ sich lange bitten, endlich willigte er ein. Sie begaben sich zu einem Notar, der Kontrakt wurde unterschrieben und Hans erhielt 500 Thaler. Er drückte die Banknoten an sein klopfendes Herz und eilte, so schnell er laufen konnte, zum Spiele. Eine Stunde später stürzte er bleich, mit erloschenen Augen und Schaum vor dem Munde aus dem Hause, verließ die Stadt und eilte auf der Straße fort. Ermüdet sank er unter einem Baume in die Knie. Wild stierte er vor sich hin. Seine Zukunft und seine Hoffnungen, Alles trat mit lebhaften Farben vor seinen Geist, und der Kontrast beider machte ihn vor Wuth und Schmerz stöhnen, wie ein wildes Thier. Und doch, so elend, so unglücklich er auch war, er kam nicht zur Erkenntniß, daß er seiner Liebe zu Bertha zum Opfer fiel. Er verfluchte sein Schicksal, er murrte gegen Gott, sein eigenes Herz und sie, die ihn zum Falle gebracht, verfluchte er nicht! — Sein schweres Geschick reizte seinen Widerstand, er sah nirgend Hilfe, denn seine Brust, sein Bewußtsein, sein ganzer innerer Werth entbehrte jeder moralischen Stütze. Bertha war für ihn, er für die Welt verloren; dieser Gedanke füllte seine ganze Seele. — Wenige Minuten darauf hatte er sich an seinem Halstuch erhängt! —

So sollte er aber nicht zu Grunde gehen. Sein größter Feind war ihm, als er das Spielhaus verließ, gefolgt, hatte ihn nicht aus den Augen verloren, hatte wohl ruhig zugesehen, wie Voller selbst Hand an sich legte, schnitt ihn jedoch, als ihn die Besinnung zu verlassen anfing, ab, und sorgte dafür, daß der Errettete der herbeigeholten Wache übergeben wurde. Franz Grube aber, denn er war es, schlich in das Spielhaus zurück und kam zeitig genug, um zu sehen, wie Eduard Sommer aus des Wucherers Händen den Kaufkontrakt des der Witwe Voller gehörigen Hauses in Empfang nahm.

(Fortsetzung folgt.)

Mozarts Herzensgeschichten.

Ein Genrebild von des großen Mannes Leben und Thun entwarf Ludwig Rohl, dessen geistreiche Studien und Versuche über Aesthetik der Tonkunst uns von vorhinein eine gute Meinung von seinem „Mozart"*) einflößten, die wir denn auch bei der Lektüre des Werkes vollkommen bestätigt fanden. Wir lesen eine Anzahl anekdotischer Züge aus des Meisters Biographie, grossentheils aus seinem Liebesleben hervorgehoben, welche nicht allgemein bekannt und von Rohl zum Theil zuerst in die Oeffentlichkeit gebracht worden sind.

Johannes Chrysostomus Sigismundus Wolfgang Amadeus war von sieben Kindern das letzte. Außer ihm war nur eine Schwester, vier Jahre älter, am Leben geblieben. Beide hatten das musikalische Talent von dem Vater geerbt und galten dem Publikum Salzburgs als sogenannte Wunderkinder. Wie dann der Bube sechs und das Mädchen zehn Jahre alt war, beschloß Leopold Mozart ihr so ganz außerordentliches Können der Welt zu zeigen. Er begann mit ihnen zu reisen. Zuerst gingen sie — wir halten uns bei diesen Dingen als allgemein bekannten nicht auf — nach München, und als dort sowohl an Ehre wie an Geldgewinn die Erwartungen eingetroffen waren, die der Vater gehegt hatte, reisten sie nach Wien, um sich an dem so sehr musikalischen Kaiserhofe zu produciren. Maria Theresia, sowie ihr hoher Gemal, empfingen die Kleinen mit der größten Gnade, „Wolfgangerl", wie immer unbefangen und natürlich, sprang nach der Erzählung Rohls der Kaiserin, da sie so gar freundlich gegen ihn war, ohne weiters auf den Schoß und küßte sie nach Herzenslust. Nicht viel anders machte er es mit der reizenden Marie Antolnette, die ihm gleichalterig war. Er war auf der ihm ungewohnten Politur des Hofbodens ausgeglitten und hingefallen, die Kleine sprang zu ihm und half ihm auf, worauf er zu ihr sagte: „Sie sind brav, ich will Sie heiraten." Nachdem der Hof also die Kinder ausgezeichnet hatte, riß sich auch der hohe Adel um die jungen Künstler, und die Familie kehrte nach mehrmonatlichem Aufenthalt mit Ruhm bedeckt und nicht ohne bedeutenden Gewinn an Geld nach Salzburg zurück.

Auch der Hof in Versailles, wohin er, nachdem sie alle die kleinen Lustschlösser und Höfe am Rhein

*) Ludwig Rohl, Mozart. Mit Porträt und Notenbeilage. (Stuttgart, Bruckmann.)

Digitized by Google

berührt, gekommen war, und nach ihm der hohe Adel interessirten sich überaus für das Wunderkind, das jeden Ton nach dem bloßen Gehöre zu benennen wußte, das ohne Klavier komponirte, alles vom Blatt spielte, ja sogar nach dem bloßen Gehör zum Gesang begleitete. Freilich war die Marquise von Pompadour, die der Zeit am Hofe Alles galt, gegen den Knaben nicht so mütterlich, wie Maria Theresia. Denn als er sie, die ihn vor sich hin auf den Tisch hatte stellen lassen, ebenso ohne Weiteres umhalsen und küssen wollte, wehrte sie seiner kindlichen Zuthunlichkeit, worauf der Kleine in stolzer Entrüstung meinte: „Wer ist denn die da, daß sie mich nicht küssen will? hat mich doch die Kaiserin geküßt!" Von Paris ging der Weg über Calais nach London. Dort war die Aufnahme noch günstiger. Mit Ruhm und Geld überschüttet traten sie die Rückreise über den Haag an.

1769, da Wolfgang 13 Jahre alt und bereits zum Kapellmeister ernannt war, zogen Vater und Sohn über die Berge in das Land der mildern Lüfte, nach Italien. Besonders glänzend war der Empfang in Florenz und Neapel. Hier wähnten die Leute, die Fertigkeit der linken Hand unseres Mozart beruhe auf einem Ringe, in dem ein Zauber stecke. Als er ihn vom Finger abzog, wollte die Verwunderung, wie der Beifall kein Ende nehmen. In Rom erhielt er vom Papste den Orden zum goldenen Sporn, worauf er denn nicht anders als Signor Cavaliere angeredet ward. Der Vater schrieb: „Du kannst Die einbilden, wie ich lache, wenn ich allezeit zu ihm Signor Cavaliere sagen höre." Die wenigen Zeilen, die Wolfgang von Italien aus den ausführlichen Briefen des Vaters anhängt, sind stets in einfachen Kinderworten, doch der Ausdruck der zärtlichsten Anhänglichkeit an Mutter und Schwester. Der Mama küßt er 100,000.000mal die Hände und der Nannerl „das Gesicht, Nase, Mund und Hals". Alle Posttage, wenn die deutschen Briefe kommen, schmeckt ihm das Essen und Trinken besser. In jedem Zettel macht er irgend einen Scherz mit dem Nannerl und zeigt in diesen Neckereien, wie ungereisbar fest sein Herz an ihr hängt. Wie denn überhaupt die stete Lustigkeit, von der sowohl er als der Vater immerfort berichten, einen Schluß machen läßt auf die schöne Harmonie seines Innern, die eine Folge der reinen warmen Empfindung, der wahrhaftigen Liebe zu Jedermann ist. Aber auch für die Schönheit des andern Geschlechts regt sich in leiser Neigung schon der feine Sinn des Knaben. Von der prima ballerina zu Mantua berichtet er in Salzburger Derbheit: „man sagt, sie sei gar kein Hund; ich aber habe sie nicht in der Nähe gesehen." Er sah sich die belle donne also doch bereits an.

Im März 1771 kehrten Vater und Sohn aus Italien zurück, und da die kleinlichen und peinlichen Verhältnisse am erzbischöflichen Hofe zu Salzburg dem Genius des jungen Mozarts gar zu unerträglich wurden, nahm er seinen Abschied aus der Kapelle und zog, diesmal von der Mutter begleitet, nach München, sowie, da sich dort nicht gleich ein passendes Unterkommen für ihn fand, weiter nach Augsburg. Hier lebte ein Bruder des Vaters, ein braver Buchbindermeister, und in dieser Familie fanden Mutter und Sohn eine herzliche Aufnahme. Wolfgang trat mit der 19jährigen Mariane, der muntern Tochter seines Oheims, in ein freundliches Verhältniß, das freilich auch ein kleines Exercitium seines Herzens, mehr aber ein Anlaß ward, seiner ganzen komischen Albernheit im Gespräch, wie später in Briefen Luft zu machen. „Den 17. in der Frühe schreibe und betheure ich, daß unser Bäsle schön, vernünftig, lieb, geschickt und lustig ist; und das macht, weil sie brav unter die Leute gekommen ist, sie war auch einige Zeit in München. Das ist wahr, wir zwei taugen recht zusammen, denn sie ist auch ein bischen schlimm; wir foppen die Leute miteinander, daß es lustig ist." Wie die Sache zu einigem Aerger des Bäsle schließlich im Sande verlief, werden wir sehen. Von Augsburg begab sich Mozart nach Mannheim. Hier lebte der Musikdirektor Cannabich, der Wolfgang auf's allerfreundlichste in seinem Hause aufnahm. Er lud ihn häufig zu Mittag und zum Nachtessen ein. Der eigentliche Magnet jedoch, der unsern Freund in diese Familie zog, war die dreizehnjährige Rosa, Cannabichs Tochter, „ein sehr schönes artiges Mädi"! Ein vollkommener Backfisch! Für sie schrieb Mozart die Sonate in B. Das Andante darin ist amoroso betitelt, ein Zusatz, den unser Künstler selten macht. Dies Andante nun hat einen solchen Zauber der lebendigen Empfindung und zwar einer Empfindung, wie sie Mozart hier haben mochte, solch' leises Fragen und schüchternes Antworten und all das reizende Getändel der Neigung hin und wieder, daß hier gut eine junge Mädchenseele gezeichnet sein könnte, die von der Herrlichkeit des Lebens soeben eine süße Ahnung gewinnt und mit der holden Anmuth der Jugend sich ihres Gefühles wie eines Verbrechens schämt.

Allein nur kurze Zeit schlugen diese beiden Herzen zusammen. Es war doch auch nur eine jener Vorübungen, von denen mehr berichtet ward und die jedes Herz, wie jeder Geist im Leben durchzumachen hat, wenn schließlich das Ganze und Volle hervorwachsen soll. Es dauerte noch eine Zeit, bis auch für Mozart der Moment kam, wo das Erwachen, dem so manche Dämmerung vorausgegangen war, mit einem mächtigen Schlage ganz und gar eintreten sollte. Es ergriff den jungen Genius jene Leidenschaft, die über das Wohl und Wehe unseres inneren Lebens entscheidet. Dies verhielt sich aber so. Wolfgang hatte, vielleicht um Noten abschreiben zu lassen, die Bekanntschaft des Theaterkopisten Weber gemacht. Die sehr beschränkten Verhältnisse, in denen dieser Mann mit seiner Familie lebte, erweckten unseres Freundes angeborene Gutmüthigkeit, um so mehr, als er bei der zweiten Tochter, Aloysia, die fünfzehn Jahre alt war, eine herrliche Stimme fand. Er beschloß, ihr Unterricht zu geben. Und wie es nun so kommt und zumal bei Mozart nicht ungewöhnlich war, daß sich mit dem künstlerischen Interesse zugleich ein leises Hinneigen des Herzens verband, dos die ganze Sache belebte, so konnte es auch nicht fehlen, daß die aufblühende Schönheit dieses

Digitized by Google

Mädchens von Tag zu Tag einen tieferen Eindruck auf ihn machte. Ja, es währte nicht lange, so ward das Verhältniß zwischen Lehrer und Schülerin so innig, so leidenschaftlich, daß es eine wahre und volle Liebe zu nennen war. Und es war eine erste Liebe, welche die jugendlichen Gemüther zusammenführte. Wer aber ahnt die erste Liebe! Wer ist in der Seligkeit und überquellenden Fülle der Empfindung, in der das Herz aufgeht, wenn es zuerst ein anderes Herz findet, das von Natur mit ihm denselben Schlag geht, wer ist in diesem Treiben sich bewußt, daß es Liebe ist, was so unendlich beglückt? So war es auch bei dieser jungen Seele. Selbst als die hellen Flammen der Leidenschaft schön über ihren Häuptern zusammenschlugen, ahnen die Unschuldigen nicht, daß es Liebe ist, was sie aneinander fesselt. Wie das Mädchen dachte, wissen wir freilich nicht; doch läßt ihre Jugend wohl den Schluß wagen, daß auch sie arglos sich einer Neigung überließ, die aus dem künstlerischen Interesse erwuchs. Aber Wolfgang war in der That, so warm und wahr er empfand, auch so ahnungslos über sein Empfinden. Man kann nichts Reizenderes lesen, als die Briefe an seinen Vater, die das einzige lebendige Zeugniß dieses bedeutsamen Lebensereignisses sind und in denen Wolfgang, ohne es zu wissen und zu wollen, schon von vornherein seine Liebesempfindung verräth, derweilen er selbst noch wähnt, es sei Interesse für die Stimme des Mädchens und die Noth der Familie, was ihn zu seinen Aeußerungen über sie treibt. — Auch eine Arie komponirte er für sie und legte darin sein ganzes Empfinden deutlicher und verständlicher für uns nieder, als es seine Briefe enthüllen. Diese Arie — Non so d'onde viene — ist jedenfalls eine der herrlichsten Schöpfungen, die jemals das erwachende Liebesgefühl ausgesprochen haben. Den Vater bat er, derselbe möge sie Niemand zu singen geben, denn sie sei ganz für die Weber geschrieben. Er hatte dafür gesorgt, daß sie die volle Schönheit ihrer sonnenhellen und ungewöhnlich hohen Stimme, wie auch ihre reizende Koloratur entfalten konnte, und vor Allem den ganzen Zauber, womit sie das Getragene gefühlvoller Melodien wiederzugeben wußte. So gestand sie im Vortrag der für sie geschaffenen Arie dem Künstler die Erwiederung seiner Liebe in holdester Weise. Und damals war es, wo Mozart aus dem Umgang mit Aloysia zum ersten Male jene süße Zärtlichkeit sog, mit der er seine Musik fortan erfüllen sollte. Sein Herz blühte auf. Ganz und voll genoß er sein Dasein und dachte nicht, daß es jemals anders werden könne. Und sie genoß mit ihm, sie waren glücklich mit einander. Es war der erste Höhepunkt seines Lebens — alles Freude und Hoffnung und süßeste Liebeswonne!

Die Zukunft sollte ihn freilich bitter enttäuschen. Mozart ging von Mannheim aus zum zweiten Mal nach Paris, und als er endlich von da wieder nach Salzburg, in eine hervorragende Stellung in der erzbischöflichen Kapelle, zurückkehrte, war Aloysia inzwischen Hofopernsängerin in München geworden. Sein Herz zittert vor Sehnsucht nach ihr, alle seine Gedanken füllt einzig sie aus. Er kommt voller Hoffnungen, aber — er findet die alte Gesinnung bei ihr nicht mehr. Wolfgang trug nach der Sitte damaliger Zeit wegen der Trauer um die kurz vorher gestorbene Mutter an seinem rothen Rock schwarze Knöpfe. In diesem Anzuge war er bei Webers eingetreten, und das soll der schönen Aloysia nicht gefallen haben. Außer dieser Notiz besitzen wir nur noch eine Bemerkung des Mannes, der später Mozarts Witwe geheiratet hat. Er sagt: „Sie schien den, um den sie ehedem geweint hatte, nicht mehr zu kennen, als er eintrat. Deshalb setzte sich Mozart flugs an's Klavier und sang laut: Ich las das Mädl gern, das mich nicht will." Man weiß nicht, ob die Anerkennung, die ihrer jugendlichen Schönheit, wie ihrem Gesange in München widerfuhr, in ihr einen thörichten Hochmuth erweckte, ob das Mädchen, das jetzt sicherlich von vornehmeren und schmeichlerischen Verehrern umgeben war, den unscheinbaren jungen Musiker nun zu unbedeutend fand. Es scheint wohl so. Jedenfalls ist ihre Handlungsweise ein Zeugniß, das ihr Charakter nicht so beschaffen war, wie Mozarts edler Sinn. Nur die große Lauterkeit seines Herzens brachte es dahin, daß ihm auch diese Erfahrung weder den Frieden der Seele, noch den Glauben an die Menschen raubte. Vielmehr gerade dadurch, daß sich nun diese innige und reine Liebe mit all' ihrer poetischen Fülle in ihm fixirte, gewann er einen Schatz, aus dem er Zeitlebens schöpfte — das Wesen, an dem sein Herz hing, hatte er verloren, aber die Liebe nicht. Sie blieb ihm, ein Kind der Schmerzen, aber an ihr zog sich seine Seele groß.

Sonderbar genug wurde die jüngere Schwester der treulosen Geliebten, Konstanze Weber, nachmals die Gattin Mozarts. Er lernte sie, als er Salzburg wieder den Rücken gekehrt und sich nach Wien begeben hatte, in letzter Stadt kennen. Bald fühlte er sich zu ihr hingezogen, und da seine Sehnsucht nach Gründung eines eigenen Heimwesens stand, lag der Wunsch nahe, sie darin als Frau walten zu sehen. Was sie für ein Mädchen gewesen, sagt uns ein Brief Wolfgangs an seinen Vater. „Meine liebste Konstanze ist nicht häßlich, aber auch nichts weniger, als schön. Ihre ganze Schönheit besteht in zwei kleinen schwarzen Augen und in einem schönen Wachsthum. Sie hat keinen Witz, aber gesunden Menschenverstand genug, um ihre Pflichten als Frau und Mutter erfüllen zu können. Sie ist nicht zum Aufwand geneigt, das Meiste, was ein Frauenzimmer braucht, kann sie sich selbst machen, und sie frisirt sich auch alle Tage selbst: versteht die Hauswirthschaft, hat das beste Herz von der Welt, ich liebe sie und sie liebt mich von Herzen, sagen Sie mir, ob ich mir eine bessere Frau wünschen könnte?"

Mozart hatte hierin Recht, er hätte nimmer eine bessere Frau bekommen können, als Konstanze ihm ward, und der Vater irrte sich, als er Grund zu haben glaubte, gegen die Verbindung zu sein. Bekanntlich ist „die Entführung" eben in jener Zeit geschrieben, wo es sich um die Erringung einer Lebensstellung handelte, an die sich der Besitz des geliebtesten Mädchens knüpfte. All' die Noth, die er um sie hatte, verdichtete sich zu

Digitized by Google

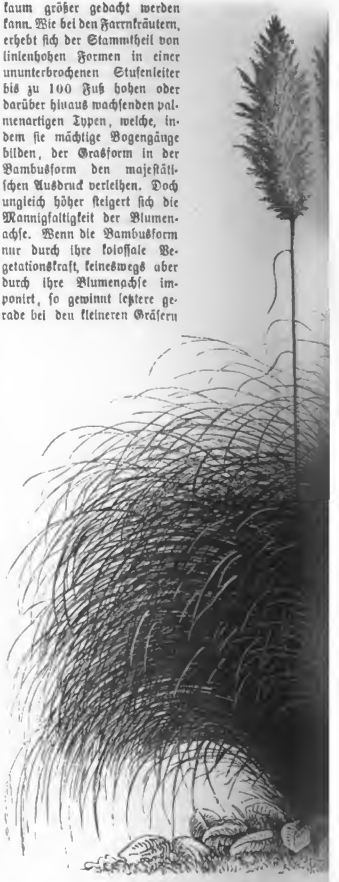
den wundervollen Tönen der Klage, die aus Konstanzens Arie: „Traurigkeit ward mir zum Lose" hervorklingt. All' seine Seligkeit im Genuß der schönsten Herzensneigung und in der bangen Sehnsucht nach dem dauernden Besitz seines Mädchens drängte sich in Belmonte's Arie zusammen. Und wo anders ist der Zauber zu finden, der in den Melodien des „O wie ängstlich" so sehnsuchtsvoll ertönt? wo jene innerste Befriedigung des Herzens, die in dem Rondo „Wenn der Freude Thränen fließen" so innerlich warm, so glückselig sich ausspricht: „O Konstanze, Dich zu sehen, Dich voll Wonne und Entzücken an dies treue Herz zu drücken." Man sieht, es war alles in ihm wahr geworden, was er einst — bei Aloysia — nur in seligem Traum gehofft hatte. Und jetzt, wo er diese Wonne in vollen Zügen einsog, wie viel herrlicher war sie als aller Traum und wie so glühend strömte sie aus dem überwallenden Herzen hervor. Diese Töne, sie waren nie vorher gehört worden. Nach ihnen stimmte sich fortan jede Leier, die von Liebes Leid und Glück in deutscher Weise singen wollte.

Konstanze ward nach vielen Kämpfen endlich doch Mozarts angetrautes Weib, und in ganz Wien sprach man davon, wie sehr er seine Frau liebe. Sein Benehmen während des Brautstandes hatte ja schon die Aufrichtigkeit seiner Neigung gezeigt. Ein durchaus treuer Mann war er freilich nicht. Und wenn auch von all' den Verleumdungen, die Neid oder Klatschsucht über den Lebenswandel unseres Meisters gebreitet hat, nicht der hundertste Theil zu glauben ist, so soll doch die Frau selbst später berichtet haben, daß ihr Mann nicht ganz treu gewesen, daß er ihr aber seine Stubenmädeleien, wie sie es nannte, selbst bekannt und sie ihm dieselben verziehen habe: „er war so lieb, daß es nicht möglich war, ihm böse zu sein, man mußte ihm wieder gut werden."

Die Gräser als Zierpflanzen.

Von Karl Müller.

Wenn ich im Besitze eines Gartens wäre, der mir erlaubte, ebenso im freien Lande, wie in Warm- und Kalthäusern die verschiedenartigsten Pflanzentypen zu kultiviren, so würde ich mein Augenmerk mehr auf die Gräser richten, als das bisher bei uns im Allgemeinen der Fall ist. Denn so vielerlei Gräser man auch in unsere Gärten eingeführt hat, so steht doch ihre Zahl in keinem Verhältnisse zu der Menge der Farrnkräuter und Orchideen, die man gegenwärtig als auserkorene Lieblinge hegt und pflegt. Und doch kann man kaum an diese denken, ohne sich auch der Gräser zu erinnern. Was die Orchideen barock und bizarr in ihren Gestaltungen der Blume sind, das erreichen die Farrn durch die Vielgestaltigkeit und Zierlichkeit ihrer Wedel. Aber auch die Gräser besitzen ihre hohe Schönheit. Mit Recht nennt sie Humboldt die Formen fröhlicher Leichtigkeit und beweglicher Schlankheit. So gleichmäßig auch die Architektonik ihrer Halme im Allgemeinen ist, so ist doch eine ähnliche Wandelbarkeit darin, wie wir sie in den Wedeln der Farrnkräuter bemerken. Mindestens veranlaßt sowohl die Höhe der Stengel, wie die Gruppirung der Blätter, im Bunde mit der Verästelung aller Organe, eine Mannigfaltigkeit, die bei so einfachen Verhältnissen des Baues kaum größer gedacht werden kann. Wie bei den Farrnkräutern, erhebt sich der Stammtheil von linienhohen Formen in einer ununterbrochenen Stufenleiter bis zu 100 Fuß hohen oder darüber hinaus wachsenden palmenartigen Typen, welche, indem sie mächtige Bogengänge bilden, der Grasform in der Bambusform den majestätischen Ausdruck verleihen. Doch ungleich höher steigert sich die Mannigfaltigkeit der Blumenachse. Wenn die Bambusform nur durch ihre kolossale Vegetationskraft, keineswegs aber durch ihre Blumenachse imponirt, so gewinnt letztere gerade bei den kleineren Gräsern



Das Pampasgras

die höchste Bedeutung, eine Pracht, die oft die herrlichsten Blumen um Vieles übertrifft, mag sie auch als Aehre oder als Rispe erscheinen.

Digitized by Google

enteum Nees).

1. Die Agrostideen oder Straußgräser eröffnen gewissermaßen das Reich der Gräser durch Kleinheit und Zierlichkeit. Wie hineingehaucht in die Natur, möchte man ihr ganzes Wesen ein elfenartiges nennen; so fein und winzig sind ihre Blumentheile, daß man kaum eine Wirkung dieser zierlichen Wesenformen erwarten sollte. Dennoch ist sie vorhanden. Das gilt z. B. von der Muehlenbergia capillaris Trin. (Stipa sericea Mx.) Nordamerika's. Schon Elliot nannte dieses Gras in seiner Botanik von Südkarolina eines der schönsten seines Geschlechtes. Es wächst daselbst reichlich auf den Inseln der Küste

ewährt durch seine hellen Purpurblüthen, sowie durch länzenden Blumenstiele einen Anblick, als ob der Boden idenen Purpurteppichen belegt wäre. Ganz ähnlich wirkt

die Agrostis Montevidensis in den Pampasländern. Wer Sinn für das Zarte hat, wird ebenso bewundernd vor unsern europäischen Straußgräsern (Agrostis elegans, truncatula, capillaris, nebulosa u. s. w.) aus dem Mittelmeergebiete stehen. Wie Spinnengewebe entfalten sie ihre Blumenstielchen und schließen dieselben wie mit einem Striche oder einem Punkte durch ein Aehrchen ab. Ja, der Coleanthus subtilis aus Böhmen ist fast nur Blume in seiner Winzigkeit und imponirt gerade durch dieses lilliputartige Wesen jedem Kenner der Graswelt, indem die überaus zarten Aehrenknäuel dem niederliegenden Räschen den Reiz der Kryptogamen, d. h. des Verborgenblühenden und Geheimnißvollen verleihen. Wie die vorigen, so auch würde das Zwerggras (Chamagrostis minima) eine wahre Zierde unter den Topfgewächsen sein, wo sie allein eine größere Wirkung als im freien Lande erzielen können. Das Gras kommt schon in den Rheinlanden, ja selbst in Hoisstein auf Sandfeldern vor, und besitzt dadurch einen hohen Reiz, daß die violett angelaufenen Aehrchen in ihrer leiterartigen, dicht zusammengedrängten Stellung auf haarförmigen und hellen Stielchen die Stengel mit ihren zarten borstenartigen Blättern um ein Bedeutendes übertreffen und trotz der Zartheit des Ganzen doch den Eindruck eines unendlichen Reichthums gewähren, indem sich ganze Scharen von Aehren aus dem dichten Räschen erheben. Die Gastridium-Arten (z. B. G. triaristatum aus Algerien, G. muticum, lendigerum und G. Australe aus dem Mittelmeergebiete u. A.) erreichen fast die Wirkung der Lischgräser (Phleum), weil sich ihre Blumen in eine dichte, seidenartig glänzende Aehre gruppiren. Dasselbe muß auch von dem Geschlecht des Polypogon gesagt werden. Die Aehren des P. spathaceus aus Corsica, des P. littoralis, Monspeliensis und maritimus von den Küsten des Mittelmeeres erscheinen wie ein seidenartig glänzender, dicht verwebter Filz in kopf- oder rispenförmiger Gestalt. Kurz, selbst die am einfachsten geformten Agrostideen offenbaren schon eine solche Schönheit, daß man hinsichtlich ihrer übrigen Familienverwandten nur um so begieriger wird, dieselbe allseitiger kennen zu lernen.

2. Um den Kontrast recht vollständig zu machen, will ich mich sogleich zu den Arundinaceen begeben. Schon ihr Name besagt, daß wir es hier mit rohrartigen Gräsern zu thun haben. Was die vorhin erwähnten Polypogon-Arten im Kleinen darstellen, führen diese gewissermaßen im Großen aus: sie erheben den Stengel zu einer bambusartigen Gestalt und schließen ihn mit einer Blumenachse ab, welche in den meisten Fällen wie ein Federbusch über dem Halme schwebt. In der That ist selbst die systematische Verwandtschaft dieser und der vorigen Grasformen so groß, daß manche Forscher einige Gattungen zu den Arundinaceen stellen, welche von andern zu den Agrostideen gerechnet werden (Calamagrostis oder Schilf und Psamma). Beide Geschlechter sind bei uns einheimisch, dieses an unseren Küsten, wo es als sogenannter Strandhafer die Dünen befestigt, jenes in allen unseren Wäldern. Wo sie aber auch erscheinen, ahmen sie ganz im Kleinen die Tracht unseres Rohres (Phragmites) nach. Letzteres ist der herrlichste Vertreter der Arundinaceen bei uns zu Lande und gibt den Uferlandschaften ebenso ihren eigenthümlichen Charakter, wie ihren besonderen Reiz, und wer je einmal den bräunlichen Federbusch in seiner vollen Entwickelung betrachtete, in welchem Zustande er häufig als größte Zierde in Vasen

Digitized by Google

verbraucht wird, der hat zugleich eine Vorstellung von der Pracht der Grasrispe und der baumartigen Entwickelung der Gräser überhaupt empfangen. Schon im Mittelmeergebiete tritt diese auf, und zwar in der Gattung Arundo, welche bei den Alten als das eigentliche Rohr galt. A. Donax entwickelt einen wohl zwölf Fuß hohen Stengel mit zwei Fuß langen Blättern und zwei Fuß hohen Blumenrispen, und wird deshalb mit Fug und Recht gegenwärtig häufig auf freien Plätzen als hohe Zierde verwendet. Ebenso herrlich ist die A. mauritanica aus demselben Gebiete (Italien, Südfrankreich, Spanien, Nordafrika u. s. w.); um so mehr, als die seidenartig im Lichte glänzenden weißen Blumenborsten in außerordentlicher Anzahl vorhanden sind und dem Lichte einen großen Spielplatz gewähren. Dieses Merkmal, welches dem Federbusche der Rohrarten eine so hohe Schönheit verleiht, pflegt zwar bei dem Ampelodesmos tenax aus Südtalien und Nordafrika weniger entwickelt zu sein; dennoch aber macht seine fußhohe Blumenrispe auf ihrem vier Fuß hohen Halme einen imposanten Eindruck durch die kräftige Entwickelung ihrer hellfarbigen Aehrchen. Neben Arundo Donax gepflanzt, würde dieses Gras darum einen landschaftlich höchst werthvollen Kontrast zu dessen violettschimmernder Blumenrispe abgeben.

Die höchste Schönheit aber erreichen die Arundinaceen unstreitig in der Gattung Gynerium, welche dem südamerikanischen Festlande angehört. Das G. parviflorum aus Brasilien treibt seinen Stengel wohl an fünfzehn Fuß in die Höhe, umgibt ihn mit 1½ Fuß breiten, kräftigen Blättern und schließt ihn mit einem Federbusche ab, dem an Zierlichkeit kaum irgend eine andere Grasrispe wieder gleich kommt. Eine hohe, gerade aufschießende Blumenachse, sendet sie von allen Seiten so zahlreiche, lange und fadenförmig dünne Aeste aus, daß dieselben, welche sich spiralig in einem halben Wirtel um die Achse stellen, bei dem leisesten Hauche in Bewegung gerathen und, auf- und abwallend, den seidenartigen Glanz der kleinen, hellbräunlichen Blumen-Aehrchen im Sonnenlichte spielen lassen. Durch die außerordentliche Ausbreitung der Blumenrispe übertrifft das Gras an Schönheit in mancher Beziehung selbst die unvergleichliche Blumenspindel des Zuckerrohrs und würde eine der herrlichsten Zierden jedes Warmhauses bilden. Doch ist zu bemerken, daß die Gynerien eine solche Rispe nur auf der männlichen Pflanze entwickeln; die weibliche — denn diese Gräser sind durchgehends zweihäufig — ist weit dichter zusammengedrängt, ähnelt bei dem echten G. saccharoides auffallend der des Zuckerrohrs und entwickelt somit einen Federbusch, der, indem die Blumenborsten massenhaft, wie seidene Fädchen, die Blumendecken wie in einen glänzenden Nebel hüllen, wie aus dem weichsten Flaum gebildet erscheint. Die „Quila" der Chilesen (Gyn. Quila Nees) dagegen entwickelt eine dichte, zusammengedrängte Rispe und erinnert damit nebst dem landesverwandten G. speciosum an eine Art, welche neuerdings sich ungemein häufig in unsere Gärten verbreitet hat, und welche ich darum etwas ausführlicher betrachten muß.

Diese Art ist nämlich das Gyn. argenteum oder das sogenannte Pampasgras. Es wurde in den ersten Jahren dieses Jahrhunderts wohl zuerst von dem Berliner Gärtner Sellow in Monte-Video gesammelt und von Sprengel als Arundo dioeca bekannt gemacht. Diese ersten Exemplare besitze ich noch in dem Sprengel'schen Herbar und kann damit bestätigen, daß sie zu der fraglichen Art gehören. Später ist das Gras auch vom Herrn v. Martius in München bei Rio Janeiro und in der Provinz S. Paulo in Brasilien gesammelt worden. Dennoch verstrich erst eine lange Zeit, bevor es in Europa eingeführt wurde. Dies geschah in den 50er Jahren von Herrn Moore, dem Vorsteher des botanischen Gartens zu Glasnevin bei Dublin. In den letzten sieben Jahren aber verbreitete es sich, nachdem es einmal den europäischen Kontinent erreicht hatte, sehr schnell bis in die herrlichen Gärten an den oberitalienischen See'n, wo es, unter einem ähnlichen Klima, wie in seinem Vaterlande, vortrefflich im freien Lande gedeiht und die Bewunderung aller Reisenden auf sich zieht. Doch nicht allein diese bevorzugten Gegenden kennen das herrliche Gras als freie Gabe der Natur; im Gegentheil ist es gelungen, dasselbe sogar bei uns im Freien zu überwintern, wenn nur der Boden kein feuchter war. Sonst dauert es sehr leicht in einem neuholländischen Hause aus mit aller Pracht, die ihm eigen ist. Da wir in Halle die Freude hatten, das Gras unter der aufmerksamen Pflege des Herrn Hannemann im botanischen Garten prachtvoll im Freien sich entwickeln zu sehen, so ließ ich eine Abbildung davon machen, und lege nun dieselbe unseren Lesern als einen Beweis vor, zu welcher Pracht es die Gräser bringen können. Die Pflanze erreicht mit ihren fußlangen Rispen eine Höhe von etwa acht Fuß, nach Anderen selbst von zehn und fünfzehn Fuß. Eine Menge Stengel treiben aus der Basis des Grases hervor, welche ihre kaum einen Zoll breiten, harten und an den Rändern scharfen, dunkelgrünen, aber auf der Rückseite helleren, mehrere Fuß langen und zugespitzten Blätter nach allen Seiten dicht in einander drängen und so einen Rasen bilden, der, von Weitem gesehen, eher mit einem Heuhaufen verglichen werden könnte. Schon dieser Charakter macht das Gras als landschaftliche Staffage zu einer höchst werthvollen Gartenpflanze. Die eigentliche Schönheit aber liegt in der Blumenspindel. Sie treibt eine gegen 1½ bis 2½ Fuß lange, ährenartig zusammengedrängte Rispe, und diese sticht durch die blendend weiße Farbe so vortheilhaft von dem Dunkelgrün der Unterlage ab, daß das Gras den Namen des silberfarbigen wahrhaft verdient. Eine der schönsten Erungenschaften der neueren Gärtnerei, empfehlen wie somit das Gras allen denen, welchen es bisher noch unbekannt geblieben sein sollte, als eine der herrlichsten Zierden, die so recht auf freie Plätze, besonders vor Häuser gehört. Ich selbst habe bisher zwar nur etwa sechs bis acht Blumenrispen an einem Exemplar beobachtet, doch soll man schon Stauden mit siebzehn Blumenhaimen gezogen haben; ein Effekt, der bei hellem Sonnenscheine ein wunderbar großartiger gewesen sein

Digitized by Google

muß. Die Verbreitung ist um so mehr zu empfehlen, als das Gras leicht durch Zertheilung fortgepflanzt wird und schon um wenig Geld (4 Sgr. per Exemplar) zu haben ist, während sie Anfangs noch 25 Francs oder darüber kostete.

Politische Uebersicht.

Ehe wir zur Schilderung der Weltlage im Allgemeinen übergehen, müssen wir uns umsehen, was in letzter Zeit für Oesterreich, unser gemeinsames Vaterland, Wichtiges vorgefallen ist. Die Ministerkrisis, deren wir in unserem letzten Blatte Erwähnung thaten, ist glücklich beigelegt. Forgach bleibt, aber was die Hauptsache ist, auch Schmerling bleibt, und nur der Judex Curiä Graf Apponyi hat seine Resignation überreicht, welche auch angenommen wurde. Während alle Anstalten getroffen werden, auf daß Siebenbürgen und Venetien schon während der nächsten Session im Reichsrathe vertreten werden, setzten die Mitglieder des aufgelösten ungarischen Landtages eine Demonstration in Scene, welche den Herren Eötvös und Deak Gelegenheit gab, zu sprechen und ihrer ohnmächtigen Wuth gegen das stetige Fortschreiten unserer Verfassung Luft zu machen. Diese Reden gaben einem Korrespondenten der „Allg. Ztg." Anlaß zu der folgenden, die Thätigkeit des weiland verstärkten Reichsrathes eben nicht überschätzender Betrachtung, welche wir hier wiedergeben, da sie uns im Ganzen und Großen richtig zu sein scheint:

„Die Folgen des Diploms vom 20. Oktober sind verhängnißvoll für Oesterreich. Das hat neulich wieder die Rede des Freiherrn von Eötvös dargethan. Dieser Politiker war es, der vor dem Jahre 1860 in Schrift und Wort für einen Ausgleich in gesammtstaatlichem Sinn thätig war. Man erinnere sich seiner bei Beackham in Leipzig erschienenen „Garantien". Wie bereit war er damals, die gemeinsame Behandlung gemeinsamer Angelegenheiten gewähren zu lassen! Und nun? Nun schwärmt er ganz und gar für die Rechtskontinuität, lediglich deßhalb, weil das Diplom ein Stück derselben darreicht. Darin nun haben die magyarischen Politiker Recht, daß die Kontinuität vollständig, untheilbar und unbedingt sein muß, hingegen bald und mit Reserven begrenzt, nicht gedacht werden kann. Hätte man sich im Oktober 1860 von dem Majoritätsvotum des verstärkten Reichsraths nicht beirren lassen; hätte man im Auge behalten, daß Selbsterhaltung und Wohlfahrt des Staats gewichtigere Momente als sämmtliche Kontinuitätskombinationen sind, so würde man eine Gesammtverfassung nach der Art des Februar erlassen und Ungarn die administrative und judicielle Autonomie, jedoch kraft eines motu proprio, ohne jede Hinweisung auf konstitutionelle Reminiscenzen, gewährt haben. Das wäre ein fester Boden gewesen. Betraten ihn die Magyaren, so war man ihrer mehr oder minder sicher: betraten sie ihn nicht, so war man wenigstens in der Lage, die Autorität in Ungarn zu wahren, die jetzt nicht einmal noch genügend hergestellt ist."

Dessenungeachtet sprechen wir die Hoffnung aus, daß auch die ungarische Frage ihrer glücklichen Lösung entgegengeführt werden wird, wenn in Wien mit unerbittlicher Konsequenz und Würde fortgefahren und die unumstößliche Logik der Thatsachen den schon jetzt wankenden passiven Widerstand der Ungarn brechen wird. Deßhalb können wir auch nicht mit den Folgerungen jener schwarzsehenden Journalistik übereinstimmen, welche daraus, daß die Einberufung des Reichsrathes für den Monat Mai noch nicht erfolgt ist, auf Transaktionen der Verfassungsfrage schließen, glauben vielmehr annehmen zu dürfen, daß eben dies eine Folge der zur Einberufung des weitern Reichsrathes noch nothwendigen Vorkehrungen ist.

Unsere in der letzten Nummer gemachte Bemerkung, daß die Gefangennehmung des Diktators keinen wesentlichen Einfluß haben wird auf die Unterdrückung des polnischen Aufstandes, hat sich bestätigt. So wie im Krakauischen erholt sich die Insurrektion auch im Radom'schen und Lublin'schen Gouvernement von ihren jüngsten, so schweren Niederlagen, und überall treten neue Korps unter theilweise neuen Führern auf. Das System des Guerillakrieges wird streng eingehalten und jedes größere Gefecht, wo die Entscheidung nicht gewiß ist, nach Thunlichkeit vermieden. Die russischen Truppen werden durch fortwährende Märsche und Züge ungemein geplagt und ihre schlechteste, für die Aufständischen aber günstigste Zeit hat eben in dem allgemeinen Aufthauen der Wege, Flüsse und Sümpfe begonnen. Die polnischen Straßen sind um diese Jahreszeit buchstäblich grundlos und für schweres Fuhrwerk, für Kanonen und Bagagewagen durchaus unpraktikabel und setzen deßhalb den Bewegungen einer regulären Armee die größten Schwierigkeiten entgegen. Diesen Moment kann die Insurrektion erfassen, um sich zu kräftigen und sich neu zu organisiren, und es scheint, daß die Polen beschlossen haben, das Frühjahr gut auszunützen.

Die wichtigsten Nachrichten kommen aus Lithauen, wo der Aufstand in bedrohlicher Weise aufgeflammt ist, und wo in manchen Kreisen die gesammte Bevölkerung sich gegen die russische Herrschaft erhebt. Auch im Gouvernement Augustowo wird es neuerdings sehr lebendig.

Aus Warschau bringen polnische Blätter zwei wichtige Mittheilungen. Nach der „Gazeta Nar." hat sich das „Warschauer Direktorial der Weißen", oder das Komite der gemäßigten Partei, unbedingt und feierlich dem bekannten, den Aufstand leitenden „Centralkomite" angeschlossen. Das spricht gerade nicht für das Niederlegen der Waffen.

Auch die in immer neuen Gestalten auftretende Interventionsidee der Großmächte denket darauf hin, daß von einem Niederlegen der Waffen noch immer keine Rede ist. Der Plan Frankreichs, unter der Regierung des Prinzen von Leuchtenberg ein einiges Polen zu errichten und Oesterreich und Preußen für den Verlust ihrer Provinzen anderweitig zu entschädigen, wurde fallen gelassen und es blieb bei dem Absenden von identischen Noten, welche in der Ernennung des General Berg zum Civilgouverneur von Polen eben keine würdigende Antwort fanden, da Berg, der bekannte Revolutionsniederwerfer von 1831, nicht nur in Polen verhaßt, sondern auch ein Mann des starrsten Absolutismus ist.

Auch die Kongreßidee ist gescheitert, weil die Besorgniß nahe lag, der Kongreß könnte sich am Ende auch mit anderen Dingen beschäftigen, als blos mit der polnischen Frage, und eben so ist eine gemeinsame diplomatische Aktion der Kabinete von Oesterreich, Frankreich und England nicht zu Stande gekommen. Um nun die polnische Angelegenheit nicht ganz in den Sand verrinnen zu lassen, um die blutigen Konvulsionen eines unglücklichen Volkes nicht ganz theilnahmslos mitanzusehen und um andererseits gewisse immer stärker hervortretende Neigungen, die polnische Frage zum Ausgangspunkte einer Reihe großer Ereignisse zu machen, zurückzudrängen, soll das Projekt entstanden sein, daß in der zweiten Hälfte des April Repräsentanten der Mächte in Wien zusammenkommen sollen, um in freier, minder feierlicher Form, als dies auf einem Kongresse möglich ist, Berathungen über die polnische Frage zu pflegen. Diese neuen Wiener Konferenzen sollen, wie gesagt, etwa am 20. April eröffnet werden. — Wie viel Wahres an diesen Angaben ist, lassen wir übrigens dahin gestellt sein; möglich, daß sie ihren Ursprung nur einer gewissen Aehnlichkeit der Lage von heute mit einem Abschnitte der Geschichte der diplomatischen Aktion während der orientalischen Verwicklung verdanken. Die Aehnlichkeit ist in der That in mancher Beziehung eine geradezu überraschende und es ist schon aus diesem Grunde erlaubt, zu hoffen, daß die

Digitized by Google

österreichische Politik die Mißgriffe jener Zeit nicht auch heute wiederholen wird.

Die Rede des Prinzen Napoleon, welche wir neulich im Auszuge mittheilten und worin eben keine Schmeichelworte für den Grafen Wielopolski enthalten waren, hat den Sohn des Genannten zu folgendem Briefe an den Redner veranlaßt:

Monseigneur!

In der Rede, welche Sie am 17. März im Senate von Frankreich gehalten, haben Sie sich über meinen Vater in beschimpfender Weise ausgesprochen. Ich komme als Sohn, von Ew. kaiserl. Hoheit für diese unwürdige Beleidigung die Genugthuung zu fordern, die ein Mann von Ehre niemals verweigert. Gleichwohl habe ich, Monseigneur, nach Ihren so bekannten Antecedentien keine große Aussicht, Sie meine Forderung annehmen zu sehen. Es ist ein Muth, der nicht über die Gasse geht, und wenn solch' ein Mensch als frecher Sansculotte eine Beschimpfung losgelassen hat, flüchtet er sich feige in die Unverletzlichkeit einer bevorzugten Stellung, sobald man ihn wegen seines Geschwätzes zur Rede stellt. Ew. kaiserl. Hoheit wird sich vielleicht hinter diejenigen verstecken wollen, welche mit Ihnen im Palais Royal und mit den Häuptern der Meuchelmörder in den Räuberhöhlen von Warschau übereinstimmen. Wenn in meinem Vaterlande die gute Sache, welche durch unsern König Alexander II. eingeleitet worden, und welcher mein Vater seit zwei Jahren seine Kräfte weiht, nicht dazu kommt, über die Schwierigkeiten den Sieg davon zu tragen, welche ihr durch verderbte oder unverständige Leute bereitet werden, so wird man das hauptsächlich den sich selbst so nennenden „Freunden" unserer Sache, wie Ihnen, Monseigneur, und Ihren revolutionären Gesellen, zuschreiben müssen. Ich werde bis zum kommenden 2. April Ihre Antwort, so wie die Bezeichnung Ihres Sekundanten erwarten. Wenn Sie mir die geforderte Genugthuung nicht gewähren, müssen Sie es leiden, Monseigneur, daß ich diesen Brief der Oeffentlichkeit übergebe.

Empfangen Sie, Monseigneur, die Versicherung aller der Gefühle, welche meinerseits Ew. kaiserl. Hoheit gebühren.

Warschau, Schloß Brühl, 24. März 1863.

(Ges.) Sigismund Graf Wielopolski.

Es war vorauszusehen, daß der heldenmüthige Prinz die geforderte Genugthuung ablehnen und so wie es bereits in einem ähnlichen Falle mit dem Herzog von Aumale der Fall war, irgend eine weite Reise unternehmen werde. Und in der That melden die französischen Blätter, Prinz Napoleon werde in den ersten Tagen der nächsten Woche eine Reise nach Egypten antreten, auf der ihn die Prinzessin Klotilde nicht begleiten wird. Er wird etwa einen Monat ausbleiben und die berühmtere Schlachtfelder Alexandria, Kairo, die Pyramiden ꝛc., sowie die Nebeiten des Suezkanals besichtigen. Eine Anzahl von Gelehrten und Künstlern wird den Prinzen begleiten.

Der Kaiser der Franzosen scheint seine Armee in Europa sehr stark zu benöthigen, denn es gilt für gewiß, daß General Forey Instruktionen erhalten hat, die ihm den sofortigen Abschluß des Friedens mit Juarez gestatten, sobald er die Gelegenheit für günstig erachtet. Man will sogar den Inhalt jener Instruktionen wissen. Der General würde nach der Einnahme Puebla's, die zur Genugthuung der Armee unumgänglich ist, zunächst verlangen, daß man ihm, seinen Stab und eine vorher vereinbarte Truppenzahl in Mexiko empfange, was abermals eine nöthige Wahrung der Form wäre; in der Aztekenstadt selbst würde alsdann der definitive Vertrag abgeschlossen werden, dessen wesentlichste Bestimmungen die wären, daß den Franzosen als Kriegs-Entschädigung auf eine bestimmte Zeit die Ausbeutung der Minen von Sonora überlassen und überdies Veracruz bis zur vollständigen Ausführung des Vertrages von den französischen Truppen besetzt gehalten würde. Juarez müßte sich freilich sehr in die Enge getrieben fühlen, wenn er diese Bedingungen annähme.

Da nun, wie die Zeitungen melden, in letzter Zeit die Kriegsgöttin den französischen Waffen hold wäre, dürfte diese dem Kaiser sehr unangenehm gewordene Angelegenheit möglichst günstig und sie den Ehrgeiz der Franzosen befriedigend beendet werden, was jedenfalls einen neuen Streich gegen iegend eine europäische Großmacht zur Folge haben dürfte.

Es erübrigt nun noch, der amerikanischen Wirren Erwähnung zu thun, welche nach den neuesten Nachrichten hierüber im Sinken begriffen sein sollen. Man schreibt nämlich aus Newyork: Ein mächtiger Bundesgenosse für die Sache der Union erstirt in der im Süden herrschenden Hungersnuth, und da es schließlich nicht anzunehmen ist, daß das Unionsgefühl dort an der Wiege des Verraths gänzlich erloschen sei, sondern vielmehr auf Gegenheit wartet, um ungestraft ausbrechen zu können, so vermuthet und hofft man hier, daß der Anfang vom Ende der Rebellion bereits gemacht ist. Das Schlußende derselben kann nicht mehr ferne sein: der Süden ist erschöpft, wenn auch nicht an Muth, doch sicherlich an Kraft und an Mitteln, und während im Norden sich Unionslignen bilden, beseelt von dem einen Gedanken, die Regierung zu unterstützen und den Krieg energisch fortzuführen, während hier alle Leiter der Demokratie, die sonst mit den Rebellen liebäugelten, sich als offene Feinde derselben erklärt haben und freudig zu jedem Opfer bereit sind, um die Union wieder herzustellen und den Verrath zu strafen, scheint im Süden das Regiment der Rebellen an Kraft und Energie zu erlahmen und der Stern des Herrn Jefferson Davis dem Sinken nahe zu sein.

Ob diese Kombination eine richtige sei, wird die nächste Zukunft lehren.

Die Tochter des Todtengräbers.

Erinnerung an ein deutsches Weib aus den Tagen der Zerrissenheit unseres Vaterlandes.

Von Karl Gustav Meyer.

Nach der bei Friedland am 14. Juni 1807 geschlagenen Schlacht unterzeichnete Napoleon am 7. Juli zu Tilsit den Frieden mit Rußland und am 9. jenen mit Preußen, dessen wichtigste Folge die Anerkennung der neu kreirten Könige von Sachsen und von Westphalen, dann des Großherzogthums Warschau, endlich der beiden Neustaaten Beitritt zum Rheinbunde unter dem Protektorate des französischen Gewalthaders war.

Westphalen war aus Hessen, Hannover und den von Preußen abgerissenen Gebietstheilen am linken Elbeufer zusammengekettet und das junge Königreich erhielt in Napoleons jüngstem Bruder: Hieronymus — Jérôme — seinen ersten Herrscher, welcher, — nachdem dessen erste Ehe mit der schönen und reichen Kaufmannstochter Elisabeth Patterson aus Baltimore in Amerika durch den Machtbefehl seines Bruders getrennt worden — sich auf ebendaselbe Gebot mit der Prinzessin Kath. Fried. Soph. Dorothea von Württemberg wieder vermählt hatte, und alle Welt las am 18. December 1807 im Pariser Moniteur: „Jérôme, König von Westphalen, ist am 10. December in Begleitung seines ersten Staatssekretärs le Camus unter unbeschreiblichem Jubel

Digitized by Google

der ganzen Bevölkerung in seiner Haupt- und Residenzstadt Kassel eingezogen."

Am 1. Januar 1808 nahm der neue Herrscher auch die Huldigung der Stände entgegen und lebte nun unbekümmert um das Wohl oder Wehe des mit Sklavenketten der französischen Bajonnete gefesselten Volkes nur der äußern Pracht und dem Genusse. Seine aus Frankreich mitgebrachten Kreaturen: Pigault-Lebrun, königl. Oberbibliothekar, der Hofballetmeister Aumertillon mit seiner Gattin Foeline, der Opernsänger Biangini und Signora Felizitas, Gesanglehrerin der Königin — durchaus fingirte Titel und Würden, um den geheimen Genossen des lebenslustigen Königs in den Augen des Volkes Achtung und Ansehen zu verschaffen — halfen durch ihre maßlose Verschwendung treulich mit, die Staatskassen zu leeren, so wie deren frivoles Leben die Erbitterung des Volkes gegen den aufgedrungenen Gewalthaber gleich Anfangs hervorrief, da vor ihren Geistern weder Jugend noch ein achtungswerther Name, noch der überall heilig gehaltene Stand der Ehe schützte; und wurden auch hie und da einzelne Stimmen laut, oder wagte es ein Familienvater sich den frechen Eindringlingen zu widersetzen, so waren, ihn unschädlich und verstummen zu machen, bald Mittel und Wege gefunden. In Stadt und Land herrschte das Spionirsystem, fremde Söldner erfüllten willig und schnell die Befehle der verächtlichen Machthaber, und der vorlaute Vaterlandsfreund oder der an seiner Familienehre gekränkte Bürger büßte seine Verwegenheit entweder im tiefsten Kerker oder vor den Gewehrmündungen der stets zum Morden bereiten, durch immerwährende Kriegszüge verwilderten Soldaten.

Insbesondere waren es die Soiréen der Signora Felizitas, wo die raffinirteste Ueppigkeit sich schamlos zur Schau stellte. Hier versammelte sich jeden Donnerstag Alles, was auf Schönheit und Reichthum gestützt, auf den zweifelhaften Vorzug, zur eleganten Welt gerechnet zu werden, Anspruch machte; — da galt weniger der Unterschied des Standes oder der Bildung, Genuß war das Ziel, nach welchem Alle strebten, und wer die Mittel dazu mitbrachte oder sich zum Werkzeuge hergab und gebrauchen ließ, war immer willkommen; — selbst König Jérôme verschmähte es nicht, in Geheim an diesen Orgien theilzunehmen.

Daß ein derartiges Beispiel von Oben auch verderblich auf die ganze Bevölkerung wirkte, ist leicht erklärlich. Die Männer, vom äußern Glanze des üppigen Königshofes geblendet, vergaßen die Schmach des Vaterlandes und drängten sich zu den Aemtern und Stellen, um bei Signora Felizitas Zutritt zu erhalten, und den Frauen galt die Aeußerlichkeit und die tonangebende Mode, ihr brachte die Mehrzahl den sittlichen Ruf, das Familienleben zum Opfer!

War aber auch die sogenannte Crême der Gesellschaft von dem allgemeinen Verderben ergriffen und hatte sie auch das Gefühl für den so tiefen Fall des eigenen Landes verloren, so lebte doch noch im Kerne des eigentlichen Volkes, im gewerbfleißigen Bürgerstande der aus den oberen Zirkeln verscheuchte Geist der Vaterlandsliebe, und durfte sich dieser auch nicht offen äußern, so griff er doch im Verborgenen desto weiter um sich. Ueberall bildeten sich geheime Gesellschaften zur Rettung des Vaterlandes, deren Mitglieder für das Gelingen ihrer Pläne Blut und Leben einsetzten. Die am wenigsten verdächtigten Orte wurden zu den Zusammenkünften gewählt und alle Vorsicht gebraucht, um sich vor Verrätherangen zu wahren.

Die Wohnung des Todtengräbers Milde am äußersten Ende der hintern Bogengasse in Kassel war einer dieser Versammlungsplätze. Hier, der Stätte des Todes so nahe, war es einsam und stille. Nur der über den Verlust seiner Angehörigen Trauernde suchte diesen Stadttheil, den die glänzenden Equipagen der Großen und Reichen, die lebenslustigen Schweiger schaudernd vermieden.

Wohl war es Anfangs den französischen Schergen aufgefallen, daß jedem Leichenzuge so viele Trauernde folgten, und leichtsinnig und frivol spotteten die herzlosen Gewalthaber über die gemeine Pietät der einfältigen Deutschen. — Als aber dabei nie eine Unordnung oder sonstige Demonstration vorfiel, sondern die Leidtragenden sich ruhig auf dem Friedhofe über die Gräber hin zerstreuten und sodann still in einzelnen kleinen Gruppen den Heimweg wieder antraten, da verlor sich auch jeder Argwohn und die sonst auf Alles so aufmerksame Polizei achtete nicht mehr darauf.

Aber gerade dies war der Zweck der Verbündeten: einmal die Spionerie sicher gemacht, konnte man leichter zum Ziele gelangen. Der damals in ganz Deutschland aufzuckende Funke des neu erwachten Nationalgefühles hatte die wiewohl fehlgeschlagenen, aber kühnen und glorreichen Erhebungen der unvergeßlichen Helden des Vaterlandes: eines Schill, Dörnberg und Braunschweig-Oels hervorgerufen. Auch das Königreich Westphalen sah diese schwarzen Scharen der Rache innerhalb seiner Grenzen und der französische Gewalthaber zitterte auf dem, einem alten Fürstenhause geraubten, auf Verrath und Blut gebauten Throne und mit ihm die Genossen seiner usurpirten, nur durch die Bajonnete von jenseits des Rheines aufrecht gehaltenen Macht.

Noch war Alles ruhig in Kassel; — dort wie in ganz Europa beugten sich Fürsten und Könige vor der Allmacht des Diktators aus den Tuilerien, der jetzt nach niedergeworfenem Süden auch die nordischen Staaten, das russische Czarenreich bezwingen wollte.

Die mittelbar oder unmittelbar dem Frankenkaiser dienenden deutschen Staaten lieferten je nach ihrer Größe — gleichviel ob willig oder mit verhaltenem Grimme — ihre eigenen letzten Kinder, und die in voraus siegestrunkenen französischen Marschälle trieben die bunt zusammengewürfelten Kontingente dem eisigen Norden, dem Tode als gewisse Beute zu.

Auch Hieronymus, obwohl dem Namen nach souveräner Fürst, im Grunde aber ein Vasall Frankreichs, führte die mit Gewalt zusammengepreßten Truppen in eigener Person dem Kaiser zu, kehrte aber schon nach der Schlacht bei Smolensk, wo Napoleon sich über dessen Verhalten unzufrieden geäußert, nach

Digitized by Google

Kassel zurück, seine deutschen, dem unausbleiblichen Verderben geweihten Truppen bei der großen Armee zurücklassend.

Bald war am Hofe zu Kassel auf Kriegesnoth und Alles vergessen. Feste folgten wieder auf Feste, als ob überall der tiefste Friede herrschte und das arme geknechtete und gekneblete Westphalen das glücklichste Land unter der Sonne wäre.

Doch schon vor des Königs Ankunft war in der Hauptstadt die Kunde von den fortgesetzten Unfällen und Verlusten der großen Armee ungeachtet aller dagegen getroffenen Vorkehrungen angelangt, und wieder begannen die Vaterlandsfreunde neue Hoffnungen zu schöpfen. Im Todtengräberhäuschen waren die Zusammenkünfte wieder häufiger, aber auch in Folge der längern Abwesenheit des Königs mit weniger Vorsicht abgehalten worden, so daß le Noir, unter dessen polizeilicher Aufsicht die Bogengasse stand, hievon eine dunkle Kunde erhielt, worüber sich zu vergewissern der Schlaue unter mancherlei Vorwänden öfter in schlichter bürgerlichen Kleidung den so entlegenen Friedhof besuchte und da die Bekanntschaft Katharinens, der Tochter des Todtengräbers Milde machte.

Leicht ward es dem geschmeidigen, durch langjährigen Aufenthalt in Kassel des Deutschen vollkommen mächtigen Franzosen, das unverdorbene Naturkind anzulocken und ihre Neigung zu gewinnen; — aber wenn auch, vertrauter geworden, Katharina dem Liebslinge ihres Herzens alle ihre kleinen Geheimnisse entdeckte, so konnte ungeachtet aller schlauen und verwickelten Fragen le Noir doch in Bezug der bei ihrem Vater abgehaltenen Zusammenkünfte nichts Näheres erfahren und mußte, um mit einem Schlage die Verschwornen — mit weichem Namen der französische Despotismus die sich im Stillen berathenden Freunde des Vaterlandes bezeichnete, — aufzuheben und zum abschreckenden Beispiele der Uebrigen vor ein Kriegsgericht zu stellen, auf die dunklen eingezogenen Gerüchte und seine eigene geringe Lokalkenntniß gestützt, einen Ueberfall wagen, der jedoch zu gar keinem Resultate führte, denn das auf den Trümmern eines längst verfallenen katholischen Nonnenklosters erbaute Todtengräberhäuschen hatte eben in Folge der vielen unterirdischen Gewölbe, wo die gewöhnlichen Versammlungen abgehalten wurden, eine Unzahl geheimer Ein- und Ausgänge, die nur den Eingeweihten bekannt waren; es ward leer und nirgends eine Spur der Verschwornen gefunden.

In der einzigen Stube des Häuschens saß ruhig der Todtengräber Milde mit Schnitzarbeit beschäftigt, während die erschrockene Katharina beim Anblicke ihres Geliebten in Polizeiuniform hinter dem Webstuhle laut aufschrie. Nach der sorglamsten, wiewohl vergeblichen Durchsuchung des ganzen Hauses ward der Alte und dessen Tochter unter strenger Bewachung mit fortgeschleppt, und da Milde beim Verhöre nichts gestehen wollte, zuerst mit dem Tode bedroht, endlich aber, weil er fest beim Läugnen blieb, im Gefängnißvorhofe standrechtlich erschossen. Katharina aber, bei welcher alle angewandten Versuche, sie zum Geständnisse zu bringen, an dem Umstand scheitern mußten, daß sie wirklich nicht in die Geheimnisse des Hauses eingeweiht war, ward wohl noch längere Zeit in strenger Haft gehalten, endlich aber der Stadt verwiesen und mit der Drohung aus deren Weichbilde durch die Schergen geführt, beim Wiederbetreten sogleich ohne alle Gnade hingerichtet zu werden; Mitschuldige wurden keine eingezogen, weil ungeachtet aller versuchten Bestechungen sich kein Verräther fand, die Bethelligten aber so klug waren, ihre Berathungen für jetzt gänzlich einzustellen und bis auf bessere Zeiten zu verschieben.

Und sie kamen, die besseren Zeiten, wenn auch mit schweren Opfern und blutig errungen!

Die Leichen einer halben Million in Rußlands starren Eisfeldern durch den eisernen Willen des herzlosesten Despoten hingeopferten Deutschen, die rauchenden Trümmer der alten Carenstadt Moskau, die so oft gebrochenen Schwüre und nie gehaltenen Versprechungen Napoleons hatten der Rache Geister aufgerufen, die Völker Deutschlands, ja die des ganzen Kontinentes aus ihrer bisherigen Agonie aufgerüttelt, den durch schlau unterhaltene Uneinigkeit zersplitterten Fürsten Europa's ihre eigene Verbindung gezeigt: — erst jetzt, nachdem es ihnen wie Schuppen von den Augen fiel, in den Tagen der ärgsten Noth näherten die Fürsten und Könige sich den ihrem Hort anvertrauten Völkern, die sie bisher wie Sklaven betrachtet, und die Völker kamen im Bewußtsein ihrer Kraft mit Vertrauen den Herrschern entgegen, und Männer und Greise, Knaben und Jünglinge, Matronen, Frauen und Mädchen standen auf und es legten die Ersteren ihre Kraft und ihr Herzblut, die Letzteren ihr bestes Wollen, ihr Gold und Geschmeide freudig als williges Opfer auf den Altar des Vaterlandes!

Aus dem fernen Asien, aus der Tartarei endlosen Steppen, von China's Mauern her wälzten sich zahllose Horden halbwilder Völker hin zu der heiligen Stadt, dort unter Moskwa's Mauern sich den Tausenden und abermals Tausenden anschließend, die Rußlands bis auf's Höchste aufgestachelte Rachegluth gegen den so verhaßten Frankenkaiser aussandte; ganz Süddeutschland stand zum Schlage bereit, empfing die nordischen Fremdlinge als Waffenbrüder mit hellen Freudenrufen und einte sich zum engen Bunde wider den Erbfeind.

Aber noch hielten die meisten norddeutschen Fürsten, einestheils, weil ihre Länder von französischen Truppen besetzt, anderntheils durch verführerische Zusagen und Versprechungen umgarnt, zu Napoleon, und erst die am 12. August 1813 von Seite des mit Schweden, Preußen und Rußland sich eng verbündenden Oesterreichs nun erfolgende offene Kriegserklärung veränderte den Schauplatz, — schon in Mitte des folgenden Monats September umflatterten wildbärtige Kosakenhorden die Grenzen Westphalens.

Unweit Rothenburg an der Fulda steht hart am Ufer dieses Flusses ein vereinzeltes Fährhaus, in der nächsten Nähe desselben laufen zwei unmittelbar nach

Digitized by Google

Kassel führende Straßen zusammen: hier war es, wo die in kleinen Abtheilungen herumflattenden Söhne der Wüste sich sammelten, um von da aus die Residenz zu überfallen, wobei ihnen das Weib des Fährmannes als Wegweiser diente.

Katharina Milde war es, die aus Kassel schmählich verwiesene und ausgestäubte Todtengräbertochter, welche hier ein Asyl gefunden und nun glühend von Rachegefühl sich freiwillig als Führerin erboten hatte.

Das Unternehmen schlug fehl, obwohl der furchtsame Jérôme am 30. September die Hauptstadt flüchtig verlassen und deren Vertheidigung der französischen Besatzung übergeben hatte. Die Kosaken mußten zurückweichen, bei welcher Gelegenheit Katharina in die Hände der Nachsteenden fiel, von welchen sie erkannt und augenblicklich hingerichtet ward. —

Die Niederlagen bei Großbeeren, an der Katzbach und bei Kulm hatten den kecken Uebermuth der französischen Marschälle gebrochen, nur dem Kaiser selbst lächelte noch einmal bei Dresden das Schlachtenglück.

Der 17. Oktober sah König Jérôme zum letztenmal innerhalb den Mauern seiner Residenz, verzweifelnd an eine spätere Rückkehr raffte der Raubgierige in größter Eile den Reichsschatz und die Kronjuwelen zusammen und floh an eben jenem verhängnißvollen Tage, wo auf dem Schlachtfelde bei Leipzig sich der Frankenkaiser zu der Völkerschlacht des 18. Oktober vorbereitete, durch die sein und Europa's Schicksal entschieden ward. —

Es ist hier nicht meine Absicht gewesen, das Leben des nun entthronten Königs von Westphalen weiter zu verfolgen, — streng und hart hat diesen die Geschichte gezeichnet; — ich wollte nur einfach und schlicht eines deutschen Weibes gedenken, das für die Sache des gemeinschaftlichen Vaterlandes zu einer Zeit nach seinen Kräften mitzuwirken suchte, wo selbst beherzte Männer verzweifelten. Daß es in diesem Versuche unterging, war der nothwendige Gang des Weltgerichtes; seine Vaterlandsliebe war dem gemeinen Motive unedler Rachsucht untergeordnet.

Die Theilung der Arbeit.

Die Theilung der Arbeit, deren Natur und Wichtigkeit Adam Smith zuerst erschöpfend untersucht und behandelt hat, ist zugleich Wirkung und Ursache der steigenden Kultur. Im rohen Zustande versertigt der Mensch den größten Theil seiner Bedürfnisse selbst: er baut den Acker, errichtet seine Wohnung und fertigt seine Kleider allein. Aber Alles ist schlecht und kümmerlich, weil er die erforderlichen Geschicklichkeiten und Werkzeuge nicht besitzt und weil der beschränkte Kreis, in welchem er lebt, ihm nur sehr wenige und unvollkommene Materialien bietet. Bald gewahrt er, daß seine Arbeit um so schneller vor sich geht und um so besser geräth, je mehr er seine Thätigkeit auf die Hervorbringung und Veredlung solcher einzelnen Gegenstände beschränkt, wozu ihn seine individuelle Geschicklichkeit und die ihn umgebende Natur besonders befähigen. Die menschlichen Anlagen treten dann in ihrer Mannigfaltigkeit und Verschiedenheit hervor. In alten Zeiten, wie bei den meisten Völkern, welchen eine freigebige Natur es möglich macht, viele Menschen zu ernähren, ist die Sklaverei ein bedeutendes Mittel gewesen, die Theilung der Arbeit zu befördern. Denn obgleich auch durch sie den großen Gutsbesitzern die Möglichkeit gegeben wurde, Alles, was man brauchte, im Innern des Hauses durch Sklaven verrichten zu lassen, so wurde doch zu jeder Art von Arbeit der passendste Sklave ausgewählt, und die lange Reihe der besonderen, von den einzelnen Beschäftigungen hergenommenen Benennungen beweist, wie weit die reichen Römer die Theilung der Arbeit trieben. Das war auch der Weg zu den eigentlichen Fabriken. Indem die Arbeit sich immer weiter spaltet, so daß der Kreis, in welchem der Einzelne thätig ist, sich immer mehr verengert und zuletzt der Fabrikarbeiter sein Lebenlang nur ein einzelnes kleines Geschäft verrichtet, z. B. das Durchbohren der Nähnadeln, wird die Vollkommenheit der Arbeit an sich und die Fertigkeit des Arbeiters bis zur Unbegreiflichkeit gesteigert, freilich aber auch die Fähigkeiten desselben auf diesen einzelnen Punkt einseitig gerichtet. Wie Chevalier berichtet, nimmt die Theilung der Arbeit einen immer rascheren Gang an und es haben sogar seit der ersten großen Weltausstellung von 1851 bemerkenswerthe Fortschritte stattgefunden.

In den letzten Jahren hat man sich, wie der berühmte Volkswirthschaftslehrer sagt, dem großen Grundsatz der Arbeitstheilung mehr gefügt. Diese Theilung geschieht nach zwei verschiedenen Richtungen, welche sich indessen nicht gegenseitig ausschließen. Entweder findet die Theilung der Arbeit in der einzelnen Fabrik selbst statt, oder in der ganzen Fabrikation d. h. zwischen den einzelnen Fabriken, so daß sich jede der letzteren auf eine bestimmte Zahl von Erzeugnissen beschränkt oder nur einen Theil einer Gesammtarbeit verrichtet.

Das Bestreben der Industriellen, die Arbeit unter sich zu theilen, ist gegenwärtig ganz unverkennbar; indessen macht sich zuweilen auch das entgegengesetzte Bestreben sehr energisch geltend und ruft Fabriken hervor, in welchen alle Verrichtungen vereinigt sind, und der in seiner ursprünglichen Gestalt in Arbeit genommene Rohstoff bis zum vollkommen fertigen Verbrauchs-Gegenstande veredelt wird. Dieses Bestreben wird gefördert durch die Hoffnung auf Ersparniß an den Generalkosten und auf Bedienung des Wunsch, das man sich selbst bedient. Es wird ferner durch die bei der kaufmännischen Buchführung erreichte Vollkommenheit unterstützt, welche es gestattet, selbst eine sehr komplizirte Fabrikation ohne Mühe zu zergliedern und sich von jedem einzelnen Theile derselben genaue Rechenschaft zu geben.

In Beziehung auf beide Systeme der Arbeitstheilung macht sich eine bedeutende Ausdehnung des Umfanges der Fabriken bemerklich. Schon seit längerer Zeit tritt diese Erscheinung bei den Eisen- und anderen Hüttenwerken, sowie bei der Fabrikation der Gewerbe hervor. Ein oder zwei Beispiele werden genügen, um von dem Umfange, welchen die Fabriken angenommen haben, eine Vorstellung zu geben. Bei der Baumwollspinnerei kommen jetzt in der Regel Anstalten mit 25, 30, 40 und 50,000 Spindeln vor. Der Ausgangspunkt dieser Industrie ist das Spinnrad, welches weniger als Eine Spindel leistet. Im Fache der Färberei oder des Zeugdruckes fassen sich Fabriken zu Manchester oder Glasgow nennen, aus welchen jährlich Zeuge hervorgehen, deren Gesammtlänge ausreichen würde, den größeren Theil des Erdumfangs (über 5300 Meilen) zu umspannen. Die ersten Firmen dieser beiden gewerbthätigen Städte sind in der That im Stande, eine Million Stücke zu 34½ Ellen Länge, im Ganzen also 34½ Millionen Ellen anzufertigen. Das Haus Black u. Co. zu Glasgow liefert sogar 42 Millionen Ellen. Das Haus Dollfuß, Mieg und Co. zu Mülhausen in Frankreich producirt etwa 15 Millionen Ellen von höherem Durchschnittswerthe; es spinnt, webt und druckt, während sich die Firmen zu Glasgow und Manchester nur auf Druckerei beschränken.

Als Beispiel solcher Anstalten, in welchen alle Theile

Digitized by Google

einer Fabrikation vereinigt sind, die Theilung der Arbeit aber dessen ungeachtet so weit als denkbar durchgeführt ist, läßt sich die Fabrik in Saltaire bei Bradford, einer bedeutenden Stadt in Yorkshire anführen, welche einschließlich ihrer Bannmeile für 133 Millionen Thaler an gewirkten Geweben aus Wolle und Baumwolle anfertigen soll. Saltaire ist die Schöpfung des Herrn Titus Salt, der es nach einem einheitlichen Plane vor etwa zehn Jahren mit den Wohnungen und einer Kirche für die Arbeiter errichtet hat. Diese großartige Fabrik, in welcher mehr als dreitausend Menschen arbeiten, ist zur Herstellung gewisser Gewebe aus Wolle, Alpaca und Ziegenhaaren bestimmt, hauptsächlich beschäftigt sie sich jedoch mit den unter dem Namen Orleans bekannten Kammgarnstoffen. Sie erhält die Wolle, die Alpaca und die Ziegenhaare, wie solche den Thieren abgeschoren werden, und führt die vollständige Fabrikation der Zeuge aus. Es ist hier Alles in kolossalen Verhältnissen: so gibt es da mehrere Dampfmaschinen von 700 Pferdestärken.

Dasselbe Gesetz, welches zu einer Erweiterung der Fabriken mit einer beträchtlichen Ersparniß an Generalkosten geführt hat, macht bei den meisten Gewerbszweigen die kleinen Betriebsstätten, oder, wie man sich oft mit mehr oder weniger Recht ausgedrückt hat, die Familien-Industrie, allmälig verschwinden, denn in den meisten Fällen läßt der kleine Betrieb die Anwendung der Maschinen, also desjenigen Mittels nicht zu, ohne welches die Anforderung und die Aufgabe der modernen Civilisation: gleichmäßige Qualität und niedrige Preise der Erzeugnisse, nicht zu erfüllen ist.

In der patriorchalischen Gesellschaft gab es nur Haus-Industrie; es fand gar keine, oder eine nur sehr geringe Theilung der Arbeit unter den Familien statt; jeder Volksstamm erzeugte und fertigte Alles an, dessen er bedurfte. In der griechischen und römischen Gesellschaft übervog immer noch die Haus-Industrie, es kam jedoch schon eine gewisse Theilung der Arbeit als Zeichen socialen Fortschrittes zum Vorschein und sogar zu einiger Entwicklung. Sie bekundete sich durch das schärfere, mehr unterschiedene Hervortreten der einzelnen Gewerbe. Im Mittelalter und in den folgenden Jahrhunderten gibt sich dieser Zustand in den Handwerks-Innungen noch deutlicher zu erkennen, es finden sich Gewerbtreibende, welche zahlreiche Arbeiter beschäftigen, aber es fehlt noch an Fabriken, welche auf einer durchgreifenden Arbeitstheilung unter den Arbeitern und einer dieser Arbeittheilung entsprechenden Mannigfaltigkeit von Werkzeugen beruhen. Die Fabrik ist erst eine Schöpfung der modernen Civilisation. Es ist kaum ein Jahrhundert her, daß das Fabriksystem mit allen seinen charakteristischen Eigenthümlichkeiten hervorgetreten ist und täglich größeren Aufschwung nimmt.

Am Ende des vorigen und noch während des ersten Viertels dieses Jahrhunderts wurden viele, jetzt fabrikmäßig ausgebildete Industriezweige noch als Kleingewerbe betrieben. Ihr Arbeitsgeräth war ohne Bedeutung, das Handwerkszeug war die menschliche Hand. Der Parfumeur z. B. hat einen Mörser, in welchem er die einzelnen Bestandtheile seiner Präparate zerrieb, außer dem Filter und Siebe. Der Knopfmacher arbeitet nur Metallknöpfe; zur Anfertigung geprägter Knöpfe bediente er sich einer Schraubenpresse. Die Tuch-, Sammt- oder Seidenknöpfe wurden vom Schneider oder in den Haushaltungen gemacht; man gebrauchte dazu innen ausgedrehte Holzformen. Außerdem war eine Nadel zum Nähen und eine Schere zum Abschneiden des Zeuges das ganze Werkzeug. In gleichem Zustande befanden sich damals noch andere Gewerbe, welche wir jetzt als der großen Industrie angehörig anzusehen pflegen. Im Alterthume und noch in den heutigen europäischen Staaten, bevor das Roheisen als Zwischenprodukt behandelt wurde, war der Hammermeister, welcher nach dem Jahre 1814 dem französischen Königthum als ein politischer Faktor gegenüberstand, ein umherziehender Handwerker, welcher da, wo sich die Erze in der Nähe von Waldungen fanden, seinen kleinen Ofen aufbaute und sich mit einem Holzschläger über die Herstellung der Kohlen verständigte. Sein Werkzeug bestand aus einigen Hämmern und einem Blasebalg, welcher später durch das Wassertrommelgebläse, eine einfache, mit einigen Brettern leicht herzustellende Vorrichtung, ersetzt wurde. In beinahe allen Industriezweigen vollzieht sich jetzt die nämliche, einer wahren Umwalzung gleichende Veränderung, welche die bescheidene Werkstatt des Schmiedes der römischen Herrschaft und die beschränkte, mit Werkzeugen schlecht versehene Anlage des Hammermeisters vor fünfzig Jahren durch das moderne Hüttenwerk mit seinem großen Apparate von mächtigen Einrichtungen ersetzt hat.

Der gewöhnliche Schuh wird jetzt in Fabriken gemacht, von denen jede täglich mehrere tausend Paar herstellt. Der Besucher der Fabrik des Herrn Latour von Liancourt oder des Herrn Godillot zu Paris wird gebeten, seinen Namen auf ein Stück Leder zu schreiben, und findet nach ein oder zwei Stunden, wenn er die Fabrik besichtigt hat, seinen Namen, so wie er ihn geschrieben, am Oberleder oder an der Sohle von ein Paar Schuhen wieder, welche in der Zwischenzeit aus jenem Stück Leder gefertigt sind. Das Leder hat hier alle Hantierungen, welchen es bei dem einzelnen Haus- und Ladenschuhmacher unterworfen wird, und noch einige mehr durchlaufen, aber hier wird jeder Arbeiter von einer Maschine unterstützt. So sind hier anderthalb Stunden zu einer Arbeit ausreichend, welche nach dem alten Arbeitsverfahren, bei dem nur die Hand des Menschen thätig ist, eine Woche erfordert haben würde.

Ebenso verhält es sich mit den Knöpfen. Die Fabrik der Herren Beldon und Weil am Bassin der Bastille zu Paris läßt ersehen, wie vieler Arten Knöpfe sich der Mensch bedient, seitdem die mechanischen Vorrichtungen die Herstellung der mannigfachsten Formen dieses Artikels ohne Schwierigkeit gestatten. Die Knöpfe für Militäruniformen, fast ausschließlich von Metall, bilden allein schon eine unzählbare Familie, wenn dabei, wie solches von jenen geschickten Fabrikanten geschieht, alle civilisirten Völker in's Auge gefaßt werden.

Die Damenknöpfe sind noch viel zahlreicher, da hier die Mode ihre launenhafte Herrschaft in grenzenloser Weise geltend macht. Da gibt es Knöpfe von Metall, von Sammt, von Seide, von Perlmutter, von Ebenholz, von Elfenbein, von Papier-maché; es gibt Knöpfe von Metall in Verbindung mit Perlmutter oder mit Elfenbein oder mit Corosso oder mit Papier-maché; es gibt endlich noch Knöpfe von Metall in Verbindung mit einem der genannten Materiolien und irgend einem Zeugstoff. Man möchte glauben, daß die Herren-Garderobe eine geringere Mannigfaltigkeit der Knöpfe zulasse; man kann aber die verschiedenen Arten derselben auch nach Hunderten und Tausenden zählen. Die Anzahl der verschiedenen Sorten von Knöpfen, welche aus den Werkstätten der Herren Beldon und Weil seit deren Gründung, d. h. seit etwa fünfzig Jahren, hervorgegangen sind, läßt sich annähernd auf ungefähr sechshunderttausend berechnen. Die wechselnde Mode hat diese reiche Mannigfaltigkeit gefordert und die gehorsamen Maschinen haben sie allmälig ausgeführt. Dank den mechanischen Vorrichtungen sind die Knöpfe sehr viel billiger geworden. Der Preis der ganz einfachen weißen Metallknöpfe, welche zum Befestigen der Tragbänder dienen, einer früher nicht bekannten Sorte, beträgt für zwölf Dutzend noch nicht zwei und ein halb Silbergroschen, fünf Knöpfe kosten also etwa einen Pfennig. Natürlich sind die Seiden- und Sammtknöpfe, die vergoldeten Uniform- und Livreeknöpfe theurer. Die tägliche Produktion jener Fabrik beträgt zwölfmalhunderttausend Knöpfe.

Es ist vielfach bemerkt worden, daß die Londoner Weltausstellung Gelegenheit zu anziehenden Charakterstudien darbietet. Sogar an die Knöpfe, welche weniger als andere Gegenstände dazu geeignet erscheinen, lassen sich interessante Beobachtungen anknüpfen. Daßenige europäische Land, welches ohne Vergleich den größten Luxus

Digitized by Google

und die höchste Mannigfaltigkeit in seinen Uniformknöpfen aufweist, ist Spanien. Die kriegerische Ostentation gibt sich hier in eigenthümlicher Weise kund. Spanien trägt in seinen Knöpfen den Glanz, wie in den Bendungen seiner Sprache den Schwung zur Schau, aber diese Manie hindert es nicht, unter dem Beifall der civilisirten Welt und Frankreichs insbesondere, wieder zu einer großen Nation zu werden. Spanien hat, wie gesagt, in Europa die schönsten Uniformknöpfe, außerhalb Europa's aber wird es von einem andern übertroffen. Der Staat, welcher die glänzendsten oder wenigstens die theuersten Knöpfe hat, ist eigentlich gar nicht einmal ein Staat, es ist Egypten, welchem im Jahre 1840 durch eine Laune der europäischen Potentaten der Wohlgenuß seiner Unabhängigkeit geraubt wurde, dessen Pascha ein Vasall des Sultans und das selbst eine Provinz des türkischen Reiches ist. Der Pascha von Egypten Said Pascha, tröstete sich aber über die Degradation, welche sein Vater Mehmed Ali erfahren hat. Er war der reichste von allen Herrschern, und während sein Oberlehnsherr in seiner Geldnoth Papiergeld statt Metallgeld ausgab, ließ er für sich das aus Silber anfertigen, was die größten Fürsten aus Kupfer, oft aus Papiermaché machen lassen. Er hatte zwanzigtausend Uniformen bestellt, deren Knöpfe, selbst für den gemeinen Soldaten, aus massivem Silber bestehen und eine bedeutende Größe haben. Eine originelle Form orientalischer Verschwendung. Said Pascha, welcher seine Klassiker kannte, hatte sie ohne Zweifel erinnert, daß die Argyraspiden Alexanders des Großen, des Gründers von Alexandrien, silberne Schilde führten.

Um aber auf die wohlfeilen Knöpfe zurückzukommen, so gibt es eine Sorte, welche noch billiger als die obenerwähnte zu zweieinhalb Silbergroschen die zwölf Dutzend, und dabei allerliebst ist. Es sind dies die Porzellanknöpfe, welche z. B. an den Hemden getragen werden; ihr Erfinder und Hauptfabrikant ist Herr Bapteroffes zu Brian. Zwölf Groß derselben, d. h. 144 Dutzend, werden mit acht einhalb Silbergroschen verkauft; man erhält also für einen Pfennig mindestens sechzehn Stück. Vor einiger Zeit war sogar der Preis von zwölf Groß in Folge der Konkurrenz bis auf vier Silbergroschen gesunken, man erhielt also fünfunddreißig Knöpfe für einen Pfennig.

Als Erzeugnisse, bei deren Verfertigung die kleine Werkstatt des Handwerkers durch das Fabriksystem verdrängt ist, mögen noch die Hausgeräthe aus Eisenblech: Pfannen, Tiegel, Kasserole, Tischgeräth und dergleichen erwähnt werden. Ehemals wurden diese Gegenstände mit dem Hammer langsam, schwierig und schlecht angefertigt; jetzt werden sie nebst noch vielen anderen, neuerdings erfundenen Artikeln gleicher Art in großen Fabriken nach dem Princip der Arbeitstheilung, mit Hilfe von Maschinen, hergestellt. Das Eisen wird mit den verschiedenartigsten, den anzufertigenden Artikeln entsprechenden Werkzeugen getrieben und gestanzt; bessere Waare wird zu wohlfeilerem Preise geliefert. Ein anderes Beispiel bietet die Fabrikation der Chokolade, welche von einigen Pariser Fabriken in den geringeren Sorten mit Ueberlegenheit verfertigt und sehr billig verkauft wird. Auch hier ist der billige Preis dem Fabriksystem zu danken. Neuerdings hat sich in Paris auch die Zuckerbäckerei fabrikmäßig entwickelt, in Folge dessen hat die Ausfuhr an Bonbons sehr zugenommen. Die Anfertigung von Bekleidungsgegenständen bietet einen andern charakteristischen Fall für das Eindringen des Fabriksystems in das Gebiet des kleinen, ohne Hilfe von Maschinen und ohne Arbeitstheilung betriebenen Gewerbes dar. Der Verbrauch hat den Vortheil, weniger für seine Bekleidung zahlen zu müssen, da die hervorbringende Kraft der menschlichen Arbeit durch die Umwandlung des kleinen Gewerbes in die große Industrie bedeutend gesteigert ist.

Es ist der Beachtung werth, daß die Seidenfabrikation zu Lyon noch nicht das Fabriksystem angenommen hat; sie wird demselben aber kaum entgehen können, die Konkurrenz wird sie dazu zwingen. Fast überall außerhalb Frankreichs hat sich die Seidenindustrie zur fabrikmäßigen Organisation erhoben.

Das Bestreben, die mechanische Naturkraft an die Stelle der menschlichen Muskelkraft zu setzen oder durch wohl berechnete und gut ausgeführte Werkzeuge die unsichere Wirkung der menschlichen Hand zu regieren, hat in neuer Zeit eine Menge sinnreich eingerichteter Hilfsvorrichtungen hervorgerufen, die es gestatten, mehr und bessere Erzeugnisse anzufertigen und dadurch an Handarbeit bedeutend zu sparen. So sah man im westlichen Annex des Industriepalastes eine große Anzahl mechanischer Webstühle, die eine außerordentliche Menge von Arbeit in vollkommener Gleichmäßigkeit lieferten und das Publikum in Erstaunen setzen. Noch viele andere Vorrichtungen für einzelne Zwecke, welche in demselben Raume aufgestellt waren und in Betrieb gehalten wurden, erregten das Interesse der Besucher. Die eine limirte Bücher, eine andere machte Papierdüten und lieferte dieselben fertig geleimt ab, eine dritte, die zu den hübschesten Ausstellungsgegenständen gehörte, packte Chokolade zu Pfundpaketen zusammen, so daß die beiden Tafeln auf einander zu liegen kamen, gab diesen Tafeln den üblichen schrägen Rand, brachte das Pfundpaket, sobald es zusammen gelegt war, zu den anderen bereits angefertigten und ergriff gleichzeitig ein neues Stück. Die sinnreiche Maschine ist von Devinck zu Paris ausgestellt, welcher das ganze Verdienst derselben einem alten Werkführer seiner Fabrik, Herrn Armaud Daupley beimißt.

Einige von diesen Maschinen schienen berufen zu sein, die durch das Fabriksystem erschütterte Hausindustrie einigermaßen zu befestigen. Die bemerkenswertheste darunter ist die Nähmaschine, welche allmälig so weit verbessert worden ist, daß sie ebenso gut in Leder wie in den feinsten Geweben arbeiten und die verschiedensten Nahtarten hervorbringen kann. Ihr mäßiger Preis (33 bis 66 Thlr.) macht sie den meisten Haushaltungen zugänglich; in den Familien wird sie noch große Dienste leisten. In den Vereinigten Staaten gehört sie schon ganz zum Hausgeräth. Die amerikanische Fabrik Wheeler und Wilson, welche in der Anfertigung der Nähmaschine obenan steht, ist so ausgerüstet, daß sie jährlich fünfzigtausend Stück anfertigen kann. Es waren englische, amerikanische und französische Nähmaschinen ausgestellt, und der von ihnen eingenommene Theil des Gebäudes gehörte, da sie stets in Betrieb waren, zu den am meisten besuchten. Die Anzahl von Personen, die sich mit lebhafter Wißbegierde über die erlangten Resultate unterrichteten, war beträchtlich. Diese Resultate lassen sich dahin zusammenfassen: bei der Bearbeitung von schwer zu durchstechenden Materialien, wie bei Sattlerarbeiten, feiert die Mechanik ihren größten Triumph, eine Nähmaschine leistet hier so viel wie fünfundzwanzig Menschen; bei der gewöhnlichen Näherei leistet sie so viel wie zehn und bei der Herstellung der überwendlichen Naht so viel wie fünf Arbeiterinnen. Die Nähmaschine nimmt in der fabrikmäßigen Anfertigung von Bekleidungsgegenständen mindestens eine ebenso hervorragende Stelle ein, als in den Familien; sie ist hier schon in voller Thätigkeit und mit großem Erfolg.

Mit noch größerm Recht treten die Maschinen bei den Arbeiten ein, welche einen großen materiellen Kraftaufwand erfordern und dennoch bisher von Menschenhänden verrichtet wurden. So wenden die Amerikaner, um die Steine für die Façaden der Häuser zu schneiden, eine Maschine an, welche ein großes Arbeitsquantum verrichtet. Seit kurzem bearbeitet man im Steinbruch von Marcoussis die Pflastersteine für Paris mittelst mechanischer Vorrichtungen. Diese Tendenz des heutigen Großgewerbes, den Menschen die schwersten Arbeiten abzunehmen, tritt mit jedem Jahre stärker hervor. Selbst die Landwirthschaft, das stabilste aller Geschäfte, kann ihr die Huldigung nicht länger versagen, und so sehen wir die Zeit nahen, in der der Mensch nur auf den Gebieten, welche Geist und Talent fordern, thätig sein wird.

Digitized by Google

Für Gesunde und Kranke.

Die Lungentuberkulose *).

Langsam, wie ein schleichendes Gift, wie ein stets fallender Schatten erfaßt diese Krankheit ihre Opfer und tödtet Tausende in der sonst blühendsten und kräftigsten Periode des Lebens. Nur ein Trost ist uns geblieben und zwar der, daß die Weisheit und Güte Gottes solchen unglücklichen Kranken bis zum letzten Athemzuge des tauigen Daseins Muth und Hoffnung auf Genesung in ihre Seele gelegt hat. Es sei nun unser Zweck, dem gebildeten Laien das Wesen dieser Krankheit darzustellen und nach Besprechung der bisher üblichen Behandlungsweisen den Weg anzudeuten, auf welchem die Schwindsucht nach der diätetischen Heilmethode zu behandeln, resp. zu heilen ist.

Unter Tuberkel verstehen wir ein bald grau, bald gelblich, bald weicher, bald härter in Knötchenform auftretendes krankhaftes Produkt, welches frei von Gefäß- und Faserbildung ist, bald einzeln zerstreut, bald in größere Massen zusammengeschichtet erscheint. Man unterscheidet die grauen Tuberkeln, wohl die mildeste Form dieser krankhaften Bildung, sodann die gelben und zuletzt die erweichtartigen, die sogenannten Miliartuberkeln, die gefährlichste Form. Ob der Tuberkel nach Rokitansky dan seiner ersten Entstehung an seine eigenthümliche Zusammensetzung habe, oder nach Seifert in Wien ein pathologisches Gebilde eigener Art, eine Rückbildung spezifischer Natur sei, aber worin sanft das Wesen desselben bestehen möge, ist durch bewahrheitete unumstößliche Untersuchungen noch nicht dargelegt worden. Die skrophulöse Dyskrasie, welche wohl identisch mit der tuberkulösen Ablagerung in den Lungen ist, gibt wohl den ersten Grund zu diesem pathologischen Prozesse. Bei beiden Krankheitsformen, in der Skrophulose und in der Tuberkulose, ist der Eiweißgehalt im Blute vermehrt; es geht dieses aus den verschiedenen zeitweis auftretenden Eiweißabsonderungen durch den Urin und aus dem vermehrten Gehalte des Urins an Harnsäure und erdsauren Salzen hervor. Entweder kann nun die Ursache zur Vermehrung des Eiweißes im Blute in einer zu großen Aufnahme von viel Fleisch und vieler mehlhaltiger Nahrungsmittel ihren Grund haben, oder darin, daß eine Schwäche der Verdauung die Aufnahme der Nahrung verlangsamt, daß viele ungesunde schwere Speisen genossen werden, oder daß bei ungesunder, feuchter Wohnung deprimirende Leidenschaften nach und nach Geist und Körper schwächen und das vegetative Schaffen im Organismus gänzlich herabdrücken.

Das Bild der Lungentuberkulose ist ungefähr folgendes. Die Kranken, meist aus Familien, wo dieselbe heimisch ist, haben außer den Zeichen allgemeiner Verschleimung und chronischer Katarrhe meist einen schlanken Wuchs, feine zarte Haut, dünne Haare, meist sehr weiße Zähne, eine umschriebene Röthe der Wangen, abstehende Ohren. Der Husten tritt periodisch auf, anfangs wohl ohne allen Schmerz, vorzüglich Morgens und Abends bemerkbar und dann meist trocken. In spätern Zeiträumen wird jedoch nach einigen trockenen Hustenanfällen reichlicher Schleim ausgeworfen, welcher bald gelblich, dem Eiter ähnlich, bald wieder weißlich oder von schleimiger Beschaffenheit ist. Nach und nach magert der Kranke sichtlich ab, hektisches Fieber, schwächende Schweiße und Diarrhöen depotenziren das plastische Leben, und der Tod erfolgt durch tiefes Gesunkensein aller Thätigkeiten oder durch öfters wiederkehrende Lungenblutungen. Oft geht dieser Prozeß sehr rasch, oft langsam und unbemerkt vor sich, da alle Symptome, welche auf Tuberkulose schließen lassen konnten, selbst bei Anwendung der Auskultation und Perkussion so unbeständig, so wenig hervortretend sind, daß selbst dem tüchtigsten und in den physikalischen Untersuchungen bewanderten Arzte die ersten Zeichen der beginnenden Tuberkulose leider nur zu oft entgehen können. Bei mehr entwickelter Krankheit, wo die Lungen mehr empfindlich sind, die Tuberkelmasse zusammengeschichtet ist und theils entzündliche, theils Erweichungsprozesse vor sich gegangen sind, wird dieses Uebel leichter, wie ein anderes, von dem wissenschaftlich gebildeten Arzte erkannt.

Betrachten wir nun zusammen die Ursachen, welche Tuberkulose hervorrufen, oder bei vorhandener Disposition die Förderung des Uebels begünstigen können, so sind vorzugsweise schlechte Witterungsverhältnisse und schlechte, nicht nährende Speisen zu nennen. Nicht, was man ißt, gedeiht, sondern was man gut verdaut. Mißfarige Vegetabilien, schlüpfiges, schweres Brod, verdorbenes Fleisch und Früchte, bei Aufenthalt in feuchter Wohnung, wo die Alles belebende und erquickende Sonne fehlt, sie sind vorzugsweise das die Tuberkeln erzeugende Gift. Dr. Seifert in Wien sagt, daß die meisten Kaninchen und Kühe, welche in großen Städten in geschlossenen Räumen mit schlechter Luft gehalten werden, an Tuberkulose erkranken, und in Beziehung auf Paris sei bekannt, daß fast alle Kühe der dortigen Milchverkäufer an dieser Krankheit fallen.

Langdauernde Krankheiten, schwere Verwundungen mit viel Eiterbildung, übermäßige Anstrengungen geistiger und körperlicher Art, Schwelgereien in jeder Beziehung dieses Wortes, plötzliches Unterdrücken nach Erhitzen und Tanzen, und Baden nach vorhergegangener Erhitzung können Gelegenheitsursachen abgeben. Zuletzt gehören wohl auch noch mechanische Ursachen hierher, wodurch der Tuberkel in dem zarten Lungengewebe gereizt, in Entzündungs- und Eiterzustand versetzt werden kann. Sandsteinarbeiter, Gypsarbeiter, Leute, die sich mit Fabrikation von Flintensteinen beschäftigen, Cigarrenarbeiter, Bürstenbinder, Wollarbeiter, Baumwollenklopfer, jene Unglücklichen, welche gebrauchte Roßhaare zupfen und reinigen, Seiler, welche den Hanf hecheln u. s. w., sind dem ausgesetzt.

Was die ärztliche Behandlung anlangt, so strebte man wohl mit Recht darnach, erstens, die Kräfte aufrecht zu erhalten, und zweitens, die in dem Lungengewebe befindlichen Tuberkeln zur Verkreidung zu bringen, und, sofern Geheimmittel in Anwendung kamen, welche, wenn sie auch glücklicher und zufälliger Weise an und für sich keinen Nachtheil herbeiführten, dennoch durch Zeitverlust dem leidenden Theil verschlimmerten, dieses möglichst in Schranken zu halten. Dachstelt, Hundefett, Lieberi'sche Kräuter, Veron'scher Brustteig u. s. w. werden als solche Vielen bekannt sein. Mehr wissenschaftlich, wenn auch der Erfolg nicht sprechend war, gaben Aerzte, indem sie in dem Heilungsprocesse der Natur, also in der Verkreidung der Tuberkelmasse, kohlensauren und phosphorsauren Kalk gefunden hatten, kohlensauren Kalk und unterphosphorigsaures Natron, meinend und wähnend, es könnten diese Mittel gleichsam wie mechanisch in die kranken Lungengewebe eingeführt und durch sie eine günstige Metamorphose eingeleitet werden. Ferner glaubte man in der Wurzel Anacahuita ein Spezifikum gefunden zu haben; ob diese Wurzel jedoch eine vorzugsweise ernährende Eigenschaft besitze, ob sie eine wohlthätige Einwirkung auf die Blutbereitung ausüben könne, darüber waren die Meinungen verschieden. Kurz! nach mannigfacher Anwendung hat sich kein Nutzen herausgestellt und ist z. B. dieses Mittel von der Charité zu Berlin gänzlich sollen gelassen worden. Einleuchtender erscheint dem ausübenden Arzte die Empfehlung der Molke, Kuh-, Ziegen- und Schafmolke oder die reine Milchkur; diese soll sich eignen, wo die Verdauung nicht sehr leide, und das Kasein und Fett der Milch gut vertragen werde, die Molken da aber Anwendung finden, wo in der Leber eine bedeutende Blutanhäufung sei, namentlich auch bei Kindern, die nebenbei an Säurebildung, Verstopfung und an einem krankhaften Zustande der Schleimhäute leiden.

*) Die diätetische Heillehre.

Digitized by Google

Da, wo man eine erbliche Anlage fürchtet, wo häufig wiederkehrende Katarrhe eine Reizung der Schleimhäute andeuten, lasse man bei zweckmäßiger Diät in Gottes Namen Milch und Molken trinken, aber nicht in den Gegenden, wo die Viehzucht darnieder liegt, wo durch die schlechte Stallfütterung und durch Beraubung der Freiheit die milchgebenden Thiere, namentlich die Kühe, selbst an der Tuberkulose verkümmern. Man gehe dann lieber nach den schönen Landen der Schweiz, Baiern u. a. m., wo Kühe und Ziegen in großen Herden monatelang Gottes freie Natur genießen und auf frischen Triften und hohen Alpen nach Instinkt sich von Gräsern, Kräutern und Blumen ernähren; ja hier wird man nicht einmal den Gebrauch von Molken nöthig haben; hier in der frischen, schönen Luft wird die mangelhafte Verdauung von selbst besser und man genieße daher die gesunde Milch in vollen, kräftigen Zügen. Wo jedoch Tuberkulose der Lungen schon ersichtlich ist, wird auch dieses Mittel nur höchstens ein Palliativmittel abgeben können.

Zum Schlusse müssen wir leider noch ein Hilfsmittel der Aerzte berühren; es ist dies das Anrathen irgend eines Bade- oder Trinkortes, und als letzter Rath. gleichsam um die unglücklichen Kranken los zu werden, die Anordnung, den Winter über in Italien, Südfrankreich oder Egypten zu verweilen. Die seltenen Beispiele einer Heilung oder Besserung sprechen nicht dafür, die Kirchhöfe jener Orte sprechen dagegen, und eine scheinbare Linderung wird sich als solche nur erhalten können, wenn der Kranke die ganze Zeit seines traurigen Daseins in fortwährendem Wechsel seiner Wohnstätte verlebt. —

Es kann hier nicht der Ort sein, um über den Mehr- oder Minderwerth der verschiedenen Kurorte zu sprechen, oder selbige alle aufzuzählen; im Allgemeinen nur sollen die wehmüthigen Empfindungen angedeutet werden, welche sich uns beim Besuche der Quellen am frühen Morgen aufdrängen. Abgesehen von denen, die der Konvenienz oder eigener besonderer Zwecke wegen früh an die Trinkquelle kommen und mit lächelnder oder sich schüttelnder Miene nach Benetzung der Lippen beim Durchwandeln der Gänge und Anlagen den Becher auf Nasen und Blumen entleeren, erschrecken uns die wahrhaft Erkrankten, wenn diese, eingehüllt in warme Mäntel und Tücher, frostige Schauer auf den Wangen, mit Mühe und oft sichtbarem Widerwillen, sechs, acht und zehn Becher kalten oder warmen Wassers in sich zwingen. Nicht, was man ißt und trinkt, gedeiht, sondern was man verdaut, was leicht und nutzbringend aufgenommen wird von der Erhaltungswerkstätte des Menschen. Daß unter solcher Anwendungsweise alle jene bleichen Gestalten dieses gewiß nicht leicht verdauliche Wasser in solcher Masse bei nüchternem Magen zu ihrem Nutzen verwerthen können, müssen wir bezweifeln. Sollte nicht ein besserer Heilweck sich herausstellen, wenn solche Kranke vorher einige Schlucke warmen Getränkes zu sich nehmen würden, und nach Verlaufe einer Stunde, anstatt um fünf oder sechs Uhr Morgens, erst um sieben Uhr, wo die Sonnenwärme je noch keine ermattende Einwirkung äußern wird, langsam einen bis zwei und gegen Abend noch einen Becher tränken?

Mehr jedoch, als den Gebrauch der Trinkquellen in hergebrachter Weise, müssen wir das Ueberfiedeln tuberkulöser Kranker zur Herbst- und Winterzeit widerrathen. Kann eine solche Anordnung des Arztes für das Gemüth eines Kranken eine wohlthätige sein? Nur wo der Geist ruhig und die Seele des Menschen mit immer belebender Hoffnung erfrischt wird, da nur kann der Körper gesunden. Schon der Gedanke an die Reise selbst, der Gedanke: wirst Du wieder zurückkehren und alle die Deinigen wiederfinden? die Beschwerden der Reise, die Möglichkeit einer schweren Erkrankung während der Reise, wo keine sorgende, liebende Hand uns pflegt und freundlichen Trost als Balsam uns spendet, — wen müßten solche Gedanken, in Aussicht eines Aufenthaltes an fremder Stätte fünf bis sechs Monate lang, nicht ängstigen? Angenommen aber auch, wir glaubten darin ein Genesungsmittel zu finden, es wäre wahrlich traurig, wenn dann der Arme ohne Hilfe dahin siechen müßte. —

Zur Beruhigung nicht reicher Kranke geben wir den Trost, daß jedes Land, welches eine Krankheit aufkommen läßt, auch Mittel und Wege zur Heilung besitzt, und daß Herbst und Winter, welcher die Natur und deren Erzeugnisse zur Ruhe und neuer Erstarkung bedürfen, auch den Kranken nicht nachtheilig sein werden. Denjenigen aber, die ihre einzige Hoffnung auf eine Entfernung aus einer kalten Luft und eine Versetzung in ein mildes Klima setzen, sei Oberitalien noch am meisten empfohlen, namentlich Venedig und die Ufer des Comer-See's. Mailand ist unbedingt schädlich; die feuchten Südwinde werden, an der Apenninenkette vorüberstreichend, abgekühlt, während den von den Alpen kommenden Nordwinden der Weg offen steht, die Westwinde aber durch die Alpen- und Pyrenäenkette abgehalten. Genua ist noch ungünstiger, der kalte Tramantana und der frische Südost sind die herrschenden Winde. Pisa, sehr angepriesen wegen seiner von Norden her geschützten Lage, ist viel zu düster und die Luft erschlaffend. Rom ist namentlich gegen zwei Seiten, in der Richtung der Tiber, ungeschützt und somit dem kalten, von den Apenninen wehenden Nordost und dem über die pontinischen Sümpfe hinstreichenden Südost ausgesetzt. Das südliche Frankreich ist nachtheilig durch den sehr austrocknenden von Nordost wehenden Mistral. St. Remo, noch auf italienischem Boden liegend, erst in der Entstehung begriffen, soll sich vorzugsweise als Winteraufenthalt eignen.

In dem Motto:

„Sich selbst bekämpfen, ist der schwerste Krieg;
Sich selbst besiegen, ist der schönste Sieg,“

liegt unsere Ansprache an die Kranken, welche sich einer diätetischen Kur unterwerfen wollen. Festes, unbedingtes Vertrauen, unermüdete Ausdauer und Festhalten an den gegebenen Vorschriften ist zum glücklichen Erfolge unerläßlich. Auch nach Heilung der Krankheit wird vorschriftsmäßige Lebensweise geführt werden müssen, indem bei erblicher Anlage leicht wiedernm fogenannte Nachschiebe sich erzeugen, wenn der Genesene früheren Leidenschaften und schädlichen Einflüssen unverständig sich hingibt.

Zu den Heilmitteln, wenn die Individualität des Kranken dazu Anzeige gibt, gehört als erstes Morgengetränk das heiße schäumende Bier mit Zucker, oder Wasserchokolade, im Laufe des Nachmittags auch heißer Wein; als Mittagskost gebratenes oder gedünstetes Fleisch, womöglich etwas fett mit gutem Brühgemüse, namentlich Reis, Sago, jungen Bohnen, Schoten und Möhren, Pastinakwurzeln, Linsen, Erbsen und weißen Bohnen; Abend heißes Bier, heißer und kalter Wein, Haferschleim mit Wein und altbackener Semmel, auch zeitweise Wurzeln und Früchte, wie Radieschen, Rettige, Erdbeeren mit Wein und Zucker, süße Birnen, Heidelbeeren. Es gehört ferner hierher die konsequent durchgeführte Abkühlung der Brustmuskeln und dadurch die der Lungen selbst, und zwar deshalb, damit diese zur Aufnahme von Sauerstoff geeigneter werden und ein gesünderer Stoffwechsel und eine regelmäßigere Ausscheidung möglich wird. Was so klar vor Augen liegt und zu begreifen ist, wird leider von den Aerzten bis auf nur einige übersehen; was, fragen wir, ist bei dieser bis jetzt so unheilbaren Krankheit in den Lungen? Tuberkeln, die entweder noch roh sind, oder Eiterhöhlen, oder erschlafftes, zusammengesunkenes, blutleeres Gewebe der Lungen. Konnte dieser, das Leben zerstörende Proceß durch die bisher übliche Heilmethode aufgehalten werden, konnten diese krankhaften Ablagerungen durch Heilmittel ausgeschieden werden?

Die einzig beste und einzig heilsame Bewegung ist das Bergsteigen; es muß dabei unwillkürlich ein tiefes Ein- und Ausathmen stattfinden. Diejenigen Kranken, die schon durch die Krankheit sehr erschöpft sind, müssen sich erst in die warme Sonne legen, dann in ihr sitzen,

Digitized by Google

bis sie noch und nach zum Steigen geeigneter werden; die Kraft wird sich von Tage zu Tage vermehren.

Ueberall, wenigstens mit nur seltenen Ausnahmen, wird sich ein Ort finden, wo solches möglich ist. Wer wohlhabend ist, der geht zu diesem Zwecke im Sommer in die Schweiz, am besten auf den Rigi, nach Rigi Staffel, Rigi Scheideck, Klösterli, nicht aber Rigi Kulm, wo der Wind zu stark und der Nebel zu andauernd ist. Hier muß der Mensch steigen, er findet keine Ebene, und, obwohl hoch oben in reiner Gebirgsluft, lebt er doch wie in einem schönen Thale; überall wird er Ruheplätze finden auf Moosen und duftenden Alpenrosen, sein Gemüth wird erheitert werden durch fortwährende fröhliche Geselligkeit. Des Nachts soll nach Brehmer der Kranke im Sommer bei offenem Fenster schlafen, doch so, daß der Luftstrom ihn nicht unmittelbar berührt. Abends vor Schlafengehen, es mögen Umschläge angeordnet sein oder nicht, werden von uns gewöhnlich schnelle Abreibungen des Körpers mit feuchten Tüchern angeordnet.

Im Winter, wo die Natur ruht, muß auch der Kranke mehr ruhen; er mache jedoch auch zu dieser Zeit solche Bewegungen, wodurch ein kräftiges Ein- und Ausathmen erzielt wird. Bei periodisch auftretenden Brustschmerzen, sie mögen in den Muskeln sein oder aus der Tiefe herrühren, lassen wir die Stellen mit einem feuchten Tuche abreiben, kerfen sie öfters mit der Nageln oder mit dem kleinen Fingernande der ausgestreckten Hand. Die Temperatur des Schlafzimmers sei kühl; wer es haben kann, wechsele am Tage das Zimmer mehrmals und lasse dasselbe reinfegen und durchlüften. Es kann hier auch nothwendig werden, daß die diätetische Kur in strengerer Form ihre Anwendung findet. Ob dabei Brustumschläge mit Wasser und Essig, Spiritus und Wein oder mit Wasser allein in Anwendung kommen müssen, und wie weit das Princip der Flüssigkeitsentziehung ausgedehnt werden dürfe, ist von der Individualität des Kranken und vom Grade des Uebels abhängig. Alles ist darauf berechnet, das chronische Uebel in ein akutes zu verwandeln; nur dann erst kann die Naturheilkraft im Stande sein, das Krankhafte auszuscheiden und durch neue gesunde Säfte die kranke Thätigkeit in den Lungen zu hemmen und in denselben endlich einen Zustand heranzubilden, den wir als Vernarbungs- oder Verkalkungsproceß vorfinden und als eine Selbsthilfe der Natur betrachten müssen.

Literatur und Kunst.

— Im Burgtheater sind Hebbel's „Nibelungen" nun zur Aufführung gelangt, und haben bei dem, mit ganzem Ernste sich der Dichtung und Aufführung hingebenden Wiener Publikum die vollste Anerkennung gefunden. Der Dichter, von dem man stets etwas Bedeutendes, Mächtiges sich geboten zu sehen gewohnt ist, hat auch diesmal ein die neueren Dichtungen weit überragendes Werk geschaffen und wurde durch den wiederholten Hervorruf geehrt. „Hebbel," sagen die „Recensionen", auf deren Urtheil wir stets Gewicht legen, „hat in der That, — auch die Wirkung von der Bühne herab hat es uns gezeigt — einerseits das überaus schwierige, vielleicht unlösbare Problem eines Nibelungen-Drama's der ersehnten Lösung so nahe gebracht als irgend möglich, andererseits eben dadurch die schließliche Unlösbarkeit an seinem genialen Versuche nach neuen deutlicher erwiesen. Gerade heraus: wie Hebbel bisher immer, so hat er auch diesmal den Stoff sehr unglücklich gewählt, einen Stoff, dessen geschichtliche Züge bis in das Gebiet der Fabel reichen, dessen ethische Gesetze von denen unserer Welt grundverschieden sind, dessen Zauberformeln überdies für uns keinen Sinn und Werth mehr haben, zum mindesten nicht als dramatische Motive. Was mit diesem Stoffe anzufangen war, ihn uns menschlich und historisch näher zu bringen, das hat der Dichter gethan, und zwar hat sich die Wirkung von der Bühne herab als eine weit stärkendere und erwärmendere erwiesen, als wir nach der Lektüre zu hoffen wagten. Mit Ausnahme des ersten Aktes zweiten Theils, der Vorgänge im Isenland, wo die beabsichtigte synthafte Stimmung gänzlich ausblieb — theils weil Brunhilds Vision unverständlich bleibt, theils weil der scenische Apparat und die Darstellung hier unzureichend waren — fanden nicht nur die einzelnen tief poetischen Züge, durch die in jedem Akte einige zerstreut liegen, ihre eigenthümliche Wirkung, sondern die grobartig einfache Anlage und die gehobene Stimmung des Ganzen imponirten erschütternd einem nichts weniger als ernst bewunderndem gestimmten Auditorium, so daß Aufmerksamkeit und lebendig ernster Antheil, vom ersten (einaktigen) Theile an fühlbar wohlthuend angeregt, von jenen Scenen in Isenland zwar herabgedrückt, aber vom zweiten Akte des zweiten Theiles doch wieder unverrückt bis zum Schlusse wach erhalten wurden. Daß mit diesem Schluß kein Abschluß gegeben ist, versteht sich von selbst, und regt in hohem Grade den Wunsch nach einer, sowohl allerdings schwierigen Aufführung des dritten Theiles an.

— Bei Sachse in Berlin ist gegenwärtig Leistings kolossales Bild „Huß vor dem Scheiterhaufen" ausgestellt. Der historische Vorgang ist einer bedeutenden Ausführung, und diese Ausführung der Scene vollkommen würdig. Huß sowohl als die verschiedenen Gruppen sind geistreich gedacht, fein, vielleicht zu fein und vornehm charakterisirt. Trotz des heißen Momentes weht daher den Beschauer eine gewisse Kühle aus dem Bilde an. Freilich liegt diese ungemeine Anständigkeit und das gemessene Pathos in der Intention des Künstlers. — Der Schlachtenmaler Bleibtreu hat zum Besten der Veteranen im Kunstverein mehrere seiner historischen Schlachtenbilder ausgestellt. Von besonderem Interesse war die Ausstellung aller-auf den großen König bezüglichen Zeichnungen und Gemälde von Adolph Menzel. Der Kunstkenner, der Geschichtsforscher wie der Patriot fanden in dieser Sammlung gleich reiche Anerkennung; denn an Adolph Menzel ist vorzüglich Das hervorzuheben, daß er bei wahrer Genialität eine erstaunliche Gelehrsamkeit und Fruchtbarkeit besitzt. Sein Krönungsbild ist so weit gediehen, daß ihm die einzelnen hohen Persönlichkeiten nun sitzen können. — Von Pietsch, der seltener Weise eben so gut den Kiel wie die Bleifeder zu führen weiß, sind die beiden Skizzen: „Schiller im Kreis der Seinen" und „Goethe in Goslar" als größere Lithographien ausgeführt worden. Dem Publikum können diese feinen Blätter nicht genug gerühmt und als die würdigste und schönste Zierde jedes Arbeitszimmers empfohlen werden.

— Julius Mosen in Oldenburg wird seine gesammelten Werke erscheinen lassen: Moriz Hartmann fordert in den Zeitungen zu dieser Nationalsubskription auf und wir schließen uns von Herzen dieser Aufforderung an. Es gilt eine Schuld gegen einen der edelsten Dichter deutscher Nation zu zahlen. Die zwölf Bände werden die sämmtlichen Werke J. Mosens enthalten, also die ganze Reihe seiner prachtvollen tiefsinnigen Tragödien, welche die vaterländische Geschichte vielfach verherrlichen, das epische Gedicht: „Der Ritter Wahn", das schwungvolle philosophische Epos „Rhasverob", und mehrere Bände der gemüthvollsten Novellen.

— Die Ausstellung der Werke lebender Künstler des In- und Auslandes in Paris wird am 1. Mai eröffnet und dauert bis Ende Juni. Sie trifft theilweise mit der Münchner internationalen Kunstausstellung und der Hamburger für deutsche Aquarelle und Handzeichnungen zusammen, eine Konkurrenz, die wir Deutsche nur sehr bedauern können, da wir unser Vaterland gerne recht glänzend in Paris hätten vertreten gesehen.

Digitized by Google

Feuilleton.

Allerlei.

Lampen, deren inwendige Reinigung mit Schwierigkeiten verbunden ist, lassen sich sehr leicht reinigen, wenn man Kollauge oder eine Auflösung von Kochsalz in dieselben gießt und diese einige Zeit darin stehen läßt.

Es ist neuerdings nachgewiesen worden, daß die aus Frankreich bezogenen Anilinfarben von dem zur Oxydirung des Anilins verwendeten Arsen, salpetersaures Quecksilber, Zinnchlorid, Bleisuperoxyd ꝛc. noch Spuren enthalten. Diese Farben wirken dann als Gifte, was denen zur Warnung dienen mag, welche die französischen Farben zum Färben von Spielworen, Liqueuren ꝛc. anwenden. Die deutschen Anilinfarben haben sich als frei von schädlichen Beimischungen erwiesen.

Ein bescheidener Arbeiter in einer Spinnerei zu Roubaix bei Lille erbat sich jüngst, da er heiraten wollte, von Brüssel die dazu nöthigen Papiere. Umgehend erhielt er den Bescheid, daß er sich persönlich melden möge, da ihm Mittheilungen von großer Wichtigkeit zu machen seien. Er begab sich nach einigen Zaudern nach Brüssel und erfuhr dort, daß seine Mutter, die ihn nie gekannt, ihn zum Erben von 20 Millionen Francs eingesetzt habe. Die Schwestern seiner Mutter, zwei alte steinreiche Jungfern, wollen sich zwar den Neffen nicht gefallen lassen und hoben ihm einen Proceß an den Hals geworfen; es wird ihnen aber nichts helfen.

In Griechenland sollen die grünen Schalen unreifer Wallnüsse allgemein gebraucht werden, um die Zähne weiß und rein zu halten. Personen, deren Zähne durch mehrjährige Vernachlässigung fast schwarz geworden waren, erhielten durch Anwendung jenes Mittels in sehr kurzer Zeit wieder die schönsten weißen Zähne.

Bei Wien hat sich ein Soldat auf folgende eigenthümliche Weise das Leben genommen. Er grub eine Grube und höhlte am obern Rande derselben das Erdreich aus, verstopfte sich die beiden Nasenlöcher und den Mund mit Erde, legte sich in die Grube hinein und ließ die oben aufgelockerte Erde über sich zusammenstürzen, so daß er ersticken mußte.

Nach Mittheilungen eines Mailänder Gelehrten Dr. Indi, sind im Jahre 1861, innerhalb acht Tagen, alle Krebse in den Seen und Flüssen der Lombardei ausgestorben. Man findet deren nur noch in einigen wenigen Gebirgsschluchten, in einem kleinen See nahe bei dem Lago Maggiore, und bei Colico im Comersee. Die Versuche, Krebse von Colico wieder in den Gewässern der Ebene einzubürgern, sind bis jetzt sämmtlich gescheitert. Die Ursache dieses Aussterbens ist noch nicht ermittelt.

In Hildesheim wurde die Frau eines Arbeiters, von ihrem Manne, der seinen Verdienst regelmäßig im Wirthshause vertrank, Jahre lang mißhandelt. Der Trunkenbold verlangte stets zu Hause einen gedeckten Tisch, obschon er alles Geld seiner unseligen Leidenschaft opferte, und er schlug Frau und Kind, wenn nichts für seinen Appetit beschafft werden konnte. Endlich wurde die Frau von Verzweiflung ergriffen und sie hat sich kürzlich, nachdem sie ihr siebenjähriges Kind fest an sich gebunden, in's Wasser gestürzt. Beide wurden als Leichen an's Ufer gebracht.

Ein großes Unglück hat sich in Zell, Kanton Luzern ereignet. Am Abend des 18. März, kurz vor 9 Uhr, schlug plötzlich ein Flammenmeer aus dem Giebel des Waisenhauses, eigentlich Armenhauses, hervor. Bald war der obere Boden durchbrochen und nun wüthete das Element mit unwiderstehlicher Gewalt in den dicht bevölkerten Räumen der unteren Stockwerke. In einer kleinen halben Stunde war der ganze, auf lange Dauer berechnete, noch ganz neue Prachtbau nur noch eine einzige, den Himmel im weiten Umkreise blutroth färbende Flamme. Da das Armenhaus etwa zehn Minuten von der Hauptstraße von Zell seitwärts an einem Abhange liegt und bei grundlosen Wegen schwer zugänglich ist, so kam jede menschliche Hilfe zu spät, obgleich dieselbe von allen Gegenden in großer Zahl eintraf. Mit Wuth und Umsicht suchten die zwei barmherzigen Schwestern sammt Dienstpersonal vor Allem die vom Alter und Krankheit belasteten Insassen zu retten. Das Vieh wurde herausgetrieben, die Kranken an sichere Stätten getragen, die Thüren aller Zimmer geöffnet, die Schlafenden aufgeweckt und zu schleunigem Auszuge aufgefordert. Der Tod hielt doch eine schaudervolle Ernte. Schrecken und Schlaftrunkenheit müssen die Sinne vieler Unglücklichen so umnebelt haben, daß sie jeden Rettungsversuch unterließen. Die Zahl der in den Flammen Umgekommenen beträgt eilf, neun Männer

Digitized by Google

und zwei Frauen. Eine herabspringende Frauensperson zerbrach einen Schenkel; ein mehr als 90jähriger Greis und dessen Sohn wurden so mit Brandwunden bedeckt, daß sie bald darauf starben. Am Morgen nach dem Brande wurden unter Anwesenheit einer großen Menschenmenge auf der noch rauchenden Brandstätte die Trümmer weggeräumt und die Ueberreste der den Flammentod Gestorbenen hervorgegraben.

Wie allbekannt, gestatten die englischen Sitten den jungen Damen ungewöhnliche Freiheiten, und sogar noch das Recht, sich solche von den am Köder gefangenen Sündern bezahlen zu lassen. Allein merkwürdige Mittel werden mitunter vom Zaune gebrochen, um eine solche Klage darauf zu stützen. Hr. Adams, ein sehr geachteter Arzt in London, sollte wenigstens eine Probe davon erfahren. Eine Dame, Namens Russel, ließ ihn kürzlich zu ihrem kranken Sohn rufen. Der gute Doktor verweilte bei seinem Besuche gewöhnlich noch einige Minuten im Gespräch mit der Mutter und der Tochter, einer geschickten Pianistin. Dies reichte vollkommen hin, nicht allein, um das Honorar für die Besuche zurückzubehalten, sondern auch den armen Arzt noch dazu bezahlen zu lassen, unter dem Vorwande eines Heiratsversprechens. Glücklicherweise gelang es dem erkorenen Opfer, zu beweisen, daß seine Besuche niemals länger als eine Viertelstunde gedauert, daß die unschuldige Miß ihn als verheiratet kannte, und endlich, daß ein ärztlicher Besuch nicht für eine Kriminal-Konversation gelten könne. Der Vorsitzende Richter führte in seinem Resumé den Geschworenen noch ausdrücklich zu Gemüthe, daß der ehrenwerthe Doktor bei der Klägerin niemals weder gegessen noch getrunken habe. Vor diesem wesentlich altenglischen Argument beugte sich die Jury und sprach Hern Adams mit Nachdruck frei.

Der Verwaltungsrath der böhmischen Westbahn hat den Theilnehmern an der während der diesjährigen Pfingstwoche zu Prag abzuhaltenden Jahresversammlung der Verbindung für historische Kunst eine Fahrpreis-Ermäßigung für die Tour- und Retour-Reise auf genannter Bahn in der Art gewährt, daß die Mitglieder der Versammlung auf Grundlage der beizubringenden diesfälligen Legitimation, gegen Lösung von Fahrbillets 2. Klasse in Wagen der 1. Klasse, und gegen Lösung von Fahrbillets 3. Klasse in Wagen der 2. Klasse fahren können. — Ferner ward für die im Monate Juli in Hamburg erfolgende internationale landwirthschaftliche Ausstellung die Fracht für Vieh- und Güterstransporte auf der böhm. Westbahn auf 1 kr. ö. W. per Zollcentner und Meile inklusive aller Nebengebühren und ohne Rücksicht auf Klassifikationen ermäßigt, jedoch ohne eine Haftung für etwaige Beschädigung der Güter und Thiere oder für das Entspringen der Letzteren. Den Gegenständen und Thieren ist ein Certifikat mit der Erklärung des bezüglichen Exekutiv-Komite's beizugeben, daß die spezifizirten Geräthe und Thiere für die erwähnte Ausstellung bestimmt sind.

In Wien erregte vor Kurzem ein im Donaukanal mit Blitzesschnelle einherfahrendes kleines zierliches Boot allgemeines Aufsehen. Es landete oberhalb der Ferdinandsbrücke nächst dem Dianabade und stieg daselbst Graf Szechenyi in Begleitung eines ungarischen Kavaliers an's Land. Genannte Herren kamen auf diesem Fahrzeug (welches in einer der ersten englischen Maschinenfabriken gebaut wurde und nur zweier Menschenkräfte bedarf, um noch schneller stromaufwärts zu fahren als jedes Dampfboot) von Pest an, verweilten zwei Tage in Wien und segelten sodann, von den Blicken einiger tausend Menschen, die sich an beiden Seiten des Kanals postirten, begleitet, nach Linz ab.

Von Wien aus gehen in den nächsten Monaten mehrere Vergnügungszüge ab. Am 16. Mai soll der erste abgehen über Linz, Passau, Nürnberg, Frankfurt, den Rhein hinab bis Köln, dann über Brüssel nach Paris und zurück über Straßburg und München; am 16. Juni ein zweiter über Prag, Dresden, sächsische Schweiz, Leipzig, Berlin nach Hamburg und Helgoland; Rückweg über Breslau, Oderberg; am 16. Juli endlich ein dritter über München, Lindau nach Zürich, wo die Theilnehmer Karten mit vierzehntägiger Giltigkeit zur Rückfahrt, auch zur Benützung der Tiroler Bahn, erhalten. Dazu noch die im Mai erfolgende weite Gesellschaftsreise nach Konstantinopel.

Ein Selbstmord unter außerordentlichen, beinahe unerhörten Umständen, ist in dem Amtsbezirk Engen (Baden) vor einigen Tagen ausgeführt worden. Ein lediges 33jähriges Frauenzimmer wurde nach dem Tode ihrer Schwester, welche sich selbst entleibt hatte, von Melancholie befallen, die sich in dem Maße steigerte, daß sie in förmlichen Wahnsinn überging. In diesem Zustande versuchte sie einmal durch Ertränkung und einmal durch Vergiftung sich das Leben zu nehmen; es gelang ihr jedoch nicht. Endlich erlitt sie den Erstickungstod dadurch, daß sie den Stiefel eines Bettstiens, das sie verschlucken, in der Speiseröhre stecken blieb und nicht mehr herausgebracht werden konnte. Die Leichensektion lieferte ein unerhörtes Ergebniß. Im Magen fand sich ein $3^1/_2$ Zoll langer hölzerner Rechennagel vor; am Ende des Dünndarms, nahe an der Einmündung desselben in das Kolon, lag eine Messerklinge, $2^1/_2$ Zoll lang, $^1/_2$ Zoll breit, mit scharfer Schneide und Spitze, letztere nach unten gekehrt; ferner eine eiserne, sogenannte Holzschraube, 2 Zoll lang und 2 Linien dick, der Kopf dieser Schraube hält 4 Linien im Durchmesser; neben derselben lagen 3 Drahtstifte, einer von $2^1/_2$ Zoll, die beiden anderen von 2 Zoll Länge, in der Dicke wie eine Nähnadel; ferner fand sich dort ein geschmiedeter Lattnagel, 2 Zoll lang, mit Kopf und abgebrochener Spitze, und endlich zwei Stücke von einer abgebrochenen Stricknadel.

Auf dem Markte in Berlin hielt vorige Woche ein Fuhrmann mit Heu: ein Herr tritt zu ihm heran, untersucht das Heu, gibt dem Fuhrmann einen Thaler und befiehlt ihm, mit seinem Wagen nach der Leipziger Straße Nr. 3 zu fahren und dem Thürsteher zu sagen, „das Heu sei für Wilhelms seine Ochsen"; der Thürsteher werde ihm dann das Heu abnehmen und bezahlen. Der ehrliche Bauer, erfreut über das schöne Trinkgeld, fährt zu dem bezeichneten Hause, ohne zu ahnen, daß dieses das — Verrenhaus ist und ersucht den dem Thürsteher: hier müsse ein Irethum obwalten, in dem Hause brauche man kein Heu. — „Was? Irethum?" ruft der Bauer „Ich hab' mir's aufgeschrieben: Leipziger-Straße Nr. 3. hier soll ich's abladen für Wilhelms seine Ochsen!" — Er macht einen Mordspektakel; denn er fürchtet, gefoppt zu werden. „Hier müssen Wilhelms seine Ochsen sind, hier lad' ich's ab!" schrie er. — Als immer mehr lachendes Volk sich sammelte, wurde der Bauer arretirt.

In Szathmár hat sich ein aus 500 Mitgliedern bestehender Aushelfungsverein gebildet, der seinen Mitgliedern 2000 fl. als Aushilfung verabfolgt.

Die Gemalin Tkr's hat, dem „Figgetten" zufolge, dem Ohner ungar. Volkstheater eine kleine Operette „La Maschonatia" zugesendet.

Am 18. d. M. wurde in Königgrätz ein ausgedienter Soldat, der voriges Jahr sein Eheweib mit Arsenik vergiftet, und, da binnen drei Tagen der Tod nicht erfolgte, erdrosselt hatte, zu lebenslänglichem schweren Kerker verurtheilt, ein der Mitschuld verdächtiges Weib aber wegen Mangel an Beweisen freigesprochen.

Statuen auf der Elisabethbrücke in Wien. Der Verein zur Förderung der bildenden Künste in Wien hat beschlossen, aus seinen Mitteln die Elisabethbrücke mit acht Standbildern historisch berühmt gewordener Oesterreicher zu schmücken. Die Figuren werden in Stein ausgeführt, und zwar wählte man Herzog Heinrich Jasomirgott, Herzog Rudolf IV., Herzog Heinrich Wlk, Bischof Leopold, Graf Rolonitsch, Joseph Freiherr von Sonnenfels, Salm und Starhemberg, von welchen letzteren beiden schon Modelle vorhanden sind. In zwei Jahren sollen sämmtliche Statuen fertig sein.

Digitized by Google

Die Frühjahrshüte, welche nur die Wiederkehr des warmen Sonnenscheins erwarten, um sich überall zu zeigen, haben dies Jahr fast ganz dieselbe Form wie im verflossenen Jahre: ziemlich hoch vorn in die Höhe steigend, doch nicht übertrieben. Der Anputz ist ebenfalls ziemlich ähnlich; er besteht fortwährend noch in Bouquets von Federn und Blumen oben auf der Mitte des Schirmes. Die hübschesten und elegantesten Verzierung bilden diesmal die sogenannten zerrissenen Marabouts in verschiedenen Farben, mit denen man sogar die Brüsseler Strohhüte anputzen wird. Viele Krepphüte und Reisstrohhüte werden auch mit zweifarbigen Marabouts, z. B. indischkornfarbigen (wie die neueste Nuace von glänzendem Maisgelb genannt wird) und weißen oder lila und weißen, rosa und weißen zerrissenen Marabouts. Der inwendige Anputz wird gegenwärtig mit ganz besonderer Sorgfalt behandelt, da man gefunden hat, daß er hauptsächlich dazu beiträgt, einen Hut hübsch und kleidsam zu machen, und daß ein von außen eleganter Hut doch allen Eindruck verfehlt, wenn der Innenanputz gewöhnlich ist. Das Neueste, was man zur innern Garnirung sieht, sind kleine, zarte, moosartige Federn, oft von zweierlei Farben, die sich kreuzen, und außerdem noch Tüllbäckchen oder eine Tüllwolke, die Bärte sind meistens ziemlich breit und in der Mitte schnebdig zulaufend. Häufig sieht man auch weiße Tüllhüte mit eingestickten Blumen, z. B. Tausendschön, die über und über gestreut sind. Viele sehr feine Strohhüte sind rings mit einem Rand von zarten grünen Moos umgeben, was sehr hübsch aussieht; andere haben Verzierungen aus Wein- und Epheublättern von schwarzer Spitze; wieder andere mit Pfauenfedern, Kolibris und Schmetterlingen, aber neben diesen mehr oder weniger zarten Phantasien hat man noch eine neue Art der Verzierung, welche sehr elegant und viel gesucht ist, besonders von solchen Damen, die gern etwas anderes als „alle Welt" tragen wollen. Wir meinen die Lederverzierungen, die sich, wenn auch in feinstem Zuschnitt, selbst für die Hüte einzubürgern scheinen. So sahen wir einen lederfarbigen Krepphut mit Taffetband, der mit Lederfransen besetzt und mit Ledertroddeln verziert war; auf dem Schirm befand sich eine gekreuzte Bandschärpe, ebenfalls mit Lederfransen. Ein Strohhut war am Rand des Schirms mit Lederknöpfen besetzt und auch der weiße Taffetband, sowie die weißen Bandschleifen auf dem Schirm waren mit Lederknöpfen benäht. Ein grüner Krepphut war mit ausgeschnittenem Leder verziert, welches wie eine durchbrochene Holzschnitzerei aussah.

In Hamburg trat kürzlich bei der erstmaligen Aufführung eines neuen Ballets im Stadttheater der Fall ein, daß beinahe sämmtliche Balletttänzerinnen, welche in glänzend grüner Kleidung als Undinen zu erscheinen hatten, schon während der Vorstellung von starkem Unwohlsein befallen wurden und später erkrankten. Bei Untersuchung der Anzüge ergab sich, daß der Stoff durch eine Arsenikbeimischung in der Farbe vergiftet war; sämmtliche Kleidungsstücke wurden den Flammen übergeben und durch neue ersetzt.

Telegramme der Erinnerungen.

Paris. Prinz Napoleon ist in Konkurs verfallen, da er die an ihn gestellten Forderungen nicht effektuiren kann.

Egypten, bei den Pyramiden. Prinz Napoleon vergleicht seinen Muth mit den Pyramiden und findet, daß, wenn er auch Pyramidales zu Tage fördert, dies nicht das Ergebniß seines Muthes ist.

Mexiko. Die französischen Truppen können die erkämpften Lorbeern kaum mehr weiter schleppen. Man beobsichtigt, eine Niederlage am Rhein zu errichten, auf daß die überflüssigen losgeschlagen werden. Die Nachfrage von deutscher Seite dürfte bedeutend sein.

Wien. Die Krisis ist brendet, der Arm der ungarischen Gerechtigkeit amputirt. Wiener Aerzte hoffen vollständige Genesung derselben durch Anwendung der Verfassung zu erzielen, während die Pester Doktoren sich auf Umschläge verlassen.

London, Paris, Wien. Die Noten zum europäischen Koncert sind ausgetheilt. Die Solopartie hat aus besonderer Gefälligkeit Madame Borussia übernommen. Sie singt Alt und gastirt auf Engagement.

Pest. Deak beobsichtigt, das ihm geschenkte Album feierlichst zurückzustellen, um abermals eine Rede halten zu können. Sonst hat es weiter keinen Zweck.

Berlin. Einige gemaßregelte Beamte bitten um Internirung nach Oesterreich, auf daß es ihnen wohl ergehe

Der Sohn der Wildniß.

Ein Epos.

I.

Parthenia war ein griechisches
Und hübsches Frauenzimmer,
Sie liebte Sitt' und Ordenung
Und das Gesetz fast immer.

Nicht denkend, blos mit Strumpfstrickung
Beschäftigt oder Spinnung,
War sie von ausgezeichnetster
Und gutester Gesinnung.

Nur Ein Mal, am Geburtstag, ging
Sie jährlich in's Theater,
Und aß vorher Salamiwurst
Dort in Massiliens Prater.

Sonst blieb sie stets zu Hause heim
Bei des Papa's Gesellen,
Und ging und sorgte mütterlich
Am Herd und in den Ställen.

Und füllete mit Bairisch Bier
Marmorne Trinkgefäße,
Und legte Blumen rund herum,
Und machte Ziegenkäse.

Ihr Vater war ein Schwerterschmied
Des heiten Volks der Griechen,
Und konnte selbstverständlich noch
Domals kein Pulver riechen.

Einst hat vom Kriegsminister just
Er ein Talent bekommen,
Und in der Tabagie vor'm Thor
Ein'n über'n Durst genommen.

Er geht und flechtet um das Haupt
Sich grüne Lorbeerkränze,
Und turkelt still gemüthlich fort
Bis an Massiliens Grenze.

Da stürzen aus dem nahen Wald
Die wilden Tektosagen,
Und packen, die Romantiker,
Den Klassiker beim Kragen!

Digitized by Google

Kein Hof-, Stadt-, Kriegs-Rath war dabei,
Ja kein Gensd'arm, kein Schreiber!
Sie waren Alle nichts als un-
Civilisirte Räuber!

Waldeinwärts schleppet mit sich fort
Den Myron nun, so hieß er,
Die unbenenn'ne Diebesbrut',
Die schlechten Blutvergießer.

Ein Fischer bringt Parthenien,
Der Maid, die Trauerkunde:
In eine Ohnmacht fiel hierauf
Sie zu derselben Stunde.

II.

Parthenia ist kaum erwacht,
Flugs rennt sie zu den Bösen,
Um eigenhändig durch sich selbst
Papaken auszulösen.

Dann gehört als Jungfrau doch
Wahrhaftig viel Courage,
So ganz allein im Wald zu sein
Bei solcher Mord-Bagage!

Drum sträubt sich Vater Myron auch,
Bis ihn die Räuber reißen
Von seiner Tochter Herzen fort,
Und aus dem Walde schmeißen.

Parthenia aber geht sofort
In's Dickicht, Blumen pflücken,
Um Ingomar's, des Häuptlings, Krug
Zu kränzen und zu schmücken.

Der Tektosagen-Obrist sieht
Sie kaum so lieblich hüpfen,
So sucht er mit der Jungfrau ein
Verhältniß anzuknüpfen.

Da ohne Liebe dies jedoch
Unmöglich war — und diese
Ihm unbekannt — so fordert er
Von ihr die Analyse.

Was Liebe ist? sagt sie zu ihm,
Hör' zu denn und erwäge:
Zwei Seelen und keinen Gedanken!
Zwei Herzen und etwas Schläge!

Doch Ingomar der faßt es nicht,
Bis ihn die Liebe faßtet,
Und er, fern von Beruf und Pflicht,
Mit ihr die Zeit verprasset.

Das hat denn auch der Räuber Schar
Sehr bald herausgewittert,
Und ist voll Grimm und Wuth, daß sich
Ihr Hauptmann so zersplittert.

Sie passen ab, bis Ingomar
Bei Seite mal gegangen,
Und stürzen auf die Jungfrau schnell
Mit rasendem Verlangen!

Und wollten Alle nun hierauf
Ersäufen sie im Schilfe.
Doch da die Griechen kultivirt,
Schreit sie sogleich um Hilfe.

Der Hauptmann hört's und läuft und schwingt
Sein Beil zu ihrem Segen,
Und rettet die Parthenia
Und tödtet drei Kollegen.

Kauft ab — weil stets in Theile geht
Das Gut, das sie stibitzen —
Den Andern, was hypothekar'sch
Sie an der Maid besitzen,

Und bringt nach ihrer Heimat sie,
Und läßt sie ruhig schalten,
Als sie sein Schild und Schwert ergreift,
Um ihn im Zaum zu halten.

Er trägt Parthenien's Pompadour,
Trägt ihren Korb und Knicker,
Und ist am Fruchtbaum und am Bach
Ihr immerdar Erquicker.

Und wenn sie Nachts im dunkeln Wald
Zu Bette geht, marschiret
Der treue Wächter auf und ab,
Damit ihr nichts passiret.

So geht's drei Tage Tag und Nacht,
Bis sie am Abgrund stehen,
Und das antike, klassische
Massilien liegen sehen.

III.

Erst jetzt stöhnt Ingomar und hat
Sonst keine andre Schmerzen,
Als daß die Liebe lichterloh
Aufflammt in seinem Herzen.

Drei Mal sagt er zu ihr Adje,
Und geht, und kehrt zurücke!
„O, könnt' ich Griechisch!" ruft er aus,
„Nichts fehlte meinem Glücke!"

Und eben seufzt er noch und wankt
In die Coulisse wieder
Und kehrt zurück: da plötzlich geht
Ihm auf ein Seifensieder!

„Was nützt," schreit er, „die Freiheit mir,
Wenn ich in ihr verstehe!
Was nützt ein Leben ohne Dich?
Bei Gott, ich werde Grieche!"

Du kannst Frau Räuberhauptmann nicht,
Nicht Tektosägin werden,
Denn beuge ich mich dem Gesetz
Und der Kultur Beschwerden!

Und kaum, daß er dies Wort gesagt,
Hat Myron es vernommen,
Der durch's erhab'ne Fatum just
Auf diesen Platz gekommen.

Parthenia theilt dem Vater mit
Die Ingomarschen Triebe,
Verräth ihm aber weise nicht,
Daß sie den Räuber liebe.

Und Myron und Parthenia
Bearbeiten den Wilden,
Bis sich der freie Jüngling läßt
Civilisir'n und bilden.

Digitized by Google

Der große Wurf.

Wem der große Wurf gelungen
Eines Freundes Freund zu ſein,
Wer ein holdes Weib errungen,
Miſche ſeinen Jubel ein.

Ja, wer nur eine einz'ge Seele
Sein nennt auf dem Erdenrund,
Wer dies nicht gekonnt, der ſtehle
Weinend ſich aus dieſem Bund!

Sie ſchneiden ihm das Haupthaar kurz,
Raſiren ſeine Bärte,
Und nehmen ihm das Thierfell ab
Mit ſammt dem Schild und Schwerte.

Und zieh'n ein neu Habit ihm an
Von buntem, glattem Drillich,
Und lehren ihm, daß heißt: „ich muß,"
Auf Griech'ſch ſein wildes „Will ich!"

Von Herrn und Madam Myron wird
Er hin und her beordert;
Er thut, was Sitte und Geſetz
Und die Geſellſchaft fordert.

Und wenn er gar 'mal brummig wird,
Der Löwe in dem Zwinger,
Gleich duckt er ſich, ſobald ihm droht
Parthenia mit dem Finger.

Und wie er fix und fertig iſt,
Da, höher'n Ort's, erlaubt man,
Daß Jungfrau Myron ehelicht
Den frühern Räuberhauptmann.

Und daß er, der ſo brav geſinnt,
Bald ſcheuern, waſchen, plätten,
Und Kinderſocken ſtopfen wird,
Darauf kann jeder wetten.

* * *

Drum lern' aus dieſem Epos, Menſch!
Was Alles hier auf Erden
Aus einem Manne, noch ſo wild,
Durch Leidenſchaft kann werden.

Digitized by Google

Bonbons.

A. Welche Aehnlichkeit besteht zwischen Deak und einem Polizeimann?

B. Beide sind bei allen Demonstrationen ex officio anwesend und beide wählen nicht in den Reichsrath.

A. Richtig, und was besteht für ein Unterschied zwischen Beiden?

B. Der Polizeimann ist ein Organ gegen gesetzwidrige Individuen und Deak ist ein Organ für individuelle Gesetzwidrigkeit.

Man klagt über die **Gottlosigkeit** der Freigeister und doch hat Niemand so viel **fromme Wünsche**, wie diese.

Ein kranker Pole hatte drei Doktoren. Ein französischer Wunderdoktor, ein russischer Allopath und ein preußischer Homöopath behandelten ihn und hielten folgendes Konsilium:

Der russische Arzt: „Was geben wir dem Typhuskranken, meine Herren? Ich bin Allopath und lasse ihn abführen."

Der preußische Arzt: „Als Homöopath muß ich mich dagegen aussprechen. Ich kurire nur mit Kügelchen und Pulver."

Der französische Arzt: „Ich kann der Ansicht meiner geschätzten Herren Kollegen nicht beipflichten. Bei solchen Kranken wende ich immer und zwar mit Erfolg Sympathiemittel an. Sympathie schadet nicht und ist das billigste!

„Ein Augenblick gelebt im **Paradiese** wird nicht zu thener mit dem Tod bezahlt," deklamirte eine Köchin und stürzte sich todesmuthig in das Gedränge der letzten Galerie.

Als ein Gelehrter gefragt wurde, was eigentlich Metaphysik sei, antwortete er: „Ich könnte das Wort mit „Uebersinnlichkeitslehre" verdeutschen, und soll ich die Sache genau darlegen, so sage ich: Wenn der Zuhörer nicht versteht, was der meint, welcher spricht, und der, welcher spricht, selbst nicht weiß, was er meint, so treiben beide Metaphysik."

Ueberall gut, bei der Mutter am besten.
Don Karlos.

Was das für ein dummes Lied ist: „**Scheiden thut weh!**" Ich habe mich noch nie so wohl gefühlt als in dem Augenblick, wo ich von meiner Alten geschieden wurde.

„Du," sagte ein Knabe zu einem andern, „heißt Dein neuer Schulmeister nicht Zeißig?" — „Ja er heißt Zeißig, aber er sollte eigentlich Wachtel heißen, da er immerfort schlägt."

Gastwirth (zu einem eintretenden Gast): „Ist es richtig, Herr Baron, daß sich die Krankheit Ihres Herrn Oheim seit gestern so verschlimmert hat, daß man jeden Augenblick auf das Ende wartet?" — Baron: „Ja wohl, ich bin auf Alles gefaßt." — Gastwirth: „So, ich habe geglaubt, Sie erben nur die Hälfte."

Ein rothhaariger Geliebter schrieb an seine ebenfalls ziemlich impertinent blonde Geliebte: Mögen unsere beiderseitigen Flammen erst im hohen Alter erlöschen.

Ein Franzose Mr. Pennant, hat einen musikalischen Kaffeetopf erfunden. Man gießt seinen Kaffee in die eine Hälfte eines Gefäßes und kaltes Wasser in die andere: man zündet die Spirituslampe an, und während man den Apparat in Ordnung bringt, zieht man zugleich eine Art von Spieluhr auf, die sofort eine Polka vorträgt und damit fortfährt, gelegentlich in eine Quadrille übergehend, bis der Kaffee fertig ist, worauf derselbe sich in die gehörige Hälfte des Gefäßes ergießt, sein eigenes Licht auslöscht und seine eigene Musik zum Schweigen bringt. Das wäre ein Ding für Junggesellen! Mit lachendem Herzen würde er nach dem Genuß des musikalischen Morgenkaffees an sein Geschäft gehen.

„Wohin so eilig?" wurde ein Schlächter von einem Freunde auf der Straße gefragt. — „Sei mich böse," antwortete Jener; „ich habe jetzt keene Zeit, ick habe enen Ochsen in'n Kopp!"

Ein reicher Partikulier, dick, gemüchlich und furchtsam, ging spazieren, als plötzlich ein verdächtig aussehender Mensch mit struppigem Barte an ihn herantrat, ihm einen Zettel überreichte und ihn bat, diesen zu lesen. Auf dem Zettel stand: „Sprich kein Wort, wenn Du dies gelesen, sondern gib mir auf der Stelle Geld, Uhr und Ringe, und gehe still Deines Wegs, oder Du bist des Todes!" Schnell und zitternd griff der Partikulier in seine Taschen, zog Portemonnaie und Uhr hervor, sowie die Ringe vom Finger, und zum Ueberfluß noch seine Diamantnadel, reichte Alles dem fremden Menschen und lief still davon, zeigte aber alsbald die Sache der Polizei an. Am andern Tage wurde der Verdächtige auf offener Straße mitten im Badeorte angehalten und verhaftet. Auf Vorhalt erklärte er, daß er gar nicht lesen und schreiben könne, sondern kurz bevor er den Herrn gesehen, den Zettel gefunden und aus Neugier jenen gebeten habe, ihn vorzulesen. Kaum aber habe der Herr einen Blick darauf geworfen, so habe er ihn, den Finder, reich beschenkt, so daß er wohl habe glauben müssen, das Papier sei für Jenen von großer Wichtigkeit. Er brauchte im Grunde nicht einmal die Werthsachen herauszugeben.

Alfred und Thusnelda.

Kunst-Novelle.

„Das Leben ist der Güter höchstes nicht!" rief der Schauspieler Alfred Reißer und stürzte sich in denjenigen Theil der Moldau, welcher schon seit längerer Zeit bei der Insel Kampa fließt.

Nach einigen Minuten schluckte der junge Künstler, was er früher niemals gethan hatte, Wasser, und starb.

Niemand auf der Welt, außer zweien Personen, wußte warum.

Thusnelda Kupka, eine der ausgezeichnetsten Chorsängerinnen Deutschlands, war die eine Person, die andere Person war der Baron von Schimmelfuß. Dieser Schimmelfuß, sowohl wie Alfred Reißer entbrannten in Leidenschaft für die Kupka; die Kupka liebte Beide mit gleicher Reinheit und Zärtlichkeit.

Einstmals trat der Baron in Thusneldens Zimmer, als Alfred bei ihr war und so eben wieder in Leidenschaft für sie entbrannte. Schimmelfuß machte eine sehr unhöfliche Bemerkung gegen Reißer, worauf dieser spitzfindig wurde und zu dem Baron „Schafskopf!" äußerte. Der Baron wurde glühendrotb und schwur dem Schauspieler: ihn auf seiner Ehre zu ruiniren.

Alfred bebte mehrere Tage hindurch vor Furcht. Auf seinem Schreibtische lagen ungemein viel Einladungen, sich Rechnungen quittiren zu lassen. Seine besten eigenen Kleidungsstücke und ein von einem guten Freunde geborgter Ueberrock befanden sich unglücklicherweise im Pfandhause. In der letztvergangenen Woche hatte Alfred seine ganze halbe Gage, welche ihm monatlich noch ausgezahlt wurde, verloren, und noch dazu in Landeknecht. In der einen Ecke des Zimmers standen zwölf leere Weinflaschen. Der Direktor des Theaters hatte ihm den

Digitized by Google

Kontrakt gekündigt, obschon der junge Künstler alle Rollen nach zweimaligem Durchlesen, wie er sich selbst gestand, vortrefflich spielte, und von seinem Hauswirthe war ihm die Zusicherung geworden, morgen mit dem Frühesten aus dem Hause geschmissen zu werden, theils wegen achtmonatlicher Enthaltsamkeit im Miethezahlen, theils wegen zu großer Freundlichkeit mit dem Dienstmädchen, durch welche sich Letzteres, wenn auch nur äußerlich, stark verändert hatte.

Alles dieses und wohl noch Mehreres hatte den Künstler Alfred zu jenem schrecklichen, feuchten Entschlusse gebracht!

Wir haben oben gesehen, wie er ihn ausführte.

Auf Ihmselda Kupka machte dies Ereigniß am demselben Tage einen erschütternden Eindruck, der sich späterhin nur dadurch milderte, daß in weiterem Verlaufe ihres künstlerischen Daseins noch mehrere Männer in Liebe für sie entbrannten.

Von dem Baron erwies sich nach kurzer Zeit aktenmäßig, daß er gar keiner war.

* * *

Wir fragen hier wohl mit Recht: warum stieß die Moldau bei der Insel Kampa? Wäre dies nicht der Fall, so hätte Alfred nicht Wasser schlucken und sterben müssen, wäre vielleicht noch ein moralischer Mensch, dem Staate als Bürger erhalten, und als Künstler möglicherweise in der Hamburger Theater-Chronik gelobt worden. O, über die Unvollkommenheiten der Welt.

Kleine Prager Chronik.

Der Frühling hat die Osterfeiertage benützt, um seinen siegreichen Einzug zu halten. Er hat dadurch tausend und abermals tausend Menschen eine große Freude bereitet, denn die verschiedensten Ursachen trafen dazu bei, um gerade um diese Zeit eine freundliche Witterung zum allgemeinen Wunsche zu machen. Der Geliebte, welcher seiner Herzenskönigin ein Sträußchen Veilchen verehren möchte, auf daß die bescheidenen Blüthen für seine bescheidene Liebe sprechen; das Backfischchen, welches ein neues Kleid ausführen möchte, um schon jetzt den Blick manches Naturfreundes auf sich zu lenken, dessen Auge von den Knospen der Bäume wohlgefällig auf diese Mädchenknospe gleitet; die Kokette, welche ein Osterschäfchen braucht, um einem Spielball ihrer Laune zu haben; der Greis endlich, der sich noch einmal in den freundlichen Strahlen der Frühlingssonne u. z. vielleicht das letztemal wärmen möchte: alle diese loben und preisen den jungen Lenz, daß er sich zu seinem Debüt gerade die Osterfeiertage auserseben hat, während welcher selbst der Taglohner Muße hat, sich der Auferstehung der Natur zu freuen. Und das thaten denn auch die Bewohner Prags in vollem Maße. Die drei auf einander folgenden Volksfeste waren maßenhaft besucht. Besonders zum Feste nach Emaus und zum Strohfackfeste in Bubentsch sollen nahezu an 20.000 Menschen gepilgert sein. Daß es bei einem solchen Zusammenfluß von Menschen den Schaubudenbesitzern, so wie den Gastwirthen wohl erging, ist begreiflich und zur Vollkommenheit eines solchen Volksfestes notwendig, welches Jedermann, Käufer wie Verkäufer, fröhlich machen soll. Der Schaulust der Menge war aber auch alles Mögliche geboten worden. Kreutzberg belegirte eine Abtheilung seiner Menagerie dahin und zwei noch ganz ungebleichte Mohren luden zur Betrachtung der Wunder der Thierwelt ein. Panoramen, Kosmoramen, Albinos, Feuerfresser und Seiltänzer, Pfefferkuchen, saure Gurken, Kirschen in Branntwein, Bolzschießstätten und Tanzplätze, Würstelmänner, Marketenderinnen und Blumenmädchen, demi monde aller Abstufungen, Buttermilch und gesalzenes Fleisch, Dalken, Veilchen und sonstige Naturprodukte aller Art, Marionettentheater mit und ohne Wurstel, Ausspielereinnen und Arretirungen, kurz Alles konnte man haben, was zu einem ordentlichen, volksthümlichen Volksfeste gehört. Und damit auch Jemand da sei, den man zur Zielscheibe schlechter Witze machen könne, fuhr unsere, den Adel parodirende Geldaristokratie und auf ihr Geld hochmüthige Bourgeoisie in eigenen und gemietheten Equipagen maßenhaft hinaus, um so recht con animo von der Höhe der Kutschen herab die Leute zu verachten, welche noch urwüchtig genug sind, über die derben Späße des Pajazzo zu lachen, der alle diejenigen, welche ihm kein Trinkgeld geben, zu 25 Ellen Burzelbäumen verurtheilt. Es ist etwas Eigenthümliches um diese Volksfeste. Der Charakter des Volkes, der ihm innewohnende Mutterwitz, seine Gutmüthigkeit, seine Sympathien und Antipathien, alles dies tritt während eines solchen Volksfestes deutlich hervor, und der aufmerksame Beobachter wird sich in der Beurtheilung selten irren. Es ist demnach schade, daß diese Festlichkeiten nach und nach ihren volksthümlichen Charakter verlieren und zu bloßen Schatten ihrer ehemaligen Wichtigkeit herabsinken. Es ist dies ein Beweis, daß die Stände und Menschenklassen, für welche ursprünglich solche Feste bestimmt waren, über die Sphäre hinausstreben, in welche sie gehören, und eine Kulturkluft affektiren, welche ihnen doch in der Wirklichkeit gänzlich fremd ist. Aber nicht nur die Volksfeste allein waren es, welche in der letzten Zeit die Neugierde unserer Tonangeber beschäftigten, es gab auch noch einen weit wichtigern Gegenstand des Interesses. Fräulein Henriette Pustanjowtow, der weiblichen Adjutant des Exdiktators Langiewicz, kam zum großen Verdrusse der Prager in Frauenkleidern hier an und verdarb unseren Damen die Freude zu schauen, wie martialisch sich das zarte Geschlecht in Beinkleidern ausnimmt. Den Männern dagegen spielte sie den Possen, an keinen öffentlichen Orten und auf der Gasse nur dicht verschleiert zu erscheinen, und es gibt demnach nur wenig Auserwählte, welche die polnische Johanna d'Arc von Angesicht zu Angesicht gesehen haben.

Es gibt gar nichts auf der Welt, was so traurig wäre, das die unermüdlichen Spaßvögel nicht zum Gegenstande eines Witzes machen würden. Ein hier in Prag lebender Pole, wir können ihn nicht näher bezeichnen, da er eine ziemlich bekannte Persönlichkeit ist, hatte sich beim Ausbruch des polnischen Aufstandes geäußert, er würde, falls ihn das Warschauer Revolutionskomité hiezu auffordertе, augenblicklich nach dem Kriegsschauplatze sich begeben. Seine lustigen Kollegen, vor denen er diese Aeußerung gethan, beschlossen, sich mit ihm einen Spaß zu machen. Vor Kurzem erhielt er einen Brief, worin er von dem Revolutionskomité aufgefordert wurde, unverzüglich und gut bewaffnet im Lager der Insurgenten zu erscheinen, widrigenfalls er als Verräther an der Sache seines Vaterlandes zum Tode verurtheilt und das Urtheil in Prag an ihm vollstreckt würde. Der Brief war so ernst und entschieden abgefaßt, daß ihm kein Zweifel über die Echtheit desselben aufstieg. Da es ihm aber mit seinen muthigen Aeußerungen und seiner Opferbereitwilligkeit nicht besonders ernst gewesen war, erschreckte ihn dieser Brief gar gewaltig und er ging wie verloren umher, bis es selbst seinen Freunden leid that und sie ihm durch Offenbarung ihrer diesfälligen Intervention beruhigten. Sein Heldenmuthbus ist gewichen, doch fühlt er sich wie neugeboren und soll sich vorgenommen haben, niemals wieder zu dramabasiren.

Daß unser liebes Prag immer grobsinnlicher wird, dafür spricht nicht nur der überhandnehmende Luxus, sondern auch die massenhaften Selbstmorde. Es vergeht kein Tag, wo man nicht von mehreren Entleibungen und Vergiftungen hört, und es würde uns zu weit führen, wenn wir alle solche Fälle für unsere Leser registriren wollten. Nur einer soll seiner Originalität wegen hier Platz finden. Ein Tischlergeselle beschloß sich zu erschießen. Pulver und eine Kugel hatte er, aber Pistolen konnte er sich nirgend verschaffen. Mag ihm nun das Hobel-

Digitized by Google

lied seines Vorgängers Valentin oder die hölzerne Kanone der polnischen Insurrektion eingefallen sein, kurz er beschloß, seinen Hobel zu seinem Todeswerkzeuge zu machen. Er bohrte in denselben ein Loch, lud ihn und entzündete, die Oeffnung gegen sich haltend, das Pulver. Natürlich zersprang der Hobel und die Stücke flogen herum, ohne ihn zu beschädigen, was ihm, doch darüber schweigt die Geschichte, gar nicht unangenehm gewesen sein mag. Die Moral der Geschichte ist, daß, wenn es der Zufall will, auch ein Hobel losgeht. Ueber das Theater haben wir eine Menge Neues zu referiren. Vor Allem müssen wir berichten, daß unser verdienstvolle Fischer auf seine alten Tage den Percival in der „Griseldis" spielen mußte. Dabei ist nichts Merkwürdiges, werden die Leser sagen, denn es gibt Greise und Greisinnen, welche noch immer Liebhaberrollen spielen. Das Faktum selbst ist auch nicht merkwürdig, merkwürdig ist nur, daß er seine Rolle frischer, lebendiger und jugendlicher durchführte, als es unsere jugendlichen Helden im Stande gewesen wären. Er wurde auch für seine Leistung mit Beifall ausgezeichnet, und wir können jenen Herren, wegen deren Eigensinn der Veteran zu diesem Experiment sich hatte hergeben müssen, keinen bessern Rath geben, als sich an dem wackern Fischer ein Beispiel zu nehmen. Für Frln. Gebhardt, welche mit Ostern unsere Bühne verließ, ist Frln. Brand engagirt, eine junge Dame von angenehmem Aeußern und hübschen Mitteln, die ihr ihre, im Anfange sehr schwierige Stellung wesentlich erleichtern werden. Für Fräulein Schulzendorff, welche der Kabale der Bühne den Rücken wendet, um sich der Liebe in der Ehe hinzugeben, gastirte Frau Eichenwald, die Gattin des beliebten Komikers, um dessen willen das Publikum äußerst rücksichtsvoll mit der Gastin, die als Schauspielerin durchaus nichts hervorragendes besitzt, verfährt. Ueber die Aufführung der „Eglantine" von Mauthner, welchem Stücke die Ehre zu Theil wurde, in's Französische übersetzt zu werden, nächstens.

Auflösung

der Charade im VII. Hefte der „Erinnerungen":

Charade.

Richtige Auflösungen haben eingesendet: Die Herren Wenzel Tig. W. Philipp, Eduard Heidl, Mathias Wehli, Ignaz Mandl, Rudolf von Flammendinghe, und Frau Anna Merkel.

Auflösung

des Rebus im VII. Hefte der „Erinnerungen":

1. Forellenbrut, 2. Verräthen.

Richtige Auflösungen haben eingesendet: Die Herren Mathias Wehli, Eduard Heidl, Raimund Runtsch, W. Philipp, A. W. Marans, Konrad Pflug, Albert Groß, Paul Herget und Fräulein Antonie Weller.

Buchstabenräthsel.

1.

Es ist von Fleisch und Bein,
Wirf ein **l** hinein,
Wird's von Wasser sein.

2.

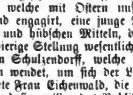
Es kommt von Fleisch und Bein
Häng' ein **s** noch an
Wird's von Wasser dann.

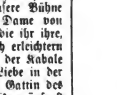
3.

Es ist von Fleisch und Bein,
Füg' ein **Sch** noch hin
Ist's im Wasser d'rin.

Rebus.

1. 2.





Korrespondenz der Redaktion.

Herrn E. H. in Krakau: Als ganzjährigem Abonnenten gebührt Ihnen die Prämie, ob Sie auf einmal oder halbjährig gezahlt haben. Sie sollen dieselbe zugleich mit dem Hefte erhalten.

Herrn Paul Tiefenbach hier: Auf Ihren Brief vom 5. d. M. erhalten Sie brieflich Antwort.

Fräulein Emma Kirchefel in Kuttenberg: Viel zu spät!

Fräulein M. M. in Prag: Errathen wohl, aber etwas zu spät.

Herrn D. H. und C. B. in Prag: Von der Unrichtigkeit Ihrer Auflösungen werden Sie sich nach Empfang des siebenten Heftes überzeugt haben.

Herrn K. Lörz in Znaim: Es thut uns leid, die Hebammenprocedur, wie Sie zu schreiben belieben, bei der Geburt Ihrer Dichtungen nicht vornehmen zu können, einmal weil die Kindlein noch unreif sind und sodann, weil wir unseren Abonnenten keine Hebammutter sein dürfen. Damit Sie übrigens sehen, wie sich Ihre namenlosen Gedichte gedruckt ausnehmen, geben wir Ihnen eine Probe:

Ha, wie sie schmelzen die Gedankenberge
In neuer Laren furchtbar gluth'ger Fülle,
Brich vor Bewegung meiner Brust Herberge
Die Bildungsreihe ist am Actuaziele.

Nur eine Riesenfackel noch, daß sie zu wenden
(Um ihren Schlummer nicht zu sehr zu blenden)
Sich Götter müssen aus Beligrüften heben,
Nicht feige Hand soll mir den Todstreich geben.

Schade, daß Scholz nicht mehr lebt, das wäre ein Couplet für ihn! —

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Papier und Druck des art.-typ. Instituts von Carl Bellmann in Prag.

Digitized by Google

Erinnerungen.

Illustrirte Blätter für Ernst und Humor.

Band 85. (Drei und vierzigster Jahrgang.) **Heft IX.**

Der Teufel der Mode.

Roman in vier Büchern von **Julius Rosen.**

(Fortsetzung.)

Fünftes Kapitel.

Es war ein schöner Herbstabend. Die Bewohner Moors promenirten in Garten und Wald, und Alles, was nicht durch Krankheit oder Arbeit in den Häusern festgehalten war, befand sich unter Gottes freiem Himmel. Vor ihrem Häuschen am Ende der Stadt saß die alte blinde Voller und neben ihr auf dem Rasen saßen Bertha und Käthchen. Mit der letztern war eine gewaltige Veränderung vorgegangen. Eduard hatte durch volle acht Tage kein Lebenszeichen von sich gegeben, und auch die Anfrage, welche Bertha seinethalben an Hans gestellt hatte, war unbeantwortet geblieben. Käthe machte sich Vorwürfe, daß sie durch ihre Härte den jungen Mann vielleicht zu einem verzweifelten Schritte getrieben, daß sie ihn vielleicht beleidigt und seine Liebe verloren hatte. Schlaflos waren ihre Nächte. Der Traum eines beglückten, reichen Lebens, der ihre ganze Seele gefüllt, schwebte immer vor ihren Augen und immer erneuerte Thränen wuschen gar bald die Rosen von ihren Wangen. Sie liebte Eduard, sie liebte ihn nicht nur mit der ganzen Heftigkeit einer liebensbedürftigen Mädchenseele, sie liebte in ihm auch den Mann, welcher ihre Phantasien verwirklichen, ihre Sehnsucht nach Pracht und Herrlichkeit erfüllen konnte. Sie zürnte ihrem bessern Selbst, das siegreich hervorgegangen war aus dem ersten Kampfe der Liebe mit der Ehre, und ward verbittert gegen ihr besseres Gefühl, denn Niemand er-

Digitized by Google

barmte sich der Armen, um sie aufzurichten im Stolze der Selbstachtung. Hätte sie eine Freundin an der Seite gehabt, die ihr den Pfad der Tugend eben deßhalb als schön bezeichnet hätte, weil er dornenvoll war, die ihre Pflichten über ihre Liebe gesetzt und die sie aufgefordert hätte, die grauen Haare der Mutter, des Bruders Ehre und ihres Vaters unbemakelten Namen höher zu schätzen als Glücksgüter, ihre Seele hätte sich aufgerafft zu einem verzweifelten Kampfe, in dem vielleicht das Herz gebrochen, doch die Ehre erhalten worden wäre.

So aber stand sie allein, ja sie war noch ärger daran. Bertha ließ sie keinen Augenblick auf Eduard vergessen. Sie war es, welche der ohnedies erregbaren Phantasie des Mädchens zu Hilfe kam, damit diese ihr alle Möglichkeiten, welche die Furcht für den Geliebten nur zuließ, mit schreienden Farben male, sie war es, welche nicht aufhörte, verlockende Bilder von Reichthum und Liebe vor des Mädchens Augen zu entrollen, den Sieg ihrer Ehre wie ein Verbrechen an dem eigenen und Eduards Herzen hinzustellen und das arme Kind dem Sturme einer Leidenschaft preiszugeben, welche vernichtend war. So saßen sie denn wieder beisammen und Käthe, die das erblindete Auge der Mutter nicht zu scheuen hatte, weinte.

Die Alte war lange stumm gesessen, das Gesicht dem Himmel zugewendet. Sie dachte wohl an ihren Liebling, der ferne von ihr in der großen Stadt lebte, und dessen Abwesenheit sie nicht schmerzte, weil sie stolze Erfolge von ihm erwartete.

„Glaubt Ihr nicht auch," fragte die Alte endlich, „daß wir morgen von Hans einen Brief erhalten werden?"

„Ich hoffte, wir würden noch heute Nachricht von ihm erhalten," entgegnete Bertha.

„Hofftest Du," lächelte die Alte. „Ja, Du bist jung, liebst ihn und hast das Recht zu hoffen. Du kannst Dich glücklich schätzen, Mädchen, Dir dieses Herz und diesen gesunden, biedern Sinn, wie er nur selten in der Brust der Männer zu finden ist, erobert zu haben. Mein Hans ist ein guter Sohn, er wird ein guter Gatte werden. Nicht wahr, Du bist glücklich?"

Bertha eilte zu der Alten hin, küßte sie auf Stirn und Hand und entgegnete: „Fühlen Sie an dem Klopfen meines Herzens, Mutter, wie glücklich ich bin. Aber ich will ihn und Sie, Mütterchen, auf meinen Händen tragen, will jeden Wunsch errathen, den ihr hegt, und wenn er mit meinem Herzblut zu erkaufen ist, so seid gewiß, er soll immer erfüllt werden."

„Gutes Mädchen, das mir so theuer ist, wie mein eigenes Kind. Gott segne den Augenblick, der Dich in unser Haus geführt, Du wirst meinen Liebling glücklich machen."

Bertha setzte sich wieder zu Käthe. „Wie froh bin ich," sprach diese, „daß Dich die Mutter liebt. Du wirst über ihr wachen, wenn ich ferne bin." Ein heftiges Schluchzen unterbrach ihre Worte.

„Was ist Dir," fragte Bertha, „woher diese Aufregung?"

„Ich fühle die Zukunft," flüsterte Käthe, „wie eine Gewitterwolke hängt sie über meinem Haupte, mir ist, als müßte sie sich heute noch entladen."

In diesem Augenblicke hielt ein einspänniger Wagen vor dem Hause. Ein ältlicher Herr, ziemlich elegant gekleidet, stieg aus und schritt der Gruppe zu. „Sind Sie Frau Boller?" fragte er, vor der Alten stehen bleibend.

„So heiße ich," antwortete verwundert die Alte, nach welcher Jahre hindurch Niemand gefragt. „Was wünschen Sie?"

„Ich habe mit Ihnen von Geschäften zu reden. Wollen wir nicht in's Haus treten?"

„Wollen Sie mir nicht sagen," entgegnete die Alte, „mit wem ich die Ehre habe? Sie entschuldigen schon meine Frage, aber ich bin eine alte, blinde Frau, die Niemand ansehen kann, wer er ist."

„Senfal Herz, so heiße ich," antwortete der Angekommene, „der gute Herz, wie man mich allgemein nennt, da ich gegen Jedermann gefällig und freundlich bin, und heiße, wo ich nur immer helfen kann."

„Geleitet mich in das Zimmer, Mädchen," sprach die Alte, „und bleibt bei mir. Ich habe keine Geschäfte, von denen ihr nicht wissen dürftet."

Sie gingen in's Haus. Die Alte setzte sich in ihren Großvaterstuhl, ihr gegenüber Herz und im Fenster standen die Mädchen und erwarteten neugierig die Dinge, welche kommen sollten.

„Ich bitte, sprechen Sie nun," hub die Alte an.

„Sie haben einen Sohn, nicht wahr? Hans Boller heißt er?"

„Allerdings. Er ist der Stolz und die Freude meines Alters."

„Freut mich. Er ist der Herr dieses Hauses, nicht wahr?"

„Das Haus gehört mir. Meine und meines Gatten Hände haben es erworben."

„Entschuldigen Sie, gute Frau; dies Haus gehört entweder Ihrem Sohn, oder er ist ein Betrüger."

„Mein Herr!" fuhr die Alte empor und stand kerzengerade vor dem Sensalen. Bertha war herbeigesprungen, drückte die Alte sanft in ihren Sessel zurück und bat: „Hören Sie ihn zu Ende, Mütterchen. Sie wissen ja, daß Hans kein Betrüger ist."

„Es thut mir leid," fuhr Herz fort, „aber ich muß meinen Ausspruch wiederholen. Ihr Sohn hat mir dieses Haus hier verkauft. Hier ist der nach allen Formen des Rechtes aufgesetzte Kontrakt, und ich komme nun, Besitz von meinem Eigenthum zu nehmen. Hat er das Haus verkauft, ohne dazu berechtigt zu sein, so hat er mich betrogen, und trotz meiner Gefälligkeit und Menschenfreundlichkeit muß ich bei Gericht die Anzeige machen."

Die Alte war starr. Sie griff sich an, um sich zu überzeugen, daß sie nicht träume. „Verkauft," murmelte sie vor sich hin, „das Haus verkauft, in dem er geboren wurde, in dem sein Vater starb und in dem auch ich zu sterben hoffte? — Doch vielleicht hat er einen Plan, vielleicht bleibt er in der Stadt, wo er eine bessere Stelle fand und will, ich solle zu ihm kommen."

Digitized by Google

„Mein Sohn iſt kein Betrüger, mein Herr," ſprach nach einer längern Pauſe und ziemlich gefaßt die Alte. „Er hatte das Recht, dies Haus zu verkaufen, und Sie können ohne weiters einziehen. Aber ſagen Sie mir doch, ob er ſich den Kaufſchilling gleich hat auszahlen laſſen."

„Natürlich," antwortete Herz, „er brauchte ihn ja ſo nothwendig."

„Er brauchte ihn und wozu?"

„Er hatte geſpielt und verſpielt."

„Herr im Himmel, ich ahne Schreckliches. O ſprechen Sie, mein Herr, ſagen Sie mir Alles, was Sie davon wiſſen."

„Mit Vergnügen, ich diene ja gerne, wo ich kann. Er hatte, wie ſchon geſagt, geſpielt und nicht nur ſein, ſondern auch ſeines Herrn Eigenthum verloren. Um das Verlorene zurückzugewinnen, brauchte er Geld und verkaufte das Haus. Aber er hatte Unglück. Er verlor auch den Kaufſchilling und beſchloß ſich das Leben zu nehmen."

„Todt! Mein Sohn todt?! Vater im Himmel, habe ich dies Unglück verdient?"

Die Alte lag beſinnungslos im Stuhle. Bertha und Käthe bemühten ſich, ſie zum Bewußtſein zurückzubringen. Es gelang. Sie war wie verwirrt, ihre Hände wühlten in den grauen Haaren, Thränen ſtürzten aus den todten Augen, ein jammervolles Röcheln drängte ſich aus ihrer Bruſt — es war ein Anblick zum Erbarmen! „Todt! mein Hans iſt todt," ſtöhnte ſie, und die weinende Käthe vermochte es nicht, ſie zu beruhigen.

Der Senſal mußte ähnlichen Scenen ſehr oft beigewohnt haben, denn nicht eine einzige Miene verrieth eine Bewegung ſeines Innern. „Sie alteriren ſich in höchſt unnöthiger Weiſe," ſagte er, „Ihr Sohn iſt ja nicht todt, er lebt, ja er muß leben! Das Geſetz will es ſo! Er wurde, nachdem er ſich an ſeinem Halstuch aufgehängt, von einem dazugekommenen Manne abgeſchnitten und befindet ſich in Sicherheit."

„Das heißt wohl, er befindet ſich als Dieb und Betrüger im Kerker! O es iſt ein erbärmlicher Troſt, mein Herr, den Sie mir da bieten! — Hätte man ihn doch ſterben laſſen, als er die Hand, welche an dem Eigenthum ſeines Herrn, an der Todesſtätte ſeiner Eltern gefrevelt hatte, an ſein Leben legte. Wäre er todt, es wäre beſſer für ihn, für mich!" — Die Alte war unnatürlich ruhig geworden. Das Unglück hatte ſie wohl niedergeworfen, doch nicht zermalmt. Geſtählt erhob ſie ſich von dieſem Schlage, gewappnet bis zur Unempfindlichkeit. „Wann wünſchen Sie, daß das Haus geräumt werde, mein Herr?" fragte ſie.

„So bald als möglich, lieber heute als morgen," entgegnete Herz. „Ich bin ein Mann, der gegen Jedermann freundlich und gefällig iſt, ich liebe die ganze Welt, aber auch mich, und erfülle meine Wünſche, wo es ſich nur thun läßt, kann es auch, da meine Wünſche Niemand wehe thun. Belieben Sie ſich das ganz nach Gefallen einzurichten, nur bitte ich, noch heute einziehen zu können."

„O gleich, gleich, mein Herr! Packet unſere Habſeligkeiten zuſammen, Mädchen, und kommt. Es wird ſich wohl eine freundliche Nachbarin finden, die uns erlaubt, in ihrer Scheune zu ſchlafen."

„Nicht doch, Mutter," fiel ihr Käthe ins Wort. „Der Herr da wird nicht ſo grauſam ſein, eine alte blinde Frau und zwei ſchutzloſe Mädchen aus dem Hauſe zu jagen, bevor ſie ſich ein Obdach verſchafft. Nicht wahr, mein Herr, Sie werden nicht ſo grauſam ſein."

„Ich und grauſam! Wo denken Sie hin, mein ſchönes Kind. Ich jage nicht einmal eine Fliege, viel weniger einen Menſchen zum Hauſe hinaus. Ich bitte nur, Platz zu machen."

„Wozu die vielen Worte," hub die Alte an. „Der Herr hat das Recht und ſein Recht muß ihm werden! Ich will, daß wir noch heute gehen."

Die Alte ſetzte ſich in ihren Stuhl und befahl ſtreng und finſter den Mädchen, ihre wenigen Habſeligkeiten zuſammenzuraffen. Beide machten ſich an die Arbeit. Bertha ſtill und wie es ſchien, ohne tiefe Erregung, Käthe weinend und jammernd. Nicht nur das Unglück der alten Mutter, auch ihr eigenes Unglück breitete ſich wie ein ſchwarzer Vorhang vor ihrer Zukunft aus. Konnte denn Eduard die Tochter der Bettlerin, die Schweſter des Verbrechers zum Weibe nehmen? — Der Senſal trat an das Fenſter und ſah auf die Straße hinaus. Tiefe Stille herrſchte in der Stube, nur von dem Schluchzen Käthe's unterbrochen. Da mit einmal änderte ſich die Scene. Eduard Sommer war in die Thüre getreten und „Eduard" rief jubelnd das Mädchen und ſtürmte an ſeine Bruſt. Die Trennung von ihrem Geliebten und das Unglück hatte ſie mürbe gemacht, ſie vergaß ihrer Pflicht, ihres Unglücks und beugte ſich vor der Allmacht der Liebe.

Erſtaunt horchte die Mutter auf. „Wer iſt Eduard?" fragte ſie ſtrenge das Mädchen.

„Ich bin ein Freund Ihres unglücklichen Sohnes, ein Freund Ihrer Familie, Frau Voller," ſprach Eduard und trat ihr näher.

„Und was wollen Sie hier?"

„Helfen, wenn Hilfe Noth thut."

„Ei, wer hat Sie denn um Hilfe gebeten, mein Herr, und was berechtigt Sie, uns ſolche unerheten anzutragen?"

„Mutter," flüſterte Käthe und ſchmiegte ſich an die Alte an, „Eduard iſt ja mein Freund, mein Geliebter, der mich heiraten wird, wenn erſt der Stolz ſeiner Eltern gebrochen iſt."

„Ei ſieh da," entgegnete die Alte, „wie ſchnell Du Dich in die Rolle des Bettlerkindes gefunden haſt. Betteln mußt Du erſt um die Ehre, in die Familie Deines Geliebten aufgenommen zu werden. Nun, Deine Zukunft macht mir keine Sorge mehr, Dein Geiſt iſt elaſtiſch und Dein Stolz von Wachs."

„Verſchmähen Sie meine Hilfe nicht, Frau Voller," ſprach Eduard eindringlich, „ſie kommt von gutem Herzen."

„Ich brauche keine Hilfe," antwortete ſchroff die

Digitized by Google

Alte, „und vollends keine Hilfe, deren Lohn die Ehre meiner Tochter sein dürfte. Käthe, Du kommst zu mir und weisest dem Herrn die Thüre, ich befehle es!"

„Sei nicht grausam, Mutter. Bedenke, daß ich ihn liebe, daß ich ihn acht lange Tage nicht gesehen habe. O hättest Du sehen können, wie Dein Kind gelitten hat."

„Zu mir her oder ich sage mich los von Dir."

„Sei barmherzig, Mutter, ich kann Dir nicht gehorchen!"

„O bitten Sie nicht länger, Käthchen, und verlassen Sie ein Haus, in dem Ihre Mutter nicht mehr zu finden ist. Sie haben keine Mutter mehr. Thörichter hing ihr Herz an dem unwürdigen Bruder, den sie geliebt hat, dem sie ohne Klage ihr ganzes Habe opfert. Für Sie, mein theures Käthchen, hatte sie niemals ein Herz und Sie verlieren keines, wenn Sie mir folgen! Kommen Sie."

„Nun so gehe, warum zögerst Du? Folge doch dem Lockvogel, der dich in das Netz der Schande führt. Er zwitschert ja ganz hübsch! Gehe nur, ich brauche Dich nicht. Schämt Euch zu betteln, Alte, würde man mir sagen, wenn ich an der Seite eines starken, kräftigen Mädchens von Haus zu Haus wanderte, sie kann ja arbeiten für sich und Euch! Du gehst, Du läßt mich allein, Du erleichterst mir mein Schicksal und ich muß, wenn ich es mir recht überlege, Dir noch dankbar sein. Gehe doch!"

Weinend war Käthe vor ihrer Mutter in die Knie gesunken. Thränen erstickten ihre Worte. „Du zerfleischest mein Herz, Mutter," jammerte sie und wollte ihre Hand fassen, die ihr jedoch entzogen wurde. Hier stand die Mutter hilflos und verlassen und wollte, sie solle den Geliebten losreißen von dem liebedurchglühten Herzen, dort stand er, der Abgott ihrer Gedanken, und forderte, sie solle eine Mutter verlassen in Armuth und Noth. Ueberall, wohin sie sich auch wandte, überall gab's Schmerz, Elend und Jammer.

In dieser ihrer größten Noth schwur sie sich zu, demjenigen zu folgen, welcher Erbarmen mit ihrem Schmerze, Nachsicht mit den Forderungen des andern haben würde. Starr und unbeweglich wie eine Bildsäule stand die Mutter und erwartete den Entschluß Katharina's, während Eduard zu dem Sensalen trat, mit ihm zu unterhandeln schien, ihm ein Packet Banknoten überreichte, den Kaufkontrakt des Hauses dafür in Empfang nahm und diesen dem Mädchen übergab mit den Worten: „Hier, Katharina, ist das Eigenthumsrecht dieses Hauses, verfügen Sie darüber nach Ihrem Belieben. Ob Sie mir folgen oder ob Sie bei Ihrer Mutter bleiben, sie soll nicht mit einem Fluche auf der Lippe dieser Stunde gedenken, wo ich aufrichtig und ehrlich um Ihre Neigung warb."

Käthchen war aufgestanden und trocknete ihre Thränen. „Sie sind ein edler Mann, Eduard," entgegnete sie, nahm das Papier aus seiner Hand und trat zu der Mutter hin. „Leben Sie wohl, Mutter," sprach sie, „ich folge dem Manne meiner Liebe. Da ich schon die schwere Wahl zu treffen habe zwischen Mutterliebe und dem Herzen meines Eduard, entscheide ich mich für den Geliebten, denn er bewies mehr Achtung für Ihre Ansprüche auf mein Leben, als Sie für seinen Anspruch auf mein Herz bewiesen haben. Leben Sie wohl, Mutter, und wenn es Ihnen möglich ist, so segnen Sie mich!" —

„Segen hat die Mutter keinen für ihr undankbares Kind, das der Schande entgegengeht! Nur zu, Du Braut der Schmach, reiße Dich los von Deiner Mutter, welche Dich mit Schmerzen gebar und großzog, durchlaufe in fliegender Hast die Bahn des Elends von ihrem glänzenden Beginne bis zu ihrem Ziele der Verzweiflung, ich fluche Dir nicht, denn Du trägst den Fluch in Deiner eigenen Brust! Doch den Preis Deiner Schande, diese elende Hütte, kann ich von Dir nicht zum Geschenke nehmen. Es war ein Himmel für mich, da der Preis der Lohn von tausend Schweißen Deiner Eltern war, es ist eine Hölle für mich, wenn die Schande des Kindes es bezahlt. Geh' zu mit dem Verführer und denke nicht an mich, als wenn Du obdachlos, ein Bild der fürchterlichsten Seelenschmerzen, auf Selbstmord simulirst, dann wirst Du Dich schon erinnern, daß Du eine Mutter hast, die Dir nicht fluchte, als Du sie verließest!" —

Hocherhoben stand die Alte da, die blinden Augen zur Decke gerichtet, ihre Krücke über dem Haupte geschwungen. Die Stimme war mächtig angeschwollen und wie Prophezeiung klangen die drohenden Worte.

Bertha war zu ihr herangetreten und hielt sie umschlungen. „Ich bleibe bei Ihnen, Mutter," flüsterte sie schmeichelnd, „und will Ihnen Sohn und Tochter ersetzen." Das arme Käthchen aber ließ sich geduldig von Eduard zur Thüre ihres Elternhauses hinausziehen, fast starr vor Erregung wurde sie in sein Kabriolet gehoben und hui ging's rasch der Residenz zu. Wohin sie fuhr, was mit ihr geschehen sollte, was wußte sie davon, sie war dem unwiderstehlichen Drange der Leidenschaft gefolgt, der von Bertha gepflanzte Same der Verführung war üppig emporgeschossen und begrub sie unter den betäubend duftenden Blüthen.

Die alte Mutter hatte in dem Hause keinen ruhigen Augenblick mehr. Sie ließ sich von Bertha hinausbegleiten in den Wald zur kleinen Kapelle. Dort auf den Stufen des Altars kniete sie lange im Gebet, und als sie genug gebetet und ihr Herz erleichtert hatte, legte sie sich unter dem Vordache der Kapellenthüre auf die kalten Steine und versuchte zu schlafen. Die Müdigkeit, eine Folge der ihren alten Körper erschöpfenden Aufregungen, übermannte sie und sie schlief ein.

Ohne einen Laut von sich zu geben, hatte Bertha das Entschlafen der alten Voller abgewartet, nun, da sie schlief, eilte sie wie ein flüchtiges Reh tiefer in den Wald. Sorgsam durchspähte sie die Gebüsche und eilte, da sie in einiger Entfernung einen leisen Pfiff hörte, dem Schalle nach.

„Du hast mich lange warten lassen," tönte ihr eine männliche Stimme entgegen.

„Ich konnte nicht früher kommen, die Alte wollte

Digitized by Google

lange nicht einſchlafen. Doch nun raſch, berichte über das Vorgefallene."

„O wir haben unſere Sachen gut gemacht," entgegnete Franz Grube, denn dies war der junge Mann, welcher Bertha erwartet hatte. „Hier ſind vor Allem 4000 Gulden und zwar 2000 von dem Banquier, die er, Deinem Briefe gehorchend, unter den Stein am Kapellenfenſter gelegt hatte, und 2000 Gulden, die mir aus dem Verluſte des jungen Boller von dem Eigenthümer der Spielhölle, in welche ihn Sommer gelockt hatte, ausbezahlt wurden."

Bertha griff gierig nach den Banknoten, und wer ſie hätte genau beobachten können, würde eine tiefe Röthe auf ihrem Geſichte bemerkt haben. „Es war ein guter Handel, Franz," ſprach ſie zu ihm, als ſie das Geld im Buſen verborgen hatte, „wir haben viel Geld dabei gewonnen und nicht eine Minute uns ſelbſt bloßgeſtellt. Doch nun zu Deinen übrigen Berichten. Iſt Sommer der Banquier des Baron Holm?"

„Er iſt es," antwortete Franz, „und genießt das volle Zutrauen des Barons."

„War Holm, als er ſich vor einigen Wochen in der Reſidenz aufhielt, beim Fürſten?"

„Er hatte zweimal Audienz und war jedesmal mehrere Stunden im Kabinette."

„Gut."

„Biſt Du mit mir zufrieden, Bertha?" fragte Franz in dem Tone eines ehrgeizigen Schuljungen.

„Ich bin es," antwortete ſie, „und die Belohnung wird nicht ausbleiben."

„Wirſt Du mich aber auch jemals lieb haben können? Mir kommt es manchmal wie eine Unmöglichkeit vor, weil Du ſo zart, ſo elegant, ſo wie aus einem beſſeren Stoff gemacht biſt, wie wir übrigen Menſchen."

„Das kömmt Dir nur ſo vor," entgegnete Bertha ausweichend, „laſſe die überflüſſigen Worte bei Seite und höre mich an. Wir haben noch große Dinge zu vollenden."

„Ehe Du mir neue Geſchäfte überträgſt," bat Franz, „gib mir den Lohn für die vollbrachten. Erlaube mir, daß ich Dich in meine Arme ſchließe und Dich als meine Braut an mein Herz preſſe. O ich liebe Dich zum Raſendwerden." Entſchieden trat er auf Bertha zu und die ausgebreiteten Arme drohten ſie zu umſchlingen. Dieſe trat, ohne auch nur im Geringſten vor der thieriſchen Gier, die ſich in ſeinen Blicken offenbarte, zu erſchrecken, einen Schritt zurück, und ihre feuerſtammenden Augen feſt in die ſeinen bohrend, rief ſie ihm gebieteriſch zu: „Auf die Knie nieder, Elender, der noch ſo viel wie nichts für mich gethan! Den Saum meines Kleides, den Staub unter meinen Füßen magſt Du küſſen; ehe Du mich in Deine Arme ſchließen kannſt, haſt Du noch Rieſenarbeit zu vollbringen! Auf die Knie mit Dir!"

Wie ein Hund, über deſſen Rücken die Gerte ſchwebt, folgte der junge Mann. Er kniete vor ihr und den Saum ihres Kleides küſſend, flüſterte er mit zitternder Stimme: „Sei nur nicht böſe, Bertha, und laß mir die Ausſicht auf Deinen Beſitz, dann gehe ich Deinetwegen in die Hölle."

„So iſt es recht," ſprach Bertha nach einer Pauſe, „nun darfſt Du aufſtehen und mich begleiten. Am Wege ſage ich Dir, was Du nun zu beſorgen haſt."

Sie gingen. Eine Stunde ſpäter ſaß Bertha wieder bei der ſchlummernden Alten, welche ihre Abweſenheit nicht gemerkt hatte.

Sechstes Kapitel.

Helene Sommer hatte ſehr trübe Tage. So oft ſie ihren Gatten erwartete, kam ſtatt ſeiner ein Brief, worin er ihr regelmäßig meldete, er könne ob dieſer oder jener Verhinderung nicht kommen, worin er ihr ſeinen Beſuch auf einen andern Tag verſprach, um ſein Verſprechen — nicht zu halten. Die junge Frau ſehnte ſich nach ihrem geliebten Gatten. Ihre Umgebung genügte ihr nicht. Sie liebte wohl ihr Kind, doch hatte ſie über demſelben den Vater nicht vergeſſen. Es ſtak noch ſo viel Mädchenhaftes in dem jungen Weibe. Sie brauchte einen Vertrauten oder eine Vertraute ihrer kleinen Freuden und Leiden, ihr Knabe war zu jung, um ſie zu verſtehen, die alte Tante zu alt dazu. Um ſich zu zerſtreuen, beſuchte Helene, begleitet von einer Kindsfrau, welche den Knaben trug, die Promenaden. Sie ſah wenigſtens Leute, ſprach hie und da mit einigen Bekannten und kürzte ſich ſo die Zeit, welche ihr ſeit dem letzten Beſuche ihres Gatten unendlich langſam verſtrich. Auf dieſen Spaziergängen war ſie ſchon einigemale einer alten blinden Frau begegnet, die am Arme eines reizenden Mädchens im dichteſten Menſchengewühle ſpazieren ging. Der einfache und doch geſchmackvolle Anzug des Mädchens, der ihre ungewöhnliche Schönheit nur noch mehr hervorhob, das Edle ihrer Erſcheinung, die Sorgfalt und Aufmerkſamkeit, mit welcher ſie die alte blinde Frau behandelte, Alles das zog die Blicke der Vorübergehenden auf ſie, und man erkundigte ſich nach Namen und Schickſal des intereſſanten Mädchens. So erging es auch Helenen. Auch ſie betrachtete das Mädchen, welches keinen Blick für die ſchönen Toiletten der Damen, für die Lorgnetten der Herren hatte, welches nichts zu denken ſchien, als das Wohlſein und die Bequemlichkeit der alten Frau, mit Intereſſe. Sie forſchte ihr nach und erfuhr eine gar wunderliche Geſchichte. Die alte Frau, erzählte man, ſei von ihren Kindern verlaſſen worden, der Leichtſinn des Sohnes habe ihr den letzten Polſter unter dem Haupte entzogen, ſie hätte verhungern und zu Grunde gehen müſſen, wenn nicht Bertha, ſo heiße das ſchöne Mädchen, eingedenk der im Hauſe genoſſenen Wohlthaten, wie ein Kind für die Bedürfniſſe der Blinden ſorgte. Ich muß dies edle Mädchen kennen lernen, dachte Helene bei ſich ſelbſt, und will helfen, wenn ſie meiner Hilfe bedarf. Sie ſetzte ihren Entſchluß ſogleich in's Werk und ſchon beim nächſten Begegnen ſchloß ſie ſich an Bertha an. „Ich habe ſo viel Schönes von Ihnen gehört," ſprach ſie zu ihr, „und wünſchte Sie kennen zu lernen. Nehmen Sie mir's demnach nicht übel, daß ich Sie angeſprochen habe."

Digitized by Google

„Die gnädige Frau schmeichelt mir wohl," entgegnete mit einem dankbaren Blicke das Mädchen, „denn ich glaube nicht, daß es Jemand gibt, der überhaupt von mir spricht."

„Sie sind bescheiden, das konnte ich mir denken, das wahre Verdienst ist immer bescheiden."

„Und doch hat meine gute Bertha große Verdienste im Himmel," fiel die alte blinde Frau in's Wort, „denn sie sorgt wie ein Kind für die Fremde, für die Mutter eines Mannes, der das arme Mädchen bald sehr elend gemacht hätte." So ging die Unterredung weiter. Helene gewann die bescheidene, kluge und wie es schien sehr geblidete Bertha lieb und forderte sie auf, mit sammt der alten Frau bei ihr zu wohnen und ihre Gastfreundschaft zu genießen.

Bertha war bis zu Thränen gerührt. „Ich danke Ihnen, gnädige Frau," entgegnete sie und wollte Helenen die Hand küssen, „und bitte, mir zu verzeihen, daß ich Ihren Antrag nicht annehme. Wäre ich allein, ich würde mein Schicksal preisen, das mich eine so edle Dame kennen ließ; so lange die alte Frau lebt, habe ich nur Eine Pflicht, ihr meine ganze Sorgfalt, mein ganzes Herz zu widmen. Würde ich Ihren Antrag annehmen, ich fühle es, mein ganzes Herz gehörte Ihnen."

„Sie sind ein edles Mädchen," sprach beim Fortgehen Helene, „und ich freue mich, Sie kennen gelernt zu haben. Sollten Sie einstens allein in der Welt stehen und Hilfe oder Trost brauchen, vergessen Sie nicht, daß Sie eine Freundin haben, welche Sie liebt." Sie reichte Bertha ihre Karte und ging weiter. Bertha aber beendete ihre Promenade und führte die Alte in das für sie am andern Ende der Stadt gemiethete Stübchen. Vor dem Hause wartete Franz. Als Bertha bei ihm vorüberging, flüsterte sie ihm zu: „Heute wie es dunkel wird!" und er flog wie ein Pfeil dem Stromufer zu.

Die alte Boller war bewegt und aufgeregter als sonst. Das Opfer, welches ihr Bertha gebracht, da sie den Antrag Helenens aus Sorgfalt für sie abgelehnt hatte, forderte ihren Dank, sie schloß das Mädchen in ihre Arme und heiße Thränen rannen aus ihren Augen auf das Antlitz desselben. „Wie soll ich Dir Deine Liebe danken, mein Mädchen," sprach sie, „die Du mir Deine Jugend, Dein Glück opfertest! O möchte doch der liebe Gott mich bald zu sich nehmen, auf daß ich nicht, wie Blei auf den Flügeln Deines Glückes hänge, auf daß Du belohnt werden kannst, wie Du es verdienst."

„Wozu die Thränen, Mutter," antwortete Bertha, „ich brauche keine Belohnung, ich bin glücklich. Wenn Sie mich aber ganz glücklich sehen wollen, Mutter, müssen Sie mir eine große Bitte erfüllen."

„Rede, mein Kind! Was gibt es denn, das ich für Dich nicht thun würde."

„Nun denn, so will ich Muth fassen und sprechen. Ihr Sohn —"

„O sprich mir nicht von dem Elenden!" —

„Von dem Verirrten wollen Sie sagen, Mutter, von dem verirrten Sohne. Zürnen Sie mir nicht, Mutter, daß ich sein gedenke, ich habe ihn geliebt, liebe ihn auch noch jetzt und kümmere mich um sein Schicksal."

„Was weißt Du von ihm?"

„Er ist gestern aus der Residenz nach Vollberg, wo die Gefängnisse der zu längerer Kerkerstrafe Verurtheilten sich befinden, gebracht worden. Er wird harte Arbeit und harte Wächter haben, die minder hart würden, wenn man ihrem guten Herzen mit einer Gabe zu Hilfe käme. In einer Barke kann man in einer Stunde dort sein."

„Und was willst Du dort machen?" fragte gespannt die Alte.

„Ich hatte ein Diamantkreuz, ein Andenken an meine verstorbene Mutter. Das habe ich verkauft, weil ich es nicht brauche, da ich ja nun eine lebende Mutter habe. Den Erlös würde ich so gerne dazu verwenden, um das Schicksal meines Geliebten zu mildern."

„Du bist ein großes Herz, Bertha," sprach gerührt die Alte, „und Gott wird Dich segnen. Thue, was Dir Dein Herz sagt, es ist der beste Rathgeber, den Du jemals haben kannst. Aber was soll ich bei Deinem barmherzigen Werke?"

„Sie sollen die Fahrt mit mir machen, Mutter."

„Ich in seine Nähe? Niemals!" —

„Sie sollen die Barke gar nicht verlassen, sollen mit ihm nicht zusammentreffen, denn er müßte unglücklich sein, sich vor abgebüßter Strafe vor seiner alten Mutter schämen zu müssen. Nicht seinetwillen sollen Sie mit, sondern meinetwillen. Es ist Abend, ich möchte sogleich fort und doch ziemt es sich nicht für ein junges Mädchen, eine so lange Fahrt mit einem Manne allein zu machen, den ich doch mitnehmen muß, da ich einen Ruderer brauche. Bitte, bitte, Mütterchen, kommen Sie mit mir!"

„Du hast Recht, Bertha, das ziemt sich nicht. Ich gehe mit Dir. Komm, mein Kind." Sie ergriff ihre Krücke und suchte die Thüre zu gewinnen.

Es war inzwischen ziemlich dunkel geworden. Bertha führte die Alte dem Ufer zu, suchte jedoch einsame, stille Pfade. An einer Stelle, wo sonst niemals Schiffe anzulegen pflegten, wartete Franz mit einem Boote. Der alten Frau war ein weicher Sitz zurechtgemacht worden und Franz und Bertha schafften sie in das Boot.

„Woher hast Du das Boot?" fragte leise das Mädchen.

„Es ist ein der Stadt gehöriges Rettungsboot, ich habe unbemerkt die Kette durchfeilt und bin eben so unbemerkt hier angekommen." Bertha setzte sich zu der Alten, die Ruder tauchten in das Wasser und pfeilschnell flog das leichte Boot über die schäumenden Wellen.

Die Alte sprach kein Wort. Sie dachte an ihren Sohn. Bertha's treue Liebe hatte in ihrer Brust die Mutterzorge rege gemacht und diese baute Pläne für die Zukunft ihres Sohnes. Das Mädchen hatte recht. Hans war nicht schlecht, nur leichtsinnig gewesen. Wenn er seine Strafe verbüßt und ihr Gott so lange

Digitized by Google

das Leben erhalten hatte, konnte ihnen ja noch immer eine frohe Zukunft werden. Hans war fleißig, geschickt, Bertha verstand ebenfalls zu arbeiten und liebte ihren Sohn. Weit von dem Orte seines Verbrechens, wo ihn und sie Niemand kannte, konnte ja die kleine Familie eine neue Existenz beginnen und nicht nur den Lebensunterhalt, sondern auch die Achtung der Welt sich erwerben. Diese Gedanken beruhigten die alte Frau, der Friede war ihrer Seele zurückgegeben, denn sie grollte ihrem Sohne nicht mehr. Der ruhebedürftige Körper benützte diesen süßen Zukunftstraum, machte sich zum Schlafen zurecht, und eingelullt von dem Murmeln der Wogen entschlief die alte Frau, um von ihren Plänen und Entwürfen zu träumen.

„Sind wir bald am Ziele?" flüsterte Bertha.

„Wir haben noch ein kleines halbes Stündchen zu rudern, ehe wir zu der ersehnten Stelle kommen."

„Dann beeilen wir uns, ich möchte vor Tagesanbruch zurück sein. Und Bertha ergriff ebenfalls ein Ruder und arbeitete mit einer Kraft, die man nicht in dem zarten, zierlichen Körper vermuthet hätte.

Der Lauf des Gebirgsflusses, auf dem sie dahinfuhren, ward nach und nach träger, das Gefäll nahm ab und das Bette ward, je weiter sie in die Niederung kamen, immer breiter. Nachdem die ganze Fahrt etwa zwei Stunden gedauert, kamen sie zu der Mündung des Flüßchens. Fast zu einem See geworden schlich er zwischen zahllosen Sandbänken und Inseln langsam dem Strome zu, welcher ihn in seinen mächtigen Schoß aufnehmen und dem Meere zuführen sollte.

„Wir sind am Ziele," flüsterte Franz. „Lasse das Rudern, ich leite den Kahn in die Nähe des Ufers, wir steigen aus und sind sie los für immer."

Er lenkte den Kahn gegen das niedrige Gestade. Mit aller Kraft mußte er sein Ruder handhaben, denn die Wasser, gleichsam ermuntert durch die Wellen des mächtigen Stromes, mit welchen sie sich einen sollten, verbanden sich in einer Strömung und zogen mit Gewalt ihrem Ziele zu. Der Kahn berührte das Ufer. Bertha war aufgestanden und benützte diesen Moment, um dasselbe zu erreichen. Ein Gleiches that Franz. Die Ruder mit sich nehmend, sprang er aus dem Schiffchen und stieß es mit dem Fuße in die Strömung. Es drehte sich einigemale um sich selbst und fuhr dann, von derselben ergriffen, pfeilschnell in den Strom.

Der Stoß und die heftige Bewegung hatten die Alte erweckt. „Wo sind wir?" sprach sie, „und warum bewegt sich der Kahn so heftig?" Sie erhielt keine Antwort. „Bertha, wo bist Du?" Abermals keine Antwort. „So antwortet mir doch!" — Alles blieb still. „Vielleicht sind sie eingeschlafen, oder sollte ein Unglück geschehen sein?" — Sie stand auf und wollte im Kahne herumtappen, um die Schläfer zu wecken, aber er wurde so stark geschaukelt, daß sie auf ihren Sitz zurückfiel. Eine ungeheure Angst befiel sie. Was konnte Alles geschehen sein, während sie geschlafen hatte. Das Mädchen hatte ja einige Gulden, vielleicht zeigte sie die Summe dem Schiffer und dieser hatte sie beraubt, in den Strom geworfen und war entflohen. Sie warf sich, von diesem fürchterlichen Gedanken gepeinigt, auf den Boden des Kahnes nieder und kroch von einem Ende zum andern. Sie fand keine Spur ihrer Begleiter. „Fort und gewiß todt," jammerte sie, „und ich allein inmitten eines reißenden Stromes. Wo bin ich selbst? Was wird mit mir geschehen? O noch nie habe ich es so schwer gefühlt, daß ich blind bin. Nacht umgibt mich und ich kann den Abgrund nicht sehen, dem ich entgegeneile. Herr Gott im Himmel, sende einen Engel zu mir herab, auf daß er mich errette, sonst bin ich verloren und muß elend zu Grunde gehen." Vernichtet von fürchterlicher Angst sank sie besinnungslos am Boden der Barke nieder. —

Drei Tage nach dem eben erzählten Abenteuer wurde schon am frühen Morgen bei Helene ein junges Mädchen gemeldet, das sie dringend zu sprechen wünschte. Helene ließ den Besuch in ihren Salon führen und trat kurz darauf selbst dort ein.

Sie war angenehm überrascht, Bertha zu finden. „Wie freut es mich, daß Sie mich nicht vergessen haben," sprach sie, reichte Bertha die Hand und führte sie zum Sopha. „Was führt Sie zu mir? Kann ich Ihnen mit Etwas dienen?"

„Ich komme Sie beim Worte zu nehmen, gnädige Frau," antwortete das Mädchen, „ich komme Sie zu bitten, mir Obdach und Ihren Schutz zu gewähren."

„Vom Herzen gern," entgegnete angenehm überrascht die junge Frau. „Was geschieht aber mit Ihrem Pflegling? Haben Sie die alte Frau mitgebracht?"

„Die bedarf meiner Pflege nicht mehr," antwortete Bertha und Thränen stürzten aus ihren Augen. „Ihr ist wohl! —"

„Sie ist todt!" rief Helene erstaunt; „armes Mädchen, nun stehen Sie allein in der Welt. Sehen Sie nur, wie unaufmerksam ich bin, ich habe Ihren Traueranzug nicht bemerkt."

„Noch an demselben Abend, an welchem ich die Ehre hatte, mit Ihnen, gnädige Frau, zu sprechen, starb die arme alte Frau an gebrochenem Herzen und gestern habe ich sie begraben."

„Das ist nicht mehr zu ändern, liebes Kind," sprach Helene und faßte die Weinende bei beiden Händen. „Sie braucht unsere Sorge nicht mehr, aber für Sie muß gesorgt werden. Wenn ich Ihnen so gefalle, wie Sie mir, dann bleiben Sie hier. Mein Gatte wird sich freuen, daß ich eine so liebenswürdige Gesellschafterin gefunden habe."

„Sie erweisen mir zu viel Ehre, gnädige Frau," entgegnete Bertha, „ich bin glücklich, wenn ich als Ihre Dienerin hier bleiben darf, denn ich gestehe es offen, ich liebte Sie vom ersten Augenblicke an. Ihre Herablassung, Ihre Herzensgüte hat mich gerührt, und ich bin ein dankbares Gemüth." Sie wollte Helene's Hand küssen, diese aber ließ es nicht zu, zog das Mädchen in ihre Arme und küßte es auf die Stirne.

„Es ist abgemacht," sprach sie, „Sie bleiben bei mir und zwar als Gesellschafterin, als Freundin. Ich werde Ihnen ein Zimmer anweisen lassen, hoffe aber, daß Sie

Digitized by Google

es wenig benützen, sondern immer in meiner Gesellschaft sich aufhalten und wohl befinden werden."

So blieb es denn auch. Noch am selben Tage hielt Bertha ihren Einzug in Sommers Hause. Aber es war dies kein so trauriger Einzug, wie der, der sie in die Hütte Bollers gebracht. Damals hatte sie nichts als ein Sterbehemd, nun besaß sie eine wenn auch nicht reiche, doch geschmackvolle Toilette, Bücher und Musikalien, nebst einer Menge Kleinigkeiten, die darauf deuteten, daß sie den Komfort des Lebens kennen und schätzen gelernt hatte. Sie wich nicht von Helenens Seite, welche gar nichts mehr ohne den Rath ihrer Freundin unternahm. Helene hatte ihrem Gatten die Aufnahme ihrer liebenswürdigen Gesellschafterin berichtet, und dieser, froh darüber, daß sie nun seine Abwesenheit leichter tragen würde, lobte ihren Entschluß und versprach, so wie es ihm die leidigen Geschäfte erlaubten, nach Moor zu kommen, um dieses ausgezeichnete Geschöpf kennen zu lernen.

Helene las den Brief ihres Gatten der Freundin vor. „Ich habe meinen Herrn Gemal neugierig gemacht," sagte sie, „und hoffe, daß seine Liebe und seine Neugierde vereint, die Geschäfte eher besiegen und ihn vermögen werden, zu uns herauszukommen."

„Sie hatten Unrecht, gnädige Frau," entgegnete Bertha, „Sie haben mir geschmeichelt und er wird, wenn er nun wirklich kommt, enttäuscht sein."

„O ich bin überzeugt, daß er Sie liebgewinnen wird," eiferte Helene. „Haben Sie ja doch schon, seit Sie bei mir sind, eine Menge Eroberungen gemacht. Werden Sie nur nicht roth, liebes Kind, Sie brauchen sich Ihrer Siege nicht zu schämen, die sich in's Unzählige vermehren werden, wenn wir erst in die Residenz zurückgekehrt sind."

Wenige Tage nach diesem Gespräche kam abermals ein Brief Eduards, in welchem er schrieb, er werde demselben auf dem Fuße nachkommen und mit mehreren Freunden in Moor erscheinen. Er bat seine Frau, dafür zu sorgen, daß die Aufnahme und Bewirthung derselben nichts zu wünschen übrig lasse.

Helene war vor Freude fast außer sich. Sie hatte bereits einige Wochen ihren Gemal nicht gesehen, sie hatte ihm so viel zu erzählen, freute sich darauf, ihm ihre liebe Freundin vorzustellen und hüpfte und sprang wie ein kleines Mädchen im Hause herum. Bertha überließ sie den Ausbrüchen ihrer Freude und schickte sich an, dem zweiten Theile des Briefes zu entsprechen. Mit einer Gewandtheit, als ob sie jahrelang der größten und elegantesten Haushaltung vorgestanden hätte, traf sie Anstalten zum Empfange der Gäste, ordnete die Salons, bestimmte die einzelnen Gerichte, verschönerte dies und jenes, so daß Helene, als sie sich des Auftrages ihres Gemals erinnerte und an die Besorgung des Hauswesens gehen wollte, ihre eigene Wohnung kaum wieder erkannte.

Erfreut über dieses Talent ihrer Freundin, schloß sie dieselbe in ihre Arme und konnte nicht Worte genug finden, um alle ihre Anordnungen zu loben.

„Nun aber an die Toilette," sprach sie zu Bertha, „denn wir müssen uns schön machen. Die Freunde meines Herrn Gemals sind gar verwöhnte und wählerische Herren, die dürfen uns nicht ungeputzt treffen, sonst haben wir uns für die nächste Saison in der Residenz unmöglich gemacht. Wenn Sie Schmuck brauchen, Bertha," fuhr sie fort, „sagen Sie mir nur, ich gehe Ihnen, was Sie wollen, Sie können sich auswählen."

„Mir ziemt kein Schmuck, gnädige Frau, er würde nur andeuten, daß ich hinausstrebe über den Stand, dem ich angehöre."

„Wie Sie wollen," entgegnete Helene und ging an die Toilette.

Bertha wartete nur das Weggehen Helenens ab, um mit ungewöhnlichem Eifer an dieselbe Beschäftigung zu gehen. Sie wählte ein silbergraues, bis zum Halse reichendes Kleid, das anschließend, die schönen Formen des Mädchens deutlich zeigte, sie trug weder den Hals noch die Arme blos, war jedoch um so schöner, da die Verhüllung mehr errathen ließ, als die Enthüllung selbst gezeigt hätte. Ihre schönen Locken ließ sie ungehindert auf die Schultern herabfallen und nur eine weiße Kamelie diente ihr als Schmuck. Die feinen aristokratisch geformten Hände zierten keine Armbänder, und nur eine feine, schneeweiße Manchette umschloß sie und wetteiferte mit der Weiße derselben. Sie war schön, ohne geputzt zu sein.

„Wie schön," rief Helene, als sie Bertha erblickte, „fast zu schön, um mich nicht zu überstrahlen. Doch das thut nichts," fuhr sie fort, als eine Wolke über Bertha's Gesicht flog, „ich überlasse Ihnen za gerne alle die schönen jungen Herren und bin zufrieden, wenn mir nur mein Eduard bleibt. Den lassen Sie mir doch, nicht wahr?"

„Die gnädige Frau belieben zu scherzen," antwortete Bertha, „ich armes Mädchen bin wohl nicht im Stande, Sie, die strahlende, schöne, reiche Frau zu verdunkeln.

Helene entgegnete nichts, denn sie hatte Pferdegetrappel gehört und flog dem Ausgange zu.

Eduard und die Gesellschaft waren angelangt.

Der junge Mann sprang vom Pferde und umarmte seine Gattin.

„Endlich war es mir möglich," sprach er, „und ich eilte auf den Flügeln des Verlangens, um Dich zu umarmen. Doch erlaube mir nun, Dir meine Freunde vorzustellen. Hier Herr Richard Dorn, Gesandtschaftsattaché und einer unserer ersten Löwen."

„Der sich glücklich schätzen würde, von Ihnen gebändigt zu werden, gnädige Frau," sprach der junge Mann.

Helene verbeugte sich spöttlich.

„Hier Herr Baron Holm, ebenfalls Attaché unserer Gesandtschaft in Paris," fuhr der Banquier fort, „derzeit auf Urlaub; und hier endlich Rittmeister von Western, einer meiner besten Freunde und ein gefährlicher Mann. Und nun zeige Du uns Dein Weltwunder von Gesellschafterin, wir brennen Alle vor Begierde, sie kennen zu lernen."

Digitized by Google

Digitized by Google

Das Pfingstfest im Elsass.

Digitized by Google

„Hier steht sie," entgegnete Helene und zeigte auf die Treppe.

Bertha war der jungen Frau nachgekommen und erwartete die Gesellschaft in einiger Entfernung. Als sie den Namen Holm gehört, zuckte es in ihr, sie wurde bleich wie die Wand und wollte forteilen, bald jedoch übermannte sie sich und blieb regungslos wie eine Statue stehen.

„Ah," machten Dorn und Western, als sie Bertha erblickten. Der Banquier aber und Holm blieben starr. „Sie ist's," murmelten Beide und bekamen nur mit Mühe ihre Fassung wieder.

(Fortsetzung folgt.)

Das Pfingstfest im Elsaß.

(Hiezu die Bilderbeilage.)

Das Pfingstfest, welches die Ausgießung des heiligen Geistes am fünfzigsten Tage nach Ostern feiert, ist das eigentliche Sommerfest, und die Pfingstgebräuche sind, wie bereits bemerkt, größtentheils Festlichkeiten, mit denen man einst den Mai begrüßte, und die in christlicher Zeit auf Pfingsten übergingen, weil die Feier der erneuten Ausgießung des Naturlebens sich leicht an die der Ausgießung des heiligen Geistes anlehnen konnte.

Daher wird im Rheinthal die Pfingstnacht, wie anderswo die Mainacht, mit Liedern gefeiert, indem die jungen Burschе die ganze Frühlingsnacht hindurch singend von Weiler zu Weiler, von Haus zu Haus ziehen, um von den Mädchen die bereit gehaltenen Pfingsteier einzusammeln.

Auch die Maibäume oder Maien werden in vielen Gegenden den jungen Mädchen erst in der Pfingstnacht gesetzt, und fast allgemein ist es üblich, zu Pfingsten die Häuser mit Maibüschen zu schmücken, und Kalmus oder Blumen vor's Haus zu streuen.

Eben so ist es jetzt eine weitherrschende Sitte, an einem der Pfingsttage Pferde und Kühe zum ersten Mal auf die Brachweide zu treiben, und in Niederdeutschland ist Pfingsten deshalb vorzugsweise ein Fest der Hirten und der mit dem Vieh beschäftigten Dienstboten auf dem Lande. An einigen Orten gehört die Milch, die am Pfingsttage gemolken wird, den Mägden, und sie machen sich ein Fest, indem sie dieselbe in Gesellschaft verspeisen. Das Mädchen oder der Bursche, der beim Austreiben des Viehes zuletzt ankommt, wird pingstfoss, Pfingstfuchs, das Mädchen auch wohl pingstbrût, Pfingstbraut, oder pingstjunfer, Pfingstjungfer, das zuletzt auf dem Plan erscheinende Kind, je nachdem es eine Kuh oder ein Ochse ist, pingstkau, Pfingstkuh, oder pingstosse, Pfingstochse, genannt. Die Pfingstkuh oder der Pfingstochs, mitunter auch die Pfingstbraut und der Pfingstfuchs, werden dann unter großem Jubel mit Blumen und Laub geschmückt oder gekrönt, weßhalb man von einem Mädchen, das sich mit Putz überladen hat, sprichwörtlich sagt: „Sie ist geputzt wie ein Pfingstochse."

An anderen Orten wird die Pfingstbraut nicht mit Blumen, sondern mit einem Nessel- oder Strohkranz aufgeputzt. Wieder an anderen geschieht dies der Pfingstkuh oder dem Pfingstochsen, wogegen die zuerst auf dem Platze ankommende Kuh oder das zuerst erscheinende Mädchen mit Blumen geschmückt wird. Dies ist dann die Pfingstbraut und Königin des Festes.

Wer im Erzgebirge der Letzte auf dem Dorfplatze ist, wenn am Pfingsttag der am frühesten erwachte Knecht oder Hütbube mit seiner Peitsche geknallt hat, heißt der Pfingstlümmel, und wird das ganze Jahr als solcher geneckt, während in der Grafschaft Mark der Hirte, der am spätesten austreibt, den Namen Pfingsthammel bekommt.

In einigen Dörfern der Altmark wird der Pferdejunge, der sein Pferd zuletzt hinaustreibt, zum bunten Jungen gemacht, indem er vom Kopf bis zu den Füßen mit Feldblumen behangen wird. Nachmittags führt man ihn im Dorf von Hof zu Hof, und derjenige, welcher zuerst auf die Weide gekommen und Thauschlepper heißt, spricht folgende Reime:

Wir bringen einen bunten Jungen in's Haus,
Wer ihn sehen will, der komme heraus;
Die Blumen haben wir für uns gepflückt,
Da haben wir ihn mit ausgeschmückt;
Und hätten wir uns noch eher bedacht,
So hätten wir ihn noch besser gemacht;
Sechs Eier, sechs Dreier, 'n Stück Speck,
So geh'n wir gleich wieder weg,

worauf die Jungen ein Geschenk erhalten.

Während aber die Einhüllung in Blumen hier zur Strafe geschieht, wird an anderen Orten der Mark ein Knabe dazu auserwählt, um als Pfingstkääm, Kaudernest oder Fistige Mai in Maien eingehüllt herumzugehen. Denn dieser Umzug mit einem ganz in Blumen oder Laub gehüllten Knaben ist in Norddeutschland nicht weniger verbreitet, als in Süddeutschland, nur tritt der Verhüllte je nach den Lokalitäten unter den verschiedensten Namen auf.

Wenn an der Kuhi die Bäume sich mit neuem Grün bedeckt haben, ziehen die Kinder hinaus in den Wald, schneiden ein Paar frische Buchenbüsche ab und binden die laubigen Reiser so an Einem aus ihrer Mitte fest, daß nichts von ihm sichtbar bleibt, als die Schuhe. Wo die Augen sind, werden kleine Oeffnungen gelassen, und über dem Kopfe sind die Zweige zu einer Art Krone geformt: dies ist das Laubmännchen, welches seine Gespielen singend durch das Dorf führen.

Anderwärts in Thüringen wird ein Bursche in Laub oder Moos gehüllt und im Walde versteckt, wohin nun die anderen Burschen des Dorfes ziehen, um den wilden Mann aus dem Holze zu holen. Sobald sie ihn gefunden, führen sie ihn als Gefangenen aus dem Walde, schießen blind auf ihn, so daß er wie todt hinfällt, lassen ihn von einem Burschen, der als Arzt verkleidet ist, wieder zum Leben bringen, und binden ihn auf einem Wagen fest, um ihn in's Dorf zu fahren, wo sie vor jedem Hause anhalten und ein Geschenk erbitten.

Auf ähnliche Weise wird in einigen sächsischen

Digitized by Google

Dörfern das Brautpaar gesucht und mit Jubel eingeholt, in Tilleda der Maikönig versteckt und in's Dorf zurückgebracht, und in Groß-Bargula ein Gras- oder Lattichkönig herumgeführt.

In einzelnen Ortschaften des Elsasses und Deutsch-Lothringens versammeln sich die jungen Burschen Nachmittags zu Pferde, und durchziehen das Dorf, indem sie altherkömmliche Sprüche hersagen, worauf sie den Bann umreiten. Nicht selten tragen sie dabei die abenteuerlichsten Vermummungen, und früher wurden sie gewöhnlich von älteren Männern begleitet, welche ihnen die Grenzen des Feldbezirkes der Gemeinde anzeigten.

Anderwärts hat dieses Umreiten der Fluren einen mehr religiösen Charakter angenommen. So begleitet beim Oeschtreid'n im Dürcheimer Landgericht in Schwaben der Pfarrer mit einer Reliquie vom heil. Kreuz zu Pferde die Schar der jungen Leute, welche die Dorfflur umreiten wollen, und liest an vier Ecken das Evangelium, um das „Wetter zu segnen".

Beim sogenannten Königreiten in Oesterreichisch-Schlesien reiten der Dorfrichter, die Geschworenen und Alle aus der Gemeinde, welche Pferde besitzen, im gesetzten Schritt, mit Andacht fromme Lieder singend, um ihre Aecker herum, indem sie hoffen, dadurch den Segen des Himmels auf ihre jungen Saaten herabzuflehen und jeden Wetterschaden von ihnen abzuwenden, und beim Treidergang in Hagelstadt in der Oberpfalz, welcher von Jahr zu Jahr wechselt, weil nicht alle Felder auf einmal umgangen werden können, wird die große Kirchenfahne herumgetragen, auf welcher der heilige Veit, der Schutzpatron des Ortes, abgebildet ist.

Die Bewohner der Insel Banka.

Von C. Ullmann.

Man ist nicht einig über die Abstammung der eigentlichen Bewohner Banka's; nach gewöhnlicher Ansicht sind sie von Malakka hergekommen. Sie sind von mittelmäßiger Größe und wohlgebaut; man findet Männer und Frauen unter ihnen, die man „schön" nennen kann. Sie behaupten zwar dem muhammedanischen Glauben anzugehören, haben aber in Wahrheit gar keine Religion; nur ihre Häuptlinge von Palembang'scher Abkunft sind dem Islam streng ergeben. Außer diesen und einigen Priestern sieht man Niemand beten; auch sind außer den Pankal's nur selten in den Kampong's Gebethäuser (Missigit) anzutreffen. Die meisten Bankanesen können weder lesen noch schreiben. Sie sind schüchtern, sanft, sklavisch unterwürfig, abergläubisch und hängen kindisch an den Gesetzen, Sitten und Gebräuchen (hadat) ihrer Voreltern. Sie kleiden sich sehr einfach; für gewöhnlich tragen die Männer nur eine kurze Hose von blauer oder grauer Leinwand, die von dem Nabel bis an die Kniee reicht, und ein Kopftuch von geringem Fabrikat. Die Kopftücher tragen sie nicht so geschmackvoll, wie die Malayen und Javanen, sondern unregelmäßig und nachlässig um den Kopf gewunden. Die Frauen tragen einen kurzen Sarong (Rock) und darüber eine Kobaya (Hemd), das bis über die Knie reicht. Das Haar binden sie in einem Knopf auf dem Scheitel zusammen. Gehen sie in's Feld, dann schlagen sie ein Tuch um den Kopf in der Form eines Turbans. Die Kinder werden sehr lange gesäugt, meist zwei bis drei Jahre und gehen bis zum zehnten Jahre nackt. Kaum geboren, bekommen die Kinder Ringe von Gold, Silber oder Kupfer an einen der Arme oder Beine und bei Wohlhabenderen noch ein Band von silbernen Münzen um den Hals und die Lenden. Kinder weiblichen Geschlechts haben ein silbernes herzförmiges Blatt zur Deckung der Scham. — Die Frauen sind wegen harter Arbeit, schmaler Kost und des längeren Säugens der Kinder schnell verblüht, und wenige Jahre nach der Heirat hängen die Brüste als runzelige Säcke längs der Rippen herab. Die Weiber sind nicht sehr fruchtbar, man findet in einer Haushaltung selten mehr als zwei oder drei Kinder. — Bei den Strandbewohnern findet man aber einige Ausnahmen.

Von den mehr civilisirten Strand- und Ebenenbewohnern, den Orang-Darat, sind wesentlich zu unterscheiden die Bewohner der Wildniß, die Orang-Goenoeng. Diese kleiden sich nur mit geklopfter Baumrinde; ein Tjawat oder Gürtel aus diesem Stoffe, der um die Hüfte geschlagen und zwischen die Beine hindurchgezogen vorn und hinten mit einer Schleife herabhängt, ein Badjoe (Wamms) ohne Aermel und eine Kopfbinde von demselben Stoff machen die ganze Kleidung aus. Mit einem Barang (Hackmesser) und einem Korb, über die Schulter gehängt, durchstreift der Orang-Goenoeng Tage lang die Wälder, um seine Nahrung zu suchen. Diese Nahrung besteht aus ein wenig Bergreis mit Somdol (fein gestoßenem spanischen Pfeffer mit Drossi und Salz) und Sajor (einigen in Wasser gekochten Gemüsen); Fleisch essen sie selten, aber getrocknete Fische, ding (in Streifen geschnittenes und in der Sonne getrocknetes Fleisch), Siri, Kalk, Gomber und Tabak sind für sie unentbehrliche Bedürfnisse; sie kauen oder rauchen selbstgebauten oder Java-Tabak.

Außer mit den Ladangs (Reisbau) beschäftigen sie sich mit Schneiden von Rotting, von Ebenholz, von mancherlei Haus- und Schiffsbauholz, Farbeholz, Baumrinde u. s. w.; sie sammeln auch Honig, Wachs, brennen Holzkohlen, suchen Vogelnester u. s. w.

Alle diese Artikel verkaufen sie auf den Pankals (Märkten) gegen andere Bedürfnisse, oder verkaufen sie, um das Geld in Töpfen in der Wildniß zu vergraben; erst auf dem Sterbebette sagt in der Regel der Vater den Kindern, wo er seine Schätze begraben habe.

Die Orang-Laut, auch Sikkas genannt, wissen gar Nichts von ihrer Herkunft. Sie leben auf und von der See. Ihre Aufenthaltsplätze sind gewöhnlich die kleinen Inseln nördlich von Roba, und sie stehen alsdann unter der Aufsicht des demang Koerour „Poembong".

Digitized by Google

oder sie halten sich an der Insel Lepar auf, oder wandern nach Billiton und den Karimata-Inseln, je nachdem sie durch ihre Häuptlinge mehr oder weniger belästigt werden. Denn von diesen empfangen sie ihre Bedürfnisse gegen Seeprodukte, als: Fische, an denen die See um Banka reich ist, Schildpatt, Schildkröten-Eier (akar-akar, akar-bahar) u. s. w. in Tausch. Im Jahre 1855 hatte ich Gelegenheit, die sonderbaren See-Nomaden näher kennen zu lernen. Lepar liegt östlich von Tobo-Aly, und ein Demang beherrscht diese kleine, doch schöne Insel. Die Nord- und Ostküste ist flach, das sandige Ufer sinkt allmälig unter See. Bei Ebbe liegt das Ufer 400 bis 500 Schritte weit ganz trocken und bildet eine retzende Fläche. Dieser Theil der Insel scheint denn auch der Lieblingsort der Orang-Laut zu sein. Jede Familie wohnt auf einer Prauw (Kahn); Frauen, Kinder, Hunde, Hühner, trockene Fische, Tribang, Akar-akar, Körbe mit Schildkröten-Eiern, Fischnetze u. s. w., Alles liegt und bewegt sich in demselben Raume durcheinander; an Schmutz und Gestank ist kein Mangel. Gegen den Abend kommen ungefähr vierzig Prauen von der See zurück und legen sich in einer Reihe, an lange Stangen festgebunden, an der Grenze der Ebbe vor Anker. Hühner, Hunde, Kinder, Frauen und Männer entladen sich nun auf den trockenen Strand. Hier raufen sich nackte Kinder im Sande, magere Hunde von der Schakalrace laufen bellend hin und her und geben ihre Freude zu erkennen, daß ihnen eine freie Bewegung gestattet ist. Die Männer arbeiten am Lande an Segeln, Tau- und Mastwerk, bessern die Netze aus oder flechten Katzang-Matten, womit sich bei schlechtem Wetter und des Nachts die Frauen decken. Die Frauen sind zum Segeln und Rudern eingerichtet, auf scharfem Kiel gebaut, und von geringer Kraft getrieben, sausen sie pfeilschnell durch die Wellen. Die Männer sind stark und herkulisch gebaut, die Haut ist dunkelbraun und bisweilen mit kleinen, weißen Schuppen übersäet. Einige schreiben diese Hautkrankheit, die sogenannte Ichthyosis, die sehr verbreitet unter diesen Seeleuten ist, aber auch häufig genug unter den Orang-Darat und den Dajakken auf Borneo angetroffen und dort Korab genannt wird, der häufigen Fischnahrung zu; doch dürfte die Unreinlichkeit vielmehr Schuld tragen. Uebrigens ist diese Schuppenkrankheit auch keineswegs erblich. Ich habe Familien angetroffen, in denen Vater und Mutter eine völlig fehlerfreie Haut, die Kinder dagegen das schuppenartige Aeußere hatten, und umgekehrt; auch findet man Familien, wo nur einzelne diese Krankheit haben. Die Kleidung der Männer besteht nur aus einer Schwimmhose von sehr unsicherer Färbung. Die Frauen sehen meist sehr unsauber aus; das Haar hängt ungekämmt und wild gekräuselt um das schmutzige Gesicht; ein ebenso schmutziger Sarong bedeckt den Unterleib bis an die Knie, während die nackten Brüste ekelhaft bis auf den Bauch herabhängen. Diese Frauen sind aber stark und groß wie die Männer und helfen diesen bei jeder Arbeit. Auf der See ersetzen sie den Steuermann. Nach der Anzahl der Kinder zu urtheilen, sind sie fruchtbarer, als die Frauen der Orang-Darat. Dazu mag die Nahrung von Fischen und Schildkröten-Eiern wohl etwas beitragen, zumal auch die Schiffsarbeit für sie nicht so schwer ist, als die Landarbeit ihrer Schwestern im Wald und im Ladang. Die Erzeugnisse ihres Fischfangs bringen sie dem Häuptling und empfangen von diesem dafür Reis, Tabak, Salz, Kochgeschirr und andere Bedürfnisse. Werden sie von den Häuptlingen mit Nachsicht behandelt so bleiben sie längere Zeit, wo sie sind; glauben sie sich aber mißhandelt, oder hat der Häuptling im Eintausch sie übervortheilt, so sind sie auf einmal verschwunden und kehren nicht wieder. Sie versuchen es alsdann unter einer andern Herrschaft. Auf diesen Kreuz- und Querzügen treiben sie nicht selten Seeräuberei oder treten in den Dienst der Seeräuber. Manche halten darum die Orang-Laut für Abkömmlinge der Illanos oder auch der Bewohner der Philippinen, noch Andere halten sie für eine verbesserte Race der Orang-Rayot (Seeräuber). Dieses rohe, abenteuerliche Volk, das zum Theil durch die Fürsten von Malakka und Djohor unterstützt wurde, hat lange Zeit über diese Gegenden zur See und auf dem Lande Schrecken und Entsetzen verbreitet. Banka namentlich hat durch dieses Gesindel viel gelitten und wird noch jährlich heimgesucht. Ihre ganzen Habseligkeiten bestehen aus einigen Katzangmatten, womit sie des Nachts und bei Regenwetter die Prauen ganz überdecken, während sie am Tage und beim Segeln aufgerollt werden. Ein kleiner Herd, einiges Kochgeschirr, einige Teller und kleine Kannen von chinesischem Fabrikat versehen die ganze Haushaltung; einige schlechte Gewehre, Lanzen, Lila's (kleine Kanonen), Wurflanzen von Bambus machen ihre Bewaffnung aus. Sie sind unternehmend, muthig und blutdürstig. Ihre Nahrung besteht aus Fischen, Austern, Kapern und Muscheln. Reis gehört zu dem seltenen Luxus, den sie sich nur nach dem Verkauf oder Tausch ihrer Produkte erlauben. Sie gehorchen einem unter sich gewählten Häuptling, der ihre Angelegenheiten auf dem Lande zu vertreten hat und Panglima genannt wird.

(Fortsetzung folgt.)

Politische Uebersicht.

Die so sehr ersehnte, endliche Durchführung der Verfassung hat abermals einen Schritt näher zu ihrem Ziele gemacht. Die Verhandlungen des Rumänenkongresses lassen errathen, daß Siebenbürgen sich für die Februarverfassung, sohin für die Beschickung des Reichsrathes aussprechen und ermöglichen wird, daß derselbe für den weiteren wird erklärt werden können. Der Rumänenkongreß wurde am 20. April eröffnet. Erzbischof Sulutz, Bischof Schaguna und andere Redner sprachen sich mit voller Entschiedenheit für die Gesammtverfassung, für ein Gesammtreich aus, auf welches ein dreimaliges Hoch ausgebracht wurde. Hierdurch wurden die Hoffnungen so mancher Freinde der Reichsvertretung, daß Siebenbürgen ihrem Beispiele folgen und im eigensinnigen Trotze eine Verfassung negiren werde, deren wohlthätige Wirkungen unverkennbar sind, herabgestimmt und sie ge-

Digitized by Google

zwungen, entweder auch nachzugeben oder aber wenigstens aus dem positiven Widerstande zu dem Versuche einer Verständigung herauszutreten. Rechnet man nun noch hinzu, daß das Statut für Venetien auch bald erlassen und hoffentlich zu dem gewünschten Ziele führen wird, so kann man kühn behaupten, die inneren Angelegenheiten unserer Monarchie seien auf dem besten Wege zur vollständigen Regelung, zur Verwirklichung eines einigen kräftigen Gesammtösterreichs. Hatten ja auch die Landtage, an welche die Zweifler an der Verfassung so viele Befürchtungen knüpften, nur Gutes und Wohlthätiges geleistet. Hat doch selbst unser Landtag, der seiner schroff gegenüberstehenden Parteien wegen sehr leicht zum Herd weittragender Zwistigkeiten werden konnte, durch taktvolles Benehmen unserer Vertreter seine parlamentarische Ruhe nicht verloren und Gesetze geschaffen, welche dem Lande nur wohlthätig sein können. Die Gesetze über die Errichtung einer Hypothekenbank unter Garantie des Landes, über Aufhebung und Umwandlung der Kontributionsschuldböden sind geeignet, den Kreditverhältnissen des Landes aufzuhelfen, dem Kreditbedürftigen, vor Allem dem Grundbesitzer billiges Kapital zu schaffen und so auf Veredlung der Bodenkultur, auf Erhöhung des Nationalreichthums einen wohlthätigen Einfluß zu üben.

Aber auch die politische Stellung Oesterreichs zu den übrigen Großmächten bessert sich zusehends. In der polnischen Frage war es vor allen übrigen Staaten Oesterreich, das durch Absendung einer diplomatischen Note eine Versöhnung der Kämpfer herbeiführen möchte. Der Inhalt dieser, dem Vertreter Oesterreichs in Petersburg zugeschickten Note ist kurz folgender:

„Nachdem es den russischen Truppen gelungen ist, die bewaffneten Banden in Polen, welche durch Zahl und Organisation die bedeutendsten waren, zu schlagen und zu zerstreuen, die militärische Ehre mithin Genugthuung erlangt hat, ist der geeignete Zeitpunkt erschienen, die Aufmerksamkeit der Regierung auf den nachtheiligen Einfluß zu lenken, den die polnische Bewegung auch auf die österreichischen Provinzen ausübt. Galizien empfindet nothwendig die beklagenswerthen Ereignisse, die sich in seiner unmittelbaren Nachbarschaft zutragen, mit, und es entstehen daraus Verlegenheiten für die diesseitige Regierung, deren Wiederholung sie um jeden Preis vermieden zu sehen wünschen muß. Dem Kabinet in Petersburg können die Gefahren solcher periodisch wiederkehrenden Zuckungen eben so wenig entgehen, und es wird sich daher veranlaßt finden, sich nach einem Mittel umzusehen, diesen Zuständen ein Ende zu machen, indem es die dem russischen Scepter unterworfenen polnischen Provinzen in eine Lage versetzt, welche eine dauernde Ruhe derselben verbürgt. Dadurch ließen sich unangenehme Folgen für ganz Europa wie für die Gegenden vermeiden, welche unmittelbar durch solche Zerwürfnisse wie diejenigen betroffen werden, die wir so eben vor uns

Bewohner von Banka

sehen und die eine so störende Wirkung auf die Kabinete ausüben, daß betrübende Verwicklungen daraus hervorgehen können. Diese Bemerkungen sollen in der freundlichsten Form dem kaiserlich russischen Vicekanzler mitgetheilt werden."

Aus dieser Note ist zu ersehen, daß es Oesterreich ehrlich meint. Es will Ruhe an seinen Grenzen, es möchte eine Unzufriedenheit, ja eine Verzweiflung beseitigt sehen, die leicht eine allzu theilnahmsvolle Sympathie in Galizien hervorrufen könnte. Es prahlt freilich nicht mit Ergreifung der Waffen, wie es manche allzu eifrige Anhänger der Polen gewünscht hätten, die nun Alles thun, um die Aufrichtigkeit Oesterreichs zu verdächtigen, wenn ihnen die für die öffentliche Ruhe in Galizien getroffenen Maßregeln eine erwünschte Gelegenheit geben. Solche verweisen wir auf eine Stimme aus Krakau, welche unterm 15. April über die dortigen Verhältnisse also berichtete:

Digitized by Google

„Es ist vollkommen irrig, aus den letztgetroffenen Maßnahmen hiesiger Behörden auf die österreichische Politik der polnischen Angelegenheit gegenüber irgendwie schließen zu wollen. Wenn, was wir nicht glauben, die Polen sich enttäuscht finden sollten, so tragen die Schuld nur sie selbst, weil sie Oesterreichs Neutralität mißbraucht und sein strenges Auftreten förmlich herausgefordert haben. Das Schiff der Lapinski'schen Polenexpedition mußte schleunigst die englische Küste verlassen, weil die englischen Seebehörden bereits den Auftrag hatten, es mit Embargo zu belegen, und von Oesterreich will man fordern, daß es eines seiner Kronländer zur Rüstkammer eines Aufstandes mache, welcher, möge die Konstellation der europäischen Politik wie immer beschaffen sein, einen großen Theil der österreichischen Monarchie in bedenkliche Spannung und Aufregung versetzt und dessen Bewohner zu nutzlosen Opfern an Gut und Blut für eine doch mindestens außerhalb der Peripherie Oesterreichs liegende Sache zwingt und terrorisirt! Aber die Polen betrieben die Rüstungen, welche sie in Krakau wie in dem übrigen Galizien bewerkstelligten, nicht einmal mit der Diskretion, welche die gelindeste Rücksichtnahme auf Oesterreichs internationale Stellung ihnen zur Pflicht machen mußte; im Gegentheil sprachen und schrieben sie davon mit der größten Nichtachtslosigkeit, ja sogar Renommisterei. Erst vor Kurzem war ein aus Krakau datirter Bericht eines Garibaldi'schen Officiers, Namens Scarga, der sich mit einer kleinen Expedition von Marseille aus auf den polnischen Kriegsschauplatz aufmachte, im „Courrier du Dimanche" zu lesen, worin die Ankunft in Krakau, die Aufnahme und Bequartierung durch das hiesige Nationalkomité auf's umständlichste beschrieben war. Ja noch mehr als All' das — man gab sich polnischerseits den Anstrich, als handle man mit Wissen und Willen der österreichischen Regierung."

Im Angesichte solcher Verhältnisse kann man es Oesterreich nimmermehr verargen, wenn es Vorsichtsmaßregeln trifft, auf daß der Feuerbrand der Revolution nicht auch in seine Länder herübergetragen werde.

Wenn Oesterreich auch nicht bei jedem Anlasse in alle Welten schreit, daß es für Ideen kämpfe, so thut es doch für die Idee der freiheitlichen Entwicklung der Nationen mehr, als so mancher Staat, der nur dort Humanität übt, wo ihm praktische Vortheile daraus erwachsen können. Ein Beweis für diese Behauptung ist die österreichische Note zu Gunsten von Schleswig-Holstein, welches durch die dänischen Verordnungen vom 30. März wider die mit Dänemark getroffenen Vereinbarungen bedrückt und in seiner Entwicklung gestört werden soll. Das kaiserliche Kabinet erließ in dieser Richtung an seinen Vertreter in Kopenhagen eine Depesche, deren wichtigste Stellen wir hier mittheilen. Sie lauten:

„Der Gang der Ereignisse des Jahres 1850 hatte es mit sich gebracht, daß vorzugsweise die kaiserlich-österrei-

Die Kommandantenwohnung zu Tobo-Ally.

chische Regierung es war, welche, nachdem der Friedensschluß vom 2. Juli des genannten Jahres alle streitigen Fragen offen gelassen hatte, mit dem königlich dänischen Hofe die Vereinbarungen von 1851 und 1852 unterhandelte, dieselben Vereinbarungen, mit welchen die Regierung Sr. Majestät des Königs Friedrich VII. nunmehr offen zu brechen sich bestimmt gefunden hat. Es ist uns daher unmöglich, uns nicht daran zu erinnern, daß wir damals das Herzogthum Holstein, die Festung Rendsburg insbesondere, als ein Pfand in Händen hatten, welches wir im Vereine mit Preußen, unseren damaligen ausdrücklichen Erklärungen zufolge, zu verwerthen entschlossen waren, um nach Wiederherstellung der Regierungsrechte des Königs Herzogs auch für den deutschen Bund gerechte und billige Bedingungen durchzusetzen. Im Vertrauen auf das gegebene Wort, daß Dänemark die in dem Erlasse des Fürsten Schwarzenberg vom 26. December 1851 genau bezeichneten Feststellungen als bindend

betrachten werde, lieferte Oesterreich damals das Pfand aus, — Dänemark aber hat die eingegangene Schuld niemals abgetragen, ja sich jetzt durch die That definitiv von derselben losgesagt.

Der kaiserliche Hof hält sich daher für berechtigt, unvorgreiflich der Bundesbeschlüsse gegen die königlichen Verordnungen vom 30. März, als mit den von ihm in Gemeinschaft mit Preußen für den deutschen Bund unterhandelten Vereinbarungen von 1851/52 im Widerspruche stehend, rechtliche Einsprache, wie hiermit geschieht, einzulegen. Er sieht sich zugleich durch die gegenwärtige Sachlage veranlaßt, sich vorzubehalten, die Berichtigung der aus dem Exekutionszuge nach Holstein herrührenden, in der Bundestagssitzung vom 11. August 1855 gehörig angemeldeten Schuldforderung an Dänemark zu verlangen, beziehungsweise zu beantragen, daß der Bund wegen Geltendmachung dieses Ersatzanspruches die geeignete Einleitung treffe.

Nicht weniger wie vom Standpunkte des Rechtes aus müssen wir aber zweitens auch aus Gründen, die wir dem Gebiete der Politik, ja unserem oft bewährten Interesse an der Wohlfahrt der uralten dänischen Monarchie entnehmen, die Kopenhagener Entschließungen vom 30. März auf das Tiefste beklagen.

Im verflossenen Jahre, als uns die Unfruchtbarkeit der endlosen Polemik über die Auslegung der aufgedachten Vereinbarung klar bewiesen zu sein schien, hielten wir nöthig, in unserem Memorandum vom 10. August freimüthig darzulegen, daß wir die Ursache des Mißlingens aller seitherigen Verständigungsversuche in dem ganzen seit dem Jahre 1855 in Kopenhagen befolgten Regierungssysteme erblicken müßten. Wir warnten in ernsten und wohlgemeinten Worten vor den augenscheinlichen Gefahren des Versuches, aus der dänischen Monarchie, statt ihr mit Rücksicht auf die eigenthümlichen Bedürfnisse eine alle Landestheile gleichmäßig umfassende Gesammtverfassung zu geben, einen national-dänischen Eiderstaat neben einem völlig abgesonderten Holstein sich herausbilden zu lassen. Der Hof von Kopenhagen hat sich unserer Auffassung nicht angeschlossen, er hat im Gegentheil nunmehr einen entscheidenden Schritt gethan, um das Programm der sog. eiderdänischen Partei zu verwirklichen. Ohne Zweifel ist er der beste Richter über das, was dem dänischen Reiche frommt, aber wir für unseren Theil sind nichtsdestoweniger zu tief überzeugt, daß der eingeschlagene Weg zu keinem guten Ziele führen könne, als daß wir nicht an dieser Stelle ausdrücklich hervorheben sollten, daß die Verordnungen vom 30. März in diametralem Gegensatz zu allen unseren Rathschlägen erlassen worden sind."

Aber auch selbst Piemont, wo sich durch den prozektirten Rücktritt des Königs und die Uebertragung der Regierung an seinen, Frankreich mit Rechts verbundenen Sohn, wichtige Ereignisse vorbereiten, macht Anstrengungen, auf daß sich seine Beziehungen zu der österreichischen Regierung bessern. Es heißt nämlich, daß die piemontesische Regierung die vollständige Auflösung der ungarischen Legion beschlossen habe, und daß diesfalls, wahrscheinlich wegen eines Amnestieaktes, eifrige Verhandlungen zwischen der piemontesischen und österreichischen Regierung durch Vermittlung der k. preußischen Gesandtschaft in Turin geführt werden. Auch hat die Regierung Vorsorge getroffen, daß der beabsichtigte Einfall der Mazzinisten gegen Venetien reſpektive Südtirol vereitelt werde. Wenn auch die Absicht Piemonts, durch diese Konzessionen die Anerkennung Italiens von Seite Oesterreichs zu erlangen, klar am Tage liegt, so ist doch dieses Bestreben an und für sich schon ein erfreuliches Zeichen für die wachsende Machtstellung des im Innern gekräftigten Oesterreich.

Es bleiben uns nur noch wenig Worte über die wichtigen Vorkommnisse in andern Staaten zu sagen übrig. In Griechenland wurde Prinz Wilhelm von Dänemark zum Könige gewählt. Doch verlangt die dänische Regierung vor Annahme des griechischen Thrones eine Aufforderung an König Otto um Entsagung auf seine Thronansprüche Spanien intervenirte ebenfalls mit einer Note zu Gunsten Polens, erhielt aber eine kühle, nichtssagende Antwort. Die Verhältnisse in Preußen haben sich gar nicht gebessert und für den Prinzen Napoleon schlagen sich zwei Kavaliere, da er selbst keine Lust hat, dem jungen Bielopolsky Genugthuung zu geben. Wem fällt da nicht das Andersen'sche Märchen ein, worin der Sultan seine Diener nießen läßt, wenn er Schnupfen hat.

Bill Smith und sein Grab.

Dem Englischen nacherzählt.

Es war tief im November und ein tüchtiger Sturm wirbelte die Schneemassen, welche während der vorhergegangenen Nacht Wald und Prairie überdeckt hatten, hoch empor, als ich in Begleitung eines der verwegensten Jäger des südlichen Kentucky, der kurzweg Charlin gerufen wurde, mit Hund und Horn zur Jagd nach den Bergen aufgebrochen war, und fünf Tage bereits hatten wir theils im Lager, theils auf der Jagd zugebracht, als das mildere Wetter die Schneedecke schmolz und uns zur Heimkehr mahnte. Charlin hatte dazu indeß keine Neigung; er schlug vor, über die Berge zu gehen und den alten Jake aufzusuchen, der uns gastlich aufnehmen und mit einem Buschen versehen würde, der uns als Führer und Treiber dienen sollte, denn wir wollten jetzt eine andere Jagdweise verfolgen. Mir konnte das ziemlich recht sein und so schlugen wir denn ohne weiteres Besinnen unsere Richtung nach Westen ein.

Noch vor Einbruch der Nacht sahen wir die Hütte des alten Jake vor uns und Charlin hatte sich in seinen Erwartungen nicht getäuscht, wir verbrachten einen prächtigen Abend und waren früh am Morgen zum neuen Aufbruch im Gelelt eines Führers bereit. Es war ein merkwürdiges Exemplar von einem Menschen, dieser Führer. Hoch aufgeschossen und hager, schien er aus nichts mehr als Haut und Knochen zu bestehen, und bei alledem besaß er eine Gelenkigkeit der Glieder und eine Ausdauer im Laufen, die mich noch jetzt in Verwunderung setzt. Wie rasch auch unsere Thiere dahin trotteten, Jake mit seinem altmodischen Schießprügel war ihnen stets voraus. Daß er ein guter Schütze war, sah man ihm an dem scharfen Auge an und wir erhielten davon während unseres Beisammenseins hinreichende Beweise; aber mit blindem Vertrauen konnten wir uns seiner Leitung überlassen, mit seiner Hilfe fanden wir reichliches Wild und unser Jagdvergnügen war mehr als befriedigend.

Am dritten Tage unserer Wanderung wies mir Jake einen Posten an, so eigenthümlich, wie man ihn sich nur vorstellen mag. Er befand sich auf einer der höchsten bewaldeten Klippen und so dicht am Abgrunde, daß selbst mein Pferd unwillkürlich zurückprallte, als es die entsetzliche Tiefe vor sich sah. Wir bewunderten eben noch die Landschaft, die sich vor unseren Blicken ausbreitete, als Charlin plötzlich ausrief:

Digitized by Google

„Jabe, verdammter Kerl, wohin? Du hast mir ja meinen Posten noch nicht angewiesen."

Aber Jabe that, als ob er nichts höre; er brach so schnell er konnte und ohne sich umzusehen durch das Gebüsch den Abhang hinab. So zornig Charlin war, so konnte ich mich doch des Lachens nicht enthalten; bis dahin war er neben unseren Pferden dahin getrabt und hatte uns Anekdoten vom alten Jake erzählt, der für ihn der bedeutendste Mann auf der Welt zu sein schien. Plötzlich war er stehen geblieben, hatte sich nach allen Seiten hin umgesehen und uns nach der Höhe gewiesen, ohne auf unsere weiteren Fragen etwas zu antworten.

In unserer Lage blieb uns nichts besseres zu thun übrig, als die Rückkehr unseres Treibers zu erwarten. Wir warfen uns auf den Boden und plauderten, und selbst das ferne Bellen der Hunde im Thale, wie die Signaltöne Jabes, daß Wild in der Nähe war, ließen uns theilnahmlos, bis endlich ein Geräusch in unserer unmittelbaren Nähe an unsere Ohren drang und gleich darauf ein riesiger schwarzer Bär an uns vorüberstürmte.

Das brachte uns rasch auf die Beine; unsere Büchsen wurden angelegt und unsere Kugeln verfehlten wohl kaum ihr Ziel. Nichtsdestoweniger trottete der Bär seinen Weg fort, verfolgt von der rasend bellenden Meute. Auch uns Beide brachte die Scene in gewaltige Aufregung, wir luden unsere Gewehre von Neuem und eilten auf dem ziemlich ebenen Bergrücken dem Thiere nach, das, wie wir überzeugt waren, sich auf den nächstbesten Baum flüchten würde, den es erreichen konnte. Das wüthende Bellen der Hunde bestätigte unsere Vermuthung und behufsam näherten wir uns, denn es war nicht unwahrscheinlich, daß sich Pet, wie es von Hunden verfolgte Bären listiger Weise zu thun pflegen, bei unserem Erscheinen wie eine Kugel zusammenrollte, auf den Boden fallen ließ und wieder davon trabte. Es glückte uns indeß, zum Schusse zu kommen und das Thier zu erlegen. Es war außergewöhnlich groß und in der Freude über unseren Triumph ließen wir unsere Jagdhörner laut erschallen. Wir hofften natürlich, daß sich Jabe dies als Signal zur Rückkehr dienen lassen würde, aber wie sehr wir lauschten und wie oft wir das Signal wiederholten, Jabe gab kein Lebenszeichen von sich, bis endlich nach einer langen Weile der unterdrückte Ton eines Hornes, von dem sich indeß eben so wenig sagen ließ, aus welcher Entfernung, als aus welcher Richtung er kam, zu unseren Ohren drang. Jabe hatte sich ohne Zweifel irgendwo behaglich ausgestreckt und pflegte der Ruhe.

Wir sahen wohl, daß wir vor der Hand auf unsern langbeinigen Begleiter nicht zu rechnen hatten, und schickten uns an, das prächtige Wild zu zerlegen, um es mit nach Hause zu nehmen. Unsere Arbeit war bald beendet und wir kehrten zu unseren Pferden zurück, um ihnen das Fleisch aufzuladen, als sich plötzlich unseren Blicken eine menschliche Gestalt zeigte, die Niemand anderes war, als unser Flüchtling. Unser Spott über sein Davonlaufen bewegte ihn nicht im geringsten, er untersuchte kaltblütig den Bären und erst bei der Entdeckung der feisten Wampen und Schenkel strahlte sein Auge freudig. Der Bär erinnerte ihn an ein Abenteuer, das ihm einst zugestoßen und das er uns zum Besten gab. Jabe hatte unsern von Jake's Blockhütte Holz gespalten, ein Bär, dem dessen Frühstück in die Nase duftete, kam unbefangen heran, um es für sich in Anspruch zu nehmen. Jabe ließ es geschehen, als das Thier aber in seinen Bereich kam, hob er die Axt und tödtete es mit einem einzigen Schlage auf die Schnauze. Ich hatte die Geschichte früher schon von Jake gehört, und also keine Ursache, an ihrer Wahrheit zu zweifeln, eben so wenig aber auch Ursache, zu glauben, daß unser Führer aus Furcht vor dem Bären die Flucht ergriffen. Er mußte also einen andern Grund haben, über den er nicht zu reden, den ich aber zu erfahren wünschte.

Nur auf Umwegen gelangte ich zum Ziele. Wir hatten uns am Boden ausgestreckt, kosteten Bärenfleisch und unterhielten uns mit Jagdabenteuern.

„Habt Ihr hier schon einmal auf dem Anstand gestanden?" fragte ich Jabe plötzlich.

„Ich!" rief er überrascht; „ich! — Wo denken Sie hin, hier nimmermehr — nicht um alle Schätze von Tennessee und Cumberland zusammen möchte ich das thun."

„Aber warum, Jabe; ich habe doch nichts Schlimmes gethan."

„Weil Sie fremd sind. — Sie wissen nicht, daß er vor seinem Tode geschworen hat, dem ersten Jäger, der es wagen würde, an jene dicke Eiche heranzugehen, einen Todesschreck einzujagen. Er hat es geschworen und um keinen Preis der Welt würde ich dorthin gehen."

„Aber, Jabe, von wem sprecht Ihr denn?" fragte ich.

„Nun von wem anders als von Bill Smith — haben Sie noch nie von dem alten Bill gehört? Jake war sein guter Freund; sie haben oft genug mit einander den Indianern gegenüber gestanden. Alle Welt hier hat ihn gekannt."

„Aber was hat das mit der Eiche zu thun?"

„Er liegt dort begraben; man sagt, daß er sich sein Grab schon Jahre vorher gegraben gehabt. Er und Onkel Jake waren von Boones Leuten — Onkel Jake hat ihn auch begraben helfen. So lange ich mich seiner erinnern kann, und das sind über zwei Jahre, hat er an der großen Quelle als Einsiedler gelebt. Außer mit dem Onkel Jake hat er mit Niemand ein Wort gewechselt; nur dreimal im Jahre ließ er sich sehen, um Pulver und Blei zu holen, das Jake für ihn bereit hielt."

„Nun, Jabe," warf ich ein, „Ihr werdet uns doch wohl sein Grab zeigen?"

„Nimmermehr, um keinen Preis."

„Ihr sollt ja nur so weit gehen, um uns den Baum zu zeigen. Was habt Ihr davon zu fürchten?"

Aber unser Führer weigerte sich hartnäckig, wie sehr wir auch baten.

„Hätte ich daran gedacht," murrte er vor sich hin

Digitized by Google

„Ich wäre gar nicht bis hierher gegangen; der ganze Berg iſt verwünſcht.“

Unſere Neugier war indeß zu ſehr erregt, um uns ſo leicht abweiſen zu laſſen. Wir drängten immer heftiger in ihn, und einige Silberſtücke, die ich in ſeine Hand gleiten ließ, machten ihn endlich ein wenig geſchmeidiger. Eine Weile noch war er unſchlüſſig, dann faßte er ſich gewaltſam und ſchritt vorwärts. Es beluſtigte uns ungemein zu ſehen, wie viel Anſtrengung ihm dieſer Gang koſtete, mit welch' innerem Widerſtreben er ſich fortbewegte.

Wir mochten einige hundert Schritte die Klippe entlang gegangen ſein, als Jabe plötzlich ſtehen blieb und auf eine mächtige Eiche deutete, die unfern des Abhanges mitten unter verkrüppelten Bäumen ſich erhob.

„Dort — dort — das iſt er! —“ ſagte Jabe geheimnisvoll und warf ſich auf den Boden.

„Ihr wartet doch auf uns, bis wir zurückkommen?“

„Vielleicht —“

Mir war, als hätte ich den Baum ſchon geſehen; wie war ich aber überraſcht, als ich mich beim Näherkommen überzeugte, daß er derſelbe war, von welchem ich vor Kurzem den Bären herabgeſchoſſen hatte. Es entging mir jetzt auch nicht, was ich vorher unbeachtet gelaſſen, daß die Eiche in der That nicht nur der größte Baum von allen rings umher war, ſondern daß er auch auf dem Gipfel der Anhöhe ſtand und mithin eine Ausſicht geſtattete, wie man ſie ſo umfaſſend von keinem andern Punkte aus haben konnte.

„Hier, das muß es ſein,“ ſagte mein Begleiter, indem er auf zwei Steine deutete, welche dicht neben der Wurzel des Baumes lagen, und dabei kniete er nieder und unterſuchte den Zwiſchenraum, indem er Erde und Blätter davon entfernte.

„Es will mir faſt ſcheinen, als ob dieſe Steine behauen wären,“ flüſterte mein Gefährte während ſeiner Arbeit; „dies muß das Grabmahl, der Sarg, oder wie man es ſonſt nennen will, ſein. — Wahrhaftig!“ rief er plötzlich, „da durch dieſe Spalte kann ich den Schädel erkennen.“

Ich kniete nun ebenfalls nieder und ſah in der flachen Grube einen Menſchenſchädel. Ihn zu unterſuchen erwachte in mir augenblicklich ein unwiderſtehliches Verlangen. Die Gall'ſche Lehre befaß in mir einen leidenſchaftlichen Verehrer und ich würde irgend welches Opfer gebracht haben, den Schädel eines Mannes zu unterſuchen, deſſen Charakter nach dem, was ich gehört, ſo ſcharf ausgeprägt und ſo ungewöhnlich geweſen war. Charlin verſuchte mich daran zu hindern; er hielt es für unbarmherzig, die Ruhe des alten Burſchen zu ſtören; doch ließ ich mich durch ſolche Skrupel nicht beirren. Behutſam hob ich den flachen, etwa achtzehn Zoll langen und ſechs Zoll breiten Stein, der den oberen Theil der Gruft bedeckte, und konnte nun ſowohl dieſe wie den größten Theil des Skeletts ſehen.

Das Grab war eines von jenen Steingräbern, wie man ſie im Süden von Kentucky und in einzelnen Gegenden von Tenneſſee zu Tauſenden findet, und die einer ſo fernen Vergangenheit angehören, daß ſelbſt die Traditionen der gegenwärtigen Ureinwohner nicht bis zu ihnen zurückreichen. Ein ſolches Begräbniß hatte ſich der alte Jäger für ſeine letzte Ruheſtätte auserleſen.

Ohne mich an den übrigen Gebeinen zu vergreifen, nahm ich den Todtenſchädel auf und ſchickte mich eben an, ihn zu unterſuchen, als ein jäher Schrei mich ſo erſchreckte, daß ich beinahe den Gegenſtand meiner Betrachtung aus der Hand fallen ließ. Ihm folgte ein zweiter, kaum minder heftiger Ausruf; er kam, wie ich wohl bemerkte, von Jabe, und ich ſah dieſen ſeine lange Rifle fortſchleudern, die Hände über dem Kopfe zuſammenſchlagen und mit wildem Geſchrei in den Buſch ſpringen.

Charlin lachte. „Iſt Jabe verrückt geworden?“ rief ich aus.

„Das wohl weniger,“ antwortete mein Begleiter; „aber der Schädel in Ihrer Hand mag ihn zu Tode erſchreckt haben. Glauben Sie mir, er wird nicht eher ruhen, als bis Jedermann im Umkreiſe von zwanzig Meilen die Sache erfahren hat. Sind das auch nicht viele Leute, ſo ſind es doch genug, um Einem warm zu machen, wenn man ihnen begegnet.“

„Und was ſollen wir thun, Charlin?“ fragte ich ſorgios.

„Nur den kürzeſten und geradeſten Weg nach unſerer Heimat einſchlagen. Ich denke ihn zu finden. Es wäre ein verdammter Streich, wenn wir dieſen erzürnten Menſchen in den Weg liefen. Wenn über die Sache etwas Gras gewachſen ſein wird, dürfen wir ſchon zurückkehren, und laſſen Sie mich dafür ſorgen ſie mit Ihnen auszuſöhnen, damit wir unſere Jagd hier wieder aufnehmen und Sie Ihre Neugier befriedigen können.“

„Gut, ich folge Ihnen — aber nur einen Augenblick noch; — ſoll ich einmal gelyncht werden, weil ich mich an dieſem Knochen vergriffen, ſo will ich mir wenigſtens das Vergnügen machen, ihn zuvor genauer zu unterſuchen.“

Charlin war damit nicht ganz einverſtanden, er murmelte etwas vor ſich hin, aber er warf ſich doch in das Gras zurück.

Der Schädel war allerdings vollkommen geeignet, meine Aufmerkſamkeit in Anſpruch zu nehmen. Er war ziemlich klein und da, wo ſich die Charakterfeſtigkeit ausprägt, beinahe kegelförmig; der Sinn für Einſamkeit und Zurückgezogenheit war ſtark entwickelt, das Gleiche galt vom Zerſtörungsſinn, Streitluſt nur gering, dagegen Anhänglichkeit, Güte und Gewiſſenhaftigkeit waren bedeutender vorhanden; der Trieb nach Beſitz faſt unmerkbar, Sprachſinn vorzüglich, eben ſo Formſinn und Ortsſinn, am ſtärkſten jedoch nächſt der Charakterfeſtigkeit der Fortpflanzungsſinn.

Das war Alles, was ich in der Eile, zu welcher mich die Ungeduld meines Begleiters drängte, zu beobachten vermochte. Ich brachte den Schädel ſo ſorgfältig als möglich wieder in ſeine frühere Lage, bedeckte das Grab und überſchüttete es mit Erde, ganz ſo, wie wir

Digitized by Google

es gefunden. Dann beſtiegen wir unſere Pferde, nachdem wir ihnen das Fleiſch des erlegten Bären aufgebürdet, und trabten raſch der Stadt zu. Der Gedanke an den ſeltſamen Mann, deſſen Schädel ich eben aus ſeiner Ruhe geſtört gehabt, beſchäftigte mich während meines Rittes zu unausgeſetzt, daß ich mir vornahm, nicht blos dem Geheimniſſe des Grabes des ſtillen Jägers, als auch ſeiner Geſchichte nachzuforſchen.

Mein Wunſch ſollte erfüllt werden.

Nachdem ich mehrere Wochen hatte vorübergehen laſſen, ſuchte ich den Onkel Jake abermals auf. Er zürnte mir, aber es gelang mir, ihn verſöhnlicher zu ſtimmen. Wie ich bereits anderwärts erfahren, war gerade er einer von den älteſten Gefährten des Jägers und außerdem der, welcher nicht nur deſſen größtes Vertrauen beſeſſen, ſondern ihm auch während der letzten Jahre ſeines Lebens am nächſten geſtanden. Ich hielt mich diesmal mit Charlin eine volle Woche bei dem alten Jake auf, und es glückte mir ſchon in den erſten Tagen meines Aufenthaltes, auch den Zorn unſeres Führers Jabe zu beſchwichtigen. Bei der Abendmahlzeit, während wir uns an unſeren Pfeifen und Cigarren labten, machte ich es mir zur beſonderen Aufgabe, Jake zur Mittheilſamkeit anzuregen, um die Geſchichte Bill Smiths, von welchem ich in der Zwiſchenzeit ſo viel Seltſames gehört, zu erfahren.

Nicht Alles, was ich hier wieder zu erzählen im Begriff ſtehe, wurde mir aus Jake's Munde; ſeine Darſtellung war nur eine abgeriſſene; ich vernahm noch manches Andere von Leuten, die ebenfalls Gefährten Bill Smiths geweſen waren, ich ſammelte auch zu Waſhington Beiträge und noch befriedigendere in Nord-Karolina; nichtsdeſtoweniger will ich verſuchen, ſie in der Redeweiſe des Onkel Jake zuſammengeſtellt wiederzugeben.

Bills Eltern, die auf einem Auswandererſchiffe aus England gekommen waren, ſtarben bald nach ſeiner Geburt und ſchon im erſten Kindesalter ſah er ſich der allgemeinen Theilnahme preisgegeben. Daß jemals einem Kinde mit dem unglückſeligen Namen Smith nachgeforſcht werden könne, ließ ſich kaum erwarten und ſelbſtverſtändlich verlor ſich der Knabe unter der zahlloſen Menge dieſer großen Familie. Wir finden ihn zuerſt als Zögling eines alten Farmers in Nord-Karolina in einem Alter von acht Jahren.

Obwohl ihm ſein Herr außer hinreichender Nahrung, Kleidung und Wohnung ausdrücklich Zeit zugeſagt hatte, um die Schule beſuchen zu können, ſo machte der Farmer doch nie Anſtalt, dieſen Theil ſeiner Verpflichtung in Erfüllung zu bringen; wahrſcheinlich glaubte er, der Beſitz von Kenntniſſen werde dem Knaben den Kopf verdrehen. Bill, deſſen hervorſtechendſter Charakterzug anfänglich der Eigenſinn war, zeigte eben deshalb, weil ſich ſein Herr weigerte, ihn die Schule beſuchen zu laſſen, um ſo heftigeren Trieb, auf irgend eine Weiſe leſen zu lernen.

Mattie Saunders, die Tochter von Bills Herrn, ward ihm zum Engel. Sie erkannte den Wunſch des jungen Burſchen, und da ſie von ihrer verſtorbenen Mutter ſo ziemlich unterrichtet worden war und ſich wunderbar geiſtig bezeigt hatte, ſo war ſie wohl im Stande, von ihrem Wiſſen auch einem Andern etwas abzugeben. Bill Smith, der ſonſt nicht ſo leicht von etwas angezogen wurde, fühlte ſich von dem Kinde gefeſſelt, und wenn ihre hübſchen weißen Finger ihn mit den Buchſtaben bekannt machten, war er der aufmerkſamſte Schüler von der Welt.

Unter ſolchen Umſtänden war es kein Wunder, daß er überraſchende Fortſchritte machte, ſeine Lehrerin an Wiſſen bald überragte und ſich zu ihrem Lehrer umwandelte. Natürlich durfte der Vater nichts davon erfahren, und oben weil die Zuſammenkünfte nur im Geheimen ſtattfanden, hatten ſie für beide Theile doppelten Reiz.

Der Krug geht indeß ſo lange zum Waſſer bis er bricht. So geſchah es auch hier; der alte Saunders kam hinter das Geheimniß und ſein Zorn kannte keine Grenzen. Jeder Verkehr zwiſchen den Beiden wurde ſofort abgebrochen und eine gehäſſige Verfolgung begann, die den armen Knaben faſt zum Wahnſinn trieb.

Das Erſte war, daß Bill, obwohl es mitten im Winter war, dazu verdammt wurde, in der Scheune auf Heu ſein Nachtquartier aufzuſchlagen und nur eine dünne, zerriſſene Decke ſollte ihn gegen die Kälte ſchützen.

Achtzehn Monate lang duldete Bill unter dieſer Grauſamkeit und er that es um Mattie willen, mit welcher er, aller Wachſamkeit des harten Vaters zum Trotz, doch hin und wieder zuſammentraf, um ſich unter Thränen zu ſagen, wie lieb ſie einander hatten.

Der alte Saunders war reich und hatte nur dieſes einzige Kind. Schon in ihrer Jugend hatte er ſich mit der Befürchtung abgequält, daß Jeder, der ſich mit ihr zu ſchaffen machte, es nur in der Abſicht that, ihr einſtiges Erbe ſich anzueignen. Und allerdings beſaß er für ſeine Beſorgniß einige Gründe. Seine Tochter glich vollkommen ihrer Mutter, ſie vertraute leicht, und war ſanft und zartfühlend, ganz wie die Verſtorbene, die auch er um ihres Eigenthumes willen bethört hatte, ihr Leben ihm anzuvertrauen. Was der Mutter geſchah, wie leicht konnte dies nicht auch der Tochter geſchehen; gab es nicht Männer genug, die ganz ſo dachten wie er gedacht, und beurtheilte er nicht Andere nur nach ſich ſelbſt?

Darum auch hütete er Mattie mit der peinlichſten Eiferſucht, er war ſogar ängſtlich darauf bedacht, ſie allem Verkehr mit der äußern Welt zu entziehen, denn der Gedanke an eine Verheiratung, wie viele Jahre auch noch dazwiſchen liegen mochten, und der Gedanke an die Mitgift, waren ihm unerträglich. Sein Vermögen war ſein Herzblut, von dem er auch nicht einen Tropfen zu opfern willens war. Wie hätte ihn alſo nicht die Vertraulichkeit zwiſchen den beiden Kindern, ſobald er ſie bemerkte, in Angſt und Schrecken jagen ſollen! War nicht zu erwarten, daß der Burſche, den er aus Theilnahme, wie er ſich einredete, in ſein Haus genommen, zur Schlange wurde, die er an ſeiner Bruſt genähret?

Digitized by Google

Des alten Saunders Härte gegen den armen Bill wurde zur Grausamkeit; sogar die Nachbarn begannen darüber zu murren, wenn schon über die Lippe des Knaben keine Klage kam; sie behaupteten geradezu, Saunders trachte ihm nach dem Leben, und beschlossen, ihn um seiner Grausamkeit willen vor der nächsten Jury zur Rechenschaft ziehen zu lassen.

Ehe es indeß so weit kam, hatte sich auch Bills Geduld erschöpft. Er konnte die auferlegten Qualen nicht länger ertragen, schnürte sein Bündel und nahm von Mattie mit dem Versprechen Abschied, dereinst zu ihr zurückzukehren, damit sie die Seine werde. Und sie versprach, seiner zu harren.

Bill war damals dreizehn Jahre alt und schon begann sich in ihm die Kraft zu regen, die später den Mann auszeichnete. Sobald die beiden Kinder den letzten Kuß, das letzte Gelöbniß ausgetauscht, verließ der Knabe das Haus und folgte dem Wege, der, wie er wußte, nach der Hauptstadt des Staates führte. Mit leichtem Sinn und muthigem Herzen zog er hinaus in die Welt, die noch in geheimnißvollem Dunkel vor ihm lag. Da er nur wenig besaß, um sich Lebensmittel oder ein Obdach zu erkaufen, so mußte er denn bald die Mildthätigkeit der Leute in Anspruch nehmen, und volle acht Tage brauchte er, bevor er Raleigh erreichte. Für einen Knaben seines Alters war es gewiß ein eben so großer Beweis von Kühnheit als von Gewandtheit, eine solche Reise unangefochten zurückzulegen.

Allerdings befand er sich nun in einer Stadt, aber Bills Lage war dadurch nicht besser geworden. Er hatte nichts zu leben und fristete sein Dasein kärglich genug damit, daß er die Küchen der vornehmen Häuser aufsuchte und an den Abfällen zehrte, die ihm mitleidige Neger zuwarfen. Die Nacht verbrachte er auf Stroh in irgend einem Stalle.

So fand den kränklich aussehenden, halbverhungerten Knaben der Richter des Bezirksgerichtshofes Campbell, der gewohnt war, am frühen Morgen sein Vieh aufzusuchen, im Troge seines Kuhstalles. Er war überrascht über den unerwarteten Anblick des Burschen, dem es sogar an Lumpen fehlte, um seine Blöße zu bedecken; er beobachtete ihn, er sah, wie unruhig der Schlummer des Schlafenden war und wie er häufig von leisem Stöhnen unterbrochen wurde, und Thränen traten ihm in die Augen. Nach kurzem Ueberlegen trug er den erschöpften Schläfer in seine Wohnung, und unter der Pflege der bejahrten Gattin des Richters wurde der Bursche dem Leben wiedergegeben.

Richter Campbell war der alte Saunders wohl bekannt, daher zweifelte er auch nicht im Geringsten an der vollen Wahrheit dessen, was er jetzt über ihn aus dem Munde seines Pfleglings hörte. Das Wohlwollen der alten Leute beschränkte sich nicht auf eine augenblickliche Theilnahme; sie fanden Gefallen an dem Flüchtling, den ihnen das Schicksal zugeführt, und da ihre beiden einzigen Kinder fern von ihnen verheiratet waren, beschlossen sie, an Bill Smith Elternstelle zu vertreten und ihn ganz in ihr Haus aufzunehmen.

Nicht lange nachher trat Campbell seine Rundreise zu den Gerichtssitzungen an; sein Amt führte ihn auch in die Grafschaft, in welcher Saunders wohnte; wie war er nicht überrascht, dort den alten Geizhals unter der Anklage der Beseitigung, Ermordung oder ungesetzlichen Hinwegschaffung eines bei ihm dienenden Knaben Namens William Smith zuerst auf der Liste der bevorstehenden Verhandlungen aufgezeichnet zu finden.

Er säumte keinen Augenblick, sich in der Sache zu informiren, und weil er Alles, was er bereits wußte, bestätigt fand, so verwarf er auch alle Versuche des Vertheidigers Saunders', den Proceß zu vertagen, welche unerklärliche Strenge in den Anwälten eine gerechte Verwunderung hervorrief, denn Campbell war als ein humaner und milder Richter bekannt.

Der Tag der Gerichtssitzung kam; die Thatsache, das Verschwinden Bills, war aufs sorgfältigste und nachsichtslosefte untersucht, die Zeugen verhört worden, und was bis dahin festgestellt war, lautete für Saunders überaus ungünstig. Die Hoffnung des Advokaten auf Freisprechung begann bereits zu schwanken und der Angeklagte hörte bleichen Antlitzes und mit bebenden Gliedern den Richters Anklage, die in ihrem feierlichen Tone und in ihren überzeugenden Entscheidungsgründen mehr einem Todesurtheil als einer Anklage glich. Campbell schritt eben zum Schluß seiner Rede, als der Sheriff ein Blatt vor ihn hinlegte. Der Richter las es bedächtig zweimal, und nickte dann dem Beamten zu, der sich sogleich entfernte und im nächsten Augenblicke mit der abgezehrten Gestalt des Knaben Bill Smith zurückkehrte.

Ein Gemurmel der Ueberraschung verbreitete sich durch den ganzen Gerichtssaal. Saunders war von seiner Bank aufgesprungen, aber sogleich wieder zusammengesunken und lag jetzt ohnmächtig auf seinem Platze, er hielt den Knaben, den man in weiße Tücher gehüllt hatte, für eine Leiche, die dem Grabe entstiegen war. Der alte weißköpfige Sünder wußte in der That nicht ob der Knabe lebend oder todt war, da Mattie, wie sie es versprochen, aller Drohungen ihres Vaters ungeachtet und trotz des Schreckens einer gerichtlichen Untersuchung das Geheimniß ihres jungen Gespielen getreulich bewahrt hatte. Wußte doch die arme Kleine selbst nicht, ob Bill noch am Leben war, und hatte sie nicht unzählige Thränen vergossen, weil sie meinte, die Nachbarn hätten sichere Nachricht von Bills Ermordung, denn wie hätten sie es sonst wagen können, ihren Vater dessen zu beschuldigen. Für sie war er in Wirklichkeit nicht mehr am Leben.

Die Scene, welche jetzt folgte, läßt sich kaum in Worten wiedergeben. Saunders war von Krämpfen befallen und aus dem Gerichtssaale getragen worden, und noch lange hörte man seinen Schmerzensschrei bis sich die Thüren des Gefängnisses hinter ihm schlossen.

Campbell wiederholte nochmals sämmtliche Fakta des Processes, ohne indeß zu erwähnen, in welcher Weise er selbst an der Sache betheiligt war, und that daraus dar, wie nothwendig im Interesse der Gerechtig-

Digitized by Google

keit und Menschlichkeit eine moralische Bestrafung sei, wo eine Bestrafung durch das Gesetz nicht ausgesprochen werden könne. Er schlug daher vor, daß die Jury den Dienstkontrakt des Knaben für nichtig erklären und Saunders verurtheilen sollte, nicht nur die Kosten des Processes zu bezahlen, sondern auch Bürgschaft zu leisten für die Erhaltung und Erziehung des Knaben bis zum vollendeten achtzehnten Lebensjahre.

Das war der abenteuerliche Eintritt Bill Smiths in die öffentliche Laufbahn. Von da an bis zu der Zeit, wo er als Sachwalter seinen ersten Proceß mit Erfolg durchführte, gibt es nichts von ihm zu berichten. Er war eben so gewandt als klug, die Rechtsfälle, welche ihm übertragen wurden, hatten sämmtlich einen für ihn und seine Klienten günstigen Ausgang, und der alte Campbell, der sein Amt inzwischen niedergelegt, konnte sich nie versagen, Zeuge der Triumphe seines Pfleglings zu sein. Und wohl mochte die Anwesenheit des ehrwürdigen Greises, dem Bill sein ganzes Lebensglück verdankte, nicht wenig dazu beitragen, das Feuer seiner Rede zu entzünden; er siegte stets und mit unwiderstehlicher Gewalt. Smith erfreute sich bald einer ungemeinen Beliebtheit und war ein um so gesuchterer Rechtsanwalt, als er dabei eben nicht sehr auf klingenden Lohn bedacht war.

In demselben Jahre, in welchem Bill Smith, nachdem er das erforderliche Alter erreicht, in die gesetzgebende Versammlung der Provinz gewählt worden war, fühlte sein braver Pflegevater das Nahen seines Lebensendes, er vertheilte sein Vermögen gleichmäßig unter seine beiden Töchter und Bill und schloß kurz darauf die Augen; die treue Lebensgefährtin folgte ihm bald und der junge Mann fühlte sich eben so verwaist wie vor seiner Aufnahme in dem gastlichen Hause des Richters.

Saunders lebte noch; er war nicht allein der Alte, er war sogar mit den Jahren noch unleidlicher geworden und hütete Mattie mit einer Härte sonder Gleichen. Nichtsdestoweniger hatten die Letztere und Bill durch Vermittlung einer Verwandten Gelegenheit gefunden, von Zeit zu Zeit Briefe gegenseitig auszutauschen; es war ihnen sogar einigemale möglich geworden, einander zu sprechen. So wenig alles dies war, es genügte für eine lange Reihe von Jahren der zarten Kette, welche die Beiden umschlang, Dauer und Festigkeit zu geben.

Mehr als einmal trat dem jungen vermögenden und zu großen Hoffnungen berechtigenden Manne die Versuchung nahe, unter den angesehensten Frauen des Landes zu wählen; er schwankte nicht; die Liebe zu Mattie füllte sein Herz aus und mehr begehrte er nicht. Erst nach dem Tode seiner Pflegeeltern beschäftigte sich Bill mit dem Gedanken an eine Heirat. Saunders' Einwilligung dazu zu erlangen war eine vergebliche Hoffnung und deshalb handelte er auf eigene Faust. Er holte Mattie aus dem Hause ihres Vaters, wie sehr auch dieser sich das Haar gerauft, um sie als Gattin in seine Heimwesen einzuführen.

Und Mattie ward eine gute Frau und Mutter von Knaben und Mädchen, die zur Freude ihrer Eltern heranwuchsen, während Bill immer mehr zu Ansehen und Vermögen gelangte und wohl im Stande war, seine Stellung im öffentlichen Leben mit einem ruhigen Privatleben zu vertauschen.

Als sich indeß der große Freiheitskampf zu entwickeln begann, ward Bill Smith wieder zum Jüngling und unterstützte mit einer an Verschwendung grenzenden Großmuth die Bestrebungen des Kongresses und seiner Streiter, bis er selbst zum Bettler geworden war. Nichts war ihm geblieben als sein Weib, fünf Söhne und drei Töchter, und mit ihnen brach er auf nach dem durch Boone eben erst der Ansiedelung erschlossenen Kentucky. Von allen Seiten strömten Scharen dahin und im Frühling des Jahres 1784 als sich wieder eine ziemliche Anzahl von Auswanderern in Powells Thal gesammelt, trat Smith an der Spitze seiner Familie und umgeben von Vieh und Ackergeräthschaften, die er mit dem Reste seiner Habe erkauft, die beschwerliche und ermüdende Wanderung an. Und sie war beschwerlich und ermüdend, aber zum Glück noch frei von Indianerangriffen gewesen. Am Lackingflusse machte man Halt. Harrod erwartete die Schar und forderte die Männer zu einem Jagdzuge nach Lebensmitteln auf. Die Familien blieben, wie man glaubte, wohl beschützt im Fort zurück.

Fünf Tage blieben die Jäger aus; mit Tagesanbruch des sechsten kehrten sie zurück und erstaunten nicht wenig, das Lager abgebrochen zu finden.

„Wo ist mein Weib — wo ist meine Familie?“ fragte Smith den Mann, dessen Obhut das Lager überlassen gewesen war.

„Wo Ihr sie verlassen habt,“ antwortete dieser; „fragt die Chawanies, von ihnen könnt Ihr das Uebrige erfahren.“

Bill Smith ahnte bereits, was sich zugetragen hatte. Ohne sich einen Augenblick aufzuhalten, eilte er nach dem Lager zurück. Die übrige Jagdgesellschaft mit Harrod traf einige Stunden später ein; sie fand Smith ausgestreckt auf den Leichen seiner Frau und seiner Kinder, als ob er sie mit einer einzigen Umarmung hätte umschlingen wollen. Thränenlosen Auges erhob er sich und mit einer fast übernatürlichen Fassung und Ruhe nahm er einem der Männer den Spaten aus der Hand und grub selbst für die Seinigen die letzte Ruhestätte. Alle, die ihn umstanden, begriffen, wie rauh sie sonst auch waren, das Weh, das ihn betroffen; sie erboten sich selbst, ihm zu helfen, aber mit wortlosem Ernst wies er sie zurück. So arbeitete er mehrere Stunden lang. Nachdem das Grab hinreichend tief war, hob er Mattie's erkalteten Leichnam empor, preßte ihn leidenschaftlich an seine Brust, drückte einen langen Abschiedskuß auf die Lippen seiner Lebensgefährtin und bettete sie sanft zur Ruhe. Den Erstgeborenen, dessen erstarrte Hand noch die zerschmetterte Büchse krampfhaft umfaßt hielt, legte er zu ihrer Rechten, das jüngste an der Mutter Herz. Dann blickte er lange schweigend in die Grube, die Alles, Alles, was es auf Erden für ihn Theures gab, in sich barg. Seine Gefährten warteten

Digitized by Google

bis Alles vorüber war und ein Steinhaufen die Grabstätte bezeichnete; sie glaubten, er würde mit ihnen einen neuen Lagerplatz aufsuchen, aber er nahm seine Büchse, winkte ihnen mit der Hand ein feierliches Lebewohl und verschwand stumm und schweigsam im Walde, indem er den Fährten der Chawanies folgte.

Von da an hörte man von ihm nur wenig und nur selten wurde seiner gedacht. Man nahm an, daß Harrod und Boone und vielleicht noch einige Andere von seinen späteren Lebensschicksalen mehr Kenntniß besaßen, als ihnen zu sagen beliebte, denn wurde Einer von ihnen nach ihm gefragt, so war ein schweigendes Kopfschütteln und ein Deuten nach der Stirne die ganze Antwort.

Zwei Jahre etwa mochten vergangen sein, als man über das Geheimniß der Zurückgezogenheit Bill Smiths einige Aufklärung erlangte. Boone's Leute hatten einen Indianer vom Stamme der Chawanies gefangen eingebracht, der eine entsetzliche Geschichte von einem bösen Geiste erzählte, von welchem ihr Kriegspfad seit zwei Jahren unaufhörlich verfolgt worden sei; dreißig ihrer tapfersten Krieger, sogar einige Häuptlinge, waren ihm zum Opfer gefallen. Es hatte sich daher unter dem Stamme der Glaube verbreitet, daß der große Geist ihnen zürne und um sie zu züchtigen einen Medizingeist geschickt habe. In Folge davon hatten sie beschlossen, ihre bisherigen Jagdgründe zu verlassen und ganz aus Kentucky wegzuziehen. Obwohl der Medizingeist in der letzten Zeit häufig verfolgt worden war, hatte ihn doch noch Niemand so recht gesehen und bei der Verfolgung waren stets einige der Nachstehenden zurückgeblieben, um nie oder nur als Leichen wieder sichtbar zu werden. Den furchtbaren Medizingeist einzuholen oder sich ihm auch nur zu nähern war noch Keinem gelungen.

Das war es, was der Gefangene berichtete. Man vermuthete sogleich, Bill Smith müsse der böse Dämon der Chawanies gewesen sein; allein nur flüsternd und mit heiliger Scheu wagte man seiner zu gedenken. In der That zeigte sich bald, wie unentschlossen und furchtsam die Chawanies, die seither als der kampflustigste und hartnäckigste feindliche Indianerstamm gefürchtet gewesen, kämpften. Die Vermuthung ward zur Gewißheit, als Bill Smith sich mit einemmale wieder in den Forts zeigte, doch nur dann, wenn die Chawanies die Ansiedler angriffen; entweder verkündete er die Ankunft der Feinde oder er trat, wie aus dem Boden gezaubert, plötzlich unter den Kämpfenden auf. Er kam ohne Willkommen, er ging ohne Abschiedsgruß und nie hörte man ihn ein Wort sprechen. Die Grenzbewohner betrachteten ihn mit einem Gefühle von Scheu und Ehrfurcht, und ihn zum Reden aufzufordern besaß Niemand den Muth.

Mit der Vertreibung der Chawanies über den Kentucky und später über den Green-River verschwand auch Bill Smith. Man war überzeugt, daß eine Indianerkugel seinem Rachewerke ein Ziel gesetzt.

Es war nicht so. Man wird sich erinnern, durch welchen Zufall ich seine Grabstätte auffand und wie ich vom Onkel Jake Einiges über die letzten Lebensjahre des bedauernswürdigen Mannes erfuhr.

Sobald er das letzte Kanoe der Chawanies den Ohio dahingleiten gesehen und ihm eine letzte Kugel nachgeschickt, baute er sich in einem der unzugänglichsten Thäler am Green-River eine kleine Blockhütte und verbrachte seine Tage in stiller Abgeschiedenheit. Pulver und Blei und das Wenige, dessen er zum Leben bedurfte, lieferte ihm seine Büchse und außer der Ansiedelung Onkel Jake's, durch den er sich mit Munition versorgen ließ, besuchte er keinen der Bewohner der Gegend. Einstmals blieb er länger als gewöhnlich aus. Jake forschte ihm nach und fand den achtundachtzigjährigen Greis als Leiche in seiner Hütte. Der wilde Ausdruck seines Gesichtes war von ihm gewichen, ein heiteres, glückliches Lächeln umschwebte seine Züge, man hätte glauben können, er schlafe, wenn nicht der Tod sein Zerstörungswerk bereits zu sichtbar bezeichnet.

Solcher Art waren die Prüfungen, welche die ersten Ansiedler auf dem amerikanischen Boden zu überstehen hatten.

Der Platz, den Bill selbst zur Aufnahme seiner Ueberreste bezeichnet und gegraben, wurde lange, lange Jahre hindurch nur mit scheuer Furcht betreten, und Jake war es gewesen, der, um ihn vor Entweihung zu schützen, die Sage von dem Schwure des schweigsamen Jägers, Jeden, der sich seinem Grabe nähern werde, bis zum Tode zu erschrecken, verbreitet hatte.

Von Spielleuten aller Art.

Dr. Beneke gab eine kulturhistorische Studie unter dem Titel „Von unehelichen Leuten" in Hamburg heraus, welche in geistreicher und anziehender Weise die im Mittelalter als unehrlich angesehenen Gewerbe und Dienste mit Rücksicht auf ihre historische Entwickelung darstellt und beleuchtet.

Wir können nicht umhin, aus diesem interessanten Werke Auszüge zu bringen, und haben mit Rücksicht auf den schroffen Gegensatz der Vergangenheit mit der Gegenwart die Spielleute zum Gegenstande der ersten Aufmerksamkeit gemacht.

Die ganz allgemeine Mißachtung der Schauspieler (Operisten wie Komödianten) ist bekannt genug; und Schütze sagt in seiner Hamburger Theater-Geschichte, daß sie im 17. und Anfangs des 18. Jahrhunderts noch immer als Gaukler und Histrionen, wenn nicht mit der Infamie, so doch mit der levis notae macula behaftet gewesen. Statt der unzüchtigen römischen Ausdrücke hätte er sagen sollen: mit der altdeutschen Unehrlichkeit. Uebrigens gesteht er selbst, daß Charaktere und Wandel der damaligen Schauspieler im Ganzen ebenso verächtlich gewesen wäre, als ihre Kunst.

In einem lehrreichen Aufsatze über die ältesten Schauspiele in Hamburg (Zeitschrift für Hamb. Geschichte I, 132) hat der Herr Archivarius Lappenberg das Vorhandensein derselben im 13. Jahrhundert nachgewiesen. Die feststehenden Ausgabeposten in den ältesten Kämmereirechnungen für freunde Schauspieler, entweder als Gnadengeschenke oder als Gagen und Spielhonorare, beweisen es, daß man damals das Schauspiel gewissermaßen als zum Staatshaushalt gehörig betrachtete, und jedenfalls mehr dafür that, als in neuerer und neuester Zeit, was

Digitized by Google

freilich in dem geistlichen Gegenstande und Zwecke solcher Aufführungen seinen triftigen Grund hatte. Reben jenen fremden Histrionen und Mimen, welche hieselbst zur Fastenzeit die Passionalspiele, oder zur Adventzeit Darstellungen der heiligen Nacht zur Anschauung brachten, kommen im 15. Jahrhundert auch Histriones civitatis vor. Schauspieler im Dienste und Solde der Stadt, welche man, anderen Stadtdienern gleich, jährlich um Pfingsten ein Konvivium zu geben pflegte. Ein Geschenk um Gotteswillen, wie das zu den Exequien des Histrionen Konrad, welcher 1467 beigelarm gestorben war, wird oft genug vorgekommen sein, wenn auch nicht allemall in der Form eines Schmerzensgeldes, wie das in demselben Jahre der armen Witwe gegebene, deren Gemal in der Hitze der Aktion von der Bühne gefallen und elend umgekommen war. — Manchen werden auch die nagirenden Journalatoren und dimicatores, die Gaukler und Schaufechter, mit Spenden bedacht; aber unerachtet solcher Gunst und des gebührlichen Quantums Bühnenapplauses wird man sowohl diesen als den eigentlichen Schauspielern sicherlich keinen Schatten bürgerlicher Achtung gezollt haben, wie denn auch kein Beispiel nachzuweisen ist, daß diese Art Spielleute das Bürgerrecht gewinnen durften. Mit dem Aufhören der geistlichen Spiele sanken unzweifelhaft ihre Darsteller noch tiefer in Verachtung, da sie des klerikalen Schutzes und ihre Stücke des biblischen Kernes entbehrten, während das an die Stelle gesetzte Drama nur zu oft nichts war, als ein ungenießbares Produkt bodenloser Gemeinheit mit unmotivirten Zoten durchsetzt.

Meins Unkraut, der niederländische Mime, welcher 1590 mit seiner Bande hier aufzutreten wünschte, wird die öffentliche Meinung in Betreff seines Standes schwerlich gebessert haben, wenn gleich er behauptete, so moralische Parabeln aufzuführen, daß der Senat durch die Gestattung ihrer Darstellung einen sehr starken Beweis seiner Christlichkeit, dem Allmächtigen zu Ehren, ablegen werde. — Hundert Jahre später sollen die Hamburger Geistlichen dem M. Veltheim die Kirchengemeinschaft verweigert haben. Mit seiner Gesellschaft (einer Bande relegirter Studenten) hier gastirend, soll er schwer erkrankt sich noch Versöhnung mit Gott gesetzt haben, worauf aber kein Geistlicher ihm das heil. Abendmahl habe reichen wollen. Andere Berichte verlegen den Ort solcher Exkommunikation noch Leipzig, und hoffen in Hamburg dosselbe Erlebniß dem Schermitzky, Veltheims Hauswurst, passiren*). Ja, Schütze erwähnt, daß noch in der letzten Hölfte des vorigen Jahrhunderts einige der würdigsten Mitglieder der gereinigten gestifteten Bühne ein gleiches Schicksal wie Veltheim und dessen Possenreißer betroffen habe. Indeß läßt sich, ohne die Persönlichkeiten zu kennen, kein Urtheil fällen über solche hort scheinende und doch vielleicht nicht grundlose Ausschließungen, welche gewiß schon deshalb selten vorgekommen sind, als die Zahl der regelmäßigen Besucher des protestantischen Beichtstuhls unter den dramatischen Kunstgenossen zweifelsohne sehr klein war und noch ist.

Sogar bis in die romantische Sphäre der Heranangelegenheiten drang die trennende Vorstellung vom unehrlichen Komödiantenstande. Der Bürgerssohn, welcher das Unglück hatte, sich in eine Bühnenheldin zu verlieben, that am vernünftigsten, wenn er gleich Anfangs auf das Glück der Ehe mit selbiger verzichtete, und um ihre Schwesterliebe bat. Vor seine Neigung so passionirt geworden, daß sie ihn zu heimlicher Verheiratung hinriß, so durfte er seiner Ausstoßung aus gesammter ehrbarer Familie, nebst Vaterfluch und Enterbung gewiß sein. Daß ein ehrsames Bürgermädchen einem Schauspieler Herz und Hand geloben könne, das war geradezu undenkbar. Friedr. Ludw. Schröder, der große Künstler, soll's in seiner Jugend erfahren haben. Bei der Bühne zu Düsseldorf engagirt, lernte er die schöne Schulmeisterstochter eines benachbarten Dorfes kennen und lieben. Da seine Person und Unterhaltung ihr erstädtlich gefiel, so wagte er es, um ihre Hand zu werben. Wie groß aber war seine Demüthigung, als sie offen bekannte, daß sie ihn zwar als Menschen recht gern hätte, daß sie aber nun und nimmer mehr einen Mann heiraten könne, dessen Beruf es sei, auf offentlichem Theater — Possen zu treiben.

Bekanntlich hat sich nach und nach bei allen festen Bühnen ein ehrenwerther Künstlerstand herangebildet, mid einzelne Künstler und Künstlerinnen sind so hoch gestellt, daß sie mit dem Dichter und mit dem König gehen, und mit ihnen wandeln auf der Menschheit Hohen. Dennoch kommt bei dem Verhältniß des dramatischen Künstlerstandes zu den übrigen gebildeten Ständen noch immer viel auf die Persönlichkeiten an, und eine gewisse Isolirung wird niemals von ihm zu trennen sein. Es sind längst keine Ehrbegriffe mehr, welche hierauf influiren, es sind andere Motive des Fernstehens, hauptsächlich: die unendlich große Verschiedenartigkeit der Lebensweise, der Lebensauffassung, des ganzen Ideen- und Wirkungskreises. Alle jene deutschen — und besonders norddeutschen — Naturen, welchen das Kundgeben ihrer Gefühle so schwer fällt, welche sich schämen Rührung zu zeigen, welche die zarten Regungen eines warmen Herzens oftmals in Kaltsinn, wenn nicht gar in Grobheit kleiden, betrachten das Hervortreten der Innerlichkeit bei Anderen entweder als eine Affektation oder als eine Exaltation; und wenn sie auch durch das Darstellen solcher Dinge auf der Bühne sich unterhalten lassen, so können sie doch den mit fremden Gefühlen prunkenden Darstellern zwar großen Bühnenapplaus, aber schwerlich ihrem Beruf die volle mitbürgerliche Hochachtung zollen. Der Kontrast im Innern des Bühnenkünstlerlebens zwischen der eigenen lustigen Stimmung und der dargestellten tiefen Trauer, zwischen der empfundenen Sorge. Betrübniß, Verzweiflung und der dargestellten Glückseligkeit, mithin diese Art geistiger Ilustreibeit mag bei Vielen nicht recht zum klaren Verständniß kommen, sonst würde man die Bühnenkünstler vielleicht mehr bemitleiden, als wegen ihres Ruhmes glücklich preisen.

Wäre die Bühne wirklich ihrem Ideal entsprechend, eine Anstalt zur wahren Veredelung des Menschengeschlechtes durch die Kunst, so würden wir die ihren Beruf also auffassenden Künstler um so höher schätzen müssen, als uns jener nie abzuweisende Konflikt immer als ein großes Opfer philantropischer Selbstverläugnung erscheinen würde. Wo aber die Bühne bestenfalls nur unterhält und ergötzt, wo des Künstlers Lebenszweck nur den Beifall der amüsirten Menge zum Ziele hat, da treten auch die übrigen Schattenseiten des Künstlerstandes, die leichte Verführbarkeit zu allen Eitelkeiten und Aeußerlichkeiten des Daseins, desto greller hervor, da liegt der Vergleich mit den alten Spieleuten: die Gut für Ehre nehmen und sich für Geld zu Eigen geben, nicht gar fern.

Diese unverkennbare Kluft, die den isolirten Stand der Bühnenkünstler von den übrigen gebildeten Gesellschaftsklassen trennt, wird vergrößert durch die, ihnen eigene stete Beschäftigung mit eingebildeten Zuständen und deren effektvoller Darstellung, um welche sich ihr ganzer Gedankenkreis nothwendig drehen muß. Sie leben auf Brettern, welche die Welt bedeuten, wir auf Grund und Boden, welcher die Welt ist. Deshalb und in Folge ihrer kosmopolitischen Beweglichkeit, die sie noch immer zu einer Art Heimatlosigkeit veranlaßt, leben sie nur oberflächlich in dem Gemeinwesen des deutschen Bürgerthums, in dessen Inneres sie niemals eindringen können, in dessen Realität sie nicht hineinpassen. Wie schwer fällt es einer Bühnenheldin, sich an der Seite eines bürgerlichen Gatten in dessen fleinbürgerlichen Beruf und Familienkreis zu finden; wie manche kehrt zur Bühne zurück, deren erregender, berauschender Glanz sie zu mächtig lockt. Wo aber so wenig Gleichartigkeit der wichtigsten Interessen des äußern und innern Lebens, da entsteht, da bleibt die trennende Kluft.

*) Rosenthal benützte dies in seinen „deutschen Komödianten".

Digitized by Google

Spiellente niederer Art waren die Gaukler oder Jokulatoren (Jongleurs). Diese mögen unter den allen Spielleuten den damaligen Mimen ziemlich nahe verwandt gewesen sein. Beide finden man in anscheinender Verwechslung vielfach genannt in Hofdiensten geistlicher und weltlicher Fürsten vom 11.—14. Jahrhundert. Ebenso wenig unterscheidet sie Adam von Bremen, wenn er als Charakterzug Erzbischof Adalberts mittheilt, daß derselbe die den gemeinen Haufen ergötzenden Gaukeleien der Mimen verabscheuet, den Vorspiegelungen der Wahrsager Stern- und Traumdeuter aber ein geneigtes Ohr geliehen habe.

Von den spätren Gauklern, deren Arten und Unarten weltbekannt, ist nicht viel zu sagen. Sie sind geblieben, was sie waren, und werden immer sein, was sie sind: Bild- und Blendlinge der Kunst, in welcher Weise sie auch ihre immerhin artigen Fertigkeiten produciren mögen, mit betrieben samen Flohen oder zierlichen Marionetten, oder als Feuerfresser oder als sonstige noch nie dagewesene Wundermänner. Besonderes Geschick und Fortuna's Gunst mag die Klügsten unter den Taschenspielern zu sogenannten Professoren der Magie promoviren, oder die Maladore unter den Seiltänzern und den vom romantischen Nimbus getragenen Kunstreitern beiderlei Geschlechtes, bis zu einer gewissen Glanzhöhe europäischer und sogar transatlantischer Berühmtheit erheben: es sind doch eben nur Raketen eines Feuerwerkes, die prasselnd und blendend rasch aufsteigen und noch schneller verpuffen, während die meisten ihrer Konsorten wie Pulverfrösche am Boden ihr paar Funken verspritzen. Wer kennt noch den Namen Joh. Baptista Rossi, der mit seinen Pantomimen vor 100 Jahren die Welt entzückte? Sein Nachruhm besteht in dem Papierblatt eines Archivs, darin der Magistrat einer Reichsstadt ihm attestirt, daß seine „Luftspringer-Kunststücke" das Publikum wohl vergnügt haben, und daß er unverklagt und sonder Schulden zu hinterlassen davon gezogen sei. Und wenn die von Akens und Kreuzbergs, diese praktischen Zoologen und Beförderer der Thierseelkunde, gewiß mit Recht die Anerkennung der Naturwissenschaft verdienen, so verdanken sie doch ihren Ruhm und dessen klingende Baluta einzig ihrer malerischen Gruppirung unter den wildrn Bestien, ihrem waghalsigen Spiel mit des Löwen Rachen, mit des Tigers Tatzen. Und dieser Umstand stellt sie wieder in eine gewisse Blutsverwandtschaft mit den niedrigsten ihrer Kollegen: den Bären- und Kamelführern, welche mit Trommel und Querpfeife auf der Staffel der mittelalterlichen Affenspäler verharren, und so mißachtet geblieben sind, daß der ehrliche Matrose, der seinen Seehund für 1 Schilling zeigt, sich schämen würde, für einen ihres Gleichen gehalten zu werden.

Unter den in neuerer Zeit abhanden gekommenen Gaukelkünstlern wären die Zahnbrecher und die Klopffechter besonders zu erwähnen.

Die Ersteren, nämlich diejenigen ärztlichen Charlatans, „Steinschneider und Bauchoperateure", welche vormals auf jedem Jahrmarkte „ausstanden", kennen von Person wohl nur noch wenige alte Leute. Auf seiner Tribüne stand der bebrillte weltberühmte Doktor Poffmuxius oder Schnauzius Rapunius von Neapolis, im goldverbrämten Scharlachrock und mächtiger Allongen-Perücke, welcher alle Sorten Morris'scher und Strahl'scher Pillen, alle Revalentas und Malzextrakte seines Zeitalters feilbot, daneben schadhafte Zähne mittelst der Kneipzange oder des Schlüssels ganz delikat ausbrach, und sonstige Operationen hinter dem diskreten Vorhange im Hintergrunde verrichtete. Während dessen erhielt sein Zamalus, der buntgefleckte Hanswurst, durch seine vorterlesten Späße ein hochlöbliches Publikum dergestalt im schallrnötsen Gelächter, daß es das Angstgeschrei und Schmerzgeheul der gepeinigten Patienten vollkommen überhörte, und stets neue Schlachtopfer — wahre Schafe — in's Netz lockte. Inweilen betraten diese Marktschreier noch entschiedener das Gebiet der Thalia. Auf ihren offenen Bühnen führten sie mit ihren Leuten förmliche Possenspiele auf, welche sie von den Farcen der eigentlichen Komödianten nur durch die schließliche Moral unterschied, welche allemal auf eine Apotheose der Pillen und Latwergen des Herrn Doktors hinausliefe, welcher sie dann mit Stentorstimme feil bot. Ein solcher Heilkünstler war Mr. Fuchs, welcher für alle deutschen Jahrmärkte kaiserlich privilegirt zu sein behauptete, als Augen-, Bruch-, Stein-, Wund- und Wurm-Arzt, mit Kopf-, Brust- und Magen-Tinsuets, nebst spanischem Lazirbrod. Diese burlesken Gestalten, welche mit den polnischen Bärenführern die Prachtstücke jedes ländlichen Jahrmarktes bildeten, haben leider vor der ängstlichen Medicinalpolizei weichen müssen, und kaum noch erinnert an sie die Redensart: er schreit wie ein Zahnbrecher!

Die Klopffechter des 17. und 18. Jahrhunderts kann man ohne Zweifel als herabgekommene Epigonen der ärztlen Kämpen betrachten. Der Klopffechter verheißt sich zum Kämpen, wie dieser zum Turnierhelden, ähnlich wie Bänkelsänger, Meister- und Minnesänger sich unter einander verhalten. Bei dem kriegerischen Geist der Deutschen und ihrer Liebhaberei für Waffenübungen erhielt sich die Fechtkunst lange in großem Ansehen, und die in Städten seßhaften Fechtmeister, welche in ihren Fechtschulen die Jünglinge wehrhaft machten, waren gewiß ganz geachtete Leute, zumal wenn sie zuvor dem Kriegerstande angehört hatten. Verschieden von ihnen aber waren die Darsteller ziemlich ungefährlicher Zweikämpfe oder anderer Kampfspiele. Unter sich zu einer mystischen Genossenschaft verbunden, nannten sie sich etwas räthselhaft: „St. Marks- und Lukasbrüder, Freifechter von der Feder, Fechtmeister von St. Marko und Löwenburg, und angeblote Meister des langen Schwerts von Greifenfels." Ein solcher war Hans Jochim Olsen, der im Sommer 1754 in Hamburg seine „hochadeligr ritterliche Kunst" sehen ließ, mit allen Gewehren strilt vom kürzesten bis zum längsten und umgekehrt, und zwar mit einigen Dilettanten um 1 Dukaten, mit seinen Waffenbrüdern aber bis auf's Blut. In den Pausen ergötze sich das Publikum am Pistolenschießen nach Türkenköpfen, am Pikenwerfen, und besonders am Fahnenschwingen, einem artigen Kunststück, das auch bei Handwerksgesellen zener Zeit sehr beliebt und viel geübt war, wobei es galt, mittelst rascher geschickter Schwenkungen der wallenden Fahne eine Reihe von Figuren darzustellen.

Die Lust am Fechten erlahmte mit der Anfnahme der Schießbüngen des Schützenkorps. Je voller die Schießgräbrn, desto leerer die Fechtböden. Doch konnte noch 1789 der k. k. Fechtmrister Josef Miró es wagen, in Schröders Stadttheater eine Reihe von Vorstellungen zu geben. Wann die letzten Klopffechter sich bis auf's Blut gepankt, das ist nicht bekannt. Jedenfalls scheint schon längst der letzte des Geschlechtes der St. Markusbrüder mit Helm und Schild begraben zu sein, mit ihm sein langes Schwert von Greifenfels!

Aber wenden wir uns nun zu dem eigentlichen Spielmann, zum fahrenden Musikanten. Ist er in seiner Art nur halbwegs ein richtiger Exemplar, so wird er in der Volksmeinung zwar nimmermehr aus dem Bann der Geringschätzung herauskommen, aber dennoch wird seine Erscheinung stets willkommen sein, weil er die schönen, neuen Lieder und Tänze bringt, deren man zur Herzstärkung in Alltagsleben bedarf. Das ist heute noch so, wie es vor 500 Jahren und länger gewesen ist, denn die Deutschen sind ein sehr musikalisches Volk. Immer finden wir die gleiche Mißachtung der Person des Spielmanns, dasselbe Wohlgefallen an seiner Kunst, denselben Eifer, die mit Lust gehörten Sänge und Klänge mit musikalischem Ohr im Gedächtniß festzuhalten und sie nachzusingen, nachzuklingen. Wie groß der Werth war, den man im Mittelalter auf die Musik dieser Spielleute legte, das erhellt u. A. auch aus der Wichtigkeit, welche der ernsthafte Rathsschreiber Meister Johannes der Chronist der Stadt Limburg an der Lahn, dem Volksgesange beimaß. Gewissenhaft hat er von Jahr zu Jahr jedes neue Lied notirt, wie es von fahrenden Spiellenten verbreitet und

Digitized by Google

im Volke von Jung und Alt gepfiffen und gesungen wurde. Da schreibt er fast auf jeder Seite: „um diese Zeit, in diesem Jahr, da pfiffe und sang man im deutschen Lande das Lied“ und dann folgt dessen Anfangsvers. z. B. „Schach Tafelspiel begiun' ich will“, oder: „Ach Scheiden, aber Scheiden, wie thut das Scheiden weh“, oder das (sicherlich irgendwo faktisch begründete) Trauerlied: „Gott geb' ihm ein verdorben Jahr, der mich gemacht zur Nonnen.“ — Die Spielleute besangen zu Alles, was das Volksgemüth erfreuen mag, Zauber- und Schaudermären, Räubergeschichten, Brand, Mord und Todtschlag, Liebeslust und Leid, und als lebendige Zeitungen die neuesten Weltbegebenheiten, nämlich Kriegs-, Schlacht- und Fehde-Abenteuer. Sie trugen das Lob tapferer Helden, wie den Ruhm edler Frauen von Land zu Land, und verbreiteten beispielsweise um 1350 in allen rheinischen Gauen ein Hohelied von der wunderbaren Schönheit und der tugendsamen Holdseligkeit der Frau Agnes zu Straßburg, — wie wir dies von gedachtem Chronisten erfahren, der dadurch ihr Andenken verewigt.

Das mag sich denn seitdem auch gar oft wiederholt haben, die Manieren und Weisen sind verändert, Lust und Liebe an Sang und Klang ist geblieben. Ja, die Deutschen sind ein sehr musikalisches Volk und in reinster, naturwüchsigster Art dort, wohin der Einfluß großer Städte nicht mehr reicht, in ländlichen, waldreichen, gebirgigen Gegenden; dort ist eigentlich kein Mensch ohne Musikalent, wie verschiedenartig es sich auspricht im einstimmigen Sommerabendsgesang der niedersächsischen Bauerjungen, wie im himmelhoch jauchzenden Jodeln und lustigen Schnadahüpfln der süddeutschen Alpenkinder. Und der fahrende Spielmann, bei aller persönlichen Mißachtung, deren er theilhaftig, ist noch immer der Lehrmeister des musikalischen Landvolks.

Da steht mitten auf dem freien Dorfplatz so ein Bänkelsänger in rother Weste, grüner Schnürenjacke und weißgewiesenen Beinkleidern, mit Pfropfenzieherlocken zu beiden Seiten seines ziemlich wüsten Gesichts; er dreht seinen Leierkasten und singt das schöne Lied: „'S ist nichts mit den alten Weibern, ich bin froh, daß ich keine hab'“, und seine Gefährtin neben ihm, die windschiefe runzelvolle Matrone, vielleicht seine Gattin, singt in rührender Resignation oder stumpfer Gleichgiltigkeit ihr eigenes Verdammungslied mit: „Wer so einen alten Schimmel in seinem Stalle hat“ ꝛc. Offenen Mundes, aber mit hellen Vergnügungsblitzen im breiten Antlitz, umringt dicht gedrängt die liebe Dorfjugend das konzertirende Paar, während weiter entfernt ausnahmslos alle Erwachsene vor die Thüren treten und achtsam lauschen auf Melodie und Text. Und kaum sind die beiden Spielleute zum Dorfe hinaus, so beginnen ein Paar halbwüchsige Buben mit dem Schlußvers: „Drum, ihr lieben Junggesellen, freiet ja keine Alte nicht“ und dann singt, und pfeift mindestens vier Wochen lang Jedermann im Dorfe, Jung und Alt, nichts anderes, als dies verflucht spaßhafte Stückchen und der Schulmeister wiederholt ärgerlich, was er schon oft gesagt: Wenn doch die Bauerschlingel nur halb so viel Gedächtniß hätten für meine Lehren der Weisheit und Tugend, als sie für die vermaledeiten Gassenhauer an den Tag legen.

Die Unverwüstlichkeit des richtigen Gassenhauers bezeugt am klarsten der bald 200jährige immergrüne „liebe Augustin“, dessen Text und Melodie ebenso echt ist wie der Spielmann, der Beides geschaffen. Dieser ist zufällig kein namenlos verklungener Barde wie die meisten Komponisten landläufiger Volksmusik, sondern, dem Vernehmen nach, Niemand anders als ein wirklicher Meister Augustin selbst, eine festgestellte Persönlichkeit aus der Kunstgeschichte der Stadt Wien, und ein für seine Tage ebenso einflußreicher Mann des Volks, wie Strauß und Lanner für ihre Zeitgenossen. Seine normale Spielmannsnatur verrieth sich schon durch das sorglos fröhliche Gemüth und die ewig durstende Kehle, welche freilich manchmal des Guten zu viele that und jedem Andern den Vorwurf sträflichen Leichtsinns zugezogen haben würde. Eines Abends — so heißt es — war unser Augustin, wie gewöhnlich, mit guten Gesellen in einer Vorstadt Wiens bei Spiel, Gesang und Becherklang so lustig gewesen, als wären die gerade obschwebenden höchst betrübten Zeitläufte einer bösen Pestilenz für ihn gar nicht vorhanden. Daß der Wirth beim Scheiden um Mitternacht sich für die verjubelten Flaschen Augustins letzten Heller, und da's nicht reichte, auch dessen Rock in Verwahrung genommen, — daß hernach, als er nun in gräulicher Sturmnacht umherirrte, auch Hut und Stock sich von ihm trennten, das Alles schor ihn in seiner Weinseligkeit so wenig, daß er dem unnützen Trödel mit Schalkheit nachsang: Fahret hin, fahret hin, Grillen geht mir aus dem Sinn. So weit war Alles gut und schön. Leider aber gerieth er bald darnach in seiner völligen Verdüsterung auf einen Abweg, welcher in jener weiten Universalgrube führte, darin Wien's Gastenkummer seine Ruhestätte zu finden pflegte, nach anderer Meinung aber damals die Pestleichen verscharrt wurden. Regllos nähret sich der joviale Sänger im emsigen Zickzackschritte diesem schauderhaften Abgrunde, kein erleuchtender Strahl fällt durch's düstere Regengewölk auf seinen Irrpfad, kein rettender Stein des Anstoßes bringt ihn vorher zu Falle, nein, er taumelt heitern Sinnes über den Rand und stürzt regeltecht hinunter die jähe Tiefe der entsetzlichen Gruft, deren eigenthümlich weiches Terrain allerdings seine Glieder vor Zerschmetterung schützte, so daß er unten heil und gesund anlangte. Als er aus der Betäubung des Schreckens ziemlich ernüchtert erwachte, und inne wurde, daß er nicht besser wie Daniel in der Löwengrube säße, nämlich in dem abscheulichsten Morast, aus dem wegen Steilheit der Seitenwände kein Entrinnen möglich, — da erschien es ihm doch als ein Trost, daß seine Geige weder vom Wirth gepfändet, noch vom Winde entführt, noch beim Sturze beschädigt war. Nur ein tonund taktfester, echter Spielmann kann in solchen Lebensmomenten zur Geige greifen, wie er that, indem er ihr Anfangs einige wehmüthige Klagetöne entlockte, welche aber bald genug und dem Adagio in einen Sehnsuchtswalzer, und sodann in ein munteres Scherzo übergingen. Ein seinem erregten Künstlergemüth inspirirtes Thema auf- und abwandelnd sang er mit hellem Bänkelsängertenor ein improvisirtes Lied dazu, in welchem er seine desperate Lage ganz artig parodirte. Es war kein anderes, als das an diesem Aborte entstandene

„Ach du lieber Augustin, Alles ist weg, weg, weg,
Ach du lieber Augustin, Alles ist weg,
Rock ist weg, Stock ist weg, Augustin selbst im Dreck,
Ach du lieber Augustin, Alles ist weg!“

Und sein Spiel, sein Sang führte zu seiner Rettung. Einige früh Morgens zufällig Vorübergehende vernahmen mit Erstaunen diese rührend lustigen Klänge aus der Tiefe des Ortes, sie fanden den wohlbekannten Bruder Augustin mit dem letzten Rest seiner Kräfte zeigen und singen, und entrissen ihn dem nahen Verderben. Daß er durch dies merkwürdige Erlebniß ein Held des Tages wurde, zu erwünschter Verbesserung seiner Finanzen, wie hoffentlich auch seines Wandels, das ist so natürlich, wie die allgemeine Verbreitung seiner Noth- und Hilfs-Arie, welche nicht nur auf allen Tanzboden Furore machte, sondern auch auf Flügeln des Gesanges damaliger Possen und Operetten von allen Bühnen herab dem deutschen Volke mitgetheilt und von d esem daukbar in sich aufgenommen worden ist.

Und dennoch schlägt immer der alte Fettfleck vom unehrlichen Spielmann wieder durch. Frau Ottilie Wildermuth, die sicherlich keinen Kinde wehe thun könnte, läßt im Tageslichte der Wirklichkeit unserer Zustände ganz richtig einen ehrlichen, zünftigen Flaschner von einem Oberamtsdiener sagen: „er ist sein Lebetag schon allerlei gewesen, Schreiner, Soldat, und mit Respekt zu melden, so gar Spielmann!“

Wenn ein fahrender Spielmann gewöhnlichen Schla-

Digitized by Google

ges alt wird, wenn Wind und Wetter seine Finger und Instrumente gichtisch verstimmt haben, dann sucht er sich in irgend einem Dorfe als Händling anzusiedeln, und vielfach glückt's ihm, neben seinem Ausübungsgeschäft bei allen Festlichkeiten, sich als Naturalist im Flickschustern oder Schneidern, ganz passabel durchzuschlagen, bis auch für ihn die große Pause eintritt, welche man Tod nennt. Selten ist so ein Spielmann verheiratet; und wenn er nicht etwa eine gleichgestimmte Spielmannstochter findet, so that er auch besser unberathen zu bleiben, weil andere weibliche Naturen doch schlecht zu seiner Art passen würden. Vormals, als die Zahl der fahrenden Leute bedeutend größer war, gab's mehr Auswahl und folglich mehr Spielmannsehen, woher hätt's sonst die vielen Spielmannskinder gegeben, vor welchen sich die ehrbaren Thüren verschlossen.

Wenn endlich ein Spielmann ausgespielt hat, so gibt's in der Regel nicht viel Weinens und Wehklagens. Wo weder Weib und Kind, noch Hab und Gut gewesen, da ist auch wenig Freundschaft, und morgen kann ein anderer Geiger kommen, der es eben so gut versteht. Der Todte liegt einsam und still in der Kammer, an der Wand hängt das verstimmte Saitenspiel, daneben wohl auch an welkes Kränzlein aus alter, ferner Zeit; und weht's durch's zerbrochene Fensterchen herein, so raschelt es leise im welken Laube, und schwirrt und klingt wunderlich in den Saiten. Beim Begräbniß fehlt Glockengeläute und Grabgelang und für den, der lebenslang allen Menschen bei ihrem Wohl und Weh die besten Weisen ertönen ließ, die er wußte, für den gibt es nicht einmal zu guter Letzt einen Scheidegruß; still und kalt, ohne Sang und Klang wird der ärmliche Sarg bestattet an der unvermeidlichen Kirchhofsmauer. Nun hat er ausgetönt, er ist verklungen, und bald gänzlich verschollen; seine Lebens-Dissonanz aber ist hoffentlich in seligen Wohlklang aufgelöst; und war er hienieden „nur ein Geiger" so ist er nun vielleicht in unseres Herrgotts Himmelskapelle „auch ein Geiger." —

Literatur und Kunst.

— Ernste und heitere Novitäten. Von Roderich Benedix steht schon wieder ein neues dierakt'iges Lustspiel mit anscheinend sehr ergiebigem und fruchtbar komischem Stoff zu erwarten: „Sammelwuth". Das Berliner Hoftheater hat das Stück zur ersten Aufführung angenommen. — Auch Louise Mühlbach hat ein Stück geschrieben, dessen Held Friedrich der Große ist. Dasselbe wird ebenfalls an genannter Bühne zuerst gegeben werden. Da es aber nach dem für das königliche Theater geltenden Censurgesetz nicht gestattet ist, die Könige von Preußen auf die Bretter zu bringen, so legte Herr von Hülsen diese Angelegenheit dem König Wilhelm vor, und dessen Entscheidung lautet dahin, daß die Aufführung zu gestatten sei. — Adolf Glaser, Redakteur der Westermann'schen „Monatshefte" und Verfasser eines Drama's: „Galileo Galilei", hat jetzt ein zweites Werk für die Bühne, ein Schauspiel: „Der Weg zum Ruhme" vollendet. — Brachvogel will, ebenso wie er es mit seinem „Trödler" that, nun auch seinen Roman: „der moderne Falstaff" für das Theater bearbeiten. — Endlich erscheint nächstens auch wieder vom Braunschweiger Hofschauspieler Karl Schultes ein Lustspiel: „der grüne Peter", frei nach dem spanischen Stücke Pirfo di Molina's „Don Gil a la calzas verdes", „Don Gil mit den grünen Hosen" bearbeitet. Die Tollheit und prächtig-humoristischen Rollen dieses Stückes sollen Alles übersteigen, was in der Art bisher bekannt ist.

— Der Abt von St. Gallen als Opernterl. Jeder unserer Leser kennt die hübsche humoristische Ballade von Bürger: „der Kaiser und der Abt." Schon auf der Schule haben wir ja auswendig gelernt: „Ich will euch erzählen ein Märchen gar schnurrig, Es war 'mal ein Kaiser, der Kaiser war kurrig, Auch war 'mal ein Abt, ein gar stattlicher Herr u. s. w." Den Inhalt dieses Gedichts als Stoff für eine komische Oper zu benutzen, hatten wir in der That für eine ganz glückliche Idee; ein gewisser G. Franz — der Name ist wohl pseudonym — hat dieselbe jetzt zur Ausführung gebracht, und sein Werk ist von einem ebenfalls unbekannten F. Herther in Musik gesetzt und so vor Kurzem auf dem Leipziger Theater zum ersten Mal gegeben worden. Der Beifall war reichlich und verdient. Das hübsche Sujet erscheint nett bearbeitet und hat durch Einflechten eines Liebesverhältnisses zwischen dem jungen Schäfer und einer Nichte des Abtes in sehr geschickter und ansprechender Weise eine Erweiterung erfahren. Die Musik hält sich im Lortzing-Flotow'schen Styl; sie ist melodiös, leichtfaßlich, nicht ohne Grazie und Humor, an einigen gehobeneren Stellen des Textes sogar nicht ohne Schwung. An der Technik zeigt sich eine geübte, praktische Hand; ein Erstlingswerk ist die Oper wohl kaum. Wir wollen nicht verschweigen, daß man in Leipzig auf den unter uns wohnhaften jungen Künstler von Stahl-Holstein als Kompositeur rüth. Freilich ist dies Gerücht noch ebenso wenig bestätigt als widerlegt worden.

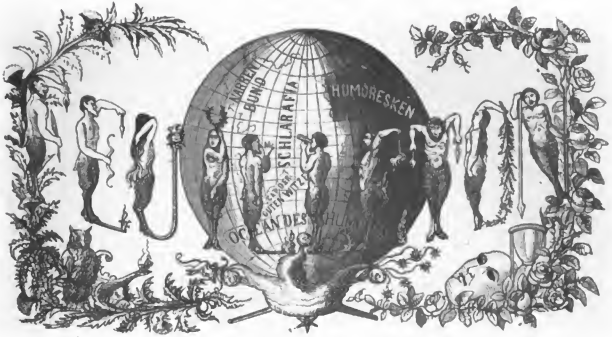
— Ein Buch über Uhland. Binnen Kurzem wird zur Versendung kommen: „Ludwig Uhland. Sein Leben und seine Dichtungen, mit zahlreichen ungedruckten Gedichten aus dessen Nachlaß und einer Auswahl von Briefen. Von Friedrich Notter." Aus Mittheilungen der Familie und nächsten Freunde des verewigten Dichters, aus officiellen Akten und Dokumenten, früher veröffentlichten Aufsätzen, wie aus eigenen Berührungen mit dem Verstorbenen suchte Notter ein Bild vom Leben und von der geistigen Entwicklung, von der poetischen Thätigkeit und dem politischen Wirken Uhlands zu entwerfen, das neben Berichtigung mancher Irrthümer sehr vieles noch nicht Bekannte enthält. Der Nekrolog im „Schwäbischen Merkur", den Notter gab, erscheint hier erweitert zu einem vollständigen biographischen Gemälde, dem auch eine ausführliche Kritik der Uhland'schen Dichtungen beigefügt ist. Außerdem bietet die Schrift gegen zwanzig zum ersten Mal gedruckte Poesien Uhlands, worunter das ziemlich umfangreiche Fragment eines Trauerspiels: „Ulfer und Aurunia" und eine ergänzende Skizze zu dem bekannten Bruchstück: „Schildein", sowie einer ungefähr gleiche Ausdehnung beziehungsweise Briefe aus allen Lebensaltern des Dahingeschiedenen.

— Illustrationen zur Braut von Messina. In Düsseldorf findet eine jetzt dort ausgestellte neue Reihe von Aquarellen Kaspar Scheurens lebhafte Anerkennung. Dieselben illustriren einen der letzten Chöre aus Schillers „Braut von Messina": „Wohl dem, selig muß ich ihn preisen, der in der Stille der ländlichen Flur u. s. w." Es sind Genrebilder, die indeß stets im historischen Style vorgetragen erscheinen. Originell gedacht sind die Arabesken, sowie gutgewählt die oberhalb angebrachten, grau in grau gemalten Scenen aus der Tragödie.

— Der Preis von 200 Dukaten für das beste Stück aus der bairischen Geschichte, den König Max von Baiern ausgeschrieben hatte, konnte keinem der eingesendeten Werke zuerkheilt werden, und da ist deshalb der Termin für die Bewerbung bis zum 1. Oktober d. J. verlängert.

— Ein Uhland-Denkmal in Amerika. Die deutschen Sänger Neu-Yorks gedenken ein Konzert abzuhalten und den Ertrag desselben für ein Monument zu bestimmen, das zu Ehren Ludwig Uhlands im dortigen Centralpark errichtet werden soll, wo seit vorigem Jahre auch schon die Büste Schillers aufgestellt ist

Digitized by Google



Feuilleton.

Allerlei.

Dieser Tage überreichte der Vereinsvorstand zum Wohle hilfsbedürftiger Kinder Sr. Excellenz dem kommandirenden General Böhmens Grafen von Clam-Gallas das Diplom als stiftendem Mitglied dieses Vereines. Dasselbe ist in groß Format mit breiter Randeinfassung ausgefertigt. Obenan befindet sich das Prager Stadtwappen, in der Mitte der Name des Gefeierten, umwunden mit Lorbeerblättern und das gräfliche Wappen mit militärischen Trophäen umgeben, unten zwei verwaiste Kinder, das Symbol des Vereines, worein in einer Arabeske umschlungen, sich die Ansichten von Prag und der Kettenbrücke darstellen. Das ganze Diplom ist geschmackvoll gruppirt, mit Gold-Farben und Federzeichnung sorgfältig ausgeführt und rührt aus der Hand des Kalligraphen k. k. Oberlandesgerichtsbeamten Hrn. Anton Alois Thum her.

Die Zahl der weiblichen Dienstboten in Wien beläuft sich auf 40.000. Von denselben werden 90.000 Dienstwechsel während einer Jahresfrist vorgenommen.

Von den zwölf alten Männer, an welchen der König von Bayern am Gründonnerstage die Fußwaschung vollzog, war der älteste 101, der jüngste 86 Jahre alt; alle zusammen zählten 1078 Jahre.

Bei Dünkirchen wurde durch den Sturm ein Wallfisch an's Ufer geworfen, der nicht weniger als 30 Meter Länge und 20 im Umfange hat. Auf dem Trockenen kämpfte er noch zwei Stunden mit dem Tode.

In Göttingen erschoß sich kürzlich ein Student, Ulrich v. Bassewitz aus Deutsch-Plassow in Pommern, nachdem er Tags vorher noch mit seinen Freunden sich vergnügt und Abends das Theater besucht hatte Auf seinem Arbeitstische fand sich eine Notiz des Inhaltes, daß er sich das Leben „aus Langerweile" genommen.

Ein königliches Nähmadchen. Kürzlich stand in London vor dem Polizeigericht ein altes Mütterchen von 60 Jahren, Maria Stuart, eine Näherin, unter der Beschuldigung an der Wohnung des Lord Palmerston mit Absicht eine große Scheibe zerbrochen zu haben. Als Hauptzeuge trat der Kammerdiener des Lord auf, welcher erklärte, die Angeklagte sei zu ihm gekommen, habe gefragt, ob hier Lord Palmerston wohne, und auf die bejahende Antwort einen Stein in das Fenster geschleudert. Aufgefordert, sich zu vertheidigen, hielt die Näherin eine lange Rede, in welcher sie behauptet, sie sei eine Enkelin des Prätendenten Karl Stuart, seit 1829 habe sie die Regierung in Bittschriften um Anerkennung ihrer Rechte gebeten, aber immer ohne Erfolg. Als sie sich ebenfalls vergebens an den verstorbenen Sir James Graham gewendet hatte, warf sie diesem, wie jetzt dem Lord Palmerston, ein Fenster ein, um ihn auf diese Weise zur Anerkennung ihrer Rechte zu zwingen. Leider aber hatte der kühne Wurf für sie nur die schlimme Folge, daß man sie sieben Jahre lang einsperrte, unter dem Vorgeben, sie sei verrückt. Endlich wurde sie von einer Kommission untersucht und für vollkommen bei Verstand erklärt, worauf man sie ihrer Haft entließ. Da sie neuerdings an Lord Palmerston geschrieben und von diesem wie früher keine Antwort erhalten hatte, warf sie dem edlen Lord zur Strafe ebenfalls das Fenster ein.

In der Nähe von Valdivia (im südamerikanischen Freistaate Chile) ist am 3 Januar der frühere Damastweber C. G. Müller aus Großschönau, der dort eine ländliche Besitzung bewirthschaftete, und der vor Kurzem erst seinen alten ihm nach Amerika nachgefolgten Vater durch den Tod des Ertrinkens verloren, von einem Schicksale betroffen worden, wie es um Glück nur selten einem Sterblichen beschieden sein mag. Der bedauernswerthe Mann verläßt am Morgen des genannten Tages munter und gesund die Seinigen, um Geschäfte in Valdivia zu besorgen, und findet bei der Rückkehr am andern Tage sein Besitzthum in Schutt und Asche liegen. Aber nicht nur Hab und Gut sind verbrannt — auch die treue Gefährtin seines Lebens und alle vier Kinder, von denen das jüngste erst Tages vorher das erste Lebensjahr zurückgelegt hatte, so wie eine Tante, die mit in seinem Hause gelebt, haben den schrecklichen Flammentod gefunden! „Von meiner ganzen Familie," schreibt der unglückliche Mann, „hat mir das Schicksal nichts übrig gelassen, als einige ausgeglühte Knochenschiefer, welche ich mir erst mühsam aus der Asche hervorgesucht habe. Auf welche Weise das Schicksal mein qualvolles Leben weiter zu fristen gestatten wird, wer kann es wissen? Auf dieser Stätte wieder zu wohnen, ist mir unmöglich!" Die Anfangs gehegte Vermuthung, daß das Feuer durch Verwahrlosung entstanden, hat sich nicht bestätigt, vielmehr

Digitized by Google

sprechen alle Anzeichen dafür, daß Räuber, die schon früher bisweilen einzelne Viehstücke aus der Müller'schen Farm geraubt, zur Nachtzeit dieselbe überfallen, alles darin Befindliche gestohlen, die Besitzung zuletzt angezündet und die armen unschuldigen Bewohner ermordet oder in die Gluth der auflodernden Flammen hineingestürzt haben. Auch zwei einjährige Kälber sind im Stalle verbrannt, während vier Kühe, zum Theil auch schon angebrannt, in ihrer Angst die Ketten zersprengt und im nahen Walde eine Zuflucht gesucht haben.

In Hoorn in Holland sollte neulich ein junger Mann vor der Militärkommission behufs der Aushebung erscheinen. Statt seiner kam ein Attest des Arztes, in welchem erklärt wurde, der gedachte Jüngling sei zu klein, als daß er sich vom Platze bewegen konnte. Man drehte also den Spieß um, und die Kommission, resp. ihr ärztlicher Beirath, begab sich zu dem dicken Rekruten in spe. Nach einer kurzen Untersuchung stellte der Militärarzt unserm Manne ein Zeugniß aus, daß er 260 Kilogramm (520 Pfund) wiege und deshalb zum Militärdienste untauglich sei.

Gegen die wohlbestellten Keller der alten Römer kommen selbst die berühmten Kellereien von Jacqueson & Comp in der Champagne, in denen man in einem Wagen herumfahren kann, nicht in Betracht. Als Hortensius starb, hinterließ er allein 10,000 Eimer Chiowein, und als Caesar das römische Volk in 22,000 Zimmern speiste, ließ er für jedes Zimmer ein Faß Falerner und ein Faß Chierwein aus seinen Kellern verabreichen.

Herr Warren de la Rue in London hat eine vergrößerte Photographie eines Theiles der Mondoberfläche angefertigt, um diese Art der Mondbeobachtungen zu fördern. Die Photographie gibt ein 30mal größeres Bild als das ursprüngliche Negativ und stellt mit außerordentlicher Genauigkeit einen Bergrücken des Mondes mit Licht und Schatten und mit allen erhabenen und vertieften Stellen dar. Würde in dieser Weise die ganze sichtbare Oberfläche des Mondes aufgenommen, so könnten diese Photographien den Beobachtern in späteren Zeiten ein Kriterium abgeben, um etwaige Veränderungen der Mondfläche zu erkennen.

Eine Neuigkeit der Folies dramatiques. **Zu den** Folies dramatiques zu Paris ist jetzt ein dreiaktiges Schauspiel von Tournier und Meyer: „Vater Lefentre." Kassenstück. Der Inhalt ist folgender. Ein ehrsamer Hutfabrikant, der sich ansehnliches Vermögen erworben, setzt seinen Stolz auf die feine Erziehung, die er seinen Kindern Leontine und August gegeben hat. Aber er, der für das Maß anderer Köpfe immer einen so richtigen Blick besaß, muß erst durch manche unliebsame Erfahrung zur Erkenntniß kommen, daß er seinen eigenen Kopf zu hoch trug. Leontine ist hübsch und gebildet, sie hat die Blicke eines Grafen auf sich gezogen, der es nicht verschmähen würde, sein altes Wappen mit den Thalern des Hutmachers neu zu verstiften. Dies Wappen blendet den schlichten Bürger und er willigt in die Heirat. Doch als der Graf nun die Tochter und das Geld hat, läßt man es dem Alten nicht unbemerkt merken, daß der gräfliche Salon ein unpassender Platz für ihn sei. Tief gedemüthigt zieht er daraus ab, wünschend, daß man seiner nie bedürfe. Eine ähnliche bittere Erfahrung macht er an seinem Sohne, der Advokat geworden ist und den er inmitten seiner Praxis zu finden hofft. Aber statt von Klienten ist dessen Zimmer von einer lockeren Gesellschaft erfüllt, die den Freuden der Tafel und der Liebe fröhnt. Trauernd wendet Lefentre auch diesem Hause den Rücken. Doch noch ist nicht Alles verloren. Es gelingt dem Alten, dem irre geleiteten Sohne die Augen zu öffnen über den Werth seiner sogenannten Freunde und ihn auf den rechten Weg zurückzubringen. Auch der adelige Schwiegersohn sucht ihn reumüthig wieder auf, nachdem mißlungene Spekulationen denselben an den Rand des Verderbens gebracht haben. So wird „Vater Lefentre" endlich doch noch Freude an seinen Kindern erleben. Das Stück hat in der moralischen Haltung des Ganzen, sowie in der Innigkeit und Wärme der Behandlung des Stoffes etwas von deutschem Wesen an sich, und wirklich ist der eine Verfasser auch ein Deutscher, oder vielmehr, wir müssen sagen: er war es. Denn wenige Tage nach der ersten Aufführung des Schauspiels starb Meyer. Obgleich von steter Kränklichkeit heimgesucht, die ihn schon in den Jugendjahren zwang, der Laufbahn des darstellenden Künstlers zu entsagen, erreichte derselbe nichts destoweniger das Alter von einundsechzig Jahren und bewahrte sich bis zur letzten Stunde einen frischen, lebhaften Geist und rege Schaffenskraft. Früher stand er mehreren Bühnen als Direktor vor, und am längsten leitete er das Theater de la Gaîté, für welches er auch eine große Anzahl Stücke schrieb. Seine Produktionen meist heiteren Genres, sind von 1834 bis jetzt bereits auf die Zahl fünfzig gestiegen, und es befindet sich unter ihnen auch die in Deutschland ebenso gern wie in Frankreich gesehene „Partie Piket" — mit einer Glanzrolle unserer Charakterdarstellerin, z. B. Friedrich Haase's u. A. Wie gesagt, war Meyer in Norddeutschland geboren, aber früh schon nach Paris übergesiedelt.

Samson, Lemaitre und Arnal verabschieden sich. Drei der berühmtesten französischen Schauspieler verlassen die Bühne: der siebzigjährige Samson, der fünfundsechzigjährige Lemaitre und der neunundsechzigjährige Arnal. Samson, von der Comédie française, ist jetzt wohl der Aelter der Pariser Akteurs, doch gilt er trotz seiner stumpf gewordenen physischen Mittel nicht mit Unrecht noch immer als ein Koryphäe französischer Kunst. Ein feiner geistiger Hauch schmückt verdelend alle seine Gebilde. Man kann ihn den letzten Klassiker nennen. Er ist auch durch seine Schülerin die Rachel, berühmt geworden. Frederic Lemaitre ist Heldenspieler, ein Kritiker hat ihn treffend den „französischen Wilhelm Kunst" genannt. Im Gegensatz zu Samson darf man ihn als Romantiker bezeichnen oder auch sagen: Jener ist Idealist, Lemaitre Realist. Arnal endlich diente von der Pike auf; er war früher Knopfmacher und wurde dann Chorist am Theâtre des Variétés. Als er zuerst sich ans größere Rollen wagte, mißfiel er gänzlich. Hierauf ging er an das Vaudeville und machte hier so bedeutende Fortschritte, daß er, etwa von 1820 an, stets unter die besten Komiker in Paris gerechnet worden ist.

Es ist ein schönes Zeichen, wie es sich jetzt in der Literatur für Julius Mosen und die Gesammtausgabe seiner Werke regt. Von allen Seiten ertönen die gewichtigsten Stimmen, die es zu einer deutschen Ehrensache machen, die Weise des Deutschland verherrlichenden Dichters zu lauten und dadurch eine Schuld an ihn abzutragen. Wie glänzend hat sich Frankreich benommen, als es eine Nationalsubskription für Lamartine galt, und dort war's nur einen verschwenderischen Poeten von seinen Schulden zu befreien, während es hier gilt, auf das Krankenlager eines Dichters, dem körperliches Leiden die poetischen Schwingen gelähmt, einen duftenden Strauß der Verehrung zu legen. Auch Freiligrath hat seine Stimme für J. Mosen erhoben und sein Wort wird wie das Moritz Hartmann's den Dank der Nation wach rufen.

Wien besitzt bekanntlich seit einem Jahre eine französische Zeitung. Der „Nouvelliste" hat sich unter der Redaktion von Noel und St. Gillet wirklich eine sehr ehrenwerthe Stellung in der Wiener Journalistik gemacht. Das Blatt ist so unterhaltend als anregend geschrieben und zeugt von dem Einfluß, den deutsche Grundlichkeit übt, namentlich sind die literarischen Besprechungen außergewöhnlich eingehend und streng. In einer der jüngsten Nummern haben wir eine ganz vorzügliche Charakteristik Alfred Meißner's gefunden, die dem Dichter zu großer Ehre gereicht.

Mortier de Fontaine hat, nachdem er in Mannheim Triumphe gefeiert und sich die Huld des kunstsinnigen Hofes in ganz besonderer Weise errungen, ein „historisches Konzert für Klaviermusik" gegeben, in welchem er die Entwicklung dieser Seite der Musik durch

Digitized by Google

das Spiel der Meister von den frühesten Zeiten bis auf unsere Tage, jeden einzelnen in seinem Geiste erfassend und charakteristisch nüancirend, anschaulich und lebendig vor unserm innern Auge vorüberführte. Virtuos auf seinem Instrument, hat sich Herr Mortier de Fontaine ein wesentliches Verdienst durch diese historischen Concerte erworben, indem er die Geschichte eines Zweiges der Musik in einer Weise vervollständigt, wie es für diese Kunst absolut nothwendig. In der Kirchenmusik haben wir ähnliche historische Concerte in Stuttgart bereits durch den Verein für klassische Kirchenmusik; für die Profanmusik ist der Wunsch durch Mortier de Fontaine auf's Neue recht lebendig rege geworden. Das Publikum hat die Verdienste und das Talent des Concertgebers durch die glänzendsten Ovationen anerkannt.

Das Kapitel des k. baierischen Maximilians-Ordens für Wissenschaft und Kunst macht unter der durch ihre eigenthümliche Stylisirung auffallenden Ueberschrift „den dramatischen Preis aus der baierischen Geschichte betreffend" bekannt, daß der König den bei der diesjährigen Konkurrenz für Dramen aus der baierischen Geschichte nicht zuerkannten Preis von 200 Dukaten nicht zurückzuziehen, sondern eine neue Bewerbung für denselben Zweck unter Vorsetzung eines Termins bis zum 1. Oktbr. l. J. offen zu lassen geruhten. Die Bedingungen sind dieselben wie bei der letzten Ausschreibung.

Interessant dürfte vielleicht nachfolgende Mittheilung über die Honorarverhältnisse sein, die das königliche Theater zu Stockholm Dichtern und Komponisten gegenüber festgesetzt, um so mehr, da sie ja auch wohl zum Maßstab dienen können, an dem man heimische Verhältnisse prüft. Ein Dichter oder Musiker erhält danach für ein den Abend füllendes schwedisches Original-Drama oder Musikwerk sofort — sobald es überhaupt angenommen — 225 Thaler schwedisch (à 12½ Sgr. preußisch). Außerdem für eine Musikpiece den vierten Theil der Nettoeinnahme von der zweiten bis inklusive zwanzigsten Vorstellung, sowie für jede darauf folgende 6 Spezies-reichsthaler (= 8 Thlr. 21 Sgr. pr. Crt.). Dramen in gebundener Rede erhalten ein Sechstel der Netto-Einkünfte von der zweiten bis zwanzigsten Vorstellung (in Prosa nur ein Achtel) und für alle übrigen vier schwedische Spezies (für Prosa nur 3 Sp.). Kleinere Stücke werden nach diesem Verhältniß honorirt. Außerdem aber (und das ist das Merkwürdigste) hat die Direktion das beste während eines Spieljahres aufgeführte Original-Drama mit einem besonderen Preise von 50 bis 300 Dukaten belohnt! Ob diese Zwangskonkurrenz, der alle Autoren so ausgesetzt werden, zum Vortheile der Dichtkunst ausschlägt, lehrt im Uebrigen die Geschichte des Berliner Schiller-Preises.

Telegramme der Erinnerungen.

Turin. Um seinem großen Freunde ähnlich zu werden, verlegt sich Viktor Emanuel mit Ausdauer auf die große Trommel, welche er in den Grafenstand erhoben hat und in sein Wappen aufzunehmen gedenkt. Zugleich werden die Töchter sämmtlicher Tambours nobilifirt.

Paris. Um der überhandnehmenden Duellwuth zu begegnen, muß Prinz Napoleon auf seine Güter reisen. Man hofft, daß die Schweizer Luft seine übermäßige Kampflust mildern werde.

China. Die Pekinger Abgeordneten, welche unter keiner Bedingung in das Parlament nach Nanking gehen wollten, gehen doch dahin. Um jedoch ihre Uneigennützigkeit zu zeigen, verzichten sie auf ihre Diäten. Die Chinesen schreien im Geheimen „Wehe" und in der Oeffentlichkeit „Vivat".

Polen. Ein Amnestirter bittet um Wiederherstellung des status quo ante, da er von dem ihm wiedergeschenkten Rechte der „Selbsterhaltung" keinen Gebrauch machen kann.

Italien. Viktor Emanuel will 60.000 Piemontesen hergeben.

Italien. 60.000 Italiener wollen Viktor Emanuel hergeben.

Paris. Napoleon nimmt Alles mit.

Prag. Wir leben noch immer.

Ein Ehestifter wider Willen.

Auf dem Comptoir eines holländischen Kaufmanns arbeitete Georg A., der seit mehreren Jahren dort angestellt, stets ein ebenso pflichtgetreuer Diener wie jovialer Gesellschafter gewesen war, weshalb ihn sein Chef, Herr D., sehr schätzte.

Seit einiger Zeit ließ Georg den Kopf hängen, blickte ernst und trübe darein und nahm an keinem Vergnügen seiner Gefährten Theil.

Herr D. bemerkte diese Veränderung sehr bald, und da er sich lebhaft für den jungen Mann interessirte, so forderte er ihn eines Mittags, als die übrigen Kommis das Comptoir verließen, auf, ihm in sein Zimmer zu folgen.

Hier sprach er zu ihm: „Mein lieber junger Freund, was ist mit Ihnen vorgegangen? Sie haben seit einiger Zeit Ihre frühere Heiterkeit verloren. Sind Sie krank, oder — haben Sie etwa eine unglückliche Liebe?"

Georg senkte erröthend das Haupt.

„Nun, und was steht der Erfüllung Ihres höchsten Wunsches im Wege?" fragte Herr D. „Sie haben Ihr Brod, sind ein netter, gebildeter Mann. Ich gebe Ihnen eine Aufsteuer von fünfhundert Gulden und erhöhe Ihr Salair."

„Ach," erwiederte der Kommis, „der Vater meiner Geliebten ist ein reicher angesehener Mann und wird nie in die Verbindung seiner einzigen Tochter mit einem Kommis willigen."

„Liebt Sie das Mädchen?"

„O über Alles!"

„Nun," versetzte der ältliche Herr, der als junger Mensch manches Abenteuer heimlich und auch jetzt noch nicht jede Neigung dafür verloren hatte, „warum entführen Sie die Krone Ihres Daseins nicht? Ich will Ihnen Etwas sagen. Ich beurlaube Sie am Sonntage und den folgenden Tagen. Verabschieden Sie sich mit der Geliebten, Miethen Sie einen geschlossenen Wagen. Halten Sie am Sonntage Vormittags, zur Zeit des Gottesdienstes, an einem entlegenen Platze. Dort nehmen Sie die junge Dame, die daheim nach der Kirche zu gehen vorgab, auf und fahren mit ihr nach irgend einer ziemlich entfernten Stadt. Von dort aus erbitten Sie die Einwilligung der Eltern, die zum bösen Spiele gute Miene machen werden. Sollten diese sich aber auch dann noch weigern, so schreiben Sie an mich. Wollen Sie?"

„Sie flößen mir Muth zu diesem Schritte ein," erwiederte Georg, „ich wagte ihn bisher nicht."

„Ei, ei, der Muthige gewinnt die Welt," versetzte der joviale Principal. „Ich selbst will am Sonntage Vormittags am Thore harren, um zu sehen, ob Ihnen Ihr Abenteuer gelungen ist. Wohin werden Sie fahren?"

„Nach Haarlem; dort habe ich Verwandte."

„Gut, so erwarte ich Sie am Haarlemer Thor. Viel Glück!"

Digitized by Google

Und sich vergnügt die Hände reibend, schritt Herr D. zur Tafel.

Der Sonntag kam. Die Gläubigen wandeln zur Kirche, unter ihnen befand sich die liebliche Braut Georg R.'s. Am Haarlemer Thor patrouillirte Herr D. lächelnd auf und ab.

Es schlug elf Uhr. Da kommt eine geschlossene Kutsche heran, die zum Thore hinausfahren will. Aus dem Kutschenschlage hervor beugt sich Georg R. und ruft fröhlich:

„Guten Morgen, Herr D.!"

„Guten Morgen, junger Freund!" tönt es zurück. „Ist sie drinnen?"

„Ja," lautet die Antwort.

„Glückliche Reise!"

Und sich abermals vergnügt die Hände reibend, eilt er in ein Weinhaus und von da nach Hause.

Zur Tischzeit sucht man nach der Tochter. — Sie ist noch nicht aus der Kirche zurück," versichert das Stubenmädchen.

Stunde auf Stunde vergeht; endlich gegen Abend langt ein Brief von der nächsten Poststation an, worin Georg R., genau nach erhaltener Vorschrift, Herrn D. um die Einwilligung zu seiner Verbindung mit dessen Tochter Anna und diese mit herzinnigen Worten den Vater um Verzeihung für ihre Flucht bittet.

Diesmal rieb sich Herr D. nicht vergnügt die Hände, aber er sprach: „Was man sich eingebrockt hat, muß man auch auslessen," macht sich auf den Weg nach Haarlem, schalt die Liebenden erst aus und ertheilte ihnen schließlich seinen Segen.

Leichter kann einem Liebenden eine Entführung nicht gemacht werden. (Pf. Bl.)

Noch über Münchhausen.

Die Amerikaner verstehen oft Münchhausen noch zu übertreffen. Ein Bekannter, der von der Londoner Industrie-Ausstellung zurückkommt, erzählt folgendes Gespräch, das er auf der Eisenbahn zwischen einem Vermonter und einem Engländer mit angehört. Der Engländer nämlich hatte ganz fabelhafte Dinge über die Schnelle einzelner Eisenbahnzüge erzählt und der Amerikaner fragte endlich beim Klange der Glocke auf einer Lokomotive mit dem unschuldigsten Gesicht:

„Was ist das für ein Geräusch?"

„Wir nähern uns einer Stadt," sagte der Engländer, „sie müssen zehn Meilen vorher zu läuten anfangen, ehe sie an eine Station kommen, oder der Zug würde sonst vorbeifahren, ehe die Glocke gehört werden könnte. Wunderbar, nicht wahr? Ich vermuthe, man hat in Amerika noch keine Glocken erfunden.

„Je nun," versetzte der Yankee, „wir haben allerdings Glocken, können sie aber auf unsern Eisenbahnen nicht gebrauchen. Wir fahren so verteufelt schnell, daß der Zug dem Klange immer vorausbleibt. Konnten sie schlechterdings nicht gebrauchen, der Klang erreicht die Station erst dann, wenn der Zug vorbei ist."

„Wahrhaftig?" rief der Engländer.

„Die Wahrheit selbst," betheuerte der Yankee; „mußten die Glocken aufgeben. Versuchten dann Dampfpfeifen, kamen aber auch mit ihnen nicht zum Zweck. Ich war auf einer Lokomotive, als die Pfeife probirt wurde. Wir fuhren entsetzlich schnell — Orkane sind nichts dagegen — und ich mußte meine Haare festhalten. Fünf Meilen vor uns sahen wir einen Wagen mit zwei Pferden über das Geleise fahren und der Ingenieur ließ die Pfeife schrillen. Sie schrillte gräulich, aber — es half nichts. Das Nächste, dessen ich mich erinnere, bestand darin, daß ich mich aus einem Teiche hart an der Bahn unter den Trümmern der Lokomotive, todten Pferden, zerbrochenen Wagen, todtem Ingenieur hervorarbeitete. Gerade dann kam das Pfeifen heran mit einigen schrecklichen Fischen vermischt, die ich den Ingenieur hatte ausstoßen hören als er die Pferde erblickte. Der arme Teufel! Er war todt, ehe seine Stimme ihn erreichte. Herauf versuchten wir es mit Lichtern, in der Meinung, sie würden schneller als der Ton reisen. Wir bekamen einige von solcher Stärke, daß alle Höhne an der Bahn anfwachten und zu fröhen anfingen, weil sie glaubten, es sei Tag. Aber die Lokomotive war ihnen immer voraus in der Dunkelheit, während das Licht dicht hinterdrein nachfolgte. Die Einwohner petitionirten dagegen: Sie könnten nicht schlafen mit so viel Licht in der Nachtzeit. Zuletzt mußten wir elektrische Telegraphen längst der Bahn aufstellen mit Signalmännern, welche telegraphirten, sobald der Zug in Sicht kam und jetzt reisen wir in genauer Schnelligkeit mit denselben. Gehört habe ich, daß auch dies Mittel noch nicht ganz seinen Zweck erfüllen soll — ob wahr, weiß ich nicht, von dem Andern kann ich es mit Sicherheit bestätigen."

(Dorfb.)

Mottos für berühmte Zeitgenossen.

Lieb' immer Treu und Redlichkeit
Dann — ist der Bettelstab nicht weit.

Was frag' ich viel nach Geld und Gut.
So lang' mir Jemand pumpen thut.

Einsam bin ich, nicht alleine:
Ein Gläubiger tritt mir auf die Beine.

Es blinken drei freundliche Sterne;
Die Patti, die hör' ich so gerne.

O zarte Sehnsucht, süßes Hoffen.
Zieh't mich zu Pulswollstoffen.

Rhein und Sardinien, innig gesellt.
Bilden das Leben, banen die Welt.

In einem Thal, bei armen Hirten,
Lies sich ein Turnverein bewirthen.

Glücklich ist, wer vergißt,
Daß er deutscher Dichter ist.

Kein schonerer Tod auf dieser Welt,
Als wer gewissen Blättern in die Klauen fällt.

Nur die Hoffnung darf nicht sinken!
Mancher wird noch Pilsner trunken.

Dies Bildniß ist bezaubernd schön:
Wer unverschämt ist, kann nicht untergeh'n.

Bonbons.

Wenn der Mensch nach Jean Paul der Bewohner zweier Welten ist, so muß er doch auch **doppelt angemeldet sein.** Ein Gutgesinnter.

„**Der Eine Todte in den Berichten aus Polen** ersucht das russische Ministerium um Pensionirung, da er das immerwährende Sterben nicht mehr aushalten kann.

Branntwein hat mir **Muth** gemacht.
Muth hat mich zu **Ehren** gebracht,
Ehre that mir **Reichthum** geben,
Reichthum that nach **Hochmuth** streben,
Hochmuth stürzt in's **Elend** nieder.
Elend bringt mir **Branntwein** wieder.

Digitized by Google

Zur Charakteristik der Fußbekleidung.

Ernst ist das Leben,
Heiter ist die Kunst,
Schief der Schuh getreten
Und der Kopf voll Dunst!

Schuh und Stiefel nagelneu,
Es ist frei und sie ist frei! —
O daß sie ewig grünen bliebe,
Die schöne Zeit der jungen Liebe!

Ob ich Dich liebe, frage die Sterne,
Denen ich oft meine Klagen verleaut!
Kann zu den Sternen nimmer mich schwingen,
Nur für die Erde bin ich gebaut.

Die Alte sie seufzet betrübet:
Du Heilige ruf' Dein Kind zurück,
Ich habe genossen das irdische Glück,
Ich habe gelebt und geliebet! —

Welche Lust gewährt das Reisen,
Hat man Bädeker im Sack,
Guten Stock und warme Schuhe,
Und Talent zum Kieselack.

Digitized by Google

Ein berühmter **Principienreiter** fällt bei der Maifahrt vom Prineip und bricht — sein Wort.

Unter Seine Büste.

Hat sich doch Cäsar das Haupt
Selbst mit Lorbeer umlaubt!
Denn warum? Er hatte
Auch 'ne eklige Platte.

Wurst wieder Wurst. Ein Professor, der eine, man könnte fast sagen, verschwindend kleine Nase hatte, ward wegen dieses Körpermangels oft und viel von dem in dieser Beziehung besser ausgestatteten Herrn Amtmann gefoppt. — Eines Tages sagte der Herr Amtmann beim Vollmondkränzchen zu dem Professor: „Hören Sie, Herr Professor, wenn Sie einmal alt und Ihre Augen trüb werden, wohin wollen Sie denn Ihre Brille setzen?“ — Antwort des Professors: „Der Herr Amtmann haben ein so gutes Gedächtniß, daß ich keinen Augenblick bezweifle, Sie werden mir eine von den vielen Nasen, die Sie schon erhalten haben, in diesem Falle leihen.

Eine schöne Dame ward öfter durch einen süßlichen Gecken inkommodirt. Eines Tages bat sie ihn um sein Porträt, und der Glückliche sandte die Photographie schon nach zwei Tagen. Die Dame gab das Bild ihrer Magd. — Höre, Sophie, sieh Dir dies Bild oft an, häng' es in Dein Zimmer, damit Du das Original erkennst, und wenn dann der Herr kommt, so sagst Du ihm stets, ich sei nicht zu Hause.

Ein einfältiger Mensch, welcher eine Schenke eröffnete, nagelte eine Firma mit der Schriftseite nach innen an die Thür. Darauf aufmerksam gemacht, sagte er klug: „Ei nun, es wird doch nur inwendig geschenkt, und nicht auf der Strohe.“

Ein etwas geiziger alter Herr, welcher auf dem Dampfschiffe fahren wollte, erklärte, das Billet nur unter der Bedingung bezahlen zu wollen, daß er den Fahrpreis zurückerhalte, wenn er etwa durch Zerspringen des Dampfkessels in die Luft flöge.

Welcher Unterschied ist zwischen einem dummen Burschen und einem zähen Truthahne? Der eine gibt einen schlechten Diener, der andere ein schlechtes Diner.

Für Philologen.

In der Bibliothek zu Salamanca wurde nachstehendes Schriftstück gefunden.

Liebesbrief eines Berliners

an

Pepita de Oliva.

„Sennora pulcherissima!
Insendro amabia Andalusecken.“

Je, Privatos Secretarios del uno Ratho delle Justicia, nommé Carlo Tübbeccos, Borusse de natn, bin y desespoiro, in qua lingua je mir ausdrücceradad, damit sie mir comprendero. Je tronverado nullam andreros medicamento zu hos Zweckos, quam meum Biskum Latinum, Francösum, Italianum et Deutschum zu menggelireros, et j'espère zu Deo Amrem, dess Sie, coelissima Pepita de Oliva, mir oss lejreifenös.

Meo amico, Schusterios Francesco'Schmuddericho, qui fecit Stiebelia pur Comedia del Reio-Hofiro, jab miros verjanjenen Dies-Tonnero nnam billettum franco della Range secunde. Je oculabero Vos! Jck sah Ihnen hnppserare den El Olle et andreros Hnppsera Spanio! Mea sensa erant futschio! Je eram ausser meo! Je oss anabam Vos!

Comme soll je be-secretare las eindruccas, qui faceta vostra bellissima figurica sur moi? Vos standeradad hintenrüber geschmeissio, vostra recte Beinio exstrekkeradies et linka Patschia gestemmiad in vos Hüftios, wat claro sine voce la fraga exprimabato: Jsta irjend eene Donna pulchjora quam Je? Quam Pepita de Oliva andalusia?

Je sah vostra Oculi flammbons electtricitado in fuoco, vostro Zoddelkoppio langschwarzio, vestris Tailias, vestra pravissima zartissima Pedale, las straffpallios Wadios nunquam delendam et casteterarios, et je riefio cum voce lautera, tiefo versunkarrggio in vostra Reifzia: „Ne!“, quos meum Nachbarium, unum diecnm Kerlum, unum capntio de Schafo, Kamelio et Mukkeraro, veranlasste, miro de dare uno Buffo in meo Seitio.

Nuldestoweniger eram je vostra Clakkuëro enthusiassimo, et je beklakkerklatschiadad ommia vestra hübsche Stellen in vos Ars de Hupserado con furore. Et nullias personias á so sero jebrüllios, pur Vos rufa raussios, quam Jo.

Mais, o cielo! je suis hin vor amore oss Voss superterrarissima Pepitaken de Olira! Je ne tronverai pas morpheusio in nocto; semper stabat vostra immaggio, vostra Portraito vor mio, comme Vos vostra Unterröckios spiccios in manu zartern nehmt et cokkettirerad cum vos Wados publicos!

Espanola prima qualita boussy, je Te sacramento bei Omnia, was Diro sanctos: permetterado me, dess ick miro derf Diro praesenterado et me schmeissio a vos Pedes! Multa facile, (vielleicht) det ick Dir jefalle. Multa facile, det Tu nimmstio miro qua Jegenstand, et mlo marggiatschio?!

Dare baldio Responso, eenzieJéa Pirinea, castanjettliche Pepita de Oliva.

Tuam, apud mortiem fidelio,

Carlos Tübbeccos.

Strazzia del sanctus Spiritus, nummeros 17, recte manu.

Zur National-Oekonomie.

Wo soll das viele Geld bleiben, welches die Mutter des Meyerbeer'schen „Propheten“ jedes Mal nach der Bettel-Arie von den Chorsten empfängt?

Diese Frage ist gewiß der allgemeinsten Beachtung werth, und wenn wir uns in dieser kurzen Anregung zur wissenschaftlichen Erörterung einer so hochwichtigen Angelegenheit sofort dahin aussprechen, daß die bereits eingelaufenen und noch fortwährend einlaufenden Summen nicht den Prophetenmüttern verbleiben dürfen, vielmehr vom Staat eingezogen und zum Wohle der Bürger desselben verwendet werden müssen, so wird man uns hoffentlich nicht des Socialismus oder gar des Communismus beschuldigen, oder noch garer als in einer demokratischen Verschwörung verwickelt, oder am garsten als einen Schneidergesellen betrachten.

Wir sind der Meinung, daß die klingenden Einnahmen für die singenden Thränen aus den Niederlanden, jene Gaben des chorist-christlichen Mitleids mit der Bettelarie, welche die Fidessen aller Bühnen bisher mit Nichts dir Nichts in ihre Taschen steckten und noch stecken, sich am Besten zur Begründung neuer wohlthätiger Institute eignen, und erlauben uns als solche vorzuschlagen:

Ein Asyl für gefeierte deutsche Tänzerinnen, welche sich mit der Einnahme der großen Dichter ihres Vaterlandes begnügten.

Digitized by Google

Ein Pensionsfond für solche talent- und bildungsfreien Schauspieler, welche sich niemals Künstler nannten.
Ein Pensionsfond für alle Dienstboten, welche im Verlaufe einer 40jährigen Dienstzeit nie etwas Anstandswidriges gegen ihre Herrschaft gedacht haben.
Ein Kapital für alte Jungfern, die nie geheiratet hätten.
Eine Walhalla für sämmtliche Millionäre, welche dem Prinzip der allgemeinen Gütergemeinschaft huldigten.
Ein Hilfsfond, um das „Elend der Rittergutsbesitzer" nicht das der Nicht-Rittergutsbesitzer übersteigen zu lassen.
Ein Tuskulum für tugendhafte Fromme.
Ein Krankenhaus für die Gelehrten, welche den zweiten Theil des „Faust" verstehen.
Ein ehernes Denkmal für Alle, welche die Akten der deutschen Zollkonferenzen auswendig lernen.
Ein Monument für jedes Mäßigkeitsvereins-Mitglied, das niemals einen Rausch gehabt.
Ein Fideikommiß für sämmtliche jetzt lebende große Männer unseres engern Vaterlandes.

Kleine Prager Chronik.

Damit wir unser im letzten Hefte gegebenes Versprechen, über die Aufführung von Mautners „Eglantine" zu referiren, halten, müssen wir heute mit dem Theater anfangen, welches auch in der letzten Zeit ziemlich viel von sich reden macht. Mautner ist bekanntlich ein beliebter und geistreicher Feuilletonist in Wien und Frln. Walter ist bekanntlich eine sehr beliebte Künstlerin des Hoftheaters ebendaselbst. Auf diese bekannten Thatsachen hin schrieb nun Herr Mautner eine Theaterprinzessingloriosirungskomödie, also argumentirend: „Mein Name steht auf dem Zettel, meine Freunde gehen in's Theater und applaudiren. Ich lasse Fräulein Walter einigemale die Frage stellen: „Bin ich eine Künstlerin?" Das Publikum wird diese Frage sogleich mit einem Sturm von Applaus beantworten. Ich lasse, um dem Publikum und der überzeugenden Seite seiner Ovationen zu schmeicheln, das Fräulein einigemale die Worte sprechen: „Ich bin doch eine Künstlerin!" und abermals wird sich ein nicht endenwollender Jubel erheben. Ueber diesen Pudding schütte ich eine Sauce aus boshaften Bemerkungen über Theaterreferenten, Theaterregenten und Theatermütter, und Ruhm, Honorar und Gott weiß was noch Alles ist mein!" — Und siehe da, er hatte sich nicht getäuscht. Frln. Walter, die Freunde, das Publikum und die Blätter thaten ihre Schuldigkeit und es erhob sich in dem Zenith des Theaterhorizontes ein Luftgebilde, Namens „Eglantine", welches zu spuken begann auf allen Bühnen Deutschlands, und damit nicht zufrieden sogar nach Paris wanderte, um auch dort den Beweis zu führen, wie maßenhaft hinter den Coulissen übermenschlicher Edelmuth wächst. Auch über uns schüttete das Meteor sein strahlendes Licht aus, aber wir hatten unsere Augen bewaffnet und geschützt und es blendete uns das erborgte Licht durchaus nicht. Nach kurzem Leiden verstarb in Prag die hoffnungsvolle „Eglantine", Tochter des Herrn Mautner, im ersten Jahre ihres Lebens an Wassersucht. Friede ihrer Asche.

Die Asche lenkt unsere Gedanken auf Ascher, welcher mit seinen köstlichen Leistungen derzeit die Prager entzückt. Ascher ist einer jener Schauspieler, welche sich hüten, ihre Kraft an große, einen ganzen Theaterabend füllende Rollen zu verwenden. Hauptsächlich sind es kleine Genrebilder, die er schafft, aber diese arbeitet er mit seltenem Fleiße und mit Zuhilfenahme seines ganzen großen Talentes so in's Detail aus, daß auch nicht ein Zug oder Strich fehlt. Ein solches Verläugnen der eigenen Individualität kommt heutzutage nur sehr selten vor, wo der größte Theil der Schauspieler nur immer sich selbst spielt, und auf ein Herausgehen aus sich selbst gar nicht denkt. Um von den Leistungen auf das Theater selbst zu kommen, müssen wir berichten, daß nun bald der Konkurs zur Neubesetzung der hiesigen Theater ausgeschrieben werden wird, in Bezug auf welche das Gerücht cirkulirt, daß die Budgetkommission des Landtages den Beschluß gefaßt haben soll, es möge der gegenwärtige Direktor Herr Thomé davon ausgeschlossen werden. Der Raum erlaubt uns nicht, die Möglichkeit eines solchen Beschlusses mit Rücksicht auf die Gründe desselben hier näher zu beleuchten. Dessenungeachtet können wir nicht umhin unsere Zweifel über die Existenz eines solchen Beschlusses offen kund zu geben, der uns in sofern unwahrscheinlich zu sein scheint, als dem Landesausschuß und seinen Mandatoren andere Mittel und Wege offen bleiben, um die Wiederverleihung des Theaters an Herrn Thomé zu verhindern, falls eine solche mit Rücksicht auf die vielleicht schon bekannten Kompetenten wünschenswerth sein würde. —

Die Prager Theilnehmer am Römer'schen Vergnügungszuge nach Konstantinopel sind bereits zurückgekehrt und äußern sich sehr vortheilhaft über das Arrangement des Unternehmens. Wie haben bisher nur Eine Klage darüber vernommen, daß nämlich der Unternehmer für zahme geduldige Esel hätte sorgen sollen, auf daß Niemand, wie es leider einem Prager Reisenden geschehen ist, abgeworfen werden könne. Wir hoffen, daß Herr Römer sich diesen Wink zu Gemüthe führen und für die Zukunft Sorge tragen werde, auf daß keine solchen Ausschreitungen mehr vorkommen können. Der gute Erfolg dieses ersten Vergnügungszuges hat eine Menge ähnlicher Unternehmungen hervorgerufen und man wird demnächst nach Paris, Brüssel, London, vielleicht auch nach Cayenne in Gesellschaft reisen können. Die Sache hat aber auch Vieles für sich. Junge, hübsche Wittwen, heiratslustige Mägdlein, interessante und interessirte Junggesellen können gar keine schönere Gelegenheit finden, um Bekanntschaften zu machen, die sie ihrem angestrebten Ziele, einer ehelichen Verbindung, näher bringen. Auf Reisen wird man bekanntlich sehr leicht vertraut, zu ihun hat man auch nichts bei einer solchen Gelegenheit, hat demnach Zeit zu schwärmen, Gelegenheit gibt es auch genug, sich Liebesdienste zu erweisen, wir erinnern nur auf die Seekrankheit, und besonders schwärmerische Naturen finden Alles vereinigt, was Eindruck auf sie zu machen im Stande ist. Das wogende Meer, der brodelnde Dampfkessel, der gestirnte Himmel, das Schaukeln des Schiffes, der Gesang der Matrosen, die tausend, uns weniger bekannten Dinge am Verdeck eines Dampfers, endlich die Lebensgefahr, welche Herz zum Herzen drängt, was fehlt da noch, um die Vergnügungszüge zu förmlichen Heiratsbureaus zu machen, die jedenfalls ihrem Zweck besser entsprechen, als alle andern Arten dieser Bureaus. Und darum rufen wir den Unternehmern dieser Vergnügungszüge, die auch bei uns heimisch zu werden versprechen, ein herzliches „Glück auf" zu.

Obwohl wir keine Praterfahrt zu erwarten haben, sehnen wir uns doch recht herzlich nach dem ersten Mai, und wollen sogar mit unserem ewig gleichen Baumgarten vorlieb nehmen, wenn uns nur überhaupt die Möglichkeit geboten ist, dahin spazieren zu können. Diese Möglichkeit hatten wir in den letzten Tagen des verflossenen Monates nicht, wo die Bitterung einen so unfrühlingsmäßigen Charakter annahm, daß mit großem Eifer sämmtliche Winterrocke wieder hervorgesucht wurden. Die schon die und da blühenden Bäume schauen wie frühreife, dem Verderben geweihte Jungfrauen aus, deren Blüthen der eisige Hauch einer Nacht hinwegraffen wird, auf daß sie das ganze übrige Jahr eine erbarmungswürdige Rolle unter ihresgleichen spielen. Die Gartenrestaurateure, deren Ernte nahen sollte, sind die einzigen Leser ihrer riesengroßen Plakate, welche sich bei dem unfreundlichen Wetter

Digitized by Google

trotz ihres verlockenden Inhaltes, keinen Leserkreis zu schaffen vermögen. Die Entwickelung in der Natur stockt, und nur die Photographen allein sind dem Einflusse des Wetters nicht unterworfen, da sie, wie ein Wiener Blatt berichtet, über 10.000 Landtagsabgeordnete geschaffen haben, welche in den letzten Sitzungen des Landtages die Runde machten. 10.000 Abgeordnete und doch lamentiren gewisse Leute ununterbrochen über eine mangelhafte Vertretung!

Auflösung

des Bilderräthsels im VIII. Hefte der „Erinnerungen":

Fuß — Fluß, Ei — Eis, Lamm, Schlamm.

Richtige Auflösungen haben eingesendet: Die Herren Wenzel Tiß, Eduard Heidl, Johann Link, Karl Humpenbach, Mathias Wehli, Arnold Siege, Leo Führer und Julius Werner.

Auflösung

der Rebus im VIII. Hefte der „Erinnerungen":

1. Viel Lärm um nichts. — 2. Vorhänge.

Richtige Auflösungen haben eingesendet: Die Herren Mathias Wehli, Karl Humpenbach, Adolf von Czechenhert, Johann Link, Raimund Runtsch, Wenzel Tiß, J. Ohrab, A. W. Varaus, Eduard Heidl, Andreas Enders und Robert Wunsch.

Charaden von Paul Tiefenbach.

1.

Erste Silbe.

Wirst Du in die Ferne sehen,
Willst Du pirschen auf der Heiden,
Willst des Nachts Du sicher geh'n,
Laß die Erste Dich begleiten.

Zweite Silbe.

Du siehst es zahm, Du siehst es wild,
Im Bauernhof und im Gefild.

Das Ganze.

Das Ganze hat die Erste zum Neste gewählt
Und wird zum Geschlechte der Zweiten gezählt.

2.

Halb stamm' ich aus dem Reich der Pflanzen,
Der Säugethiere mit dem andern Theil,
Aus den Insekten mit dem Ganzen.

Rebus.

1.

2

Korrespondenz der Redaktion.

Herrn Paul Tiefenbach hier: Sie haben wohl Ihren Brief schon in Händen?

Herrn Oswald: Wird verwendet.

Herrn Wenzel Tiß: Die Auflösung Ihres Räthsels, das wir jedoch nicht verwenden können, ist „ein dummer Kerl".

Herrn Erich Roland hier: Es thut uns leid, Ihre humoristischen (?) Gedichte nicht brauchen zu können. Erstens sind es keine Gedichte, sondern sehr ungebundene Prosa, und sodann fehlt ganz und gar der Humor. Oder sollte vielleicht die Pointe in Folgendem bestehen?

— — — — — — —
In starken Strömen fiel der Regen
Vom hohen Firmament herab,
Ein Wasserstrahl überfüllte alle Wegen
Und ihn vom Gehen hielte ab.
„Heda Kutscher" — — — —
— — — — — — —
„Zehn Groschen, mein Herr, sind die Taxen."

Hub der Kutscher mit fester Stimme an
„Glauben Sie wohl, ich ließe mir machen Faxen
Von Ihnen junger Fant?" —
„Ein Fant? Sie, ich will mich nicht streiten
Wahrlich ein Fant, der bin ich nicht,
Doch in Verlegenheit — sie ahnen —
Muß man überhören, was einem nicht entspricht."

Wenn sich ein Fahrgast von einem Kutscher Grobheiten sagen läßt, ist das gemüthlich, aber humoristisch ist es nicht.

Den Herren A. M. hier, Otto B. in Reichenberg, Arthur M.... in Budweis. Abgelehnt.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Papier und Druck des art.-typ. Instituts von Carl Bellmann in Prag.

Digitized by Google

Erinnerungen.

Illustrirte Blätter für Ernst und Humor.

Band 83. (Drei und vierzigster Jahrgang.) **Heft X.**

Der Teufel der Mode.

Roman in vier Büchern von Julius Rosen.

(Fortsetzung.)

Siebentes Kapitel.

Käthchen Voller war von ihrem Geliebten nach der Residenz gebracht worden. Vor einem schönen Häuschen in der Vorstadt war der Wagen Eduards stehen geblieben und dieser hatte das noch immer furchtbar erregte Mädchen in ihre neue Heimat eingeführt. „Das ist Deine Wohnung," hatte er zu ihr gesagt; „Alles, was Du in diesem Hause findest, ist Dein, Du bist hier die unumschränkte Gebieterin. Erlaube mir, daß ich Dir Deine Dienerschaft vorstelle."

Käthchen ließ Alles willig mit sich geschehen. Der Portier, der Kutscher und Lakai, so wie eine Kammerfrau wurden ihr vorgestellt, und erhielten in ihrer Gegenwart den Auftrag, ihr unbedingten Gehorsam zu leisten. Nachdem sie Käthchen die Hände geküßt und sie ihrer Treue versichert hatten, entfernten sie sich. Die ganze Ceremonie hatte jedoch nicht den erwünschten Eindruck gemacht. Eduard hoffte, daß die ceremonielle Einführung in das luxuriös ausgestattete Haus das Mädchen den traurigen Abschied vergessen und ihren Hang nach Pracht und Reichthum befriedigen werde, und dies geschah nicht. Es war noch zu viel des guten Kernes in ihr, und der Abstand zwischen ihrer gegenwärtigen Lage und ihrem Lose im Elternhause erinnerte sie nun lebhaft an letzteres und an all' die Liebe, welche sie daselbst genossen und freiwillig verlassen hatte.

Digitized by Google

Sie warf sich, übermannt von ihren Gefühlen, in ein Fauteuil und weinte.

„Was ficht Dich an, mein süßes Käthchen?“ fragte schmeichelnd der junge Mann. Er erhielt jedoch keine bestimmte Antwort. Das Schluchzen Käthchens wurde nur durch die herausgestoßenen Worte: „O meine Mutter!“ unterbrochen.

„Vergesse die Mutter, welche Dich so unmütterlich behandelt hat,“ tröstete der junge Mann, „vergesse sie im Arme der Liebe, von Freude umgeben.“

Das Mädchen schüttelte mit dem Kopfe. „Ich werde sie niemals vergessen können,“ seufzte sie. „O Eduard,“ fuhr sie nach einer Weile fort und umschlang seinen Hals, „ich habe Dir meine Mutter geopfert, und mein Herz sehnt sich nach Mutterliebe! Führe mich zu der Deinen, ich will sie bitten, mir Mutter zu sein.“

Diese Zumuthung schien dem jungen Manne nicht besonders angenehm zu sein, denn er wich einer Antwort aus und suchte dem Gespräche eine andere Wendung zu geben.

„Du hast die Garderobezimmer noch nicht gesehen, Käthchen,“ sprach er, „und all' die schönen Sachen, welche Dir meine Liebe zugedacht. Willst Du es nicht in Augenschein nehmen?“

Käthchen verneinte.

„Nun denn, ein andermal,“ entgegnete Eduard. „Wenn ich aber eine Bitte an Dich stellen darf, so wirst Du so gut sein, die Kleider, welche schlecht zu Deinem nunmehrigen Stande passen, abzulegen. Dich schön zu machen und mich bei meiner Wiederkunft mit einem freundlichen Gesichte zu beglücken.“ Er schickte sich an fortzugehen.

Käthchen sah ihn verwundert an, sprang empor und fragte erschrocken: „Du willst mich verlassen?“

„Soll ich bei Dir bleiben?“ rief erfreut der junge Mann.

Käthchen hatte sich besonnen. „Nein, nein,“ entgegnete sie, „es wird Abend und Du mußt zu Deinen Eltern. O bringe mich doch bald zu ihnen, Eduard, mein Herz sehnt sich darnach, sie gegen mich milde zu stimmen.“

„Ich will sie vorbereiten und meine ganze Beredsamkeit aufbieten,“ entgegnete er, „auf daß wir glücklich werden.“ Er küßte sie auf die Stirn und ging.

Käthchen setzte sich in einen Winkel des Zimmers und weinte. Sie konnte die trüben Gedanken nicht los werden. Sie hatte das Gefühl einer schweren Schuld und war doch eitel genug, sich keine beimessen zu wollen. Stunde verrann auf Stunde, die Kammerfrau brachte Licht und fragte nach den Befehlen des Fräuleins.

„Gehen Sie schlafen, Gute,“ entgegnete Käthchen und verabschiedete sie.

Sie war ruhiger geworden. „Die Mutter wird nicht unversöhnlich sein,“ dachte sie, „sie wird mir, wenn ich mit Eduard verheiratet und eine angesehene Frau bin, ihre Liebe nicht entziehen, sie wird in mein Haus kommen und fröhliche Tage sollen sie den Kummer vergessen lassen, den ich ihr bereitet habe. Werde ich aber auch Eduards Frau? Werden seine Eltern das arme unwissende Mädchen aufnehmen in ihren Familienkreis, werde ich ihnen und meinem Geliebten keine Schande machen? So, wie ich bin, dürfen sie mich nicht sehen, so würde ich ihnen kaum gefallen. Ich muß dem Rathe meines Geliebten folgen und mich schön machen. Wie werde ich mich aber bewegen in den prächtigen Kleidern, welche ich nie am Leibe hatte? Werde ich nicht linkisch und ungeschickt sein? Ich bin allein, ich mache einen Versuch damit.“ Sie stand auf, nahm ein Licht und eilte in ihre Garderobe. Sie fand Alles, was nur ein eitles Mädchenherz glücklich machen kann. Es war Alles zur Toilette bereit. Am Spiegel staken die Kerzen, sie brauchte sie nur zu entzünden. Das that sie, setzte sich vor dem Spiegel nieder und versuchte sich zu frisiren. Der Versuch mußte gut gelungen sein, denn sie lächelte ihrem Bild im Spiegel freundlich zu und schien zufrieden. Hierauf zog sie ein schönes, seidenes Ueberkleid an, schmückte Hals und Arme mit glitzernden Steinen und kehrte in den Salon zurück. Die vielen Spiegel desselben warfen ihr vielfach ihr eigenes und doch so sehr verändertes Bild entgegen, daß sie in einer eleganten Gesellschaft zu sein glaubte und zusammenschrak. Als sie ihre Täuschung merkte, lachte sie und ging nun im Salon auf und ab, die Manieren eleganter Damen nachmachend. Sie imponirte sich selbst und die erwachte Eitelkeit machte sie glauben, daß sie sich sehr schnell in die Gewohnheiten des Reichthums finden werde. Also beruhigt beschloß sie zu Nacht zu essen und sich sodann zur Ruhe zu begeben. Sie aß nur wenig und trank ein Gläschen Wein. Das ungewohnte Getränk machte ihr heiß und bange. Sie öffnete das Fenster, setzte sich nahe daran in ein Fauteuil und betrachtete nun erst ihre Wohnung. Es war die Wohnung des Reichthums, schöner, als sie sich dieselbe in ihren Träumen gemalt, welche ihr nun das gezeigt hatten, was sie überhaupt vom Reichthum gesehen und begehrenswerth gefunden hatte. Die Wände waren über und über mit Bildern und Spiegeln bedeckt. Sie betrachtete dieselben. Aber schon beim Anblicke des ersten ward sie roth. Auf einem Purpurkissen lag in ihrer ganzen entblößten Schönheit Danae, und Jupiter goß über sie seinen goldenen Regen. Sie wendete sich einem andern Bilde zu, es war eben so schön, eben so unzüchtig. Sie fand nichts, als überall enthüllte weibliche Schönheit, hirnverrückende Sinnenlust dargestellt. Ihr wurde unheimlich. Solche Bilder hatte sie nie gesehen. In ihrer Eltern Hause gab's nur Heiligenbilder, nur Scenen aus der Bibel und diese hatten in ihr eine heilige Scheu vor der Kunst geweckt. Das, was sie hier sah, schien ihr Profanation der Kunst, Profanation der Weiblichkeit. Ihre Ruhe war abermals dahin. Was wollte ihr Geliebter mit diesen Bildern? Sie hatte sich ihn so rein, so züchtig gedacht, wie sie selbst war, die Bilder ließen sie einen Makel sehen an ihrem Ideale, und dies machte sie unglücklich. Eine Unruhe, wie sie

Digitized by Google

dieſelbe nie gefühlt, bemächtigte ſich ihrer, ſtürmiſch pochte das Herz, das Blut wallte, und wie oft ſie ſich auch mit Abſcheu abwandte von den Bildern, die zu ihrem bräutlichen Gemache nicht paßten, immer wieder mußte ſie ihre Blicke darauf heften, immer wieder zog es ſie unwiderſtehlich zu den wollüſtigen Scenen. Als wollte ſie ihr Gewand, das ſie zu beengen ſchien, von ſich reißen, griff ſie ſich an die Bruſt und ergriff zufällig das Meſſingkreuzchen, welches ihr die Mutter gegeben, als ſie das erſtemal bei der Beichte war. Sie zog es haſtig aus ihrem Buſen, drückte es an Mund und Augen, gedachte der Stunde, in welcher ſie es erhalten, und ein Thränenſtrom erleichterte ihr Herz. Sie fand die Worte des Gebetes wieder, und niederſinkend auf die Knie betete ſie inbrünſtig zur Mutter Gottes, der Beſchützerin der Unſchuld! — Das Gebet that ihr noth! Während ſie ſo dalag, aufgelöſt in Andacht und Wehmuth, nach Erhebung ringend, näherte ſich der Verführer, um mit unheiligen Händen die Blüthe zu pflücken, welche beſtimmt war, das einfache Gemach eines ehrlichen Mannes zu ſchmücken, und welche er herausgeriſſen hatte aus der heimiſchen Scholle, um ungetheilt ihren Duft zu genießen und ſie ſodann wegzuwerfen. Eduard war ſpät am Abend zurückgekehrt, um ſeine Geliebte aufzuſuchen. Auf die Nachricht, ſie habe ſich in ihrem Gemache eingeſchloſſen, war er in den Garten geeilt, kletterte die Staketten hinan und erreichte ohne Hinderniß das geöffnete Fenſter. Wer hätte ihn auch hindern ſollen. Seine Heiſershelfer, die gemiethet waren und wohl wußten, um was es ſich handle, hinderten ihn gewiß nicht an der Ausführung ſeiner ſchändlichen Pläne, und ſonſt war ja Niemand in der Nähe, zu deſſen Ohr das Angſtgeſchrei des armen Mädchens hätte dringen ſollen. Auch dachte Eduard nicht an Widerſtand. Er hielt ſein Opfer für vorbereitet und mürbe genug und vertraute zu ſehr auf ſeine Ueberredungskünſte. Ohne daß Käthchen es bemerkt hätte, war er bis zu ihr getreten, und als ſie, ihr Gebet beendend, das Zeichen des Kreuzes machte, umſchlang er ſie und wollte ſie an ſein Herz ziehen. Erſchrocken ſprang Käthchen auf. Sie wollte um Hilfe rufen, aber die Stimme verſagte ihr, als ſie ihren Geliebten vor ſich erblickte.

„Ich bin es, mein ſüßes Käthchen," ſprach er ſchmeichelnd, „ich bin gekommen, auf daß wir geheimnißvoll, wie es wahrer Liebe ziemt, den Bund unſerer Seelen auf ewig ſchließen, auf daß wir uns angehören, ganz, ungetheilt und für immer.

Verwundert ſtarrte ſie in ſeine aufgeregten Züge. Das war jener Eduard nicht mehr, den ſie bisher gekannt, das war ein anderer, ein ganz anderer. Von Wein und Verlangen erregt, ſtand er vor ihr; der Stempel der Gottlichkeit, der jedem Menſchenantlitz aufgedrückt ſein ſoll, war verwiſcht und die dreiſten Augen und ſchäumenden Lippen ſchienen vor einer Berührung zu warnen.

„Ich kenne Dich nicht mehr!" ſprach das Mädchen und wich ſeiner Umarmung aus; „was willſt Du jetzt von mir?"

„Den Beweis Deiner Liebe!"

„Habe ich Dir nicht Beweiſe genug gegeben? Habe ich nicht Mutter und Heimat verlaſſen, um Dir zu folgen? Was verlangſt Du noch von mir?"

„Daß Du thuſt, wozu all' die angeführten Beweiſe führen mußten, daß Du mein biſt."

„Bin ich denn nicht Dein? Zweifelſt Du an meiner Liebe? Glaubſt Du, ich werde Dir nicht zum Altare folgen?"

„Thörichtes Mädchen," entgegnete ungeduldig werdend Eduard, „glaubſt Du, ich wolle auf die Beweiſe Deiner Liebe warten, bis alle Hinderniſſe weggeräumt ſind? Sei nicht kindiſch. Ich ſehe, daß Du meinen Rath befolgt haſt, daß Du Dich in eine Pracht hüllteſt, die Dich mir zu eigen gibt, daß Du eingeſehen haſt, wie wir einander gegenüber ſtehen und daß Du ohne zu denken genießen willſt mit vollen Zügen!"

Das Mädchen hatte ihn ſchweigend angehört. Wie verloren ſtarrte ſie ihn an und alles Leben ſchien aus ihr gewichen zu ſein. Die letzten Worte ihrer Mutter klangen ihr wie Donner im Ohre wieder und ihres Geliebten verzerrtes Antlitz gab die Blitze her, auf daß ein furchtbares Gewitter in ihrem Innern austobte, deſſen Hagelſchauer alle die ſchönen Träume und Hoffnungen zerſchlug. Es war ihr erſt jetzt klar, warum die Mutter ſie eine Braut der Schmach geheißen, warum ſie ihr eine elende Zukunft prophezeit hatte; eine Ahnung furchtbaren Unglückes preßte ihr das Herz zuſammen, ſie drückte das Meſſingkreuz, welches ſie noch immer in der Hand hielt, an ihre Bruſt und machte ihrem Schmerze in lautem Weinen Luft.

Eduard war überraſcht. Er wollte eine fröhliche, aufgeregte Braut finden, die mit lachendem Munde die Grenze der Sittenreinheit überſprang, deren Troſt Taumel, deren Kampf ein Kuß wäre, und fand ein leidendes, gebrochenes Herz. „Was ficht Dich an?" fragte er verwundert das Mädchen.

Sie gab ihm keine Antwort und weinte fort.

„Mache mich nicht ungeduldig, Käthchen," ſprach er unwirſch; „ich kam hierher, um eine glückliche Stunde zu genießen und Deine Thränen machen mir Vorwürfe."

„Haſt Du mit Deinen Eltern geſprochen, Eduard?" fragte das Mädchen.

„Ich that es, und wenn ſie auch nicht ‚Ja' ſagten, ſchlugen ſie mir meine Bitte doch nicht entſchieden ab."

„Du kamſt wohl hierher, um mir dieſe fröhliche Nachricht zu bringen?" fragte ſie wieder.

„Ich kam hierher, auf daß wir alle Hinderniſſe überſpringen, die uns trennen, und einander ganz angehören. Laß doch die Sprödigkeit," fuhr Eduard fort und ſuchte ſich ihrer Hand zu bemächtigen, „ſei nicht prüde, und gewähre, was ich erzwingen kann, wenn ich will."

Käthchen richtete ſich hoch empor und ſah ihn mit flammenden Augen an. Aus dem leidenden Kinde war eine Tigerin geworden. „Das wirſt Du

Digitized by Google

nicht," rief sie ihm energisch zu, „sonst rufe ich um Hilfe."

„Haha," lachte Eduard und schritt ihr entgegen. „Wer soll Dir Hilfe bringen? Deine Dienstleute, welche in meinem Solde stehen? Sonst kann Dich ja Niemand hören."

„Dein Mund spricht, wovon Dein Herz nichts weiß," warf Käthchen ein.

„Mein Herz kennt kein anderes Verlangen, als stürmisch an dem Deinen zu schlagen. Uebertreibe den Widerstand nicht, der die Gewährung um so süßer macht, doch nicht lange anhalten darf, soll er nicht ermüden. Du bist mit mir entflohen, hast den ersten Schritt gethan zur Verläugnung der Jungfräulichkeit, wozu dann diese Komödie."

„Komödie nennst Du das? Wenn das Mädchengefühl sich sträubt gegen seine Erniedrigung, wenn die Ehre Anstrengungen macht, sich zu erhalten, nennst Du das Komödie? O Eduard, Du hast mir sehr wehe gethan, denn Du hast mir meine Liebe vorgeworfen!"

„Beweise mir diese," entgegnete er und verfolgte sie gierig, „zwinge mich nicht, Dir mit Gewalt meine Zärtlichkeit aufzudringen, Du könntest in dem Kampf verlieren und ich könnte den Preis des Sieges ausgekostet für immer hinwegschleudern wie etwas, was man nahm und nicht mehr mag. Das anvertraute Gut Deiner Ehre werde ich nach Möglichkeit schützen und erhalten, des entwendeten entäußere ich mich vielleicht."

Käthchen war ihm ausgewichen und nach Hilfe suchend fiel ihr Blick auf den Tisch, wo noch die Ueberreste des Abendessens standen. Sie stürzte zum Tisch hin, ergriff ein Messer und setzte es an ihre Brust. „Wie Du mich berührst," rief sie ihm glühend vor Erregung entgegen, stoße ich mir das Messer in die Brust. Ich bin Dir gefolgt, weil ich an Deine Liebe glaubte, weil ich Dich mehr liebte als Alles auf der Welt! Ich wollte Dir gehören mit aller Ausdauer, die weiblicher Liebe inne wohnt, ich wollte Dein sein, nicht darum, um Dein Weib zu werden, sondern weil ich Dein Weib wäre, Du scheinst mich nur zu Deiner Geliebten machen zu wollen, um mir vielleicht aus Gnade dann die Hand zu reichen, ich wollte aber keine Gnade von Dir, ich wollte Liebe!"

Eduard hörte nicht auf sie. Der Zorn über den Widerstand seines Opfers übermannte ihn. Er eilte auf sie zu und ergriff wild ihre Hand. „Du mußt mir gehorchen," rief er, „und nun gerade um so mehr, als Du mir widerstrebst —"

Er sprach nicht zu Ende, denn Käthchen hatte, ihrer Betheuerung getreu, das Messer in die Brust gedrückt und Blut entströmte reichlich der Wunde. Uebermannt von dem Schrecken der schweren Stunde und ihrer That sank sie ohnmächtig zu Boden.

Der Anblick des Blutes ernüchterte den Wahnsinnigen. Er stürzte aus dem Zimmer, rief die Kammerfrau, ließ Käthchen zu Bette bringen, und ein rasch herbeigeholter Arzt erklärte die Verletzung des Mädchens für nicht lebensgefährlich.

Als Käthchen wieder zu sich kam, war Eduard verschwunden, die Blutung gestillt und Arzt und Kammerfrau saßen an ihrem Bette. Erst nachdem sie eine Weile nachgedacht, erinnerte sie sich des Vorgefallenen und erhob sich rasch, als wollte sie von dem ihr fürchterlichen Orte entfliehen.

„Sie müssen ruhig liegen bleiben," sprach der Doktor und legte sie sanft auf die Kissen zurück.

„Ich muß fort, ich kann nicht hier bleiben," versicherte angsterfüllt das Mädchen.

„Beruhigen Sie sich, Fräulein," tröstete die Kammerfrau, „und bleiben Sie wenigstens so lange, bis die Wunde geheilt ist, die Sie sich durch Unvorsichtigkeit zugefügt haben.

Käthchen warf einen verächtlichen Blick auf die Frau und schwieg. Sie dachte über die Situation nach, in welcher sie sich befand. Sollte sie gerettet werden, mußte es durch den Doktor geschehen. Man hatte ihn offenbar belogen. Unvorsichtigkeit hatte man als die Veranlassung ihrer Wunde angegeben. Sie beschloß, die erste Gelegenheit, welche sich darbot, mit dem Doktor allein sprechen zu können, zu benützen, um ihn um Hilfe, um Befreiung anzusprechen.

„Ich habe Durst," sprach sie, hoffend, die Frau werde sich entfernen, um ihr einen Trunk zu bringen.

„Darf die Patientin trinken?" fragte diese den Doktor.

„Sie darf," entgegnete er und die Kammerfrau entfernte sich wirklich.

Kaum hatte sie die Thüre hinter sich, erhob sich Käthchen, und des Doktors Hand ergreifend, flehte sie: „O verlassen Sie mich nicht, Herr Doktor, retten Sie mich aus diesem Hause."

„Was haben Sie?" fragte verwundert der Arzt, „Sie zittern und sprechen im Fieber!"

„O es ist kein Fieber, das aus mir spricht," entgegnete sie, „es ist die Angst vor einer Wiederholung der gestrigen Scene."

„Welcher Scene?"

„Man sagte Ihnen, ich habe mich durch Unvorsichtigkeit verletzt," sprach das Mädchen in fliegender Hast, „es ist nicht wahr, ich selbst legte Hand an mich."

„Um Gotteswillen —"

„Stille," lispelte sie und preßte krampfhaft seine Hand, „kein Wort vor der Frau, sonst bin ich verloren. Wenn Sie wiederkommen, geben Sie ihr einen Auftrag, damit sie uns allein läßt, und Sie sollen Alles erfahren."

Die Kammerfrau trat wieder ein und brachte Wasser. Argwöhnisch betrachtete sie die Beiden, da jedoch sowohl der Doktor, wie die Kranke keine Aufregung verriethen, beruhigte sie sich und begleitete freundlich den sich verabschiedenden Doktor bis an die Hausthür.

„Sorgen Sie nur dafür, gute Frau," sprach der Arzt, „daß die Kranke durch nichts aufgeregt werde. Ruhe ist die erste Bedingung der Heilung. Auch sprechen

Digitized by Google

darf sie nur äußerst wenig. Ich werde Nachmittags wiederkommen.

Die Kammerfrau führte Käthchen nicht in Versuchung, das Gebot des Arztes zu übertreten. Sie ließ die Kranke allein, theils darum, weil es ihr unbequem war, die Krankenwärterin zu machen, theils auch darum, um über den geheimnißvollen Vorfall nicht mehr zu erfahren, als sie für gut hielt, davon zu wissen. Erst Mittags ließ sie sich sehen und fragte, ob die Kranke etwas zu essen wünsche.

Käthchen schüttelte mit dem Haupte und sie ging wieder hinaus.

Nachmittags kam, wie er es versprochen hatte, der Doktor wieder. Er brachte allerlei Medikamente mit und befahl der Kammerfrau, die Kräuter zu kochen und der Kranken einen Trank davon zuzubereiten. Er wolle abwarten, bis die Medicin fertig sei und sie selbst der Kranken einflößen. Die Kammerfrau ging hinaus und der Doktor blieb mit der Kranken allein.

„Wir sind allein," sagte er, „was haben Sie mir zu vertrauen?"

Käthchen erzählte ihm ihre Geschichte, und als sie geendet hatte, bat sie, dafür zu sorgen, daß sie aus diesem Hause fortgeschafft werde.

Der Arzt hatte aufmerksam zugehört. „Armes Mädchen," sprach er, „Sie können freilich nicht hier bleiben, sollen Sie nicht so oder so zu Grunde gehen."

„Nicht wahr, Doktor," entgegnete das Mädchen, „Eduard könnte seinen Anschlag wiederholen und ich, gewiß, ich würde mich tödten."

„Sie glaubten also, der junge Mann werde sie heiraten?" fragte der Doktor.

„Er schwur es mir zu, bei seiner Liebe." antwortete Käthchen.

„Sie haben recht," fuhr der Arzt fort, „Sie müssen fort von hier. Ich habe Erkundigungen über den Besitzer dieses Hauses eingezogen und halte es für meine Pflicht, Ihnen nicht vorzuenthalten, was ich erfahren habe. Es wird Ihnen das Scheiden von diesem Hause erleichtern."

Käthchen horchte auf. „Was werde ich hören?"

„Der Besitzer dieses Hauses, der Banquier Eduard Sommer, ist — verheiratet."

„Weh' mir," sprach Käthchen und bedeckte das Gesicht mit den Händen.

„Wohl Ihnen, daß die Verführung Ihre Tugend nicht einzuschläfern vermochte, daß Sie gesiegt haben in einem Kampfe, in welchem Tausend und aber Tausend zu Grunde gegangen sind."

Käthchen weinte still vor sich hin.

„Wo wünschen Sie hingebracht zu werden? Haben Sie Verwandte in der Stadt?"

„Ich habe Niemand, ich stehe allein in der Welt. Verlassen Sie mich nicht, Doktor, sonst muß ich zu Grunde gehen." Und sie klammerte sich fest an seinen Arm.

„Ich selbst kann Sie leider nicht zu mir nehmen, liebes Käthchen, denn ich bin Junggeselle und nicht darauf vorbereitet. Aber hier bleiben sollen Sie mir auch nicht. Sie können in längstens vierzehn Tagen vollkommen genesen sein und bis dahin versorge ich Sie im Krankenhause der barmherzigen Schwestern. Ich bin Arzt daselbst und habe so am besten Gelegenheit, für Ihr Wohl zu sorgen. Sind Sie einverstanden?"

Käthchen antwortete nicht, zog aber die Hand des Doktors an ihre Lippen.

„Was thun Sie," sprach dieser verlegen und entzog ihr seine Hand. Er war roth geworden, wie ein junges Mädchen, dem zum erstenmal von Liebe vorgesprochen wird.

Die Kammerfrau erschien mit dem Tranke.

Der Doktor verkündete ihr den Willen der Kranken, aus dem Hause geschafft zu werden. Sie wollte es nicht zugeben; was würde der gnädige Herr dazu sagen.

Der Doktor befahl, dem gnädigen Herrn auszurichten, er möge nicht auf das Kriminal vergessen, und lenkte die Gedanken der Wirthschafterin auf das Zuchthaus. Dieser Ueberredungskunst wich sie denn endlich und ließ es ruhig geschehen, daß Käthchen fortgeschafft werde.

Als Eduard erfuhr, was vorgefallen war, wüthete er nicht, wie seine Dienerschaft es erwartet hatte. Es bemächtigte sich seiner Furcht vor einem öffentlichen Skandal und einer etwaigen Untersuchung, wenn der Doktor die Anzeige bei der Behörde machte. Dieses mußte auf alle Fälle vermieden werden. Er suchte den Doktor auf. „Sie haben mir meine Patientin entführt," hub er das Gespräch an.

„Die Gründe meiner Handlungsweise werden Sie kennen, Herr Sommer."

„Ich billige sie auch," entgegnete der junge Mann, „ich entsage feierlich allen Ansprüchen auf das Mädchen, bekenne, mich übereilt zu haben und will mein Unrecht, so weit es möglich ist, gutmachen."

„Können Sie dem Mädchen den Frieden ihrer Seele wiedergeben, mein Herr?" fragte der Arzt.

„Ich kann ihre Zukunft sorglos machen, denn ich bin reich. Ich will es thun, wenn sie das Geheimniß bewahrt. Was kann sie mehr verlangen?"

„Nichts, gar nichts," entgegnete bitter der Doktor. „Sie haben sie den Armen ihrer Mutter entführt. Sie haben ihr unter der Vorspiegelung, als liebten sie, Gewalt anthun und die Unschuld rauben wollen. Sie haben den Duft ihrer Jugendblüthe getödtet, denn Sie haben ihr das Vertrauen auf die Göttlichkeit der Liebe geraubt, Sie geben ihr Geld und die Sache ist abgethan!"

„Wie soll ich das verstehen, mein Herr?"

„Nehmen Sie meine Worte wie es Ihnen beliebt," entgegnete der Arzt, „nur geben Sie sich keine Mühe, dem Mädchen Unterstützungen anbieten zu wollen, die sie nicht annimmt. Sie ist enttäuscht, nicht gefallen, sie darf Ihnen nichts zu danken haben. Ich will Sorge dafür tragen, daß sie zu ihrer Mutter gebracht werde, und braucht sie Hilfe und Unterstützung, so wird sie solche von Freunden empfangen. Für Ihr Geheimniß

Digitized by Google

brauchen Sie nicht zu fürchten. Ich glaube, Käthchen selbst wird nicht wünschen, daß es veröffentlicht werde. Leben Sie wohl."

Beschämt aber auch beruhigt entfernte sich der Banquier.

Achtes Kapitel.

Helene war mit den Anordnungen zu ihrer Soirée gar zu sehr beschäftigt, um die Aufregung ihres Gatten und des Baron Holm zu bemerken. Die Beiden faßten sich auch bald und es währte nur einige Sekunden, so trugen sie schon eine Ruhe und Gelassenheit zur Schau, die gar sehr abstach von dem Sturme in ihrem Innern. Bertha hatte nicht mit einem Blicke verrathen, daß sie die Herren kannte. Ihre Blässe war verschwunden, ein zartes Roth überflog ihre Wangen, sie bewegte sich ungezwungen, war freundlich, entzog sich der Unterhaltung der Gesellschaft nicht, half der Hausfrau und ordnete selbst an, kurz sie war so liebenswürdig, daß Dorn und Western nicht Worte finden konnten, sie zu preisen und ihr Schmeicheleien zu sagen. Diese nahm sie als mit vollem Recht ihr gehörig an und fand so recht den Ton, die jungen Herren verliebt zu machen, ohne sie dazu aufzumuntern. Eduard hätte gerne mit ihr allein gesprochen. Er mußte von ihr erfahren, auf welche Art sie sich von Käthchens Mutter getrennt hatte, er mußte ihr das Schicksal des Mädchens bekannt machen und sie auf irgend eine Weise zum Schweigen vermögen. Eben so nothwendig hatte es der Baron, mit ihr allein zu sprechen. Er benützte den Augenblick, als Helene ihren Gästen die schöne Aussicht vom Balkone zeigte, sich Bertha zu nähern und folgendes leise Gespräch mit ihr anzuknüpfen:

„Ungeheuer, Du lebst?"

„Zu Befehl, gnädiger Herr," antwortete spöttisch das Mädchen.

„Wenn Du nur den geringsten Versuch machst, mir zu schaden, tödte ich Dich!"

„O nun bin ich vor Ihren Anschlägen sicher."

„Glaube das nicht, meine Macht ist groß."

„Die meine soll noch größer werden. Hüten Sie sich, Baron, daß sie Ihnen nicht furchtbar wird."

„Du drohst?"

„Ich drohe und meine Drohungen sind keine leeren Worte."

„Nun denn, Kampf auf Leben und Tod!"

„Den wünsche ich." Sie wendete sich von ihm ab und hörte mit süßem Lächeln die Schmeicheleien Westerns an.

Helene setzte sich an's Klavier und die Gäste umringten sie.

„Ich muß mit Ihnen sprechen, Bertha," flüsterte Eduard.

Sie nickte mit dem Kopfe.

„Erschrecken Sie nicht, wenn ich Sie in Ihrem Zimmer aufsuche."

„Ich bin nicht furchtsam," antwortete sie und mischte sich unter die Gesellschaft.

Die Gesellschaft war heiter und vergnügt und Bertha war die Seele derselben. Helene ließ ihren Gatten, freilich zu seinem großen Bedauern, den ganzen Abend nicht aus, und dieser war froh, daß Holm sich zu ihm und seiner Gattin hielt und ihn also von den Vorwürfen ihrer Zärtlichkeit bewahrte. Dorn und Western bemühten sich, einander den Vorrang bei Bertha abzugewinnen. Dorn spielte den Sentimentalen, Western den kühnen Eroberer. Sie war, ehe sie einen Blick in ihre Charaktere thun konnte, gleich freundlich gegen beide, widmete aber später, als sie in Western einen hitzigen, doch entschlossenen Charakter zu finden glaubte, diesem größere Aufmerksamkeit, so daß es gar nicht lange dauerte, daß Dorn den Rückzug antrat und dem Banquier und seiner Gattin Gesellschaft leistete.

„Ich hoffe, daß der Residenz das Glück zu Theil wird, Sie während der Saison bewundern zu können, schönes Fräulein," flüsterte Western und bombardirte dabei mit glühenden Blicken das Mädchen.

„Die Salons der Residenz sind nicht der Platz, wo ich hin gehöre," entgegnete, die Augen zu Boden schlagend, Bertha; „ich bin ein bürgerliches Mädchen, das jede Ueberschreitung der ihrem Stande gezogenen Grenze mit ihrem Rufe zahlt."

„Sie entschuldigen, daß ich Ihnen widerspreche, Fräulein," eiferte der Rittmeister, „Sie würden jedem, auch dem höchsten Gesellschaftskreise zur Zierde gereichen, und es gibt gewiß Niemand, der so gemein denkt, bei Anblick des in Ihren Zügen ausgesprochenen Seelenadels an die bürgerliche Abkunft zu denken."

„Doch gibt es solche Menschen," entgegnete Bertha, „und wir dürfen gar nicht weit gehen, um sie zu finden. Nicht Jedermann ist so vorurtheilsfrei wie Sie, Herr Rittmeister. Betrachten Sie nur den Baron Holm. Mit welcher Geringschätzung ist er mir bisher begegnet, wie auffallend läßt er mich fühlen, daß mich weder Geburt noch Reichthum berechtigen, mit ihm dieselbe Luft zu athmen."

„Kümmern Sie sich nicht darum."

„An seiner Aufmerksamkeit liegt mir wahrlich nichts," fuhr Bertha fort, „denn er ist mir gleichgiltig; aber an der Vernachlässigung aller Schicklichkeitsformen, die ich ungestraft hinnehmen muß, liegt mir sehr viel, denn da gerade fühle ich es am schmerzlichsten, daß ich allein und schutzlos in der Welt stehe."

„Erlauben Sie mir, Ihr Ritter sein zu dürfen, schönes Fräulein," sprudelte Western, „und es soll Niemand wagen, Ihnen jene Hochachtung zu versagen, welche Ihrer Schönheit und Ihrem Geiste gebührt."

„Kann, darf ich das erlauben?" flüsterte Bertha und ihre Augen starrten träumerisch gegen die Decke.

„Sie können und dürfen es," fuhr Western fort, „denn ich —"

„Ueberellen Sie sich nicht, Herr Rittmeister," fiel ihm Bertha in's Wort. „Sie sind ein edler Mann,

Digitized by Google

dem meine schutzlose Stellung Mitleid eingeflößt hat und der sich von seinem guten Herzen zu übereilten Schritten hinreißen ließe. Ueberlassen Sie mich meinem Schicksale. Ich werde die Beleidigung des Barons vergessen, so wie ich viele andere vergessen habe, wenn sie mir auch im Augenblicke Thränen erpressen könnte."

„Das dürfen Sie nicht, Fräulein, das sollen Sie nicht, denn ich usurpire das Recht Ihres Beschützers. Erlauben Sie mir, es wenigstens hier zu sein."

Sie antwortete nicht, sah ihn aber mit in Thränen schwimmenden Augen an und reichte ihm die Hand, welche er stürmisch an seine Lippen drückte.

Die Gesellschaft trennte sich. Helene und ihr Gatte begaben sich wie gewöhnlich auf den Balkon, um ein Stündchen zu schwärmen. Bertha ging in ihr Zimmer und dasselbe thaten die Gäste.

Baron Holm wurde jedoch, noch ehe er sich zur Ruhe begeben hatte, durch einen Besuch überrascht. Es war Western, dem seine neu übernommene Ritterschaft keine Ruhe ließ und der noch heute den Baron über sein Betragen zur Verantwortung ziehen wollte.

„Staunen Sie nicht, daß ich Sie noch spät am Abend heimsuche, Herr Baron," sprach förmlich der junge Mann, „aber es gilt dem Interesse einer Dame und da muß jede andere Rücksicht schweigen."

„Ich begreife nicht —"

„Sie haben sich heute sehr unhöflich gegen die Gesellschaftsdame unserer Hausfrau betragen, Sie haben die einfachsten Formen der Schicklichkeit verletzt und ich komme, Sie darüber zur Rechenschaft zu ziehen."

„Mein Herr!?"

„Was beliebt?"

„Darf ich fragen, wie Sie dazu kommen, sich zum Beschützer jener Dame aufzuwerfen?"

„Das dürfen Sie nicht, denn das geht Sie nichts an, seien Sie zufrieden damit, daß dem so ist. Womit wollen Sie Ihr unhöfliches Betragen entschuldigen?"

Holm war in Verlegenheit. Er wußte nur zu gut, daß es Bertha war, welche ihm diesen Kampfhahn über den Hals geschickt hatte, er wußte eben so gut, daß sich die Angelegenheit nur mit einem Duell werde abmachen lassen, da er dem Rittmeister keine Auskunft über seinen Schützling machen durfte, wollte er sich nicht noch schlimmeren Unannehmlichkeiten aussetzen. Er machte demnach die Sache so schnell als möglich ab, indem er ohne weiters die Waffen und die Stunde des Zweikampfes bestimmte.

„Morgen, fünf Uhr Früh im Wäldchen. Gute Nacht." Der Rittmeister ging und schwelgte im Vorgenusse des Triumphes, den er feiern mußte, wenn Bertha zur Kenntniß seiner That kam.

Eduard hatte das Kosestündchen abgekürzt. So unzufrieden auch Helene damit war, sie mußte es sich gefallen lassen, daß der gewissenhafte Hausherr sich entfernte, um nachzusehen, ob seine Gäste auch gut untergebracht wären. Er benützte nämlich diesen ziemlich plausiblen Vorwand, um auf Bertha's Zimmer zu eilen, welche ihn erwartete. Als er eintrat, saß sie beim Tische und winkte ihm Platz zu nehmen. „Was wünschen Sie von mir?" fragte sie.

„Ich kam, um Sie mit dem Schicksale Ihrer Freundin bekannt zu machen."

„Ich verstehe Sie nicht, Herr von Sommer, Ich habe keine Freundin."

„Nun denn, des Mädchens, welches ich —"

„Welches Sie entführt und wahrscheinlich verführt haben? Was kümmert mich ihr Schicksal. Ich kam mit ihr zusammen, ich wurde von ihr getrennt, das ist die Summe unserer Beziehungen."

„Sie wollen demnach nicht wissen, was mit ihr geschah?"

„Wozu! Neugier ist mein Fehler nicht und Interesse hat die Sache keines für mich."

„Wenn ich recht gehört habe," fuhr der durch die Worte des Mädchens unsicher gewordene Eduard fort, „waren Sie die Braut des jungen Voller?"

Bertha lachte. „So sagte man, lieber Herr," sprach sie, „weil man es wünschte. Ich fühlte aber keinen Beruf zur Fabriksarbeiterin in mir und ließ es bleiben."

„So — Ich bat Sie um diese Unterredung noch aus einem andern Grunde, Fräulein," hub Eduard abermals an; „Sie kennen meine Verhältnisse, so wie den Scherz mit dem Käthchen und da —"

„Sie fürchten doch nicht, daß ich aus der Schule schwatzen werde," fiel ihm Bertha abermals in's Wort; „pfui, Herr Sommer, was gab Ihnen das Recht, mich für so ungeschickt zu halten."

„Ihre Aeußerung macht mich glücklich, auch trage ich keine Schuld —"

„Es ist ja nicht von Schuld oder Unschuld die Rede," entgegnete Bertha, „und ich bin viel zu wenig kleinlich, um bei einer so unbedeutenden Affaire überhaupt nur eine Schuld zu vermuthen. Der Mensch schafft sich selbst seinen Himmel und seine Hölle. Wer sich wissentlich in's Unglück stürzte, muß dasselbe geduldig ertragen, wer die Augen offen hat und nicht sieht, ist ein Narr und man muß ihn bedauern, ohne dies Unglück jemand Anderem zur Last legen zu wollen. Sprechen Sie von etwas Anderem, Herr Sommer, und lassen wir diese Kleinigkeit."

Eduard unterhielt sich prächtig. Die Grundsätze Bertha's paßten so vortrefflich zu seiner Anschauung. Es war so viel bequeme Philosophie darin und er fand so viel Aehnlichkeit mit seinen eigenen Sophismen, daß er sich wohl fühlte in der Nähe der Lehrerin einer Lehre, die ihm um so mehr gefiel, als diese Lehrerin schön war.

„Gut, reden wir von etwas Anderem," rief er aufgeräumt und rückte näher an Bertha. „Reden wir von Etwas, was Ihnen angenehm ist. — Western ist ein schöner Mann, nicht wahr?"

„Haha," lachte Bertha und drohte ihm mit dem Finger. „Sie wollen mich roth machen, aber es gelingt Ihnen nicht, denn die Grundbedingung des Rothwerdens, die heimliche Beziehung zu dem Gegenstande des Gespräches, fehlt."

„Sie haben ihm doch Gehör geschenkt."

Digitized by Google

„Nur gelieben," lachte Bertha, „ich schenke nicht so leicht oder besser gar nicht. Ich unterhielt mich mit Western, denn die schlechteste Unterhaltung ist besser, als die schönste Langeweile. Er ist ein guter hitzköpfiger, offener Mensch, dessen Worte mir Spaß machten, weiter sind wir mit einander nicht gekommen."

„Am Ende können Sie gar nicht lieben?"

„Doch, ich kann es, aber wehe dem Manne, den ich liebe. Meine Liebe ist nicht der Hauch des Lenzes, nicht die Wärme der gemäßigten Zone, nicht das Stillleben eines Täubchenpaares, meine Liebe ist Sturm, versengende Hitze, ewige Erregung; wer nicht liebt auf die Gefahr hin, in seiner Liebe zu Grunde zu gehen, der lasse es besser bleiben, mich lieben zu wollen."

„Das ist ja fürchterlich," lachte Eduard.

„Gewiß ist es fürchterlich," fuhr Bertha fort, „fürchterlich und doch schön, denn eine solche Liebe ist Kraft, da Leidenschaft Kraft ist."

„Wissen Sie, Fräulein," sagte Eduard, „daß man versucht wäre, sie zu lieben, nur um der Seltenheit einer solchen Liebe willen?"

„Sie werden mich nicht lieben, mein Herr, denn Sie würden darüber zu Grunde gehen, Sie und Ihre Familie. Bitte, bitte, lieben Sie mich nicht."

„Und wenn ich Sie doch liebte?"

„Dann müßte ich Sie bedauern, denn entweder liebte ich Sie nicht wieder und Sie wären verloren, oder ich liebte Sie wieder und Sie wären auch verloren. Bleiben Sie bei der ruhigen Gattenliebe, die Sie gegenwärtig genießen, und verlangen Sie nicht, im Hafen sich wiegend, den Sturm der offenen See."

„Wir sprechen noch darüber," sprach Eduard und erhob sich. Er nahm Bertha bei der Hand, blickte ihr lange in die tiefdunklen Augen und entfernte sich, ohne ein Wort weiter zu sprechen.

„Wo hatte ich meine Augen," murmelte er, „daß ich Käthchen sah und Bertha nicht bemerkte!"

„Die Angel sitzt," jubelte Bertha, als er das Zimmer verlassen hatte, „bald ziehe ich den Goldfisch näher und näher, bis ich ihn mit der Hand erreichen und in das Glas thun kann, wo er zu meinem Vergnügen glänzen muß, so lange es mir gefällt. Zittere, Holm, Deine Feindin wächst und wird Dich zu Grunde richten!"

Sie brachte noch mehrere Stunden beim Schreibtische zu.

Kaum daß der nächste Morgen dämmerte, eilten Baron Holm mit Dorn und Rittmeister Western mit Sommer dem Waldchen zu, wo das Duell stattfinden sollte. Sommer hatte Pistolen mitgebracht, die er nun gemeinschaftlich mit Dorn untersuchte. Man nahm die Distanz. Beide Sekundanten bemühten sich, den Streit gütlich beizulegen. Es war umsonst, Holm gab auf diese Versuche überhaupt keine Antwort. Western verlangte, der Baron solle anerkennen, daß er sich wie ein ungebildeter Mensch benommen habe. Minute zerrann auf Minute.

„Machen wir, daß wir fertig werden, meine Herren," drängte Holm, „bevor uns Jemand überrascht."

„Ich bin bereit," entgegnete der Rittmeister. Beide hoben ihre Waffen und legten auf einander an. Der Rittmeister im Vorgefühle seines Triumphes, der Baron wie ein Mann, der sich bereit, ein wichtiges, aber unangenehmes Geschäft abzumachen. Es fielen zwei Schüsse, Western lag blutriefend am Boden.

„Ich wußte es," murmelte Holm und trat auf den Verwundeten zu.

Dieser schlug die Augen auf, erblickte den Baron und winkte ihm, näher zu kommen.

Dorn und Sommer waren, so wie Western zu Boden stürzte, fortgeeilt, um einen Arzt herbeizuholen, auf den sie in der Eile vergessen hatten.

Der Baron kniete bei Western nieder und fragte ihn, was er wünsche.

„Ich verzeihe Ihnen, Baron," flüsterte der Rittmeister; „Sie haben sich wie ein Mann von Ehre geschlagen, Sie werden einem Sterbenden seine letzte Bitte nicht unerfüllt lassen."

„Sprechen Sie, Alles soll geschehen," entgegnete der Baron.

„Sagen Sie ihr, daß ich sie geliebt habe, daß ich für sie gefallen und stolz darauf bin!" Seine Stimme wurde schwächer, sein Athem kürzer, er konnte kaum einige Minuten mehr leben.

In den Mienen des Baron Holm war eine gewaltige Aufregung zu lesen. „Soll ich Dich, Du armer Junge, der weiblicher Rachsucht zum Opfer fiel, mit einem Irrthume in's Jenseits gehen lassen, Dich sterben lassen mit einem Segen auf den Lippen," murmelte Holm; „nein, Du sollst in der Sterbestunde Wahrheit haben, denn der Tod bringt Wahrheit." Er beugte sich bis zu dem Ohre des Sterbenden und rief ihm hinein: „Nicht fegnend den Gegenstand Ihrer Liebe, Rittmeister, mit einem Fluche auf das Mädchen müssen Sie sterben. Bertha ist Ihrer Liebe nicht werth, ist ein Dämon der schändlichsten Lüste, ein Abgesandter der Hölle, der seine Schönheit und seinen Geist benützt, um Unglück und Elend zu schaffen!"

Western lächelte und schüttelte mit dem Kopfe.

„Sie glauben mir nicht," fuhr Holm fort, „Sie dürfen mir glauben, Western — ich bin ja ihr — Vater!"

Der Rittmeister wollte sich erheben, der Mund öffnete sich zu einem Schrei, die Stimme versagte aber den Dienst, er sank auf den Rasen zurück, er war — todt!

„Armer Mann," murmelte der Baron vor sich hin und betrachtete die Leiche, „schade um Dein Leben, es wäre werth gewesen, einer edleren Sache zu fallen."

Die beiden Sekundanten kamen mit einem Arzte zurück. Jede Hilfe kam zu spät, die Kugel war in die Brust gegangen und hatte mehrere edle Theile tödtlich verletzt. Man schaffte den Todten in die Waldkapelle und Dorn fuhr sogleich nach der Stadt, um die Angehörigen des Erschossenen von dem Unglück in Kenntniß zu setzen.

Sommer und der Baron kehrten zu den Damen zurück, Sommer, um seine Frau, Holm, um

Digitized by Google

Bertha von dem Vorgefallenen in Kenntniß zu ſetzen. Bertha war im Garten. Holm ging ihr nach und fand ſie Blumen pflückend.

„Guten Morgen, Baron," rief ſie ihm zu, als ſie ſeiner anſichtig wurde, „Sie kommen mir zu ſagen, daß Sie den Rittmeiſter erſchoſſen haben."

„Du weißt? —"

„Alles, lieber Baron, ich weiß auch, daß Sie gekommen ſind, um mir Vorwürfe zu machen, daß ich Ihnen den armen Jungen auf den Hals gehetzt habe. Erſparen Sie ſich dieſe, lieber Baron! Vorwürfe und gute Lehren aus Ihrem Munde klingen unendlich komiſch, wir müßten lachen und lachen ſollen Sie nicht, der Sie eben einen Menſchen getödtet haben."

„Sein Tod komme über Dich, Du Teufel," entgegnete der Baron.

„Wollen Sie wohl die Güte haben, lieber Baron, mich nicht zu duzen? Ich bin nicht mehr die arme Griſette, welche ſtolz darauf war, von Ihnen mit Du angeſprochen zu werden, ich habe mir bereits eine feſte Stellung erworben, und ich gebe Ihnen mein Wort, wenn Sie hübſch artig und fein mit mir ſind, werde ich Sie nächſtens protegiren. — Nun, was ſagt Helene?" fragte ſie den herbeigekommenen Banquier.

„Sie iſt außer ſich und nicht zu beruhigen. Sie will augenblicklich nach der Reſidenz zurück. Sie werden uns doch begleiten?"

„Wenn es Helene wünſcht, warum nicht," antwortete das Mädchen.

„Sie wird es wünſchen, wenn ſie auch in dieſem Augenblicke Ihnen und dem Baron, Ihnen als der unſchuldigen, dem Baron als der ſchuldigen Urſache des Unglückes zürnt."

„Ich will zu ihr hin, um mich von aller Schuld rein zu waſchen," ſprach der Baron und eilte in das Haus.

„Nun wird er mich verſchwärzen," ſprach Bertha und blickte dem Baron ſpöttiſch nach, „und Helene wird froh ſein, wenn ſie Veranlaſſung findet, mich los zu werden."

„Ich habe ein reizendes Häuschen in der Stadt," ſprach faſt ſchüchtern der Banquier, „es iſt im beſten Zuſtande und ſteht leer. Wenn Sie es vorzögen, allein zu ſein —"

Bertha drohte Eduard mit dem Finger. „Sie haben meine Worte vergeſſen," ſprach ſie ſcherzend.

„Nicht doch, Bertha," entgegnete er, „ich habe darüber nachgedacht und möchte es darauf hin wagen, Sie zu —"

„Pſt," ſprach Bertha und legte ihm den Finger auf den Mund, „den Satz dürfen Sie erſt beenden, wenn ich Sie in dem reizenden Häuschen in der Reſidenz wiederſehe!"

(Ende des erſten Buches.)

Barbara Uttmann *).

Laßt rollen die Kloßjen,
Laßt rollen die Kloßjen,
Und webt mit den Fädchen
So Säumchen wie Rähdchen
Mit Eil' und mit Hier
Auf's glatte Papier.

Sie ſollen und raſſeln,
Sie wirbeln und praſſeln,
Sie gleiten und ſchwirren,
Sie klappern und klirren
So ſeltſam geſchwind,
Wie Blätter im Wind.

Klöppellied aus dem Vlämiſchen von Carrein.

Wenn man in den alten vlämiſchen Städten, hauptſächlich in Mechein und in Brügge durch die einſameren Straßen geht, wo in kleineren Häuſern die ärmeren Familien wohnen, da ſieht man, iſt es Sommer und Sonnenſchein, in den offenen Hausthüren Frauen und Mädchen tief am Boden ſitzen, auf ihren Knieen die Arbeit, welche ihre behenden Finger mit ſeenhafter Schnelligkeit fördern: ſie klöppeln Spitzen.

Die Kloßjes und Floßjes die Knüppelchen und Fläſchchen, wie der Mund des Volkes die Klöppel ihrer Form wegen getauft hat, „gleiten und klirren, klappern und ſchwirren"; auf dem Pflaſter, zwiſchen deſſen Steinen nicht ſelten Gras ſprießt, ſchallen die Holloblokjes oder Klompjes, d. h. die Holzſchuhe der ſich tummelnden Stadthoffnung, ſonſt auch Gaſſenjugend genannt; hoch oben aus der hellen Luft vom Glockenthurm am großen Platz klingelt von Viertelſtunde zu Viertelſtunde die einſchläfernde Melodie des Glockenſpieles, und die emſig daſitzenden Frauen mit den ſpaniſchen Geſichtern und den niederdeutſchen Namen ſchaffen die prachtvollen Volants, die reizenden Mantillen und die luftigen Volletes, welche im nächſten Winter bei Diner, Ball oder Rout auf ſchimmernden Atlas fallen, ſich um blendende Schultern ſchmiegen und auf glänzendem Haare ruhen ſollen.

So haben wir das Spitzenklöppeln in Belgien oft beobachtet, aber nicht blos dort wird der lieblichſte Putz der Frauen geſchaffen, auch in unſerm Vaterlande hat er Werkſtätten, nur liegen ſie nicht wie in Belgien in üppigen Küſtenebenen, ſondern in der Höhe des ſächſiſchen Erzgebirges, und wie das Lokal der Arbeit, ſo iſt auch der Betrieb derſelben anders, als in Belgien.

„Wer das erſte Mal", ſo lautet die Schilderung, die uns vorliegt, „eine Stube betritt, in welcher alle Glieder der Familie vom ſechsjährigen Kinde, Knaben und Mädchen, bis zum ergrauten Großmütterchen an ihrem auf dem Klöppelſtänder befindlichen Klöppelſack beſchäftigt ſind, der iſt im höchſten Grade von dieſem Anblick überraſcht. Nicht ſelten trifft man in einem kleinen Stübchen ſechs bis acht Perſonen bei dieſer Arbeit. Außer dem Raſcheln, welches das Aneinander-

*) Buch denkwürdiger Frauen.

Digitized by Google

schlagen der hölzernen Klöppel durch das zwei- oder dreimalige Drehen jedes einzelnen behufs der Vollendung eines halben oder ganzen Schlags verursacht, herrscht lautlose Stille, die nur unterbrochen wird, wenn man haścht, zählt oder wettet, d. h. sich gegenseitig zu größerer Thätigkeit anspornt. Das Haschen findet entweder zwischen einer Mutter und ihren Kindern, oder zwischen einer geübteren und einer minder fertigen Klöpplerin statt, und besteht darin, daß z. B. die Mutter dem Kinde 100, nämlich 100 gesteckte Nadeln vorgibt. Das Kind sagt nun nach der ersten gesteckten Nadel: „Hunderteins!“ die Mutter blos: „Eins,“ und so zählen Beide fort, bis die Mutter dieselbe Zahl ausspricht, wie das Kind, und folglich dieses erreicht oder erhaścht hat. Zum Zählen gehören zwei Klöpplerinnen von gleicher Gewandtheit. Nach der ersten gesteckten Nadel sagt die Eine: „Bist mir eine (Nadel);“ worauf die Zweite, hat auch sie die erste Nadel gesteckt: „Bist mir keine“‘ antwortet. So stecken denn Beide Nadel auf Nadel, bis der einen vielleicht der Faden reißt. Die Andere macht inzwischen ihre Schläge fort, steckt nach jedem Schlag die nöthige Nadel und sagt dabei: „Bist mir eine, bist mir zwei, drei u. s. w“, bis die Nachgebliebene die Vorausgeeilte wieder einholt. Beim Wetten wird eine Arbeit festgesetzt und die Zeit zu ihrer Vollendung bestimmt. Die Klöpplerin, welche zuerst fertig ist, erhält von Allen, denen sie vorauskam, eine Stecknadel zur Belohnung.“

Dieses Bild ist aus dem Winterleben, im Sommer thun die Frauen sich in ganze Gesellschaften zusammen, um im Freien unter dem Schatten der Bäume zu arbeiten. Von Männern arbeiten dann höchstens Bergleute mit, wenn sie nach verfahrener Schicht keinen andern Nebenverdienst finden, sonst sieht man die Klöppler nur an den Tischen, auf denen in den langen Winterabenden das Licht einer einzigen trüben Lampe durch Flaschen und Glaskugeln hinreichend erhöht wird, um so und so viele Klöppelkissen zu erhellen.

Das Erzgebirge ist industriell. Seit es nicht länger reich war, wurde es arbeitsam. Die Bergwerke erschöpften sich, die Erfindung regte sich. Die Bevölkerung hatte, so lange die Gruben fortfuhren, „freundlich und höflich“ zu sein, das Silber, welches sie darboten, als Gottesgabe dankbar angenommen; als eine Grube nach der andern ihre reichen Mittel „ausfagte“, begannen die Erzgebirger rüstig die mannigfachen Gewerbe, mit denen sie sich noch heute zu erhalten versuchen. Keines von allen aber wurde gleich von Anfang an und wird noch immer fleißiger und allgemeiner betrieben, als das Spitzenklöppeln.

Schon mit dem siebenten Jahre fangen die Kinder mit leichten Mustern an. Alle Zeit, welche nicht von der Lernschule, der gewöhnlichen Schule, in Anspruch genommen wird, gehört den Klöppelschulen, deren es allein fünfundzwanzig vom Staat unterstützte gibt. In manchen derselben sitzen wohl an hundert kleine fleißige Geschöpfe, Vormittags von Zehn bis Zwölf und Nachmittags von Drei bis Sechs oder Sieben, im Winter oft bis Zehn, mit unerschütterlicher Ernsthaftigkeit bei der Arbeit. Auf den Dörfern erlernen fast alle Mädchen ohne Ausnahme und von den Knaben etwa das Drittheil die zierliche Kunst, zu welcher, seltsam genug, die Knaben mehr Anlage beweisen, als die Mädchen. Wenn diese später geschickter klöppeln, so verdanken sie es der unausgesetzten Uebung in der Klöppelei, welche vom östlichen Ende des Erzgebirges an bis an die Grenze des Voigtlandes, vom Kamme des Gebirges bis nahe an den Fuß desselben fast sämmtlichen Frauen der Bergleute, Waldarbeiter, Hammer-, Nagel- und Löffelschmiede als ausschließliche Beschäftigung dient.

Fast jede große Industrie knüpft sich, sei es nun durch ihre Erfindung, oder durch ihre Verbreitung, an irgend einen Namen, welcher so dem Danke späterer Jahrhunderte erhalten bleibt. Auf dem Kirchhof zu Annaberg im Erzgebirge steht ein Denkmal von Sandstein, und darauf die Inschrift:

Hier ruht

Barbara Uttmann,

gestorben d. XIV. Januar MDLXXV.

Sie ward durch das im Jahre MDLXI von ihr erfundene Spitzenklöppeln die Wohlthäterin des Erzgebirges.

Diese Inschrift ist insofern unrichtig, als das Spitzenklöppeln um die angegebene Zeit in den Niederlanden bereits erfunden war, folglich im Erzgebirge nicht erst erfunden zu werden brauchte. Aber dennoch darf Barbara Uttmann als die Wohlthäterin ihrer Heimat und zwar bis auf den heutigen Tag bezeichnet werden, denn sie war es, welche zuerst die Klöppelei im Erzgebirge einführte.

Es war nämlich in der Wilden-Ecke, wie die rauhe und waldige Umgebung des Pöhlbergs bis gegen das Ende des 15. Jahrhunderts hieß, den 17. Oktober 1492 durch Kaspar Drechsler aus Frohnau der erste Silbergang am Schreckenberg entdeckt worden. Bald darauf gelang es auch anderen Schürfern, am Schrecken-, Schotten- und Pöhlberge, sowie am Prözel, reiche, Silbererz führende Gänge zu entblößen. Die Gegend lichtete und belebte sich; das Dorf, welches sich um die erste Grube gebildet hatte, wurde schon nach vier Jahren unter dem Namen Annaberg zur Bergstadt erhoben, und hier lebte seit 1526 als Bergzehntner Heinrich von Elterlein, welcher, aus einer Patricierfamilie stammend, 1485 in Nürnberg geboren war und 1582 zu Elterlein verstarb.

Ihm nun wurde 1514 eine Tochter geboren, welche Barbara hieß und dazu ausersehen war, den Frauen des Erzgebirges Arbeit und Erwerb zu geben. Schon frühzeitig that sie sich durch Geschicklichkeit in allen weiblichen Arbeiten hervor und besonders in der Verfertigung gestickter Spitzen, womit sich damals ausschließlich die Töchter und Frauen der höheren Stände beschäftigten. Diese Spitzen wurden hauptsächlich zum Schmuck von Altardecken und Meßgewändern angewandt, und erforderten viel Zeit und große Mühe. Barbara soll daher eine leichtere und minder zeitraubende Art des Spitzenmachens gesucht, und in einem Spitzen-

Digitized by Google

tragen, welchen ſie ihrem Verlobten, Chriſtoph Uttmann, am Morgen des Hochzeittages überreichte, den Beweis geliefert haben, daß ſie nicht umſonſt verſucht und geſonnen. Der Kragen war die erſte Klöppelarbeit, welche im Erzgebirge geſehen wurde, und ſchmückte Chriſtoph Uttmann, der aus Löwenberg in Schleſien nach Annaberg gekommen und hier ein reicher Bergherr geworden war, zur Bewunderung Aller, welche ihn an ſeinem Ehrentage in Augenſchein nahmen.

Neuerdings hat man, wie geſagt, der Frau Uttmann die Erfindung des Klöppelns beſtritten und es wird jetzt allgemein angenommen, daß ſie dieſe Kunſt von einer Niederländerin gelernt. Das iſt höchſt wahrſcheinlich und auch leicht zu erklären; denn kand gleich die Anſiedelung der niederländiſchen Seidenweber in Buchholz bei Annaberg erſt ſtatt, als 1561 „das Klöppelwerk von weißem, gelblichem Zwirn“ im Erzgebirge aufgekommen war, ſo iſt damit keineswegs ausgeſprochen, daß nicht ſchon vorher unter den vielen Auswärtigen, welche die Magnete in den Gruben nach Annaberg zogen, der oder jener Niederländer geweſen ſein könne.

Sicher iſt es, daß Barbara Uttmann, die ſelbſt einen einträglichen Borten- und Spitzenhandel getrieben, die nützliche Kunſt des Klöppelns in Annaberg gelehrt und verbreitet hat. Wie raſch dieſelbe volksthümlich geworden, ſieht man daraus, daß 1568 eine im Erzgebirge ausgebrochene Peſt in Annaberg allein bereits 800 Spitzenklöpplerinnen dahinraffen konnte, während man doch erſt 1561 angefangen hatte, „Borten, Kronen und Zanken zu machen“. Von Annaberg aus ging die anmuthige und einträgliche Fertigkeit zunächſt in die übrigen Bergſtädte über, weshalb ſie auch als ſtädtiſches Gewerbe angeſehen wurde. Dorfbewohner, die ſie ausüben wollten, mußten laut einer Verordnung von 1609 eine Abgabe, das Klöppelgeld, entrichten.

Noch im ſechzehnten Jahrhundert ſtieg die Zahl der ſtändigen Spitzenklöpplerinnen bis auf 10.000, vor etwa zwanzig Jahren betrug ſie 50.000, wozu im Winter noch an 20.000 außerordentliche Arbeiter kamen. In der neueſten Zeit arbeiten den Sommer über nur noch 35—40.000. Der Verdienſt ſank mit der Zunahme der Arbeitenden. Während in früheren Jahrhunderten eine geſchickte Klöpplerin bis an zehn gute Groſchen verdienen konnte, eine bei dem damaligen Geldwerth ſehr anſehnliche Summe, ſo bringt es jetzt die beſte Arbeiterin, wenn ſie gleich vom Morgen bis zum Abend ſich keinen Augenblick Ruhe gönnt, allerhöchſtens auf ſechs Neugroſchen; ja, in beſonders ſchlimmen Jahren verdient ſie ſogar noch weniger, ſo wenig, daß die redlichſte Arbeit die Armuth nicht verhindern kann, ſich in der kleinen Wohnung häuslich einzurichten. Die Maſchinenſpitzen, welche ſeit 1809 in England gefertigt wurden, drückten — wie es überall, wo erſt Maſchinenwerk eintritt, mit der menſchlichen Arbeit geſchieht — die Handſpitzen weit unter ihren Werth herab, und die Erzgebirger mußten den ungleichen Kampf mit der Kraft des Erzes beginnen, welches unſerem Jahrhundert ſeine eigentliche Individualität gibt. Leider thaten ſie es nicht auf die rechte Weiſe, ſuchten nicht durch Vollendung, ſondern durch Wohlfeilheit mit der Rottinghamer Bobinetmaſchine zu wetteifern. „Daß dies nicht der rechte Weg ſei, um der Maſchinenarbeit die Spitze zu bieten“, ſagt Berthold Sigismund in ſeinem unterhaltenden Buche über das Erzgebirge, „iſt offenbar. Die Handarbeit kann ſich vielmehr nur dadurch erhalten, daß ſie ſich der feinen Muſter beſonders befleißigt. Statt des im Preiſe ſo ſehr geſunkenen offenen Grundes und der gewöhnlichen Bett- und Baumwollenſpitzen muß die Menſchenhand vorzugsweiſe die der Maſchine unerreichbaren Valenciennes und Brüſſeler Spitzen fertigen. Das Handwerk muß zur Kunſt werden, wenn es dem Wetteifer der Mechanik gegenüber ſich behaupten will. Durch die Erfindung der Photographie ſind viele Bildniß- und Schattenriſszeichner um ihr Brod gekommen, aber der tüchtige Porträtmaler wird nie verdrängt werden. Aehnlich verhält es ſich mit dem Spitzengewerbe. Die gewöhnlichen Arten wird die Menſchenhand der Maſchine abtreten müſſen, die feineren werden ihr als Vorrecht bleiben.“ Die Erzgebirgerinnen ſollten um ſo mehr dieſen Wettkampf mit den Waffen der größeren Kunſt führen, da ſie die Arbeit des Spitzenklöppelns lieben. Es iſt bei ihnen gleichſam eine Ueberlieferung, welche ſich von Geſchlecht auf Geſchlecht fortvererbt. Die zweite Frauenindustrie des Erzgebirges, das Sticken, welches im ſechzehnten Jahrhundert zugleich mit der Schleierweberei von Schweizern im Voigtlande eingeführt wurde, hat nie eine ſolche Verbreitung gefunden, wie die Klöppelei, und Klara Ungermann, welche, aus Bialyſtock gebürtig und in einem Kloſter bei Thorn erzogen, 1775, als ſie die Gattin des Förſters Nollain zu Eibenſtock wurde, das im Kloſter erlernte Tambouriren einführte, wird niemals einen ſolchen Platz einnehmen, wie Barbara Uttmann.

Dieſe wackere Frau ſcheint ihr ſegensreiches Leben in Frieden und Ehren zu Ende gebracht zu haben. Auf der Meſſingplatte, welche früher allein ihr Grab bezeichnete, lieſt man:

> 1575 Jar. den 14. Januarii iſt die erbare und erentugendsame Frau Barbara Uttmann, des erenfeſten Herrn Chriſtoph Uttmann hinterlaſſene Wittfrau in Gott ſeligin entſchlafen, deren Selen Gott der Herr gnad. Ires Alters LXI Jahr, hat erlebt LXIV Kinder und Kindeskinder.
> Johannis am XI. ſpricht Chriſtus: Ich bin die Auferſtehung und das Leben. Wer an mich glaubet, der wird leben, ob er gleich ſtürbe, und wer da lebet und glaubet an mich, der wird nimmermehr ſterben.

Das neue Denkmal iſt am 17. Oktober 1834 von Eiſenſtuck u. Komp. in Annaberg geſetzt worden. Es zeigt eine weibliche Geſtalt, welche, auf einem Bienenkorbe, dem Symbol des Fleißes, ſitzend, Spitzen klöppelt, während ein Genius eben im Begriff iſt, ſie mit einem Lorberkranz zu krönen. Was dem echt weib-

Digitized by Google

lichen Verdienst der bürgerlichen Patricierin der Lorbeerkranz soll, ist uns nicht recht klar geworden, indessen der Schöpfer des Denkmals muß auf dieses Triumphzeichen einen besondern Werth gelegt haben, denn er findet sich ebenfalls auf der andern Seite des Sockels, nebst den Sinnbildern des Handels: Anker, Merkurstab, Waarenballen, und der Inschrift:

Ein thätiger Geist, eine sinnige Hand,
Sie ziehen den Segen in's Vaterland.

Die alte Messingplatte sagt besser, was recht ist. Passend wäre für Barbara Uttmann auch die Grabschrift gewesen, mit welcher die Alten eine Frau am herrlichsten zu ehren meinten:

Casta vixit,	Sie lebte keusch.
Lanam fecit,	Webte Wolle.
Domum servavit.	Diente dem Hause.

und einen freien Platz einschlossen, worauf die Bali stand. Letztere ist das Gemeindehaus, das theils zur Wohnung für Fremde bestimmt ist, theils zur Abhaltung von Berathungen und Festmahlen, weil der Raum dazu in den Häusern zu klein ist. Der Wald oder das Gesträuch drängt sich bis an die Häuser, um welche sich einige Fruchtbäume, Pinangs, Cocos, Kaffeebäume, Stripflanzen meist in sehr verwildertem Zustande erheben; denn vom Unkraute gesäubert werden diese Gärten nie. — Nach dem Omir'schen Aufstande wurden die kleinen Kampongs an der großen Straße in größere Dörfer zusammengezogen. Die Häuser sind nun an beiden Seiten der Straße gebaut, und jedes Dorf enthält zwanzig bis dreißig und mehr Häuser; zwischen jedem Haus ist ein Raum für Garten und Fruchtbäume gelassen. In der Mitte steht wieder die Bali. Die kleineren Kampongs sind meist auf den Hügeln in der Nähe gesunden Trinkwassers angelegt. Bisweilen sind am Ein- und Ausgange des Dorfes überdeckte

Haus der Bankanesen.

Die Bewohner der Insel Banka.

Von L. Ullmann.

(Fortsetzung und Schluß.)

Die Wohnungen der Bankanesen.

Unter der despotischen Herrschaft des Sultans von Palembang hatten die Einwohner Banka's theils durch Seeräuberei theils durch innere Unruhen entsetzlich gelitten, und sie haben sich deshalb zum Theil in die Wildnisse des Innern zurückgezogen und ihre kleinen Kampongs in den oberen Flußthälern aufgeschlagen. Bis zum Omir'schen Aufstande traf man auf Banka nur die Hauptplätze (Pankals) der Distrikte an der großen Straße gelegen. Die eigentlichen Dörfer (Desa's) bestanden aus vier bis sechs oder höchstens acht bis zwölf Häusern, die in Form eines Vierecks in Abständen von fünf, zehn und mehr Schritten von einander gebaut waren

Ruheplätze angebracht, wo fremde Lastträger ausruhen können.

Die Wohnhäuser sind vier bis sechs Fuß aus dem Grunde aufgebaut und ruhen auf Pfählen. Die Wände bestehen aus Baumrinde, das Dach ist mit Klappen (Ripablättern) gedeckt. Der Fußboden ist mit Rundholz von gleicher Dicke belegt oder mit Latten der wildwachsenden Ribong-Palme. Der innere Raum ist in drei Theile getheilt, den Empfangsaal, die Schlafstelle und den Herd der kleinen Küche.

In jedem Hause findet man musikalische Instrumente, namentlich die Trommel, ein ausgehöhltes cylinderförmiges Stück Holz, über welches ein Affenfell gespannt ist, und eine Anzahl Geigen, deren Streichbogen ganz dem unsrigen gleicht, nur daß er mit den Fasern einer Wurzel bezogen ist, die unsern Pferdshaarbezug weit übertreffen. Einige Lanzen, Hacken, Fischhaken und etwas Küchengeschirr machen den ganzen übrigen Hausrath aus. In seinem Schlafzimmer hat der Bankanese außer einigen Matten, worauf er schläft,

Digitized by Google

auch Kissen, mit Kapok (Baumwolle) gefüllt und meist mit Gold- und Silberstickerei versehen. Ein Klamboe (Bettgardine) umgibt die Schlafstelle; Stühle und Tische findet man nur bei Häuptlingen und dann noch selten. Für den Fremden werden Matten auf den Boden gebreitet, worauf er mit gekreuzten Beinen Platz nimmt, während der gastfreie Hausherr dem ermüdeten Europäer einige erquickende junge Cocosnüsse, dem Farbigen die Siriboſe anbietet. Die Häuser der begüterten Bankanesen oder die der Häuptlinge sind luxuriöser eingerichtet, höher und geräumiger und ganz von Holz erbaut. Bei diesen findet man auch alte chinesische Stühle, Tische, Lampen, welche sie meist auf Auktionen gekauft oder von diesem oder jenem Reisenden als Geschenk bekommen haben. Hier und da findet man auch eine Bettstelle.

Was den Inhalt der Noten betrifft, so halten denselben die Wiener Journale für wenig befriedigend, differiren aber in ihren Vermuthungen, was nun von Seiten der drei Mächte erfolgen werde. Auf die Antwort Rußlands, daß es nichts thun könne, meint der „Botschafter", werden die Mächte wohl antworten, daß es etwas thun müſſe; die „Oſtd. P." dagegen schließt aus dem fühlichen, kriechenden Tone, der gegenüber Frankreich angeschlagen wird, und dem Betreben Gortschakoffs, die englische Regierung in ihren Sympathien für die Polen wankend zu machen, daß Rußland vor Allem die Sache hinziehen möchte. Der Zorn des russischen Kabinets gegen die österreichische Regierung deutet darauf hin, daß es alle Aussicht aufgegeben hat. Oesterreich mittelſt des rothen Gespenstes zur preußischen Militärkonvention hinüberzuziehen und die heilige Allianz zu galvanisiren. Gortschakoffs Zugeſtändniß an die Kabinete der Tuilerien und von St. James, daß die Unterzeichner der Wiener Kongreßakte allerdings das Recht haben, ſich um die Pacificirung Polens zu kümmern, beweiſt, daß Rußland es einſtweilen

Ein Dorf auf Banka.

Politiſche Ueberſicht.

Die Antworten Rußlands an die Mächte ſind nun dem vollen Inhalte nach bekannt, und die Folgerungen, welche man an einen Vergleich derſelben knüpft, nicht ohne Intereſſe. Die Note Rußlands an das franzöſiſche Kabinet unterſcheidet ſich ihrem Inhalte nach kaum weſentlich von der an Oeſterreich gerichteten, nur ſpricht ſich in jener eine beinahe knechtiſche Höflichkeit und Demuth aus, während Gortſchakoff dem öſterreichiſchen Kabinet gegenüber in der ſteifſten und kälteſten Haltung verharrt. Minder kriechend, aber faßlicher als die an das franzöſiſche Kabinet gerichtete Depeſche iſt die Note an England. Die drei Schriftſtücke vergleichend erkennt man wieder die Schmiegſamkeit des ruſſiſchen Weſens. Rußland ſpricht mit jeder Macht in anderer Weiſe. Man glaubt, die Note an England habe ein Engländer geſchrieben, die an Frankreich ein Franzoſe, die an Oeſterreich ein Ruſſe.

auf einen Krieg nicht ankommen laſſen mag. Die Unterhandlungen werden ſich ruhig fortſpinnen — in ſo ferne erſcheint der Charakter der Noten ſogar der „Oſtd. Poſt" entſchieden friedlich, als er mit keiner Silbe die Einmiſchung des Auslandes zurückweiſt.

Der Eindruck dieſer Antworten iſt aber auch bei allen drei Mächten ein verſchiedener. Oeſterreich, dem es um Bewahrung der Neutralität, um Beſchützung ſeiner polniſchen Provinzen zu thun iſt, wird ſich durch dieſelben von ſeiner Politik auch nicht um ein Haar breit ablenken laſſen und nach wie vor die Pacificirung Polens auf dem Wege diplomatiſcher Intervention herbeizuführen ſuchen. In Paris athmet Alles Friede und Freundſchaft für Rußland. Herr Drouin de Lhuys hat ſogar dem Baron Budberg förmlich ſeinen Dank für die „freundſchaftliche Haltung" der Note ausgedrückt; auch war der ruſſiſche Geſandte auf dem Diner, das in den Tuilerien zu Ehren der Prinzeſſin Karl von Preußen ſtattfand.

Anders iſt es in London. Die liberalen, das heißt faſt alle engliſchen Blätter, ſind von Rußlands Antwort

auf die Vorstellungen der Mächte nicht sehr erbaut. Die drei russischen Erwiederungen — sagt die „Times" — haben einen und denselben Zweck, aber in ihrer Fassung herrscht ein nicht ungeschicktes Farbenspiel. Die Regierung von Petersburg hat sodes Vertrauen zu den guten Diensten des Kaisers und ist friedlich gesinnt, doch mit Vorbehalten betreffs ihrer Sicherheit und Würde, die man in Paris würdigen soll. England gegenüber ist Rußland versöhnlich und bereit, die Frage auf der Basis konstituioneller Principien zu behandeln. Oesterreich wird erinnert, daß es als ein Besitzer polnischen Bodens die russische Befahr theilt und zur Mitwirkung gegen den Aufstand sich nicht so bereitwillig gezeigt hat, als man hätte erwarten sollen. Welche Wirkung diese verschiedenen Rückäußerungen auch haben mögen, so wird sie doch keineswegs augenblicklich eintreten, und während die ganze Frage durch die Diskussion in der Schwebe erhalten wird, sieht man klar, wie das polnische Volk die Zwischenzeit benützen wird. Die Polen haben nicht den geringsten Glauben an russische Versprechungen, Amnestien oder Uebereinkünfte. Wenn durch einen Kongreß aller Mächte die Verfassung von 1815, die nie in Kraft getreten ist, wieder eingeführt würde, — die Polen würden sie verwerfen. Rußland hat die Gläubigkeit Polens erschöpft und die Polen haben die Furcht vor der russischen Macht überlebt.

Wie richtig diese Bemerkungen der „Times" sind zeigt uns die Betrachtung der Entwickelung des polnischen Aufstandes. Die Lage des Landes wird eine täglich, wenn möglich, noch schlechtere; auf der einen Seite wachsende Erbitterung und Zuversicht, die noch durch die Erwartung der Hilfe des Auslandes verstärkt wird, auf der andern zunehmende Erschlaffung und Demoralisirung der Truppen. Dazu kommt dann noch die schwankende Stellung jener Männer, welche gegenwärtig an der Spitze stehen; bald heißt es: Bielopolski muß dem General Berg das Feld räumen, bald wieder, daß dieser abtreten. Das letztere erzählt man gerade jetzt wieder in Warschau. Als Nachfolger des General Berg wird der Name Suwarows genannt. General Berg hat den von ihm in Petersburg gehegten Erwartungen nicht entsprochen, und in Polen seinen Ruhm schwinden gesehen. Inzwischen ist die Revolutionspartei voller Zuversicht, da sie auf auswärtige Intervention um so bestimmter rechnen kann, je länger der Aufstand sich hält. Der „Kaz.-Ztg." schreibt man aus Warschau, vom 30. April: Es gibt hier kaum ein Haus, in welchem nicht Wäsche und Kleidungsstücke für die Insurgenten genäht werden, oft von Händen, welche bisher kaum die Nadel zu führen gewohnt waren. Selbst kleine Fahnen liegen schon bereit, mit denen der Sieg der nationalen Erhebung gefeiert werden soll. Bei alle dem kann der besonnene Beobachter sich des traurigen Gedankens nicht erwehren, daß hier eine Nation den letzten Verzweiflungskampf kämpft, der über Leben oder Untergang entscheiden soll. Der rohen Militärwirthschaft, welche unter Nikolaus und den noch nach dessen Tode sein System hier fortführenden Beamten ihr Wesen trieb und jetzt wieder treibt, der Demoralisation und Decentralisation der socialen Schichten, welche überall im Geleite des Despotismus einhergehen, alle dem ist die Revolution, wenn sie diese inneren Feinde bekämpfen soll, leider einen gewissen Terrorismus entgegenzusetzen versucht, der obenein nicht immer hellsehend genug ist, um die wahren Feinde zu treffen.

Aber nicht nur in Polen, auch selbst in russischen Provinzen nimmt der Aufstand größere Dimensionen an. Eine Königsberger Korrespondenz der „Preußisch-Lithauischen Zeitung" entwirft folgendes Bild von den Zuständen in Russisch-Lithauen. „Die Erbitterung gegen die Russen ist allgemein beim Bürger der Städte, beim Adel wie beim Bauer. Wer nur kann, nimmt die Sense und geht in die Wälder; einzelne Dörfer haben ein Kontingent von 200 Kämpfern gestellt. So verhält es sich wenigstens in Russisch-Lithauen. Das Land leidet furchtbar unter dem Druck des Kampfes. Was die Insurgenten, deren Mäßigkeit übrigens gerühmt wird, von Lebensmitteln ꝛc. übrig lassen, nehmen die Russen. Von dem Viehstande unseres Gewährsmannes hat derselbe gar nichts gerettet. Das Rindvieh haben die Russen aufgegessen, die Pferde sind gegen Quittung theils von den Insurgenten abgeholt, theils von den Gutsleuten, die sich sämmtlich dem Aufstande angeschlossen haben, ebenfalls mit Allem, was jene brauchen konnten, in das Lager der Polen geführt, so daß der Pächter mit seiner Familie fast allein auf dem Gute übrig blieb. Nach hörten wir die Namen Anderer, denen es ähnlich ergangen ist. Auch wurde uns bestätigt, daß man auch in Lithauen fürchte, die Russen würden die Wälder anzünden. Den Besitzern der Güter ist es von Seiten der russischen Regierung verboten, ihren Wohnort länger als 24 Stunden zu verlassen. Im Uebertretungsfalle drohen die schwersten Strafen, bis zur Konfiskation des Eigenthums."

Das Alles beweist, daß wir augenscheinlich erst vor den eigentlichen schwierigkeiten einer Lösung der polnischen Frage stehen. Daß aber im Angesichte solcher Thatsachen die Rothschilds und Pereires glauben, mit einem Angebot über Pari auf österreichisches Papier noch Gewinnbringends spekuliren zu können, muß selbst in den für jeden rauheren Lustung empfindlichsten Kreisen das Vertrauen in die Konsolidirung und in die Zukunft des neuen Oesterreich unwiderruflich befestigen. Es ist demnach das Resultat der Offertverhandlung über die 1860er Lose nicht blos ein finanzielles, sondern geradezu ein politisches Ereigniß. Eben so wichtig, wenn auch in anderer Beziehung, ist das Auslassen des todtgeborenen Unterrichtsrathes, und die Entfernung des Freiherrn v. Helfert von der Leitung der Unterrichtsangelegenheiten. Ob nun diese Angelegenheiten einem eigenen Ministerium überwiesen, oder ob sie von einer Sektion des Staatsministeriums besorgt werden, immer werden sie eine Reichsangelegenheit bleiben, was sie auch ihrer Wichtigkeit wegen bleiben sollen. Als erste Arbeit dieser reorganisirten Sektion für Kultus und Unterricht wird die Hebung des technischen Unterrichtes bezeichnet, die allerdings in dem Maße dringender erscheint, als es feststeht, daß sich die bisher geschätzte österreichische Industrie in einer nicht mehr fernen Zeit auf dem Felde der freien Mitbewerbung mit dem Auslande zu messen haben wird. Uebrigens zeigt die Berufung Kokitansky's zur Verwendung im Unterrichtsdepartement, daß man auch auf dem Gebiete der Universitätswissenschaften andere Wege zu betreten und eine organisatorische Thätigkeit eintreten zu lassen gedenkt.

Daß eine zeitgemäße Organisirung dieser, dem Stande der Wissenschaft nicht mehr entsprechenden Institute wünschenswerth, ja nothwendig ist, wird Jedermann anerkennen, der Gelegenheit hatte, mit den aus diesem Institute hervorgegangenen Zöglingen zu verkehren, welche in der Regel alles andere betrieben haben und betreiben konnten, nur ihr specielles Fachstudium nicht.

Diese Erscheinungen bringen und der Ueberzeugung immer näher, daß die Entwicklung unserer inneren Verhältnisse, wenn auch langsam, doch ununterbrochen vor sich geht, und daß trotz des Widerstrebens von vielen Seiten die Leiter unseres Verfassungslebens sich der Hoffnung hingeben können, ihr Werk der Vollendung entgegenzuführen.

Es erübrigt nur noch zu berichten, daß der Vicepräsident der böhmischen Statthalterei Se. Excellenz Freiherr von Kellersperg zum Statthalter in Triest ernannt und Graf Belcredi zum Leiter der Statthalterei in Prag bestimmt wurde. Dieses, unser engeres Vaterland speciell betreffende Faktum wird lediglich als solches registrirt. Auf die Ursachen und Wirkungen desselben werden wir ein andermal zu sprechen kommen.

Digitized by Google

Auch ein Hexenproceß.

Mitgetheilt von E. Diepe.

Auf Empfehlung eines Rechtsanwaltes hatte die Domina des adeligen Jungfrauenklosters zu St. Katharinen in W. bei Halle einen fünfzehnjährigen Burschen aufgenommen, der gegen kleine Dienstleistungen im Haushalt verköstigt und beherbergt wurde, bis er ein seinem Alter und seinen Leistungen angemessenes Unterkommen gefunden haben würde. Niemand hatte Ursache, über ihn zu klagen, er erwies sich zu Allem, was ihm aufgetragen wurde, geschickt, und um seines Dienstleisters und seiner Willigkeit willen ward er schon in den ersten Wochen ein Liebling des Dienstpersonales. Aber welcher Schrecken verbreitete sich eines Abends unter dem Gesinde des Klosters, als der Bursche offenbarte, er könne Teufelswerk treiben. Eines der Frauenzimmer stürmte sogleich in das Gemach der Domina und theilte ihr unter den Ausbrüchen des höchsten Entsetzens mit, der Teufel sei in Gestalt des Burschen Arnold im Kloster. Ungläubig blickte die Aebtissin die Magd an, sie vermochte eine solche Botschaft nicht sogleich zu fassen, da sie aber unter den theuersten Eiden und mit dem ernstesten Gesichte wiederholt wurde, da durfte sie ihr Ohr doch nicht länger der Wahrheit verschließen, und mit innerem Schauder hörte sie zu, wie Arnold so eben in der Küche gefragt, ob er die Schafe toll machen solle, es sei ihm ein Leichtes, denn er habe mit dem Teufel ein Bündniß geschlossen.

Das war denn freilich für ein Jungfrauenkloster eine zu ernste und hochwichtige Sache, um sie nicht aufs Schleunigste untersuchen zu lassen. Zwei Boten machten sich noch zur Stunde auf den Weg, der Eine sollte den Probst, der Andere den Justitiar herbeirufen. Und Beide erschienen auch noch am selben Abend. Aber die Fatiguen der Fahrt, die Nothwendigkeit, sich vor Beginn des Werkes leiblich zu stärken, dann sich zu instruiren, Zeugen abzuhören und zu überlegen, wie dem Teufel am Besten beizukommen sei, ließen es rathsam erscheinen, die Untersuchung nicht zu sehr zu übereilen, am wenigsten aber, sie noch zu so später Nachtstunde beginnen zu lassen. Damit indeß der Teufel seinen Bundesgenossen nicht inzwischen entführe, sperrte man diesen in ein abgelegenes, gut verwahrtes Zimmer und ließ ihn von zwei handfesten Knechten bewachen.

Nachdem am andern Morgen das Papier zurechtgelegt und die Federn gehörig gespitzt waren, wurde der Delinquent vorgeladen. Der Eindruck, den sein Erscheinen machte, konnte eben kein ungünstiger sein, denn einer den Akten von der Hand des Halle'schen Physikus beigefügten Personalbeschreibung zu Folge, hatte er ein offenes, wohlgebildetes Gesicht, blondes lockiges Haar und kluge Augen, dabei war er von für sein Alter ungewöhnlich kleiner, aber zierlicher Statur.

Furchtlos trat der Jüngling den ernsten, unfreundlichen Gesichtern gegenüber, rasch und bestimmt beantwortete er alle Fragen seiner Inquirenten. Nach dem, was uns die Akten darüber aufbewahrt haben, hieß der Bursche Martin Heinrich Arnold, war siebzehn Jahre alt und hatte seine Eltern nie gekannt; ob sie ihm früh gestorben waren, ob sie ihn böswillig verlassen, darüber vermochte er keine Auskunft zu geben. Eine an einen Gürtler in Meißen verheiratete Muhme hatte sich des Kindes angenommen; aber mit ihrem Tode verwaiste er abermals; Gott weiß, wie es ihm jetzt ergangen sein würde, hätte sich nicht der Mundschenk des Kurfürsten zu Dresden seiner erbarmt. Leider war ihm auch hier der Aufenthalt nicht lange vergönnt. In seinem achten Lebensjahre gerieth sein Pflegevater Unredlichkeiten halber in Untersuchung und diese endete mit dessen Tod am Galgen.

Abermals war der kleine Arnold ohne Schutz und Beistand, indeß gab es doch gutherzige Menschen, die ihn bei einem Verwalter drei Stunden von Dresden unterbrachten. Die Arbeit, zu der er hier angehalten wurde, behagte ihm wenig, er mochte lieber müßig umherstreifen. Eine Weile ließ es sein Wohlthäter geschehen, weil er es aber endlich zu bunt trieb, jagte er ihn davon.

Jetzt konnte er seinem Hange, sich in der Welt umzusehen, nachgehen; er machte sich auch unbesorgt auf den Weg, und von dem lebend, was ihm mitleidige Seelen zusteckten, kam er bis nach Leipzig. Es war eben Messenzeit und so gab es für den umherlungernden Burschen mancherlei zu sehen. Gar sehr zog ihn das Treiben eines Marktschreiers an, der mit Zahnpillen, Wundsalben und Universalmitteln in seinem bunten Rocke Wunderkuren verrichtete. Ihm trug er sich als Gehilfen an und ohne Schwierigkeit wurde er als „Kurtisan auf dem Theatro" installiret und eingekleidet.

Bis dahin hatte er nur die glänzende Seite seines neuen Berufes gesehen; die andere sollte sich ihm bald fühlbar machen, denn einmal gab es nur schmale Bissen und dann war sein Herr — Doktor Gutschmann war sein Name — ein gar strenger Patron, der eben so gut wie mit seinen Heilmitteln mit dem Stocke umzugehen verstand und diesen öfter als dem kleinen Arnold lieb sein mochte, auf dessen Rücken umhertanzen ließ. Dessen ungeachtet hielt er anderthalb Jahre aus, dann fand er es gerathen, sich ohne Abschied zu entfernen und anderwärts sein Brod zu suchen. Wo hätte aber der ungebundene Bursche lange ausdauern mögen? In der Magdeburger Landkutsche traf er mit dem Fiskal M. zusammen, und das offene Wesen des Knaben erweckte ihm einen Freund, wenigstens so weit, als er ihn der Domina als Aufwärter empfahl.

Hier sollte indeß seine abenteuernde Laufbahn auf lange hinaus ihre Endschaft erreichen.

Wir haben bereits erwähnt, daß sich Arnold gerühmt hatte, durch seinen Bund mit dem Satan die Schafe toll machen zu können, und dieses Bündniß mußte selbstverständlich den Knotenpunkt des ganzen Verhöres bilden. Er gestand es ohne Weiteres zu und erzählte, daß es vor etwa fünfviertel Jahren zu Frankfurt a. O. gewesen sei, als er noch mit dem Doktor

Digitized by Google

Gutschmann umherzog. Aufgefordert, sich näher darüber auszulassen, erwiederte er, daß er bei seinem ehemaligen Principal den Satan in Gestalt eines schwarzen Bockes mit feurigem Kopfe häufig, ja fast täglich gesehen habe, und unaufhörlich habe ihn Gutschmann gedrängt, sich ihm — dem Teufel — zu verschreiben. Eines Tages nun, als er vom Theater in das Wirthshaus zurückgekehrt, sei er nach dem Stalle gegangen, und dort habe ihn ein schwarzgekleideter Herr angeredet und aufgefordert, sich ihm durch die mit seinem Blute geschriebene Handschrift zu eigen zu geben, und dafür nicht blos alles mögliche Gute zu genießen, sondern auch mehr zu können als Gott und mehr zu sein als Gott. Etwas Schriftliches von sich zu geben hatte der junge Mensch doch keine Lust gehabt und auf sein fortgesetztes Weigern hatte sich der Herr begnügt, ihm drei Haare aus dem Schopfe zu ziehen und dafür einen rothseidenen Faden zu verehren, den er sich um den Leib binden sollte, und außerdem einen künstlich gefalteten, wohl mit Wachs versiegelten Brief, der mit bloßen Händen nicht geöffnet werden konnte. Dieser letztere diente zum Geldmachen. So oft er nämlich Geld bedurfte, hatte er nur nöthig, den Satan anzubeten, dabei den Brief in die linke Hand zu nehmen und die Rechte in des Teufels Namen zu schütteln. Häufig genug war die Probe gemacht worden und nie hatte sie ihn im Stich gelassen, bis ihn die Neugierde antrieb, den Brief zu öffnen. Einem eisernen Messer widerstand das Siegel nicht, aber einem hölzernen. Aber kaum waren die seltsamen Verschlingungen des Papiers gelöst, so hatte es auch seine Kraft verloren und das Bild eines Bocks mit Bärenklauen und einem Pferde- und einem Menschenfuße am Eingange der lichterloh brennenden menschenvollen Hölle konnte ihn nicht für das verlorene Glück entschädigen. Vergebens bemühte er sich, den Brief in seine alte Form zu bringen und ärgerlich warf er das ominöse Blatt in's Feuer.

Von seinem Verführer, dem Arzt Gutschmann, erzählte er die wunderbarsten Dinge. Um seinem Gehilfen zu zeigen, daß der Teufel wirklich mehr Gewalt besitze als Gott, erfüllte er vor seinen Augen jeden Wunsch, den der junge Mann aussprach, mochte er noch so unnatürlich und unerfüllbar erscheinen. Den Leuten Schaden zuzufügen, das war indeß der Hauptzweck, weßhalb der Teufel mit den Menschenkindern Bündnisse einging, und jede nur denkbare Verwandlung mußte dazu dienen. Wie diese Verwandlungen bewerkstelligt wurden, erklärte Arnold so: Gutschmann hatte drei Hände voll Mist übereinander gelegt, über die Arnold dreimal „hergockeln" und eben so oft ein altes Spinnrad laufen lassen mußte, indem er dabei Gott und die heilige Dreifaltigkeit verläugnete. Sobald dies vorüber war, war auch die Verwandlung, die Gutschmann eben im Sinn gehabt, vor sich gegangen. Allerdings gehörten noch gewisse Sprüche dazu, aber diese blieben Gutschmanns Geheimniß.

In einem Dorfe bei Frauenstein, das Arnold nicht zu nennen wußte, hatte sein Herr die Gestalt eines Esels und er die eines Vogels angenommen und so in der Wohnung eines Verwalters einen Diebstahl verübt. Als Apfel wollte der Bursche ungetaufte Kinder entführt und gegen andere von Gutschmann herbeigebrachte vertauscht haben. Was sein Herr mit den Kindern gemacht, darüber wußte er keine Auskunft zu geben. Mit Stecknadeln, die er in Teufels Namen gekauft und in Teufels Namen bezahlt, hat er, nachdem sie auf geheimnißvolle Weise glühend geworden, Frauen gestochen, die davon rasend geworden oder gestorben waren oder Mißgeburten zur Welt gebracht hatten, wie er einen Fall erzählte, der sich bei Königsbrück zugetragen haben sollte.

Seine Absicht, die Schafe im Kloster toll zu machen, gestand er ein, nur sagte er, daß er den Verwalter gefragt habe, ob er es thun solle. Die Tollheit dauere übrigens nur eine Stunde. Um das Kunststück zu bewirken, habe er nur nöthig gehabt, in des Teufels Namen Schafmilch unter den Galgen zu schütten. Auf die Frage, woher er die Wunde über dem Ellbogen habe, antwortete er, daß er bald nach geschlossenem Bündniß auf dem Walpersberge bei Dresden gewesen sei, wo sich Alle, die sich dem Teufel ergeben, dreimal im Jahre — zu Walpurgis, zu Johannis und am Stephanstabend — zu versammeln pflegten; dort habe der Satan in Menschengestalt gesessen und Jedem ein Schwert gegeben, womit sie einander geschlagen. Obwohl er an diesem Abend von der Wunde nichts gefühlt, war sie doch am andern Tage durch des Teufels Hauch geheilt. Die Inquirenten wünschten auch zu wissen, wie er nach dem Walpersberge gekommen sei und Arnold war mit der Antwort schnell bereit. Er hatte sich unter einen Schornstein gestellt und mit einer Kröte bestrichen; das brachte ihn durch den Schornstein, und der da oben seiner harrende schwarze Rock hatte ihn nicht allein nach dem Berge, sondern auch zurück in seine Wohnung gebracht.

Zwölf Buttervögel, die ihm Gutschmann gegeben und wovon er auf jedem Arm sechs in Leinwand wohl verwahrt bei sich getragen, hatten sich ihm bei Schlägereien, im Spiel und bei Allem, was er sonst gethan, dienstbar erwiesen. Nie konnte er verlieren, nie unterliegen; aber er mußte sie zuvor anbeten und dann wurden sie lebendig. Dieses Gebet lautete: „Ich als paulinisches Teufelskind sage ab Christum, der heiligen Dreieinigkeit und ergebe mich diese Stunde dem Paulino und sage: das walte der Teufel, Paulino!" Das mußte dreimal wiederholt werden.

Weiter erzählte er, während seiner Verwahrung in der Gesindestube sei ihm in den Sinn gekommen, das ihn der Teufel um zwölf Uhr in den Klosterhof citirt habe; es war ihm aber nicht verstattet worden. Darauf war ihm der Satan als Löwe erschienen, hatte gebrüllt und ihm gedroht, ihn wegen Ungehorsams zu verschlingen, wobei er ihm eines von seinen Haaren zurückgegeben hatte.

Gefragt, wann er zum letztenmale zum Abendmale gegangen sei, sagte er, es möge zwanzig Wochen her sein, er habe dabei weder die Hostie ausgespieen, noch sonst Mißbrauch gekrieben.

Solch' offene Geständnisse setzten den Burschen In-

Digitized by Google

quirenten in einige Verwunderung; doch auch darüber gab er bereitwillig Antwort: er hatte sich vom Teufel losmachen wollen, und jetzt, versicherte er, nach seinen Geständnissen sei ihm das Herz auch viel leichter.

Damit wurde das Verhör geschlossen. Bei aller Freimüthigkeit Arnolds und trotz aller Neigung, dem Satan zu entsagen, fand man doch gerathen, ihn an Arm und Fuß zu schließen und ihm zwei Wächter beizugeben. Ueberdies ersuchte man die Geistlichen der umliegenden Dörfer, den Gefangenen fleißig zu besuchen und ihm tröstlich zuzusprechen.

Am 17. September veranstaltete man ein neues Verhör; es ergab nichts Neues, aber alles früher Ausgesagte wurde bestätigt.

Der Justitiar konnte jetzt nichts Anderes thun, als die Akten der kurfürstl. brandenburgischen Universität Halle zu übergeben. Die Dekane und Ordinarien schütteten bei den seltsamen Angaben des Burschen den Kopf, und ordneten an, ein Geistlicher möge ihn zu einem wahrhaften Bekenntniß veranlassen, im Uebrigen aber dem Doktor Gutschmann nachforschen und wann er gefunden würde, ihn wegen der bis in's Einzelnste gegebenen Umstände befragen zu lassen.

Nach allen Seiten hin gingen Aktenauszüge und Requisitionen, um Nachrichten über die Wahrheit der Angaben des Burschen zu erlangen. Aber nirgends wußte man etwas davon. Da waren weder Mißgeburten zur Welt gekommen, noch Jemand mit Nadeln gestochen worden, noch hatte Jemand einen Apfel gegessen, dessen Gröbs sich in einen todten Menschen verwandelt, noch war Jemand von einem Esel bestohlen worden — genug, Niemand wußte etwas von Gutschmann, Niemand etwas von dessen Wunderthaten.

Nichtsdestoweniger hielt Arnold die Wahrheit seiner Erzählungen aufrecht, bis er, nachdem er bereits seit sechs Monaten verstrickt war, den eindringlichen Ermahnungen des Geistlichen nicht länger zu widerstehen vermochte und eingestand, daß Alles, was er gesagt, erlogen sei, und dabei blieb er auch, nur fügte er hinzu, er habe lügen müssen.

Die Akten wurden nunmehr geschlossen und die hallesche Juristenfakultät verurtheilte den Burschen zu Ruthenstreichen, und weil die Bosheit schon zu tief eingerissen und zu befürchten, daß er verbotenen Händeln noch länger anhangen werde", Verwahrung in einer Festung, bis er gegründete Hoffnung zur Besserung gebe. Gegen Ende Mai wurde Arnold in Spandau eingeliefert. Die Arbeit dort, wie leicht sie auch war, behagte ihm nicht, er sehnte sich nach der Freiheit, und weil Niemand sonst auf ihn hörte, wendete er sich mit einer Supplik an den Kurfürsten. Der Kuriosität halber wollen wir sie hier folgen lassen.

„Durchlauchtigster, großmächtigster, gnädigster Herr, Eurer kurfürstlichen Durchlaucht muß ich armer Mensch von sechzehn Jahren hiermit aus höchst dringender Noth wehmüthig klagen, weichergestalt bei der Jungfrau Domina des adeligen Klosters M. im Herzogthum Magdeburg, die von B. genannt, ich einige Zeit als ein Diener aufgewartet und weil ich ein gutes Ingenium habe und was der Prediger in den Kirchen gepredigt, behalten, und nachgehends zu Hause wieder erzählen können, so hat man mich der Hexerei beschuldigt und deswegen mir nicht allein die Inquisition über den Hals gezogen, sondern auch mich in custodia öfter mit Ruthenstreichen, ja gar vor einem halben Jahre nacher Spandau zum Festungsbau bringen lassen.

„Wenn nun, gnädigster Kurfürst und Herr, ich gleichwohl an dieser Bezüchtigung unschuldig bin, die vorgemeldte Jungfrau Domina mich auch dessen nimmermehr überführen wird, ich auch sonsten in meinem Christenthum Gottlob wohl unterwiesen, auch übrigens von ehrlichen Eltern erzogen bin, indem mein Vater bei Sr. kurfürstl. Durchlaucht zu Sachsen Johann Georg den Dritten Hof-Jubiliirer gewesen, so falle Euer kurfürstl. Durchlaucht ich hiermit unterthänigst zu Füßen und bitte um die Wunden Christi willen, Eure kurfürstl. Durchlaucht wollen mir so gnädig sein und gehörigen Orts befehlen, daß ich dieser Haft hinwieder entledigt werden möge, Gott der Allmächtige wird solche hohe kurfürstliche Gnade hier zugleich und dort ewiglich reichlich wieder ersetzen, ich aber verbleibe Euer kurfürstl. Durchlaucht M. A. Arnold, unschuldiger Gefangener zu Spandau. Spandau den 30. December 1696."

Den Kurfürsten rührte das Schreiben und er war sehr geneigt, Gnade zu üben; um sich jedoch noch besser zu informiren, forderte er unter Beifügung der Supplik die Domina des Klosters auf, umständlichen Bericht in der Arnold'schen Angelegenheit zu erstatten. Die über diese Frechheit entrüstete geistliche Dame verwies auf die Akten und das Urtheil der Universität Halle, und — Arnolds Bittschrift wurde abfällig beschieden.

Ob der junge Mann während seiner Kustodie Hoffnung zur Besserung gab und endlich der Freiheit wiedergegeben wurde, oder ob er sein Leben in Spandau beschloß, darüber geben leider die Akten keinen Aufschluß.

Gas und Gasometer für Damen.

In Paris herrscht ein fieberhafter Drang, Alles zu überbieten, was jemals dagewesen ist. In ihrem Bestreben, die Aera der Cäsaren zu einer Wahrheit zu machen, entfaltet die vornehme Pariser Gesellschaft einen Luxus, der die Damen der altrömischen Aera der Cäsaren zuweilen neidisch machen könnte. Da unser Blatt dem geistig Schönen und dem reinen Geschmack seine schwachen Dienste widmet, so haben wir bisher unterlassen, über die Ausschreitungen und Simulosigkeiten zu berichten, die in Paris blos zu dem Zwecke begangen werden, damit es Neues und möglichst Kostspieliges zu bewundern gebe. Wir sagten daher kein Wort von dem einen Fuß langen Grenadier aus Gold und Edelgestein, der bei einem Ballfest auf dem Kopfputz der Fürstin R. R. sein Gewehr präsentirte, kein Wort von dem Gurkenbeete, das die Herzogin F. B. bei einem andern Balle in ihrem Haar anlegte, kein Wort von den funkelnden Feuerfliegen und Maikäfern, die man bei hundert Festen, immer hoch oben auf dem Kopfe einer Dame, zwischen Radieschen, Mohrrüben und Kopfsalat hervorlugen sah. Nur dachten wir dabei an jenen Kopfputz à la jardinière, der am alten Tuilerienhofe kurz vor der Zeit, als man 1789 schrieb

Digitized by Google

Mode war. Jetzt will aber der Luxus eine der wichtigsten Erfindungen der Neuzeit für sich nutzbar machen, und dieser Versuch hat auch für uns ein Interesse. Dasselbe Gas, welches wohlfeil genug ist, um das Rüböl aus den Laternen von Städten und Dörfern zu verdrängen, vermißt sich, den Diamanten und Perlen im Haar der Damen den Garaus spielen zu wollen. Wenn künftig vor einem Balle der Haarkräusler von Haus zu Haus eilt, wird ihm ein Gasarbeiter auf dem Fuße folgen. Der eine wird die Damen frisiren, der andere wird ihnen einen Gasometer auf dem Kopfe befestigen und ihn mit Gas füllen. Zwei wissenschaftliche Zeitschriften, die Chemical News und das Journal de Gas, entwickeln die Neuerung des Näheren. Das Gas wird natürlich tragbares sein und der Gasometer einen Theil des Kröncheus oder Diadems bilden, welches schon jetzt zum Kopfputze gehört. Dieser Gasometer kann jede der jetzt beliebten schönen Formen erhalten, sich als Mohrrübe oder auch als Kohlrabi präsentiren. Nur daß er von Gold sei, ist Vorschrift. Ein ebenfalls goldenes Netz, welches den Hinterkopf umgibt, enthält die Gasleitungen, welche aus dem Gasometer zu den Brennern führen. Die Brenner haben wir uns als durchscheinende, prachtvoll geschliffene Glaskugeln von der Form und Größe einer Walnuß zu denken. Diesen Apparat also füllt ein Arbeiter von der nächsten Gasanstalt und schließt daran den Hahn der Leitungsröhre. Die Dame ist ballfertig, fährt ab und läßt sich im Garderobezimmer des Tanzortes ihr Gas vom Gemal oder Vetter in Brand stecken. Sie strahlt nun wie eine Königin von Golkonda, doch kann sie sich auch plötzlich verfinstern, denn eine kleine Feder, wie eine Eidechse geformt, macht es ihr möglich, die Gasflamme auszulöschen. Ihr Gasometer ist auf ein Fünfzigstel Kubikfuß Gas in der Stunde eingerichtet und kann so groß gemacht werden, daß er die Flamme etwa drei Stunden nährt. Will eine Schöne noch länger Strahlen werfen, so mag sie sich unter der Krinoline, wo Platz genug ist, einen Reservegasometer anbringen und durch ein am Rücken hinauf laufendes Rohr von Kautschuk mit ihrem goldenen Haarnetze in Verbindung bringen lassen. Sie kommt dann nicht in Gefahr, ihrem Manne mitten im Ball sagen zu müssen: „Bestelle den Wagen, mein Lieber, auf meinem Kopfe wird es finster, das Gas geht zu Ende.“ Wir haben bisher berichtet und wollen mit einer Frage schließen. Läßt sich mit brennendem Gas auf dem Kopfe tanzen? Und wie, wenn eine Dame im Tanze mit einer andern zusammenstößt oder fällt? Wird dann ihr brennendes Gas, da die Brenner doch wohl springen werden, unschädlich, blos den im Steinkohlentheer enthaltenen Mandelöigeruch verbreitend, verlöschen, oder was wird das Ende sein? Wir müssen die Beantwortung dieser brennenden Frage bewährten Gas-Technikern und den löblichen Feuerwehr-Vereinen überlassen.

Ein kaiserlicher Scherz.

Mitgetheilt von Emil Diehe.

Der französische Komiker Frogère fand bei seinen Landsleuten nicht den Beifall, den er wünschen mochte; er verließ daher das undankbare Vaterland und ging auf gut Glück nach Petersburg. Kaiser Paul I. fand Geschmack an ihm und nach sehr kurzer Zeit war Frogère sein Lustigmacher und Günstling. Auf welchen gefährlichen Boden der Franzose indeß gerathen war, das erfuhr der leichtfertige Mensch, der nicht gewohnt war, seiner Zunge Zügel anzulegen, sehr bald.

Es geschah nämlich, daß bei einem Gelage, welches Paul seinen vertrauten Freunden gab, der großmüthige Wirth auf Kosten Peters des Großen bis in den Himmel erhoben wurde. Paul unterbrach endlich den Strom dieser Lobeserhebungen selbst und sagte zu Frogère gewendet: „Heißt das nicht Peter bestehlen, um Paul zu bezahlen?“

„Allerdings, Sire,“ antwortete der Franzose, „allein bei dem Glanze, der Ihren Namen verherrlicht, wird es Niemand einfallen, Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Wer möchte wohl Paul bestehlen?“

Obwohl sämmtliche Anwesende aus Erfahrung wußten, daß Paul noch weit spitzigere Wendungen Frogère's ruhig hingenommen hatte, befragten doch Alle erst die Züge des mächtigen Gebieters, ob die Erlaubniß zu lachen darin zu lesen sei. Diese zeigte sich aber keineswegs, im Gegentheil machte sich bei Konstantin eine gewisse Unzufriedenheit bemerkbar und darum schwieg auch Alles; es war unverkennbar: Frogère's Witz hatte Mißfallen erregt.

Nicht lange nachher verabschiedete der Kaiser seine Gäste und der Günstling begab sich höchst betrübt nach Hause, da er nicht begreifen konnte, warum sein Einfall so übel aufgenommen worden sei. Noch war ihm unbekannt, daß in der That nicht leicht Jemand hätte wünschen mögen, der Aehnlichkeit wegen mit Paul gerühmt zu werden. Frogère nahm sich die mißfällige Aufnahme seiner Scherzworte so zu Herzen, daß er erst spät in der Nacht Schlaf fand.

Doch nicht lange sollte er sich der Ruhe erfreuen; ein gewaltiges Klopfen an seiner Thür weckte ihn; er erhob sich verdrossen und öffnete, und zu seinem nicht geringen Erstaunen trat ein ihm bekannter Officier mit vier Soldaten ein. Da er von der Absicht dieses nächtlichen Besuches keine Ahnung hatte, glaubte er Anfangs, der Officier habe sich geirrt. Unbefangen fragte er daher, wem sein Besuch gelte und erbot sich, ihn zurechtzuweisen. Der Officier wies indeß dem armen Franzmann den vom Kaiser selbst gefertigten Befehl zu seiner Verbannung nach Sibirien vor.

Frogère fragte vergeblich, welches Verbrechens er sich schuldig gemacht habe, das eine so harte Strafe verdiene. Voller Verzweiflung warf er sich jammernd und wehklagend auf den Boden; der Officier vermochte nicht, ihn zu trösten, er trieb ihn vielmehr an, sich mit seinem Ankleiden zu beeilen, da der Wagen zur Abfahrt bereits vor der Thür seiner warte. Nur um wenige Stunden Aufschub flehte der Verurtheilte seinen Freund an, damit er sich dem Kaiser zu Füßen werfen und seine Gnade erflehen könne. Noch immer zweifelte er nicht daran, daß nur ein Mißverständniß obwalte, der dienstthuende Officier blieb unerbittlich; er versicherte, schon dadurch seine Ordre überschritten zu haben, daß er ihm gestattet, Kleider und Wäsche mitzunehmen. Die Zurüstungen zu der Reise in das ferne, rauhe Land der Verbannung waren endlich zu Stande gebracht, die Soldaten umringten den Gefangenen und führten ihn die Treppe hinab. Frogère war mehr todt als lebendig, da er von ihren rauhen Fäusten in die Kalesche

Digitized by Google

geschoben wurde, deren beide Seiten verschlossen und deren übrige Oeffnungen so wohl verwahrt wurden, daß weder von Außen noch von Innen das Geringste wahrgenommen werden konnte. Auf des Officiers Befehl setzte sich der Wagen in rasche Bewegung.

Der Franzose sank, das Gesicht mit beiden Händen bedeckend, in die harten Kissen; erst die Andeutung, daß er, wenn ihm nicht eine Kugel das Gehirn zerschmettern solle, keine Frage stellen, keinen Laut von sich geben dürfe, brachte ihn wieder zum Bewußtsein, allein nur, um ihn in neue Todesangst zu versetzen. Frogère schwieg; es blieb ihm nichts übrig, als sich in sein trauriges Geschick zu ergeben. Von Allem, was um ihn her vorging, bemerkte er nichts, ihn umgab eine fast undurchdringliche Dunkelheit, sein Ohr vernahm nichts, als das unaufhaltsame Weiterrollen des Wagens. Ob es Tag war, ob Nacht, Niemand sagte es ihm, er sah nur das Blinken der Augensterne seiner Begleiter, die eben so schweiglam waren als er selbst. die aber, wie ihm beim Einsteigen trotz seiner Todesangst nicht entgangen war, mit gespannten Pistolen ihre Plätze neben ihm und ihm gegenüber eingenommen hatten.

Lange, lange war das schwerfällige Gefährte auf der Straße dahingerasselt — wie lange, vermochte Frogère nicht zu beurtheilen — als endlich die Pferde standen, der Kutschenschlag sich öffnete und der helle Tag den Gefangenen blendete. Man befahl ihm, auszusteigen, doch verband man ihm zuvor die Augen, und geleitete ihn in eine elende Hütte, in der ihm die Binde wieder abgenommen wurde. Auch hier war eine künstliche, nur von einer dürftigen Unschlittkerze erhellte Nacht hergestellt. Auf den rohen Tisch, an dem er Platz genommen, wurde eine Schüssel Rüben aufgetragen, die er verzehrte, so sauer es ihm auch wurde, denn die Blicke seiner Wächter schienen ihn dazu zu nöthigen. Das schreckliche Bild Sibiriens schwebte ihm dabei fortwährend vor Augen, in denen sich seine innere Verzweiflung spiegelte.

Während Frogère noch seine Rüben kaute, trat sein bisherige Begleiter mit einem Courier in das Zimmer, dessen Antlitz dem Gefangenen bekannt vorkam. Er glaubte in ihm einen alten Freund zu erkennen, den er seit Jahren nicht gesehen, er eilte auf ihn zu, um ihn zu warmen. Ein ernster Blick und eine abwehrende Bewegung der Hand scheuchten ihn zurück, der auf die Lippen gedrückte Finger gebot ihm Schweigen, und Frogère versicherte später, man könne auf der Folter kaum größer Pein erdulden, als er in diesem Augenblicke erduldet hat. Der Courier und der Officier wechselten einige, fürsteden Andern unverständliche Worte mit einander, dann entfernte sich der Erstere wieder. Der Officier befal jetzt den Soldaten, das Gemach zu verlassen, und eröffnete nunmehr dem Gefangenen, mit dem er allein zurückblieb, mit halblauter Stimme, daß er sich jetzt vonihm trennen müsse, ein anderer Officier werde ihn weiterescortiren; er wage seine Freiheit, indem er ihm dies mittheile und ihm zugleich Gelegenheit gebe, ihn in kurzen Worten mit dem bekannt zu machen, was er etwa in Petersburg für ihn thun solle. „Meine Freundschaft für Sie," fuhr er fort, „legt mir diese Pflicht auf, doch fassen Sie sich schnell und sprechen Sie leise, denn Wände haben oft Ohren."

Frogère antwortete mit einem Strome von Thränen und Klagen über sein grausames Schicksal, eine so harte Strafe für ein Verbrechen erdulden zu müssen, das er gar nicht kenne.

„Aber, du mein Himmel," sagte der Officier, „haben Sie denn vergessen, was an der kaiserlichen Tafel vorging, als Sie mit kecker Zunge über den Car witzelten? Ihre Worte schmeckten ein wenig nach Wahrheit und haben ihren Mann nur zu gut getroffen. Jetzt büßen Sie für Ihre Unbedachtsamkeit."

„Gerechter Gott!" rief der Gefangene mit schmerzlicher Heftigkeit; „um solcher Geringfügigkeit willen diese grausame Strafe!"

Der Officier beschwor ihn, seinen Kummer zu mäßigen und vor allen Dingen leise zu reden.

„Ich bin, wie Sie überzeugt sein können," fuhr er fort, „der letzte Bekannte, den Sie auf Ihrer langen Reise zu sehen bekommen werden. Die unerschütterliche Festigkeit des kaiserlichen Willens ist Ihnen nicht fremd, fügen Sie sich also in das Unvermeidliche und benützen Sie die letzten Augenblicke meiner Anwesenheit, um die nothwendigsten Verfügungen in Freundeshand niederzulegen. Was kann, was soll ich für Sie thun?"

„Bitten Sie bei Sr. kaiserlichen Majestät um Gnade für mich unglücklichen Menschen."

„Das ist das Einzige, was mir unmöglich ist," antwortete der Officier, „ich würde mir unvermeidlich dasselbe Los zuziehen, das Sie betroffen hat. Allein wollen Sie gar nichts über Ihre Habseligkeiten anordnen? — Wo soll ich Ihr Vermögen in Sicherheit bringen, damit Sie es bei Ihrer Wiederkehr zurückempfangen können?"

„Wiederkehr! — also bin ich nicht auf Lebenszeit verbannt?" frohlockte der Gefangene und der Officier theilte ihm mit, daß er nur auf drei Jahre Sibirien bewohnen solle.

„Drei Jahre sind bald vorüber," setzte er tröstend hinzu, „dann —"

Frogère ließ ihn nicht ausreden, sondern ergoß sich in eine Fluth von Klagen und Betheuerungen, indem er ausrief: „Drei Jahre wegen eines armseligen Wortes — drei volle Jahre!"

Jetzt traten die Soldaten wieder ein, verbanden ihm die Augen, transportirten ihn in den Wagen und die Reise ging eiligst weiter. Nachdem man wieder lange gefahren war ohne anzuhalten, wiederholte sich Alles in derselben Art, wie es Frogère in der Hütte auf der ersten Station erlebt hatte, nur der bekannte Officier war verschwunden und Niemand bot ihm ferner seine freundschaftlichen Dienste an. Düster und schweigsam beobachteten die schnurrbärtigen Wächter den armen Franzosen, der wieder eine Schüssel Rüben verzehrte und darauf in den Wagen zurückgebracht wurde, der ungesäumt weiter fuhr.

Nichts unterbrach die qualvolle Einförmigkeit dieser

Digitized by Google

Reise, die nach Frogère's Meinung bereits drei Tage und drei Nächte gedauert hatte, als man, wie inzwischen mehrmals geschehen war, wieder anhielt. Wie gewöhnlich wurden dem Gefangenen die Augen verbunden; doch begnügte man sich diesmal nicht damit. Frogère fühlte sich plötzlich von starken Fäusten ergriffen und eine ziemliche Strecke weit getragen; dann setzte man ihn ziemlich unsanft auf eine hölzerne Bank ohne diesmal die Binde von seinen Augen zu nehmen. Mehrere peinliche Minuten vergingen. Frogère begriff nicht, was man mit ihm vorhabe und was diese außergewöhnlichen Vorbereitungen zu bedeuten haben. Ein leises Flüstern war Alles, was er vernahm. Plötzlich nahten sich ihm mehrere Männer, harte Fäuste packten ihn hastig bei den Händen und banden ihm diese auf den Rücken. Am ganzen Körper zitternd, fragte der bemitleidenswerthe Gefangene, warum man ihn so rauh behandle. Niemand antwortete. Gleich darauf riß man ihm die Kleider von der Brust, befahl ihm nieder zu knieen, was er halb ohnmächtig und fest überzeugt, seine letzte Stunde habe jetzt geschlagen, mechanisch that. Eine ihm nicht unbekannte Stimme kommandirte jetzt: „Fertig! — legt an — Feuer!" — Es fielen mehrere Schüsse und Frogère stürzte betäubt zu Boden.

Eine geraume Weile verging, ehe ihm das Bewußtsein zurückkehrte; doch hatte er eine dunkle Idee davon, daß man ihn weniger unsanft aufhob, in einen Lehnstuhl setzte und die Hände von ihren Fesseln befreite. Während dies geschah, hörte er den gemessenen Gleichschritt eines Trupps Soldaten, der an ihm vorübermarschirte. Kaum waren sie fern, als man ihm die Binde von den Augen nahm, und — wer malt das Erstaunen des Armen, als er sich in demselben Zimmer befand, an demselben Tische, in derselben Gesellschaft, wo ihm jenes verhängnißvolle Boumot entschlüpfte. Kaiser Paul saß ihm gerade gegenüber.

Furcht, Zweifel, Erstaunen und Freude drängten sich gewaltsam auf ihn ein und alle diese einander widerstreitenden Empfindungen zuckten konvulsivisch in Frogères Antlitz und reizten den Kaiser zu einem kaum enden wollenden lauten Gelächter, in welches natürlich die ganze Tafelrunde aus Leibeskräften einstimmte. Frogère fiel darüber in eine Ohnmacht.

Es ergab sich später, daß die ganze Reise, welche Frogère eine Ewigkeit gedünkt, nicht länger als vierundzwanzig Stunden gedauert und daß der Kaiser verkleidet daran Theil genommmen hatte, um sich jedesmal, so oft angehalten wurde, an der Angst und dem Kummer des Verbannten zu ergötzen. Nicht ohne Mühe erhielt Frogère seine frühere Fassung wieder, und Zeit seines Lebens konnte er diesen kaiserlichen Scherz nicht aus seinem Gedächtniß verbannen. Aber von da an war es auch um seinen Witz und Humor geschehen und die Gunst, deren er sich bis dahin bei Kaiser Paul erfreut, mußte er bald genug auf einen würdigeren Nebenbuhler übergehen sehen.

Die kleine Patti in Noth.

Herr Gustav Heine in Wien, Besitzer und Leiter des „Fremdenblattes", ist in der Kaiserstadt bekannt durch den Glanz und den Geschmack, mit welchem er seine gern besuchten Soiréen auszustatten weiß. Seine Salons zählen zu den feinsten unter den feinen, der Millionär gibt sich zugleich als eifrigen Beschützer des Schönen, und man findet in den anmuthigen Räumen jenes Hauses stets die ersten Kapacitäten und Heroen aus allen Gebieten der Kunst, namentlich aber die gerade anwesenden fremden Gäste der verschiedenen Theater.

In der letzten Hälfte des März lud Herr Heine wieder zu einer Abendgesellschaft ein, und diese war bestimmt, die hervorragendsten deutschen Künstler Wiens mit der italienischen Gesellschaft des Herrn Moretti, die eben am Kärtnertheater die glänzendsten Erfolge feierte, bekannt zu machen. Als die Salons geöffnet wurden, fanden sich Generäle und Minister, Hofräthe und Gesandte, Banquiers und Handelskammerpräsidenten, viele Künstler und eine liebliche Schar reizender Damen dort ein. Das glänzendste Kontingent in den elegantesten Toiletten hatten die Theater gestellt, deren Berühmtheiten beiderlei Geschlechts fast ohne Ausnahme zugegen waren. Die Dichter, Schriftsteller und Journalisten Wiens glänzten durch ihre Abwesenheit; nur Hebel hatte sich eingefunden, als Begleiter seiner Frau, der besten Darstellerin der Chrimhilde.

Die Soiréen des Fremdenblatts theilen sich meist in vier Abtheitungen: Konversation, Koncert, Souper, Nachzügler der Akademie und der Konversation. Diesmal war das Koncert besonders reichhaltig. Giuglini, der gefeierte Italiener, sang zweimal, Carrion trug zwei Chansons vor, Zacchi sang und wurde von Kapellmeister Dessini am Piano begleitet, Ander sang mit allem Schmelz seiner Stimme das Ave Maria, mehrere Damen und Herren trugen Schnurren, Quodlibets ꝛc. vor. Endlich sollte auch die „kleine Patti" an die Reihe kommen, die spanische Sängerin mit dem italienischen Namen, die bei den enthusiastischen Wienern bis dahin den Mittelpunkt aller Gespräche gebildet hatte. Alles saß erwartungsvoll da, aber wer nicht auftrat und nicht sang, war das holde „Kind". Dasselbige hatte sich zwar bei den Vorträgen der Kollegen recht gut amüsirt, allein selbst zu singen hatte es keine Lust. Auf vielseitiges dringendes Fragen erfuhr man endlich, daß die kleine Patti ihrem Impresario Moretti oder ihrem Schwager Strakosch gegenüber sich verpflichtet habe, in keinem Salon Wiens zu singen außer bei dem Herrn Baron von Sina, der ihr jedes Auftreten in seinem Hause fürstlich bezahle. Der Unwille der Gesellschaft machte sich in so rücksichtslose Aeußerungen Luft, daß die arme Sängerin im wörtlichsten Sinne die Flucht ergreifen mußte.

Es stellte sich nun heraus, daß die Patti allerdings nicht anders handeln konnte, als sie gethan. Moretti

Digitized by Google

hat die gesammten künstlerischen Leistungen der Mitglieder seiner Gesellschaft gepachtet, und diese dürfen ohne Erlaubniß des Brodherrn keinen Ton singen, es sei denn innerhalb ihrer vier Wände. Sein Unternehmen steht und fällt mit der Primadonna; macht er doch eine Ausnahme, nun so will er wenigstens eine reichliche Entschädigung haben. Daneben spielt Strakosch, der Schwager der Patti, dieser gegenüber eine wirklich originelle Rolle. Er mahnt an den Giraffenführer in den Bildern zu Raffs Naturgeschichte; er ist Besitzer, Kassirer, Begleiter, Reklamebesorger des lorbeergekrönten Kindes, er komponirt diesem Einlagen zum „Barbier", er wartet statt der Kleinen die Proben ab und singt für sie, damit sie sich unterdessen schone. Ohne seine Erlaubniß darf das Kind nicht den Mund aufthun, und daß sie dies nur in Einem Salon Wiens thue, dafür hat Herr Baron von Sina bereits durch Tausende von Gulden, durch Bouquets, Armbänder u. dgl. gesorgt. Vertrag ist Vertrag, und so bekam die Soirée des Fremdenblattes die kleine Patti nicht zu hören.

Nachtseiten der menschlichen Gesellschaft.

Ein Raubmord in Prag.

Am 6. Mai l. J. wurde Prag durch die Kunde von einem frechen, beim hellen lichten Tag verübten Raubmord in fieberhafte Bewegung versetzt. Der Handelsmann Jakob Haubtmann war in seinem Gewölbe am Mariaschneeplatze, einem der belebtesten Orte der Stadt, wo unter anderm 20—25 Fiakers ihren Standplatz haben, ermordet gefunden worden. Nachmittags war zur Gattin Haubtmanns ein Dienstmann mit dem Gewölbsschlüssel gekommen und hatte berichtet, Herr Haubtmann habe ihm den Schlüssel mit dem Auftrage übergeben, ihn der Frau auszuhändigen und ihr zu sagen, daß er verreisen müsse und heute nicht nach Hause kommen werde. Diese Nachricht beruhigte die durch das ungewöhnliche Ausbleiben des Gatten erschreckte Frau nicht, sie ging in Begleitung des Dienstmannes in das Gewölbe, sperrte auf und fand ihren Gatten ermordet und vergraben unter Säcken mit Seegras gefüllt. Die Polizeibehörde wurde avisirt und es wurden sogleich die nöthigen Erhebungen eingeleitet. Der Ermordete hatte die Hirnschale zerschmettert und war mittels mit einer festen Rebschnur erdrosselt und mit Seegras bedeckt worden. Der Mörder mochte den, Broden hervorholenden und sich bückenden Kaufmann mit einem schweren Körper die Hirnschale eingeschlagen und ihn sodann zur größeren Sicherheit erdrosselt haben. Nach vollbrachter That hatte er einen Lastfuhrwerker mit zwei Gehilfen herbeigerufen, ließ 14 Säcke mit Rothhaar und Hauf aufladen, hatte die unerhörte Frechheit, die schadhaften Stellen derselben mit der größten Ruhe zu vernähen, so wie Personen, die nach Haubtmann frugen, zum Bahnhofe zu weisen, wo er die eben verladene Waare erwarte, sperrte sodann das Gewölbe ab und schickte den Schlüssel durch obgedachten Dienstmann der Frau. Diese That konnte nur Jemand verübt haben, der mit den Verhältnissen Haubtmanns, vorzüglich damit bekannt war, daß er ohne Gehilfen sein Geschäft betreibe. Es konnte aber auch Niemand anderer gewesen sein, als ein Mann, der mit dem Ermordeten in Geschäftsverbindung stand, da die That eine vollkommene Kenntniß des Geschäftslokales verrieth.

Die Personen, welche den Mörder gesehen hatten, also der Dienstmann, der Fuhrwerker mit seinen zwei Gehilfen, ein Doktor, welcher nach Haubtmann fragte, und ein Handlungskommis, gaben eine genaue Beschreibung des Mannes ab, welche übereinstimmend lautete, und als sie der Gattin des Ermordeten vorgelegt wurde, den Verdacht auf einen Seiler aus Rehwid Namens Anton Schiffer lenkte, auf welchen die Beschreibung paßte und welcher am Tage des Verbrechens im Gewölbe Haubtmanns war, da er auf eine Schuld von 500 Gulden 50 Gulden zahlte, was in der Strazze Haubtmanns sich verzeichnet fand und welches Geld der Mörder auch wieder mitgenommen hatte. Dieser Verdacht wurde jedoch noch gewaltiger durch nachfolgenden Umstand. In der Schnblade, worin sich Nadel und Spagat zum Vernähen der Säcke befand, wurde ein Binderhammer gefunden, und erwirt, daß dieser Hammer Tags vorher im Siebmachergewölbe am Brückel an den Seiler Schiffer verkauft worden sei, welcher in dem besagten Gewölbe persönlich bekannt war. Es blieb demnach kaum mehr ein Zweifel übrig, daß Schiffer der Mörder sei, und man schritt zu seiner Verhaftung. Ein Polizeibeamte, begleitet von dem Dienstmann, dem Fuhrwerker und seinem Gehilfen, begaben sich nach Rehwid, und der Polizeibeamte, der die Kleidung eines Handwerkers trug, begab sich mit dem Dienstmann in die Wohnung Schiffers, um angeblich Stränge zu kaufen. Schiffer brachte diese, wurde jedoch blaß und verlegen, als er den Dienstmann erblickte, der ihn alsogleich wieder erkannte. Die übrigen zwei Zeugen erkannten in ihm ebenfalls jene Person, welche sie zum Verführen der Waare gedungen, und er wurde verhaftet und dem Strafgerichte übergeben, welches wohl die Untersuchung gegen ihn schleunig durchführen wird.

Für Gesunde und Kranke.

Die Leberkrankheiten *).

Das Gallenfieber.

Dieses ist nichts Anderes, als der sogenannte gallige Zustand mit Fieber verbunden, wobei sich die Galle in den Magen ergießt. Das Gallenfieber beginnt meist mit Kopfschmerz in der Stirn, Aufstoßen und bitterem Geschmack; die Zunge ist entweder rein und roth, oder gelb und braun belegt; oft findet galliges Erbrechen statt, welches besonders später als kritisch eintritt, ebenso mit Erleichterung, wie dunkle, gallige, stinkende Stuhlausleerungen. Heftiger Durst nach säuerlichen Getränken plagt den Kranken, dabei Appetitlosigkeit, namentlich Abscheu vor Fleischspeisen; die Gesichtsfarbe, besonders um Nase und Mund, ist gelblich. Der Urin zeigt eine rothe, gelbe oder braune Farbe, setzt aber bei dem Abfalle der Krankheit einen Bodensatz ab, und in 5 bis 14 Tagen ist das Fieber gehoben, wobei die Zunge rein wird und der Appetit wiederkehrt.

Dem galligen Zustande, der, wenn er fieberlos ist, sich oft ziemlich lange verschleppt, überhaupt liegt eine besondere Körperbeschaffenheit als Anlage zu Grunde, die theils im angeborenen choleristchen Temperamente (gallige Menschen, Leute, denen die Galle leicht überläuft), theils in klimatischen und epidemischen Verhältnissen (wie alle Leberkrankheiten) ihre Basis hat. Sumpfluft, Tropen- und Sommerhitze, sitzende Lebensweise, die aber dabei schwelgerisch ist, besonders der Genuß sehr reichlicher fetter Fleischspeisen, überhaupt erhitzender Nahrungsmittel, dauernde und anstrengende Arbeit in der

*) Die diätetische Heillehre.

Digitized by Google

Sonnenhitze, ferner Gemüthsbewegungen, auch scharfe oder betäubende Arzneimittel (Opium), Brechmittel, Abführmittel, besonders metallische (Quecksilber), Blutandrang in der Leber, sind es, welche zum galligen, bald fieberlosen, bald fieberhaften Zustande Anlaß geben.

Zuweilen ist dieser übrigens auch nur Begleiter anderer Krankheiten, z. B. von Magen- und Darmkatarrh, Typhus, Lungenentzündung ꝛc.

Am gefährlichsten sind die endemischen Gallenfieber in den heißen Gegenden. Mit anderen Krankheiten verbundene dürfen ebenfalls nicht leicht angeschlagen werden. Selbstständige gallige Zustände dagegen verlieren sich meist von selbst, oder bedürfen zu ihrer Beseitigung nur geringer Hilfe.

Brechmittel lassen wir ganz hinweg — höchstens unterstützen wir vorhandenen Brechreiz durch laues Butterwasser, — ebenso Rhabarber, Laxwergen als Abführmittel. Kalte Klystire, Leibumschläge, kühlende, säuerliche Getränke (Limonaden ꝛc.), leichte Pflanzenkost, Behütung des Kranken vor Aerger, gute Lüftung des Zimmers sind unser Heilapparat. Bei Fieber bethätigen wir die Haut zum Schwitzen. Gewöhnlich erfolgen sehr bald dicke Bodensätze im Urin und gallige Stuhlgänge.

Leute mit galliger Anlage müssen wir ganz vorzüglich vor dem vielen Fleischessen warnen; es trägt besonders zur Entwickelung von Gallenkrankheiten bei, ja es macht den Charakter im recht eigentlichen Sinne des Wortes gallig und unterstützt die Entwickelung des zum Jähzorn neigenden Temperaments wesentlich; denn die Absonderungsfunktion der Leber spielt hier in ihrem innigen Zusammenhange mit Gehirn und Herzen die Hauptrolle.

Wenn die Galle in Folge verhinderter Ausscheidung bei Verschließung und Hemmungen in den Gallenwegen aus der Leber in das Blut zurücktritt, so entsteht ein Zustand, den wir

Gelbsucht

nennen. Der Kranke wird gelb, vom Hellgelben bis zum Tiefgelben, ja manchmal bis zum Schwarzgelben. Zuerst färbt sich das Weiße im Auge, dann nach und nach die Haut des ganzen Körpers. Der Urin ist ebenfalls rothgelb bis in's Schwarzgrüne, färbt die Leinwand, oft thut dies sogar der Schweiß. Der Stuhlgang dagegen ist weiß oder grau und hart. Zuweilen steht der Kranke Alles gelb. Hierzu kommen noch verschiedene Verdauungsbeschwerden: Appetitlosigkeit, Uebelkeit, saurer, bitterer, fader, schleimiger Geschmack, Verschleimung, Spannung und Auftreibung des Magens, Magendrücken, Blähungen, Säure, Durchfall oder Verstopfung, Aufgetriebenheit, Druck, Schmerz in der Lebergegend, unruhiger Schlaf mit schweren Träumen, Mattigkeit, Eingenommenheit des Kopfes, Hautjucken, schlechte Gemüthsstimmung, der Puls ist bald ruhehaft erregt, bald sehr langsam.

Die Gelbsucht kann herbeigeführt werden durch Lebersentzündung und Entzündung benachbarter Organe, gastrische Zustände, Gifte, Erkältung, Brech- und Abführmittel, Gemüthsaufregungen; Verstopfung der Gallengänge durch Gallensteine, Würmer, Blut, Eiter; Druck auf dieselben durch Schwangerschaft, Koth Geschwülste, Krebs ꝛc.

Die Gelbsucht verläuft bald akut, bald chronisch; zuweilen kann sie im ersteren Falle unter krampfhaften und Betäubungszufällen den Tod herbeiführen. Die Besserung zeigt sich zuerst, wenn die Darmentleerungen wieder gelbe Färbung zeigen, der Urin trübgelb wird, die Haut und das Weiße im Auge wieder ihre natürliche Farbe bekommen.

An sich ist die Krankheit nicht gefährlich; sie kann es aber werden durch Entzündungen, organische Entartungen der Leber, oder durch die lange Dauer, wo sich dann Hektik, Wassersucht dazu gesellen.

Bei der Behandlung steht man zunächst darauf, ob ein entzündlicher Zustand vorhanden ist. Hier wenden wir zwar keine Blutentziehungen an, aber wir verfahren durch Anwendung unserer Einhüllungen, oft mit lokalen Wechselumschlägen verbunden, und durch den Gebrauch einer schleimigen oder kühlenden, säuerlichen Diät, durch Klystire. Sehr häufig bilden außer Schweiß gallige Stuhlgänge eine schnelle Krise.

Auch bei den gewöhnlichen Fällen kommen wir meist mit dieser Behandlung aus. Außer Einhüllungen geben wir Brei von Gemüsen, Spargel, Möhren, Kompots, Fruchtsäfte, Buttermilch, später leichtes Fleisch und Wein. Abführungsmittel, Kalomel, Aloe, Rhabarber, oder andere Mittel, als Bilsenkraut, Opium, Seifen, Schierling, Brechnuß, sowie Salben von Bilsenkrautöl, Quecksilbersalbe, Jodsalbe, Schierlings-, Opiumpflaster, und wie die Herrlichkeiten alle heißen, lassen wir in der Apotheke. Auch die sogenannten spezifischen Mittel, Fußbäder von Salpetersäure, Waschungen mit Chlorwasser ꝛc. haben für uns keinen Werth, denn wenn es darauf ankommt, eine langdauernde Gelbsucht zu behandeln, dann erreichen wir weit besser Alles, was zu erreichen ist, mit der diätetischen Heilkunst unter den Modifikationen, wie sie chronische Fälle erheischen, indem wir besonders die trockene Nahrung in Verbindung mit Weingenuß und betreffenden feuchten Einhüllungen in Gebrauch ziehen.

Noch haben wir der Gelbsucht der Neugeborenen zu erwähnen.

Diese entsteht dadurch, daß nach Lösung des Nabelstranges der Kreislauf und die Funktionen in der Leber gestört werden, und wenn das sogenannte Kindespech nicht ausgeleert wird. Gewöhnlich tritt sie einige Tage nach der Geburt auf, dabei sind die Stühle grün, gehackt, der Urin gewöhnlich ungefärbt; meist ist nur die Haut von gelber Farbe. Angemessene Kost, laue Bäder, Klystire und etwa ein kleiner Leibumschlag beseitigen bald den an sich gefahrlosen Zustand.

Häufig kommen in den kleinen Haargefäßen der Leber Blutanhäufungen vor, die den allgemeinen Namen:

Leberanschoppungen

führen. Beim galligen Zustande sind sie akuter Natur; chronisch und mehr passiv betrügerisen sie die Leber, wobei Druck, Schwere, Magenbeschwerden, Beängstigung vorhanden sind, oft auch Schmerz in der Leber. Zu dem Uebel gesellen sich, je nachdem es zu- oder abnimmt, Unterleibsbeschwerden, Hämorrhoiden, Verschleimungen, Kopfschmerzen, Hypochondrie, Schwerhörigkeit; die Stuhlgänge sind gering, dunkel, das Weiße im Auge gelblich, ebenso die Gesichtsfarbe.

Der Zustand entsteht gern bei großer Hitze und in heißen Gegenden, so auch von unterdrückten Hämorrhoiden, Gebärmutterblutungen, Unterleibskrankheiten, auch bei Herz- und Lungenkrankheiten, Bleichsucht, Skorbut.

Die Behandlung richtet sich je nach dem akuten oder chronischen Auftreten des Leidens. Im ersteren Falle wendet die gewöhnliche Heilkunst Aderlässe, Schröpfköpfe, Blutegel, Kalomel, Jod- und Quecksilbereinreibungen an; die diätetische Heilkunst kommt mit allgemeinen feuchten Einhüllungen und lokalen Wechselumschlägen nebst angemessener kühlender, säuerlicher Diät aus, während sie im chronischen Falle anstatt Fingerhut, Schwefel, Schierling, Belladonna, bitteren Extrakten, Marienbad, Kissingen, Karlsbad, Friedrichshaller Bitterwasser ihren Heilapparat nach ihren einfachen Grundsätzen in mehr oder minder strengerer Form in Anwendung bringt, und bei einer geordneten Kur z. B. das sonst empfohlene Wasserkuren verbietet. So werden bei unserer Behandlung am scherfsten Entzündungen und organische Fehler der Leber verhütet.

Ebenso verhält es sich mit der wirklichen, schon eingetretenen

Leberentzündung,

welche gern in Eiterung übergeht.

Digitized by Google

Ihr Sitz ist ein verschiedener, und die gern in Eiterung übergehende ist eben die die Lebersubstanz einnehmende. Sie kommt vorzüglich in heißer Jahreszeit und in heißen Ländern vor.

Die Symptome sind folgende: Unter den allgemeinen Zeichen des entzündlichen Fiebers ein mehr dumpfer, drückender, sich bis in die rechte Schulter erstreckender Schmerz überhaupt in der rechten Hälfte des Körpers. Erleichterung beim Liegen auf der rechten Seite, während das auf der linken unmöglich ist; dabei gelbliche Färbung des Gesichtes, selbst Gelbsucht, bitterer Geschmack, Erbrechen, Verstopfung oder Diarrhöe, Kopfschmerz, Athmungshemmung, Angst, Verstimmung des Gemüthes, Anschwellung der Milz.

Befindet sich die Entzündung mehr in der Oberfläche der Leber, dann sind die Erscheinungen viel deutlicher, der Schmerz weit heftiger, bald stechend, bald dumpfend, bis zur rechten Schulter und in das rechte Bein sich erstreckend, durch Bewegungen, Husten, Niesen, Berührung, beim Einathmen sich vermehrend; Kurzathmigkeit, schmerzhafter, trockener Husten, daher oft mit Brustfellentzündung verwechselt, Erbrechen; Rückenlage schwer, Liegen auf der rechten Seite unmöglich. Bei ihr entstehen nicht selten Verwachsungen mit den benachbarten Organen, z. B. mit Magen, Zwerchfell ꝛc.

Außer den allgemeinen Ursachen sind es besonders Gallensteine, starke Erschütterung, unterdrückter Durchfall oder Ruhr, Hämorrhoidalknoten, rascher Genuß hitziger Getränke, besonders beim Aerger, Hirnerschütterungen, Verletzungen, Erkältungen der Füße, unterdrückte Gicht, Rose, welche Leberentzündungen bewirken. Das cholerische und melancholische Temperament, reichliche Fleischkost machen besonders dazu geneigt.

Wenn die Entzündung nicht in Verwachsung, Eiterung, Verhärtung, oder gar in Brand übergeht, so zertheilt sie sich unter kritischen Blutungen, besonders Nasenbluten, Hämorrhoidalblutfluß, Diarrhöe ꝛc. Uebrigens haben die Leberentzündungen einen mehr langsamen Verlauf.

Die Behandlung ist ganz wie bei der Lungenzellenentzündung. Lokale und Wechselumschläge, allgemeine feuchte Einhüllungen bis zur Schweißerzielung, kühle Klystire, kühle säuerliche und schleimige Diät erfüllen die Heilzwecke ohne Gefahr, und besser als Blutentziehungen, Kalomel, Quecksilbereinreibungen ꝛc. Wie wenig Werth diese Mittel haben, wie sie nur unterdrückend und beschwichtigend wirken, zeigt sich dadurch, daß während diätetischer Kuren von Unterleibsleiden sehr oft früher dagewesene Entzündungen der Leber wiederkehren und nun erst wirklich geheilt werden.

Als Folge der akuten Leberentzündung, besonders nach arzneilicher Behandlung, entsteht häufig chronische, die jedoch auch oft von organischen Fehlern herrührt. Sie ist zu erkennen an dem dauernden oder periodisch auftretenden Schmerze in der Lebergegend, gelblicher Hautfarbe, rothem Urin, Magenbeschwerden, Durst mit zeitweisen Fieberbewegungen. Auch hier können Kalomel, Quecksilbersalbe, allerhand Extrakte, Blutegel, kohlensaure Wasser (Fachingen, Kreuzbrunnen) nichts nützen, führen im Gegentheile meist zu wirklichem Siechthum. Wir wenden die diätetische Kur an, und wenn wir auch, wie z. B. es bei organischen Fehlern der Fall, nicht vollständige Heilung bringen, so schaden wir doch ganz gewiß nicht.

Von den

organischen Leberleiden,

die ähnliche Erscheinungen zeigen, als die chronische Leberentzündung, erwähnen wir nur kurz der sogenannten Fettleber und Speckleber. Die

Fettleber

besteht in bedeutender Ablagerung von Fett in der Leber, deren Substanz sich im höheren Grade fast ganz in Fett verwandeln kann. Dabei ist zuweilen das Weiße im Auge gelblich gefärbt, auch um den Mund herum gelbliche Farbe; allerhand Verdauungsfehler, Durchfall, Erbrechen, Magendrücken begleiten das Leiden.

Es ist derselbe Zustand, in den die Leber der genudelten Gänse geräth, daher er von übermäßigem Genusse von Fett, Butter, Leberthran, auch Stärkemehl entsteht. Säufer bekommen durch den häufigen Genuß von Alkohol die Krankheit. Fettsucht, Bleichsucht, Skrophelkrankheit haben sie oft in ihrer Begleitung.

Wenn sie nicht mit gefährlichen Leiden in Verbindung steht, z. B. mit Tuberkulose, ist die Fettleber keine bedenkliche Krankheit und wird ganz vorzüglich leicht durch eine recht streng durchgeführte diätetische Kur beseitigt, so daß der Kranke weder Eisen zu nehmen, noch nach Elster, Kissingen, Eger, Karlsbad ꝛc. zu gehen braucht.

Bei Skrophelsucht, nach veralteten Wechselfiebern, Syphilis, nach dem allzuhäufigen Gebrauche von Quecksilber und anderen metallischen Arzneimitteln entsteht eine Entartung der Leber, die man

Speckleber

nennt. Die Leberzellen sind mit einer speckartigen Masse erfüllt; die Leber selbst wird sehr groß, schwer und fest. Leicht treten Wassersucht und allerhand Verdauungsbeschwerden dazu. Die Haut ist graugelb, der Koth hell gefärbt. Blutverderbniß, Wassersucht, Nierenleiden führen oft zum tödtlichen Ende, doch hat auch hier diätetische Heilkunst noch guten Erfolg gehabt, wenigstens weit besseren, als jene Bäder.

Unter den

Milzkrankheiten

gedenken wir hier blos der

Milzentzündung,

die sich durch Schmerz oder Druck, der sich beim Berühren, auch beim Athemholen und Husten verschlimmert, kund gibt. Dabei Fieber, entzündliches oder typhöses, Geschwulst, Schmerz in der linken Schulter, Erbrechen, auch blutiges, Ohnmachten.

Sie geht gern in Verhärtung über, selten in Eiterung. Die Behandlung ist ganz wie bei der Leberentzündung.

Nun sprechen wir noch von der

Bauchfellentzündung.

Wir finden hier den Unterleib schmerzhaft gespannt, aufgetrieben, sehr empfindlich bei der Berührung, Bewegung, beim Husten, beim Niesen, beim tiefen Athemholen, die Gesichtszüge verzerrt, das Gesicht gelb, die Augen matt. Im höheren Grade Erbrechen, Stuhlverstopfung, auch Harnverhaltung.

Die Entzündung entsteht durch Erkältung des Unterleibes, Schlag, Stoß, Versetzungen, Schwangerschaft, im Wochenbette. Sie verläuft meist sehr rasch, und entweder zertheilt sie sich, oder sie geht in Verdickung des Bauchfells, Darmverengung und Lähmung, Vereiterung, Bauchwassersucht, selten in Brand über; Erschöpfung, Kothbrechen oder Darmdurchbohrungen bringen den Tod.

Die Bauchfellentzündung ist daher im Ganzen eine gefährliche Krankheit. Plötzliches Aufhören des Schmerzes, klebriger Schweiß, Einfallen der Gesichtszüge, Sinken des Pulses verkündigen den Brand.

Digitized by Google

Nicht Aderlässe, nicht Blutegel, nicht Senfteige, nicht Quecksilber-, Jodsalben u. s. w., nicht Salpeter, Opium, Kalomel sind unsere Mittel. Feuchte Einhüllungen, besonders schnell gewechselte Lokalumschläge, kalte Klystire, höchstens mit Ricinusöl, unter Umständen auch laue Klystire, innerlich nur schleimige oder leicht säuerliche Dinge befördern am besten die Zertheilung und hindern Anschwitzungen oder tragen zu ihrer Auffaugung bei. Gewöhnlich erfolgt bald reichlicher, wohlthätiger Schweiß, den wir durch heißes schleimiges Getränk unterstützen.

Die Nachkur besteht im angemessenen längeren Fortgebrauche feuchter Einhüllungen und Umschläge und einem sehr vorsichtigen langsamen Uebergehen in's gewöhnliche Leben, wobei die Genesung vollständig erreicht wird, während durch Fingerhut, Jodtali, Einreibungen von Jod- und Quecksilbersalben, nach dem Verfahren der gewöhnlichen Heilkunst, eher geschadet wird. Ebenso sind diese Dinge zu vermeiden, wenn das Leiden als chronisches in Behandlung kommt. Die diätetische Heilart, angemessen modificirt, leistet hier alles durch jene Mittel Erzweckte sicherer und ohne die mit diesen verbundene Gefahr.

Literatur und Kunst.

— Eine Prachtausgabe von „Leyer und Schwert". Am 24. April 1813 dichtete Theodor Körner sein berühmtes: „Das Volk steht auf, der Sturm bricht los". Es geschah in Leipzig, wie man sagt, auf dem Schneckenberge. In der Nacht vom 17. zum 18. Juni desselben Jahres, als der jugendliche Sänger verwundet im Gehölz bei Kitzen unweit Leipzig lag, entstand dann der ergreifende „Abschied vom Leben": „Die Wunde brennt, die bleichen Lippen beben u. s. w." Zwei Monate später, am 26. August, traf den Dichter bei Gadebusch in Mecklenburg-Schwerin die tödtliche Kugel des Musketiers Franz. Zur fünfzigjährigen Gedächtnißfeier seines Heldentodes nun wird deabsichtigt eine Prachtausgabe von „Leyer und Schwert" zu veranstalten, worauf wir unsere Leser doch ganz speciell aufmerksam machen möchten. Sie wird den Preis von zwei Thalern nicht übersteigen.

— Ein königliches Tagebuch. Verschiedene Zeitungen bringen die Nachricht, daß der König der Belgier von jeher ein genaues Tagebuch geführt habe, welches von ihm bestimmt worden sei, den Anhalt für ein nach seinem Tode zu veröffentlichendes Memoirenwerk zu bilden. Zugleich hört man, daß der Schwiegersohn des Königs, Erzherzog Ferdinand Max jetzt schon sich mit Vorarbeiten für dies Werk beschäftige, denen er eben jenes Tagebuch zu Grunde lege.

— G. Sand noch immer produktiv. Bei Michel Levy in Paris ist schon wieder ein neuer Roman von Georges Sand: „Antonia" erschienen. Man kann sich eines gewissen traurigen Gefühls nicht erwehren, wenn man ihren einst so glänzenden Geist so allmälig verglimmen sieht. Denn jetzt ist sie doch wahrlich kein Licht und Stern mehr am poetischen Himmel. Sie hat sich ausgelebt und ausgeschrieben, und was sie noch producirt, sind Alles todtgeborene Kinder.

— Umwandlung des Londoner „Hermann". Die von G. Kindel begründete deutsche Zeitschrift: „Hermann" soll eine totale Umgestaltung erfahren, d. h. man will darin der halben Million in Großbritannien lebenden Deutschen ein billiges Tageblatt nach Art der Londoner Penny-Zeitung schaffen.

— Ein Denkmal für Theodor Körner. Der Turnverein zu Wien wird dem Sänger von „Leyer und Schwert" bei der fünfzigjährigen Wiederkehr seines Todestages am 26. August ein Monument errichten. Der Plan paßt gerade für Wien, da Körner bekanntlich dort lebte, ehe er in den Kampf zog. Vincenz Pilz, ein in der österreichischen Hauptstadt sehr geschätzter Bildhauer hat bereits ein Modell des Denkmals entworfen.

— Die „Albrecht-Galerie". In Wien erschienen soeben die ersten sechs Lieferungen einer „Albrecht-Galerie", d. h. einer Auswahl der vorzüglichsten Handzeichnungen aus der Privatsammlung des Erzherzogs Albrecht in Photographien von Gustav Jägermayer. Der leitende Gedanke dieses Unternehmens ist die Absicht, der höchst werthvollen Sammlung von Original-Handzeichnungen berühmter Meister aus allen Kunstschulen in ihren interessantesten Stücken eine größere Verbreitung zu ermöglichen, jener Sammlung, deren Gründer der kunstsinnige Herzog Albrecht von Sachsen-Teschen war (Gemal der Tochter von Maria Theresia, Marie Christinens), und die nach seinem 1822 zu Wien erfolgten Tode, nach fideikommissarischen Bestimmungen, in die Hände des Erzherzogs Karl und von diesem an den Erzherzog Albrecht übergung. Das ganze Werk erscheint komplet in sechzig Lieferungen — monatlich zwei Lieferungen — à fünf Blatt in Folio, Preis pro Lieferung zehn Gulden. Die ersten sechs bringen u. A. Handzeichnungen von Dürer, Raphael, M. Angelo, van Dyk, Titian, Rubens, Rembrandt, M. Schön, Bramante, Fiesole und Giomberti.

— Ein neues Stück von Frau Birch-Pfeiffer. Mit der vor einiger Zeit von Frau Birch-Pfeiffer ausgesprochenen Absicht, die Produktion für die Bühne aufzugeben, scheint es noch nicht der rechte Ernst zu sein. Denn wieder hört man von einem Stücke ihrer Hand, welches das Berliner Hoftheater zur Aufführung angenommen hat. Es betitelt sich „Königin Bell" und ist nach einem Roman der englischen Schriftstellerin Julie Kavanagh bearbeitet. Man wird sich erinnern, daß auch schon dem Birch-Pfeiffer'schen Drama: „Die Tochter des Südens" ein Werk der genannten Romadichterin zu Grunde lag.

— Das Engagement Theodor Wachtels am Wiener Hofopernetheater ist nun abgemachte Sache: um den Preis von 18.000 Gulden jährlich hat sich der feine Freiheit so lange eifersüchtig Wahrende doch auf fünf Jahre fesseln lassen. Die Berliner Intendanz mit ihren Anerbietungen reussirte nicht.

— Professor Tewele, bekannt durch seine eigenthümlichen Kompositionen symbolischer Geschichtszeichnungen, worunter namentlich „Oesterreichs Kronstützen" und „Oesterreichs und Baierns Krondiamanten", sowie die historischen Kunsttableaux: „Das thatenreiche ruhmgekrönte Leben des Marschalls Graf Radetzky", dann das „Szechenyi-Tableau" und „Der ungarische Landtag 1861" — auf welch' erstgenannte Kunstwerke Professor Tewele auch vom Kaiser Franz Joseph von Oesterreich wiederholt ausgezeichnet wurde — ist soeben mit einem äußerst interessanten Schema beschäftigt, mit einem National-Tableau unter dem Titel: „Oesterreichs Ausgezeichnete bei der internationalen Ausstellung in London 1861", ein Tableau, welches sämmtliche vom Kaiser Franz Joseph mit Ordensdekorationen ausgezeichnete 169 Persönlichkeiten (Porträte), versöchten mit den Allegorieen der Kunst und Industrie, zu einem einzigen Gesammtbilde vereint darstellt.

— Die Londoner Opernsaison von 1863 wird in Her Majesty's Theatre u. A. Therese Tietjens und die ewige Marietta Albonie, sowie in Covent-Garden u. A. Adeline Patti, die Miolan-Carvalho und Pauline Lucca dem Publikum als Primadonnen vorführen. Letzter Sängerin sieht sich zum ersten Mal in London und überhaupt außerhalb Deutschlands hören.

Digitized by Google

Feuilleton.

Allerlei.

Ein Spekulant hat die sonderbare Idee zur Ausführung gebracht, während der Saison ein schwimmendes Theater auf dem Comersee zu etabliren.

Ein amerikanischer Ingenieur hat einen Plan entworfen, um das Baltische Meer mit der Nordsee durch einen Kanal zu verbinden und so der Schifffahrt einen bedeutenden, beschwerlichen und gefährlichen Umweg zu ersparen.

In Wien hat ein Schiffer seine eigene 17jährige Tochter entehrt, die er auf den Hausboden gelockt hatte. Das geschändete Mädchen entdeckte sich seiner Mutter, die sich darüber so empörte, daß sie ihren Mann noch an demselben Tage beim Gericht denuncirte.

In Köln wurde bei einem Hutmacher auf folgende neue Art ein Hut gekauft. Ein Herr und ein Knabe traten in einen Laden. Nachdem ersterer sich einen modernen Hut ausgesucht, drehte er sich um und richtete an den Jungen die Frage: „Wie steht mir der Hut?" Die Antwort lautete: „Wie einem Spitzbuben." Der Herr gerieth in sittliche Entrüstung, legte seine gefüllte Börse auf den Ladentisch und lief mit den Worten: „Da soll Dich gleich der Teufel holen!" dem Burschen nach. Der Verkäufer schaute an der Thür dem Weltreunen zu; aber der Kleine war zu schnellfüßig, als daß an ein Einholen zu denken war. Und wirklich scheinen sich die Beiden noch immer nachzulaufen, denn bis jetzt ist keiner zurückgekehrt. Der Inhalt der Börse aber bestand aus — Knöpfen!

In Cilly in Steiermark wurde jüngst ein blinder Invalide, welcher eine Nachbarin, eine 60jährige Frau, ermordet und in deren Wohnhause verschiedene Gegenstände geraubt hatte, zu lebenslänglichem schweren Kerker verurtheilt. Der Mörder ist erst 30 Jahre und hatte zu seiner Mutter vor der Unthat geäußert, „er werde etwas Denkwürdiges anstellen, um sich die Existenz zu sichern."

Diebstahl aus Liebe. Ein Baron Godichal aus Belgien wurde im Museum Cluny zu Paris auf frischer That ertappt, wie er einige sehr werthvolle Sachen zu stehlen versuchte. Am 14. April stand er vor Gericht und gab als Grund an, er habe das Herz seiner Frau, mit der er sich überworfen, durch kostbare Geschenke wieder erobern wollen; wenn er die Kunstsammlung bestehle, habe er Niemandem einen Schaden zuzufügen geglaubt. Die Sachen, die er aus den Kasten herausgenommen, wurden auf 50.000 Frcs. geschätzt, ohne Rücksicht auf ihren Kunst- und Geschichtswerth. Das gerichtliche Urtheil lautete auf fünf Jahre Gefängniß.

Dem österreichischen Reichsrathsabgeordneten Dr. Anton Ryger, Notar und Advokat zu Holleschau in Mähren, ist am 19. April von der Stadt Krakau für seine thätige Verwendung in wichtigen Angelegenheiten der Stadt bei den Centralstellen in Wien das Ehrenbürgerdiplom überreicht worden.

Dem Grafen Anton Alexander Auersperg — Anastasius Grün — Mitglied des österreichischen Herrenhauses, ist vom Kaiser die Geheimrathswürde verliehen worden.

Der akademische Senat der Wiener Universität hat einen Aufruf zur Theilnahme an der 500jährigen Jubelfeier dieser Hochschule im Jahre 1865 erlassen. Es wird eine Festgenossenschaft begründet, in welche alle Würdenträger der Universität, die Mitglieder der Doktoren-Kollegien, die Studirenden der Hochschule und alle, welche derselben früher als Lehrer oder Lernende angehört haben, eintreten können. Jeder Festgenosse erlangt für den Beitrag von 10 fl. das Recht der persönlichen Theilnahme, das Wahlrecht zur Repräsentation des Festes, der Betheiligung an allen Festgaben und der Einzeichnung in das Jubelalbum.

Der 1771 gegründete Witwen- und Waisen-Versorgungsverein der Tonkünstler in Wien „Haydn", welcher nur 93 Mitglieder zählt und deren nie mehr als 101 annehmen darf, besitzt seinem eben veröffentlichten Jahresberichte zufolge einen Baarbestand von 45.277 fl., ein Kapitalvermögen von 508.405 fl. und ein Zinsenerträgniß von 25.597 fl. Da der Verein gegenwärtig nur 29 Witwen zu unterstützen hat, so kann die jährliche Pension einer jeden derselben von 420 auf 440 fl. erhöht werden.

Die Sitzungen des internationalen statistischen Kongresses in Berlin werden vom 6. bis 13. September abgehalten werden.

Aetzen auf Elfenbein. Das gewöhnliche Verfahren, um Elfenbein mit schwarzen Zeichnungen zu verzieren, besteht darin, diese Zeichnungen in das Elfenbein

zu gravieren und dann mit einem harten schwarzen Firniß auszufüllen. Um solche Verzierungen feinerer Gattung, die oft sehr gesucht sind und es noch mehr wären, wenn die Art ihrer Herstellung sie nicht so kostspielig machte, zu verfertigen, schlägt man in England vor, das Elfenbein mit Aetzgrund zu überziehen, mit der Radirnadel in demselben zu zeichnen und dann mit einer Flüssigkeit zu ätzen, welche aus 120 Gran feinem Silber, in einer gemessenen Unze Salpetersäure aufgelöst und mit 1 Quart destillirtem Wasser verdünnt, besteht. Nach einer halben Stunde (mehr oder weniger, je nachdem die Farbe dunkler oder heller sein soll) zieht man die Flüssigkeit ab, wäscht die geätzten Züge mit destillirtem Wasser rein und trocknet sie mit Fließpapier. Eine Stunde lang wird nun aufgesetzt, worauf man den Aetzgrund durch Terpentinöl wegschafft. Die Zeichnung erscheint jetzt auf dem Elfenbein mit schwarzer oder schwarzbrauner Farbe, welche nach einem oder zwei Tagen erst ganz dunkel wird. Andere Farben kann man hervorbringen, indem man anstatt des salpetersauren Silbers eine Auflösung von Gold oder Platin in Königswasser, oder von Kupfer in Salpetersäure anwendet.

Einfaches Barometer. Zu ein gläsernes Gefäß von ungefähr acht Linien Weite und zehn Zoll Länge, z. B. eine Eau de Cologne-Flasche, bringe man eine Mischung von zwei Drachmen reinem Salpeter, ½ Drachme Salmiak, beides gepulvert, und zwei Unzen reinem Weingeist und schließe sodann die obere Oeffnung mit einer dünnen, fein durchlöcherten Blase. Wenn das Wetter schön wird, so sitzen die festen Theile zu Boden und der Weingeist ist durchsichtig; kommt bald Regen, so steigen und fallen einige der festen Theile und die Flüssigkeit trübt sich ein wenig; steht Gewitter, Sturm oder ein Windstoß bevor, so kommen alle festen Theile auf die Oberfläche, bilden eine Kruste und der Weingeist kommt in den Zustand der Gährung. Die Erscheinungen zeigen sich immer mehr als 24 Stunden voraus an und selbst die Richtung eines Sturmes, denn die festen Theile häufen sich auf der entgegengesetzten Seite.

Das hydrostatische Bett des Dr. Neil-Arnott besteht in einer gewöhnlichen hölzernen Bettstelle, in welche man eine wasserdichte Matratze legt, die anstatt des Haarpolsters Wasser enthält. Auf diese untere Matratze legt man eine dünne Haarmatratze und die Bedeckung ist wie bei allen andern Betten. Die wasserdichte Hülle ist nicht ganz mit Wasser gefüllt, so daß das Wasser ausweichen kann, wenn man auf irgend einer Seite einen Druck ausübt. Daraus folgt, daß das Bett die Form des Körpers nimmt, er mag sich legen wie er will, und daß der Druck auf keinem Punkte fühlbar ist, weil er sich gleichmäßig auf größere Flächen vertheilt. Das Bett hat auch den Vortheil, daß es nicht immer frisch gemacht zu werden braucht, und dies ist ein unberechenbarer Vortheil bei schweren Krankheiten, wodurch zuweilen das Leben des Kranken gerettet werden kann.

Ein geheilter Selbstmörder. Ein reicher Pariser Grundbesitzer, welcher seit langer Zeit von einer unüberwindlichen Langweile geplagt war, verfiel endlich in Tiefsinn, kaufte sich einen Strick, befestigte ihn an einem Balken in seinem Zimmer und hing sich auf. Eine junge Magd, welche sich in dem anstoßenden Zimmer befand, hörte Seufzer und ein verdächtiges Geräusch, näherte sich, öffnete die Thür und sah, wie unser Gelangweilte mit dem Tode kämpfte. Schnell besonnen, ergreift sie ein Messer, welches sie auf dem Tische liegen sieht, schneidet den Strick ab und rettet den Halbtodten, welcher bald wieder in's Leben zurückgerufen wird und auf bessere Gedanken kommt. Einige Wochen später kommt unser Mann, der mittlerweile von seiner Verzweiflung und von seinem Spleen geheilt ist, zu der jungen Magd, und bietet, um seine Dankbarkeit zu bezeugen, ihr Hand und Herz. „Nein, nein, ich danke bestens," antwortet lachend das lustige Mädchen, „die Lust zum Hängen könnte Sie nochmals anwandeln und dann würde ich Sie vielleicht nicht wieder abschneiden." Indessen der Verliebte war jung, reich und hübsch. Er war geschieht genug, über die kleine Bosheit zu lachen, und ließ sich nicht abschrecken. Seit einem Jahre ist er jetzt der Gemal des jungen hübschen Mädchens, welches, wie man sagt, ihn jetzt noch weit schneller ab schneiden würde, als das erste Mal.

Wie hoch man im Rauche steigen kann, dies hat am 27. März in Schwerte (Rheinpreußen) ein Fabrikarbeiter gezeigt. Dieser ist nämlich ganz beduselt in dem engen hohen Thurme hinauf gestiegen und daselbst bis in die äußerste Spitze geklettert. Hier schlug er mit der Faust an die außen angebrachte Uhrglocke, und lockte so die Leute aus den Häusern herbei. Dann zerbrach er eine hölzerne Fensterthür und schleuderte dieselbe in Trümmern auf das Kirchendach hinab. Mit dieser Bravour noch nicht zufrieden, zog er seine Kleider, ein Stück nach dem andern aus, bis er ganz nackt war. Jedes Stück warf er auf die Straße hinab. Nun, im Naturgewande als ein zweiter Adam, ging er an die Zerstörung des Thurmdaches: Zuerst riß er die Schiefer und die Latten aus und zwar mit einer solchen Kraft und Geschwindigkeit, daß dieselben gar bald in dichter Menge den Kirchplatz bedeckten. Unter den Menschen, welche in großer Anzahl in den benachbarten Straßen standen, wagte es Keiner, hinaufzusteigen, um dem Unfug ein Ende zu machen. Doch endlich um den Schaden nicht noch größer zu machen und weil ein Menschenleben in Gefahr stand, wagten es einige Männer, trotz der Gefahr, die ihnen im Thurme drohte, in die Spitze des Thurmes hinaufzusteigen. Oben angelangt, mußten sie vor Allem mit aller Kraft raufen mit dem Trunkenbolde, und sie hatten ihn erst dann überwältigt, als einer von ihnen mit einem Strick so glücklich war, seine Füße zu binden. Nun wurde er mit noch anderen Stricken auch an den Händen gebunden und endlich an langen Seilen auf den Thurmboden hinabgelassen. Der Lohn für seine halsbrecherische Arbeit wird ihm gegenwärtig im Arreste ausbezahlt.

Gnukow hat ein Gedicht „an König Wilhelm von Preußen" gerichtet, worin er ihn anfruft, die Wiedererstehung Polens nicht zu hindern, wohl aber die rechte Losung auszutheilen, auf daß Deutschlands Volk gegen die drohende Kriegsgefahr von Westen sich waffne. Eine Strophe in dem Gedichte lautet:

„Du grollst um eine — Zahl mit Deinem Volke!
Ob zwei, ob drei der Jahre Dir genug
Zum Waffenspiele! Darum eine Wolke,
Die schon des Leids so viel im Schooße trug
Auf Jahre nicht kapitulirt die Liebe.
Ein ungetheiltes Leben setzt sie ein;
Weck' mit dem rechten Worte Heldentriebe,
Und Jahre werden zahllos sich Dir weih'n!"

Aus London schreibt ein Feuilletonist der „Wes.-Ztg.": Es ist eine sehr bezeichnende Thatsache, daß das erfolgreichste Drama, das die englische Bühne in diesem Jahrhundert aufzuweisen hat, in der Personifikation eines Einfaltspinsels besteht. Mehr als 400mal wurde der „Amerikanische Vetter" jeden Abend vor brechend vollem Hause gegeben, und noch übt der geistesschwache „Lord Dundreary" eine scheinbar unerschöpfliche Anziehungskraft auf das wahlverwandte Publikum aus. Ist das zufällig? Das Drama ist ohne „Plot", ohne Sensationsscenen, ohne Handlung, ohne Entwicklung, es ist nichts und enthält nichts als Einen Charakter, der wenig thut und noch weniger zu thun gibt, aber in langen Zwiegesprächen und Monologen seine absolute Denkunfähigkeit, seinen anspruchslosen Blödsinn behaglich enthüllt. Lord Dundreary's Witz besteht darin, daß er keinen Witz hat, und seine Popularität verdankt er dem Umstande, daß das Publikum von der enthüllten Albernheit ungeheimelt wird und keiner Anstrengungen bedarf, um sich auf den vertrauten und Jedem zugänglichen Standpunkt der Dundreary'schen Geistesbeschaffenheit zu versetzen. Lord Dundreary spricht und raisonnirt, wie jeder Andere auch sprechen und raisonniren kann, und das gefällt den Leuten.

Digitized by Google

Ein Publikum, das 400mal dieſe detaillirten Selbſtbekenntniſſe der Geiſtesſchwäche mit anhören, bewundern und beklatſchen kann, muß entweder ſchon dumm ſein, oder ganz gewiß dumm werden. Daher glauben wir auch nicht, daß „Lord Dundreary“ noch populair bleiben wird; denn ſobald Jeder ſein eigener Dundreary geworden iſt, braucht er keine zwei Shilling mehr für das Haymarket-Theater auszugeben.

Telegramme der Erinnerungen.

Peking. Einem hieſigen tribunus plebis wurde eine Vertrauensadreſſe überreicht. Sie iſt durch ein Verſehen des Kalligraphen „Una pro multis“ unterzeichnet.

Paris. Die Spaltung zwiſchen Frankreich und Italien wird mit einem Gewiſſen ausgefüllt.

— Der Prinz Napoleon tritt eine Vergnügungsreiſe ſeines Onkels an.

Dingsda. In der Aufführung der „Braut von Meſſina“ im Nationaltheater zu Dingsda betonte die Darſtellerin der Iſabella falſch und ſprach: „Das Leben iſt der Güter höchſtes nicht.“

Warſchau. Eine neue und höchſt vortreffliche Auflage von Klopfſtock's Werken wird vorbereitet.

London. Depeſche des Lord Palmerſton an Grafen Gorſchakoff: „Na nu is et aber endlich times, doss you the Congresspolen räumt.“

Petersburg. Depeſche des Grafen Gorſchakoff an Lord Palmerſton: „Sonst sind Sie ganz gesund?!“

Prag. Alexander Dreiſchock wird ausgepfiffen, weil er das Lied: „Heil dir mein Vaterland“ mit der Linken allein ſpielte.

— Unterſchiedliche Parteimänner ſterben nicht — geben aber ihren Geiſt auf.

— Die **** Zeitung ſchrieb einen antiklerikalen Artikel. In Folge deſſen iſt die Pforte zertrümmert und vom Harem nur noch eine Wade zu ſehen.

Joſef in Egypten.

Intriguenſpiel in 3 Akten.

Perſonen:

Pharao.
Joſef.
Frau Potiphar.
Ein Kammerdiener.
Ein Paletot.
Ein Kerker.
Volk.

Erſter Akt.

(Boudoir der Madame Potiphar. Madame Potiphar ſitzt Thee trinkend auf ihrem Sopha.)

Joſef, in einem Bedientenpaletot, wartet ihr auf.

Madame Potiphar.

O wie wohl iſt mir am Abend, wenn zur Ruh' die Glocken läuten
Und mein Mann auf der Reſſource Chambre ſpielt mit fremden Leuten.

Joſef!

Joſef.

Gnäd'ge Frau befehlen!

Madame Potiphar.

Joſef, noch 'ne Taſſe Thee!
Oder weißt, Du lieber Joſef, gib mir lieber ein Baiſer!
Aber ſchnell! Ich mag nicht warten!

Joſef.

Gnäd'ge Frau, ich komme ſchon.

Madame Potiphar.

Immer gnäd'ge Frau! So laß doch endlich dieſen ſteifen Ton!

Joſef.

Gnäd'ge Frau, ich weiß nicht, wie ich anders ſprechen ſoll zu Ihnen;
Hat mein Herr mich doch gemiethet, gnäd'ge Frau, Sie zu bedienen.

Madame Potiphar.

Laß das jetzt, mein guter Joſef, gib mir lieber ein Baiſer,
Und dann ſetz' Dich, ſüßer Joſef, her zu mir auf's Kanapee!

Joſef (gibt ihr ein Baiſer).

Gnäd'ge Frau, mit ſcheint, Sie treiben nur mit ihrem Diener Scherz.

Madame Potiphar.

Was ich treib', iſt meine Sache! Komm' und ſetz' Dich her, mein Herz!

(Er ſetzt ſich.)

Joſef, ach! in Deiner Nähe wallt mein Blut mir ſiedend heiß!
Aber, Joſef, Dein Baiſer iſt kalt und nur gefüllt mit Eis!

Joſef (will erſchrocken aufſtehen).

Gnäd'ge Frau, wenn Sie befehlen, bring' ich welche von den ſüßen.

Madame Potiphar (zieht ihn haſtig zu ſich nieder).

Von den ſüßen Deiner Lippen! Glühend heiß will ich genießen!

(Sie küßt ihn.)

Joſef.

Ha, was iſt das? — Meine gnäd'ge Frau, ich glaube, Sie vergeſſen —

Madame Potiphar.

Laß mich, ſüßer Joſef, laß mich an mein glühend Herz Dich preſſen!

Joſef.

Wenn Ihr Mann, der Herr Miniſter, dies erfährt! O die Blamage!

Madame Potiphar.

Hat mein Mann Dich nicht erkauft und Dich bezahlt mit hoher Gage?

Joſef.

Hat Ihr Mann, der Herr Miniſter, mich für Geld auch acquirirt:
Für die officiöſe Preſſe bin ich drum nicht engagirt!
Ich entfliehe!

Madame Potiphar.

Weil', o weile!

Joſef.

Nein! Ich habe keine Zeit!

(Er flieht; ſie will ihn feſthalten, behält aber nur ſeinen Paletot in der Hand.)

Madame Potiphar (ihm nachrufend).

Liebſter, beſter, ſchönſter Joſef, thu' mir nicht ſolch' Herzeleid! —
O, er geht, der dumme Junge! Er iſt fort! Ach, er entflohh!
Und ich halt' in meinen Armen nur den leeren Paletot!
Ach ich Aermſte! Ganz befangen und verworren iſt mein Sinn!
Denn was thu' ich mit dem Mantel, iſt der Joſef nicht mehr drin?
Dieſer Mantel — ha, er ſoll mir als corpus delicti nützen!
Mußte Joſef ſoll den ganzen zweiten Akt im Kerker ſchwitzen!
Und wenn dann der heißen Thränen Fluth ſein trauernd Antlitz deckt —

Digitized by Google

Zur Charakteriſtik

Spießbürger nennt man uns! Wie falſch,
Wir ſpießen nichts als Zwiefel,
Wir denken nichts und thuen nichts
Und reden unſern Stiefel! —

Leiſe flehen meine Lieder
Durch die Nacht zu Dir!
In den ſtillen Hain hernieder,
Liebchen komm' zu mir!

Leidvoll und freudvoll
Gedankenvoll ſein,
Hangen und bangen,
In ſchwebender Pein!

Das gibt einen wunderſchönen, echt franzöſiſchen Effekt!

(Der Vorhang fällt.)

Zweiter Akt.

Gefängniß. Joſef, mit Wollespulen beſchäftigt.

Joſef.

Schon tauſendmal hat den Apoll ſein Wagen
Um Nereus Fluth und Tellus Rund getragen,
Und immer ſitz' ich noch, ich armer Wurm,
In dieſem wahrhaft ſchauderöſen Thurm,
Geplagt von Mäuſen und benagt von Ratten!
O hätt' ich lieber doch den braven Gatten
Getäuſchet.
Man kömmt! Wer mag der Menſch wohl ſein?
Was er mir bringen mag? Ich ruf' getroſt: Herein!
(Ein Kammerdiener Pharao's tritt ein.)

Kammerdiener.

Entſchuld'gen Sie, ſind Sie Joſef aus Kanaan?

Joſef.

Ja, Joſef Jakobſohn.

Kammerdiener.

Gut; dann ſind Sie mein Mann!
Der König hat gehört, Sie könnten Träume deuten.
Nun hat die Majeſtät zu ganz verſchied'nen Zeiten
Denſelben Traum geträumt, und hat deßhalb befohlen,
Zu deſſen Deutung Sie nach Hofe hin zu holen.
Und wenn bewährt dann Ihre Kunſt und Wiſſenſchaft,
Dann ſind Sie frank und frei und ledig Ihrer Haft.
Nun, wollen Sie, mein Herr?

Joſef.

Ja wohl, mit viel Plaiſir!
Allein — in dem Koſtüm, wie Sie mich ſehen hier —

Kammerdiener.

Das ſchadet nichts. Ich hab' für alles ſchon geſorgt,
Und Mottl hat mir für Sie 'nen Anzug ſchon geborgt.
Kravatte, Pantalons und dieſen ſchwarzen Frack,
Die Atlasweſte hier und hier den Chapeau-claque.

Joſef.

Ach, excellent! Ich will den Umzug recht beeilen,
Wenn Sie nur freundlichſt hier ein wenig noch verweilen.
(Ab.)

(Der Vorhang fällt.)

Digitized by Google

der Fußbekleidung.

Als Gott die beiden Männer ſchuf,
Da winkt er mit der Rechten:
Vereinen ſoll Euch der Beruf,
Geht hin, ſprach er, zu fechten!

Wie ſo glücklich bin ich, Mädchen,
Wenn Dein Mund von Liebe ſpricht,
Glaub' zum Himmel mich gehoben! —
Alter ſchützt vor Thorheit nicht.

Keine Roſe ohne Dornen,
Kein Spaziergang ohne Bier,
Kein Dragoner ohne Sporen
Und kein Mädchen ohn' Klavier!

Dritter Akt.

Hoflager des Pharao. Pharao. Joſef. Dienerſchaft.

Pharao.

Weil Ihr alſo Unſ're Träume wohl zu deuten habt verſtanden,
Machen Wir Euch jetzt in Gnaden zum Premier in Unſern Landen;
Und die Tochter Potiphera's, Unſres Oberſten zu On,
Machen Wir zu Eurer Gattin, Euch zu ſeinem Schwiegerſohn.

Joſef.

Majeſtät! Zu viele Gnade! O, wie ſoll ich Ihnen danken?

Pharao.

Bleibt nur immer mir gewärtig, treu ergeben ohne Wanken. (Ab.)

Joſef.

Ja, das werd' ich! Zum Beweiſe will ich in den fetten Jahren
Unſere Schätze mächtig füllen und für ſieben mag're ſparen.
Alſo will ich thätig ſchaffen zu des Staates Nutz und Frommen.
(Mit prophetiſcher Begeiſterung.)

Und ich ſeh' in fernen Zeiten in das Land die Juden kommen.
Und ſie werden ſich vermehren, und man wird ſie ſchinden, treten,
Und ſie werden noch am Ende Steine klopfen, Ziegel kneten.
Und ſie werden heimlich fortzieh'n, weil ſie's länger nicht ertragen,
Und dann werden auf Egypten kommen ſieben neue Plagen.
Und ein Pharao wird zuletzt noch gar im rothen Meer erſaufen.
Darum ſag' ich immer: Kinder, laßt mir nur die Juden laufen! —
Dieſe traurige Geſchichte wäre nimmermehr geſchehen,
Hätt' nicht mit luſtgierigem Auge mich die Potiphar beſehen.
Alſo kommt das ganze Unglück nur von eines Weibes Liebe!
Kleine Urſach, große Wirkung! — Ganz wie im Verre d'eau von Scribe!
(Ende.)

Digitized by Google

Wilhelm Tell in Pusemokel.

Eben stopfte sich der Bürgermeister Kriesewenzel seine zweite Morgenpfeife mit Portorico Nr. 3, als der Amtsdiener den Theaterzettel brachte.

Da stand es denn groß gedruckt:

Heute, Pusemokel, den 18. Oktober.

Zur Feier der Völkerschlacht bei Leipzig, für Freiheit, Recht und Deutschlands Einheit:

Wilhelm Tell,

Schauspiel in 5 Aufzügen.

Der Unterzeichnete hat kein Opfer gescheut, dem hochverehrten Publiko einen genußreichen Abend zu verschaffen. Der Inhalt des Stückes ist ebenso unterhaltend als lehrreich. Wilhelm Tell, Demokrat vom reinsten Wasser und Präsident des Bürgerwehr-Klubs im Kanton Uri, schließt sich, trotz zahlreicher Familie, der Bewegung der Zeit an und legt sich selbst auf den Altar des Vaterlandes. Geßler, ein Mann der Junkerpartei, unterdrückt als Solcher jede freiere Richtung und stirbt mit den Worten: „Das ist Tell's Geschoß!" in einem von dem Theatermaler Weise eigens dazu verfertigten Hohlwege.

Um zahlreichen Zuspruch bittet

Struffke,
Theater-Unternehmer.

Daß ihn siebenundsiebzig Mal der Teufel hole, der sackermentschen Komödianten! fluchte Kriesewenzel mit kirschrothem Gesicht. Auf der Stelle soll er herkommen, der Himmelhund, und das Schandstück mitbringen!

Eiligst verließ der Amtsdiener das Amtslokal, stürzte über den Markt und erreichte bald „die schwarze Taube", in deren oberen Räumen die Bretter, so die Welt bedeuten, aufgeschlagen waren.

Was gibt es? fragte ein kleiner, untersetzter Mann, dessen gelbes Gesicht einen Faltenwurf zeigte, der jeder Toga Ehre gemacht haben würde.

Sie sollen gleich zum Bürgermeister rüber kommen und den Himmelhund, den Wilhelm Tell mitbringen.

Da haben wir's! rief der Erschrockene — da haben wir die Bescherung; das kommt aber von Ihren Annoncen, Herr Bosenberger. Sie haben schon wieder den Namen Schiller weggelassen!

Aber Herr Direktor! versetzte der Regisseur Bosenberger, Sie wissen ja, so wie die Pusemokler den Namen „Schiller" lesen, kommt uns kein Mensch. Von dem Manne haben se, sagen se, schon Alles aus de Leihbibliothek gelesen.

Ohne jedoch diese Antwort abzuwarten, hatte sich Struffke bereits auf den Weg gemacht, und in wenigen Minuten stand er mit dem verlangten Buche vor der Pusemokler Obrigkeit.

Was besagt § 1, 2 und 3 der neuen Theaterordnung? herrschte ihm Kriesewenzel entgegen; haben Sie die Erlaubniß eingeholt? Ist mir das Stück eingereicht? Hab' ich es geprüft und befunden? Antworten! Reden!

Es ist ja der Wilhelm Tell, Herr Oberbürgermeister, das alte bekannte Schauspiel vom seligen Herrn von Schiller! bemerkte schüchtern Struffke und überreichte dem Bürgermeister den sechsten Band von Schiller's sämmtlichen Werken.

Xixen, Xazen! entgegnete dieser, auf das Titelblatt weisend, hier steht es schwarz auf weiß, Stuttgart und Tübingen, Cotta'sche Buchhandlung 1848. Ist in dem tollen Jahre gedruckt und wird auch wohl danach sein!

Eine neue Ausgabe, Herr Bürgermeister —

Ausreden, nichts als Ausreden! meinte Kriesewenzel. — Und ich bitte Sie — fuhr er nach einer kleinen Pause fort, während welcher er in dem Buche geblättert und gelesen — ich bitte Sie um Himmelswillen, lieber Mann, was ich hier sehe, ist ja reiner Aufruhr:

„Das Neue dringt herein mit Macht,"

„Das Alte schwindet, and're Zeiten kommen!" und:

„Solches Regiment muß Haß erwerben!" und:

„Wir könnten viel, wenn wir zusammenhielten!"

das sind ja Alles Stellen aus den demokratischen Blättern, das sind ja —

Entschuldigen Sie, Herr Ober-Bürgermeister — wollte Struffke unterbrechen —

Machen Sie mir kein X für ein U — rief dieser — die Sachen kenne ich!

„Es rosten in der Halle Helm und Schild" — das ist eine Anspielung auf Preußen anno 1859.

„Wos Hände bauten, können Hände stürzen!" Kann das auf etwas Anderes gehen, als auf die vielen neuen Kirchen und Kasernen in Berlin?

In Berlin? wiederholte mechanisch der starr gewordene Direktor.

Nu versteht sich! meinte Kriesewenzel weiter blätternd, hier haben Sie ja:

Walter Tell.

„Gib's Länder, Vater, wo nicht Berge sind?" das ist doch Berlin! Das ist klar wie Stiefelwichs.

Sollte wirklich? fragte Struffke!

Kein Zweifel — rief der Bürgermeister — nichts wie Anspielungen und versteckte Ausfälle! Lehren Sie mich die demokratischen Theaterdichter nicht kennen. Das ist Alles so schlau angestellt; wenn man das Zeug liest, merkt man gar nichts, aber des Abends, wenn die Schauspieler in die Nage kommen, wenn so was mit der richtigen Handbewegung und dem obligaten Fußtritt deklamirt wird, wie zum Beispiel hier:

„Wann wird der Retter kommen dieses Landes?"

Da weiß ja jeder: Garibaldi! — und der Skandal geht los! Oder hier:

„Wie bringen wir uns sich're Kunde zu,"

„Daß wir den Argwohn der Tyrannen täuschen?"

das ist die bekannte Geschichte von der geheimen Regierung; und hier:

„Die armen Kindlein, die unschuldigen"

„Muß ich vor Deiner Wuth beschützen, Landvogt!"

Worauf denken Sie wohl, geht das? fragte der Bürgermeister.

Auf die Situation! meinte der Direktor.

Auf die Kosaken! rief Kriesewenzel, entzückt über seine Entdeckung — das ist ja deutlich — und hier, wenn man so was liest:

„Denn jedem Wesen ward"

„Ein Nothgewehr in der Verzweiflung Angst."

„Der Gemsbock selbst erschöpft in wilder Jagd,"

„Reißt den Verfolger mit sich in den Abgrund!"

„Der Gemsbock" — das sind die Schneidergesellen — „erschöpft von wilder Jagd" — von den Assentirungen —

„Reißt den Verfolger mit sich in den Abgrund!"

Leere Drohungen! Nichts als leere Drohungen!

Und doch, sehen Sie — bemerkte schüchtern Struffke, der indeß das Buch genommen — doch auch wieder ganz gemäßigte Stellen, wie hier zum Beispiel:

„Denn herrenlos ist auch der Freiste nicht!"

„Ein Oberhaupt muß sein — ein höchter Richter!"

O Gott bewahre! rief Kriesewenzel — das ist ja nur Verstellung.

Ist es die Möglichkeit! stöhnte ängstlich der Schauspieldirektor, und für drei Thaler zwanzig Silbergroschen

Digitized by Google

Billette sind schon verkauft und meine Frau meint, es wird heute die beste Einnahme im Orte!

Ja! so kann das Stück nicht bleiben! bedeutete streng Kriesewenzel.

Nein, so kann es allerdings nicht bleiben! Aber ich will mir ja gern jede Aenderung gefallen lassen — flehte Struffe.

Wollen sehen, was sich machen läßt! sagte der durch die Demuth des Schauspielers geschmeichelte Stadtregent. — Setzen Sie sich nieder und schreiben Sie; ich will versuchen, Ihnen einige Proben zu geben, wie das Ganze geändert werden muß.

Struffe nahm den dargebotenen Stuhl, setzte sich an das Bureau, ergriff die Feder und schickte die sehnsüchtigsten Blicke der Erwartung nach dem zusammengekniffenen Munde der Obrigkeit.

Ist gar nicht so schwer, wie Sie denken! hob bald der Bürgermeister an. Läßt sich Alles machen, lieber Mann! Sehen Sie mal, zum Beispiel hier diese Stelle: „Wir wollen sein ein einig Volk von Brüdern," „In keiner Noth uns trennen und Gefahr!"

In dem ganzen Satze ist eigentlich weiter nichts Gefährliches als das „Volk von Brüdern". Das erinnert an fraternité, égalité, liberté und so weiter! Das geht nicht. Nehmen Sie die „Brüder" raus und setzen Sie ganz einfach einen andern, weitläufigern Verwandtschaftsgrad!

„Wir wollen sein ein einig Volk von Onkeln." „In keiner Noth uns trennen und Gefahr?" frogte Struffe schreibend.

Jo wohl, da haben Sie's! Das ist schon viel besser! rief freudig Kriesewenzel — und hier — fuhr er fort: „Wir wollen trauen auf den höchsten Gott" „Und uns nicht fürchten vor der Macht der Menschen!"

Das ist viel zu stark! Wir wollen „uns nicht fürchten vor der Macht der Menschen". Da sind die Konstabler gemeint, das soll das Vertrauen zur Obrigkeit erschüttern, da muß nun grade das Gegentheil gesagt werden, vielleicht so —

„Wir woll'n vertrau'n auf unsre Schutzmounschaft"

„Und uns nicht fürchten vor dem höchsten Gott!" frogte Struffe.

So ist es! So ist's Recht! schrie Kriesewenzel ganz außer sich über des Direktors schnelles Eingehen auf seine Intentionen. So ändern Sie das ganze Ding, und es kann aufgeführt werden.

Eine Stunde später klebte an den Ecken Pusemokels folgender Zettel:

Heute, den 18. Oktober.

Wilhelm Tell,

Konservotivos Droma in 5 Akten von Friedrich Baron von Schiller.

Wenn ein Dichter, wie Schiller, einen Stoff wie diesen, in einer Zeit wie diese behandelt, so glaube ich einem hochgeehrten Adel und geehrten Publiko einen genußreichen Abend zu verschaffen, wenn ich dieses Trouerspiel nach dem Original aufführe, wie der Dichter es selbst geschrieben. Ju Wilhelm Tell sehen wir dreh grösten schleichenden Intriguanten, den noch die Bühne gezeigt hat. Seine Worte, wenn er mit sich allein spricht, athmen verwöbtetes Familienglück und heuchlerische Liebe. Herr Regisseur Bosenberger hat diese Rolle aus Gefälligkeit übernommen und wird sie mit gräßlicher Wahrheit durchführen. Ich selbst spiele den Geßler und mache namentlich auf meine Ermordung aufmerksam. Eine herzzerreissende Srene. Tell wird zu lebenslänglichee Zuchthausstrofe verurtheilt. Ein glänzendes Feuerwerk wird das Ganze beschließen.

Struffe,
Theater-Unternehmer

Kleine Prager Chronik.

Seit unserer letzten Unterredung, geliebter Leser, wor Prag der Schauplatz wichtiger Ereignisse, im socialen, künstlerischen und kriminolistischen Leben. Dem mit so großer Frechheit ausgeführten Raubmorde haben wir einen eigenen Artikel gewidmet, einmal weil er uns zu wichtig schien, um so kurz obgethan zu werden, und sodann, weil er uns in den Rahmen eines Heiterkeit athmenden Feuilletons nicht passen wollte. Warum sollten wir uns auch lange bei Dingen aufhalten, die uns nicht freuen können? Enthält das Leben in seiner täglichen, geschäftlichen Abwicklung doch Unfreundliches genug, um wünschen zu können, daß auch noch die Mußestunde, welche man der Erholung und dem Vergnügen weiht, durch Berichte schauerlicher Verbrechen gestört und getrübt werde. Wenden wir uns etwas Heiterem zu, etwa dem Frühling. So unfreundlich der Wonnemond beim Antritte seines Regimentes wor, so freundlich gestaltete er sich später, er machte den Wauwau, welcher uns schrecken wollte, der sich als bärbeißiger Alter maskirte, um sich sodann zu unserer Freude in einen holden, loubumkränzten Knaben zu verwandeln. Die liebenswürdige Verwandlung hat in uns und allen um uns her, ein unwiderstehliches Frühlingsbahnen erweckt. Die Lieblingsheit der Dichter, Modehändler, Blumenmädchen und Leiermänner, der Gastwirthe und Todtengräber ist angebrochen, alle freuen sich in ihrer Weise der schönen Gegenwart. Wie so herrlich singt es sich im Moi von Liebe und wie begeisternd wirkt weibliche Schönheit in dieser Zeit auf ein empfängliches Herz. Da sind noch alle Kleider neu, das freiwillige Straßenfegen hat noch nicht die Säume mit allerlei Straßeningredienzien umsäumt. Die Strohhüte glänzen noch in unversengtem, unverschmiertem Eigelb, die schöne Natur macht die Busen oder wenigstens die Federn wogen, und wohin der Dichter auch sehen mag, überall findet er die schönsten Reime: Träume — Bäume, Gartenlaun — Hahnenkrähnn, Gut und Blut — Turnerhut, Zelt und Flur — Ulterfuhr u. s. w. u. s. w. Daß die Modehändler zufrieden sind, wird Niemand bezweifeln, haben sie doch jene Artikel am Lager, welche die Glodenstartikel aller unserer Schönen sind und die ohne Streit angenommen und geglaubt werden. Was aber unsere Blumenmädchen anbelangt, so muß man gestehen, daß Prag in dieser Hinsicht über allen Städten der Erde steht. Wir Prager haben uns von allen kleinlichen Vorurtheilen emancipirt. Kleine Seelen verlangen hübsche Blumenmädchen, wir finden die Schönheit nicht für nothwendig, so wir gehen in unserer Freigeisterei so weit, daß unsere Blumenmädchen auch Knaben und Greise sein dürfen, welche die Sträußchen in schmutzigen Händen anbietend, die herrlichen Kinder des Frühlings, die duftumgebenen Blüthen zu Bettlern herabwürdigen. Was würden die Pariser sagen, wenn wir ihnen einige Exemplare unserer Blüthendetaillisten überschickten. Ist es ein weibliches Wesen, dann laufen gewiß 3 bis 4 ungewaschene Sprößlinge hinter Roma Blumenmädchen daher, und die Pariser Novellisten würden sich die Haare ausroufen, wenn ihnen dieses dankbare Objekt ihrer Bearbeitung entfiele.

Die Leiermänner sind die Moikäfer der menschlichen Gesellschaft. Wie man von zehn zu zehn Schritt einen trifft, kann man darauf schwören, daß der Frühling angebrochen ist. Auf den Schwingen der Töne, meistentheils mit Hilfe von Krücken, erhebt sich solch' ein Frühlingssänger in die höheren Regionen der Bruska oder des Baumgartens und werkelt, ununterbrochen seine himmlischen Melodien. Leider geht auch hier die Kunst nach Brod, ja sie begnügt sich nicht mit Brod allein, da die Drehorgelbarden nach geistiger Anregung strebend, sehr oft einen unwiderstehlichen Drang nach Schnäpsen entwickeln. Selbst die Gastwirthe werden poetisch. Die Erzeugnisse ihrer Muse kleben an den Straßenecken und werden von Jung und Alt gelesen, ja studirt. Man findet aber auch selten eine so vortheilhafte

Digitized by Google

Mischung von Poesie und Wirklichkeit. Zu dieser gehören in allen Fällen die Eintrittspreise, während das versprochene Vergnügen fast immer dem Reiche der Phantasien entnommen ist. Die Todtengräber endlich haben außer dem Frühling noch eine Menge anderer Freunde. Liebe, Freundschaft, Pietät, ja sogar die Eitelkeit arbeitet ihnen in die Hände. Es ist eine schöne Gewohnheit die Gräber seiner Lieben mit Blumen zu schmücken. Diese Kinder des Frühlings verbinden uns ja mit den geliebten Todten! Wenn ich eine Blüthe breche und sie an meine Lippen drücke, küsse ich da nicht den todten Freund, die theuere Geliebte, den geliebten Vater, der da unten schläft? Ist denn die Rose nicht genährt worden von der Mutter Erde, mit welcher sich der theuere Leichnam verband? Ist der himmlische Duft der Blume nicht das Ergebniß der Blumenspeise, welche ihr ward durch Verwandlung des erstarrten Herzens? O pflegt doch die Blumen auf den Gräbern Eurer Lieben, sie sind der ewige Rapport zwischen dem Leben über und dem Leben unter der Erde, ihren Kelchen entströmen die Gedanken der Unsterblichen, ihre Blüthenkronen strahlen in unvergänglichen, immer neuen Farben! — Daß es Menschen gibt, welche auch mit diesem herrlichen Gebrauche Komödie spielen, ist gewiß, doch solchen erblüht keine Freude daraus, denn ihnen fehlt das gläubige Herz, die ahnende Liebe, für sie sind die Blumen ein Toilettestück des Todten, ein Modetand der Lebendigen. —

Der Kontrast zwischen der Komödie am Gottesacker und der im Theater führt uns zu diesem und wir referiren über dasselbe um so lieber, als wir diesmal nur Angenehmes mitzutheilen haben. In Fräulein Raabe haben wir endlich einen geeigneten Ersatz für Fräulein v. Schulzendorff erhalten. Das Fräulein, welches, ehe sie nach Prag kam, am Hoftheater in Wien, u. z. mit Glück gastirte, ist eine angenehme Bühnenerscheinung, jung und hat entschiedenes Talent für muntere Rollen. Sie laborirt zwar noch an allen jenen Unarten, welche durch die Gosmann landläufig geworden sind, wird sie jedoch gewiß ablegen, da das wahre Talent es verschmäht, der Affe modern gewesener Thorheiten zu sein. Mit besagtem Fräulein gastirt auch ein Herr Polz Henrion, Verfasser mehrerer Lustspiele. Er ist ein gewandter Schauspieler, der viel Routine hat, dem wir aber die höhere Weihe der Kunst, dem wir die Innerlichkeit, das Talent entschieden absprechen. Er ist als Schauspieler dasselbe, was er als Dichter ist, Routinier, der nichts Neues schafft, einige geschickte Handgriffe weg hat und sie nun überall und immer anwendet. Er präsentirte sich auch als Coupletsänger — ohne Stimme. Ein Engagement des genannten Herrn hätte wahrlich keinen Zweck, da für sein Rollenfach bessere Kräfte vorhanden sind.

Schließlich versprechen wir unseren P. T. Lesern, Ihnen nächstens das Ergebniß des ersten Prager Vergnügungszuges, der zu Pfingsten nach Dresden und der sächsischen Schweiz geht, recht ausführlich mittheilen zu wollen.

Auflösung

der Rebus im IX. Hefte der „Erinnerungen“:

1. Ganz unterthäniger Diener. — 2. Viel Geschrei, wenig Wolle.

Richtige Auflösungen haben eingesendet: Frau Eufrosine Krach geb. Schnabel. Die Herren Eduard Heidl, Paul Tiefenbach, Andr. Lockota, Wenzel Titz, Karl Hartel, Sigmund Beer, Josef Werner, Johann Bauer, Franz Lang, Arnold Siege und Julius Frank.

Auflösung

der Charaden im IX. Hefte der „Erinnerungen“:

1. Rohrhuhn. — 2. Heupferd.

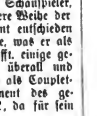
Richtige Auflösungen haben eingesendet: Frau Krach, die Herren Heidl Eduard, Andreas Enders, Guido Walter, Groß Wenzel, Sommer Wilhelm, Müller Anton und Johann Weber.

Charade von J. R.

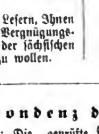
Wie die ersten zwei te heißen,
Pflegt man Alle uns zu nennen
Wer die Dritte will besitzen,
Muß recht artig steigern können,
Wer an dem Ganzen
Den Witz will wetzen,
Verfällt ganz sicher
Den Strafgesetzen.

Rebus.

1.



2.



Korrespondenz der Redaktion.

Herrn Paul Tiefenbach hier: Die „geprüfte Liebe“ wird nächstens verwendet. „Aus dem Tagebuche eines Narren“ kann ich nicht brauchen, es ist witzloser Galimathias, eben so kann ich die „gräßliche Mordthat“ nicht verwenden. Die Parodie eines so tiefernsten Falles könnte unser Publikum übel nehmen. Die fragliche Humoreske wollen Sie mir nur schicken. Zwei Schreibebogen machen kaum einen halben Druckbogen. Schließlich ersuche ich, ja nicht viel Briefe von mir zu verlangen, die Korrespondenz im Blatte dürfte meinerseits genügen.

Herrn Johann Vint: Sie haben sich groß getäuscht.

Herrn Flügelberg in Wien: Wir danken, können aber keinen Gebrauch davon machen.

Herrn Th. Hoffmann hier: Der eingesendete Artikel wird verwendet, falls wir uns einige stylistische Aenderungen erlauben dürfen. Ich bitte um Bekanntgebung Ihrer Willensmeinung.

Herrn Heinrich Grobel: Unser Urtheil über die Erzählung „Der provisorische Bürgermeister“ nächstens.

Herrn Anton B.. hier, Karl Arner in Wien, B. S. in Brünn und Arthur M. in Leipzig: Angenommen, wird verwendet.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Papier und Druck des art.-typ. Instituts von Carl Bellmann in Prag.

Digitized by Google

Erinnerungen.

Illustrirte Blätter für Ernst und Humor.

Band 83. (Drei und vierzigster Jahrgang.) **Heft XI.**

Der Teufel der Mode.

Roman in vier Büchern von Julius Rosen.

(Fortsetzung.)

Zweites Buch.

Erstes Kapitel.

Hans Voller, der unglückliche Bruder des unglücklichen Käthchens, war zu zehnjähriger Kerkerstrafe verurtheilt worden. Er hatte sein Verbrechen nicht geläugnet, und die Untersuchung hatte demnach nicht lange gedauert. Die Verzweiflung, welche sich seiner bemächtigt, als er den Anschlag auf sein eigenes Leben vereitelt und sich der Schande und jahrelanger Strafe preisgegeben sah, war einer scheinbaren Resignation gewichen, unter welcher sich jedoch die mit Furcht und Schrecken kämpfende Hoffnung barg. Es war ihm nicht vergönnt worden, zu sterben; da er leben mußte, mußte er auch lieben, und er liebte Bertha bis zum Wahnsinn. Entfliehen mußte er! Der Gedanke stand Tag und Nacht vor seiner Seele. Aber wie sollte er ihn durchführen? So lange er sich in Untersuchungshaft befand, war es unmöglich, denn das Gerichtsgebäude war nicht nur außerordentlich gut verwahrt, sondern auch auf allen Seiten bewacht. Ein Fluchtversuch aus demselben hätte alle seine Pläne verdorben. Er mußte bald verurtheilt werden, um aus dem Gerichtsgebäude hinauszukommen und in irgend eine Strafanstalt geschafft zu werden, denn auf diesem Transport war die Flucht am leichtesten auszuführen. Deßhalb und nicht aus Reue gestand er sein Verbrechen, war folgsam und milde gegen Jedermann,

Digitized by Google

suchte das Mitleid selbst des geringsten Wächters rege zu machen, heuchelte Reue und Zerknirschung über sein Verbrechen, weinte und jammerte, so oft die Runde in seine Zelle trat, und war gar bald unter dem Spitznamen „der Trauerweidenhans“ bekannt. Mit seinen Gefährten in der Schmach, die er auf seinem täglichen Spaziergang über den Hof kennen lernte, gab er sich gar nicht ab, er wich ihnen aus und hörte geduldig ihre Bemerkungen, die sie, sein Betragen strafend, über ihn machten.

Er wurde verurtheilt! Die Richter, welche sein zerknirschtes Benehmen für wahr hielten, hatten Mitleid mit dem jungen Menschen und riethen ihm selbst, an die Gnade des Herrschers zu appelliren, er that es nicht. „Ich habe Strafe verdient,“ sprach er mit Thränen in den Augen, „ich will sie verbüßen, denn nur durch sie kann ich sühnen!“ — „Der Narr,“ höhnten die übrigen Sträflinge, als sie von dem Vorfall erfuhren, „nicht zu wollen, wenn der bloße Wille mehrjährigen Kerker erspart? Er ist entweder verrückt oder ein noch größerer Hallunke, als wir es sind!“ — „Gebt gut Acht auf den Trauerweidenhans,“ rief bei einem Spaziergang ein wegen Mord in Untersuchung befindlicher Mensch dem Wächter des jungen Mannes zu; „ich habe schon Viele gesehen, die weglaufen wollten, der Teufel soll mich holen, wenn ein solches Gesicht nicht auch darunter war!“

Erschrocken blickte Hans auf und warf dem Mörder einen wüthenden Blick zu.

„Habt Ihr das gesehen,“ lachte der Mann, „habt Ihr bemerkt, wie er sich bäumt, wenn der Stachel der Wahrheit ihn trifft? — Ich hatte die Ehre, mit Vielen zu verkehren, die nachträglich gefangen wurden, habe aber immer gefunden, daß die mit den frommen Gesichtern die schlimmsten waren! Ich versichere Euch, Wächter,“ sprach er zu diesem, „daß Euch dieser Jammermensch noch viel Verdruß machen wird.“

Hans hatte sich gefaßt. Zorn und Aufregung konnten ihm nur schaden, er machte demnach ein lächelndes Gesicht, faltete die Hände und sprach bei dem Mörder vorübergehend zu diesem: „Der Himmel verzeihe Euch, guter Mann, denn Ihr wißt nicht, was Ihr sprecht.“

„Geh' zum Teufel, Lump,“ schrie ihm der Mörder nach, „und mache Dich nicht lustig über unsern Herrgott, den Du erst noch kennen lernen wirst!“

Hans bat seinen Wächter ihn in seine Zelle zurückzuführen, um die Lästerungen des armen Verirrten nicht anhören zu müssen. So geschah es auch und der Wächter wurde in seiner guten Meinung nur noch bestärkt.

Endlich nach mehrwöchentlichem Harren war die Zeit gekommen, daß Hans in die Strafanstalt nach Vollberg gebracht werden sollte. Er hatte Mühe, sein Herz zu bezwingen. Die Nothwendigkeit, sich zu verlängnen und seine Hoffnungen den Träumen der einsamen Nächte zu überlassen, die Ungeduld, welche ihn mit unwiderstehlicher Gewalt hinaus trieb in das Meer der Welt, auf daß eine freundliche Welle ihn mit seiner Bertha zusammenführe, die Möglichkeit eines solchen Wiedersehens, Alles das drang wie eine Fluth über ihn herein, und es brauchte Stunden, bis sein Puls gleichmäßig klopfte, sein Herz frei ward von der Schwere der Erwartung. Er brauchte ja kaltes Blut, um den richtigen Moment zu wählen, um geschickt zu entspringen, er brauchte alle seine Kräfte, um Widerstand, der sich ihm entgegenstellen konnte, mit Widerstand zu besiegen, und so lange fliehen zu können, bis ihm keine Gefahr der Entdeckung drohte. Der zur Transportirung der Gefangenen bestimmte Morgen war angebrochen. Hans sollte noch mit einem Verurtheilten, geleitet von zwei bewaffneten Wächtern, eskortirt werden. Gefesselt wurden die Arrestanten auf den Wagen gesetzt, die Wächter legten ihre Karabiner über die Knie, die Läufe gegen ihre Schützlinge gewendet, und fort ging es aus der Residenz, welche noch in den Nebeln der vergangenen Nacht eingehüllt lag. Sie kamen in jenes Wäldchen, worin sich Hans hatte erhängen wollen. Hier mußte der Streich ausgeführt werden, sollte er nur einige Hoffnung des Gelingens haben. Waren sie einmal auf der offenen Landstraße, war an ein Entkommen nicht zu denken, denn die Kugeln der Wächter hätten den Fliehenden gewiß erreicht. Man war zu einer Anhöhe gekommen, der Wagen fuhr langsamer. Hans hatte, kaum daß der Wagen die Stadt verließ, die Augen geschlossen und schien zu schlafen.

„Der schläft,“ sprach sein Wächter zu dem andern, „und fährt einer zehnjährigen Kerkerstrafe entgegen.“

„Er scheint ein guter Bursche zu sein,“ entgegnete der andere Wächter.

„Das ist er,“ sprach wieder der erste, „eine Ausnahme von der Regel!“

„Es ist noch ein blutiger Anfänger,“ lachte der andere Sträfling; „wenn er ein zweitesmal darankommt, wird er es schon besser verstehen.“

In diesem Augenblicke fiel Hans vom Wagen auf die Straße hinab und stieß beim Falle einen jämmerlichen Schrei aus.

„Halt, Kutscher, halt,“ rief sein Wächter und sprang vom Wagen herab.

„O weh, o weh,“ jammerte Hans, „mein rechter Arm ist zerschmettert.“

„Armer Bursche,“ sprach der Wächter und machte sich daran, den zerschmetterten Arm zu betasten und zu untersuchen, aber Hans erhob ein so jämmerliches Geschrei, daß er erschrocken zurücktaumelte und sich mit seinem Gefährten berieth, was im vorliegenden Falle zu thun wäre.

„Das beste wird sein, wir kehren um,“ sprach der Befragte. „Der arme Bursche muß auf jeden Fall in's Spital, und je früher er dahin kömmt, desto besser ist es für ihn. Hilf ihm auf den Wagen und dann rechts um.“

Der Rath wurde befolgt. Hans gab sich alle Mühe, um sich mit Hilfe des Wächters aufzurichten, es war Alles umsonst. Der Schmerz schien alle seine Kraft gebrochen zu haben. „Nehmt mir die Ketten ab,“ seufzte er, „dann werde ich vielleicht aufstehen können. Sie

Digitized by Google

reißen ja meinen zerschmetterten Arm mitten auseinander!"

„Das iſt wahr," brummte der Wächter, „daran habe ich nicht gedacht, und es iſt doch nothwendig." Er legte ſeinen Karabiner neben Hans auf die Erde, kniete zu ihm, zog den Schlüſſel hervor und löſte die Ketten des jungen Boller. Die Hand war frei und jammernd verſuchte der Verwundete, ſie zu heben.

„Nun, wird's gehen?" fragte der Wächter, beſchäftigt mit dem Löſen der Fußeiſen.

„Gewiß," jammerte Hans, „es muß gehen!" Seine Füße waren frei, der Wächter lag, von einer eiſernen Fauſt getroffen, am Boden, Hans war, den Karabiner in der Rechten, laut lachend im Walde verſchwunden.

Eine Minute lang waren die beiden Wächter erſtarrt. „Der Spitzbube," knirſchte der eine, „uns ſo zu betrügen. Ich ging mit dem Kerl um, wie mit Butter, und er zahlt mir mit einer Ohrfeige, wie ſeit Erſchaffung der Welt keine größere ausgetheilt wurde. Ihm nach, Kamerad, wir müſſen ihn wieder haben." Sie übergaben den andern Arreſtanten dem Kutſcher und eilten in den Wald. Kaum hundert Schritte entfernt, hörten ſie den Kutſcher um Hilfe ſchreien, und einen Fluchtverſuch des andern Gefangenen vermuthend, gab der zweite Wächter dem erſten ſeinen Karabiner und eilte zum Wagen zurück. Dort kam er gerade zur rechten Zeit, um ein Menſchenleben zu retten, denn der Gefangene hatte ſich an den ahnungsloſen Kutſcher herangedrängt, ihm die Ketten plötzlich um den Hals geſchlungen und würgte ihn nun ſo, daß dieſer ſchon ganz blau war. Ein Hieb mit dem Säbel machte dieſer menſchenfreundlichen Thätigkeit ein Ende. Der andere Wächter war inzwiſchen der Spur des Flüchtigen gefolgt, und es währte gar nicht lange, bekam er ihn zu Geſichte. „He, da iſt er," ſchrie er freudig auf, als er ihn erblickt hatte, „warte, Kerl, ich will Dir's eintränken." Er legte an, drückte ab, die Kugel riß Hans die Mütze vom Kopfe, und die Erſchütterung warf ihn zu Boden. „Getroffen oder nicht getroffen, Du biſt mein," jauchzte der Wächter und beſchleunigte ſeinen Lauf. Hans ſchien verloren. Da jedoch ſein Vorſprung nicht unbedeutend geweſen war, konnte er ſich, ehe ihn der Wächter erreichte, erholen und zur Wehre ſetzen. „Ich muß frei ſein und wenn es ein Menſchenleben koſtet!" knirſchte er, wandte ſich ſeinem Verfolger zu und legte das Gewehr an. Der Wächter achtete nicht darauf und kam immer näher. „Laß die Spielerei, Du trifft's nicht," lachte der Wächter, „und wirſt Dich hüten, mich zu verletzen. Mein Kamerad folgt mir auf den Fersen und Du biſt auf alle Fälle verloren." Hans rührte ſich nicht. Er hatte ſich auf die Knie gerichtet, und erwartete, das Gewehr angelegt, den Feind. Er ſchoß nicht, wie der Verfolger es erwartet hatte, er ſparte ſich den Schuß auf, bis der Feind ganz in der Nähe wäre. „Ich wußte ja, daß er nicht ſchießt," murmelte der Wächter und hieb mit ſeinem Säbel nach dem Gewehrlauf, der in demſelben Augenblicke ſich entlud und den armen Mann, der ſeine Pflicht zu erfüllen ſuchte, todt niederſtreckte. Er hatte keinen Laut mehr von ſich gegeben.

Die Waffe von ſich ſchleudernd, eilte Hans dem Dickicht zu. Ohne ihm Raſt zu gönnen, trieb ihn ein böſer Dämon vor ſich her, und raunte ihm in die Ohren: Du haſt einen Menſchen getödtet, Du biſt dem Schöpfer der Welten ein Menſchenleben ſchuldig. Ich will es erſetzen, repliſirte der Lebensmuth in ſeiner Bruſt, ich will ihm mein eigenes Leben, das ſchon verloren war, wiedergeben, will ehrlich und bieder werden, um zu büßen, um gut zu machen. Thor, der Du biſt, donnerte ihm das böſe Gewiſſen entgegen, wie willſt Du ehrlich ſein mit einem Morde auf der Seele? — Ich werde Dich mit unerbittlicher Geißel durch ein Leben peitſchen, das endlich doch am Hochgerichte enden wird, nachdem es von Verbrechen zu Verbrechen, von Schandthat zu Schandthat geſchleudert wurden. Dieſes Bewußtſein ſchnürte dem Fliehenden Herz und Kehle zu, ſein beſſeres Ich ſchrie nach Hilfe vor ſich ſelbſt, ſeine Leidenſchaften jauchzten über die Rettung ſeines Leibes. So rannte er unaufhaltſam weiter, als plötzlich ein Hilferuf ganz in der Nähe ſein Ohr traf. Er blieb ſtehen und horchte. Was iſt das? fragte er ſich ſelbſt. Soll ich hinzueilen und helfen? Soll ich mich der Gefahr ausſetzen, erkannt zu werden, um gänzlich verloren zu ſein? Unſchlüſſig ſtand er da. Der Hilferuf wiederholte ſich. Alle Vorſicht vergeſſend, ſtürzte er dem Orte zu, von wo das Geſchrei vernommen wurde. Er kam zu einer Lichtung im Walde und erblickte einen elegant gekleideten Herrn am Boden liegen, auf deſſen Bruſt ein Räuber kniete, bereit, das hochgeſchwungene Meſſer in des Beſiegten Bruſt zu ſtoßen. Es war Franz, der verhaßte Franz, und hoch auf flackerte der Haß in der Bruſt des jungen Boller. Mit einem Sprunge war er an ſeiner Seite, ſchneller als es ſich niederſchreiben läßt, riß er den Mörder von ſeinem Opfer empor und ſchleuderte ihn zu Boden. Doch auch Franz hatte Kraft und Entſchloſſenheit, auch er hatte ſeinen Feind erkannt. „Das für Dich, entſprungener Sträfling," rief er, warf den Dolch nach ſeinem Feinde und war verſchwunden.

Hans war verwundet. Der ſcharfe Stahl war ihm in die linke Hand gedrungen, und bemüht, das Blut zu ſtillen, ließ er den Mörder entſpringen. Inzwiſchen hatte ſich Baron Holm, denn dies war der von Franz überfallene Herr, zuſammengerafft und erblickte am äußerſten Ende der Lichtung eine Dame, die das Dickicht zu erreichen ſtrebte. Seinem Retter eine gefüllte Börſe zuwerfend rief er: „Dort iſt meine Mörderin, bringe ſie mir und Du ſollſt königlich belohnt werden." Hans nahm die Börſe, begriff im Augenblick, welche Vortheile ihm das Geld gewähren könne, und ſchon eilte er der Entfliehenden nach.

„Sie kann, ſie darf mir nicht entgehen," ſprach Holm zu ſich ſelbſt, „ihre Anſchläge gegen mein Leben werden ſo kühn, daß ich auf das Aeußerſte gefaßt ſein muß. Ich oder ſie, eines von uns Beiden muß untergehen, denn die Erde hat nicht Raum genug für uns Beide! — O, daß es gerade mein Kind ſein muß, das meinen Tod wünſcht, daß gerade ich ſo unglücklich ſein

Digitized by Google

muß, eine Natter gezeugt zu haben, die durch den bloßen Anblick ſchon vergiftet, durch die Berührung augenblicklich tödtet! — Arme Klemence, das iſt Dein Kind. Du, die Güte, die Aufopferung ſelbſt, haſt eine Schlange großgezogen, welche ihre Giftzähne zuerſt in das Herz der Mutter ſchlug, auf daß ſie ſich nähre von dem Herzblut des Weibes, das ſie gebar!" — Er hob den Dolch, welchen Hans aus der Wunde gezogen und fallen gelaſſen hatte, auf und erwartete die Zurückkunft ſeines Retters. „Ich ſelbſt will Gericht halten über ſie, ich ſelbſt will ihr Henker werden und das Auge hinausreißen, das mich ärgert." Doch er wartete umſonſt. Stunde verging nach Stunde und Hans ließ ſich nicht ſehen. „Sie hat auch ihn beſtrickt," murmelte er und verließ mit einem ſchweren Seufzer den Schauplatz der Schandthat.

Zweites Kapitel.

Bertha, denn der Leſer wird die fliehende Dame ſchon erkannt haben, eilte der Landſtraße zu, wo ein Wagen auf ſie wartete. Sie wurde jedoch, ehe ſie denſelben erreichen konnte, von dem Verfolger eingeholt, denn die faltenreichen Gewänder hinderten ſie im Laufe. „Bleibt ſtehen," rief ihr Hans zu, „oder bei Gott, ich ſchleudere Euch einen Stein nach, der es Euch unmöglich machen ſoll, zu entfliehen."

Bertha blieb ſtehen und erwartete ihn. Als er zu ihr hintrat, um ſich ihrer zu bemächtigen, ſchlug ſie den Schleier zurück und ſprach zärtlich: „Hans, kennſt Du mich nicht mehr?"

„Bertha, meine Bertha," ſchrie Boller, ſtürzte zu ihren Füßen und küßte ſtürmiſch ihre Hände. „O wie gut iſt doch unſer Herrgott da oben, daß er auch dem Verbrecher ſeine Sonne nicht entzieht! Wie glücklich bin ich, Dich wiederzufinden! O nun iſt Alles gut. Ich habe ſchwer geſündigt, ich habe es gewagt, den Arm der Gottheit lenken zu wollen, welche das Lebensziel der Menſchen beſtimmt. mir ward Gelegenheit, dies ſchuldige Leben abzutragen, ich that es und zur Belohnung finde ich Dich. — O wie glücklich bin ich, Bertha!"

Sie ließ ihn gewähren, ſie duldete es, daß er ſie umfing und ſeine Lippen auf die ihren preßte, doch als er ſich vollgeſogen hatte an dem ſüßen Gifte, das buhleriſche Liebe gewährt, riß ſie ſich von ihm los, und ihre Augen mit den Händen bedeckend, jammerte ſie: „Laß mich, Hans, und flehe, ich bin Deiner nicht mehr würdig!"

„Was ſagſt Du da," entgegnete er und ſah ſie erſtaunt an. „Doch wie kommſt Du zu dieſer Pracht," fuhr er, ihren Anzug muſternd, fort, „und was hat es für ein Bewandtniß mit dem Morde? Sprich, Bertha, ich bitte Dich!" —

„Dieſe Pracht, in der Du mich ſiehſt," antwortete abgewandt das Mädchen, „iſt der Lohn für meine Schande, und den von Dir vertriebenen Mörder habe ich gedungen!"

„Du? Um Gotteswillen, was haſt Du gethan? Weißt Du, was ein Mord iſt?"

„Ich weiß es und doch habe ich es gethan! Ahnſt Du denn nicht, Unglücklicher, daß ich ſein, daß ich Dein Opfer war? Als Du eingezogen wurdeſt, als wir aus der Hütte vertrieben wurden und obdachlos und hungernd herumirrten, als ich Deine arme blinde Mutter zitternd und todesmüde vor Leid und Entbehrungen hinſchwinden ſah, konnte ich, durfte ich den Antrag zurückweiſen, der für meine Ehre, Deiner Familie Brod und Unterſtand gab?"

Hans hatte ohne Bewegung zugehört. Die Worte ſchienen an ihm vorbeizugleiten, ohne ſein Ohr berührt zu haben. Doch hatte er Alles gehört, ja ſogar mit dem Herzen gehört, denn ſein brennendes Auge wurde feucht und er fragte zitternd: „Wo iſt meine Mutter?"

Bertha antwortete nicht gleich, ſie ergriff ſeine Hand und zog ihn näher an ſich. „Verzweifle nicht, Hans," ſprach ſie ſchmeichelnd, „ſei ein Mann, ſei ſtandhaft und feſt, denn ich habe Dir Schreckliches mitzutheilen. Deine Mutter —"

„Iſt todt," fiel ihr Hans tonlos in's Wort. „Ich fühlte es, daß ſie todt ſein müſſe, ich fühlte es damals, als ich Hand an mich legte!" — Als ob ein Stein von ſeinem Herzen genommen wäre, fragte er weiter: „Was macht Käthchen?"

„Ich hatte das arme Mädchen zu mir genommen, denn ſie hatte ja ſonſt Niemand auf dieſer Welt. Ihr Eduard ließ nichts mehr von ſich hören. Das arme Kind weinte tagtäglich mehr hin, und ſetzte allen meinen Beſtrebungen, ſie zu tröſten. Thränen entgegen. Vor einigen Tagen, ich war ausgegangen und kehrte ſpät Abends nach Hauſe zurück, ſuchte ich das Mädchen vergebens in ihrem Zimmer, im ganzen Hauſe. Ich fragte, forſchte nach und erfuhr, daß der Böſewicht, den Du vom Tode errettet haſt, dem armen Mädchen denſelben Antrag geſtellt hatte, wie mir, worauf ſie das Haus der Schande verlaſſen habe, um vielleicht in den Wellen den Tod zu ſuchen! — Ich habe nichts mehr von ihr erfahren, habe Alles gethan, was ich thun konnte und mußte, habe ihm Rache geſchworen und einen Mörder gedungen, deſſen Stahl ihn getödtet hätte, wenn Du unſer Werk nicht vernichteteſt. Nun weißt Du Alles!"

Hans ſtarrte lange Zeit ſtumm vor ſich hin. Tauſend Gedanken ſtürmten durch ſeinen Geiſt, ungeordnet, unklar, nicht geeignet zu einem Entſchluſſe. Er mußte die Summe der Eindrücke erſt ſondern und Gleichartiges zu Gleichartigem reihen. Er hatte das Bewußtſein ſeiner moraliſchen Gefallenheit, er war ein Dieb, ein Mörder, wahrſcheinlich die Urſache des Todes ſeiner Mutter! — Es wäre vermeſſen geweſen, an Bertha's Liebe zu glauben, wenn ſie rein war. Sie aber, ſo hatte er vernommen, war auch gefallen, ſie hatte dieſelbe Bahn betreten wie er, er ſah ſie zu ſeiner Tiefe herabſteigen und das beruhigte ihn. Sie ſchien ihm ſicher. Seine Schweſter mußte er rächen, ob ſie nun lebte oder todt war, gerächt mußte ſie werden, denn auch der Mörder weiß die Reinheit ſeiner Familie zu ſchätzen. So viel wurde ihm nach und nach klar, und

Digitized by Google

er ſprach, das Mädchen umſchlingend: „Mag geſchehen, was da wolle, wir trennen uns nicht mehr.“

„Doch, mein Geliebter,“ entgegnete Bertha und zog ſich aus ſeinen Armen, „wir trennen uns. Ich habe geſchworen, nicht früher einem Manne anzugehören, als bis der Verräther beſtraft iſt. Ich wähle Dich zu meinem Rachewerke. Verbirg Dich hier, ich kehre in die Stadt zurück und ſchicke Dir eine vertraute Perſon mit Kleidern und Geld. Mache Dich unkenntlich, kehre nach der Reſidenz zurück, ſuche Dich dem Baron Holm zu nähern, und haſt Du ihn geödtet, will ich Dich wiſſen laſſen, wo Du mich findeſt, um mich nie wieder zu verlieren. Spare die Worte,“ fuhr ſie fort, als ſie ſah, er wolle etwas entgegnen, „ich habe geſchworen und halte meinen Schwur, ſollte ich darüber ſelbſt zu Grunde gehen!“

Sie eilte davon und einige Sekunden ſpäter hörte Hans das Geraſſel eines raſch fortfahrenden Wagens. Mit dieſem fuhr Bertha nach der Stadt zurück. Sie war guter Laune und hatte alle Urſache dazu. Der Anſchlag, den ſie gegen Baron Holm, welcher mit einem galanten Briefchen ohne Unterſchrift in das Wäldchen gelockt worden war, geführt hatte, war zwar mißlungen, aber dafür hatte ſie ihm durch ihre gut erdichtete Erzählung einen Feind geſchaffen, dem er unterliegen mußte, da nicht gemeine Gewinnſucht allein, ſondern auch noch Leidenſchaft ihn zu den verzweifeltſten Schritten trieb. Der Wagen brachte ſie in jenes Haus, aus welchem vor Kurzem das arme Käthchen entflohen war, um ſich zu retten. In ihrem Boudoir angekommen, ließ ſie durch die uns bereits bekannte Kammerfrau den neuen Kutſcher holen, dem ſie, ſo ſagte ſie, einen Verweis zu geben hatte.

Demüthig erſchien der Gerufene.

„Laſſen Sie uns allein,“ herrſchte Bertha der Kammerfrau zu, und dieſe, ſo unverſchämt ſie auch dem armen Käthchen gegenüber geweſen war, deren Unſchuld ſie verlachte, gehorchte der geſinnungsgleichen Gebieterin mit der größten Ehrerbietung.

„Du biſt ein ungeſchickter Tölpel, Franz,“ zankte Bertha. „Warum haſt Du nicht zugeſtoßen, ehe Dir der elende Dieb in den Arm fiel.“

„Ich weidete mich an ſeiner Angſt,“ entgegnete zerknirſcht der zum Kutſcher beförderte Franz; „es machte mir Spaß, ihn zappeln und kalten Schweiß ſchwitzen zu ſehen, das war ein Fehler von mir, den ich nun büßen muß, da Du böſe biſt!“

„Vergiß nicht, daß ich die Frau und Du der Kutſcher biſt, und daß es ſehr dumm von Dir iſt, mich zu duzen!“

„Haſt Du mir es nicht erlaubt?“

„Damals konnte es ſein, nun iſt es unmöglich! Verſpare es Dir bis zu jener Zeit, wo es abermals wird ſein können. Und nun genug davon. Ich habe einen Auftrag für Dich! Du kaufſt aus dem erſten Kleidermagazin der Stadt einen vollſtändigen Anzug, eilſt damit in den Wald zu derſelben Stelle, wo mein Wagen hielt, und gibſt die Kleider dem jungen Voller.“

„Ich ſoll dem Elenden dienen?“ murrte widerſpenſtig der Kutſcher.

„Du wirſt ihm nicht nur dienen, Du wirſt ihm ſogar ſehr freundlich und liebevoll begegnen, wirſt ihn bitten, Dir zu verzeihen, ihm Deine ferneren Dienſte anzutragen, ohne ihm jedoch meine und Deine Wohnung zu verrathen.“

„Ich ihn um Verzeihung bitten? Nimmermehr.“

„Wie's beliebt,“ entgegnete Bertha und wandte ſich ab; „Du mußt das Alles nicht thun, nur muß ich Dich dann bitten, dies Haus in dieſer Stunde noch zu verlaſſen und mir niemals mehr unter die Augen zu kommen. Adieu!“

„Bertha,“ ſprach Franz mit flehender Stimme.

„Wen nennſt Du ſo!“ herrſchte ſie ihm zu.

„Gnädige Frau alſo, denn ſo nennt man Sie hier, ich bitte es mir überlegen zu dürfen.“

„Ohne Ueberlegung,“ entgegnete ſie. „Wer mir angehören will, muß mir ganz angehören und keinen Willen haben, als den meinen. Ja oder Nein, ſonſt kenne ich keine Antwort.“

„Nun ja, ich gehorche ſchon,“ ſprach mit Selbſtüberwindung der Burſche.

„So iſt es gut, gehorſame Leute habe ich lieb,“ entgegnete ſie und reichte ihm ihre Hand zum Kuſſe. Er drückte glühende Küſſe darauf und taumelte wie berauſcht zur Thüre hinaus.

Kurz darauf trat die Kammerfrau ein und meldete den Baron Sommer.

„Er iſt immer willkommen,“ rief Bertha und eilte ihm entgegen. „Der Brief wird bereits gewirkt haben,“ ſprach ſie zu ſich ſelbſt, „und er kommt, ſich mit mir zu berathen.“

Eduard trat ein.

„Sie werden mich böſe machen, lieber Eduard,“ rief ſie ihm entgegen, „wenn Sie ſich mit allen andern, die zu mir kommen, in dieſelbe Klaſſe ſetzen. Ich habe den Befehl gegeben, mir Jedermann früher zu melden, dachte aber nicht, daß man ihn auch auf Sie anwenden werde. Dieſe Dienſtleute ſind doch äußerſt ungeſchickt.“

„Sie gaben den Befehl und Ihnen muß gehorcht werden, theure Bertha.“

„Ich habe Ihnen zu gehorchen,“ entgegnete ſie, die Augen zu Boden ſchlagend, „denn Alles, was mich umgibt, gehört ja —“

„Ihnen, theures Mädchen,“ fiel ihr Eduard in's Wort, „und ich bin glücklich, wenn Sie mir erlauben, nachzuſehen, was Ihnen an Komfort noch mangelt.“ Er hatte ſich an ihrer Seite niedergelaſſen und hielt ihre Hand in der ſeinen.

„Sie ſind heute anders, als ſonſt, theurer Eduard,“ hub Bertha an, „Sie haben etwas auf dem Herzen. Sagen Sie mir doch, was Sie quält?“

„Es iſt nichts, ich verſichere Sie —“

„Es iſt gewiß Etwas. Mir gegenüber nützt keine Verſtellung, denn ich leſe in Ihrer Seele. Wie oft haben Sie mir zugeſchworen, Sie wollten alle meine Wünſche erfüllen; werden Sie Ihr Wort brechen, wenn ich wünſche, Ihren Kummer mittragen zu dürfen? Bitte,

Digitized by Google

bitte, Sie dürfen mir dieſen erſten wichtigen Wunſch nicht abſchlagen."

„Sie ſind ein herrliches Mädchen, Bertha," entgegnete Eduard, „und ich will aufrichtig mit Ihnen ſein. Sie kennen meine Frau, ich brauche Ihnen demnach nicht zu ſagen, daß ich ſie nicht liebe. Es iſt wahr, ſie iſt ein gutes, gefühlvolles, liebendes Weib, aber ihr Gefühl iſt wie eine Wüſte, ewig, einförmig, ohne Oaſen. Ihr Geiſt geht nicht über ihre vier Pfähle hinaus, ſeit einer dreijährigen Ehe malträtirt ſie mich mit einer ewig bräutlichen Zärtlichkeit, die eben darum unausſtehlich langweilig wird. Widerſpruch kennt ſie nicht, mein Wort, mein Wille iſt ihr Evangelium, und ich kenne mich ſelbſt zu genau, um nicht zu wiſſen, wie beſchränkt ein Geiſt ſein muß, der den meinigen vergöttert. Sie hat nur eine Leidenſchaft und das iſt eine maßloſe Eiferſucht. Nun hat Jemand, wer es iſt, konnte ich nicht erfahren, das ehrenvolle Geſchäft übernommen, mir nachzuſpüren und ſie von meinen Beſuchen in dieſem Hauſe verſtändigt. Sie weiß, daß Sie hier wohnen, ahnt, daß ich Sie liebe, und ich fürchte, ſie läßt ſich, durch ihre Leidenſchaft verblendet, zu einer Handlung hinreißen, die mich in der Oeffentlichkeit blamirt. Thut ſie das, zerreißt ſie den letzten Faden, der mich noch an ſie knüpft, den Schein, und wir ſind getrennt für immer."

„Armer Eduard," entgegnete traurig das Mädchen, „Sie werden wohl nachgeben und mich und mein Haus meiden müſſen."

„Das kann und will ich nicht. Es iſt mein Glück, Sie zu lieben, und ich ſollte mein Glück den Grillen eines albernen Weibes opfern? Niemals."

„Uebrigens dünkt mich die Gefahr nicht ſo groß," fuhr Bertha fort, „denn Helene iſt ein unentſchloſſener Charakter, der eines heftigen Impulſes bedarf, um ſich zum Handeln hinreißen zu laſſen."

So theilten ſich die beiden jungen Leute noch längere Zeit hindurch ihre Hoffnungen und Befürchtungen mit. Bertha trug die unbegrenzteſte Liebe für ihren Seladon zur Schau, und er, zufrieden mit der Gegenwart, vergaß die Vergangenheit und Zukunft.

Sein Glück erreichte den Höhepunkt, als ſie ihm erklärte, ſie habe ſeinen Bitten nachgegeben und für den Abend eine kleine Soirée veranſtaltet, zu der ſie ihm ſeine Freunde mitzubringen erlaube, denn er bekam hierdurch Gelegenheit, vor den Roués der Reſidenz mit ſeiner wahrhaft ſchönen Eroberung zu prunken und ſeine petite maison, die Achillesferſe unſerer begüterten Geſchäftswelt, der Bewunderung ſeiner Freunde preiszugeben.

„Es wird Zeit, ich muß Toilette machen," mit dieſen Worten hatte ihn Bertha verabſchiedet und er ging vergnügt, ſeine luſtigen Brüder zu einer Orgie einzuladen.

Kaum war er fort, ſetzte ſich Bertha an den Schreibtiſch und ſchrieb. Den Brief übergab ſie einem, von der Straße heraufgerufenen Kommiſſionär mit dem Befehle, ihn der Frau Helene Sommer, jedoch zu eigenen Handen zu übergeben.

Eine Stunde ſpäter empfing ſie ihre Gäſte. Es waren Damen und Herren, die erſteren gehörten meiſt der Kunſt an, die letzteren der Induſtrie, doch gab es genug Anknüpfungspunkte, denn die erſteren machten die Kunſt zur Induſtrie, während die Induſtrie der letztern meiſt nur der Kunſt galt. Man ſouplirte. Champagner und Witzworte, die nicht immer ſalonfähig waren, gab es in Hülle und Fülle und man ward äußerſt fröhlich und ungenirt. Hier krank ein alter Banquier, deſſen Perücke ſchon etwas verſchoben war, Bruderſchaft mit einer kleinen Balletenſe, dort ſchwärmte ein junger Fabrikant mit der alten erſten Liebhaberin und verlangte von ihr die Beantwortung der Frage: Was iſt die Liebe? Eine Sängerin, deren Hals ſchöner war als ihre Gurgel, unterhandelte über ein Engagement mit einem Kunſtmäcen, dem bei jeder Beovouarie die entblößten Arme am beſten gefielen und der für Opern ſchwärmte, worin die Damen als Pagen erſchienen, kurz man war an der Grenze der Schicklichkeit angelangt und zeigte das lebhafteſte Verlangen, recht flott darüber hinwegzuſpringen, nur die Hausfrau, nur Bertha ſelbſt verlor keinen Augenblick die Schicklichkeit aus den Augen und war fröhlich, ohne unanſtändig zu ſein.

„Sie ſind ein Engel, Bertha," flüſterte Eduard und ſuchte unter dem Tiſche ihre Hand; „was ſind dieſe da, gegen Sie!"

„Ein Hoch unſerer Hausfrau und dem glücklichen Kerl, dem Sommer," lallte der alte Banquier, welcher mit ſeiner tanzenden Jugend fertig geworden war, „hoch!"

„Hoch!" riefen Alle, und die Gläſer klirrten zuſammen.

Da that ſich plötzlich die Thüre auf und Helene ſtand an der Schwelle. Sie war bleich und nur die zitternden Geſichtsmuskeln verriethen ihre Bewegung.

„Wer iſt die Perſon und was will ſie hier?" fragte laut die kleine Balletkänzerin, welcher der Champagner unſichere Füße gemacht hatte; „ſie komme zu uns und trinke."

Dieſe Rede blieb unbeantwortet, denn Alle, Eduard nicht ausgenommen, ſtanden da, die Augen zu Boden geſchlagen.

„Ich danke," ſprach vortretend und mit zitternder Stimme die arme Frau, „ich habe den Leidenskelch, der mir beſchert wurde, bis zur Hefe geleert, es iſt kein Tropfen mehr darin. Damit Sie mir das aber auch glauben, will ich Ihnen ſagen, daß ich die Gattin dieſes Mannes bin, der ſein liebendes Weib, ſein unmündiges Kind vernachläſſigt und Dienen ſoutenirt, wie dieſe da!" — Sie ergriff die Hand Bertha's, und ſie mit Wuth zuſammenpreſſend raunte ſie ihr zu: „Du aber, elendes Geſchöpf, der ich Gaſtfreundſchaft und Liebe angedeihen ließ, die Du dazu benützteſt, um mich unglücklich zu machen, Dir kann ich nicht anders lohnen und entgelten als ſo!" — Sie ließ ihre Hand los und gab ihr einen Schlag in's Geſicht.

Bertha fiel ohnmächtig zu Boden, oder that wenigſtens ſo. Eduard aber, den die ganze Situation,

Digitized by Google

vor Allem aber die seiner Geliebten angethane Schmach zur Wuth reizte, stürzte auf Helene zu, und sie zur Thür hinausführend, rief er ihr nach: „Wir sind geschieden für immer und zwar durch Ihre Schuld, Madame.“

Drittes Kapitel.

Franz hatte, wie ihm befohlen worden war, elegante Kleider gekauft, dieselben seinem erbitterten Feinde überbracht, ihn um Verzeihung gebeten, ihm seine Dienste angetragen, kurz er hatte sich ganz genau an den Befehl seiner Gebieterin gehalten und bezweckt, daß auch Hans ihm versöhnt die Hand reichte und den Rückweg in die Stadt in seiner Gesellschaft zurücklegte. Friedlich schritten die beiden Nebenbuhler und Handlanger eines weiblichen Teufels neben einander daher, jedoch ohne daß sie hätten Zutrauen zu einander fassen können; es versuchte bald dieser bald jener, seinen Gefährten auszuforschen, zu erfahren, welche Aufträge er von seiner Gebieterin erhalten und welchen Lohn er hiefür versprochen habe, aber jeder merkte aus den Antworten auf diese Fragen das Mißtrauen heraus und so gaben Beide das erfolglose Streben der gegenseitigen Ausforschung auf. Beim Stadtthore trennten sie sich, Franz ging und zwar auf Umwegen seiner Wohnung zu, und Hans miethete sich im ersten Hôtel der Stadt ein. Mit einigen Geldstücken, die er gelegentlich dem Kellner schenkte, machte er diesen zu seinem Spion und erkundigte sich nach allen Verhältnissen, Freunden und Bekannten des Baron Holm. Dieser lebte in seinem eigenen Hause, zog sich in letzter Zeit auffallend zurück, die Soiréen, welche er sonst allwöchentlich gab, hatten aufgehört, und man erzählte, daß er den Willen habe, zu seiner Gesandtschaft nach Paris zurückzukehren und sich dort für immer niederzulassen. Hans mußte demnach, sollte er seinen Auftrag erfüllen, rasch handeln. Er beschloß, sich dem besten Freunde Holms, einem Baron Mengen, dessen Geschäft im Verzehren seiner Revenüen bestand, zu nähern und diesen, einen herzensguten aber beschränkten Mann, zu seinen Zwecken zu benützen. Er näherte sich ihm auf den Promenaden und grüßte ihn äußerst artig. Der ungewöhnlich höfliche, elegante Mann fiel dem Baron auf. Es hätte aber auch Niemand in ihm einen entflohenen Sträfling vermuthet. Das gestutzte, immer künstlich geordnete Haar und der veränderte Bart hatten sein Aussehen umgewandelt, und die von Bertha im Anfange ihrer Liebe erhaltenen Lektionen über Haltung und Benehmen kamen ihm nun vortrefflich zu Statten.

Der Baron fragte seine Bekannten nach dem Namen und dem Stande des höflichen Herrn, ohne eine Auskunft zu erhalten, da ihn Niemand kannte. Dies machte ihn neugierig und er beschloß demnach, ihn selbst anzureden. Als er ihm wieder begegnete, trat er auf ihn zu und sprach: „Es ist mir peinlich, mein Herr, wenn mich Jemand grüßt, den ich für einen Bekannten halten muß, ohne daß ich im Stande wäre, mich seiner zu erinnern. Dies ist bei Ihnen der Fall, haben Sie die Güte und helfen Sie meinem schwachen Gedächtnisse.“

„Allerdings kenne ich Sie, Herr Baron,“ entgegnete Hans freundlich, „Sie aber werden sich meiner kaum erinnern. Ich sah Sie in Paris, im Hôtel unserer Gesandtschaft.“

„Als ich vor zwei Jahren meinen Freund, den Baron Holm besuchte?“

„So ist es. Auch ich kam damals nach Paris und es wurde mir die Auszeichnung zu Theil, den Soiréen des Herrn Baron zugezogen zu werden. Ich bin Baron Ronnen, mein Vaterland ist das unglückliche Schleswig.“

„Bedauere herzlich, lieber Baron,“ entgegnete Mengen, „gestehe aber aufrichtig, Sie nicht wieder erkannt zu haben.“

„Das finde ich sehr begreiflich,“ antwortete Hans, „ich war ein unscheinbarer junger Mann, fremd in Paris, während Sie, der Freund Holms und einer der elegantesten Kavaliere, uns jungen Leuten Bewunderung abzwangen und unserem Gedächtnisse fest eingeprägt blieben.“

„Sie sind zu gütig,“ entgegnete geschmeichelt der Baron. „Haben Sie Holm besucht?“

„Noch nicht, denn ich bin erst einige Tage hier. Auch weiß ich nicht, ob ich dem Herrn Baron, der sich meiner gewiß nicht mehr erinnern wird, nicht ungelegen käme.“

„Auf keinen Fall,“ eiferte Mengen; „Holm ist die Liebenswürdigkeit selbst und es wird ihn freuen, einen Bekannten aus Paris zu finden.“

„Sie glauben also?“

„Ich glaube, daß Sie ihn beleidigen würden, wenn Sie ihn nicht besuchten.“

„Ich werde demnach morgen —“

„Warum morgen,“ entgegnete Mengen. „Sie sollen noch heute mit ihm sprechen. Kommen Sie mit mir in die Oper, lieber Baron, Holm ist gewiß dort und ich führe Sie in seine Loge.“

„Sie sind zu gütig.“

„Ohne Umstände; es freut mich, wenn ich Jemand gefällig sein kann, übrigens geschieht mir durch Ihre Gesellschaft der größte Gefallen.“

Sie gingen in's Theater. Die Oper hatte bereits begonnen und Mengen blieb demnach mit Hans in seiner Loge. Holm bemerkte den Baron und grüßte. Auch Hans fühlte, daß er bemerkt worden sei, denn sein Herz klopfte ungestüm, als er das Glas Holms auf sich gerichtet sah. Im ersten Zwischenakte führte Mengen seinen neuen Freund in die Loge des Barons.

„Hier bringe ich Dir einen alten Bekannten, lieber Holm,“ hub er an, „den Du von Paris aus kennen mußt. Es ist Baron Ronnen, der Dich vor zwei Jahren in Paris kennen lernte.“

Holm war aufgestanden und begrüßte förmlich den jungen Mann.

„Der Herr Baron werden sich meiner kaum mehr

Digitized by Google

erinnern, obwohl ich mehrmals die Ehre hatte, Sie zu sprechen."

„In der That," entgegnete Holm, „ich erinnere mich nicht, wenn mir auch Ihre Stimme nicht fremd klingt."

„Du bist ein sauberer Diplomat mit diesem Gedächtnisse," lachte Mengen, „ich habe den jungen Mann augenblicklich wiedererkannt, mich sogar seines Namens erinnert. Nicht wahr, Baron?"

Hans beschloß diese Prahlerei zu bestätigen, welche seinen Angaben Glaubwürdigkeit sicherte. „Sie dürfen nicht vergessen," sprach er zu Mengen, „daß der Herr Baron mehr zu thun hat, als die Physiognomien unbedeutender Menschen zu studiren."

„Er hatte von jeher ein elendes Personengedächtniß," lachte Mengen. „Aber halt, ich darf ja nicht aus der Schule schwatzen. Nun, alter Knabe, erinnerst Du Dich noch immer nicht?"

„Die Unterhaltung mit dem Herrn Baron wird meinem Gedächtnisse zu Hilfe kommen," entgegnete Holm und lud mit einer Handbewegung die Herren zum Sitzen ein. Sie unterhielten sich eine längere Zeit. Holm brachte das Gespräch auf Paris, auf seine dortigen Verbindungen, Hans ließ ihn sprechen, bejahte höchstens, wich überhaupt gerne einer bestimmten Antwort aus. Sie trennten sich endlich mit einer Einladung auf den nächsten Tag, denn Mengen steifte sich darauf, Holm müsse zu Ehren des meerumschlungenen Barons, wie er Hans nannte, die leider vergessenen Junggesellenkränzchen neuerdings in Mode bringen.

„Wo gebe ich das Gesicht hin," sprach, als sich die Beiden entfernt hatten, der Baron zu sich selbst. „Es ist mir nicht fremd, auch die Stimme habe ich bereits gehört, und doch kann ich mich nicht erinnern, bei welchem Anlasse ich sie gehört habe. Der ganze Mensch kömmt mir verdächtig vor, er scheint gar nie in Paris gewesen zu sein, denn er wich jeder Antwort über die dortigen Verhältnisse aus. Mengen behauptet wohl, sich seiner zu erinnern, aber Mengen ist ein Narr, den man mit der gröbsten Schmeichelei fangen kann!" — Alles Nachdenken half nichts, er kam nicht auf die Spur. Der zweite Akt begann. Der Blick des Barons fiel zufällig in eine Loge des zweiten Ranges und ein „Ha" entfuhr seinen Lippen. „Ich hab's!" hätte er bald laut ausgerufen, „es ist der entflohene Sträfling, der mich im Walde gerettet hat." Bertha, welche er in der gedachten Loge erblickt, hatte ihn auf die Spur geleitet. Er beschloß, sich den nächsten Tag Gewißheit zu verschaffen.

Alle seine Freunde versammelten sich am nächsten Tage in seinen Salons. Fast alle Geladenen waren bereits da, als Hans mit dem Baron Mengen, welchen er durch einige Schmeicheleien und geheuchelte Hochschätzung ganz für sich gewonnen hatte, eintrat. Er wurde jedem Einzelnen vorgestellt und machte auf Alle einen äußerst günstigen Eindruck, da er sich anständig und sehr bescheiden benahm. Er fand auch Bekannte da, u. z. den Untersuchungsrichter, welcher die gerichtliche Untersuchung gegen ihn geführt hatte, und den Banquier Sommer. Ersterer erkannte ihn nicht, da nicht nur sein Aeußeres verändert war, sondern auch jede Vermuthung ferne lag, den entsprungenen Mörder im Salon des eleganten Holm wieder zu finden. Sommer aber schien so sehr mit sich selbst beschäftigt und nachdenkend, daß er den Ankömmling nicht einmal ordentlich ansah, ihn demnach nicht erkennen konnte.

Hans hatte alle seine Festigkeit zusammen nehmen müssen, um sich beim Anblicke der beiden Bekannten nicht zu verfärben und die Fassung zu verlieren. Die Gesellschaft war sehr zahlreich und das war ihm angenehm. Er war mit sich einig geworden und hatte beschlossen, den Baron an dem Abende des Festes entweder zu erdolchen oder zu erschießen, je nachdem sich zu dem einen oder dem andern Gelegenheit bieten würde. Um das Entspringen war ihm nicht bange, denn in der durch den gewaltsamen Tod des Hausherrn hervorgerufenen Verwirrung konnte er leicht und ohne bemerkt zu werden aus dem Hause kommen. Die That sollte nach dem Souper vollführt werden und Hans entzog sich demnach, so viel es möglich war, der Gesellschaft des Hausherrn, um jeden Verdacht, als suche er sich ihm mehr wie sonst Jemand zu nähern, von sich zu entfernen.

Man ging zum Souper. Hans wurde zur Rechten des Hausherrn der Platz angewiesen und dieser übernahm es selbst, ihn zu unterhalten.

„Je mehr ich Sie ansehe, Herr Baron," sprach er zu ihm, „um so deutlicher erinnere ich mich, Sie bereits gesehen zu haben. Es wird wohl in Paris gewesen sein, denn wo sonst hätten wir uns treffen sollen. Waren Sie lange in Paris?"

„Nur zwei Monate, dann ging ich nach London," entgegnete Hans.

„Sind die Pariser Damen Ihrer Ruhe nicht gefährlich worden?" fragte der Baron, „Sie hatten doch Gelegenheit, viele derselben zu sehen und zu bewundern. Doch damit ich es nicht vergesse. Sie können eine Bekannte aus jener Zeit hier finden, wenigstens setze ich voraus, daß Sie die famose Bertha Herriere kennen lernten."

„Ich erinnere mich nicht —"

„Doch, doch, Sie müssen sich erinnern, denn gerade damals war sie eine Zeit lang das Stadtgespräch von Paris."

„Ich verschere, Herr Baron —"

„Sie kennen doch das Putzmachermädchen Bertha, welches dem Marquis Laforte durchging, um mit einem deutschen Baron zu schwärmen."

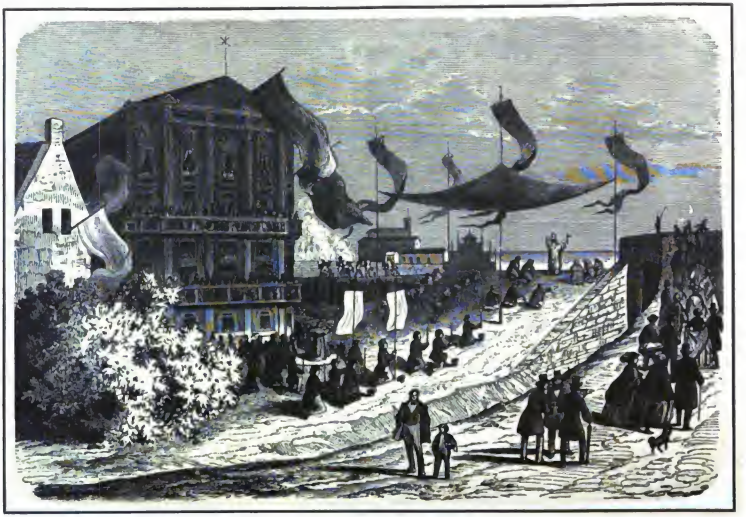
„Ich kenne sie nicht."

„Schade. Sie hätten die Bekanntschaft dieser äußerst interessanten Dame erneuern können. Sie ist hier und wird von einem Banquier soutenirt."

Hans wurde das Gespräch unheimlich. Er merkte, der Baron wolle ihm auf den Zahn fühlen, ohne denken zu können, aus welchem Grunde er dies thue. War es bloße Höflichkeit des Hausherrn, der sich bemühte, Anhaltspunkte zur ferneren Unterhaltung zu

Digitized by Google

Digitized by Google



Die Einsegnung des Meeres.

Digitized by Google

finden, oder hatte er irgend einen Verdacht gegen ihn? Das letztere ſchien ihm unmöglich zu ſein, denn Niemand wußte ja von ſeinem Vorhaben, da er allein die That ausführen wollte. Nicht einmal Bertha wußte davon, und ſomit ſchien ihm ein Verrath unmöglich.

Während des Soupers wurde der Baron abberufen und ſein Kammerdiener machte ihm eine ſehr lange Meldung. Sie ſchien dem Baron Vergnügen zu machen, denn heiterer, als er früher war, kam er in den Salon zurück und nahm ſeinen Platz bei der Tafel wieder ein.

„Es betrübt mich ſehr, lieber Baron, daß Sie ſo wenig aufrichtig mit mir ſind," hob er das Geſpräch von Neuem an. „Ich gebe mir alle Mühe, um Sie von meiner Freundſchaft zu überzeugen, und Sie verläugneten mir, daß Sie die gute Bertha Herriere kennen, während Sie doch vor einigen Tagen mit ihr geſprochen haben."

Hans war erſtaunt. Er konnte nicht begreifen, wie Holm immer wieder auf daſſelbe Thema zurückkam. „Ich verſichere Sie, Herr Baron —" ſtotterte er.

„Erinnern Sie ſich nur, oder beſſer, legen Sie Ihre Maske ab, lieber Baron. Vor etwa acht Tagen haben Sie im Walde einem Manne das Leben gerettet und ſodann Bertha Herriere geſprochen."

Hans war faſt erſtarrt, denn er glaubte ſich erkannt. Hier konnte nur die größte Unverſchämtheit helfen. Faſt gereizt gab er demnach dem Baron zur Antwort: „Ich erſuche Sie, Herr Baron, dies Geſpräch abzubrechen, es iſt mir unangenehm."

Der Kammerdiener trat ein. „Ich bitte den Herrn Baron um Entſchuldigung," ſprach er, „ein Polizeikommiſſär mit Wache ſteht im Vorſaal und behauptet, er müſſe in's Tafelzimmer, da ſich unter der Geſellſchaft ein entſprungener Mörder befindet."

Alle fuhren in die Höhe. „Ein Mörder!" riefen ſie, „wer iſt es?"

Hans war bleich geworden. Er war verloren und nur ein verzweifelter Schritt konnte ihn retten. Eine Piſtole aus ſeinem Frack ziehend, wollte er ſie auf Holm abfeuern, aber ein ſtämmiger Diener, der hinter ſeinem Stuhle, wie es ſchien, auf der Lauer ſtand, fiel ihm in den Arm und entwaffnete ihn.

„Der iſt es," ſprach Holm zu dem eintretenden Kommiſſär; „verhaften Sie ihn."

Hans wurde gefeſſelt abgeführt.

Bertha war, überliſtet von Holm, zu ſeinem Verräther geworden. Der Baron hatte nämlich, als Hans bereits anweſend war, einen vertrauten Diener zu ihr geſchickt mit der Nachricht, Hans, der einen räuberiſchen Anſchlag auf den Baron verſucht habe, ſei dabei ergriffen worden und habe ausgeſagt, ſie ſei die Veranlaſſung des Mordverſuches geweſen. Ihre Bemegung und ihr verwirrtes Läugnen habe vermuthen laſſen, es ſei eine ſolche That vorbereitet, und dies war die Meldung, welche während des Soupers dem Baron gemacht worden iſt.

(Fortſetzung folgt.)

Die Einſegnung des Meeres.

(Dazu die Bilderbeilage.)

Die Abſicht, früher beſtandenen alten Gebräuchen, von denen ſich bei der Chriſtianiſirung die Völker nur ſehr ſchwer getrennt hätten, die Weihe der Kirche zu geben und ſie hiedurch mit dem chriſtlichen Glauben in Einklang zu bringen, mag Urſache geweſen ſein, daß der Peter- und Paulstag an der belgiſchen Küſte zur Einſegnung des Meeres beſtimmt worden iſt, welche beſonders in Oſtende mit großer Feierlichkeit vor ſich geht.

Die verſchiedenen Gilden, Zünfte, Brüderſchaften und Geſellſchaften mit ihren Fahnen, Emblemen und Heiligenbildern folgen, Kerzen tragend, der Proceſſion, welche die Straßen der Stadt durchzieht und ihren Weg nach dem Damme nimmt, wo an einem für dieſen Zweck errichteten Altare eine Meſſe abgehalten und nach derſelben unter den Klängen der Muſik und dem Donner der Kanonen das Meer eingeſegnet wird.

Ungleich maleriſcher und poetiſcher, wenn auch weniger prunkhaft iſt die Ceremonie, mit welcher in den Fiſcherdörfern des weſtlichen Flanderns das Meer geweiht wird. Unzählige Barken, feſtlich geſchmückt, begleiten den Kahn, aus welchem der Pfarrer des Orts unter den üblichen Gebeten das Meer mit Weihwaſſer beſprengt und ſegnet.

Auch in Rumpſt bei Lierre fand bis in neueſter Zeit am Peterstage eine Proceſſion der Fiſcher Statt.

Man holte das Bild des heiligen Peter feierlich aus der Kirche in eine feſtlich geſchmückte Barke, fuhr ein Stück auf der Dyle und ließ die Statue, wie durch Zufall, in's Waſſer fallen.

Alle beeilten ſich, ihre Netze auszuwerfen, man fiſchte das Bild auf und zog zugleich Netze heraus, in welche man ſchon vorher vorſorglich die ſchönſten Fiſche gethan hatte, die in der letzten Zeit gefangen worden waren. Dann fuhr man nach Rumpſt zurück, brachte das heilige Bild wieder an ſeinen Platz, trug die Fiſche, den größten zum Pfarrer, die anderen zu den Notabilitäten des Ortes, von denen man dafür Gelder zum Trinken erhielt, und brachte den Abend vergnügt, ſingend und tanzend im Kabaret zu.

Der Fiſcher, welcher das Glück gehabt hatte, das Bild des Heiligen aus dem Waſſer zu ziehen, wurde für das nächſte Jahr Aelteſter oder Oberhaupt der Brüderſchaft des heiligen Peter.

Der Marmor.

Von Otto Ule.

Unter dem Namen Miſchio oder Brecciato di Serravezza bergen die Schiefer der apuaniſchen Alpen in einer Schlucht des Verſilia-Thales einen eigenthümlichen Marmor, der von den Künſtlern aller Zeiten hochgeſchätzt wurde, und der ſich ebenſo unter den Ruinen Roms ver-

Digitized by Google

arbeitet findet, wie er in Toskana und im Genuesischen noch heute vielfach zu Ornamenten verwendet wird. Dieser Marmor ist eine wirkliche Breccie oder ein Trümmergestein, das aus Bruchstücken eines feinkörnigen, reinweißen, röthlichen oder gelblichen Kalks besteht, deren Ecken mehr oder weniger abgerundet sind und die in einer grauen oder dunkeleisenrothen, dichten Thonsteinmasse eingebettet liegen. Streifen und Blätter grünlichen, glänzenden Talks durchziehen die Masse nach allen Richtungen und umhüllen die Marmorbruchstücke oft so innig, daß sie völlig mit ihnen verschmolzen erscheinen.

Den eigentlichen carrarischen Statuenmarmor aber umschließt die mächtige Kalksteinbildung, welche fast den ganzen übrigen Theil der apuanischen Alpen einnimmt und dieser Gebirgsgruppe ihre schon von fern her so auffallende Form verleiht. Sie beginnt schon im Süden von Massa in der Umgebung von Camajore in einer niedrigen Bergreihe, erlangt aber ihren imposanten, durch scharfe Zacken und jähe Abstürze bezeichneten Charakter erst weiter nördlich über Forno Volasco und Cardoso. Dort bildet sie die von der weithin sichtbaren Durchbohrung ihres nackten Gipfels benannte Pania forata, von welcher sie schnell zu dem 5728 Fuß hohen Felsenkegel der Pania della Croce aufsteigt. Dann beginnt eine furchtbar steil emporsteigende Kalksteinmauer, die sich in mittlerer Meereshöhe von 4000 Fuß und von zahlreichen Zinnen gekrönt, fast gradlinig nach Nordwesten fortsetzt. In ihrer größten Schroffheit endlich entwickelt sich dieses Kalkgebirge in der Tamburra-Kette, welche den oberen Theil des Frigidothales einschließt. Von der Höhe dieses Kammes, über welchen ein beschwerlicher Gebirgspfad in die Provinz Garfagnana hinüberführt, eröffnet sich eine unvergleichlich schöne Aussicht. Zu den Füßen rings umher ein furchtbar zerrissenes, gleichsam zerhacktes Gebirgsland mit schmalen Kämmen und jähen Abstürzen, in der Höhe nichts als nackte Felsmassen oder spärlicher Alpenrasen, tief unten im dunkeln Grün der Orangengärten Massa am Rande der fruchtbaren Ebene, die sich zum Meere hinzieht, dann das Meer selbst in seiner endlosen Weite mit seinen schön geschweiften Küsten, seinen kühn vorspringenden Vorgebirgen, rechts bis zu der in blauer Ferne schimmernden Riviera di Ponente, links bis zum Hafen von Livorno, in welchem man noch die Schiffe unterscheidet, geradeaus das schöne Becken des Golfs von Spezzia und darüber hin aus der grünen Fluth emporragend die fernen Höhen von Elba und die Bergreihe von Korsika!

Von dieser als schroffe Kalksteinmauer bis zu dem kegelförmigen Eckpfeiler des 5770 Fuß hohen Pizzo d'Uccello fortsetzenden Tamburra-Kette durch die tiefeingeschnittene Felsenkluft des Lucido geschieden, erheben sich dann endlich die eigentlichen Marmorberge von Carrara, deren Hauptmasse durch den 5200 Fuß hohen Monte Sacro gebildet wird. Der westliche Abhang dieses Berges ist von den sich bei Carrara vereinigenden tiefen Querschluchten von Colonata, Miseglio, Torano u. s. w. durchfurcht, und an den Wänden dieser Schluchten sind bis zur Höhe von 2500 Fuß die weltberühmten Marmorbrüche zerstreut. Der Anblick dieser Brüche ist keineswegs ein großartiger. Die Marmorberge selbst unterscheiden sich von fern gesehen kaum von gewöhnlichen Kalkbergen; ihre blendend weiße Farbe verwandelt sich unter dem Einfluß der Witterung in ein einförmiges Grau. Dazu sind die Marmorbrüche meist klein und in unregelmäßigem Betriebe. Gleichwohl wird der ganzen Gegend durch diese Brüche der Charakter aufgeprägt. Ueberall längs der Straßen sieht man das prächtige Material in rohbehauenen Blöcken oft von ungeheurer Größe aufgehäuft; überall erblickt man Anstalten zur Bearbeitung desselben, Schleifmühlen und Marmorsägen, die von Gebirgsbächen in Bewegung gesetzt werden. In Carrara selbst ist der Marmor Bau- und Pflastersteln. Alle Fenster- und Thürgestelle, alle Bodenplatten und Kaminsimse sind von geglättetem Marmor, und diese Pracht sticht oft seltsam ab gegen die sonst überall sichtbaren Zeichen der Armuth. Die Bewohner von nicht weniger als 20 kleinen Orten leben allein von der Gewinnung und Verarbeitung dieses Marmors. In Carrara selbst sind zahlreiche Arbeiter beschäftigt, die gebrochenen Steine für Reliefs, Kapitäler, Simse und dergleichen im Rohen zu verarbeiten, um das Gewicht für den Transport zu vermindern. Selbst Künstler aller Nationen haben hier ihre Werkstätte aufgeschlagen, um an Ort und Stelle sich von der Brauchbarkeit und Fehlerlosigkeit der Blöcke überzeugen zu können. Der größere Markt befindet sich aber in Florenz. Dort sind die Magazine, aus denen die meisten fertigen Marmorarbeiten in das Ausland versendet werden. Uhrgestelle und Vasen der verschiedensten Formen und Größen, Urnen, Grabsteine, Tisch- und Altarplatten, Statuen und Gruppen bis zur Lebensgröße, meist Kopien der berühmtesten Werke großer Meister. Der Preis der rohen Marmorblöcke schwankt je nach der Größe zwischen 1800 bis 3000 Francs für den Kubikmeter; fehlerhafte, geaderte oder gefleckte Blöcke werden mit 1000 bis 1200 Francs bezahlt. Aus den Brüchen von Carrara hat die Kunst ihre edlen Werke über die halbe Welt verbreitet. Keine Hauptstadt dürfte es geben, selbst die kleineren deutschen nicht ausgenommen, in der man nicht Denkmäler aus diesem herrlichen Gesteine fände. Von hier gingen die schönen marmornen Löwen der Tuilerien hervor, von hier stammen die Blöcke zu den berühmten Pferdegruppen in Marly, deren jeder 400 Kubikfuß maß, und 32.000 Francs im Rohen kostete. Von hier kam eines der großartigsten Kunstwerke moderner Skulptur, die prachtvolle Waterloo-Vase, welche im J. 1836 in der Nationalgalerie auf dem Trafalgarplatze in London aufgestellt wurde. Der Block, aus dem sie hervorging, war ursprünglich zu einem andern Zwecke bestimmt. Napoleon hatte kurz vor seinem verhängnißvollen russischen Feldzuge in Toskana mehrere Marmorblöcke von außerordentlicher Schönheit und seltener Größe gesehen und sie zu einem Siegesdenkmal bestimmt. Der Großherzog von Toskana machte später diese Blöcke dem Könige von England zum Geschenk, und dieser ließ daraus jene ungeheure Vase

Digitized by Google

von sechzehn Fuß Höhe und zehn Fuß Durchmesser herstellen.

Die Marmorbrüche Griechenlands und Italiens sind zwei Jahrtausende lang vorzugsweise die Stätten gewesen, aus denen das Material für die herrlichsten Gebilde der Kunst hervorging; sie waren nicht die einzigen. Die Alten, deren Bergbau sonst gewiß in keiner Beziehung dem heutigen gleichzustellen ist, haben auf diesem der Kunst zugewandten Gebiete eine wunderbare Spürkraft entwickelt, und noch sind wir dabei, nur die von ihnen benutzten und in der Nacht des Mittelalters in Vergessenheit gerathenen Fundstätten des Marmors wieder aufzudecken. In dieser Wiederauffindung ist kein Jahrhundert so glücklich gewesen, als das gegenwärtige. Die Entdeckung der alten griechischen Brüche ist bereits erwähnt worden; aber auch auf afrikanischem Boden ist es im J. 1844 gelungen, alte, mächtige Marmorbrüche, die schon von den Römern ausgebeutet wurden, wieder aufzufinden. Sie liegen in der heutigen algerischen Provinz Constantine, nahe an der höchsten Spitze des Kap Filfila, und liefern theils einen reinen Statuenmarmor, theils ein schönes blaubluniges Gestein, das für die Architektonik von unschätzbarem Werthe ist. Im J. 1855 bildete sich in Marseille eine Gesellschaft, um diese seit Jahrhunderten schlummernden Schätze zu heben, und nun begann ein reges Leben in diesem sonst verödeten Gebirge. Schleifbahnen und Fahrstraßen wurden angelegt, um die 1900 Fuß über dem Meeresspiegel liegenden Marmorbrüche mit dem Hafen zu verbinden. Anfangs beging man freilich den großen Fehler, die moderne Kraft des Pulvers zur Ablösung der Blöcke anzuwenden. Die Folge davon war, daß das herrliche Gestein sich von zahllosen kleinen Sprüngen durchkreuzt zeigte und für feinere Arbeiten völlig unbrauchbar geworden war. Man ist seitdem zu dem einfachen Werkzeug der Alten, dem Keile, zurückgekehrt und bald wird dieser schöne Marmor auch in der modernen Kunst wieder ausleben.

Außer den berühmten Fundorten edlen Statuenmarmors gibt es zwar Marmorbrüche fast in allen Ländern der Welt. Aber nicht Alles ist Marmor, was so genannt wird. Meist ist es nur ein dichter, harter Kalkstein von splitterigem, flachmuscheligem Bruch, der, weil er eine ähnliche Bearbeitung wie der Marmor gestattet, mit diesem Ehrennamen belegt wird. Was ihm gleichwohl bisweilen einen hohen Werth verschafft, ist dann gewöhnlich seine schöne oder eigenthümliche Färbung. Schon die Alten schätzten diese gefärbten Marmorarten oft sehr hoch. Der thebeische oder egyptische Marmor, der Lucullan oder nero antico von heute, war stets ein beliebtes Kunstmaterial; und doch ist er nichts als ein durch Kohle schwarzgefärbter dichter Kalkstein, der besonders in der Uebergangs- und Liasformation bricht und gegenwärtig in Frankreich, Belgien, im Fichtelgebirge, in Schweden, Rußland u. s. w. gefunden wird. Der dunkelrothe Marmor (rosso antico), dessen Brüche hauptsächlich zwischen dem Nil und dem Rothen Meere gelegen zu haben scheinen, war nicht minder geschätzt, und es findet sich in dem Museum des Kapitols zu Rom noch eine schöne Statue aus diesem Material. Höher noch galt der gelbe Marmor (giallo antico) aus Numidien und Macedonien, der sehr selten war und nur zum Einlegen verwendet wurde.

Selten ist dieser farbige Marmor oder Kalkstein ganz einfarbig, meist ist er geadert, gefleckt, geflammt, gestreift oder in mannigfaltigster Weise gezeichnet, und gerade die Eigenthümlichkeit dieser Zeichnungen verleiht ihm oft besonderen Werth. Bald ist es ein weißer oder grauer Grund, auf welchem röthliche, bläuliche, gelbliche oder schwarze Flecken, Streifen oder Adern vertheilt sind, bald ein rother Grund mit gelben, weißen oder schwarzen Flecken, bandartigen Streifen, grauen oder schwarzen Adern. So ist der Rosato antico ein rother Marmor mit gelben Flecken. Ebenso findet man auch Marmor mit gelbem Grunde und lichtgelben oder schwarzen Flecken und Ringen, oder rothen und schwarzen Adern und Streifen; ferner mit blauem Grunde und dunkelblauen, grauen oder weißen Adern, und der schöne Bardiglio von Serravezza ist bereits erwähnt worden. Der geschätzte grüne Marmor von Genua ist von weißen, röthlichen, seltener von dunkelgrünen Adern durchzogen. Der bekannte Portor aus den Apenninen, aus welchem zwei herrliche Säulen im Mausoleum Karl's von Valois in der Kirche Minimen auf dem Königsplatze in Paris und zwei andere im Badezimmer des Schlosses zu Versailles bestehen, zeigt goldgelbe Adern auf tiefschwarzem Grunde. Noch höher geschätzt ist der gelbe Marmor von Siena, der auf schönem gelben Grunde dunkelviolette Adern trägt und in größeren Blöcken dem carrarischen gleich bezahlt wird. Auch Deutschland liefert manchen schönen farbigen Marmor. Am bekanntesten sind der rothe und schwarze Marmor von Rübeland bei Elbingerode im Harz, der schwarze von Krottendorf in Sachsen und von Baireuth.

Außer diesen krystallinischen und dichten Kalksteinen gibt es noch gewisse andere, die gleichfalls in der Kunst als Marmor bezeichnet und verwendet werden. Dahin gehört vor Allem der Muschel- oder Lumachellmarmor, ein aus zahlreichen, entweder dichtgedrängten oder in einer gleichartigen Masse zerstreuten organischen Resten, namentlich Muscheln, Madreporen und Enkriniten, bestehender Kalkstein. Der schönste unter diesen ist wohl der Muschelmarmor von Bleiberg in Kärnthen, der zwischen zahllosen Muscheln die Schalentrümmer von Ammoniten enthält, die in den prachtvollsten Regenbogenfarben strahlen, ähnlich der Perlmutter oder dem Labrador. Auch der Altdorfer Muschelmarmor ist ein bituminöser Liaskalk mit Ammoniten, deren Kammern von Kalkspath erfüllt sind. Sehr beliebt ist ferner der Lumachell von Astrachan, der fast ganz aus orangegelben Muschelträmmern besteht, die durch ein braunes Bindemittel verkittet sind. Außerordentlich schön sind die Lumachella nera e bianca antica mit weißen Muscheln in dunkelschwarzem Grunde, die Pietra stellaria von Monte-Viala bei Vincenza und von Grandola in Italien, besonders aus Madreporen bestehend, und der Marmo occhio di pernice. Ausgedehnte Verwendung findet der St. Annenmarmor von Hainaut in

Digitized by Google

Belgien, dunkelgrau mit Weiß vermiſcht und viele Madreporen und Enkriniten enthaltend; ferner der ſchwarze Marmor von Lüttich, der beſonders zu Trauermonumenten beliebt iſt, und der rothe Muſchelmarmor von Malplaquet und Bagnères.

Endlich wird noch ein breccienartiges Geſtein als Marmor bezeichnet, das im Weſentlichen aus Kalk beſteht, welcher zahlreiche Einſchlüſſe von Talk, Chlorit, Serpentin oder Glimmer, theils in Blättchen und Bändern, theils in größeren oder kleineren Reſtern enthält. Der ſchöne Cipolinmarmor und die Breccia von Serravezza ſind bereits erwähnt worden. Aber auch der antike grüne Marmor, aus dunkelgrünem Serpentin und körnigem weißen Kalkſtein zuſammengeſetzt, gehört zum größten Theil hierher, ebenſo der Verde d'Egitto oder Cipolin dorata, deren rothe und weiße Fragmente durch ein gelbes Bindemittel verbunden ſind, der Marmo africano, eine ſchwarze Grundmaſſe mit grauen, rothen und violetten Adern und Flecken, die Breccia pavonazza, die auf weißem Grunde rothe Flecken zeigt, und andere mehr.

Politiſche Ueberſicht.

Trotz des Kriegsgeſchrei's, welches die öſterreichiſchen Oppoſitionsblätter an die Fortſchritte Frankreichs in Mexiko, an den Fortbeſtand des polniſchen Aufſtandes und die Haltung der Weſtmächte gegen Rußland knüpften, und worin ſie gerne Oeſterreich als mitbedroht hingeſtellt

Der rothe Marmorbruch bei Rübeland im Harz.

von Polchaverra, der grüne florentiniſche und der grüne Marmor von Suſa. Ganz eigenthümlich iſt der florentiner Ruinenmarmor, welcher Nieren im tertiären Mergel des Arnothales bildet, und deſſen Zeichnungen oft täuſchend den Trümmern alter Bauwerke gleichen. Alle dieſe Geſteine ſind wirkliche Breccien; aber es gibt auch ſolche, die nur ſcheinbar ein breccienartiges Ausſehen zeigen, indem ihre Grundmaſſe durch anders gefärbte Adern in lauter Bruchſtücke zertheilt ſcheint. Dahin gehören die Breccie von Aleppo (violetta antica), aus welcher acht prachtvolle Säulen von über 11 Fuß Höhe ſich in der Galerie der alten Maler in Paris befinden, und welche weiße, ſcharfkantige Bruchſtücke durch ein violettes Cement verbunden zeigt, dann die Breccia

hätten, um den Völkern durch Angſt Sympathien für ihre Beglückungsſyſteme abzugewinnen, ſchreitet, wenn auch langſam, ſo doch ſicher unſer Verfaſſungswerk ſeinem Abſchluſſe zu. Iſt einmal Siebenbürgen im Reichsrathe vertreten und dieſer für den weiteren erklärt, dürfte das Verhalten der Regierung gegen die paſſiven Ungarn und Kroaten ein anderes werden, dürfte aus der Phaſe des Zuwartens herausſtreten und agreſſiv werden. Dann haben dieſe negirenden Nationen keinen Grund mehr, von Kontumaciren ihrer Länder in Betreff der Legislative zu faſeln und ſich als die Duldenden hinſtellend, die Regierung zu verketzern, und dieſe, trotzdem ſie ſich für ein konſtitutionelles Staatsleben erklärte, über Ungarn und ſeine Nebenländer abſolut regierend hinzuſtellen. Dies fühlt auch die ungariſche Partei in Peſt ſehr gut, deßhalb ſchreit ſie über die ſiebenbürgiſche Landesordnung, heißt ſie eine ungerechte, welche mit Hilfe der vierzig, vom

Digitized by Google

Kaiser selbst ernannten Abgeordneten den reichsrathsfreundlichen Rumänen eine entscheidende Majorität sichert, deßhalb beschloß sie auch, keine Kosten zu scheuen, um durch Agitation und Wühlerei sich an siebenbürgischen Landtage einen Einfluß zu sichern, der hoffentlich unbedeutend genug sein wird, um die Beschickung des Reichsrathes zu hindern. Die Oppositionsblätter diesseits der Leitha sind naiv genug, in die Jeremiaden der ungarischen Blätter einzustimmen, und die Kreirung jener vierzig Abgeordneten als himmelschreiende Ungerechtigkeit zu bezeichnen. Sie, die tapferen Kämpen aller historischen Berechtigungen, donnern gegen einen Akt der Regierung, der eben in dem historischen Rechte Siebenbürgens seinen Grund hat, und statt darin die von Sr. Majestät ausgesprochene Wahrung der historischen Rechte zu sehen, erblicken sie darin nur Klugheit des Staatsministers und centralistische Anschläge. Im Angesichte solcher Thatsachen erbte Hoffnung auf den polnischen Thron zu verwirklichen. Schon seit Mitte März befindet sich in seiner Hand die ganze Leitung der auswärtigen Verhältnisse des polnischen Aufstandes, namentlich der auf denselben bezüglichen diplomatischen und publicistischen Thätigkeit. In seiner Eigenschaft als Chef der auswärtigen polnischen Angelegenheiten ist er das Organ, mit dem die französische officielle Welt in vertraulicher Beziehung steht. Er hat häufig Besprechungen mit dem Kaiser, von dem er öfter zur Tafel gezogen wird, oder mit dem Minister Drouin de Lhuys oder mit Walewski. Die Weisungen, die er in den officiellen Sphären erhält, theilt er sofort den Leitern des Aufstandes im Lande mit. „Besonders wichtig sind die Beziehungen des Fürsten Czartoryski zur Provinz Posen, in der er die zahlreichsten Anhänger zählt. Dem Posener Komité, dessen Vorsitzender Graf Johann Działynski sein Schwager ist, schickte er zahlreiche, in Paris

Der schwarze Marmorbruch bei Rübeland im Harz.

kann man es Niemand verargen, wenn er eine also taktlose Partei offen der Böswilligkeit zeiht, die absichtlich und mit Anwendung aller Hilfsmittel gegen jedes, selbst das beste Verfassungswerk wühlet, weil es eben nicht aus ihrer Mitte hervorgegangen ist und hiedurch vielleicht manche Hoffnungen auf einflußreiche Posten und Stellungen im Staatsleben zu Wasser wurden. —

Durch die Umwandlung des polnischen Aufstandes zu einem Guerillakriege hat sich derselbe nicht nur bisher erhalten, sondern auch noch Vortheile erringen können, so daß die Nationalregierung mit einer Kühnheit auftreten darf, die staunenswerth ist. Dessen ungeachtet scheint die eigentliche Leitung des Aufstandes außerhalb der aufständischen Provinzen ihren Sitz zu haben.

Der „Ostsee-Ztg." wird geschrieben: Nach Nachrichten aus Paris entwickelt Graf Wladislaw Czartoryski eine außerordentliche Thätigkeit, um die von seinem Vater ervon ihm angeworbene Freiwillige, theils polnische Emigranten theils Franzosen zu, und vermittelte für dasselbe den Ankauf und Transport von Waffen. Er hat im Laufe von zwei Monaten mindestens 1 Million Francs zu diesem Zwecke ausgegeben. Das Geld wurde ihm theils von den Polen-Komités in Frankreich und England, theils aus dem Lande zugeschickt. Zu Vertretern der polnischen Sache im Auslande ernannte der Fürst Czartoryski schon Anfangs März: für London seinen Oheim Gr. Wladislaw Zamoyski, für Wien den Fürsten Sanguszko, für Berlin den Gr. Cieszkowski, für Stockholm seinen Vetter den Fürsten Konstantin Czartoryski. Die Hauptaufgabe dieser diplomatischen Agenten ist, die öffentliche Meinung zu Gunsten der polnischen Sache zu stimmen und womöglich mit Staatsmännern und anderen einflußreichen Personen Verbindungen anzuknüpfen. In London hat auch die demokratische Partei noch einen diplomatischen Agenten

Digitized by Google

in der Person des Emigranten Cwierciakiewicz, der mit dem Grafen Wladislaw Zamoyski scheinbar Hand in Hand geht, aber alle Schritte desselben streng überwacht und an das Warschauer National-Komité regelmäßige Berichte einsendet. Eine ganz besondere Aufmerksamkeit wendet der Fürst Czartoryski der Presse zu. Er unterhält in seinem Hôtel mit großen Kosten ein eigenes Bureau, in welchem mehre französische und polnische Literaten mit Abfassung von Leitartikeln und Korrespondenzen für französische und englische Zeitungen beschäftigt sind. Diese Artikel, zu denen das Material regelmäßig aus Posen und Krakau eingesandt wird, üben großen Einfluß auf die öffentliche Meinung.

Darauf läßt sich nun auch auf ihre Glaubwürdigkeit und Verläßlichkeit schließen. So entstanden die Gerüchte über das Wachsen des Aufstandes in den altpolnischen Provinzen, die mit vielen Thatsachen im Widerspruche stehen. Nach Brody ist aus St. Petersburg eine Depesche gekommen, der zufolge die Sensenreinfuhr nach Rußland wieder erlaubt ist. Diese Maßregel steht jedenfalls im Kontrast mit den Nachrichten von dem Umsichgreifen des Aufstandes in den altpolnischen Provinzen. — Der „Allg. Ztg." wird aus Krakau geschrieben, der Aufstand in Volhynien reduzire sich darauf, daß eine Insurgentenschar aus dem Lublin'schen dorthin abgeschickt worden sei, damit man in den polnischen Blättern einen Monat lang von der Insurgirung Volhyniens sprechen könne.

Auch der Ulumille Englands über das Verhalten Preußens in der polnischen Angelegenheit scheint nicht so groß zu sein, als polenfreundliche Blätter das gerne glauben machen möchten. Aus London wird unterm 20. Mai berichtet: Im Unterhause lenkte Hennessy die Aufmerksamkeit auf das Verhalten Preußens gegen Polen. Er glaubt, dasselbe enthalte einen Bruch des Völkerrechts und fragt, ob England dagegen remonstrirt habe. Lord Palmerston erwiederte: Ein neutraler Staat müsse den Kriegführenden verbieten, sein Gebiet zum Behuf eines vortheilhaften Angriffs zu benützen. Preußen habe bisdmal das Recht der Neutralen nicht verletzt, wenn es die russischen Truppen aufnahm und den rückkehrenden die Waffen zurückgab. Desgleichen auch nicht durch die Munitionslieferung, denn im Krimkriege galt die Doktrin, daß Neutrale den Kriegführenden Kriegsbedarf liefern dürfen. Desgleichen auch nicht durch die Grenzbewachung, welche die eigene Sicherheit bewecke. Lord Palmerston anerkennt dagegen die Stichhaltigkeit des Einwandes Fitzgerald's, daß die Lieferung von Kriegsbedarf nur den neutralen Unterthanen, nicht aber den neutralen Staaten freigestellt sei.

Es scheint demnach Frankreich allein zu sein, dem es nun eine bewaffnete Intervention in Polen zu thun ist, und auch dies dürfte erst dann geschehen, wenn die Mexikanische Angelegenheit ihrem Ende zugeführt sein wird. „Faites durer l'insurrection aussi long temps, que vous pourrez" soll der Kaiser Napoleon dem Fürsten Czartoryski gesagt haben, und das heißt aus dem Napoleonischen übersetzt: Wartet, bis mir aus einem Kriege mit Rußland und Preußen Vortheile erwachsen und ich erlaube Euch, daran zu partiripiren. Hoffen wir, daß es ihm nicht gelingen wird, unter dem Deckmantel des Edelmuthes egoistische Pläne zu verfolgen, oder doch, daß ein gegen Deutschland gerichteter Streich erst zu einer Zeit möglich gemacht wird, wo die in Preußen zwischen dem Abgeordnetenhause und der Regierung entstandenen Differenzen befriedigend gelöst sind und Oesterreichs innerer Bau also befestigt sein wird, daß ein ernstes Zurückweisen des gegen das Deutschthum gerichteten Schlages mit Zuversicht erwartet werden darf.

Auch die nordamerikanischen Wirren wollen noch immer zu keinem Abschlusse kommen, trotzdem der Krieg die fürchterlichsten Zerrüttungen, besonders in den Südstaaten hervorgerufen hat. Aus Cincinnati wird geschrieben: Die finanzielle Zerrüttung der Südstaaten ist unglaublich; Gold steht dermalen auf 500 Procent Agio, d. h. für 100 D. Gold bekommt man 500 Doll. in konföderirten Banknoten, und auch dies ist nur nominell, da Gold und Silber ganz aus dem Verkehr verschwunden sind. Der strengen Censur ungeachtet, die von der konföderirten Regierung ausgeübt wird, kommen darüber fabelhafte Dinge an den Tag. Ein Charlestoner Blatt erzählt, daß neulich Jemand einen Rock kaufen wollte und nach langem Handeln mit dem Schneider einig wurde, dafür 80 Dollar zu geben. Als er sein Portemonnaie herauszog, ließ sich neben einer Masse Papier in einem Winkel desselben ein Half Eagle (Goldstück von 5 Dollars) sehen. „Geben Sie mir den," rief der Schneider mit funkelnden Augen, „und Sie sollen den Rock haben."

Vielleicht wird diese allgemeine Misère zu Stande beingen, was der Tapferkeit bisher nicht gelungen ist, und um des Zweckes willen wollen wir selbst dies Mittel ein tröstliches heißen.

Smichow.

Böhmische Sage von Kieroth.

Es war im Jahre 804 n. Chr., daß Herzog Mnata, welcher einundzwanzig Jahre zur Zufriedenheit des Volkes regierte, an der Pest starb.

Am dritten Tage wurde er am Fuße des Wyssehrad begraben. Das Volk beweinte ihn sehr und unterhielt auf seinem Grabe durch drei Tage und Nächte ein großes Feuer.

Zu jener Zeit lag Wogen, der Sohn des Verstorbenen, auf dem Schlosse Ostromecz auf dem Tod. Die Böhmen besorgten, daß er ebenfalls sterben und dadurch im Lande ein Aufstand entstehen werde, weshalb die Aeltesten im Volke zusammentraten und Rohowicz, den Sohn des Horzislaus, aus dem Dorfe Weschowitz, zu ihrem Führer wählten. Er war ein schlauer Mann, der in den Mantel der Demuth gehüllt, seine Hinterlist und sein böses Herz zu verbergen wußte. Als man ihm verkündete, daß er zum Führer gewählt sei, versprach er seine ganze Kraft und Einsicht daran zu wenden, das Volk glücklich und zufrieden zu machen. Nachdem er jedoch auf dem Wyssehrad eingezogen war und sich seiner Gewalt bewußt wurde, da zeigte er sich in seiner wahren Gestalt, wurde herrschsüchtig und grausam, und dachte Tag und Nacht daran, wie er seinen Besitzstand vergrößern könne. Er ließ deshalb Kars, den Sohn des Rahowegen, aus dem Dorfe Krisch, gebunden auf den Wyssehrad schleppen und ihn in derselben Nacht heimlich von dem Felsen in das Wasser stürzen, um seine Grundstücke und Herden in Besitz zu nehmen. Als diese That ruchbar wurde, da versammelten sich, über diese Grausamkeit empört, die Aeltesten im Volke am Fuße des Schweinsberges, und hielten Rath, was sie thun sollten, um sich des Rohowirz zu entledigen, denn sie fürchteten, das Los des Ermordeten zu theilen, und ebenfalls ihrer Herden und Grundstücke verlustig zu werden. Sie beschlossen daher, den einundzwanzigjährigen Wogen, der indeß von seiner Krankheit genesen war, zu ihrem Führer zu wählen, schickten Abgeordnete auf das Schloß Ostromecz und baten ihn, er möge die Wahl annehmen, was er

Digitized by Google

auch nach einigem Bedenken that. Als sie Wogen vom Schlosse abgeholt und ihn im Triumphe auf den Wyssehrad führten, fanden sie das Thor verschlossen. Sie klopften lange an demselben und forderten für ihren neuen Führer Einlaß, bis endlich Rohowicz ein Fenster öffnete und heraus rief, daß er zum Führer gewählt sei, den widerrechtlich Gewählten nicht anerkennen und ihn unter keiner Bedingung einlassen werde. Da ergrimmten die Aeltesten, und Krosniack, ein Mann von herkulischer Kraft, hieb mit seiner Axt das Thor des Wyssehrad mit einem Schlage auf, worauf die Bewaffneten in das Schloß drangen. Als dies Rohowicz sah, ließ er sich unbemerkt über die Mauer herab und entfloh nach Wrschowitz. Die Aeltesten aber führten Wogen auf's Schloß, setzten ihn auf seines Vaters Stuhl, gelobten ihm Treue und Gehorsam und erzeigten ihm fürstliche Ehre. Rohowicz, der auf Wrschowitz seine Sicherheit gefährdet sah, zog mit seinen Knechten heimlich nach Saaz, wo er eine gastliche Aufnahme fand. Am dritten Tage seines Aufenthaltes befahl er den Seinen, sich zu rüsten, Pechwämmser anzulegen und sich mit Pfeil und Bogen zu bewehren. Kaum hatten die Saazer jedoch hievon Kunde erhalten, so befahlen sie ihm, sammt seinem Gefolge die Stadt zu verlassen und drohten, wenn er es nicht gutwillig thäte, ihn in die Eger zu werfen, und was er Karg heimlich that, öffentlich anthun zu wollen. Im Innersten ergrimmt, verließ er die Stadt und zog in's Gebirge, um dort einen Platz zur Niederlassung zu suchen. Endlich gelangte er auf einen hohen Berg, wo er viele Quellen fand, die Bäume fällen ließ und die Ruinen eines Schlosses entdeckte, welches die Boser erbaut haben sollten. Auf dieser Stelle beschloß er eine befestigte Stadt zu bauen und sie Wladacz zu nennen. Doch kaum hatte er sie vollendet, so begann er an den Saazern Rache zu nehmen, er überfiel ihre Herden, erschlug die Hirten und ließ das Vieh in das Gebirge treiben. Diese räuberischen Ueberfälle hinderten die Saazer, ihr Vieh zu weiden und ihre Felder zu bebauen. Sie berathschlagten sich daher, was sie thun sollten; die Feigen wollten Rohowicz zu ihrem Führer wählen, die Muthigen aber verwarfen diesen Rath und sagten: „Wir wissen, warum er uns bedrängt, einzig und allein nur deßhalb, weil wir ihn bei uns nicht dulden wollten. Wählen wir ihn zu unserem Führer, so wird er uns grausam behandeln. Deßhalb wollen wir ihm Widerstand leisten und ihn tödten!" Dieser Rath wurde angenommen und alle Vorkehrungen getroffen, um Rohowicz zu fahnden und seine Macht zu brechen; allein er, durch das Gebirge und die Mauern seiner befestigten Stadt geschützt, vermehrte seine Räubereien und fügte ihnen Schaden zu, wie er nur konnte. Als sie endlich zu sehr bedrängt wurden, schickten sie Abgeordnete an Herzog Wogen und baten ihn, er möchte ihnen Schutz und Hilfe senden. Allein dieser verweigerte sie ihnen aus dem Grunde, weil die Mährer durch räuberische Einfälle sein eigenes Land beunruhigen, und er seiner Knechte bedürfe, um ihnen Widerstand zu leisten. Rohowicz aber wurde immer übermüthiger, er vermehrte seine Raubzüge und plünderte die Dörfer, steckte sie in Brand und kam endlich bis vor die Stadt Saaz, die er zu belagern begann. Die Bewohner derselben machten einen Ausfall und lieferten den Belagerern eine Schlacht, in welcher sie Rohowicz gefangen nahmen. Seine Krieger aber befreiten ihn und machten mehre Hundert Saazer zu Gefangenen, welche sie auf Wladacz schleppten und dort tödteten.

Als diese Grausamkeit dem Herzog Wogen hinterbracht wurde, schwur er dem Rohowicz blutige Rache, die Bewohner von Wladacz auszurotten und ihre Stadt zu zerstören. Er sandte deshalb seine Boten in das ganze Land und befahl, daß alles Volk den 15. April im Jahre 812, auf dem Wyssehrad sich versammeln möge, und ließ verkünden, daß er diejenigen, welche nicht erschienen würden, für seine Feinde halten werde. Und als die einzelnen Grundherren mit ihren Knechten gekommen waren, da daukte er ihnen, daß sie seinem Rufe folgten und befahl ihnen sich zu bewaffnen. Unter den Aufgeforderten war auch Rohowicz, allein er erschien nicht, im Gegentheil, er ließ den Abgesandten des Herzogs verhaften, ihm den Kopf abschlagen und diesen durch seine Diener in der Nacht in einem Korb an das Wyssehrader Thor hängen. Als am andern Morgen Mehrere den Korb erblickten und den Inhalt desselben sehen wollten, erkannten sie, daß es der Kopf des Brzitha war, welchen der Herzog unter allen seinen Dienern am meisten liebte.

Als Wogen diese neue Grausamkeit des Rohowicz erfuhr, forderte er seine Untergebenen auf, Rohowicz zu bekriegen und ihn als seinen größten Feind zu vernichten. Sie schwuren Alle, seinen Wunsch zu erfüllen, rüsteten sich und zogen den achten Tag aus, um Wladacz zu erstürmen und zu zerstören. Doch Rohowicz wehrte sich tapfer und seine Krieger schleuderten Holz, Steine und siedendes Pech auf die Belagerer. Allein sie konnten der Uebermacht derselben durch die Länge der Zeit nicht Widerstand leisten; die immerwährenden Stürme mußten endlich ihre Kraft brechen, und als die Mauern erstiegen waren und Prostislaw mit seinen Kriegern das Stadtthor eingehauen hatte, so wurde Alles niedergemacht, was sich ihnen entgegenstellte. Man schlug sich von Straße zu Straße bis zu Rohowicz's Wohnung, welchen die Sieger auf einem goldenen Stuhl sitzen sahen. Obgleich er sich verzweifelt wehrte, wurde er doch übermannt, gefangen und gebunden auf den Wyssehrad gebracht. Die Sieger zündeten die Stadt an und zerstörten sie. Nachdem sie Wladacz der Erde gleich gemacht hatten, zogen sie auf den Wyssehrad, wo sie der Herzog freundlich empfing, sie ihrer Tapferkeit wegen belobte und sich über den erfochtenen Sieg freute. Rohowicz aber ließ er in ein unterirdisches Gewölbe werfen und hielt nun mit den Aeltesten Rath, wie er ihn sterben lassen solle, weil er seinen Gesandten mörderisch umgebracht und durch seine Raubzüge so viel Schaden anrichtete. Sie riethen ihm, da er sich wider den Fürsten aufgelehnt, dessen Unterthanen beraubt und ermordet habe, so möge man ihn an einer Straße, wo recht viel Volk vorüberzieht,

Digitized by Google

hängen, damit es Einer dem Andern sagen könne, und es auf diese Weise im ganzen Lande bekannt werde, daß der Gehängte Rohowicz Wrssowsky sei.

Bozdiech aber, des Herzogs Schwager, rieth, da Rohowicz aus einem edlen Geschlechte sei, so solle ihm keine fremde Hand den Tod geben, sondern er sich mit eigener Hand hängen. Diesem Rathe traten die Uebrigen bei. Er wurde demnach aus dem Gefängnisse geführt, gebunden in einen Kahn gelegt und an das jenseitige Ufer zu einer sehr hohen Eiche hart am Wege gebracht, an welche er sich, wie ihm auch zu Muthe gewesen sein mochte, mit eigener Hand hängen mußte.

Ehe er seinen Geist aufgab, verwünschte er den Herzog und sein ganzes Geschlecht. In diesem Augenblicke erscholl aus dem nahegelegenen Walde ein gellendes Gelächter. Mißgestaltete Dämonen guckten höhnend und grinsend aus demselben hervor. Und bis auf den heutigen Tag heißt der Ort, wo Rohowicz gehängt wurde, dieses höllischen Gelächters wegen Smichow.

Der reisige Zug.

Das Heerwesen der Völker hat im Laufe der Zeit ungeheure Veränderungen erfahren, in denen sich stets ein kulturgeschichtlicher Umschwung offenbarte. Nicht blos die Arten und Formen der Waffen, auch die Taktik und Strategie, die Einrichtungen des Heerwesens und die Eintheilungen und Bewegungen der Truppen sind Aeußerungen des ganzen Volksgeistes. Die Streit- und Sichelwagen der ältesten asiatischen Völker, die leichtbewegliche Schlachtordnung der Griechen, die macedonische Phalanx, die römische Legion, die Schlachthaufen der alten Germanen sind Kulturmomente, aus denen allein schon der Volkscharakter und die Bildungsstufe zu erkennen sind, aus denen sie hervorgingen. Wie unsere Zeit überhaupt nebeneinander enthält, was die Geschichte uns hintereinander zeigt, so können wir auch hinsichtlich des Kriegswesens an den Einrichtungen der jetzt lebenden Völker studiren, welchen Gang der Entwicklung die Kunst der Waffen eingeschlagen hat. Die Komantschen der nordamerikanischen Steppen, die auf leichten Pferden und mit leichten Waffen durch die Länder fliegen, den Sieg blos deßhalb suchend, weil die Plünderung auf ihn folgt, die afghanischen und tscherkessischen Reisigen, die in eine Art moderner Uniformen gezwängten Türken und Perser von heute, sie alle repräsentiren einen der Standpunkte, auf denen, da ihrer Zeit für Errungenschaften galten, das Heerwesen einen längeren Halt machte, ehe es sich an eine höhere Stufe wagte. Abbas Mirza persischen Angedenkens hatte wohl nicht mehr Mühe, seine Bauernburschen aus Aserbeidschan mit dem regelmäßigen Feuern und dem regelmäßigen Marschritt bekannt zu machen, als die Officiere Ludwigs XIV. hatten, als sie ihrem Monarchen die ersten stehenden Truppen einrichteten, und der alte Dessauer würde die Uebungen türkischer Rekruten von der Linie nicht mit dem mitleidigen Lächeln betrachten, das bei ihrem Anblick den werdenden Schnurrbart eines Lieutenants von heute emporkräuselt. „Meine Bengels waren um kein Haar besser", würde er sagen.

Betrachten wir die einzelnen, jetzt üblichen Waffen, so begegnen wir beim Fußvolk und beim Geschützwesen Fortschritten, die wir bei der Reiterei nicht wahrnehmen. Was für bessere Zäumung, Sattelung und Packung, für bessere Pferde, bessere Waffen, bessere Einübung der Reiter geschehen ist, läßt sich nicht mit der Umwälzung vergleichen, die beim Fußvolk und Geschütz eingetreten ist. Wir glauben, daß jedes der Reiterregimenter, die sich auf den Leipziger Feldern in dem großen Reitergefecht bei Wachau maßen, mit bester Aussicht auf Sieg gegen ein heutiges Reiterregiment ansprengen könnte, aber wir bezweifeln, daß das beste französische oder deutsche Fußregiment von 1813 ein nach jetziger Art bewaffnetes Regiment werfen würde, und was die Artillerie betrifft, so würden Batterien der Freiheitskriege von Batterien der Gegenwart bald zerschmettert sein, ehe sie nur dazu gelangten, ihr eigenes Feuer zu eröffnen. Da dieser große Unterschied in den Fortschritten der einzelnen Waffengattungen unläugbar stattfindet und die Reiterei ihrer Natur nach an Verhältnisse gebunden ist, die sie zu einem schwer umzuwandelnden Werkzeuge machen, so hat man ihr oft die Zukunft ganz und gar abgesprochen. Ohne uns in den bittern Streit, der darüber geführt wird, zu mengen, müssen wir die beiden geschichtlichen Thatsachen hervorheben, daß die Reiterei von Krieg zu Krieg weiter in den Hintergrund getreten ist, und daß in ihr selbst die schweren Regimenter den leichten immer mehr haben weichen müssen. In Preußen scheint man den zweiten Satz nicht anzuerkennen, denn bei der letzten Reorganisation des Heeres hat gerade die schwere Reiterei eine Vermehrung erhalten.

Die ersten deutschen Reiter bewegten sich in schwerfälligen Massen. In der Schlacht Karl des Hammers gegen Abderhaman in den Gefilden von Poitiers gab die fränkische Reiterei unter Herzog Endes von Aquitanien den Anschlag, und die feindlichen Scharen wurden wie Getreidehren unter den Hufen ihrer Streitrosse zertreten, aber die Sarazenen konnten nicht weit verfolgt werden, weil sie sich in Gebirge warfen, wo die schweren Pferde der Sieger nicht schnell fortkamen. In der Schlacht auf dem Lechfelde verdankte Kaiser Otto I. seinen glorreichen Sieg über die gefürchteten Ungarn der Neuerung, daß er neben den schweren Reiterregimentern leichte eingeführt hatte. Die schwere Reiterei warf sich so lange auf den Feind, bis sie ihn erschüttert hatte, worauf die leichten Reiter einhieben, die Verwirrung steigerten, und die Fliehenden verfolgten. Drei Jahrhunderte später war diese Einrichtung in Vergessenheit gekommen und blos Schwergeharnischte ritten bei Wahlstatt auf den Feldern von Liegnitz den mongolischen Horden entgegen. Diese beweglichen Reiter ergriffen zum Schein die Flucht, in hitziger Verfolgung lösten die Deutschen ihre Glieder, und nun flogen die Mongolen heran und hieben Alles nieder.

Die jetzige Scheidung des Heeres in Reiterei, Fußvolk und Artillerie wurde unter Maximilian I. getroffen. Der reisige Zug, wie man für Reiterei sagte, bestand nur zum Theil noch aus Adeligen und diente bereits um Sold. Vor dem reisigen Zuge wehte die dem Range nach zweite Reichsfahne, das Banner der Ritterschaft, das zu führen ein von der schwäbischen, später von der fränkischen Ritterschaft in Anspruch genommenes Vorrecht war. Es war eine blaue Fahne mit dem Bilde St. Georgs des Lindwurmtödters und hieß deßhalb das Georgsbanner. Die vornehmste Fahne war das Reichsbanner und wurde vom Kaiser bald diesem bald jenem Fürsten übertragen, die dritte im Range das Städtebanner, welches von Straßburg verwahrt wurde. In den Glaubenskämpfen vom schmalkaldischen Kriege an verschwand das blaue Georgsbanner, dem man bis dahin fast religiöse Verehrung gezollt hatte, und die Reichsritterschaft zog sich auf ihre Schlösser zurück, um nur zu bald zum Hofadel oder zum Krautjunkerthum herabzusinken.

Unter Kaiser Maximilian I., dem letzten Ritter, begegnet uns der alte reisige Zug noch in seiner Reinheit. An seiner Spitze stand als Befehlshaber der gesammten Reiterei der Feldmarschall, der nach dem Generalen des Heeres den höchsten Rang hatte. Der Name Marschall ist von Mar (Mähre, Pferd) abzuleiten. Der Stab des

Digitized by Google

Feldmarschalls bestand nur aus drei Personen: einem Stellvertreter, der schon Lieutenant heißt, einem Quartiermeister und einem Wachtmeister. Diesem Zweiten im Heer war also der Hauptgenuß maderner, insbesondere kleinstaatlicher Generale versagt, mit einem ungeheuren Gefolge betreten und befiederter Officiere hinter sich an der Front hinzuprengen. Der Profoß des Feldmarschalls war ein gemeiner Knecht und hatte blos mit Marketendern zu thun. Beging ein Reiter ein Verbrechen, so wurde er ausgestaßen und dem Profoßen des Fußvolk, der Offiziersrang hatte, übergeben. Um ihren höhern Rang in jeder Beziehung zu wahren, hatte die Reiterei ein eigenes Ritter- oder Reiterrecht, welches sich von dem Kriegsrecht der Fußknechte durch eine vornehmere Haltung und durch aristokratische Formen unterschied.

Der reifige Zug theilte sich in Geschwader von verschiedener Stärke. Die Franzosen nahmen mit dieser Eintheilung auch den Namen an, stutzten ihn welsch auf und schickten ihn uns als Eskadron oder Schwadron zurück. In der Regel zählte ein Erschwader 250 bis 300 Pferde und hatte nur sechs oder sieben Officiere: einen Fähnrich und fünf bis sechs Rottmeister, auf je 50 Pferde einen. Für das Regiment, das aus vier bis fünf Geschwadern zu bestehen pflegte, kamen noch zwei Officiere hinzu: der Oberst und dessen Lieutenant.

Die Verordnung, die Kaiser Maximilian I. über die Errichtung von hundert Kürissern (Kürassieren) am Montage nach Czaudi (28. Mai) 1484 erließ, belehrt uns über die ganze Organisation der damaligen Reiterei. Den Kern des Geschwaders bildete der Kürisser, ein von Kopf bis zu den Füßen geharnischter, auf einem bedeckten (geharnischten) Pferde sitzender, mit einer schweren Lanze bewaffneter Mann. Jeder Kürisser mußte sieben Mann in's Feld mitbringen, einen andern jungen Edelmann mit geneterischer (leichter) Rüstung, einen Trabanten mit einer Hellebarde, einen Knappen, der so groß und stark sei, daß er in drei Jahren Trabant sein könne, einen mit zwei Pferden, einen leichten Büchsenschützen und zwei berittene Knechte, sogenannte Einrosser oder Einspänner, mit einer Lanze leicht bewaffnet. Seinen Trabanten mußte der Kürisser selbst erhalten, für seine übrigen Leute bekam er vollen Sold ausgezahlt. Die die Reiter sich kleiden wollten, war ihre Sache, vorangelegt, daß sie bei einer der vier Farben des Kaisers, roth, grün, weiß und gelb, blieben. Ihre Fahne war mit denselben vier Farben verbrämt und führte in der Mitte ein Feuereisen und ein burgundisches goldenes Kreuz, mit Flammen besprengt.

Was die Fechtart der Reiterei betrifft, so war sie sachlich auf die Wirkung des Stoßes der schwerrn Lanzenträger berechnet. Das Geschwader bildete beim Angriff ein Viereck, zuweilen ein gleichseitiges, in der Regel ein länglicheres. Im ganzen ersten Gliede und an den Langenseiten ritten Kürisser. Bis auf sechzig Schritt vom Feinde blieb der Haufen in Schritt oder Trab, in dieser Nähe erst wurden die Pferde, die sonst den Athem verloren haben würden, in Galopp gesetzt, und es galt nun den Versuch, die gegenüberstehenden Reihen durch die Wucht des Anpralls zu durchbrechen. Mißlang das, so war auch gewöhnlich der ganze Angriff gescheitert. Uebte der Stoß aber seine Wirkung, so wurde der Sieg durch die nachsprengenden Glieder der leichtrn Reiterei vollendet.

Kaiser Karl V. nahm einige Aenderungen vor. Er theilte die Reiterei in schwere und leichte. Die erstere bestand aus Lanzierern, den ehemaligen Kürissern, und Kürassierern. Der Lanzierer, vollgharnischt wie der Kürassier, hatte immer das beste Pferd, und seine Hauptwaffe war eine schwere Lanze. Der Kürassier führte einrn auf Hieb und Stoß eingerichteten Pallasch mit großem Korbe und eine Pistale. Diese schwere Reiterei, die wie die alle durch wuchtigen Anprall wirkte, hat bis in die zweite Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts manche Schlacht entschieden und sich auch in den Niederlanden und bei den Hugenottenkriegen in Frankreich bewährt. Zu der leichten Reiterei zählte man zwei Arten von Schützen, Arquebusiere zu Pferd und Karabiniere. Beide unterschieden sich blos durch die Länge der Feuerwaffe, die bei den Arquebusieren dritthalb, bei den Karabinieren vierthalb Schuh maß. Die leichten und ungeharnischten Pferde und die Schutzwaffen (Pickelhaube, Brust- und Rückenharnisch, Panzerärmel und Blechhandschuhe) waren bei beiden gleich. Die Einrichtung dieser leichten Schützenregimenter repräsentirt den Eintritt des Bürgerthums in die adelige Waffe der Reiterei. Noch ein Jahrhundert später war die schwere Reiterei die Aristokratie, die leichte Reiterei die Demokratie des reisigen Zugs. Schiller gibt einen Beweis der tiefen Studien, die er über die Zeit des dreißigjährigen Kriegs gemacht hat, wenn er in Wallensteins Lager den von spießbürgerlicher Beisheit und Schwerfälligkeit strotzenden Wachtmeister zu einem Karabinier macht, dem flotten Holk'schen Jäger das Urtheil über Arquebusiere in den Mund legt: „Es sind Tiefenbacher, Gevatter Schneider und Handschuhmacher", und die Kürassiere als Aristokraten auftreten läßt.

Schiller läßt in jenem unvergleichlichen Vorspiel drei Waffengattungen erscheinen, deren wir noch nicht erwähnt haben: Uhlanen, Dragoner und Husaren. Die Uhlanen waren im dreißigjährigen Kriege noch keine deutschen Reiter und kamen aus polnischen Hilfsvölkern in Wallensteins Heer. Auch bei den Polen scheint der Uhlan, der später zur eigentlichen Nationaltruppe gewonden ist, nicht ursprünglich heimisch gewesen, sondern erst von den Tataren entlehnt worden zu sein. Einer der ersten deutschen Uhlanen starb 1747 in Dresden und erhielt von August III. ein Denkmal in Uhlanentracht gesetzt, das aber längst verschwunden ist. Zu Oesterreich richtete Kaiser Josef 1784, in Frankreich Napoleon 1807 die ersten Uhlanen ein. Die Dragoner führten eine Pike oder Muskete, die an einem Riemen über dem Rücken hing, und trugen nicht Stiefel und Sporen, sondern eine kurze Hose und Stiefel, weil sie auch zu Fuß Dienste leisteten. Die Husaren waren ursprünglich eine berittene kroatische Miliz und wurden spätrr auch bei den Magyaren gebräuchlich, von denen sie ihren Namen erhielten. Bei dem allgemeinen Aufgebot, der sogenannten Insurrektion, mußte sich nämlich der Zwanzigste, ungarisch: Husgodik, stellen, und aus diesem Wort wurde Husser und später Husar.

Vorübergehend erschienen bei den deutschen Heeren Grenadiere zu Pferd. Da man die Dragoner auch zum Dienst zu Fuß bestimmte, so gab man ihnen ausgesuchte Leute bei, dir nach französischem Vorgang Granaten werfen sollten und Grenadiers genannt wurden. Man nahm zu ihnen ausschließlich Männer von ansehnlicher Größe und kräftigem Körperbau. Sie trugen Bärenmützen und hohe Stiefel, führten lange und krumme Säbel und waren mit Granattaschen zur Aufbewahrung der Granaten versehen. In Frankreich hielten sie sich lange; Ludwig XIV. führte sie 1676 als einen Bestandtheil der königlichen Haustruppen ein, und noch unter Napoleon bestanden sie.

Vom entschiedensten Einfluß auf die deutsche Reiterei wurden die Türken. Ihre Spahis waren eine Lehnsmiliz, größtentheils aus den asiatischen Gebieten, wo die feurigsten, behendesten Pferde, die kräftigsten Menschen, besten Reiter und tüchtigsten Fechter zu Hause sind. Mit Uebungen wurden diese Reiter, von denen jeder seine individuelle Vorbildung für den Krieg mitbrachte, nicht viel behelligt, und die Taktik war eine ebenso einfache wie furchtbare. Die Spahis griffen stets auf den Flügeln des Feindes an, warfen sich in großen unregelmäßigen Massen wie ein Wirbelwind über Alles, was ihnen im Wege stand, brachen sich mit ihren Säbeln Bahn und ließen blos Todte und Sterbende hinter sich. Wurden sie zurückgeschlagen, so breiteten sie sich fächerförmig aus und griffen den feindlichen Flügel, auf den sie es abgesehen hatten, zugleich von vorn, von der Seite und im Rücken an. Um sich gegen diese furchtbaren Reiter zu schützen, führte das deutsche Fußvolk sogenannte spanische Reiter mit sich, die vor dem Treffen in die Erde gepflanzt wurden.

Digitized by Google

Im Kampfe mit den Sphahis bildete sich die österreichische Reiterei vortrefflich aus, namentlich die Husaren. Zum ersten Male kamen diese im schmalkaldischen Kriege nach Deutschland. Sie ritten damals kleine, aber höchst gelenke Pferde, hatten Sturmhauben, große Schilde, leichte hohe Lanzen, Streithämmer und krumme Säbel, lange Gewänder und Halbharnisch, bisweilen sogar Panzer. Man benutzte sie zu Ueberfällen, Streifzügen, Beunruhigung des feindlichen Lagers, Wegnahme von Zufuhren, und sie waren es, die nach der Schlacht von Mühlberg den geschlagenen Protestanten flink nachsetzend, den sächsischen Kurfürsten Johann Friedrich gefangen nahmen. Als sie im dreißigjährigen Kriege wieder erschienen, waren sie weit glänzender als früher ausgerüstet, denn nicht blos ihre Karabiner, Pistolen und Säbel waren mit Silber beschlagen, sondern sie trugen auch Knopfe von Silber und silberne oder goldene Platten auf der Brust. Sie hatten keine Schutzwaffen, doch deckten sich viele Officiere die Brust mit kleinen Drahthemden unter dem offenen Attila oder Rock. Am Tage der Schlacht eröffneten sie den Kampf und suchten die feindlichen Flanken zu umgehen.

Montecuculi und Prinz Eugen der edle Ritter konnten mit ihrer Reiterei schon Siege gegen die Türken erfechten. Die Siege Eugens bei Salankemen und Zantha wurden durch die Reiterregimenter gewonnen. Wie hoch Montecuculi die nadelste der Waffen achtete, ergibt sich aus seiner Aeußerung: „Die Hauptthätigkeit eines Heeres ist das Liefern von Schlachten. Da diese Schlachten gewöhnlich in Ebenen geliefert werden, so ist die Reiterei die Hauptwaffe. Wenn sie geschlagen wird, so ist die Schlacht gewöhnlich verloren; in diesem hingegen die Reiterei siegreich, so ist nicht nur der Feind geschlagen, sondern zugleich auch dessen Niederlage eine vollständige."

In den schlesischen Feldzügen war die durch die Türkenkriege geschulte österreichische Reiterei im entschiedensten Vortheil. Bei Mollwitz griff sie die Preußen nach Art der Sphahis im vollsten Lauf mit dem Säbel in der Faust an und ward sie über den Haufen. Im bunten Gewirr eilten die preußischen Reiter, Feiedrich der Große mitten unter ihnen, nach Oppeln zurück. Die Schlacht ging darum nicht verloren, denn der alte Dessauer kümmerte sich um die Niederlage der Reiter nicht, ging unter klingendem Spiel in der Ordnung des Uebungsplatzes vorwärts und sprengte die feindlichen Reihen. Zietzen und Seydlitz, Reitergenerale, die neben einem Pappenheim und Johann von Werth würdig dastehen, richteten die preußische Reiterei neu ein. Mit welchem Erfolge, sagen und die Tage von Roßbach, Leuthen und Zorndorf. Die letzte Schlacht war für die preußischen Reiter die ruhmvollste. Nachdem sie bereits zwölf Stunden im Sattel gewesen waren, hörten sie endlich die ersehnten Trompetensignale zum Vorgehen, trieben die russischen Reiter vom Schlachtfelde und hieben dann einen großen Theil des Fußvolks zusammen.

Die jetzige österreichische Reiterei ist vielleicht wieder besser als die preußische. Jedenfalls besitzt sie in den Ungarn Husaren, in den Galizern Uhlanen, die ihres Gleichen suchen. Ihre allgemeine Geschichte fällt mit der deutschen Reiterei zusammen, eine Geschichte ihrer einzelnen Regimenter haben wir soeben durch einen Ungenannten erhalten: „Die Reiterregimenter der k. k. österreichischen Armee," von einem ehemaligen Kavallerieofficier. Erstes Band. Die Kürassiere und Dragoner; zweiter Band: Die Husaren; dritter Band: Die Uhlanen (Wien; Leipzig, A. Hoffmann). Die Hauptquellen des Verfassers waren die amtlichen Geschichten, die bei jedem Regiment vorhanden sind. Die Vereinigung dieser Einzelngeschichten in einem besondern Werke kann die Oesterreicher auf ihre Reiterei stolz machen. Nach hunderten zählen die glänzenden Waffenthaten, die hier von größeren Abtheilungen, von kleinen Streifkommandos und Einzelnen, Officieren, Unterofficieren und Soldaten, erzählt werden. Da vertheidigen Uhlanen eine Stadt stundenlang gegen einen dreifach überlegenen, aus allen Waffengattungen zusammengesetzten Truppenkörper, oder Husaren stellen durch Einhauen zur rechten Zeit eine schwankende Entscheidung fest, oder ein Zug Reiter schlägt sich durch ganze Scharen durch, oder ein Soldat rettet seinen Officier, indem er ihm mitten unter Feinden sein Pferd abtritt. Es ist eine schöne Sitte, die Namen von Helden, auch wenn sie keine Könige und keine Officiere waren, der Nachwelt zu überliefern. In anderen Heeren ist man nicht so gerecht.

Ein Angriff, der durch die gegenwärtigen politischen Verhältnisse ein gewisses Interesse erhält, wurde im März 1831 von einem Theile des jetzigen Husarenregiments Baron Simbschen ausgeführt. Die im Aufstand begriffenen Romagnalen, bei denen der jetzige Kaiser der Franzosen mit seinem älteren Bruder sich befand, hatten sich nach Rimini geworfen und dort verschanzt. Die Oesterreicher rückten am 25. heran, ein Zug Husaren des genannten Regiments, vom Fürsten Karl von Liechtenstein befehligt, ritt an der Spitze. Es war ein schlecht früher und regnerischer Tag, eine Kapelle und mehrere Häuser versperrten die Aussicht auf das nahe Rimini. Da tauchten zwei Signalschüsse und ein Husar kam mit der Meldung zurück, daß einige hundert Schritte weiter vor eine feindliche Infanteriemasse die Straße sperre. Fürst Liechtenstein ging vor, um sich näher zu überzeugen, blieb aber dabei nicht stehen, sondern warf sich auf jene Masse, die sogleich das Gewehr streckte. Die Feigen nicht weiter beachtend, ritt er weiter bis zum Thor, welches er so fest verrammelt fand, daß er umkehren mußte. Diese wenigen Minuten hatte jene Romagnolenschar benutzt, ihre Gewehre wieder aufzunehmen und sich hinter einem lebendigen Zaun längst der Straße aufzustellen. Als die Husaren zurückkehrten, wurde auf sie gefeuert und ihnen ein beträchtlicher Verlust beigebracht. Wüthend darüber, brachen die tapfern Ungarn durch den Zaun und hieben von ihren Feinden, die gleich wieder die Waffen wegwarfen, viele nieder. „Ist das bei euch Kriegsgebrauch, Wehrlose zu morden?" rief ihnen ein junger Mann deutsch zu: „ihr seid keine Soldaten, sondern Räuber und Mörder." — Ein Husar antwortete in gebrochenem Deutsch; „Wir Husar Räuber. Ihr Spitzbub, Räuber, Mörder, Gewehr wegwerfen, wieder aufnehmen, Oberlieutenant todtschießen und so viele Husar und Pferd," und spaltete ihm den Kopf. Es ist mit großer Bestimmtheit behauptet worden, unter andern von der Militärzeitung und von der Allgemeinen Zeitung, Beilage zu Nr. 144 vom Jahre 1859, jener bei Rimini erschlagene junge Mann sei der Prinz Napoleon Bonaparte gewesen. Wir glauben jedoch, daß die gewöhnliche Erzählung von seinem Tode, nach der er schon am 17. März in Forli den Kötheln erlag, die richtige ist, obgleich uns auffällt, daß häufig nicht der 17., sondern der 27. jenes Monats als Todestag genannt wird.

Das berühmteste der österreichischen Kürassierregimenter ist das Regiment Prinz Karl von Preußen, das berühmteste Dragoonerregiment das Regiment Fürst Windischgrätz. Jene Kürassiere retteten die Dynastie der Habsburger in einem der gefährlichsten Momente. Am 6. Juni 1619 waren Abgeordnete der Stände in die Hofburg gedrungen, und wollten Ferdinand II. zwingen, ihre Forderungen zu erfüllen. Der Keckste von ihnen, Andreas Thonvadel, Herr von Ebergassing, zerrte den Kaiser am Knopfe seines Wammses und schrie ihm zu: „Kandl, willst unterschreiben?" Plötzlich schmetterten Trompeten, 500 Kürassiere jenes Regiments reiten in den Burghof, und Ferdinand II. war gerettet. Das Regiment hat dafür mehrere Vorrechte erhalten. Es ist das einzige der Monarchie, welches mit fliegenden Standarten und unter Trompetenschall durch die Hofburg ziehen darf, und sein Oberst ist befugt, zu jeder Zeit unangemeldet beim Kaiser einzutreten.

Das Dragonerregiment Windisch-Grätz erwarb sich seinen Ruf auf dem Schlachtfelde dan Kolin. Mehrere Reiterangriffe waren an der Standhaftigkeit der preußischen Vierecke gescheitert, als Graf Thiennes sich erbot mit seinen Dragonern, lauter jungen Leuten, einen neuen Versuch zu

Digitized by Google

machen. „Meinetwegen," antwortete Daun, „aber ausrichten werden Sie mit Ihren Gelbschnäbeln auch nichts." Der Oberst hielte seinen Leuten diese Aeußerung mit und setzte hinzu: „Wir wollen beweisen, daß man auch ohne Bart tüchtig beißen kann." Der Angriff gelang vollkommen und hatte die Folge, daß auf dem rechten Flügel die Schlacht zu Gunsten der Oesterreicher entschieden wurde. Freilich hatten die Dragoner furchtbar gelitten und fünfhundert Todte, darunter viele Officiere, auf dem Wahlplatze gelassen. Bei einer Schwadron waren sämmtliche Officiere gefallen, so daß der Korporal Pforzheim, später Maria-Theresien-Ritter und Oberst des Regiments, den Befehl übernehmen mußte. Zum Gedächtniß dieses Ehrentags und damit immer daran erinnert werde, daß Gelbschnäbel den Sieg von Kolin erfochten haben, erhielt das Regiment von der Kaiserin das schöne, aber sonderbare Vorrecht, vom Obersten bis zum letzten Gemeinen seine Schnurrbärte zu tragen.

Das Regiment Fürst Windisch-Grätz soll seinen jetzigen Namen für alle Zeiten führen. In der Regel wechseln die österreichischen Regimenter ihren Namen so oft, als sie neue Inhaber bekommen, und da auch die Nummern nicht selten andere werden, so läßt sich die Geschichte der einzelnen Regimenter schwer verfolgen. Es würde dem militärischen Geiste dienlicher sein, wenn man historische Namen sorgfältig conservirte. Neue Regimenter möchten mit den Namen von Inhabern, die blos der kaiserliche Hof, aber nicht die Geschichte kennt, immerhin wechseln; sobald sie einen Inhaber oder Obersten erhielten, der sich und das Regiment berühmt machte, müßten sie dessen Namen fortführen, bis etwa ein Anderer noch größere Thaten verrichtete.

Das jetzige Heer Oesterreichs zählt einundvierzig Reiterregimenter. Zwei davon sind Dragoner, zwölf Kürassiere, dreizehn Ulhanen und vierzehn Husaren. Die Stärke dieses reisigen Zugs beträgt im Frieden 40.000 Mann und wird im Kriege auf 51.000 erhöht. Zur schweren Reiterei gehören ausschließlich die Kürassiere, und ihre verhältnißmäßig schwache Zahl von 11.000 Mann beweist, daß man sich in Oesterreich von den leichten Reitern (29.000 Mann) mehr verspricht. Der Stolz des Heeres sind die Husaren. Der Magyar ist ein geborner Reiter, der Säbel seine Nationalwaffe, und auf den weitgedehnten Putzten gedeiht ein Pferdeschlag, der an Ausdauer, Feuer und Behendigkeit nichts zu wünschen übrig läßt. Die ungarischen Husaren haben sich denn auch immer bewährt und noch im letzten italienischen Kriege die Bewunderung ihrer französischen Feinde erregt.

(Eur.)

Unsere Abgeordneten.

Vorausgesetzend, daß unsere Leser die Porträts und Biographien jener Abgeordneten, deren öffentliche Thätigkeit der Wahrung der deutschen Interessen im böhmischen Landtage gewidmet war, mit Befriedigung in den „Erinnerungen" finden werden, haben wir beschlossen, in jedem Hefte von wenigstens zwei derselben kurze biographische Skizzen und zwar auf Grundlage authentischer Daten zu bringen und diesen Bilder beizugeben, welche nach den rühmlichst bekannten Helm'schen Photographien von dem auch in weiteren Kreisen bekannten Maler Gareis auf Holz gezeichnet sind.

Wir beginnen diese Galerie mit

Dr. Alois Prinz und Dr. Franz Schmeykal.

Dr. Alois Prinz, Sohn des in Kempten anno 1835 verstorbenen Stadtgerichtsprotokollisten Dr. Alois Prinz, geboren den 25. Februar 1820 zu Weiler, einem bis 1809 zu Vorarlberg, seitdem zu Baiern gehörigen Marktflecken, absolvirte die Gymnasialstudien in Kempten, die Universitätsstudien, und zwar die der Philologie und Jurisprudenz in München und Berlin. Unter seinen Jugendfreunden, die auf seinen Lebensgang von bestimmendem Einfluß waren, und zur Stunde noch brüderlich mit ihm verknüpft sind, zählt er den Dichter Hermann Linng, der, in Lindau geboren, mit ihm die Gymnasial- und philosophischen Studien durchmachte; ferner den Dr. Konrad Maurer, Professor des deutschen Rechtes zu München, und den Freiherrn Markus von Schnurbein, Stadtgerichtsrath zu München, von denen ihn der erstere zum Studium der von ihm lange gepflogenen Jurisprudenz trieb, und mit denen beiden er dann theils in München, theils in Berlin im regsten und förderlichsten wissenschaftlichen Verkehre lebte. Maurers großes, tiefinniges und gelehrtes Werk über die Verbreitung des Christenthums im skandinavischen Norden ist Prinz gewidmet. Ohne die Zustimmung dieses Freundes that Prinz auch im gereifteren Mannesalter keinen wichtigeren Schritt, so nicht den von Erlangen nach Prag, nicht den vom Landtage in den Reichsrath. — Die Zwischenzeit zwischen dem Universitätsabsolutorium im Jahre 1844 und seiner Habilitation an der Juristenfakultät zu München im Jahre 1850 verbrachte Prinz zum Theil in juristischer Praxis bei Gericht und Advokaten, zum Theil in theoretischen Studien. Die Quellen des römischen Rechtes hatten ihn jetzt bleibend angezogen. Aus dem Kreise einer größeren bis jetzt unvollendeten Arbeit fiel ihm eine Abhandlung über Kompensation ab, welche, inmitten der Aufläufe des Jahres 1848 gemacht, und im Jahre 1849 gedruckt, ihm alsbald die doppelte Berufung zu einer ordentlichen Professur nach Basel, und einer außerordentlichen nach Erlangen eintrachte. Im Jahre 1851 folgte er dieser letzteren. Daselbst verband er sich zu einer eben so glücklichen als langersehnten Ehe mit seiner gegenwärtigen Gattin Karoline gebornen Zenatti. Nach zwei Jahren ward er auf den Wunsch der Universität Erlangen daselbst zum ordentlichen Professor befördert, während fortlaufende Nummern „kritischer Blätter civilistischen Inhaltes" die weitere Aufmerksamkeit der gelehrten Welt auf ihn lenkten. Im Jahre 1855 schlug ihn Professor Arndts bei seinem Abgange nach Wien zu seinem Nachfolger in München vor; Fakultät und Senat München schlossen sich diesem Vorschlage einstimmig an; Fakultät und Senat Erlangen machte Gegenvorstellungen und die Berufung nach München unterblieb. Als aber im Winter des Jahres 1857 eine Berufung von Seite des österreichischen Kultusministeriums an die Universität Prag erfolgte, da vermochte er dem Verlangen nach größerem Wirkungskreise und weiteren Erfahrungen nicht zu widerstehen, so glänzend und ehrenvoll auch die Anerbietungen waren, mit denen ihn der Senat in Erlangen und der Kultusminister in München zum Verbleiben in Erlangen zu bewegen versuchten. Nach drei Jahren glücklicher Lehrthätigkeit in Prag, während deren er sein

Digitized by Google

Lehrbuch über die Pandekten in dessen zweiter Abtheilung fortsetzte, ward er in Karlsbad einstimmig zum Vertreter für Karlsbad-Joachimsthal in den Landtag und hier in den Reichsrath gewählt. Was hier die öffentliche Aufmerksamkeit in weiteren Kreisen auf ihn lenkte, war hauptsächlich seine Berichterstattung in der Lehensdebatte. Seine Thätigkeit hier und dort ehrten Se. Majestät der Kaiser durch Verleihung des Ritterkreuzes der eisernen Krone dritter Klasse, die Gemeinden Karlsbad, Joachimsthal und in diesen Tagen die Stadt Saaz durch Verleihung des Ehren-Bürgerrechtes.

Dr. Franz Schmeykal wurde am 3. December 1826 zu Böhmisch-Leipa geboren, studirte in Prag während der verhängnißvollen Jahre 1848—1849, wurde am 27. November 1851 zum Doktor sämmtlicher Rechte promovirt, war sodann Advokaturskoncipient in seiner Vaterstadt und wußte sich auch in dieser seiner Stellung das allgemeine Zutrauen so zu erwerben, daß er bei den Abgeordnetenwahlen im Jahre 1861 für den Landbezirk Böhmisch-Leipa-Haida-Zwickau-Niemes zum Abgeordneten gewählt wurde. Trat er auch während der ersten Landtagssession nicht in den Vordergrund, da sich ihm hiezu keine Gelegenheit bot, erkannte man doch in ihm den thatkräftigen und aufopfernd fleißigen Mann, als welcher er sich später erwies, und wählte ihn zum Mitgliede des Landesausschusses, in welcher Wirksamkeit er seither wiederholt sein organisatorisches Talent bethätigt hat. Schmeykal ist ein Mann, der, trotzdem er entschieden der deutschen Partei im Lande angehört und sich auch in Wort und That zu ihr bekennt, doch auch den Ansprüchen der Gegenpartei gerecht zu werden sucht und auch wird. Während der zweiten Landtagssession Ordner des Hauses, Mitglied dreier Kommissionen und immer bereiter Wortführer der guten Sache, ist er bei allen seinen Kollegen, überhaupt bei Allen, die je mit ihm zu verkehren Gelegenheit hatten, seines liebenswürdigen Betragens, seiner überall ersichtlichen Humanität wegen beliebt und selbst von seinen politischen Gegnern geachtet, denen er, da er zu den schlagfertigsten, geistreichsten Rednern seiner Partei gehört, mitunter energisch, doch auch selbst da noch schonend und liebenswürdig zu Leibe ging. Schmeykal seither Advokat in Prag, ist einer der Gründer des deutschen Kasino's und bemüht sich überall, wo es nur thunlich ist, mit Wort und That zur Hebung deutschen Geistes, deutscher Geselligkeit mitzuwirken. Seine allgemeine Beliebtheit und die Anerkennung der öffentlichen Meinung wird gewiß nicht der einzige Lohn seiner öffentlichen Thätigkeit bleiben.

Dr. Alois Brinz.

Der Wehe schreiende Stein Husum's *)

Um die Unduldsamkeit der Ehrlichen wider die Unehrlichen, namentlich gegen Gerichtsdiener und Henkersleute **), in einem Gesammtbilde anschaulich aufzufassen, werfe man einen Blick auf die Geschichte der kleinen schleswigschen Halenstadt Husum, welche allen in die Nordseebäder der Inseln Föhr und Sylt reisenden Inländern als ein Stationsort und unfreiwilliger Stapelplatz für mäßige Mittagessen und unmäßige Langeweile wohl oder übel bekannt sein wird.

In Husum scheint sich nämlich im 17. Jahrhundert die Ehrlichkeitsmanie bis zu einer schwindelhaften Höhe gesteigelt und ihre Intoleranz am krassesten an den beiden Markksteinen des irdischen Daseins aller Menschen offenbart zu haben, bei der Wiege und bei dem Sarge der Unehrlichen.

Um einem Scharfrichter oder dessen Knecht ein nur halbwegs christliches Begräbniß zu verschaffen, hatte in jedem einzelnen Falle der Magistrat so unerhörte Kraftanstrengungen zu zeigen, daß Demjenigen, welcher als Stadt-Sekretär des Raths Faktotum war, darüber beinah' der lebendige Athem ausgegangen wäre. Dies geplagteste Sekretariat bekleidete seit 1644 der Rathsverwandte Herr Augustus Giese, Senatorssohn, Eidam seines gelehrten Bürgermeisters Herrn Titus Arzen (eines gewesenen Domherrn zu Hamburg), und Schwäher des Archidiaconi, Ehren M. Crocheii. Herr Giese war ein fleißiger, gewissenhafter Mann, Jurist von Profession, Theologe aus Liebhaberei, ein Mann, dessen Feuereifer ebenso sehr auf die Verbreitung christlicher Wahrheiten, als auf Werke barmherziger Armenpflege gerichtet war. Ein Mann, der unter vielen geistlichen Schriften auch seinem Sohne, einem angehenden Theologen, eine Belehrung über geschmackvolles Predigen ertheilte mittelst einer kleinen Satyre, betitelt: „Muster und Monster einer mit alten und neuen Kirchenvätern durch und durch gespickten Predigt, über einen darin grausam gemarterten und gerupften unschuldigen Text" ꝛc.

Dieser edle Mann hatte bereits Jahre lang mit Lammesgeduld alle spießbürgerlichen Verkehrtheiten der Husumer ertragen, welche ihn seinem Berufsleben, seinem Studien- und Familienkreise entzogen, um ihn als Leichenbesorger der Henkersleute anzustrengen. Allmälig kam aber die christmilde Gelassenheit in's Wanken. Und als nun endlich ein armes Frauenzimmer in Kindes- und Todesnöthen, von aller Hilfe verlassen, schier dahin gestorben wäre, nur weil sie des Schinderknechts Eheweib, das Kind aber wirklich deshalb elend verstarb, da rissen alle Stränge der Giese'schen Geduld, da hörte er die husumschen Steine Wehe schreien, da gerieth der wackere Mann in die gerechteste sittliche Entrüstung, da setzte er sich zu deren Ausströmen hin, und schrieb sein unsterbliches Werk:

„Der Wehe schreiende Stein über die Gräuel, daß man die Diener der Justiz nicht zu Grabe tragen, auch ihren Frauen in Kindesnöthen Niemand helfen

*) Von Dr. Otto Beneke.

**) Diese wurden ehedem für unehrlich gehalten.

Digitized by Google

wollen, — aufgerichtet zu Husum 1685, von einem Hauptparticipanten der Leiden, so der Magistrat darüber eine gute Zeitlang außgestanden."

Dies Buch erschien damals anonym in Hamburg 1687, später mit des Autors Namen in Schleswig 1698, und ist in mehrfacher Hinsicht eine kostbare Rarität, weshalb auch demselben die interessantesten Fakta mitzutheilen, gewiß verdienstlich sein wird. „Was Herzeleid", sagt Herr Giese, „was Herzeleid der husumer Rath allemal ausgestanden, wenn solcher Justitiarer Einer verstorben, und seine Leiche hat sollen gewaschen, angekleidet, beschickt und zu Grabe getragen werden, das ist gar nicht auszusprechen, das sei Gott im Himmel geklagt mit schwerem Seufzen!" Früher waren diese Leiden niemals vorgekommen, erst seit 1630 begann die Zeit der schweren Noth.

Damals nämlich, so erinnert sich Herr Giese aus seinen Knabenjahren, damals war Meister Albert Möller, Scharfrichter zu Husum, Todes verstorben. In seinem Dienste ein unsträflicher Mann, hatte er sich auch letztwillig als Freund der Armuth bewiesen, um ein gut Gerüchte hinter sich zu lassen. Er wurde zu Grabe getragen, wie Herkommens, durch die sogenannten Bierträger, sechs übelberufene Subjekte, die man zum Greifen der Diebe und anderer Bösewichter zu gebrauchen pflegte. Dies Leichenbegängniß bot aber ein so jämmerliches elendes Spektakul, wie dasumal noch nie gesehen, dieweil die sechs alten, trüppelhaften, ungleich gewachsenen Kerls, welchen die starke Leiche zu schwer war, mit ihr stolperten und strauchelten, daß es eine Schande war. Einer hatte beim Aufheben der Bahre seinen Hut auf den Sarg gelegt, und konnte ihn nun nicht wieder herablangen. Dahero er baarhäuptig weiter schwankte, sein alter schofter Deckel aber als lächerliche Zierath liegen blieb auf des Henkers Sarg, zum Hohn und Spott des ruchlosen Pöbels. Und wie bitterlich hierüber Wittwe und Kinder des Seligen geweinet haben, das hätte die Bierträger rühren müssen, wenn sie nicht Klötze gewesen wären, die, bei Lichte besehen, den ganzen Skandal abschändlich herbeigeführt hatten, um künftig mit solchen Lasten verschont zu bleiben.

Dr. Franz Schmeykal.

Der Sohn und Nachfolger, Meister Philipp Möller, ein ebenso tadelloser Dienstmann der Justiz, trachtete schon, bei Lebzeiten noch besserer Beglaubigungsweise, als seinem armen Vater zu Theil geworden war. Um recht sicher zu gehen, sprach er ehrliche Leute aus der Bürgerschaft freundlich daenm an, ob sie ihm bei seinem Tode den letzten christlichen Dienst erweisen wollten, und durch sein Wohlverhalten brachte er es auch dahin, daß ihm eine genügende Zahl Bürgee auf Treu' und Glauben versprach, seine Leiche dermaleinst zu tragen. So entschlief er getrost, aber seiner Wittwe wurde bald genug klar, was solch' Versprechen auf sich gehabt. Als sie zur Leiche lud, da ging's wie im Evangelio, Einer hatte eben ein Weib genommen, der Andere einen Ochsen gekauft, kurz Jeder sagte: ich bitte Dich, entschuldige mich. Rasch entschlossen erwirkte sie binnen weimal 24 Stunden ein landesfürstliches Edikt von Gottorp, welches einem Jeden, der sich diesem Leichentragen entziehen würde, nachdem der Magistrat zuerst die Bahre angefaßt, sowie Jeden, der einen Träger deshalb schmähen würde, mit scharfer Strafe bedrohte. Dennoch, wie verlief die Sache so ärgervoll! Titus Azenius sah's ahnungsvoll vorher, aber sein wackerer Eidam, der niemals Arges von seinen Mitmenschen dachte, wollt's nicht glauben, und meinte, das müßte ja eine besondere Ueberraschung sein, wenn's nun wo fehlen sollte. Freilich Rath und Klerus thaten das Ihrige, der Rath erschien in corpore in der Frohnerei, Vügermeister, Senators und Exekutarius, Alle stellten sich an die Bahre, huben und trugen den seligen Henker über drei Schritte weit, worauf sie niedersetzten, damit nun die bürgerlichen Träger das Werk weiter förderten. Es ja doch! Einige traten wirklich herzu, aber siehe da, nur ihree Dreie. „Süh so, Giese", sprach Titus Azenius, „da fehlt Claß Hansen, da fehlt Hans Claasen, da fehlt Nils Nissen! Süh so, Giese, da heft du dine Deerrasching!" Es fehlten wirklich ihrer Dreie, so sich heimlich absentiret hatten, während der Rath gerade mit der Bahre sich abgeschleppt und sie aus den Augen verloren hatte. Die übrigen Drei wollten und konnten nicht vom Fled!

Was war zu thun! Rathsherren und Pastores gingen vorerst auf die Gasse, um daselbst einen oder den andern Vorübergehenden mitzuwohl zum Mitaufladen zu persuadiren. Wie viele gute Worte mußten diese edlen Herren spendiren, bis sie die drei fehlenden Rothhelfer glücklich breit geschlagen hatten, und welch' ein hochverdienstlich Werk bei Gott und löblichem Magistrat meinten diese armseligen Menschen zu verrichten! Indessen, so geschah's denn doch, „daß dasmal der Leich noch so ziemlich anständig zu Grabe kam." — Aber gegen das gedachte fürstliche Edikt brachten die hochmüthigen vier großen Zünfte zu Husum, die Schneider, die Schuster ꝛc. es richtig zu Wege, daß ihre Genossen von dieser Art Leichentragen gänzlich eximirt blieben, wodurch die ganze Anordnung ein Loch bekam, denn zu den vier großen Zünften hielten sich viele einzelne Handwerker, deren Gewerke keine eigene Korporation bildeten.

Nun, das war abgemacht und schien vergessen, da verstarb ein guter ehrlicher Mann in Husum, ein Rademacher, und sollte begraben werden. Schule und Gesolge waren bereits da, aber vergebens erwartete man die Träger, diese blieben ohne Umstände gänzlich weg, und von den Anwesenden wollte Niemand hilfreich hinzutreten, — so daß zuletzt, nachdem man zum puren Zeitvertreib drei Gesänge gesungen, mehrmals geläutet und ge läutet hatte, schließlich die ganze Gesellschaft unverrichteter Sache wieder nach Hause gehen, und die Leiche unbegraben zurücklassen mußte! Und was hatte der Rademacher verschuldet? Ach, ein unsühnbares Verbrechen; er hatte einst als Nachbar sich vermögen lassen, dem verstorbenen Scharfrichter das Todtenhemde anzuziehen! Und das war in all' den Jahren noch nicht abgetäkt, noch immer nicht vergeben und vergessen! Der Rath nahm aber diese Sache sehr ernst. Als er einen der ausgebliebenen Träger sofort bestrafen wollte, erkuhpirte sich der Mann damit: „es sei gerade heute sein Paaschtag", d. h. er habe Morgens das heilige Abendmahl genossen. „Si, du Phariseer," sagt Herr Giese, „das also war die christliche Liebesfrucht deiner Passahfeier!" Ebenso dachte auch M. Crodelius, welcher Magistratum ganz unumwunden von der Kanzel zum Abstrafen der ausgebliebenen Träger encouragirte, sagend: da ein Dieb au seinem letzten Paaschtage sogar an den Galgen gehenket werde, so könne man einen solchen Barbaren, der sein Bischen Christenthum um soviel mehr am Paaschtage hätte praktisiren müssen, ganz getrost in's Loch stecken. „Und," fügt Herr Giese hinzu,

Digitized by Google

„meine geflügelte Rechte hätte gar gern das Ihrige dem ver— Kerl hinzugethan."

So ging's nicht länger, das sah nunmehr der Rath ein. Er verordnete also, unter landesherrlicher Konfirmation, daß die deshalb bis auf 8 Mann und 1 Wachtmeister zu vermehrenden Nachtwächter pro futuro den Scharfrichter und seine Leute, wie auch die Büttel, Häscher und Schergen, zu Grabe tragen sollten. Die Nachtwächter aber galten bis dahin zu Husum, woselbst sie zum Diebsgreifen nicht gebraucht wurden, für höchst ehrliche Leute, denen kein Dienstmakel anklebte, da ihr gelegentliches Aufliesen Betrunkener von der Gasse gar nicht in Betracht kam. — Die ehrlichen Nachtwächterleichen, so schloß der Magistrat, sollen dann von Handwerkern und andern Bürgern getragen werden, und so meinte er Alles weise geordnet zu haben. Der Mensch denkt, Gott lenkt!

Die Nachtwächter hatten bereits einige Male willig und sehr ehrbar ihrer neuen Pflicht genügt, als eines Tages ein Nachtwächterkind starb; das sollte denn nun, nach der Verordnung, von den Handwerkern getragen werden, aber, Herr du meines Lebens! wie ging da das Lärmen los! Denn die Zunftgenossen, welche die Reihe traf, weigerten sich, die Kindesleiche zu tragen, weil der Vater mit den andern Nachtwächtern mehrmals unehrliche Henkersleichen getragen hätte! Der Rath konnirte die Handwerker einzeln, stellte ihnen in der Güte, wie mit obrigkeitlichem Ernst vor: Vernunft und Unsinn, Christenthum und Barbarei, Himmel und Hölle; der Rath predigte, bat, flehte, beschwor, schalt, gewitterte. — Nichts half den Starrköpfen gegenüber, als das Einpferren des Rädelsführers, eines Schuhmachermeisters, der im Bürgergehorsam so lange saß, bis dieser in ihm saß, d. h. bis er folgsamen Sinnes wurde. Indessen stand die Leiche des Nachtwächterkindes drei Wochen lang unbeerdigt; andere fromme Hände wollten sich zwar darüber erbarmen, aber der Magistrat sagte: Nein, der Handwerker Trotz muß gebrochen werden, sie sollen endlich doch tragen. Und sie trugen. „Ach", sagt Herr Giese, „es waren schreckliche drei Wochen, Bürgermeister und Rath ärgerten sich bald todt, wünschten, auf solche Weise nicht länger zu leben, geschweige im Amte zu bleiben." Da diese Herren in solcher Rathsfritis nun ihre Entlassung in Gotrorp forderten, wenn nicht sofort Wandel geschafft werde, so schritt die Regierung ein, und trieb die aufrührerischen Handwerker zu Paaren.

Dennoch, dennoch kamen immer wieder Excesse vor. Einem fremden Fußknechte, wie man die Amtsdiener, Büttel oder Pedelle auch zu nennen pflegte, verstarb in Husum jähen Todes seine kleine Tochter, die er auf einer Dienstreise mitgenommen hatte. Ja, da ward Niemand, der das Kind tragen wollte, und, weil's kein husumer Stadtkind, zu tragen gezwungen werden konnte. Der gebeugte Vater wollte sich eben dazu bequemen, sein Kind selbst und ganz allein zu Grabe zu tragen, als Herr Giese ihm einen seiner Drescher zur Hilfsleistung beigab, der vom Lande war und christliche Barmherzigkeit kannte. Regelmäßig, wenn dergleichen Dinge vorkamen, hatte der Magistrat, der so gern mit seinen Bürgern in Frieden lebte, ein paar Wiederspenstige zu strafen. Dann war's ein Leinweber, der sich zu vornehm dünkte für's Tragen der Leiche eines Nachtwächters, und allemal auf Reisen ging, wenn die Reihe ihn traf. — Dann war's ein Weißbäcker, der bei solcher Gelegenheit seines erforderlichen Feierkleides ermangelte, und aus Trotz in schmutzigsten Arbeitskittel bei der Bahre erschien. Natürlich wurden Beide regelmäßig mit Arrest bestraft, aber was verfing's?

Ein paar Jahre darnach verstarb ein blutarmer Mann, freilich nur ein Schinderknecht, aber wie Herr Giese versichert, ein weiser Rabe, ein christlicher frommer Mann, der gewohnt war zu segnen, wo man ihm fluchte. Was Gutes er auch gethan, kein Mensch hat's ihm je gedankt, denn wer hält' einem solchen Knecht ein Wort gönnen mögen? So verstarb er denn ganz einsam und verlassen, und lag dann tagelang uneingekleidet, bis endlich einige gutherzige Frauen vom Lande sich dazu animirten, daß sie ihrer zwölfe das gute Werk gemeinsam verrichteten, worauf die Nachtwächter es zu Ende brachten.

Es war im Jahre 1685, grade als dies Unwesen in Husum am üppigsten blühte, da kam ein Frauenmensch in die Frohnerei und genas daselbst mit Beihilfe der Frau des Scharfrichters, eines Kindleins. Selbes mußte doch binnen drei Tagen christlich getauft werden, aber weit und breit wollte kein Mensch Pathenstelle bei ihm vertreten. Denn in der That war dieser arme Wurm merkwürdig unehrlich, nämlich vierfach. Erstens, als unehelich geboren; zweitens, von einer in Frohnshänden befindlichen Mutter; drittens, in der Frohnerei, und viertens sofort bei der Geburt in Empfang genommen von der, unehrlichen Frohnsfrau. Der Casus war deshalb so verzweifelt delikat, daß die Geistlichkeit jede Beeinflussung ihrer Beichtkinder zu Gunsten des ungetauften Kindes entschieden ablehnte. Also wiederum der Rath war's, der sich darein legen mußte, d. h. Herr Giese. Da wurde denn wieder manch' vergebliches Wort verschwendet, und vieles Persuadiren blieb umsonst. Endlich trat eine bereits erwachsene Tochter derselben Mutter auf, und ließ sich bereit finden bei dem Halbschwesterchen Gevatter zu stehen. Und, aber nach einer geraumen Weile, kriegte der Rath auch einen Bürgersmann, der alle Ursache hatte ihm gefällig zu sein, bei den Haaren dazu, daß er zweiter Gevatter wurde. Der Rath schob das erforderliche Pathengeschenk zusammen, und somit war wieder ein gutes Werk mehr gethan in Husum. Das hatte Herr Giese wiederum äußerst mühsam zu Stande gebracht, drum freute sich der liebe gute Mann ausnehmend über das endliche Gelingen. Als er nun eben so recht in Gott vergnügt und still zufrieden zu Hause saß und sein Nachmittags-Pfeifchen tauchte und denkt: Gottlob, daß dies so friedlich abgelaufen, was passirt? Da kommt dieses Gevatters Tochter angelaufen, mit Heulen und Greinen, rauft sich das Haar vom Kopfe vor Herrn Giese's sehenden Augen, und schreit ihn an: weshalb man ihren alten ehrlichen Vater so geschändet habe, daß er bei dem Wechselbalge in der Frohnerei habe Gevatter stehen müssen? Wi Ehren se er grau geworden, und solle nun unehrlich in die Grube fahren. denn kein Anderer als die Nachtwächter würden ihn schließlich begraben wollen, — und was des eiteln Zetergeschrei's mehr gewesen ist, womit das einfältige Weibsbild Herrn Giese's Haus angefüllet. Herr Giese hatte noch seine Engelsgeduld bei der Hand; freundseligst stellte er der Verblendeten alles Vernünftig-Beruhigende vor, was nur erfinnlich und menschenmöglich; er zeigte ihr, was wahre Ehre sei, und worin sie bestünde, und wie nichtig die falsche sich erweise. Aber das Alles war tauben Ohren gepredigt, das böse Frauenzimmer unterbrach ihn wohl zehnmal mit ihrem Gebell, und brach endlich in offenbares Schimpfen und Schandiren wider den Rath und insbesondere wider Herrn Giese aus. — Da aber plötzlich änderte Der den Ton, da kehrte er einmal das Rauhe nach außen, da las er ihr einen Text, so derb, da kanzelte er sie ab, so donnerwettermäßig, daß sie verblüfft das Verstummen kriegte. Da schloß er seine Strafpredigt — ach es muß heraus, was Herr Giese in seinem gerechten Zorn leider etwas anstößlich geäußert hat, — da schloß er also seine Rede: sie solle flugs hingehen, wo sie hergekommen; sie solle sich geschwinde auf ihren Hintern setzen und hurtig das Spinnrad zwischen ihre Beinschienen nehmen, — sonst werde er sie dahin bringen lassen, wohin sie gehöre, nämlich in's Hurdeloch!

Auf diese grausame Alteration folgte zum Glück eine Pause voll süßen Friedens. Der Rath hatte Zeit sich zu erholen und neue Kräfte zu sammeln zu dem Ereignis, welches ihm noch bevorstand, ohne daß er's wußte. „Waren doch," sagt Herr Giese, „all' die thörichten, ungereimten, ja unchristlichen Dinge, so vorhergegangen, ein wahres Kinderspiel gegen die Gräuel, so sich im Jahre 1684 mit dem andern Sexa begeben!" — Die Sache war diese.

Digitized by Google

Ein Mann, welcher „unter denen, so der Justiz und der Gemeinde in ihrer Weise dienen, der Geringsten einer" (d. h. ein Schinderknecht), hatte eine ihm angetraute Frau, was zufällig, so lange Husum stand, noch niemals vorgekommen war. Daß die Gesammtheit des weiblichen Geschlechts der Stadt diese Frau, welche diesen Mann geheiratet, für verächtlich unter'm Nachtwächter, was sag' ich, selbst unter ihrem Ehemann, ja für das allerverworfenste Geschöpf auf Gottes Erdboden hielt, das wußte freilich Jedermann der ganzen Stadt, nur einzig dem Senat war's verborgen geblieben, vielleicht weil seine Damen Ursache hatten es ihm sorglich zu verhehlen. Da ereignete sich nun eines Tages das bisher in Husum Unerhörte, daß es der Frau des „Mackerknechts" erging nach Frauenweise, nämlich daß sie ein Kindlein erwartete. In Senatu war von Dieser Erwartung wohl gelegentlich die Rede, doch ging man stets darüber zur Tagesordnung; denn ahnungslos, wie die Herren waren, glaubten sie versichert zu sein, daß ein in solchen Dingen erfahrenes Weibsbild sich nicht entlegen würde, mit der bei der Katastrophe unumgänglichen Hilfsleistung der Benöthigten beizuspringen; und zwar um so gewisser, da das weibliche Geschlecht von Natur weicher und mitleidiger als das männliche, sich sonderlich stark für alle die Geburtsaffairen angehenden Fälle interessiret. Aber weit gefehlt! Wie bitter fanden sich die weisen Herren getäuscht, als der kritische Moment nahete! Keine Seele wollte sich dazu hergeben, selbst das geringste Tagelöhnerweib glaubte sich zu verunehren, wenn es in die Hütte der Armen ginge zu solcher Assistenz. Man kriegte die vom Rath bestallte und salarirte Bademutter vor, welche jeder armen Frau in Kindesnöthen gratis beizustehen hat, aber auch diese weigerte sich entschieden, und verrieth, daß ihr von allen Frauen ihrer Kundschaft streng verboten sei, sich darein zu meliren; denn nimmermehr würden sie ihre Hilfe je wieder fordern, wenn sie sich beikommen ließe, dem bewußten Weibe democh zu helfen und sich dadurch zu schänden! Es vermehrte den bittern Aerger des Raths ungemein, als er erfuhr, daß unter den konspirirenden Frauen der Stadt auch seine eigenen besseren Hälften sich befunden. Was es zu Hause gesetzt hat, das verschweigt Herr Giese, aber was man in Curia beschloß, theilt er mit. Die Bademutter wurde ihres Salairs auf ein Jahr beraubt, und den Frauen der Stadt wurde erklärt: wofern sich nicht binnen 24 Stunden eine Frau fände, die der bewußten beispränge, so werde E. E. Rath überall keine Bademütter weiter dulden, sondern dafür sorgen, daß künftighin Mannspersonen des Barbiererams den Frauen die benöthigte Hilfe leisten sollten. Damit war Trumpf ausgespielt. Diese Drohung klang zu fürchterlich, ein altes armes Weib fand sich zufällig bereit, zu helfen. Ihr gelang es dann, die Arme, welche mitlerweile in mehrtägigen Leiden um Gottes und Christi willen nach Hilfe geschrieen, und nun mehr todt als lebendig war, von einem bei diesem grausamen Handel elend hingeopferten todten Kinde endlich zu erlösen! Aber die alte Samariterin, die diese Nothhilfe so gut oder übel sie es vermochte geleistet, ist bald darnach gestorben, und hat als Lohn ihrer Gutthat keinen einzigen Liebesdienst von andern Frauen empfangen, die ihre Leiche tagelang stehen ließen, bis endlich wieder der Rath seine Nachtwächter dazu kommandiren mußte.

Das sind die Gräuel, über welche in Husum die Steine seufzen, „Gräuel unter getauften Christen, daß der Himmel darüber erschwarzen möchte."

Autor schreiet Wehe über Wehe! Er wiederholt es: was er die 38 Jahre lang, da er im Rathe gesessen, und mit ihm alle seine Kollegen, von dieser Ehrlichkeitswuth der Husumer gelitten, das glaube kein Mensch, wenn er's auch beschreiben könnte! Immerdar saß er quasi auf einem Vulkan! Wenn nur verlautete, daß dieser oder jener Häscher, Büttel oder Scharfrichterknecht krank sei, dann ist die Angst angegangen; zwischen Furcht und Hoffnung schwebend, mehrte sich der Schrecken, je übler die täglich eingezogenen Nachrichten über des Patienten Befinden lauteten, weniger seines Todes, als seines Begräbnisses wegen. Wenn es dann hieß (sagt Herr Giese), der arme Kerl sei kränker, werde schwerlich aufkommen, liege in agono mortis, — dann ist ihm das Herz immer enger in die Presse gegangen; er wußte ja, was es auf sich hatte, solch' einen Justizdiener unter die Erde zu bringen. Wenn dann endlich die Post kam: er ist todt! dann sagte Herr Giese mit kalter Verzweiflung: „Unglück, nu gah' dinen Gang!" Und dann ging der ganze Teufelsspektakel los. Niemand wollte tragen. Jeder exkulpirte sich; des Ueberlaufs und der Querelen aller Art war kein Ende, das Intriguiren, Kabbaliren, Verleumden, Verketzern blühte an allen Ecken. In solchen Tagen mußten alle andern Offizia des Raths ceßiren, die Gerichtsaudienzen fielen von selbst weg, denn der Rath mußte wichtigere Dinge vornehmen, er mußte bitten, bereden, befehlen, Strafen diktiren, bequiren, alles einzig in Bestattungsangelegenheiten eines Büttelknechts; er mußte überall nachsehen, kontroliren, aufpassen, daß Keiner desertire, — und analitor die Leichenbahre selbst mit eigenen wohlweisen Händen anfassen, aufheben und drei Schritte weit tragen, zur Ehrlichmachung des Kondukts, sonst hätte kein Teufel angefaßt zum Tragen!

Von vorerwähntem frommen Schinderknecht (dem weißen Raben), erzählt Herr Giese eine edle kühne That. Als Anno 1634 bei der erschrecklichen Wasserfluth so viele Menschen umgekommen, da treibt unweit des Strandes ein Mann vorüber, rittlings auf einem Gefäß sitzend, in Todesangst mit heiserer Stimme um Hilfe schreiend. Am Ufer standen viele ehrliche Leute, die flichten Strandsegen auf; sie sahen die Noth des Nächsten wohl, da aber Gefahr beim Retten war, so ließen sie den Halberstarrten weiter treiben, ihretwegen in des Todes offenen Rachen hinein. Eines Steinwurfs weiter stand der Abdeckerknecht, der machte keine Beute, sondern verrichtete seinen Dienst in Bezug auf das verlorene Vieh. Als der den Verunglückten winseln hörte, und gewahrt, wie seine ehrlichen Mitmenschen ihm nicht beistanden, da hat er sich in's Wasser gestürzt, hat unter eigener Lebensgefahr gekämpft mit den Sturmfluthen, und hat ihnen den erstarrten Mann glücklich abgerungen, den er dann bei der Mortumer Pähre an's Land gebracht. Und was war sein Dank? Ja, sagt Herr Giese weiter, er war ein braver Ehrenmann, trotz seiner schlechten Hantirung, und eben so brav wie der Stockmeister und Frohn in der Freistadt Philippi in Macedonien (Apost. Gesch. 16), der gegen Paulus und Silas so demüthig sich bezeigte, ihnen die Striemen abwusch und ihre Wunden verband, weßhalb auch der heilige Apostel, der doch ein ganz anderer und verzweifelt viel besserer Mann war als ein husumer Spießbürger, es nicht verschmäht hat, an seinem Tische mit ihm zu essen und zu trinken, was kein Husumer getan hätte! Ich, ein Husumer würde vielleicht lieber mit dem Teufel zu Abend speisen, als mit einem Apostel St. Paulus, nachdem derselbe mit dem Frohn zu Philippi zu Mittag gegessen hätte! —

Daß endlich mittelst landesherrlicher Regierungs-Intervention diesen schier heidnischen Zuständen in Husum gründlich und für immer abgeholfen worden, das ist der tröstliche Schluß dieses lehrreichen raren Buches.

Literatur und Kunst.

— Im Verlag der k. k. Universitäts-Buchhandlung von Fr. Becke in Prag ist soeben der erste Theil eines äußerst interessanten, „Sagenbuch von Mähren und Böhmen" betitelten Buches erschienen, das Dr. Josef Virgil Grohmann, den bekannten Bearbeiter der Klanzek'schen literarischen Hinterlassenschaft zum Verfasser hat. Der Verfasser sagt in der

Digitized by Google

Vorrede, diese Sammlung sei der erste Versuch, endlich auch die echte, böhmische Volkssage der Wissenschaft zuzuführen. Dies kennzeichnet den Standpunkt, von dem aus das vorliegende Werk beurtheilt werden muß. Wenn auch für ein größeres Publikum geschrieben, soll es doch nicht bloßes Lesefutter für Sagenliebhaber sein, es soll eben die böhmische Sage als den wichtigsten Theil der Volkspoesie wissenschaftlich behandeln und dem Literaturhistoriker Material bieten zur Beurtheilung jener Perioden, aus denen die verschiedenen Sagenkreise stammen. Es ist demnach der Sammlung ein förmliches System zu Grunde gelegt, ähnliche, in verschiedenen Gegenden verschiedene Sagen nebeneinandergestellt, die Kriterien der einzelnen Abtheilungen vom Verfasser erklärt und ersichtlich gemacht und dem Leser Gelegenheit geboten worden, den Ursprung und die Entstehungsgeschichte der einzelnen Sagen sich selbst und ohne viele Mühe zu deduciren.

Wir wollen unseren Lesern schon heute, so wie auch in der Zukunft Proben dieser sorgsam und mit anerkennenswerthem Eifer gesammelten Volkssagen bringen, da sich hieraus am besten auf den literaturhistorischen Werth des Buches schließen läßt. Die Hauptperson eines ganzen, nicht unbedeutenden Sagenkreises bilden die sogenannten Schicksalsrichterinnen, die als Göttinnen der Geburt, der Heirat und des Sterbens bei jeder Geburt erschienen, um das Schicksal des neugebornen Kindes zu berathen. Um für dasselbe einen günstigen Spruch zu erwirken, stellte man für die Schicksalsrichterinnen Brod und Salz, wohl auch Bier auf den Tisch, und meinte, daß sie davon genößen. Eine hierauf Bezug habende Sage enthält die Grohmann'sche Sammlung unter dem Titel:

Der Stecknadelkopf.

Ein Handwerksbursche ging auf seiner Wanderschaft bei Nachtzeit durch einen finstern Wald und kam zu einer ärmlichen Hütte. Da es eben anfing arg zu wettern, trat er ein und bat um ein Nachtlager. Der Hauswirth aber sagte: Mein Weib liegt in den Wochen, ich kann euch nicht aufnehmen. Aber der Handwerksbursche bat inständig, ihn doch nicht in das schlimme Wetter hinauszujagen. Da ließ ihn der Hauswirth weiter und wies ihm die Hölle zum Nachtlager an, das ist der Platz hinter dem Ofen. Inzwischen war das erwartete Kind auf die Welt gekommen und war ein Mädchen. In stiller Mitternacht nun, als alles schlief und die Wöchnerin auch, hörte der Handwerksbursche ein leises Geräusch, und wie er hinter dem Ofen hervorschaute, gewahrte er drei weiße Frauen, die saßen am Tische und aßen von dem Brode und dem Salze, das man ihnen vorgelegt hatte, und dabei beriethen sie über das Loos des Kindes. Endlich sagte die eine: Wen geben wir ihr zum Manne? Den hinter dem Ofen, erwiederte die andere. Und er soll durch sie den Tod haben, sagte die dritte. Hierauf erhoben sie sich leise und verschwanden. Es waren die Schicksalsrichterinnen, die Sudičky.

Der Handwerksbursche hinter dem Ofen aber erschrak gewaltig, als er die Rede der weißen Frauen gehört hatte. Ich soll so lange warten, bis ich heirate, und dann nach den Tod durch sie haben, dachte er bei sich und stieg leise aus der Hölle heraus, ging zum Kinde, das ruhig in der Wiege schlummerte, und stach ihm eine Stecknadel in den Kopf. Das Kind schrie auf, er aber eilte aus dem Hause und lief davon.

Als das Kind zu weinte, erwachte die Mutter; sie wußte aber nicht, was geschehen sei. Das Kind ließ sich denn auch stillen und wuchs auf, ohne daß Jemand die Nadel in seinem Kopfe bemerkt hätte. Als das Mädchen erwachsen war, und schon Vater und Mutter verloren hatte, ging es nach Prag in den Dienst. Hier begegnete ihr oft, wenn sie auf den Markt ging, ein Mann, der sie immer so freundlich anschaute. Er war zwar nicht mehr jung, aber er gefiel ihr, und eh ein Jahr vorüber war, hatten sie sich geheirathet und lebten glücklich und zufrieden. An einem Sonntag-Nachmittage nun bat die Frau ihren Mann, er möge ihr auf dem Kopfe kramen. Der Mann that es ihr; dabei kam er auch auf die Stelle, wo das Stecknadelköpfchen hervorragte. Der Mann erschrak. Es war der nämliche Mann, der damals bei der Geburt des Mädchens in der Hütte ihrer Eltern übernachtet hatte. Er war von dort nach Prag gegangen, war Bürger und Meister geworden und hatte sich ein hübsches Vermögen erworben. Als er aber jetzt den Stecknadelkopf im Kopfe seiner Frau fand, erinnerte er sich alsogleich an jene Nacht und an den Spruch der Laokrichterinnen, und fragte die Frau, woher sie das habe? Sie wisse nicht, was es sei, sagte die Frau, es sei ein altes Zeichen. Es ist ein Nadelköpfchen, sagte der Mann, darf ich es herausziehen? Und er faßte das Nadelköpfchen und zog ihr richtig die Stecknadel aus dem Kopfe. Augenblicklich aber strömte auch das Blut hinter der Nadel und ließ sich nicht mehr stillen. In einer Stunde war seine Frau eine Leiche. Da erfaßte den Mann eine wilde Verzweiflung, weil er Schuld sei an dem Tode seiner lieben Frau; er wollte auch nicht länger leben und gab sich selbst den Tod. So ging der Spruch der Schicksalsrichterinnen doch in Erfüllung.

Eine andere in vielen Sagen wiederkehrende Erscheinung ist der Wassermann, der in den böhmischen Sagen Hastermann heißt.

In jedem Flusse oder Bache, in jedem Teiche hält sich der Wassermann auf und zwar in jedem Gewässer ein anderer. Es können in einem Flusse mehrere dieser Geister sein, jedoch leben sie weit von einander entfernt und ohne gegenseitige Hilfeleistung; denn sie hassen einander. Ueberhaupt leben sie vereinsamt entweder als Junggesellen oder mit ihrer Familie zusammen. Sie sind leidenschaftlich, können Liebe und Haß empfinden und gehen auch mit menschlichen Frauen zärtliche Verhältnisse ein.

Der Wassermann, der im Teiche lebt, hält sich im Schilfe auf und wird mehr hierischer gedacht, als der Wassermann im Flusse. Der lebt unter dem Wasser, wo sich eine eigene Welt ausbreitet. Dort ist es nie Nacht und niemals kalt; das Land ist ohne Berge und unfruchtbar, jedoch gibt es üppige Wiesen und wunderschöne Auen. In der Mitte derselben erhebt sich ein Krystallpalast, wo der Wassermann wohnt und die Seelen der Ertrunkenen in Töpfen aufbewahrt.

Die Menschen lockt der Wassermann größtentheils durch List in's Wasser, um sie zu ertränken. Zuweilen hat er auch über den Fluß ein Netz ausgespannt, das so fein ist, daß es Niemand sehen kann, und wer hineingeräth, ist auf ewig verloren. Am Freitage ruht der Geist von der Arbeit des Menschenfangens aus. Dieser Tag ist gleichsam der Feiertag des Wassermanns. Alle Netze sind eingezogen. Das grüne Männchen sitzt in dem hohen Grase und flickt an seinen Netzen. Dann kämmt er seine langen grünen Haare, wäscht und reinigt sich. Endlich wirft er sich auf den Rasen und schläft ein. So beschließt er seinen Ruhetag. An diesem Tage soll auch der Eingang in das Land des Wassermanns offen stehen und unbewacht sein. Wer während des Abendläutens badet, über den hat der Wassermann Gewalt. Doch kann der Wassermann Niemand ertränken, den nicht das Schicksal dazu bestimmt hat.

Wir wollen im nächsten Hefte einige der hübschesten Sagen vom Wassermann bringen.

Digitized by Google

Feuilleton.

Allerlei.

Herr S. W. Schoßberger (Israelit) in Pest wurde bekanntlich vor Kurzem in den Adelsstand erhoben. Ueber den Text des ihm übermittelten Adelsdiploms schreibt man dem „P. L.“: In dem Dokumente reiht Se. Majestät „kraft Seiner königlichen Machtvollkommenheit und nach dem Beispiele Seiner königlichen Vorfahren Herrn Schoßberger sowohl, als seine jetzt lebenden (namentlich angeführten) Kinder, sowie auch die gesetzlichen Nachkommen, welche ihm in Zukunft noch durch Gottes Segen beschert werden sollten, in die Reihe des wirklichen, alten, wahren und unzweifelhaften Adels von Ungarn und seinen Nebenländern ein, und ertheilt ihm all' jene Rechte, Vorzüge, Vorrechte, Freiheit und Freiheiten, welche dieser Adel, sei es auf Grund der Rechte oder der alten Gewohnheiten, besitzt und genießt, in der Schlacht, im Strauße und im Kampfe, in den Kriegsspielen, in den Duellen und in sonst was immer für ritterlichen und edlen Waffenübungen, so wie er ferner berechtigt ist, auf Ringen, Siegeln, Schildern, Fahnen, Segeln, Vorhängen, Teppichen, Zelten, sowie am Haus und am Friedhofe, sein volles, wirkliches, altes, wahres und unzweifelhaftes adeliges Wappen zu gebrauchen.“

Vor einigen Tagen wurde, wie wir im „M Sajto“ lesen, zu Koros der dortige Grundbuchamts-Assessor Bedeau Bakos in seinem Hause von Räubern ermordet, die sich zu dem Behufe mit der Magd desselben in's Einvernehmen gesetzt hatten. Die Thäter sind bereits zu Stande gebracht und das gerichtliche Verfahren gegen sie eingeleitet.

In einem Gäßchen in Genua lebte seit einiger Zeit ein Mann mit einem Landmädchen in wilder Ehe. Vor einigen Tagen schöpfte er Verdacht, kam unvermuthet nach Hause, wo die Frau zurückgeblieben war, und fand sie mit einem Fremden in Gespräch. Was thut er? Er drückt dem Unbekannten die Hand, versichert ihn, daß er keinen Groll gegen ihn habe, und ladet ihn ein, mit ihm in eine Schenke zu gehen und dort in Gesellschaft zu trinken. Die Frau war indeß aus dem Hause entflohen, der Mann schwor aber, sich an ihr zu rächen. Seine Rache bestand nun aber darin, daß er aus Stroh und Lumpen die Figur einer Weibsperson machte, die Puppe mit den schönsten Kleidern ausstattete, die im Hause waren, die Krinoline mit eingeschlossen, und dieselbe an den Balkon anhing, als deutliches Wahrzeichen der Untreue. Man kann sich leicht denken, daß dieses Schauspiel, das drei Tage und drei Nachte währte, eine Menge Zuschauer anzog. Auf letzten Samstag war die Verbrennung dieser Puppe angesetzt, und die ohnehin stark bevölkerte Straße zum Erdrücken mit Menschen gefüllt. Die Polizei störte indeß das Fest, einige Polizeidiener stiegen mit Leitern auf den Balkon, nahmen die Fahnen und die Puppe weg, löschten die angezündeten Lichter aus, und das Schauspiel war zu Ende.

Zu Lyon zog kürzlich ein Fischer eine sehr schöne Bronzefigur in seinem Netze aus der Rhone. Die Statuette ist 12 Centimeter hoch und stellt einen olympischen Jupiter dar; leider fehlt der rechte Vorderarm.

Ein Herr Dirk in Rotterdam beabsichtigt in dem neuen Schaumburgsaale daselbst vom 1. September 1863 bis 1. Mai 1864 48 deutsche Vorstellungen zu geben, und will die größten deutschen Schauspieler und Schauspielerinnen: Dawison, E. Devrient, Th. Döring, Ludwig Löwe, Frau Seebach Niemann, Frau Marie Kirchner und Charlotte Wolter zu Gastspielen engagiren. Im Programm der aufzuführenden Stücke sind Goethe, Schiller, Lessing, Shakespeare, Gutzkow, Laube und andere vertreten.

Der Kaiser Napoleon, der kürzlich einer Vorstel- lung der deutschen Schauspielergesellschaft der Frau Schufelka-Brünning im Beethovensaale zu Paris beiwohnte, übersandte der Direktion zum Zeichen seiner besondern Zufriedenheit 3000 Fr.

Charlotta Patti, die jüngere Schwester der be- rühmten Adeline, hat mit glänzendstem Erfolge in einem Konzerte im Koventgardentheater zu London debutirt. Die Stimme der jungen Sängerin, großartiger als die ihrer Schwester, ist ein Sopran von außerordentlicher Höhe, und geht mit Leichtigkeit bis zum dreigestrichenen F.

Birzli's „Kenelde“, die schon in den verschieden- sten Versmaßen übersetzt worden, hat nun eine neue Bearbeitung in der Nibelungenstrophe erfahren. Der Uebersetzer heißt Moriz Zille.

In München hat sich eine Aktiengesellschaft ge- bildet, welche den Bau eines neuen, großeren Theaters beabsichtigt, das an Komfort, Luxus, äußerer und innerer ökonomischer und artistischer Ausstattung auf der Höhe

der Zeit stehen wird und sich die Aufgabe stellt, dem Hoftheater die Possen, Singspiele, Operetten, Uebersetzungen und Volksstücke abzunehmen, und es auf die einer großen Kunstanstalt allein würdige Pflege der klassischen Bühne und klassischen Musik, sowie auf die Vorführung erprobter Novitäten zurückzuführen, während es jetzt bei einer nach allen Seiten hin experimentirenden Empirie und dem Streben nach Universalität der Zersahrenheit entgegen geht, die da unvermeidlich ist, wo man kein festes, einfaches Ziel vor Augen hat. Das Unternehmen hat bereits bedeutende Fortschritte gemacht: es sind 100.000 fl. gezeichnet, wissenschaftliche und finanzielle Größen gewonnen, ist ein gut gelegener Platz, das Anwesen des praktischen Arztes Dr. Steinbacher an der Barerstraße, um 80.000 fl. angekauft. Joh. Schweizer, Director des Volkstheaters in der Vorstadt Au, soll die technische Leitung übernehmen, und sein Kollege Max in der Josefstadt mit jährlich 2000 fl. abgefunden werden. Als die Seele des Ganzen nennt man einen hiesigen Dichter. Daß sich das Unternehmen bei tüchtiger Leitung gut rentiren kann, wird Niemand bezweifelt, der weiß, was man Seitens der Hofbühne dem Publikum nicht selten bietet, und Angesichts des stets gefüllten Hauses zu biesen wohl auch wagen darf.

Gounod's „Königin von Saba" hat in den „Evangelischen Blättern vom Mittelrhein" wegen des Mißbrauches, der mit der biblischen Geschichte getrieben wird, eine scharfe Zurechtweisung erfahren.

Einem Herrn Heckert in Berlin ist es gelungen, Photographien in Glas einzubrennen. Diese Glasbilder dürften zunächst einen reizenden Fensterschmuck gewähren.

In Pest scheint eine Selbstmordmanie zu herrschen. Neulich nahmen sich dort im Verlaufe von fünf Tagen sechs Personen das Leben, von denen hier sich erschossen, eine sich aufknüpfte und eine in die Donau sprang.

In einem ungarischen Blatte erschien kürzlich ein Gedicht von Anton Payer unter dem Titel: „Ich ehre die Schusterinnung". Die Makoer Schuster haben hierauf dem Dichter ein Paar Ehrenstiefel zustellen lassen.

Kürzlich spielte in Wien ein junger Mann in einem Kaffeehause auf der Wieden Billard. Er gewann zwölf Partien und ließ sich seinen Gewinn, in zwölf Schwarzen (Tassen schwarzen Kaffee) bestehend, wohl schmecken. Auf dem Wege nach seiner Wohnung wurde er von einem Nervenschlage befallen und war auf der Stelle todt.

In Hamburg hat ein Herr Jünger eine Rettungs-Seemannsjacke erfunden und damit befriedigende Proben abgelegt. Die Rettungsjacke hat ein Gewicht von 11 bis 13 Pfund. Das Material, welches das Untertauchen verhindert, ist in die Schöße der Jacke eingenäht, welche bis über die Hüfte reichen und im Wasser sich flach auf die Oberfläche desselben legen.

Einen bemerkenswerthen Passagier brachte kürzlich ein Schiff in den Altonaer Hafen mit. Es war dies ein dreiundsiebenzigjähriger Schiffer aus Meldorf, der beim Fischen mit seiner Jolle in die Nordsee verschlagen wurde und vier lange Tage und Nächte im offenen Boote, in dürftiger Kleidung, ohne Speise und Trank, ohne zu wissen, wo er sich befand, in der See umhertrieb, bis er in der Nähe von Helgoland von einem Hummerschiffe aufgenommen wurde.

Als Kuriosum möge erwähnt sein, daß das Wort „Deutscher" in Frankreich neuerdings als ein Schimpfwort gebraucht wird. Proudhon griff in einer Broschüre über die Wahlen den Redakteur der „Temps" an und wußte nichts Schlimmeres von ihm zu sagen, als daß er dem Germanismus huldige. Jetzt hat Granier de Lassagnac den Vorwurf auf Proudhon zurückgeworfen und von ihm behauptet: „er sei in Geist, Methode und Formeln durch und durch deutsch und übe dadurch auf Frankreich einen schlechten Einfluß aus."

Für Frauen. Darf eine Dame, wenn sie Schriftstellerin ist, ein Drama aufführen lassen ohne Bewilligung ihres Gatten? Diese Frage wurde jüngst alles Ernstes vor den Pariser Gerichten verhandelt. Herr Roger de Bonvoir wollte seiner Frau gerichtlich verbieten lassen, ohne seine ehevertrliche Genehmigung ein Stück zur Aufführung zu bringen. Später zog er seine Klage wieder zurück, aber Madame Bonvoir bestand darauf, daß das Gericht ein für allemal in dieser Frage entscheide. Dieses sprach ihr nun auch das Recht zu, alle literarischen und dramatischen Arbeiten für die Zukunft ohne irgend welche Autorisation zu veröffentlichen.

Ein zwei Mal gestorbener Dichter. Wer gegen-wärtig den bekannten böhmischen Badeort Teplitz passirt, hat das eigenthümliche Schauspiel, zu sehen, daß Seume zweimal gestorben sein muß. Die Turner haben an dem angeblichen Sterbehause des Dichters eine Marmortafel mit der Aufschrift gesetzt: „Hier starb der deutsche Dichter Seume." Einige Häuser entfernt sind zwei Fenster des „Schiffchens" mit Tafeln bedeckt, auf denen einer der Todestag, auf der andern die Worte stehen: „Hier starb Seume!" Da jeder der beiden Wirthe behauptet, Seume sei bei ihm gestorben, so hat sich daraus ein Proceß entsponnen, auf dessen Lösung man allgemein gespannt ist. Nebenher geht noch folgende Sage: Als Seume bereits dem Tode nahe gewesen, soll sein Hauswirth, der eine Leiche nicht im Hause dulden wollte, ihn mittelst einer Sänfte nach dem „Schiffchen" haben transportiren lassen. Auf dem Wege zum „Schiffchen" sei aber der Dichter verschieden, so daß er dort als Leiche angekommen sei. In diesem Falle — diese es sich feststellen — würde keiner der beiden Hauswirthe behaupten können: „Hier ist Seume gestorben."

Ein, wie es heißt, bewährtes Mittel gegen die Motten ist pulverisirter Eisenvitriol. Man wendet dieses Mittel an, indem man das Pulver zwischen die Haare auf den Grund der Haut streut. Der Eisenvitriol muß getrocknet werden, damit er leichter zu pulverisiren ist. Es wird sich der Mühe lohnen, dieses Mittel auch bei Tüchern, bei Roßhaaren in Kanapees, in Stühlen, wollenen Waaren und dergleichen zu versuchen.

Mittel, die Zähne zu conserviren. Es wird ge-wöhnlicher Branntwein und Kalmus in eine Flasche gethan, und mit dem Gemisch werden die Zähne und das Zahnfleisch jeden Morgen abgerieben.

Hoovar für ein neues englisches Volkslied. Für das neue englische Volkslied: „God bless the Prince of Wales", welches Brinley Richards zur Vermälung des britischen Thronfolgers in Noten setzte, haben die Musikalienhändler R. Cocks und Komp. dem Komponisten ein Präsent mit einer schönen gehäkelten Börse gemacht, deren Inhalt in 100 Guineen bestand. Eine ähnliche Börse erhielt — wie die Kölbel'sche „Theaterchronik" erfährt — der in England gefeierte Tenor Sims Reeves, welcher das Lied nun in den Konzerten zu singen hat.

Ludwig Löwe denkt an seinen Rücktritt. Wie aus Wien berichtet wird, dürfte Ludwig Löwe nicht lange mehr in seiner Thätigkeit an der Hofburg verbleiben. Er sehnt sich nach wohlverdienter Ruhe, auf sein schönes Gut im herrlichen Steiermark, schon jetzt will er die von ihm bisher noch gespielten größeren anstrengenden Rollen alle abgeben, und im nächsten Jahre sodann ganz aus dem Künstlerverband scheiden, dem er so lange eine hervorragende Zierde war.

Gespenster auf dem Theater. Ein Engländer Henry Dircks hat eine optische Erfindung gemacht, welche die Möglichkeit gewährt, Personen erscheinen zu lassen, welche ganz wie Gespenster aussehen. Dieselbe unmöglichste Verbindung des Unkorperlichen und doch Sichtbaren, welche die Sage jenen Gästen aus dem Grabe beilegt, wohnt diesen Erzeugnissen der Optik bei. Man könnte sie für wesenhaft halten, wenn man nicht plötzlich sähe, daß sie einen Tisch, einen Stuhl durchschneiden, oder daß ein Lebender mitten durch sie hindurch geht. In der Londoner polytechnischen Anstalt gibt Professor Pepper Vorstellungen mit diesen Gespenstern. Auch die Bühne hat sich ihrer bemächtigt, und schon hat der Schauspieldirektor Lane in Paxton eigens ein Drama

Digitized by Google

für Gespenster schreiben lassen. Eine Pfarrerswitwe erscheint Nachts einem Baron, der sie ermordet hat. Er glaubt von einem Feinde getäuscht zu werden, zieht den Degen, stürzt sich auf die Erscheinung und durchbohrt die Luft. Die Wirkung dieser Scene soll eine ungeheure sein. Wir zweifeln keinen Augenblick an der Einwanderung des Gespensterdrama's nach Deutschland und freuen uns keineswegs, die rohen Mittel, durch welche heut zu Tage auf die Masse gewirkt wird, abermals um eines vermehrt zu sehen. Das geben wir aber zu, daß einzelne Stücke, z. B. Macbeth (Banquo's Geist) und die Ahnfrau durch die Benutzung der Erfindung gewinnen.

Telegramme der Erinnerungen.

Pecking. Ein Esel schilt den andern Sackträger und ein Verräther nennt den andern einen Narren.

— Jemand, der sich gerne für einen Löwen gehalten sieht, beutelte gerne — nicht seine Mähnen, sondern die Rumänen.

Berlin. Seit einiger Zeit hat sich, um den Bedürfnissen der Deputirten zu genügen, im Abgeordnetenhause ein Hutmacher etablirt. Besonders empfehlenswerth sind die von ihm erfundenen Ohrlappenhüte.

Paris. Alltäglich Wiederholungen des Complets: Wozu denn die Feindseligkeit gegen Thiers.

— Nachdem Er sich mit Sardinen den Magen verdorben hat, empfindet er heftiges Verlangen nach Rheinwein, welches er stillen wird, so wie die Mexikanischen Kastanien aus dem Feuer geholt sind.

Warschau. Die Nationalregierung verräth noch immer geheime Anhänglichkeit gegen die Russen.

— Die Nationalregierung hat Herrn Bismark-Schönhausen eine Schleife überschickt, zu deren Annahme er kaum die Bewilligung seiner Regierung erhalten wird.

Prag. Wir leben immer noch.

Warum sagt man: Schön wie der Tag und häßlich wie die Nacht?

Phantasiestück.

Von F Wiest.

Sehen Sie dort das kontrastirende Paar! Sie ist häßlich wie die Nacht, er ist schön wie der Tag! Das hört man tausendmal im Leben, und dennoch finden wir in diesem Gleichniß gar keine innere Bewahrheitung. Man kann von einem Mädchen in Extase ausrufen: „Sie ist schön wie ein Engel!“ weil man diesem eine unvergängliche Schönheit anbichtet, aber man hört oft unsere Jungen mit Begeisterung ausrufen: Sie ist schön wie der Tag, wie kann das ein Kompliment genannt werden? Das Gleichniß „schön wie der Tag“ kam aus dem Orient zu uns herüber, und es wundert mich sehr, daß es aus dem Orient stammt, aus dem Orient, wo alle die zarten Schmeicheleien für das weibliche Geschlecht, die ritterliche Courtoisie, die echten Shawls, die Frequenz des Moccakaffee's und die rosenduftende Pomade der Ghaseln-Poesie herübergeflattert; der Orientale ruft begeistert von seiner Geliebten aus: „Sie ist schön wie der Tag.“ dort ist dies Gleichniß ein zartes Kompliment, im Orient geht der Tag auf, er verglecht seine Geliebte mit einer aufgehenden, sich entfaltenden Schönheit, bei uns Occidentalen geht der Tag schon unter, und kann dies für unsere europäischen Schönheiten ein Kompliment sein, wenn man ihre Schönheit mit etwas Untergehendem vergleicht?

Der Orientale kann leicht sagen „Schön wie der Tag“, in seinem Schoße geht er auf, und selbst die häßlichsten Schoßkinder wollen die Väter schön wissen. Der Orientale bekommt den Tag aus der ersten Hand, aber bis er uns kommt, wie sieht er aus? Am Kaukasus hat er der glatten Stirn Beulen geschlagen, vom schwarzen Meere ist ihm ein Klecks hängen geblieben, der majestätisch herabwallende Bart ist ihm in der Wolschei eingelistet worden, auf der Kelekemeter Heide hat er sich die zarten Morgenroth-Füße zerrissen, im Orient ist der Tag bald eine reizende Houri, bald ein ehrwürdiger Derwisch, bis er zu uns kommt ist er ein trauriger Mufti oder ein zerrissener Modejüngling. Eine Frau weiß recht gut, wie viel ein Kleid leidet, wenn es vom Lande in die Stadt transportirt wird, und wie viele Falten es bekommt, um wie viel richtiger kann sie beurtheilen, wie der Tag aufsehen muß, wenn er auf der Wolkenschnellpost aus dem Orient zu uns spedirt wird! Ich bin der festen Ueberzeugung, daß man eigentlich sagen soll „Schön wie die Nacht“ und „häßlich wie der Tag“; ich habe all' die glänzenden Eigenschaften den Tages und der Nacht auf die Waagschale des Verstandes und des Gemüthes gelegt und ich habe den Tag immer mehr und mehr hinuntersinken und die Nacht im Menschenleben immer mehr und mehr aufsteigend gefunden! Warum sagt man: „Schön wie der Tag und häßlich wie die Nacht?“ Warum gibt man dem Tage den Schönheitsvorzug vor der weiblichen Nacht? Warum wird selbst im Gleichniß die zarte Weiblichkeit der Nacht der schroffen Männlichkeit des Tages untergeordnet? Ich finde, daß durch dieses Gleichniß das ganze weibliche Geschlecht zurückgesetzt, gekränkt ist.

Was hat denn eigentlich der Tag so Schönes und Herrliches aufzuweisen? Die Sonne, diese widrigliche Schönheit, die an allen öffentlichen Plätzen scheint und sich der Menschenwelt verlengend auf den Rücken legt wie ein spanisches Fliegenpflaster, und die immer wie ein Vampyr an der Menschheit saugt und zieht und wenn sie da nicht genug bekommt, sogar Wasser aus den Wolken zieht? Oder im Winter, die mürrische Alte mit eingebundenem Gesicht, die immer Fratzen schneidet, als litte sie an rheumatischen Gesichtsschmerzen. Der Tag hat auch seine Morgenröthe. — Einmal war sie stark in der Mode, wer kennt sie aber jetzt — wer ohne noch etwas von ihrem Dasein? Wenn wir Morgens von einem Balle nach Hause gehen, da denken wir an die Abendröthe unserer Briefstasche, oder die poetischen Kuhhirten? — Gehner ist schon zu lange todt. Die Morgenröthe ist durch Jahrhunderte zu verschwenderisch mit ihrem Golde umgegangen, selbst die Dichter glauben nicht mehr an ihren Einfluß. Denn Morgenstunde hat nicht mehr für sie Gold im Munde.

Was hingegen hat die Nacht Herrliches, Schönes aufzuweisen! Hat die Nacht nicht ihren Mond? Diese merkwürdig gebaute, großartige Stricknadhine des Himmels, die bald abnimmt, bald zunimmt, die wohlthuende Schlafmützen strickt für arme Menschenseelen und Janbernetze für verliebte Herzen? Dieses pieratige Sittengemälde des Wolkentheaters, das sich in jedem Monat wiederholt und ewig neu bleibt wie eine Shakespeare Dichtung? Hat die Nacht nicht ihre Sterne, diese diamantgeschliffenen Schauspieler mit ihrer unwiderstehlichen Beredsamkeit, diese feurigen Kometen für jugendliche Helden? Diese Wandelsterne für Kotzebue's Koquetten, diese Trabanten für Iffländische Mütter, diese Nordlichter für Viktor Hugo's Tyrannen und Intriguants, diese Sternschnuppen für Schiller's weibliche Charaktere, und die Meteore, könnten diese nicht etwa dramatische Dichter sein? Und jeder Mensch trägt zu diesem himmlischen

Digitized by Google

Schauspiele die Freikarten im Herzen und er braucht nicht einmal zu applaudiren, wenn er nicht will.

Der Tag hat einen ungerathenen Sohn, den Abend, und auch dieser ist bald ein langweiliger Theaterabend, bald ein langweiliger Sommerabend, bald ein stürmender Novemberabend, bald ein trüber, schwüler Juniabend. Die Nacht hat eine einzige, aber eine engelreine Tochter, die Jungfrau in der Sternenschule aufzuweisen, und der Scorpion vor ihr hat es nicht vermocht, ihre Schönheit zu vergiften, und der Schütz neben ihr hat ihr Herz nicht getroffen, und da steht sie schon Jahrhunderte oben — ihr Antlitz ist ewig jung und ihr Herz ewig glühend. Der Tag sieht auf seinem Phaeton durch's Menschenleben hin, er spreugt an carrière, als gelte es eine englische Wettfahrt, und die Menschenherzen rädert er zusammen und die Hoffnungskeime stampft er nieder, und die goldenen Hufe seiner Pferde schlagen der Zeit tiefe, unheilbare Wunden, und wenn der Sonnenwagen Abends in die Remise gefahren wird, weiß er eben so wenig von seiner Lebensweise zu erzählen, wie ein junger Modernmer, der zehn Jahre auf Reisen war. Aber die Nacht hat auch ihren Wagen, ihren großen Wagen, und auf diesem fährt sie in's Menschenleben, und alle die Unglücklichen des Tages ladet sie auf und im Hinausfahren erzählt sie ihnen wundersame Märchen von Vergeltung, Gott und Gerechtigkeit und oben legt sie die Unglücklichen in's Hospital der ewigen Liebe, wo ihnen der Schlummer die lindernden schmerzstillenden Opiumpillen vertheilt. Ja, graue Nacht, Du bist die heilbringende Beginne, die wohlthätige graue Schwester für das Menschengeheul — Dich muß man verehren, Du Tag bist der Charlatan mit glänzender Beredsamkeit, während dessen der Krebs nach den inneren verborgensten Schätzen des Lebens wühlt.

Und der Tag ist schön und die Nacht häßlich?

Was kann einem am Tage begegnen — was bei Nacht? Diese fatalen Gläubigerscharen mit den aufgeschlagenen Kontobüchern im Gesichte, diese gleißenden Hyänenphysiognomien der sogenannten guten Freunde, diese hermmwandelnden Gewissenslüge, diese verflossenen Jahrhunderte mit den übertünchten Gräberwangen, dieser schwankende Ritter von der traurigen Gestalt! Bei Nacht verschwimmen sie alle in dem großen Schmelztiegel der Schatten. Bei Nacht kann man höchstens über einen Himmelsgewaltenen stolpern, aber ich stolpere lieber über einen so hingeworfenen Menschen mit einer schlummernden Welt von Ideen, als über die großen Mastbaumpriegel, die sich die Welt am Tage unter die Füße wirft. Bei Nacht kann man höchstens einem Betrunkenen begegnen, der voll Liebe mit den Sternen kost und Jedem ein freundliches Du schenkt, aber solch' einen Betrunkenen stelle ich höher, als jene hahnenkrähenden Kinder des Tages, die uns mit ihrem Sie erdolchen möchten. Bei Tage, wenn wir die Menschheit in der Luthitze einherkeuchen sehen, daß ihr die Zunge völlig heraushängt — nur damit sie Nachmittags Zuckerwasser trinken kann, oder wenn wir sehen, wie die Menschen als Kameele bepackt durch die Sandsteppe des sorgenvollen Tages ziehen, wenn wir bemerken, wie dieser im Akkordpavaniden zur geistigen Memme eingeschrumpft, und Jene dort wie Athleten ringen, um sich mit Koth zu bewerfen und in den Sand zu schleudern, wenn wir wahrnehmen, daß diese Tausende das Sonnenlicht nur einsperren, um recht lange im Lichte umhergehen zu können, ich frage, erscheint der Tag dann schön? Die Nacht zieht den versöhnenden Schleier über diese verstörten Schmerzensbilder des Tages; sie hebt homöopathisch heilend die Schattenpartien des Lebens durch die Schatten ihres Antlitzes. Vor unserer blendenden Gasbeleuchtung und den modernen Argand'schen Lampen muß sich die flectige Sonne beschämt in ihre Krankenstube zurückziehen. Die Nacht ist ein verjüngendes Schönheitsbad! Die Welt, selber das Herz schwebt ruhiger ein verklärter Schwan auf diesem unruhigen Spiegel der Nacht, denn als stolzer, prunkender Dreimaster auf den bewegten Lebenswogen des Tages.

Nur einen Tag kann ich Ihnen, meine verehrungswürdigen Freundinnen, als den schönsten anempfehlen, und dieser ist Ihr Hochzeitstag, und doch wette ich, daß Sie sich, wenn einmal die schönen herrlichen Mittage der Flitterwochen vorüber, nach einer Nacht, nach einer Ballnacht sehnen. Ich habe von jeher die Sprichwörter und Gleichnisse gehaßt, der menschliche Geist hat sie im patriarchalischen Zustande seines Romadenlebens ersonnen. Es sind Früchte eines beschaunenden Müßigganges. Diese Gleichnisse sind der Zeit verhaften, sie will keine Beschauer und Zuschauer, sondern kräftige Inwirker, keine Redensarten, sondern verständige Ausgleichungen, und zu diesen der Zeit und ihrem Richterspruche verfallenen Gleichnissen gehört auch dieses:

„Schön wie der Tag und häßlich wie die Nacht."

Recensions-Chablone.

] die	Am .. ten d. M. ging die große Oper „die Afrikanerin", von welcher seit Jahren schon in Gesellschaften und in der Presse so viel]—[Rede war, endlich in Scene. Die Räume des Hauses waren von einer glänzenden Zuhörerschaft die auf den letzten Platz besetzt, und gaben Zeugniß von den großen Erwartungen, welche das Werk im Publikum erregt hatte. Wir müssen unparteiisch bekennen, dieselben wurden durch den]- [zweifelhaften Erfolg des Werks in]—[Maße gerechtfertigt. Die Oper]—[glänzend gefallen. Und mit Recht.	Ge [
] un] hohem		höchst [geringem [
] hat		ist [
] r] igkeit	Das Sujet ist mit de [gewohnten Lecht] -[der Franzosen erfunden und zusammengestellt und die Handlung im höchsten Grade - [spannend und]—[weilig. Und erst die Musik! Dieselbe ist in der That [—[geschmackvoll]—[originell,]—[angenehm wird man fortwährend durch d]—[M[n- gel jener unkünstlerischen Effekthascherei berührt, die sich in unsern Tagen überall so breit macht.	u [sun	
] kurz		ab [lang [
] ebenso] als] und		weder [noch [un [
[en] a		ie [ü [
] mel] Kunst	Dieses]— [Kunstwerk ist nichts als eine ununterbrochene Reihe langbarer Musikkummern. Der gleich anfangs rege Antheil des Publikums nahm	Mach [
] s		g [
] zu	von Scene zu Scene]—[. und bei den Akschlüssen so wie am Schlusse der ganzen Darstellung konnte	ab [
] r] r	man vo [laute] Beifallsbezeigungen nichts hören, so daß voraussichtlich dies	n [n [
] och	Werk sich n[lange auf dem Repertoir halten wird.	icht [

Digitized by Google

Humoriſtiſch-politiſcher Preis-Rebus*).

*) Der erſte Einſender der richtigen Auflöſung erhält als Preis: „Sechshundert Sprüche aus Jean Paul's Werken in Reime gebracht von Karl von Holtei."

Bonbons.

Der Dumme iſt wie eine Uhr,
Ward mit ſich ſelbſt betrogen;
Zeigt immer ſchlecht und wird dafür
Sehr häufig — aufgezogen.

Der Kopf iſt eine Mühle,
Das Korn kömmt hinein,
Das Mehl wird aufgegeſſen,
Es bleiben oft nur — Kleſ'n.

Die Mode iſt ein Narrenhaus
Mit Trachten und Geberden,
Will man ein Eingeweihter ſein,
So muß man — närriſch werden.

In einer Geſellſchaft nahm ein Witzbold die Ehegattin eines Herrn, welcher ſich über dieſe beklagte, des Scherzes halber in Schutz.

Ich verſichere Sie, ſprach der geplagte Ehemann, deſſen Ehehälfte gerade vorbeiwalzte, meine Frau iſt ein fürchterlicher Drache.

Moderiren Sie ſich doch, mein Beſter, entgegnete der Witzbold, und vergeſſen Sie den Spruch nicht „De mortuis et absentibus nil, nisi bene".

Ach was, antwortete der Mann, meine Frau iſt leider nicht todt und abweſend iſt ſie auch nicht.

Doch, doch, entgegnete Jener, ſie iſt — geiſtesabweſend.

Ein Pole ſah im Auslagskaſten eines Bilderhändlers ein Bild, welches „Orpheus die wilden Thiere mit ſeinem Saitenſpiel zähmend", vorſtellte und die Unterſchrift trug: „Die Macht der Muſik!"

Merkwürdig, rief der Pole aus, was die Leute hier ſchlecht ſprechen! „Der macht die Muſik" ſoll es heißen, und nicht die Macht der Muſik!

A. Welche Aehnlichkeit beſteht zwiſchen einem Redakteur und einem Damenhut?

B. Beide werden mit Federn und Bändern geputzt.

A. Und was für ein Unterſchied?

B. Der Redakteur iſt verantwortlich, unſere Damenhütte aber ſind unverantwortlich.

Sie: Ich wittere Treuloſigkeit! Dir ſpukt eine andere im Kopf.

Er: Mein Kopf iſt kein Spucknapf.

Sie: Du biſt ein Narr.

Er: Ja wohl, denn ich liebe Dich.

Sie: Du biſt ein Flegel.

Er: Auch das, ich dreſche leeres Stroh.

Sie: Du biſt wie umgewechſelt.

Er: Leider noch nicht, denn ſonſt zahlte ich Dir mit Scheidemünze

Sie: Du bringſt mich in's Grab.

Er: Wenn ich nur dümmer wäre!

Sie: Wie meinſt Du das?

Er: Der Dumme hat's Glück.

Lieber Herr Doktor, ſprach eine Iſraelitin zu ihrem Arzte, helfen Sie, denn mein Sohn muß meſchugge geworden ſein. Denken Sie ſich nur, als frommes, ſolides Kind habe ich ihn nach Wien geſchickt, heute ſind's

zwei Jahre, kömmt er wieder, speist im Wirthshaus öffentlich Schinken, kömmt nach Hause, und küßt vor der Thüre unsere Christel.

Beruhigen Sie sich, liebe Frau, antwortete der Doktor, deßwegen ist Ihr Sohn noch nicht verrückt. Dies wäre nur dann der Fall, wenn er den Schinken gekäut und die Christel verspeist hätte.

Ein Schriftsteller diktirte seinem Schreiber. Dieser konnte ihm nicht nachkommen und erhielt von demselben folgenden Rath: Kürzen Sie die Worte ab, doch so, daß Sie beim Abschreiben leicht errathen, was die Abkürzung bedeuten soll. Hierauf gab er ihm einige Beispiele

Statt:	könnte gesetzt werden:
Hohe	o!
Hohe Weisheit	o W!
Europäische Gleichgewicht	Eur — e G—icht.
Auswanderung	Au — w.
Preßfreiheit	Pßr!
Entente cordiale	Ent — e
Geheime Druckschrift	G — ift.
Spanischer Haß	Spa — ß.
Materielle Interessen	elle — essen.
Frohes Deutschland	F — utsch.
Französischer Liberaler	Fa — lle.
Polnische Interessen	Po — ssen.
Krieg in Mexiko	K — i — x.

Ein Geck, der ein schönes Fräulein mit faden Schmeicheleien überhäufte, äußerte zu demselben, daß er ihren prachtvollen Halsschmuck um die Stelle beneide, die er selbst gerne umfassen würde.

Aber, replicirte treffend die Schöne, haben Sie schon ein Mädchen mit einem „Faden" um den Hals gesehen?

Wie kommt es, lieber Mann, frug die erst ein halbes Jahr verheiratete Frau ihren Gatten, daß Du mich als Braut immer „mein Gold" nanntest, und seit wir verheiratet sind, habe ich dieses zärtliche Wort nicht gehört.

Damals konnte ich es sagen, erwiederte der Gemal, aber heute, wo wir Mann und Frau sind, was nützt mir das „Gold", wenn ich es nicht wechseln kann?

A. Warum nennt man Photographien Lichtbilder?
B. Das ist ganz natürlich, ich will es Dir durch ein Beispiel erklären. Wenn Dir ein hübsches Mädchen ihre Photographie gibt, geht Dir da nicht gleich ein Licht auf?

„Herr Direktor, mein Principal läßt Sie höflichst fragen, welches Stück heute gegeben wird?" sagte ein Lehrling zu dem Theater-Direktor Döbbelin zu Berlin. — „Das Labyrinth, oder: Der Kampf mit den Elementen," gab Dieser zur Antwort — Als der Lehrling nach Hause kam, bestellte er: „Das lahme Rind, oder: Der Kampf mit dem Elephanten!"

Ein jüdischer Handelsknabe bot während des Jahrmarkts seine Waaren mit den Worten aus: „So wohlfeil, als ob ich sie selbst gestohlen hätt!"

„Aber Mama! Warum machst Du mir noch immer Flechten?" fragte ein kleines Mädchen ihre Mutter „in der Zeitung steht ja immer „Keine Flechten mehr!" oder „Vertreibung der Flechten!"

Professor Vischer, der bekannte Aesthetiker, hat die Stadt Zürich, wie ein dortiges Blatt meldet, Persepolis getauft, weil jedes dritte Wort der Züricher „Per se" sei.

Ein Landgutbesitzer, welcher mehrere Erntearbeiter annahm, wies einen zurück. — Warum wollen Sie mich denn nicht dingen? fragte der Zurückgewiesene verletzt. — Du bist zu klein. — Zu klein? wird denn bei Ihnen das Korn am Kopfe abgeschnitten? — Der Gutsbesitzer lachte über dies Argument und engagirte den Kleinen.

Johann, rief die Frau eines sehr armen Mannes eines Nachts, steh' auf, es ist ein Dieb im Hause. — Laß ihn nur suchen, erwiederte der Mann phlegmatisch, wenn er etwas von Werth findet, wollen wir's ihm abnehmen, denn wir finden's doch nicht.

Ein Berliner Bumler war angeklagt, einen anderen eines Diebstahls beschuldigt zu haben, und sagte zu seiner Vertheidigung: „Er ist mir nich injefallen, zu sagen, det mir Fritze mein Portomonet jestohlen hat; ick habe nur jesagt: wenn er mir nich hätte suchen helfen, denn würde ick's wahrscheinlich wiederjefunden haben!"

Geprüfte Liebe.

„Höre, mein Alfred, der Vater willigt ein!" stürzte ihm Ida entgegen.

Alfred ist nämlich ein Halter der Elle und Messer des Tuches und Mitglied des kaufmännischen Kommivereines; einer jener Menschen, die stets das Haar in der Mitte getheilt und mit Patschuli getränkt haben, die stets schön sind und an Sonntagen einen Zwicker über dem Rocke tragen, kurz einer jener Leute, die Verlemmder Ritter nennen, und zwar Ritter von der Elle. Ida, das zarte Elfenkind, war auch vom Adel, denn sie war die Tochter eines Ritters von der Nadel. „So! also endlich!" ruft fröhlich Alfred. „Nun da muß ich mir gleich eine neue Weste und Beinkleider machen lassen. Ferner lasse ich mir meinen alten Ladenrock, den ich nicht mehr tragen wollte, doch noch flicken. Alles aus Dankbarkeit." „O wie edel!" ruft Ida und fällt dem Geliebten um den Hals.

„Aber auf Borg!?"

„Ach wie uneigennützig!"

Der Vater erscheint indeß. — Soll ich euch einen Schneider beschreiben? Nein, fürwahr! das wäre Frevel! Alfred fällt ihm um den Hals, das heißt, er möchte gern, kommt aber blos bis zu den Ellbogen.

„Mein gütiger, prächtiger, ausgezeichneter, unübertrefflicher Schwiegerpapa."

„Ja, Ida soll die Ihre sein, aber nur dann, wenn Sie bis heute acht Tage, mir eine Hose ohne Naht bringen."

„Wie, ich Hose, ich Naht, ich ohne Naht? Wo denken Sie hin? Ich bin Kaufmann, Mitglied des kaufmännischen Kommivereines. Ich bin erster Kommis bei den Herren J. A. Riz & C. L. Mien. Ich kann ja keine Hosen näh'n."

„Ja, Vater! sei'n Sie barmherzig, Sie seh'n ja, er kann keine Hosen machen," fleht Ida. „Lassen Sie ihn eine Düte, ein Pfund Kaffee, einen Topf Syrup ohne Naht machen, ich wette, er bringt es zu Stande, aber Hosen, nie!"

„Ich habe gesprochen!" antwortete der Vater, „und dabei bleibt's."

Betrübt stürzt Alfred zur Thüre hinaus, betrübt stürzt sich Ida in ihren Stuhl und weint und weint.

Alfred wälzt sich auf seinem Lager und denkt nach, wie er Hosen ohne Naht verfertigen soll, Ida wälzt sich auf ihrem Lager und denkt nach, wie sie Alfred helfen soll.

Plötzlich kommt Alfred ein Gedanke. Er eilt in Negligée in den Laden, nimmt die große Schere, sucht unter dem Pult, und — — —

Indeß bekam auch Ida einen Gedanken, sie stand auf und eilte in Negligée — — wohin? weiß ich nicht.

Digitized by Google

Drei Tage verfließen. Alfred macht Ida Hoffnung, aber Ida glaubt es nicht. Ida, das Elfenkind, das früher ohne Krinoline 136 Pfund wog, wiegt jetzt mit Krinoline nur 141. So sehr ist sie angegriffen von der Aussicht auf den bald, vielleicht möglichen Verlust Alfreds.

Indeß, der verhältnißvolle Sonntag ist angerückt, Alfred erscheint freudestrahlend, auch Ida ist schmerzlich bewegt.

„Hast Du sie wirklich?“ ruft Ida.

„Ich habe sie wahrhaftig!“ ruft Alfred.

„Haben Sie Ihre Aufgabe gelöst?“ ruft der Vater.

„Ich habe meine Aufgabe gelöst!“ ruft Alfred und zieht aus der Seitentasche ein Paar Hosen — — — von Papier! „Keine Naht ist daran, ich habe sie geklebt!“ ruft er entzückt. Ida fällt ihm in die Arme, der Vater fällt ihnen Beiden über die Arme und in acht Tagen ist die Verlobung.

„Werde ich einst adelig,“ ruft Alfred, „so sollen ein Paar papierene Hosen ohne Naht mein Wappen sein!“

„Sie sollen es sein!“ ruft Vater und Tochter.

Eine Anekdote über Wallenstein.

Zur Charakteristik Wallenstein's theilt die österreichische Militär-Zeitschrift folgende noch wenig bekannte Anekdote aus einer alten handschriftlichen Chronik von Groß-Meseritsch in Mähren mit:

Wallenstein hielt sich während des Winters 1626 in Groß-Meseritsch auf, von hier aus betrieb er mit fieberhaft rastlosem Eifer die Aufrüstung jenes Heeres, welches er in vielleicht allzu kühnem Selbstvertrauen dem Kaiser aufzustellen versprochen hatte. In der Mitternachtsstunde stand er einst an einem Fenster des Schlosses und blickte, in ahnungsreiche Träume der ungewissen Zukunft versunken, nach dem gestirnten Himmel. Tiefe Stille rings um ihn — im Schlosse schlief wohl schon Alles; nur er — der Abergläubische, über Entwürfe Brütende wachte!!

Plötzlich ertönt er einen Schlag auf den Rücken; entsetzt fuhr er wie vom Fieber geschüttelt zusammen; die Schloßuhr schlug in dröhnenden Schlägen zwölfmal, ein scharfer Wind pfiff durch den Saal! Sollte dieser Schlag von unsichtbarer Hand dem umblickend und den Saal durchsuchend, fand Wallenstein keine Spur eines menschlichen Wesens), sollte er ein Warnungszeichen einer höheren Macht sein?

Alle Ruhe war von ihm gewichen, schlaflos wälzt er sich auf seinem Lager, in furchtbarer Aufregung verbringt er seine Tage, er kann den Gedanken einer unglückskündenden Vorbedeutung nicht aus seiner Seele bannen.

Endlich das Geheimniß, daß ihn so schwer drückt, abwälzend, vertraut er sich seinem Beichtvater an, und dieser ist in der Lage, dem tief Beschämten einen ganz natürlichen Schlüssel zur Lösung jener scheinbar so geheimnißvollen Erscheinung zu bieten. Ein Edelknabe Wallenstein's nämlich in jener denkwürdigen Mitternachtsstunde von ungefähr durch den Saal geschlichen, hatte, in dem am Fenster Stehenden einen Kameraden vermuthend, ihm neckend einen Streich gegeben. — Als er zu spät die Person seines gefürchteten Herrn erkannte, hatte er sich eiligst entfernt und zum Vertrauten jener unheilvollen Verwechslung den Beichtvater gemacht.

Wallenstein hörte, von Zorn erglühend, welche lächerliche Kleinigkeit ihm tagelang seine Ruhe geraubt. Der Edelknabe mußte sogleich vor dem Feldherrn erscheinen, und mit eisiger Stimme verkündigte ihm Wallenstein, daß er sich zum Tode vorzubereiten habe. Vergebens Abmahnung des Beichtvaters, Bitten von Freunden, der Jammer des unglücklichen Jünglings, alle Vorbereitungen zur Exekution sind getroffen, schon hat der bald Ohnmächtige, von dem Henker unterstützt, den Fuß auf die Todesleiter gesetzt, — wenige Sekunden, und er ist nicht mehr, — da ruft Wallenstein mit donnernder Stimme: Halt! — Und dem Pagen, der zu seinen Füßen hingestürzt, donnert er zu: „Unbesonnener Knabe! Mit den Mactern der Hölle hast Du mich gequält, nun weißt Du auch, was es heißt: Seelenangst leiden, — damit sei es genug; Du bist begnadigt!! —

Kleine Prager Chronik.

Dem gegebenen Versprechen gemäß beeile ich mich unsere geschätzten Leser von dem Gelingen des Prager Vergnügungszuges, der in den Pfingstfeiertagen nach Dresden und durch die sächsische Schweiz unternommen wurde, in Kenntniß zu setzen und so weit es der Raum gestattet, eine genaue Beschreibung desselben zu geben.

Am Pfingstsonntag um sieben Uhr Morgens fuhr die aus etwa 200 Personen bestehende Gesellschaft von Prag ab. Die Musikkapelle des 28. Feldjägerbataillons war am Perron aufgestellt und spielte fein sechs Uhr bereits heitere Weisen, was zur Hebung der durch das schlechte Wetter etwas gedrückten Stimmung der Theilnehmer wesentlich beitrug. Diese Hebung erwies sich später, nachdem der Regen in Strömen herabzufallen begann, als sehr nothwendig, denn es gibt nichts Entmuthigenderes, als die Aussicht auf eine Wasserpartie, die zu Wasser wird. Am Dresdner Bahnhofe wurde die Gesellschaft von einer Musikkapelle, welche die Volkshymne spielte, und einigen Abgeordneten der Dresdner Kommune, welche die Gäste willkommen hießen, empfangen und begab sich in das Hôtel Braun, wo ein vortreffliches Diner eingenommen wurde. Die guten Speisen und Getränke erwärmten nach und nach das frostige Blut der Gäste und man thaute auf. Die sächsische Volkshymne wurde angestimmt. Toaste auf Toaste ausgebracht. Oesterreicher und Sachsen tauschten herzliche Worte aus, und als vollends der Regen aufhörte, so daß die Partie nach dem Waldschlößchen unternommen werden konnte, wollte der Jubel kein Ende finden. Bei der Brühl'schen Terasse erwartete die Gäste ein festlich geschmücktes, mit bunten Wimpeln ausgestattetes Dampfschiff und unter dem Hurrah der auf der Brühl'schen Terasse in Massen erschienenen Neugierigen ging's fort gegen den Strom bis zu dem reizenden Waldschlößchen, das für die Theilnehmer ein um so größeres Interesse hatte, als daselbst ein gutes Unterhefen-Bier erzeugt wird und beim Diner kein Bier zu haben war. Auch hier waren viele tausend Dresdner erschienen und es entspann sich ein heftiger Wettkampf, bei dem unsere Landsleute siegten, die in der Laune waren, das Waldschlößchen auf den Grund zu trinken. Eine Musikbande, die während der Fahrt unterschiedliche Musikstücke aufgeführt und die Gäste nach dem Schlößchen begleitet hatte, begab sich auf die Galerie des Saales und spielte böhmische und deutsche Lieder untereinander. „Was ist des Deutschen Vaterland“ und „Nej Slovane“ waren so friedlich nach einander auf's Tapet gekommen, daß wir die Atmosphäre Dresdens unbedingt für eine äußerst gesunde und wohlthuende erklären müssen, die sehr gut zur Heilung hitziger Krankheiten verwendet werden könnte.

In der heitersten Stimmung nahm die Gesellschaft das Souper ein und kehrte um eilf Uhr Nachts nach Dresden zurück. Ein Feuerwerk wurde aus vielen um das Dampfschiff herum situirten Kähnen abgebrannt und die festliche Beleuchtung der Brühl'schen Terasse, auf der abermals viele Tausend Menschen die Rückkehr der Gäste erwarteten, gab den Impuls zu vielen Vivat's und Hoch's, die hüben und drüben mit gleichem Eifer und sehr viel Ausdauer gerufen wurden.

Des andern Tages versammelten sich die Gäste im Hôtel Braun, wo das Frühstück eingenommen wurde. Hierauf

Digitized by Google

ging man nach dem zoologischen Garten und erhielt durch die Freundlichkeit des Aufsichtspersonales Gelegenheit, die prächtig versorgten Thiere con amore zu betrachten. Ein junges Löwenpaar, zwei Bärenfamilien und eine Gesellschaft von Mastenschweinen, endlich zwei schöne Seehunde, die sich ganz gemüthlich am Ufer ihrer Fontaine wälzten, hatten die meisten Zuseher, besonders als die Wärter die Thiere unterschiedliche Künste machen ließen. Nach Besichtigung des zoologischen Gartens, begab sich die ganze Gesellschaft in den herrlichen Zwinger, wo sich die Kunstsammlungen Dresdens mit Ausnahme des grünen Kabinets, das an diesem Tage für Niemand zugänglich war, befinden. Die Bildergalerie, in der sich die seltensten Kunstwerke auf dem Gebiete der Malerei befinden, worunter besonders Rafaels herrliche Madonna nennenswerth ist, wurde leider nur durchflogen, ebenso die Rüstkammer und das Modellkabinet, in welchem sich das Modell jenes Löwen Banes befindet, den August der Starke aufführen wollte und wobei der gegenwärtige großartige Zwinger nur der Vorhof sein sollte. Mit Besichtigung dieser Merkwürdigkeiten verbrachte die Gesellschaft die Zeit bis zum gemeinschaftlichen Diner, nach welchem Entdeckungsreisen in die Stadt und die verschiedenen Cigarrengewölbe unternommen wurden. Im Theater fanden sich alle wieder zusammen. Man gab Wagners Rienzi. So unscheinbar die innere Ausstattung des Zuschauerraumes ist, so bedeutend sind die Leistungen des Dresdner Hoftheaters, und der pensionirte Lichatschek sang den Rienzi noch viel besser, als mancher unserer jungen, in voller Kraft stehenden Tenoristen. Nach dem Theater war gemeinschaftliches Souper, dem auch mehrere Sachsen beiwohnten, um von den Prager Gästen herzlichen Abschied zu nehmen.

Am 26. Mai Morgens fünf Uhr fuhr die Gesellschaft auf dem Dampfschiffe „Bohemia" nach Wehlen ab. Eine riesige schwarzgelbe Flagge wehte vom Hinterdeck und viele weiß-rothe, weiß-grüne und schwarz-gelbe Wimpeln zierten das Schiff. Von Wehlen aus begab sich die Gesellschaft zu Fuß und zu Pferde nach der Bastei, besuchte die herrlichen Aussichten und stieg nach Rathen hinab, wo das Dampfschiff wartete. Dieses fuhr nach Königstein, wo man zum letztenmale gemeinschaftlich dinirte. Hierauf wurde Königstein erstiegen, besichtigt und dann ging's zu Schiff nach Bodenbach, wo zahlreiche Böllerschüsse und Hurrah die Heimkehrenden empfingen. In Theresienstadt traf der Zug mit dem Aussiger Männergesangsverein zusammen, der einige deutsche Lieder vortrug und die Gesellschaft zu der, für den nächsten Sonntag anberaumten Sängerfahrt einlud. Spät in der Nacht kamen die Gäste in Prag an und trennten sich mit dem Bewußtsein, drei vergnügte Tage verlebt zu haben, auf welche sie sich noch gerne und oft erinnern werden. Dem Herrn Pepold, dem Unternehmer der ganzen Fahrt, welcher mit seltener Aufopferung Alles angewendet hatte, um seine Gäste zu vergnügen und zufrieden zu stellen, wurde beim Abschiede ein Hoch gebracht. Wir sind überzeugt, daß dieser erste Vergnügungszug dazu beitragen wird, ähnliche Unternehmungen bei uns heimisch zu machen und daß hiedurch ein neuer Faktor der Geselligkeit für unsere geselligkeitsarme Stadt erstehen werde.

Auflösung

der Charade im X. Hefte der „Erinnerungen":

Herrenhaus.

Richtige Auflösungen haben eingesendet die Herren: Wenzel Litz, Franz Bauer, Alfred Urban und Josef Eckert.

Auflösung

der Rebus im X. Hefte der „Erinnerungen":

1. Insel Großwendig. — 2. Unterkanonier.

Richtige Auflösungen haben eingesendet die Herren: Franz Pivat, Anton Thum, Julius Frank, Guido Walter und Johann Weber.

Charade von J. R.

Die Erste spricht der Knabe schon,
Lockt er zum Spiele die Genossen,
Der Jüngling spricht's zum Mädchen auch,
Der Vater spricht's zu seinen Sprossen.
Und hat der Knabe ausgespielt,
Spricht er die Zweite gar vermessen,
Spricht diese die Geliebte auch,
Kann's der Geliebte schwer vergessen.
Das Ganze ist ein fremdes Wort,
Ist ein Ergebniß unf'rer Tage,
Ist sehr beliebt, weil's eben fremd,
Und macht doch Manchem viele Plage.

Korrespondenz der Redaktion.

Herrn Paul L. in Prag: Beide Artikel nicht zu verwenden. Die Berliner Korrespondenz ist veraltet und obendrein übertrieben, und die „Zeitungsannonzen über die Zeile gelesen" warm schon unzähligemale da.

Herrn G. Goschler hier: Die eingesendete Tanz-Piece verräth viel Talent und wir werden sie gewiß verwenden, wenn der Herr Komponist nur statt des Galopp-Trio's, das zur Polka nicht paßt, etwas Anderes dazu komponirt.

Herrn Richard Jehla in Leitomischl: Wir danken, wird verwendet.

Herrn Ludwig Adolf Staufe in Kronstadt: Die Sendung erhalten. Die Resolution schriftlich.

Herrn A. M. B. in Wien: Darauf können wir nicht eingehen.

Herr A. L. in Prag, K. Müller in Brünn, Hugo Werner in Leitmeritz: Angenommen, wird verwendet.

Herrn Eduard R., M. O, Sigismund St...: Abgelehnt.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Papier und Druck des art.-typ. Instituts von Carl Bellmann in Prag

Digitized by Google

Erinnerungen.

Illuſtrirte Blätter für Ernſt und Humor.

Band 85. (Drei und vierzigſter Jahrgang.) **Heft XII.**

Der Teufel der Mode.

Roman in vier Büchern von Julius Roſen.

(Fortſetzung.)

Viertes Kapitel.

Doktor Ehrmann war ein Arzt, von dem man ſagen konnte, er werde ſein Glück machen. Er hatte zwar noch wenig Patienten, die zahlen konnten und zahlten, denn nur hie und da, wenn gerade kein mit einer Equipage behafteter Profeſſor zu haben war, wurde er auf kurze Zeit zu dem Krankenlager eines Wohlhabenden gerufen, aber er hatte viele arme Patienten und Glück, und man begann ſchon von den außerordentlichen Kuren des Herrn Doktor Ehrmann zu ſprechen. That die Armuth ihre Schuldigkeit, das heißt, machte ſie von den Wunderkuren Ehrmanns recht viel Lärm, konnte es gar nicht fehlen, daß er nicht auch wenigſtens in einer einſpännigen Equipage in Geſundheit machte. Dieſes Glück war dem Manne zu wünſchen. Als Sohn armer Eltern hatte er ſich nur ſehr mühſam durch die Studienzeit fortgebracht und verdankte nur ſeinem außerordentlichen Fleiße die Mittel zur Erlangung der Doktorwürde. Er hatte es nämlich übernommen, einem reichen aber höchſt oberflächlich gebildeten Kollegen die mediciniſchen Wiſſenſchaften in ſoweit beizubringen, daß er ſich den ſtrengen Doktorprüfungen unterziehen konnte, und ſein Honorar für dieſe fürchterliche Mühe waren die ihm ſonſt unerſchwinglichen Taxen. Der Leſer braucht deßhalb kein Vorurtheil gegen die Ehrlichkeit Ehrmanns zu faſſen, er wußte recht gut, ſein Kollege werde niemals von dem jus gladii, das er mit dem Doktorhut über-

kommen, Gebrauch machen, und sich mit dem Titel begnügen, denn sonst hätte er gewiß Anstand genommen, ihm zu dieser Gewalt über Leben und Tod der armen Patienten zu verhelfen.

Doktor Ehrmann war bis vor Kurzem Junggeselle, in dem Augenblicke, wo wir ihn unseren Lesern vorführen, ist er vierzehntägiger Ehemann, zukünftiger Familienvater, sollt dis zum Excess und verliebt, wie es nur ein Arzt sein darf, der der Gesundheit seiner Patienten nicht nachtheilig werden will.

Wir wollen uns ein wenig in seiner Häuslichkeit umsehen. Es ist Nachmittags. Er ist von seinen Gängen zurückgekehrt, seine Ordinationsstunde ist beendet, er sitzt in einem Lehnsessel und liest die Zeitung. Die Politik beschäftigt ihn zwar wenig, denn die europäischen Beinbrüche, die amerikanischen Bauchfellentzündungen und alle die Krankheiten, an denen die Welt laborirt, haben nur in soweit Werth für ihn, als sie eine Diagnose zulassen, dennoch darf er die Zeitung keinen Tag vernachlässigen, da er einige Patienten hat, die sich nach politischen Mittheilungen sehnen und solche von ihrem Arzte verlangen. Von Zeit zu Zeit schleift er über das Blatt hinüber nach seinem jungen, hübschen Weibchen, das mit Nähen beschäftigt ist und in dessen Gesicht sich eine stille, man möchte sagen resignirte Glückseligkeit malt. Du wirst das Alles auf einmal begreifen, lieber Leser, wenn ich Dir sage, daß das Weibchen Ehrmanns — unsere Bekannte, unser Käthchen Bolier ist. Wie das so schnell gekommen ist, fragst Du? Wie es so oft im wirklichen Leben vorkömmt. Ehrmann war der junge Arzt, welcher das arme Käthchen aus ihrem glänzenden Elend befreit hatte, er überzeugte sich von ihrer Unschuld, von der Gefahr, in welcher das arme Mädchen schwebte, er gefiel sich in dem Gedanken, ihr Beschützer, ihr Retter zu werden. Dieser Gedanke hatte auch gar nichts Unangenehmes, denn Käthchen war ein hübsches, gutherziges Mädchen, und ihr Schicksal hatte sie interessant gemacht. Auf welche Weise hätte er sie aber schützen sollen? Hätte er, der Unverheirathete, die arme Kleine zu sich genommen, würde er eben durch seine Hilfe dasselbe bezweckt haben, was er vermeiden wollte. Er trug ihr demnach, als sie gesund wurde, seine Hand an und Käthchen sagte nicht nein. Das war aber wieder natürlich. Sommers Attentat auf ihre Ehre hatte sie von ihren Herrlichkeitsgelüsten gründlich kurirt, sie sehnte sich nach Ruhe, sie wünschte einen Abschluß in ihrem Geschick, und ein solcher wurde ihr geboten. Der Doktor hatte sich als ein Mann von Ehre, als ein herrliches Gemüth gezeigt, wenn sie ihn auch noch nicht liebte, sie fühlte, ihn lieben zu können. Es dauerte demnach gar nicht lange, so sagte sie „Ja" und heiratete den Mann, welcher nun ihr Seelenarzt wurde. Die neuen Verhältnisse, in welche sie trat, die neu übernommenen Pflichten machten ihr den ganzen Tag über zu schaffen und wirkten wohlthätig auf ihren Gemüthszustand. Sie lebte anständig, und diese Existenz hatte ihre bürgerliche Berechtigung. Ihre Vergangenheit mit all' den nebelhaften Ansprüchen und Entwürfen, mit all' den Seelenkämpfen und unnatürlichen Aufregungen trat in den Hintergrund, und hätte sie nicht den Gedanken an ihre arme Mutter fliehen müssen, sie wäre vollends glücklich gewesen. Doch auch dieser Kummer sollte von ihrer Seele genommen werden. Sie bemühte sich eben, der Erinnerung an dieselbe freundlichere Seiten abzugewinnen, als sich die Thür öffnete und an der Schwelle eine arme, alte, blinde Bettlerin erschien, in welcher sie — ihre Mutter erkannte.

Sie sprang auf und blieb sprachlos stehen. „Was hast Du?" fragte der Doktor und betrachtete bald seine Frau, bald die Bettlerin.

Die Doktorin überwand ihre Erstarrung, das kindliche Herz brach sich Bahn durch alle Zweifel und Befürchtungen, sie streckte die Arme aus und eilte auf die Alte zu.

„Ich bitte um ein Almosen," sprach zitternd die Greisin, „o geben Sie mir, Sie geben es keiner Unwürdigen! Was ist das," fuhr sie fort, als sie fühlte, wie man sie bei den Armen faßte, wie heiße Thränen auf ihre Hände herabrannen und eine fremde Frau zu ihren Füßen sank; „wo bin ich hingerathen?"

„Mutter, theure Mutter, dem Himmel sei Dank, ich habe Dich wieder," drängte sich aus der Tochter Brust.

„Katharina!" schrie sie auf, und wollte zur Thür hinausstürzen.

„O bleibe doch, Mutter," bat Katharina und hielt die Alte zurück, „Du kommst zu keinem entehrten, verlorenen Kinde, Du bist bei einer ehrlichen Frau."

Der Doktor hatte augenblicklich die Situation begriffen, dem Käthchen hatte ihm Alles erzählt. „Wenn Sie die Mutter meines Käthchen sind, gute Frau," sprach er, „so heiße ich Sie herzlich willkommen. Bleiben Sie bei Ihren Kindern und machen Sie unser Glück vollständig."

Die Alte horchte hoch auf. „Das ist nicht die Stimme Deines Verführers," sprach sie nach kurzem Ueberlegen; „das ist eine fremde Stimme."

„Das ist die Stimme meines Gatten, der mich aus den Händen des Elenden gerettet, ehe es zu spät war, der mich liebte und dessen Frau ich bin. Muß ich ihn für alles das nicht wieder lieben, Mutter?"

Die Alte hatte erstaunt zugehört, sie fürchtete, die Schande ihrer Tochter zu vernehmen und hörte ihr Glück. Eine selige Zufriedenheit legte sich über ihre Züge, sie faltete die Hände und ein Gebet murmelnd sank sie auf ihre Knie. Thränen stürzten aus ihren Augen, und als sie gebetet, breitete sie die Arme aus, um das wiedergefundene Kind an ihre Brust zu drücken, um in einer Sekunde monatelanges Leiden, monatelanges Elend zu vergessen! —

Ehrmann und Katharina erzählten nun ihre Schicksale. „Ich hoffe," sprach der Doktor als er geendet, „daß Sie nun bei uns bleiben werden, liebe Mutter, da ich genug habe, um uns Alle zu versorgen."

„Ich bin nicht allein, meine lieben Kinder," entgegnete die Alte; „ich habe einen kleinen Führer, der

Digitized by Google

mich vor der Thür erwartet, und der außer mir Niemand auf der Welt hat."

„Auch dieser bleibt bei uns, bis ich anderweitig für ihn gesorgt habe," sprach der Doktor, und Käthchen eilte hinaus, um einen kleinen, vor Frost zitternden Knaben in die Stube zu bringen, der jedoch gar bald heimlich wurde, als er mit Speise und Trank gestärkt beim warmen Ofen saß.

Nun ging die Alte an die Erzählung ihrer Schicksale.

Der Leser kennt die Geschichte, bis zu dem Momente, wo die Alte in der Barke ohnmächtig zusammengesunken war, und dem reißenden Strome überlassen, einem fast sicheren Tode entgegeneilte.

„Die arme Bertha mußte ein Opfer der Habsucht des Fährmannes geworden sein," erzählte sie, „das glaubte ich damals und glaube es auch noch jetzt, denn das gute Mädchen hatte ja so kindlich für mich gesorgt, daß ich durchaus keinen Grund habe, zu vermuthen, sie habe mich verlassen und dem fürchterlichen Tode preisgegeben. Wie lange ich besinnungslos im Kahne gelegen sein mag, weiß ich nicht; als ich zu mir kam, fühlte ich mein Schifflein schwanken und hörte ein furchtbares Brausen, das von Minute zu Minute heftiger wurde. Ich mußte mich Schiffsmühlen oder sonstigen Wasserwerken nähern. Die Angst um mein Leben ergriff mich mit neuer Heftigkeit und ich begann um Hilfe zu rufen. Mir ward keine. Da mit einemmale stieß das Schifflein heftig an Etwas an, es erfolgte ein Krachen wie von geborstenem Holzwerk, ich fühlte mich im Wasser, meine Besinnung schwand abermals. Zu mir gekommen, fand ich mich in einem Bette und hörte menschliche Stimmen um mich herum. Aus dem Gespräche entnahm ich, daß ich von Mühlknechten gerettet, bei einer armen Wittwe untergebracht war, welche, obwohl selbst arm, sich dennoch erboten hatte, mich aufzunehmen. Die arme Frau arbeitete im Tagelohn am Wasser, führte Holz zu, bediente in den Mühlen, kurz, sie erwarb sich äußerst mühselig ihr Leben. Der kleine Hans, mein Führer, ist ihr Sohn. Der Mann war Schiffer gewesen, verunglückte jedoch in einer stürmischen Nacht und hatte dem armen Weibe nichts zurückgelassen, als die Erinnerung an bessere Tage. Hier blieb ich nun, um die Herstellung meiner zerrütteten Gesundheit abzuwarten. Ich forschte nach meiner armen Bertha, alle Tage erwartete ich die Nachricht, daß irgendwo ihre Leiche an's Ufer gespült worden war, ohne daß jemals eine solche Nachricht eingetroffen wäre. Die arme Taglöhnerin erkrankte. Sie hatte sich bei der Arbeit am Flusse verkühlt und wurde gefährlich krank. Das arme Kind jammerte, wir hatten weder Holz noch Nahrung, da mußte ich helfen. Ich ging betteln. Man hatte Mitleid mit der armen, blinden Frau, welche für ihre Wohlthäterin bettelte und gab mir reichliches Almosen. Die arme Frau erhielt Arzt und Pflege, doch half nichts mehr, nach achttägigem Krankenlager starb sie, nachdem sie mir ihr armes Kind an die Seele gebunden hatte. Was sollte ich beginnen. Die Wohnung, welche ich nicht zahlen konnte, mußte ich verlassen und so beschloß ich denn, Bertha, die ich gerettet hoffte, aufzusuchen. Der kleine Hans war mein Führer, wir bettelten uns bis hierher und hätten uns, wenn wir Dich nicht gefunden hätten, bis nach Moor gebettelt, wo ich die Spur der guten Bertha zu finden hoffte."

Käthchen hatte die Erzählung ihrer Mutter sehr erschüttert, sie beschwor dieselbe, an eine Weiterreise nicht zu denken, und Ehrmann versprach, Bertha auszuforschen, um die Alte über ihr Schicksal zu beruhigen.

Von ihrem Sohne hatte die Alte nicht eine Sylbe erwähnt, und der junge Mann scheute sich, das Gespräch auf ihn zu lenken. Käthchen und ihr Gatte trafen Anstalten zur Unterbringung der alten Frau und des Knaben, der Doktor mußte jedoch gar bald dies Geschäft seiner Frau allein überlassen, da er zu einer Kranken abgerufen wurde.

„Wer ist denn die Kranke?" fragte er sein Dienstmädchen, welches ihn abberufen hatte.

„Ich weiß es nicht," entgegnete diese; „es wartet eine Equipage am Thore."

„Haha," rief der Doktor, „das Geschrei der genesenen Proletarier wirkt, man schickt mir schon Equipagen in's Haus." Er nahm seinen Hut und ging.

Lassen wir Käthchen für die Bedürfnisse ihrer Mutter sorgen und folgen wir dem Doktor auf seiner Fahrt. Der Wagen hielt vor dem Hause, aus welchem er sich seine Gattin gerettet hatte. Dies machte ihn neugierig und er folgte eilig dem Diener, der ihn in jenes Boudoir brachte, wo er Käthchen zum erstenmale gesehen.

Er fand eine reizende Dame in einer Toilette, die durch Krankheit entschuldigt sein mußte, um nicht unanständig zu sein.

„Ich danke Ihnen, Doktor, daß Sie so schnell gekommen sind," sprach Bertha, denn das war die Dame, und winkte ihm, sich zu ihr zu setzen.

„Wo fehlt es, gnädige Frau," entgegnete er und griff ihr an den Puls.

„Ich fühle eine Mattigkeit im ganzen Körper," sprach sie, „die Brust ist mir beengt, die Glieder schmerzen, kurz, ich bin sehr herabgekommen."

„Der Puls ist nicht übermäßig erregt," entgegnete der Doktor, „es ist ein leichtes Unwohlsein, das sich bei etwas Ruhe von selbst legen wird."

„Nicht doch, lieber Doktor, ich bin sehr gefährlich krank," sprach sie, „ich fühle es."

„Was halten Sie für die Ursache dieser Krankheit, gnädige Frau?" fragte der Arzt.

„Kann ich aufrichtig mit Ihnen sprechen, lieber Doktor?"

„Das müssen Sie thun."

„Nun denn, so hören Sie," hub Bertha an, und vergaß ihre Hand dem Doktor zu entziehen, welcher jedoch von dieser Vergeßlichkeit keinen Gebrauch machte, sondern ihren Arm auf die Spitzendecke niederlegte. „Ich bin, warum soll ich mich schämen, es zu gestehen, die Geliebte des Banquiers Sommer. Er

Digitized by Google

hat mich mit schönen Worten und schönen Sachen bestrickt und ich wurde sein."

Sie setzte ab, um die Wirkung ihrer Worte zu beobachten, fuhr jedoch, als sie keine bemerkte, fort: „Sommer ist verheiratet. Seine Frau, die entsetzlich eifersüchtig ist, erfuhr um ihres Mannes Verhältniß zu mir und sinnt auf Rache. Sie strebt mir nach dem Leben und ich glaube, daß sie mich vergiftet hat."

„Warum nicht gar," fiel ihr Ehrmann in's Wort, „die Symptome der Vergiftung müßten ja zu sehen sein."

„Ich habe den nicht ungegründeten Verdacht, daß mein Kammermädchen von ihr bestochen ist, und daß man mir, ohne daß die Spuren ersichtlich wären, Gift beibringt, das mich nach und nach abtödten soll."

„Dann müssen Sie die Anzeige bei Gericht machen, gnädige Frau," entgegnete der Doktor.

„Um als Verleumderin gestraft zu werden. Nicht doch, lieber Doktor, deßhalb ließ ich Sie nicht rufen. Ich habe gelesen und gehört, daß das Gift seine Wirkung verliert, wenn man den Genuß desselben gewöhnt, daß es Gegengifte gibt, die sich paralisiren, und wollte Sie bitten, mich mit solchen Medikamenten zu versehen, auf daß ich gewappnet wäre gegen die Angriffe meiner Feinde."

Der Doktor wurde nachdenklich. Der Stand seiner Patientin verrieth keine Spur einer Vergiftung. Ihr Wunsch, in den Besitz von Gift zu kommen, hatte demnach einen anderen Zweck, den er erfahren mußte. Er konnte freilich ihren Wunsch einfach nicht erfüllen und dann fand sich vielleicht ein anderer Arzt, der weniger gewissenhaft war, und für eine reiche Belohnung ihr Gift genug verschaffte, um alles nur denkbare Unheil anzurichten. Es hieß vorsichtig sein und scheinbar nachzugeben.

„Sie überlegen, lieber Doktor," sprach schmeichelnd Bertha und griff nach seiner Hand. „Trauen Sie mir nicht oder glauben Sie, dieser Körper sei es nicht werth, dem Leben erhalten zu bleiben?"

„O nicht doch, gnädige Frau," entgegnete der Arzt und stellte sich ganz entzückt von der Schönheit Bertha's; „nicht das war die Ursache meines Zögerns, sondern ich bedachte nur die Schwierigkeit, unauffällig die nöthigen Gifte zu erhalten."

„Sie sind ein prächtiger Mann, lieber Doktor, und verstehen mich. So wünsche ich es, unauffällig müßte es beigeschafft werden."

„Auf Ihren Namen darf ich es demnach nicht verschreiben, gnädige Frau."

„Ganz richtig."

„Damit ich aber nicht zufällig Ihren, oder einen ähnlichen Namen fingire, muß ich bitten, mir den Ihren zu nennen."

„Ich heiße Bertha Herriere und bin eine Fremde."

Der Doktor hatte Mühe, seine Ueberraschung nicht zu verrathen. Er hatte, wo er es am wenigsten suchte, Bertha gefunden, denn das mußte jene Bertha sein, deren verlockende Erzählungen seiner Gattin den Seelenfrieden geraubt, seinen Schwager in's Kriminal gebracht hatte. Er beschloß, sich vollends zu überzeugen und fuhr fort. „Ich habe bereits ein Mittel gefunden. Ich behandle ein Mädchen, das in Folge einer Stichwunde dem Tode nahe ist, und dessen Leben nur noch mit Hilfe solcher Medikamente gefristet wird. Ich werde die Gifte für Katharina Boller verschreiben."

Bertha war blaß geworden und betrachtete mit argwöhnischen Augen den Arzt. Dieser aber that ganz unbefangen und fuhr fort. „Sie liegt im Spital und kann höchstens noch acht Tage leben. Es ist ein verstocktes Mädchen, das die Veranlassung ihrer Verwundung nicht angeben will." Er hatte nicht mit einer einzigen Miene irgend einen Antheil an den Schicksalen des Mädchens verrathen und Bertha war beruhigt.

„Thun Sie, wie Sie es für gut finden, lieber Doktor," sprach Bertha, „nur verschaffen Sie mir recht bald das Gewünschte, denn ich fühle mich sehr schwach."

„Morgen Vormittag soll es in Ihren schönen Händen sein." Er erhob sich, küßte ihr die Hand, ließ seinen Blick über ihre ganze Gestalt hingleiten und seufzte. Bertha lächelte und ließ eine gefüllte Böse in seiner Hand zurück.

Er ging aber nicht in die Apotheke, sondern in ein Auskunfts-Bureau, um die Wohnung Helenens Sommer zu erfragen.

Man wies ihn in Sommers Hôtel. Hier erfuhr er, daß die Frau nicht mehr mit ihrem Gatten, sondern bei ihrer Mutter wohne, und bei derselben kam er denn auch ziemlich spät an. Er fand Helene und den Baron Holm, der bei ihr zu Besuche war. Nach einer mehr als zweistündigen Unterhaltung ging er heim, nachdenkend und mit gesenktem Haupte, jedoch entschlossen, seiner Frau und der Mutter vom Schicksale seines Schwagers, über den er wichtige Auskünfte erhalten hatte, nichts zu sagen. Am andern Morgen überbrachte er Bertha mehrere kleine Päckchen und erklärte ihr die Wirkungen der verschiedenen, darin enthaltenen Gifte.

Fünftes Kapitel.

Der Banquier Sommer hatte seit dem Tage, an welchem ihn Helene der Treulosigkeit überwiesen hatte, keine ruhige Minute. So sehr er sich auch Mühe genommen hatte, den vorgefallenen Skandal zu verheimlichen, gelang es ihm dennoch nur sehr unvollständig, theils weil zu viele und zu verschiedenartige Menschen anwesend gewesen waren, theils weil seine Frau, alle Rücksichten bei Seite setzend, ihn verließ und in ihr Elternhaus zurückkehrte. Er konnte nirgend mehr hingehen, denn überall war er Gegenstand der Aufmerksamkeit der mehisanten Welt, und auch sein Geschäft litt unter der Schwere des verlorenen Rufes der Solidität, da die älteren und bedeutenderen Geschäftsleute sich von ihm zurückzogen. Ja selbst solche, die es nicht

Digitized by Google

um ein Haar beſſer machten, denen es aber bisher gelungen war, den Schein zu bewahren, mieden den als Verſchwender gebrandmarkten Sommer, welcher nunmehr nirgend Ruhe fand, als in den Armen ſeiner Bertha, die ihn noch nicht verſtieß, da ſie ihm noch einen Hauptſtreich zu ſpielen hatte.

„Ich muß fort von hier," ſagte er einſt zu ihr, „fort aus der Stadt, wo mich Jedermann kennt und mit Fingern nach mir weiſt. Das ungluckſelige Weib hat mir mit ihrer Eiferſucht den Aufenthalt in der Reſidenz zur Unmöglichkeit gemacht!"

„Armer Eduard," jammerte Bertha, „Du leideſt meinetwegen. O überlaſſe mich doch meinem Schickſale. Was ſoll Dir die Liebe eines Weibes, das Dein Weib nicht iſt, deſſen Zärtlichkeit Diebſtahl iſt an den Rechten eines andern Weibes."

„Und deſſen Zärtlichkeit mich doch glücklich macht," ſetzte Sommer hinzu, „ohne deſſen Liebe ich zu Grunde gehen müßte!"

„Wenn dem ſo iſt, theurer Eduard," entgegnete Bertha, „wenn Dir meine Liebe und mein Beſitz theurer iſt, als alles andere, dann kann uns ja geholfen werden. Raffe Dein Vermögen zuſammen, mache zu Geld, was in Geld verwandelt werden kann, und entfliehe mit mir nach Amerika, wo uns Niemand nach Trau- und Todtenſcheinen fragen wird, wo Du mich zu Deinem Weibe machen kannſt, wenn es Dich glücklich macht."

„Wie glücklich macht mich Dein Vorſchlag, theure Bertha," antwortete der Banquier, „auch ich habe ſchon daran gedacht, glaubte jedoch, daß Du mir wirſt nicht folgen wollen. Nun aber, da ich ſehe, wie Du mich liebſt, bin ich zum Aeußerſten entſchloſſen. Ich mache Banquerott, ich entfliehe und Du folgſt mir."

„Mache was Du willſt, nur ſetze Dich keiner Gefahr aus, theurer Mann," ſagte Bertha und legte ihre Arme um ſeinen Hals. „Laſſe uns die Sache überlegen, damit wir ſie auch glücklich zu Ende führen. Du benützeſt Deinen Kredit, um ſo viel Geld, als nur möglich iſt, zuſammenzuraffen und verreiſeſt. Da Du öfter kleine Ausflüge machſt, wird Niemand auf eine Flucht denken. Du nimmſt auch nur ſo viel Geld mit Dir, als Du zu einer Reiſe nach New-York und einem mehrwöchentlichen Aufenthalt daſelbſt brauchſt. Es könnte Dir am Wege Etwas zuſtoßen und das vieie Geld könnte Dich verrathen. Biſt Du in Sicherheit, kann der Fall Deines Hauſes bekannt werden. Mir, der Du Dein ganzes Vermögen anvertrauſt, wird Niemand nachweiſen können, daß es Dein Vermögen iſt, und ich kann bei der Uebertragung desſelben alle nur möglichen Vorſichten anwenden. Dann komme ich zu Dir, wir kaufen uns in Amerika an und führen das Leben der Glücklichen! Biſt Du mit meinem Plane einverſtanden, Eduard?"

„Vollkommen, theures Herz," ſprach dieſer; „Du biſt nicht nur ſchön und reizend, Du biſt auch klug und treu; was brauche ich mehr zu meinem Glücke."

Eduard ging, um Alles ſo auszuführen, wie es beſprochen war, Bertha aber gönnte ſich noch immer keine Ruhe. Ihr Diener Franz wurde gerufen, er mußte Bericht erſtatten.

„Warſt Du beim Baron Holm?" fragte ſie.

„Ich war dort," entgegnete er.

„Hat er Dich nicht wieder erkannt?"

„Ich glaube nicht, es iſt auch nicht möglich, da ich meinen Bart weggegeben habe und gänzlich verändert bin."

„Wird er Dich aufnehmen?"

„Er beſchied mich auf morgen Früh. Er brauche einen Kutſcher, ſagte er, denn er geht nach Paris zur Geſandtſchaft zurück."

„Alſo doch," murmelte Bertha; „der Elende fürchtet meine Rache. Zeigteſt Du Dich willig, ihm nach Paris zu folgen?"

„Ich that es und das ſchien ihm zu gefallen."

„Gut," entgegnete ſie, „er wird Dich aufnehmen und Du wirſt dafür ſorgen, daß er Paris nicht erreicht. Hier haſt Du drei Schächtelchen. Es iſt Gift darin. Aus dieſem weißen Schächtelchen mußt Du ihm am Tage der Abreiſe ein wenig in die Speiſen thun, er wird un wohl werden, aber dennoch abreiſen, denn das Unwohlſein wird unbedeutend ſein. Am zweiten Tage thuſt Du dasſelbe, nimmſt aber die Priſe aus dem rothen Schächtelchen und am dritten Tage aus dem ſchwarzen, dann hat er genug. So wie er todt iſt, ſchickſt Du mir dieſen Brief; verwahre ihn wohl, er ſoll mir das Zeichen zum Handeln ſein. Dann darfſt Du zurückkommen, wirſt aber wohl daran thun, Deine Entfernung nicht auffällig zu machen. Haſt Du mich verſtanden?"

„Allerdings, und mein Lohn?"

„Elender Burſche, der Du nur immer nach Lohn frägſt und nichts aus Liebe zu mir thuſt! Haſt Du ihn ſo, wie es geheißen, aus der Welt geſchafft, ſollſt Du den Lohn haben, den Du verdienſt."

„Willſt Du dann mein ſein, Bertha?" rief Franz; „o ſage ja und ich gehe in die Hölle."

„Gehe nur, geh', Du weißt, was Dich erwartet."

Am andern Tage wurde Franz von Baron Holm, der einen Diener ſuchte, welcher ihn auf der Reiſe nach Paris begleiten ſollte, aufgenommen und erfuhr, daß ſie bereits am nächſten Tage abreiſen würden. Es gelang ihm auch, dem Baron das angegebene Pülverchen in die Suppe zu ſtreuen, worauf dieſer über Unwohlſein klagte, aber bei ſeinem Entſchluſſe abzureiſen, beharrte, trotzdem ſeine Freunde ihn zum Bleiben bewegen wollten.

Franz bekam Gelegenheit, Bertha von dem Gelingen ihres Planes zu verſtändigen und ſie triumphirte in dem Bewußtſein, endlich ein Mittel gefunden zu haben, des läſtigen Barons ledig zu werden. Der Baron reiſte an demſelben Tage ab, an welchem Sommer ihr eine Summe von 100.000 Thalern in Banknoten, nebſt einer Menge Präſitoſen einhändigte und ihr eröffnete, er wolle den nächſten Tag zu ſeiner Abreiſe benützen. „In acht Tagen wird mein Banquerott bekannt," ſagte er, „denn da wird bei meiner Kaſſe der erſte Wechſel präſentirt, der nicht wird gezahlt werden können. Bleibe hier bis der erſte Lärm vorüber iſt und komme mir nach, wenn Niemand mehr wird vermuthen

Digitized by Google

können, daß wir in irgend einem Zusammenhange stehen."

Und so geschah es auch. Sommer reiste ab. Man glaubte, er sei aufs Land gefahren. Niemand ahnte den richtigen Sachverhalt. Erst als am achten Tage nach seiner Abreise ein, auf einen bedeutenden Betrag lautender Wechsel präsentirt und nicht bezahlt wurde, machte der Wechselgläubiger Lärm, verlangte Sicherstellung, eine gerichtliche Kommission kam in die Wohnung Sommers und fand daselbst einen Brief, worin er gestand, mit dem Reste seines Vermögens durchgegangen zu sein. Der Vorfall machte sehr viel Aufsehen, es fiel jedoch Niemand ein, Bertha im Verdachte der Mitschuld zu haben, es gab vielmehr Leute, welche die Arme bedauerten, da sie nun ihren reichen Geliebten verloren habe und der Noth ausgesetzt sein werde. Sie erhielt sogar von einigen Freunden Sommers Beileidsbezeigungen und Anerbieten, nun, da dieser verschwunden sei, ihren Schutz annehmen zu wollen.

Zu ihrer nicht geringen Verwunderung wurde ihr Doktor Ehrmann gemeldet, der sich von dem Augenblicke der Uebergabe der geforderten Gifte nicht hatte sehen lassen.

„Ich komme, mich nach dem Befinden der gnädigen Frau zu erkundigen," sagte er, „und dies ist, so viel ich sehe, beruhigend."

„Ach nein, lieber Doktor," entgegnete Bertha, „wie kann ich mich wohl fühlen, wenn mein guter Freund — Sie kennen ja doch die Geschichte, von der die ganze Stadt spricht?"

„Die Gnädige meinen die Geschichte mit dem Banquier? Die kenne ich allerdings und deßhalb vorzüglich kam ich hierher."

„Deßhalb? Sie machen mich neugierig."

„Nun, da der Banquier Sommer durchgegangen ist, wird wohl seine Gattin keine Mordversuche mehr machen wollen, Sie dagegen könnten leicht, vom Schmerze der Trennung übermannt, sich zu einem unüberlegten Schritte verleiten lassen, und ich komme nun, Sie um Zurückstellung der Gifte zu ersuchen."

Bertha sah den Doktor verwundert an, welcher jedoch keine Miene verzog und ihr fromm in's Gesicht sah.

„Wo denken Sie hin, Doktor, die Gifte gehören mir, und ich gebe sie nicht wieder heraus."

„Muß darauf bestehen, meine Gnädige," sagte kalt der Arzt, „ich darf mich nicht dem Vorwurfe aussetzen, Ihnen Gelegenheit gegeben zu haben —"

„Sie glauben doch nicht, daß ich mir ein Leid zufügen werde?"

„Man hat Beispiele."

„Ich bin keine solche Mondscheinnatur, guter Doktor und hoffe, mich recht bald in den Armen eines anderen Mannes zu trösten."

„Gnädige Frau täuschen mich nicht. Sie wollen sich selbst schlecht machen und das thut eine Frau nur im letzten Stadium der Verzweiflung. Ich bitte, mir die Schächtelchen auszufolgen."

„Ich kann nicht, Doktor, quälen Sie mich nicht mit dieser Forderung."

„Ich muß darauf bestehen."

„Und wenn ich es nicht thue?"

„Sie, werden sich nicht weigern, gnädige Frau."

„Wenn ich mich aber weigere?"

„Dann muß ich die behördliche Anzeige machen."

Bertha maß ihn mit einem verachtungsvollen Blicke vom Kopf bis zu den Zehen und sprach stolz wie eine Königin: „Ich werde der Behörde sagen, daß ich nichts habe, und damit wird die Sache abgethan sein."

„Nicht doch, gnädige Frau, dann wird man Haussuchung halten und die Schächtelchen finden."

Das Wort Haussuchung schüchterte Bertha ein. Eine solche hätte mehr ergeben, als sie zu verrathen wünschte und sie beschloß demnach, andere Saiten aufzuziehen.

„Sie sind wohl gekommen, um Geld von mir zu verlangen, Doktor," sagte sie, „und ich bitte Sie, mir unumwunden zu sagen, was Sie verlangen."

„O, wie thun Sie mir so wehe, gnädige Frau," entgegnete der Arzt, „nie werde ich es wagen, von Ihnen Etwas zu verlangen. Sie sind ja selbst verlassen und arm."

„Dennoch will ich meine Armuth mit Ihnen theilen, wenn Sie mich in Ruhe lassen. Ich gebe Ihnen 100 Thaler. Sind Sie zufrieden?"

„Das ist zu wenig, um ein böses Gewissen aufzuwiegen."

„Ich gebe Ihnen 1000 Thaler. Ist das genug?"

Ehrmann schüttelte mit dem Kopfe. „Ein ehrlicher Name ist mehr werth, gnädige Frau," sagte er.

„Ich habe nicht mehr baares Geld im Hause. Kommen Sie morgen, und Sie sollen mehr haben."

„Nicht doch, gnädige Frau, Sie könnten bis dahin die Schächtelchen bei Seite schaffen. Ich bleibe hier."

„Sie sind ein Vampyr, mein Herr!"

„Ich bin ein Lamm, das für Ihr theures Leben fürchtet."

„Ohne Umstände, mein Herr, was verlangen Sie? Reden Sie offen, meine Zeit ist kostbar!"

„Ich will es. Wenn ich mein Gewissen mit Geld beschwichtigen soll, so brauche ich 20.000 Thaler."

„Herr, Sie sind verrückt."

„Nicht wahr, darum geben Sie mir meine Schächtelchen."

Was wollte Bertha thun. Nach längerer Ueberlegung übergab sie dem Arzte 20.000 Thaler, schwor ihm jedoch Rache bis in's zehnte Glied, und sie war ein Geschöpf, dessen Rache immerhin zu fürchten war.

Ehrmann aber ging geradenweges zu Helene Sommer und übergab ihr 20.000 Thaler als das Erbtheil ihres Sohnes.

Sechstes Kapitel.

Bertha saß bei ihrem Schreibtische und schrieb an Sommer, welcher ihr von New-York geschrieben

Digitized by Google

und ſie zur Abreiſe aufgefordert hatte. Der Brief, mit dem ſie gerade beſchäftigt war, wird den Leſer am beſten mit den Plänen des herzloſen Geſchöpfes vertraut machen. Sie ſchrieb:

„Lieber Freund!

„Daß Du glücklich in New-York angekommen biſt, freut mich um ſo mehr, als ich immer befürchtete, Dein ſchwankender Charakter würde, falls Du ergriffen worden wäreſt, Dich zum Sprechen verleitet und mich kompromittirt haben. Das Schickſal, dem Du nun entgegen gehſt, wird hoffentlich dazu beitragen, daß Du ein rechter Mann wirſt, welcher weiß, was er will, und ſich nicht von dem erſten beſten leiten läßt, der ſich die Mühe nimmt, auf ihn einwirken zu wollen. Bei den Gerichten iſt gegen Dich der Proceß wegen betrügeriſcher Kriba bereits eingeleitet und eine Rückkehr würde Dir unfehlbar zu einem mehrjährigen Kerker verhelfen. Du thuſt demnach wohl daran, zu bleiben, wo Du biſt, und mit dem Schickſale fertig zu werden, wie es eben geht. Von Deiner gütigen Einladung, Europa zu verlaſſen und Dich aufzuſuchen, kann ich zu meinem großen Leidweſen keinen Gebrauch machen, da mir wichtige Familienveränderungen bevorſtehen, die mich aus meiner Unſcheinbarkeit mit einem Male in die hohen und höchſten Kreiſe verſetzen werden. Alles, was Du bei mir deponirt haſt und womit mich Deine Güte zu beſchenken für gut fand, behalte ich hier und will es verwalten, als ob es Dein Eigenthum wäre, und ich einſt Rechnung darüber legen müßte. Wenn es Dir wohl geht, ſo ſchreibe mir, mache es aber ſo kurz als möglich, da ich keine Zeit habe, viel zu korreſpondiren. Einen Brief erwarte ich von Dir, in der Antwort ſollſt Du erfahren, unter welcher Adreſſe und wohin Du mir die nächſten zu ſenden haſt. Ich zeichne mich Deine aufrichtige Bertha."

Dieſes liebenswürdige Schreiben wurde an einen Kommiſſionär in New-York adreſſirt und ſofort expedirt. Ohne weiter darüber nachzudenken, welchen Eindruck der Brief auf den leichtſinnigen Sommer, der einer herzloſen Dirne, Weib, Kind, Ehre und Vermögen geopfert hatte, machen mußte, ging Bertha ſogleich an die Beantwortung einer Reihe jener Briefe, die glänzende Anerbietungen von Freunden ihres Geliebten enthielten und ſie beantwortete dieſelben ſo ſtolz, förmlich und tugendhaft, als ob ſie niemals die Geliebte eines verheirateten Mannes geweſen wäre. Sie habe, ſo ſchrieb ſie Allen, allerdings ein Liebesverhältniß mit dem unglücklichen Sommer unterhalten, aber dieſes ſei niemals außer die Grenzen der geſellſchaftlichen Schicklichkeit getreten. Sie habe niemals ein Geſchenk oder eine Gabe von ihm angenommen und gehöre einer Familie an, die zu den beſten des Landes zähle, wie ſich gar bald herausſtellen müſſe. Sie verzeihe dem Antragſteller die ihr angethane Beleidigung, denn ſie ſei bis zu dem Momente, wo ſie ihr Vater anerkennen werde, ſchutzlos und müſſe demnach jede Beleidigung geduldig hinnehmen. Dem werde jedoch bald anders werden, denn ſie habe Hoffnung, von ihren Eltern binnen Kurzem anerkannt zu werden.

Sie hatte dieſe Briefe, welche jedoch erſt ſpäter und zwar nach dem Eintreffen eines Briefes von Franz abgegeben werden ſollten, kaum beendet, als ihr ein ſolcher überreicht wurde. Sie erkannte den Brief als jenen, welchen ſie ihrem Spießgeſellen bei ſeiner Abreiſe übergeben hatte und eine merkwürdige Umwandlung ſchien mit ihr vorzugehen. Höher geworden athmete ihre Bruſt Sieg, ihr Geſicht ſprach Seligkeit und ihre Haltung wurde die einer Königin. „Endlich iſt mein Ziel erreicht," ſprach ſie zu ſich ſelbſt, und erbrach das Schreiben, das ſie, obwohl ſie deſſen Inhalt genau kannte, nochmals aufmerkſam durchlas. „Es iſt Alles, wie es ſein muß," jubelte ſie, „nun an's Werk."

Sie klingelte nach ihrem Kammermädchen, ließ ſich in Trauer kleiden, nahm die Briefe und noch andere Papiere, welche ſie ſorgfältig in einer Schatulle verwahrt hatte, zu ſich und fuhr zum Gerichtspräſidenten.

Dieſer ließ ſie allſogleich vor.

„Womit kann ich Ihnen dienen?" fragte höflich der Präſident, dem die Schönheit und Eleganz Bertha's imponirte.

„Ich komme, mir Ihren Schutz zu erbitten, Excellenz," entgegnete Bertha beſcheiden und mit einer Thräne in den Augen.

„Sprechen Sie," antwortete der Präſident, „und ſind Sie überzeugt, daß ich jeder gerechten Sache meinen Schutz angedeihen laſſe." Er winkte ihr, ſich zu ſetzen.

„Dann werden Sie auch mir helfen oder vielmehr den letzten Willen meines Vaters erfüllen, Excellenz," entgegnete ſie und nahm Platz.

„Wer war Ihr Vater?" fragte der Präſident.

Statt zu antworten, überreichte ihm Bertha den erhaltenen Brief und bedeckte ihre Augen, als ob ſie die hervorſtürzenden Thränen zurückhalten wollte.

Der Präſident warf einen Blick auf die Unterſchrift des Briefes und fragte erſtaunt: „Baron Holm?"

„Er iſt todt," ſchluchzte Bertha.

„Baron Holm war Ihr Vater?"

„Leſen Sie ſelbſt," entgegnete ſie.

Der Präſident las: „Theures Kind! Im Angeſichte des Todes, dem ich diesmal nicht mehr entrinnen werde, ſchreibe ich Dir, um ein Unrecht gut zu machen, das wie ein Alp auf meinem Gewiſſen lag. Verdamme mich nicht, wenn Du erfährſt, daß ich Dein Vater bin. Du liebteſt mich ja als Deinen Wohlthäter, übertrage dieſe Liebe auf den Vater, und verzethe mir, daß ich Dir ſo lange Rechte vorenthielt, die Dir der Geburt nach zugehörten. Du biſt eine Baroneſſe Holm. Aus den beiliegenden Schriftſtücken kannſt Du entnehmen, daß ich mich mit Deiner Mutter in Paris vermälte, daß ſie jedoch ſtarb, ehe ich die Zuſtimmung meiner Familie zu dieſer Heirat erhielt. Als ſie Dich zur Welt brachte, ſtarb ſie, und ich beging das fürchterlichſte Unrecht meines Lebens, ich zog es vor, Dich ferne von mir unter fremdem Namen erziehen zu laſſen, ſtatt mich den Mißhelligkeiten mit meiner Familie auszuſetzen, welche gegen die Verbindung mit Deiner Mutter war. Nun aber, da ich dem Tode nahe bin, ſteigt mein Unrecht rieſengroß vor mir empor, und ich trotze dem Fluche

Digitized by Google

meiner nach meinem Erbe gierigen Familie, indem ich Dich in jene Rechte einsetze, welche Die besser gar nie entzogen worden wären. Ich hoffe, daß meine Reue mich Deiner und der Verzeihung Gottes würdig machen werde, und daß Du eine Thräne haben wirst für Deinen sterbenden Vater!"

„O tausend, tausend Thränen für Dich, mein Vater," schluchzte Bertha; „wie so gerne wäre ich in der Dunkelheit meiner geheimnißvollen Geburt geblieben, hätte ich damit Dein theures Leben erhalten können. Hätte ich Dich, Dein ganzes Vermögen überließe ich ja gerne Deiner Verwandtschaft."

„Es ist der Wille Ihres Vaters, Baronesse," entgegnete der Präsident, „daß Sie in Ihre Rechte eingesetzt werden, und dieser Wille muß uns, den Ueberlebenden, heilig sein. Ueberlassen Sie mir Ihre Angelegenheit und ich bürge Ihnen für eine gerechte Entscheidung."

Nur mit Mühe gelang es dem wackern Präsidenten. Bertha zu einem Processe zu vermögen, falls die Verwandten Holms nicht gutwillig ihre Ansprüche auf die Erbschaft aufgeben sollten. Sie versicherte wiederholt, ihr Streben gehe nicht nach dem Reichthume ihres Vaters, und nur die Achtung vor seinem letzten Willen könne sie zu einem Processe mit einer Familie vermögen, die ja auch ihre Familie sei.

Die Nachricht von dem plötzlichen Tode des Barons, der in Straßburg gestorben war, verbreitete sich sehr schnell in der Residenz. Da er unermeßlich reich gewesen war, fanden sich gar bald eine Menge Verwandte ein, die Ansprüche auf das Erbe des Junggesellen erhoben und im Vorgenusse der bedeutenden Legate schwelgten. Um so unangenehmer war ihre Enttäuschung, als sie von der Existenz einer ehelichen Tochter erfuhren, und sie machten die größten Anstrengungen, ihre Legitimität in Zweifel zu ziehen.

Holms Bruder, welcher einen hohen Posten in der Armee bekleidete und in der nächsten Nähe des Fürsten war, suchte sogar bei diesem Schutz gegen die Ansprüche der vom Himmel herabgefallenen Prätendentin, und dieser legte die Angelegenheit dem Präsidenten an's Herz, nicht undeutlich den Wunsch blicken lassend, eine Entscheidung zu Gunsten des Generals Holm würde ihn sehr angenehm berühren. Trotz alles dessen standen die Sachen günstig für Bertha. Der Brief des verstorbenen Barons, der Trauschein mit Bertha's Mutter Amalie Herrtere und mehrere Briefe an dieselbe waren unwiderlegbare Dokumente, und um so unwiderlegbarer, als die Bekannten und Freunde Holms seine Handschrift agnoscirten.

Es kam zum Processe, und dieser machte ungeheure Sensation in der Residenz. Der Anwalt Bertha's, ein junger Advokat, welcher einsah, welchen Ruf er sich durch die glückliche Führung des Rechtsstreites erwerben könne, betrieb die Angelegenheit mit allem Eifer, und so kam es denn gar bald zur entscheidenden Verhandlung. Bei dieser erklärte der gegnerische Anwalt die Dokumente für gefälscht und Bertha für eine Betrügerin. Es sei gar nicht sichergestellt, sagte er, daß der Baron wirklich gestorben sei, er habe bei Lebzeiten immer davon gesprochen, seinen Leichnam in der Familiengruft beisetzen zu lassen, und doch sei er, wie man behaupte, über eigene Anordnung in Straßburg begraben worden. Der Todtenschein könne darüber um so weniger Gewißheit verschaffen, als er von fremden, von französischen Behörden ausgestellt sei; er beantrage demnach eine Ausgrabung und Anerkennung der Leiche von Seite der Verwandten. Dies sei um so nothwendiger, als trotz der Möglichkeit, binnen kurzer Zeit in Straßburg zu sein, keiner der Verwandten von dem Tode des Barons rechtzeitig verständigt wurde, und erst dann, als er bereits begraben war.

Diese Umstände konnte nun der Anwalt Bertha's nicht in Abrede stellen, und die Richter hätten sich bald für eine Rekognoscirung der Leiche entschieden, wenn nicht ein Umstand dazu gekommen wäre, der entscheidend auf die Angelegenheit einwirkte, und nicht nur den Verwandten Holms, sondern Bertha selbst gleich überraschend war. Es meldeten sich nämlich zwei Zeugen, die zu Gunsten Bertha's aussagen wollten.

Diese hatte Mühe, ihre Fassung zu erhalten, als sie Doktor Ehrmann eintreten sah, und fürchtete schon für ihre Sache. Um so angenehmer war es ihr jedoch, als dieser eidlich bestätigte, er sei von Baron Holm noch bei dessen Lebzeiten aufgefordert worden, wenn es nöthig werden sollte, bei Gericht zu bestätigen, daß Bertha Herriere wirklich seine Tochter sei, was er hiemit thue. Da Doktor Ehrmann ein allgemein geachteter, als tadellos bekannter Mann war, der mit keinem Theile in Freundschaft oder Feindschaft lebte, war seine Aussage von bedeutender Kraft. Noch viel gewichtiger war dieselbe Aussage aus dem Munde des zweiten Zeugen, der Frau Helene Sommer, bei deren Erscheinen Bertha trotz ihrer Unverschämtheit dennoch die Augen niederschlug, umsomehr, als die gekränkte Frau zu ihren Gunsten aussagte. Nun blieb den Richtern kein Zweifel mehr, denn die eben gehörten Zeugen bewiesen, daß Holm schon früher und öfter an die Möglichkeit eines solchen Processes dachte und diese Zeugenaussagen vorbereitete, um die Rechte seiner Tochter zu wahren.

Es wurde demnach Bertha gerichtlich als legitime Tochter und Universalerbin des Baron Holm anerkannt, und die Verwandten mit ihren Ansprüchen zurückgewiesen. Sie wendeten sich an den Fürsten, aber dieser konnte, da die ordentlichen Gerichte bereits in der Sache entschieden hatten, nichts thun, als gegen Bertha ein Vorurtheil fassen, das ihr jedenfalls ein Erscheinen bei Hofe unmöglich machte. Bertha hatte gesiegt, ohne sich darüber so recht aus dem Grunde ihres Herzens freuen zu können. Die Aussagen Helenens und des Doktors schwebten wie finstere Gewitterwolken über ihrer Zukunft, und ängstigten sie, da sie sich dieselben nicht erklären konnte. Was hatte die Beiden zu diesen Zeugnissen vermocht? Beide waren ihr, das wußte sie zu genau, nicht freundlich gesinnt. Es war möglich, daß Holm einigen Vertrauten sie als seine Tochter bezeichnet hatte, aber gewiß nicht in der Absicht,

Digitized by Google

um Zeugnisse zu ihren Gunsten zu schaffen. Wie kamen die Beiden dazu, ihr in der kritischesten Lage ihres Lebens beizuspringen? Ehrlichkeit und Großherzigkeit kannte sie Niemand zu, da sie selbst nichts davon wußte, was konnte demnach der Beweggrund sein? Sie hätten ja einfach schweigen können, da sie Niemand zu Zeugen aufgerufen hatte. Diese und tausend ähnliche Fragen stellte sie an sich selbst und mußte auf Alle die Antworten schuldig bleiben. Sie wurde fast krank in diesen Zweifeln. Da sie jedoch ein resoluter Charakter war, der nicht lange schwankte, beschloß sie, die Vortheile der ihr günstigen Entscheidung so lange als möglich und so vorsichtig zu genießen, daß ihr, im Falle sich diese Zweifel zu ihrem Nachtheil lösten, noch immer ein Hinterpförtchen offen bliebe, um entschlüpfen zu können, falls es ihr nicht gelänge, sich in eine Stellung emporzuschwingen, wo sie geradezu für menschliche Gerechtigkeit unantastbar würde. Sie hatte ja Reichthum und Adel mit Hilfe der Mode und des Verbrechens erschwindelt, war ihr denn nicht noch mehr erreichbar!

Vor Allem mußte sie zu Hofe kommen und beschloß, die Entscheidung ihres Processes zu benützen, um dem Fürsten für die ihr zu Theil gewordene Gerechtigkeit zu danken.

Sie bat wiederholt um Audienz und wurde immer abgewiesen. Sie möge darauf verzichten, bei Hofe zu erscheinen, sagte man ihr, Seine Durchlaucht kenne ihr Verhältniß mit Sommer, welches sie für Hoffreise auf immer unmöglich gemacht habe.

Zähneknirschend empfing sie die Botschaft und konnte sich lange nicht beruhigen. Wie eine gereizte Löwin ging sie in ihrem Zimmer auf und ab und schmiedete Pläne. Endlich schien sie einen Entschluß gefaßt zu haben, denn vor ihrem Spiegel stehen bleibend, lächelte sie ihrem eigenen Antlitz zu und sprach: „Bitter Fürst, der Du Dich zu hoch glaubst, um von mir erreicht zu werden, Du bist so gut wie mein! Glaubst Du, mein Arsenal sei schon erschöpft? Ein hübsches Lärvchen und ein wenig Flitter sind meine einfachsten Waffen, ich habe noch andere! Das Freiheitsgefühl und der Zeitgeist, auch sie lassen sich mißbrauchen in den Händen eines Teufels der Mode!"

(Ende des zweiten Buches.)

Dr. Virgil Grohmann's Sagenbuch.

Unserem Versprechen gemäß, bringen wir hiermit unseren Lesern einige der hübschesten Sagen vom Wassermann:

1. Der Hastermann in der Mühle.

Unweit der Stadt Moldautein auf dem rechten Ufer der Moldau befindet sich eine Mühle, die schon sehr alt ist. Dieselbe liegt einsam in dem von hohen und bewaldeten Bergen umschlossenen Moldauthale. Von dieser Mühle erzählt sich das Volk Folgendes:

Der frühere Besitzer derselben war ein ungerechter, hartherziger Mann, der die Mahlgäste auf jede mögliche Art bestahl und daher bei dem Landvolke in einem üblen Rufe stand. Die Leute verfluchten den Müller und wünschten, er möge bestraft werden, daß er das Geld wieder so verliere, wie er dazu gekommen. Bald darauf war das Gerücht allgemein, daß es in der Mühle spuke. Jeder, der nur konnte, vermied die Mühle und fuhr das Getreide lieber um einige Stunden weiter. Sobald es nur zu dämmern anfing, eilte Alles aus der Mühle in das auf dem Berge liegende Dorf. Der Müller sah dieses als eine Strafe Gottes an und bereute seinen Fehltritt; indessen war es zu spät. So oft er auch die Leute bat, sie möchten ihm sagen, wie er dieses Gespenst losbringen könne, Niemand gab ihm Aufschluß. Der Müller beschloß daher, die Mühle zu verlassen. Den letzten Tag vor seiner Abreise kam in die Mühle ein Komödiant mit einigen Affen, Papageien und anderen Thieren, und bat den Müller, welcher eben im Begriffe war, die Mühle zu verlassen, er möge ihn hier übernachten lassen. Ich rathe es euch nicht, Freund, antwortete der Müller, denn es könnte euch das Leben kosten. Ein Gespenst treibt hier in der Nacht wilden Unfug. Keiner konnte es bis jetzt vertreiben, trotzdem daß ich einem solchen die Hälfte meines Reichthums versprach. Der Komödiant erwiderte darauf: Laßt mich nur hier übernachten, ich will das Gespenst schon zum Teufel jagen. Ihr müßt aber euer Versprechen halten.

Gebt mir nur jetzt Licht, dann etwas zu essen und zu trinken. Für das Uebrige werde ich sorgen. Der Müller brachte das Verlangte in das Gesindezimmer, wohin sich auch der Komödiant mit seinen Thieren begab, und ging fort. Um eilf Uhr fielen durch die Decke des Zimmers zwei menschliche Füße auf den Boden. Das Geräusch weckte den bereits Eingeschlafenen. Er blieb nun wach und erwartete, was weiter geschehen werde. Als die Uhr ein Viertel auf zwölf zeigte, fiel eine Hand, um halb die zweite und um drei Viertel der Leib. Um die zwölfte Stunde blieben die Räder stehen, das Wasser rauschte viel stärker und mit großem Geräusche fiel ein Kopf mit langen grünen Haaren herab, und die Theile vereinigten sich zu dem Hastermann, der nun in dem Zimmer einige Zeit herumsprang, dann vor dem Komödianten stehen blieb und ihm drohte. Derselbe ließ sich jedoch nicht schrecken und schickte einen Affen nach dem anderen auf den Hastermann. Jetzt entstand ein blutiger Kampf, der zur Folge hatte, daß der Wassermann ganz mit Blut bedeckt entfloh. In der Früh kam der Müller, und als er vom Komödianten gehört, wie die Geschichte geendet habe, gab er ihm das versprochene Geld, mit dem sich derselbe fort machte. Der Müller zog nun in die Mühle ein und wurde ein ganz anderer Mensch. Eines Abends klopfte Jemand an das Fenster und fragte: Hast du noch die Katze? — Der Müller erschrak, da er die Stimme des Hastermannes erkannte, und sagte: Ja, ich habe sie noch und sechs Junge dazu, die sie unlängst geworfen hat. Da komme ich nimmermehr in deine Mühle, antwortete der Hastermann und eilte in's Wasser.

Digitized by Google

2. Die Wohnung des Haftermanns.

Einst lebte in Moidautein eine Tagelöhnerin, welche in der drückendsten Armuth sich befand, da sie nicht im Stande war, sich selbst und ihre zahlreichen Kinder zu ernähren. Eines Abends verließ die älteste Tochter, vom Hunger getrieben, die Wohnung und eilte der Moidau zu. Hier irrte sie nun an dem Ufer des Flusses weinend umher. Ihr Wehklagen weckte den Wassermann aus seinem Schlafe, denn es war gerade Freitag, an welchem der Eingang in sein unterirdisches Reich offen bleibt, und daher konnte er das Schluchzen vernehmen. Hurtig stand das Männchen auf und eilte zur Oeffnung. Da erblickte er das Mädchen, welches eben im Begriffe war, in die Tiefe sich zu stürzen und so dem Leben ein Ende zu machen. Der Wassermann erhob sich flugs in die Höhe, fing das Mädchen auf und trug es in seine Wohnung. Dort bewirthete er dasselbe mit kostbaren Speisen und Getränken. Nachdem sich die Arme erfrischt hatte, sagte der Geist zu ihr, daß sie von nun an bei ihm bleiben und er für sie und die Ihrigen Sorge tragen werde. Dafür aber mußte das Mädchen seine Dienerin sein.

Im Palaste dieses Wasserbeherrschers befindet sich ein geräumiges Zimmer, dessen Mitte ein großer Kachelofen einnimmt, mit sehr vielen Rändern versehen. An den Vorsprüngen stehen eine Menge von Töpfchen, die mit Wasser gefüllt und zugedeckt sind. In diesen irdenen Gefäßen hält der grausame Geist die Seelen der Ertrunkenen gefangen. Dieses Zimmer sollte von dem Mädchen besonders rein gehalten werden, ferner mußte es beständig in dem Ofen Feuer unterhalten; auch mußte es den Palast jeden Tag rein auskehren. Dafür erhielt das Mädchen den Auskehrmist, welcher jedoch zu lauter Gold wurde. Der Wassermann hatte dem Mädchen streng verboten, ja nicht den Deckel eines Topfes aufzuheben und setzte mit drohender Miene hinzu: Bist du so neugierig und schaust hinein, so wirst du auf ewig unglücklich.

Lange Zeit blieb dies Gebot dem Mädchen heilig. Eines Tages, als es gerade in dem genannten Zimmer beschäftigt war, vernahm es aus einem der Geschirre ein Jammern und Winseln. Nach langem Zögern entschloß sie sich, hob den Deckel auf und siehe da, sie befreite die Seele ihres Bruders von der Qual und aus der Gefangenschaft. Jetzt wußte das Mädchen, was es für ein Bewandtniß mit den Gefäßen hatte, und zu welchem Zwecke sie da in so großer Menge um den Ofen gestellt waren.

Als der Wassermann die Töpfe untersuchte und fand, daß eine Seele abhanden gekommen, rief er das Mädchen gleich in die Stube. Dieses erschien, am ganzen Leibe zitternd. Voll Schrecken bekannte sie ihre Schuld und bat kniend um Vergeburg. Der Geist verzieh ihr, indem er sprach: Nimm dich in Acht, du Neugierige, wenn solches nur noch einmal geschieht, so wirst du es mit deinem Leben büßen.

Viele, viele Jahre hatte das Mädchen hier im Dienste gestanden, ohne nur ein Verlangen zu haben wieder nach Hause zurückzukehren, aber endlich hatte sie eine mächtige Sehnsucht nach der Heimat und sann auf Mittel, um zu entfliehen. An einem Freitage, da gerade der Wassermann schlief, packte sie alle ihre Sachen zusammen, so wie auch den goldenen Kehrmist, und machte sich reisefertig. Sie beschloß aber, vor ihrer Flucht die armen Seelen noch zu erlösen. Unerschrocken hob sie den Deckel eines jeden Topfes auf, und die freigewordenen Seelen flogen von dannen, indem sie sprachen: Vergelte es dir Gott! Jetzt verließ auch sie den Palast und eilte so schnell als möglich fort. Lange irrte sie in dieser untern Welt herum, ohne den Ausweg zu finden. Schon hörte sie in der Ferne das Fluchen und Schelten des erzürnten Wassermannes, der bereits erwacht war und die Fliehende verfolgte, als sie die Oeffnung vor sich sah. Hurtig sprang sie durch dieselbe und befand sich nun glücklich an jenem Ufer, auf welchem sie vor Jahren in Elend und Verzweiflung gewandelt. Die Mutter des Mädchens war schon todt. Einige Geschwister fand es noch am Leben. Alle lebten zusammen im besten Wohlstein von dem Reichthume, welchen die Schwester mitgebracht hatte.

3. Der Wassermann flickt.

Bei Seestadi, einer kleinen Stadt am Fuße des Erzgebirges, liegt an der Straße ein großer Teich, welcher durch einen breiten, mit Gebüsch bewachsenen Damm eingeschlossen ist, und der „Steinteich" genannt wird. In diesem Teiche soll sich ein Wassermann öfter am Ufer sehen lassen. Gewöhnlich flickt er dann seine Kleider. Nach dem Glauben der Landleute steigt er immer nur während des Mittagläutens an's Ufer, setzt sich am Fuße des Dammes hart am Wasser nieder und flickt. Wer ihn verspottet, der wird von ihm in's Wasser hinabgezogen; blos demjenigen, welcher des Morgens vor dem Ausgehen gebackene Semmelschnittte verzehrt, kann er nichts anhaben. Hat einer den Wassermann beleidigt und keine Schnitten gegessen, so nutzt ihm selbst das Hersagen des Spruches nicht mehr:

„Wassermann plump,
Zieh mich nich in Tump,
Zieh mich nich zu tief nei',
Daß ich nich stecken blei'"

Der Wassermann ist immer schlecht gekleidet. Sein alter zerdrückter Hut ist voll großer Löcher, durch welche oft Büschel struppiger, grüner Haare heraustragen. Sein Gesicht ist mit einem starken Barte bewachsen, und wenn er seinen Mund öffnet, erblickt man seine großen, grünen Zähne. Sein Rock, so wie seine Hose sind immer zerrissen und kothig, und er flickt daran, so oft er an's Ufer steigt. Hat er Jemandem nachgestellt und ihn unter's Wasser gezogen, so läßt er sich lange nicht sehen.

Eines Morgens trug ein Bauermädchen Gemüse hinauf nach Eisenberg, und nahm, um zuzustrecken, ihre Richtung über den Damm. Sie war fast hinüber, als sie unten am Damme einen alten Mann sitzen sah, der

Digitized by Google

an einem zerriſſenen Rock flickte und ihr zunickte. Das Bauermädchen, welches eben nicht an den Waſſermann dachte, gab ihm einen Schimpfnamen, worauf ſich der Waſſermann erhob und ſeinen Mund öffnete. Die Bäuerin erſchrak, und lief, ſo ſchnell es ihre ſchwere Laſt erlaubte, über den Damm hin; der Waſſermann hinter ihr drein. Trotz ihres Schreiens ſprang er auf den Korb, den ſie auf dem Rücken trug, und faßte ſie beim Halſe. Vor Todesſchrecken rief ſie: „Jeſus, Maria!“ Und ſogleich war der Waſſermann verſchwunden. Das Mädchen kam halbtodt im Schloſſe an, und wurde noch dazu ausgelacht, als ſie vom Waſſermann erzählte. Nach drei Tagen ſtarb ſie und alle Leute waren feſt überzeugt, daß daran nur die Berührung des Waſſermannes ſchuld ſei.

Die Färöer.

Von Franz Maurer.

Die Färöer ſind ein hübſcher kräftiger Menſchenſchlag mit ſkandinaviſchem Typus, der ſich bei ihnen noch ziemlich rein erhalten hat. Durch die ſchwere Arbeit, welche ſie zur Friſtung ihres Lebens nöthig haben, erwerben ſie einen hohen Grad von Kraft und unglaublicher Ausdauer, man findet auch unter ihnen ſchwerlich einen Beleibten, da ſie, obwohl langſam und gemächlich, fortwährend in Thätigkeit ſind. Als vorzügliche Tugenden dieſer Leute muß man Ehrlichkeit, Gaſtfreundſchaft, Mildthätigkeit, Fleiß und Stolz anführen, als Laſter hingegen Schwelgerei, beſonders Trunkſucht. Dem Fremden muß es beim Betreten des Landes ſofort auffallen, daß nirgends Schlöſſer an den Vorrathshäuſern oder Wohnungen angebracht ſind, daß jeder Bauer, deſſen Gehöft er ſich nähert, ihn in der dringendſten Weiſe einladet und dann auf's Beſte bewirthet; hungernde oder frierende Armuth findet man auch nicht, denn der Reichere gibt unaufgefordert von ſeinem Ueberfluß dem Aermern und Beide arbeiten unverdroſſen Jeder in ſeiner Art; wer vom Kontinent an die ſelbſtverſtändliche Unterwürfigkeit des Proletariats oder des Niedrigen vor dem Beſſergeſtellten gewöhnt iſt, wird auf den Färöern merkwürdige Abweichungen von dieſer Regel beobachten. Der ärmſte Tagelöhner wird nie den Reichen erſuchen, ihm Arbeit zu geben oder ihn in ſeinem Boote mit auf den Fiſchfang zu nehmen, er wartet, bis der Reiche zu ihm ſchickt und um Hilfe bittet; die Wörter „ſollen“ und „müſſen“ darf ein Bauer (bondi) nie zu ſeinem Geſinde äußern, er thut dies auch nicht; von geiſtlichen oder weltlichen Beamten, die friſch von Dänemark herübergekommen, geſchieht dies mitunter, ehe ſie die Landesſitte kennen, doch wird ihnen ſofort Beſcheid zu Theil, aus dem ſie lernen, daß ſich nicht gegen den Strom ſchwimmen läßt; auf den menſchenarmen Färöern hängt Jeder vom Andern ab. Es kommt auch mitunter vor, daß ein Fiſcherboot vom Sturm verſchlagen wird und vierundzwanzig Stunden ohne Proviant iſt, deshalb fällt es aber Keinem der halbverhungerten Bootsleute ein, dort, wo ſie Schutz vor dem Unwetter gefunden haben, Jemand um einen Trunk Waſſer zu bitten; freilich fragt die Beruhigten ſofort Jeder, der ſie bemerkt, nach ihrem Appetit und ſonſtigem Wohlbefinden und ſorgt für ihre Erquickung, ohne darum gebeten zu ſein. Bei ſo vielen Tugenden darf man es wohl mit dem Laſter der Trunkſucht nicht ſo genau nehmen, um ſo weniger, da zu demſelben ſo reichliche Verführung vorhanden iſt. Wenn nämlich ein Färinger zwölf bis vierundzwanzig Stunden auf dem Meere gefiſcht hat und triefend naß heimkehrt, findet er kein behaglich Heim, wie wir weiterhin ſehen werden, nichts liegt daher näher, als ſich eine ſchnelle Erwärmung zu verſchaffen, und dabei wird dann mehr gereicht als nöthig wäre. Bei der Arbeit, ſei dieſe nun auf dem Lande oder zu Waſſer, betrinkt ſich der Färinger nie, ſein einziges Getränk während derſelben iſt Waſſer, da Bier nicht zu haben iſt.

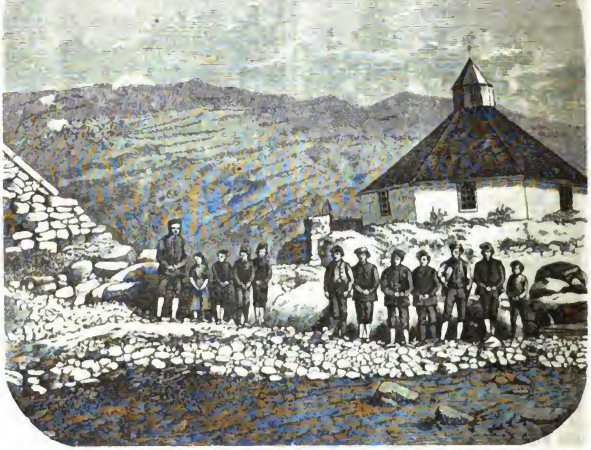
Wie die Sprache der Färinger urthümlich iſt, eben ſo patriarchaliſch ſind ihre Sitten; die übliche Begrüßung, die auch auf den Fremden ausgedehnt wird, ſind die Worte „godan dag, vaelkomin!“ begleitet von einem herzlichen Händedruck und einem ſchmatzenden Kuß; beim Abſchied dieſelbe Ceremonie und die Worte „far vael, vaelsignadur!“ das ſchöne Geſchlecht macht dabei einen Knix, die Männer nehmen ihre Kopfbedeckung unter den linken Arm. Beide Geſchlechter leben ſehr unzegzwungen nebeneinander, Knechte und Mägde ſchlafen ſogar in vielen Haushaltungen in einem und demſelben Beite, nur durch eine in demſelben befindliche Latte voneinander getrennt; vielleicht iſt grade dieſer naiven Schamloſigkeit die ſtrenge Sittlichkeit der Färinger zuzuſchreiben, denn trotz der erſchwerten Heiraten ſind unehelichte Kinder doch eine große Seltenheit.

Beſondere Erwähnung verdient noch die Achtung des Färingers vor Bildung. Jeder, auch der Aermſte, lehrt ſeine Kinder ſelbſt leſen und ſchreiben, ertheilt ihnen auch Unterweiſung in der Religion; die Bewohner Thorshavns benutzen die Schule fleißig zur Bildung ihrer Jugend. Trotz der ſchlechten Beſchaffenheit der Häuſer und Straßen, welche auf gänzliche Vernachläſſigung des Unterrichts könnten ſchließen laſſen, wird die Schule daſelbſt eifrig beſucht, und manche der entfernt wohnenden reichen Bauern ſchicken ihre Kinder ebenfalls dorthin. Dieſe Schule iſt übrigens recht gut eingerichtet und wird in derſelben nach dem Bell-Lancaſter'ſchen Syſtem unterrichtet. Der Bildungstrieb hat den Färinger auch von jeher befähigt, das, was von den Sagen ſeiner Vorfahren noch vorhanden iſt, in der Urſprache leſen zu können, und iſt es wohl letzterm Umſtande zum guten Theil zuzuſchreiben, daß ſeine Nationalität bis heute noch dem däniſchen Entnationaliſirungsſyſtem widerſtanden hat.

Das eigenthümliche Klima und die Beſchaffenheit der Färöer bedingt eine beſondere Lebensweiſe, die ſtark von der kontinentalen abweicht. Da das Getreide ſelten reift, die Kartoffeln aber wenig tragen, ſo iſt Fleiſch und Fett die Hauptnahrung der Färinger, Pflanzenkoſt nur eine unbedeutende Beigabe. Die wäſſerige Atmoſphäre,

Digitized by Google

deren Temperatur im Winter selten unter — 4 Grad Reaumur sinkt und im Sommer schwerlich bis über + 20 Grad Reaumur steigt, härtet die stets im Freien lebenden Menschen gegen die Einflüsse der Feuchtigkeit bedeutend ab, obwohl sie gegen trockene Kälte sehr empfindlich sind. — Der Färinger hält vierundzwanzigstündiges Durchnäßtsein ohne jede Trocknung oder irgend Kleiderwechseln für nichts Außergewöhnliches; trockene Füße hat er überhaupt nur während der Zeit, da er im Bette liegt, und doch werden die Leute im Allgemeinen recht alt und bleiben immer kräftig und frisch, nur der



Die Kirche von Halldorsvik auf Streymoyj nebst einer Gruppe von Eingeborenen.

durch Ansteckung eintretende Schnupfen (krim) wirkt sehr oft tödtlich. Die häufigen Augenkrankheiten rühren wahrscheinlich von dem ewigen Torfrauch in ihren Stuben her, weniger von Erkältung.

Die Kleidung der Färinger ist theilweise recht zweckentsprechend und geschmackvoll. Das Alltagskleid der Männer, während sie am Lande arbeiten, ist ein wollenes braunes oder schwarzes Wamms, eben solche Kniehosen, sehr dicke lange wollene Strümpfe, eine acht Zoll hohe blau und roth gestreifte wollene Mütze (fast wie eine phrygische Mütze gestaltet) und Schaffellschuhe. Letztere sind weiter nichts als ein Stück gegerbtes Schaffell, das durch einige Nähte der Fußform angepaßt ist und durch einige wollene Schnüre festgehalten wird. Diese Fußbekleidung ist so dünn, daß man jedes Sandkorn hindurch fühlt, und genügen einige Tagereisen, um sie unter der Sohle zu durchlöchern, worauf sie gewendet werden, indem man sie oben zunäht und unten aufschlitzt. Geht der Färinger aufs Wasser, dann zieht er bis an die Knie reichende Beinkleider aus Schafleder an und kriecht durch die Halsöffnung in eine Jacke aus demselben Stoffe, die aber keinen Brustschlitz hat. Eine wollene Schwarze Kapuze schützt Stirn, Wangen und Nacken. Alle Nähte der wollenen Kleidungsstücke sind sauber mit rothem Zeuge eingefaßt; das Sonntagskleid ist zierlicher sonst aber nach demselben Schnitte gearbeitet wie das Alltagskleid, und gehört noch dazu eine Weste. Bei der Hochzeit trägt der Färinger noch einen Steven-Hut (staven hatt), der aus Tuch genäht ist und vorn und hinten eine fußhohe Spitze hat; bei dieser Gelegenheit hat er auch weiße Strümpfe und sogenannte dänische Schuhe an, auch trägt er seinen Fjeldstaf. Letzterer ist 6 bis 7 Fuß lang 1½ Zoll dick, am Ende mit einer

Digitized by Google

Eisenspitze versehen und wird stets mit aufs Feld genommen. — Das schöne Geschlecht trägt eben solche Schuhe und Strümpfe wie die Männer, braune oder schwarz und weiß gefärbte Hemden, dunkel violette gestrickte Kleider und Spenzer, letztere mit einem Schnürlatz versehen, ein buntes oder weißes Halstuch und baumwollene Hauben. Die Unverheirateten gehen auch ohne Kopfbedeckung und lassen oftmals das Haar in Flechten über den Nacken herabhängen. Der Brautschmuck der Frauen ist eine aus Bändern und Flittergold künstlich geformte Krone, von deren Spitze zwei große Bänder über den Busen und zwei über den Nacken herabfallen; außerdem ein Sammetgürtel mit silberner Schnalle und silbernen Zierrathen, und eine Busennadel aus demselben Metall, die statt des Knopfes eine große Platte trägt, an der wieder eine Anzahl kleinerer Platten mit Ringen befestigt sind.

Was der Färinger an Kleidung und Bettwäsche nöthig hat, verfertigt er sich eigenhändig aus Wolle, es spinnen, stricken und weben daher Männer wie Frauen während der langen Winterabende, und die von ihnen gefertigten Fabrikate lassen in keiner Hinsicht etwas zu wünschen übrig, trotzdem die angewandten Werkzeuge so unvollkommen sind.

Die Häuser der Färinger sind fast durchgehends nach einem sehr primitiven Baustyl errichtet. Eine flache Stelle des Felsenbodens wird in Form eines länglichen Vierecks mit einem Rande unbehauener, nicht durch Mörtel verbundener Steine umgeben, in diesen Raum werden dann parallel liegende Balken gelegt, so daß sie von den schweren Steinstücken festgehalten werden. Diese Lage dient nicht bloß zum Fußboden, sondern ihre Fugen auch zum Halt für 6 bis 8 senkrecht stehende Stützen, welche das Bretterdach tragen, überhaupt das Gerippe des Hauses bilden. Die Wände bestehen nur aus Brettern, die, dicht ineinandergreifend, an der Außenseite getheert sind und senkrecht stehen, an der Innenseite aber gehobelt und wagrecht angenagelt sind. Die Bretter des Daches erhalten zuerst eine Bedeckung von Birkenrinde, dann aber eine $^1/_2$ bis $^3/_4$ Fuß mächtige Lage Rasen. Diese Gebäude sind vollkommen zweckentsprechend; die doppelte Lage Bretter, welche eine isolirende

Ein Theil von Thorshavn.

Luftschicht einschließt, hält die Einflüsse des Klima's sehr gut ab, eben so wie die dichte Schicht Rasen dies thut; außerdem ist das ganze Haus sehr elastisch und wegen seiner Grundmauerung doch fest genug, um den schrecklichen Stürmen zu widerstehen, vielleicht besser in letzterer Hinsicht seinem Zwecke dienend, wie ein leicht gebautes Steinhaus. Steinbauten sind überdies im dortigen Klima zu ungesund, weil zu viel Feuchtigkeit an ihnen niederschlägt und Kälte in der Wohnung erzeugt.

Das Innere eines färöischen Wohnhauses der bessern Art ist folgendermaßen beschaffen. Durch die Thüre in der Giebelseite tritt man zuerst in das Rauchzimmer, welches zum täglichen und nächtlichen Aufenthalt der Bewohner dient. Dasselbe hat keine Fenster, empfängt

sein Licht vielmehr durch die Thür und den Rauchfang, wenn letztere Bezeichnung für ein Loch im Dache, das durch eine Holzklappe (ljóvari) verschlossen werden kann, paßt. Der steinerne Feuerherd gegenüber der Thür ist mit Holz eingefaßt und auf ihm schwelt beständig Torf, dessen abscheulicher Rauch dem Zimmer seinen Namen gegeben. Eine Decke ist nicht vorhanden und der Fußboden besteht meistens aus festgeschlagenem Lehm. An den Wänden, die sehr selten mit Oelfarbe gestrichen sind, stehen Bänke, Tische, Bettstellen, sowie die Spinn- und Webegeräthschaften der Insassen; eine eiserne Lampe hängt von einem Querbalken herab. Von der Rauchstube kommt man in die Glasstube oder das Fremdenzimmer. Dieses hat, außer anderen Vorzügen, ein paar kleine Glasfenster, einen Ofen und eine, wenn auch niedrige, Zimmerdecke. Es ist nur für Fremde von Distinktion bestimmt und hat zu deren Bequemlichkeit eine Kommode, Spiegel, Tisch, Bänke, oft auch Stühle, sowie ein oder mehrere zweischläfrige Betten und einige Kleiderkisten. An dasselbe stößt eine Milchkammer oder — in Beamtenwohnungen — eine Küche.

An Außengebäuden hat man einen Kuhstall, eine Getreidedörre (sáda-hús) und eine Fleischdörre (kötthjallur), oft auch noch eine Fischdörre (ona-hjallur). Der Stall, welcher nur im Winter benutzt wird, ist aus unbehauenen Steinen aufgemauert, die Fugen sind sorgsam mit Mist verschmiert, im Uebrigen ist er aber so eng, daß das Vieh sich nicht rühren kann. Die Fleischdörre ist ein leichtes Gebäude, dessen Wände aus horizontalen Latten mit vollweiten Zwischenräumen bestehen; der Wind weht ungehindert durch dieselben und trocknet dadurch die aufgehängten Fleischvorräthe. Ist eine Fischdörre vorhanden, so ist dieselbe ziemlich so eingerichtet wie die Fleischdörre, nur sind ihre vier Eckpfeiler aus Steinen aufgeführt.

Sehr wohlhabende Bauern haben, wenn ein kleiner Wasserfall in der Nähe ihres Gehöftes ist, eine Wassermühle im verkleinerten Maßstabe, meist aber muß eine Handmühle den täglichen Bedarf an Mehl herstellen. Das Arbeiten an der Handmühle darf keinem Manne zugemuthet werden, deshalb wird es nur von Mägden verrichtet.

Da fast jedes Boigdelag (ein oder mehrere Gehöfte) am Meere liegt, besitzt jeder Bauer einige Boote, die entweder unten am Strande oder weiter aufwärts in hölzernen Schuppen stehen, bis daß sie gebraucht werden. Die Boote sind lang und sehr schmal gebaut, haben hinten und vorn einen hohen Steven, den man fassen und dadurch das Fahrzeug bei heftigen Schwankungen besser regieren kann. Je nach der Zahl der Ruderer hat man 4-, 6-, 8-, und 10-Mannsfahrer; Segel werden sehr selten angewendet.

Der Färinger ist sehr religiös, oftmals bigott, er ist daher ein fleißiger Kirchengänger, obschon der Kirchenbesuch mitunter lebensgefährlich ist. In der Kirche hört er aber nicht eine Predigt in seiner Sprache, sondern einen Vortrag, von dem er wohl mühsam viele Worte versteht, aber keineswegs im Stande ist, dem Zusammenhang der Rede zu folgen. Selbstverständlich werden die Tauf-, Konfirmations- und Trauungsformeln ebenfalls in einer Sprache gesprochen, die ihm nicht bloß fremd, sondern geradezu verhaßt ist. Der Kirchenbesuch nützt dem Färinger daher gar nichts, erst in seinem Hause erbaut er sich geistig, indem er in seiner färingischen Bibel das Predigtthema aufschlägt und nachliest. — Die Gerichts- und Schulsprache ist natürlich auch die dänische, ja der Unterricht im Färöischen sogar verboten; daß die Beamten sich nicht herablassen, mit den Eingeborenen färöisch zu sprechen oder die Regierungserlasse nicht in färöischer Sprache erscheinen, bedarf wohl kaum der Erwähnung. Trotz dieser Unterdrückung der Landessprache (wie in Schleswig und früher auch in Norwegen!) hat das Dänische kaum in Thorshavn Eingang gefunden, denn wenn auch dort viele Abhängige leben, die einen Mischmasch von dänisch und färöisch sprechen, um mit den Beamten und den Fremden verkehren zu können, so wird man doch schwerlich eine eingeborene Familie finden, die unter sich dänisch spräche. Die Klagen, welche Priester färöischer Abkunft über die Unterdrückung ihrer Sprache auf religiösem Gebiet laut erhoben haben, sind in Dänemark mit großem Unwillen aufgenommen worden und ist den Beschwerdeführern kurz erklärt, daß die färöische Nationalität nicht lebensberechtigt sei und deshalb der bessern, der dänischen, je eher je lieber, weichen müsse.

Politische Uebersicht.

Wirft man einen Blick auf die politische Lage der Welt, stellt sich durchaus kein erfreuliches Bild dar. Ueberall steigt die Verwirrung, statt sich zu klären, und je weiter, um so schroffer stehen sich die einzelnen Parteien gegenüber.

Die Nachricht des „Observer", daß die Noten der Großmächte bereits nach Petersburg geschickt worden seien, findet bisher keine Bestätigung; es sind auch heute keine neuen Nachrichten über die Frage vorhanden. Wie es scheint, kommt die „Kreuzzeitung" der Wahrheit am nächsten, indem sie bezüglich der Vorschläge der Mächte schreibt:

„Der Kaiser von Rußland verpflichtet sich, die Insurgenten während der Unterhandlungen nicht angreifen zu lassen; allgemeine Amnestie; administrative Autonomie; nationale Repräsentation; der Kaiser von Rußland besetzt auch die höheren Staatsämter mit Polen; Kultusfreiheit; officielle Sprache die polnische." Der Korrespondent der „Kreuz-Ztg. bemerkt weiter: „Das Wiener Kabinet, obschon im Wesentlichen hiermit einverstanden, scheint doch in manchen Einzelheiten sein letztes Wort noch nicht gesagt zu haben, denn Herr Drouyn de l'Huys wartet noch auf eine Depesche aus Wien, um die letzte Hand an sein „Programm" zu legen. Ist's fertig, so wird es als gemeinschaftlicher Vorschlag nach Petersburg mit der Anfrage geschickt werden, ob das Petersburger Kabinet geneigt sei, dasselbe als Basis für die Unterhandlungen einer Konferenz der acht Mächte aufzunehmen. Das ist jetzt die Situation; was sonst erzählt wird, beruht auf Irrthümern."

Direkte Nachrichten vom Kriegsschauplatze, vornehmlich in den südlicheren russischen Provinzen, werden seltener, da es in der Taktik der Polen liegt, sämmtliche Verkehrsmittel, Eisenbahnen und Telegraphen zu zerstören. Die den Wiener Blättern aus russischer Quelle zugehenden

Digitized by Google

Berichte, die, nach ihrem Ursprunge, natürlich sehr zu Ungunsten der Insurgenten lauten, mögen im Ganzen Recht haben und die Aufständischen mögen theilweise besiegt worden sein; der Aufstand selbst oder ist im Wachsen. Es gibt in Kongreßpolen wohl russisches Militär und russische Beamte, aber keine russische Herrschaft. Die einzig unerkannte Gewalt ist die der Nationalregierung. Ueber die Macht derselben läßt sich ein Korrespondent der „Ostd.-Ztg." folgendermaßen aus: Ich bezahle selbst schon seit längerer Zeit keine Steuern an die russische Regierung — aus dem einfachen Grunde, weil sie nicht von mir eingefordert werden, weil dies den betreffenden Beamten von Seiten der Nationalregierung strengstens verboten worden ist. Hingegen werden die Steuern von Seiten der Nationalregierung mit der größten Pünktlichkeit eingefordert und auch bezahlt. Vor einigen Wochen fand in Wloclawek eine Lieitotion von Pferden statt, welche den Insurgenten abgenommen worden waren; in Folge des Verbots der Nationalregierung fand sich kein Käufer ein. Da das Futter jetzt hier sehr theuer ist, so verstand man sich zuletzt von Seiten der russischen Behörden dazu, die Pferde zu verschenken; aber es fand sich Niemand, der das Geschenk annahm. Die verbotenen Zeitschriften werden mit täglich in's Haus gebracht. Sie sind vortrefflich redigirt, Papier und Druck verhältnißmäßig ganz ausgezeichnet. Einen Boten habe ich noch nie gesehen. Die Befehle der Nationalregierung werden ebenfalls Jedem, an den sie gerichtet sind, in das Haus gebracht und über den richtigen Empfang eine Quittung in Empfang genommen. Einer meiner Bekannten erhielt von seinem Schreiber, als er in das Bureau trat, ein Aktenstück. „Von wem hast Du es bekommen?" „Von einem unbekannten Manne, der mir sagte, es wäre direkt für Sie bestimmt, und ich hätte nur über den Empfang eine Quittung auszustellen." „Wer hat es dem Manne gegeben?" „Das hat er mir nicht gesagt." Das vorliegende Aktenstück enthielt einen Befehl der Nationalregierung, bei Todesstrafe keinen Bericht über die Bewegungen der Insurgenten an die vorgesetzte Behörde zu richten.

— Die Mittheilungen aus dem südlichen Rußland lauten immer bedenklicher. Es gehen daselbst Dinge vor, von denen man nicht blos außerhalb Rußlands, sondern auch im übrigen Rußland noch keine Ahnung hat. Fast in allen Städten wüthen seit Wochen unausgesetzt Feuersbrünste. Die Brände sind aber angelegt, um die Bevölkerung in beständiger Unruhe zu erhalten und endlich zur Verzweiflung zu treiben.

Nicht besser sehen die Dinge in Amerika aus. Aus New-York schreibt man unterm 30. Mai:

Am 16. Mai hat zwischen Gen. Grant und der gesammten Armee der Konföderirten unterhalb Pemberton ein Kampf stattgefunden. Die Konföderirten verloren 29 Kanonen und 4000 Mann. General Grant gelang es, Vicksburg einzuschließen. Bei einem Angriff auf Vicksburg wurden die Unionisten gänzlich zurückgeworfen und verloren fast 5000 Mann. General Lee hat begonnen, den Rappahannock zu überschreiten.

Die Unionisten trösten sich über die bei Chancellorsville und Fredericksburg erlittene Niederlage mit dem Bewußtsein, daß die Deutschen sie verschuldet hätten, indem das zum Theil aus Deutschen bestehende 11. Korps, welches am ersten Schlachttage auf dem rechten Flügel stand, von einem panischen Schrecken ergriffen worden sei und dem konzentrirten Angriffe Jackson's zu bald nachgegeben habe. Dieser General hatte den ganzen rechten Flügel umgangen. Wessen Fehler diese Ueberraschung war, wird nicht gesagt. Einige meinen, der kommandirende General hätte solche Anordnungen treffen sollen, daß ein Umgehen nicht stattfinden konnte, Andere schieben auf den Korps-Kommandeur, General Howard, die Schuld; die Amerikaner machen aber jeden einzelnen Mann des 11. Korps dafür verantwortlich. Thatsache ist, daß den Offizieren, welche zwei Stunden vor dem wirklich erfolgten Angriffe die Umgehung durch den Feind meldeten, kein Glauben geschenkt wurde. General Schurz schob auf eigene Verantwortung zwei Regimenter auf den äußerst rechten Flügel, und diese Maßregel ist vielleicht der einzige Grund, daß der feindliche Angriff nicht noch erstere Folgen hatte. Stimmen aus Amerika sprechen sich bei dieser Gelegenheit entschieden gegen die Gehässigkeit aus, mit welcher die Amerikaner jetzt über das ganze deutsche Element in der Armee herfallen, es für dnechweg feig erklären und ihm die Schuld für das Mißlingen des ganzen Feldzugs in die Schuhe schieben.

Dieses Ereigniß ist aber vortrefflich geeignet, den Deutschen ihre Stellung in Amerika klar zu machen. Sie mögen thun was sie wollen, sie werden immer nur als brauchbare Arbeiter geduldet, nie und selbst dann nicht als Gleiche anerkannt sein, wenn sie selbst dnech ihre Thaten und Hingabe an die Interessen des Landes sich eine wohlberechtigte Anerkennung gesichert zu haben glauben. Das mögen sich namentlich die gebildeten Deutschen, die noch Amerika gehen wollen, merken; sie bleiben tausend Mal besser zu Hause.

Auch in Mexiko will der Kampf noch immer nicht aufhören trotz aller französischer Proklerelen. Die Nachrichten lauten vielmehr sehr unerfreulich für die französischen Waffen. Puebla wehrt sich wie Saragossa, nur, wie es scheint, mit besserm Erfolge. Am 20. April sollen die Franzosen vor Puebla zwei Mal mit ernstlichem Verluste zurückgeschlagen worden sein. Sie hatten bis dahin nur zwei unbedeutende Forts genommen und dafür 3000 Mann an Todten und Verwundeten eingebüßt; die Verwundeten sind in Folge des ungewohnten Klima's fast alle dem Tode erlegen. Anderthalb hundert Zuaven wurden gefangen genommen. Die Regenzeit trat eben ein, und die Franzosen erwarten selbst nicht, Mexiko vor dem Herbste zu erreichen. General Comonfort steht mit angeblich 8000 Mann Kavallerie im Rücken der Franzosen, und nur in Begleitung einer starken Bedeckung ist es möglich, daß von Vera-Cruz aus der französischen Armee Proviant zugeführt wird. In Vera-Cruz stehen ungefähr 400 Mann Franzosen. Die Mexikaner kämpfen mit der hartnäckigsten Entschlossenheit. General Forey hat neue Verstärkungen und 100.000 Schüsse Artillerie-Munition verlangt.

Dieser Gang der Dinge wird den Kaiser, der ohnedies bei den Wahlen in den gesetzgebenden Körper, wobei in Paris die gesammte Opposition siegte, eine Schlappe erhielt, von manchen schon öfter angedeuteten Unternehmungen abhalten und ihm in's Gedächtniß zurückrufen, daß er einem eigenen Volke eine freie Verfassung schulde, welche früher oder später ertheilt werden muß, soll das Gebäude des französischen, raffinirten Despotismus nicht eines schönen Tages über seinem Schöpfer zusammenstürzen.

Auch in Preußen ist die parlamentarische Krisis in ein neues Stadium getreten, durch welches die Gesinnungstreue und Energie des preußischen Volkes auf eine harte Probe gestellt wird. Der König beantwortete die Adresse des Abgeordnetenhauses über die Lage des Landes im Innern und nach außen mit einer Botschaft, welche die vollkommene Uebereinstimmung des Regenten mit seinen Ministern feierlich proklamiet und alle Schuld an dem Konflikte auf die Volksvertretung zu wälzen sucht, welche eine Lektion in den herbsten Ausdrücken erhält. Sie hat wiederholt die Ehrfurcht gegen den Monarchen aus den Augen gesetzt, auch neuerdings wieder durch die Voraussetzung, daß ihm die Absichten des Hauses und die Wünsche des Landes unbekannt seien. Preußens Könige hätten ein klares Auge und warmes Herz für die „wahren Bedürfnisse" des Landes, die Minister unterrichteten ihn wahrheitsgetreu von den Vorgängen in der Versammlung, und lediglich diese sei es, welche die Hoffnung auf irgend ein ersprießliches Resultat der fortgesetzten Verhandlungen abgeschnitten habe. Die schroffe Beurtheilung der auswärtigen Politik entspreche der Wirklichkeit nicht,

Digitized by Google

Preußen stehe isolirter da, als irgend ein anderer Staat. Die Drohung, die Mittel zu einem Kriege zu verweigern und die Beschwerde darüber, daß der Rath des Hauses nicht befolgt worden, das Verlangen nach einem „Wechsel in der Person Meiner Rathgeber und Meines Regierungssystemes", der Anspruch, die Räthe der Krone der Disciplinargewalt des Präsidenten unterzuordnen, — enthalten einen „unberechtigten Versuch desselben, den Kreis seiner verfassungsmäßigen Befugnisse zu erweitern, die verfassungsmäßige Freiheit königlicher Entschließungen zu beschränken, eine verfassungswidrige Alleinherrschaft des Abgeordnetenhauses anzubahnen". Und diesen Bestrebungen des Hauses müsse der König mit allem Ernste entgegentreten. „Und mit des Allmächtigen Hilfe wird es Mir gelingen, die sträflichen Versuche zu vereiteln, welche auf die Lockerung der gegenseitigen Bande des Vertrauens und der Treue zwischen Fürst und Volk gerichtet sind." Noch stärker ist die Sprache in der Schlußrede des Ministerpräsidenten, das reine Echo der hochreactionären Blätter. Der Schluß der Berathungen des Abgeordnetenhauses sei unvermeidlich geboten. Aber man löst diese Versammlung nicht auf, welche mit so schweren Anklagen belastet, welche vom Herrenhause einfach als revolutionär bezeichnet worden ist, sondern man schließt die Session, ohne daß das Budget auch nur zur Berathung gekommen wäre. Bis zum Wiederzusammentritt, wahrscheinlich erst im Januar 1864, hofft man vermuthlich die Kammer so weit eingeschüchtert zu haben, daß sie sich gefügiger zeigt, oder man löst sie dann auf, um auf Grund eines neuen, die Wahlfreiheit noch mehr einengenden Gesetzes und mit Hilfe administrativer Hausmittel wieder eine Versammlung zusammenzubringen, wie jene Landrathskammern, mit welchen Manteuffel regierte, und die das Ideal des Schein-Konstitutionalismus sein muß.

Wohinaus die Reaktion will, das liegt klar auf der Hand. Die Junkerodressen sprechen es unverholen aus, Aufhebung der beschworenen Verfassung, Wiedereinführung der alten Landtage, auf welchen der Adel dominirte und an deren Beschlüsse, wenn ja andere Elemente zur Geltung kamen, die Regierung sich nicht zu kehren brauchte. Und es ist ebenso klar, daß der Gedanke, die Verfassung langsam auf diesen Punkt zurückzuschrauben, in den entscheidenden Regionen sehr beliebt ist. Ein konstitutioneller Fürst hat wohl noch nie so mit der Landesvertretung gesprochen, wie König Wilhelm durch diese Botschaft; desto mehr erinnert dieselbe an die Rhetorik seines königlichen Bruders, wenn dieser seinem ganzen Abscheu gegen das „Stück Papier" Ausdruck gab. Die Tradition des höchstpersönlichen Regimentes, welches allenfalls den „patriotischen Rath" der Unterthanen anhören und nach Gutbefinden auch berücksichtigen kann, scheint eben noch zu mächtig im Hause der Hohenzollern zu sein, als daß die Theorie des modernen Konstitutionalismus, die Theilung der Gewalten, vor ihren Augen Gnade finden könnte. Und es wird ihnen ja auch täglich die Versicherung zu lesen gegeben, daß es Gottes ausdrücklicher Wille sei, Preußen absolutistisch regiert zu sehen.

Im Angesichte solcher Thatsachen aber müssen wir Oesterreicher uns gewiß glücklich schätzen, daß es bei uns gerade die Regierung selbst ist, welche auf Durchführung des Konstitutionalismus drängt und daß der schon in den nächsten Tagen zusammentretende Reichsrath trotz der Aeußerungen der Verfassungsfeinde noch während dieser Session für den weitern erklärt werden soll.

Der Richter von Szegedin.

Aus dem Ungarischen des A. V.

1.

Die Türkenmacht nistete sich auch in der berühmten Stadt Szeged ein. Selther floh aber Gottes Segen die Stadt. Vergebens härmte sich der arme Mann in Mühe und Arbeit ab, er kam zu nichts, es trug ihm keine Früchte.

Und wenn das Heidenvolk wenigstens die Frauen unangetastet gelassen hätte. So aber geschah es oft, daß sie dem Manne sein Weib vor der Nase wegraubten. Und da konnte man lang Gerechtigkeit suchen.

Die guten Leute dachten sich's aber gleich, daß es so traurig kommen würde, als der Richter Tóth Mihály die Stadt verließ. Weinend begleitete ihn die ganze Bevölkerung zum Thore hinaus. Was aber machte er seither in Debreczin? Wohin begab er sich von dort?

Herr Mihály von Tóth war nicht der Mann, der sich gerne in Alles fügte. Er ging zu Castaldo, dem Heerführer des Königs Ferdinand, und bat ihn um Truppen, mit deren Hilfe er die Türken von Szeged fortjagen könnte.

Der General, ein Spanier feurigen Blutes, bot ihm sogleich die Hand, und schickte die Kapitäns Don Perez und Don Bernardo Albana ab, zu denen sich noch manche ungarische Herren gesellten. Tóth Mihály selbst aber warb ungefähr 5000 Haiduken, und so rückte die Schar gen Szeged.

Durch Moräste und mit Schilf und Binsen verwachsene geheime Stege führte Herr Michael von Tóth seine Mannschaft. Man erkannte hie und da an einer Bewegung des Schilfes die Richtung des vorsichtigen Manövers.

In Massen erhob sich mitunter die kreischende Horde aufgescheuchter Wildenten, Reiher und Gänse. In der Luft kreisten mit flatterndem Gefieder der schillernde Eibicz und der bequeme Pelikan. Aus dem Dunkel des Schilfes aber glotzten die gierigen Augen des Rohrwolfes hervor, der es eben für rathsamer erachtete, den ungewöhnlichen Gästen freie Bahn zu gönnen.

„Wir sind nicht mehr ferne von der Stadt," sagte Tóth und deutete auf einen engen Pfad gegen Westen, wo die Sonne eben von dem Tage schied. „Seht ihr?" Die Männer erblickten in der That die Thurmspitzen von Szeged, wie sie in dem rosigen Abendscheine glänzten.

2.

Siebenhundert Fischer gab's derzeit zu Szeged. Unter den siebenhundert traf sich mancher schmucke Bursche, — doch gefiel keiner der schönen Erzsi.

Der alte András hätte wohl sehr gerne wissen mögen, wer denn eigentlich seine kleine Wirthschaft

Digitized by Google

besorgen und nach seinem Tode sein Netz in die blonden Fluthen der Theiß werfen werde, er that aber vor seiner Tochter nichts dergleichen, still verschloß er seinen Kummer in der Brust.

Eines Abends plauderte András länger als je mit seiner Tochter. Zuletzt umarmte er Erzsi und bereitete sich zum Weggehen.

„Fürchtet euch nicht, was immer auch geschehen möge," sprach er, „verschließet die Thür und öffnet sie Niemand." Der Alte sagte dies mit so ungewöhnlichem Blicke, daß das Mädchen erschrak.

„Gehen Sie nicht, Vater, verlassen Sie mich nicht!" sprach sie flehend.

András drehte ernst seinen silberweißen Schnurrbart, versank ein wenig in Gedanken und sprach: „Fürchte doch nichts. Es bleibt ja Tante Eva bei Dir. Nur versperrt die Thür gut."

Frau Eva eilte, die Thüre wohl zu verriegeln, dann setzte sie sich zur Erzsi. „Nun können wir uns wieder einmal tüchtig ausschwatzen," sagte sie.

Das Mädchen zeigte aber nicht die mindeste Lust dazu; stumm beugte sie ihren schönen Kopf und ging ihren eigenen Gedanken nach, während Frau Eva desto unerschöpflicher den Quell ihrer Redekunst sprudeln ließ.

„Du Mägdlein, ich fand schon einen Bräutigam für Dich."

„Einen Bräutigam?"

„Ganz sicher und zwar einen, der nicht hinter jeder Hecke wächst. Der Schatz ist so hübsch, wie die junge Rose, und besucht auch nicht die Wirthshäuser, wie die übrigen Jungen. Nun, erkennst Du ihn nicht? Ich meine den Fehér Pista. Vergangenen Sonntag liebängelte er nach Dir. Ihr würdet so gut zusammenpassen: Eines blond, das Andere braun."

„Sprechen Sie nicht desgleichen, Frau Tante," entgegnete Erzsi. „Ich heirate gewiß niemals." —

Frau Eva schlug die Hände zusammen. „Warum nicht? Willst schier eine Nonne werden? Doch so sind alle Mädchen. Ich selbst war nicht anders, als noch mein erster Mann um mich freite. Eine gute Seele war er, Gott segne ihn; doch dieser zweite, dieser ist wie der leibhafte Satan. Ich sag' Dir, Erzsi, heirate nie zum zweitenmale!" Frau Eva erzählte nun die ganze Geschichte ihrer ersten Heirat, berichtete sogar pünktlich, was sie beim Hochzeitsschmaus gegessen hatte. „Ich war damals die beste Tänzerin in Szeged," lobte sie sich selbst, „obzwar ich auch jetzt noch das Meinige thun kann. Du wirst es ja sehen an Deinem Hochzeitstage."

„Den werden Sie nicht erleben, Tante," seufzte Erzsi; „ich sagte ja schon, daß ich niemals heiraten werde."

Frau Eva konnte dies nicht begreifen. „Wie doch Deine Augen lügen," sagte sie kopfschüttelnd, „ich lese darin —"

„Nun, was lesen Sie denn in meinen Augen?" frug das Mädchen.

„Was ich lese? Sieh' mich doch recht fest an. So und nun sage mir, Du hast also wirklich noch keinen Geliebten?"

„Nein," antwortete erröthend das Mädchen.

„Warum erröthest Du also?"

Da verstummten Beide und fuhren erschrocken zusammen. Jemand war an der Thüre.

„Gütiger Heiland, was ist das!" schrie Frau Eva, die sich erst jetzt des Winkes von András erinnerte.

„Erschrecken Sie nicht," sprach draußen eine süßliche Stimme. „Ich bin's, Dámián der griechische Kaufmann."

„Sie sind es, Nachbar Dámián?" — wie Sie uns doch erschreckten," sagte Frau Eva, indem sie Muth fassend an's Fenster trat.

„Sind Sie allein?" frug Dámián, indem er spähend beim Fenster hineinblickte. „Ganz allein, wie Sie sehen. Der Gazda ging zur Theiß."

„Ich weiß es," sagte schnell Nachbar Dámián, „ich begegnete ihm. Er bat mich, ich solle ihm seinen Pelz nachbringen, den er zu Hause vergessen hat."

„Nicht doch; er nahm ihn ja mit sich," erwiederte Eva.

„Was sagte ich," stotterte der Raize. — „Seine Quertasche wollte ich sagen."

„Gleich will ich sie aufsuchen," sagte Eva; „warten Sie ein bischen, Nachbar. Die Thüre ist verschlossen; den Schlüssel nahm der Gazda mit."

Nach einigen Augenblicken kam Eva wieder zum Fenster und überreichte ihm die Tasche.

„Brauchen Sie keine schönen Bänder?" fragte der Raize, die Tasche übernehmend.

„Ist es etwas Besonderes?"

„Das möcht' ich glauben. Kommen Sie morgen zu mir und sehen Sie es an. Ich habe übrigens Proben bei mir."

„Kommen Sie herein, lieber Nachbar," sprach Frau Eva eilig und öffnete in ihrer Freude über den Putz die Thüre.

Erzsi, des Vaters Gebot eingedenk, faßte die Hand der Tante. Doch war es schon zu spät.

Mit lächelnder Miene trat der Nachbar Dámián herein.

„Kann ich Dir auch mit Etwas dienen, schönes Schneeglöckchen, goldene Taube?" sagte er zu Erzsi. Als diese verneinte, machte er einen gellenden Pfiff

„Was war das!" riefen die erschrockenen Frauen und erblaßten.

Nach einigen Augenblicken stürzten mit gezückten Säbeln türkische Männer in das kleine Haus.

Und ehe noch Frau Eva einen Schrei ausstoßen konnte, drohte ihr mit geballter Faust Dámián: „Keinen Laut, wenn Dir das Leben theuer ist!" Dann wandte er sich zur Erzsi. „Fürchte nichts, meine Kleine, ich führe Dich in ein goldenes Zimmer, in ein seidenes Bett. Dir wird's gehen, wie einer Fürstin. Der mächtige Heder-Bég ist in Dich zum Sterben verliebt."

Das Mädchen faltete zitternd die Hände und betete: „Gott stehe mir bei!"

Digitized by Google

Von ferne wurde ein dumpfes Getöse hörbar.

Die Türken blickten einander scheu an. „Gehen wir, eilen wir!“ rief Nachbar Dámián, und ergriff des Mädchens Hand.

Jene zog sich aber erschrocken zurück, der Lärm näherte sich immer mehr, man konnte ausnehmen, daß es eine bewaffnete Schar sei, die näher kam.

Nun dachte Nachbar Dámián nicht mehr an Erzsi, sondern lief, so schnell ihn seine Füße trugen, gefolgt von den Türken.

Erzsi besaß Geistesgegenwart genug, die Thüre sogleich zu schließen. Dann blickte sie zum Fenster hinaus, um ihre Retter aus der fürchterlichen Gefahr zu sehen. Es erschienen Bewaffnete, unter denen auch Erzsis Vater war. Als er bei seinem Hause vorbeiging, rief er zum Fenster hinein:

„Wir schifften die Mannschaft des Herrn Michael von Tóth über die Theiß.“

Mit einem seligen Lächeln blickte Erzsi auf die Straße.

Sie erkannte im Halbdunkel des Stuhlrichters edle Gestalt, wie er auf schwarzem Streitroß der Mannschaft voran ritt.

Ein tiefer Seufzer entrang sich der Brust des Mädchens.

Frau Eva trat zu ihr und faßte ihre Hand. — Sie war heiß und zitterte.

„Was fehlt Dir? fürchte nichts mehr.“

Erzsi antwortete nicht, sondern blickte starr vor sich hin.

„Er rettete mich,“ lispelte sie, „sein Nahen war mein Glück! O Gott! wie lange entbehrte ich den Anblick dieses edlen Gesichtes.“

3.

Heder-Bég lag ausgestreckt auf seinem Divan. Zwei Negersklaven standen neben ihm mit Fächern aus Pfauenfedern. Sie triefen fast vor Schweiß, den ihnen die Dienstfertigkeit auf die Stirn trieb, da sie mit großer Anstrengung den Zephyr auf des gnädigen Bégs kupfrige Nase fächelten.

Der gestrenge Bég aber gähnte recht sehr. Nur hin und wieder geruhten Hochderselbe einen Laut auszustoßen. „Wo bleibt der Schurke so lange!“

Der obgenannte Schurke erschien endlich. Es war Niemand anderer, als Nachbar Dámián.

„Wo ist das Mädchen?“ rief der Bég dem Ankommenden entgegen, „Du schweigst, Gyaur? Hundert Prügel erhältst Du auf die Sohlen, statt hundert Dukaten, wenn Du sie nicht bringst!“

„Gnädiger Bég,“ entgegnete Dámián zitternd, „fliehe, rette Dich!“

Der Bég sah verwundert auf und konnte die Worte Dámiáns nicht fassen. „Was gibt es?“ fragte er endlich.

„Wir sind verloren!“ rief Dámián verzweiflungsvoll. „Der Feind ist in der Stadt.“

Jetzt sprang auch der tapfere Bég von seinem Sopha auf, er benöthigte keinen Pfauenfächer mehr.

„In die Burg, in die Festung!“ schrie er, „die können wir noch halten!“ Und Ihro Gnaden liefen so schnell, als wenn Höchtdieselben am Hofe des Großherrn Laufer gewesen wären. Am Wege verlor er sogar seine Pantoffel und kam barfuß in die Burg. Nachbar Dámián wollte dem hohen Beispiel folgen, wurde aber unterwegs von einem würdigen Bürger Szegeds aufgehalten.

„Was sehe ich, Nachbar Dámián!“ rief mit froher Miene der Bürger; „warten Sie doch! Ich suche Sie wie eine Stecknadel! Warum sitzen Sie nicht in Ihrem Gewölbe? Ich brauche nothwendig etwas türkischen Pfeffer.“

„Ich habe keine Zeit — morgen,“ stotterte Dámián.

„Morgen? Kann nicht warten,“ entgegnete der Bürger; „eine Stunde vor der Dämmerung gehe ich auf meine Tanya.“

„Nur jetzt lassen Sie mich in Ruhe,“ bat Dámián; „in einer halben Stunde können Sie kommen, in einer halben Minute.“

„Närrischer Mensch, den man zu seinem Vortheile zwingen muß, ich muß türkischen Pfeffer haben, und wenn ich Sie zur Herausgabe desselben zwingen sollte.“

Nachbar Dámián litt die schrecklichsten Qualen.

„Hört Ihr nicht den gräulichen Lärm?“ jammerte er; „um Gottes willen laßt mich fort!“

„Ich hör's schon,“ sagte leichtfertig der Bürger, „Es ist betrunkenes Volk, das aus den Schenken kömmt.“

„Feinde, Soldaten, meine Mörder sind's!“

„Warum nicht gar! Machen Sie keine Umstände, geben Sie mir türkischen Pfeffer, damit ich nach Hause komme.“

Und der Vetter ergriff Dámiáns Kragen, führte ihn zum Gewölbe, und ließ ihn so lange nicht frei, bis er ihm den türkischen Pfeffer abgemessen hatte.

Der arme Krämer rief auch solche Heilige zu Hilfe, die nicht im Kalender standen.

Die Flucht war unmöglich, wohin sich retten?

Er verbarg sich im Heuschober, von dort belauschte er den furchtbaren Tumult.

Den ganzen Tag hindurch blieb Nachbar Dámián versteckt im Heu. Gegen Abend kam seine Frau zu ihm.

„Komm herab,“ sprach sie; „das ganze Heer schweigt und ist zerstreut, Du kannst entwischen. Das Volk hat gottlos gewirthschaftet, es blieb in unserem Gewölbe kein Heller Werthes, Alles raubten sie aus. Aber eile und berichte es dem Pascha von Ofen; der ist ja unser gnädiger Herr. Ziehe meine Kleider an und schneide Dir den Bart ab.“

Herr Dámián nickte beifällig mit dem Kopfe. Jetzt sah er das ersteMal ein, daß auch sein Weib vernünftig ist.

In einer Stunde war er auf dem Wege nach Ofen.

Dort angekommen, erzählte er dem Pascha die Ereignisse von Szeged. Er vergaß nicht, recht grell zu schildern, wie die Haiduken Tóths seine Bude beraubten,

Digitized by Google

und was er gelitten habe, um zu beweisen, welch' treuer Unterthan des mächtigen Sultans er sei. Der böse Feind machte ihm mindestens tausend Gulden Schaden, versicherte er, wenn auch sein ganzer Kram keine zehn Gulden werth war. Zum Ersatz erlaubte ihm der Pascha, seine Hand zu küssen. Dann schrieb er zwei Briefe, in denen er Heder-Bég anfeuerte, die Feste zu halten, da er selbst zum Entsatz kommen würde.

Mit einem der Briefe ging Dámján nach Szeged. Nur der ernsteste Befehl des Pascha's konnte ihn zu dieser Heldenthat vermögen. Den zweiten band man unter die Flügel einer Taube, die er von Szeged mitgebracht hatte.

Die Taube kam glücklich zu Heder-Bég, doch Herr Dámián fiel in die Hände der Haiduken.

Er verkaufte auch keinen türkischen Pfeffer mehr, denn man knüpfte ihn auf einen hohen Baum, wo er dazu keine passende Gelegenheit hatte.

4.

Herr Tóth Mihály hatte Szeged eingenommen, doch die Burg war in Türkenhand geblieben.

Das ungarische Heer besaß keine einzige Kanone, und konnte daher die Belagerung nicht energisch betreiben. Darum kümmerte man sich auch nicht viel, mehr Sorgen machte das Trinken und das Schwelgen.

Soviel es Juden- und Raizen-Gewölbe in der Stadt gab, wurden alle von den Haiduken erbrochen. Diese bedeckten sich mit Bändern und allerlei Flitter und stolzirten die Straßen entlang, d. h. nur jene, welche noch gehen konnten; denn der größte Theil war dazu unfähig geworden.

Franz Horváth, der Anführer der Haiduken, ermahnte oft, daß es gut wäre, sich wegzumachen, denn plötzlich könne die Türken-Macht eintreffen und dann wäre es vorbei mit dem Siege dieser ungeregelten zügellosen Masse.

Tóth Mihály aber beantwortete solche Reden damit, daß er an sein Schwert schlug und rief: „Es komme der Türke, wenn er's wagt. Wir werden auch dann noch tapfere Männer sein!"

Und wirklich nahte Ali Pascha von Ofen mit einem unzähligen Heere.

„Er hat mehr Leute," sprach Tóth, „aber wir haben mehr Muth."

Der besonnene Horváth fürchtete, daß Ali Pascha nicht nur mehr Leute, sondern auch mehr Verstand besäße.

In kurzer Zeit erschien Ali Pascha unter Szeged.

Er fand das ganze ungarische Heer unvorbereitet. Es konnte sich in der Eile kaum sammeln. Darum aber zogen sie doch wie sie waren, gegen den Pascha von Ofen. Als sie unter dem Thore hinausgingen, stürzte das Pferd des Peter von Bakics. Das war ein schlechtes Zeichen. Diese Kunde davon flog von Mund zu Mund, der Muth sank, die Arme erstarrten. Nur Tóth Mihály trug sein Haupt hoch und stolz.

„Voran, voran, ihr tapfern Heiden!" rief er, „Tod den Ungläubigen."

Es kam der Tod, erntete in den Reihen, bleich und blutig sanken sie in Haufen, die schönen ungarischen Jünglinge und nicht die Heiden.

Wenige konnten entfliehen und auch davon ertrank die Hälfte in der Theiß.

Kein Kahn war zu finden, Ali Pascha hatte alle verbrannt.

Als Tóth Mihály sah, daß schon Alles verloren war, gab er seinem Roß die Sporen und ritt zum Ufer der Theiß.

Ein braunes Mädchen stand beim Flusse und winkte ihm, sich zu nähern.

„Um Gottes willen, Herr Richter," sprach sie bebend, „retten Sie sich über's Wasser! Ich band Schilfbündel zusammen, damit können Sie das jenseitige Ufer erreichen."

Herr Mihály Tóth schaute verwundert auf das schöne Kind. Dieses aber faltete seine beiden Hände und bat ihn dringend, zu eilen.

„Du bist Erzsi, des Fischers Tochter," sprach endlich Tóth Mihály und zog das Mädchen an sich. „Ich danke Dir für Deine Hilfe."

Einen Kuß auf die Stirn des Mädchens drückend fuhr er fort: „Wie kam Dir dieser muthige Gedanke?"

Das Mädchen blickte ihn an mit ihren glänzenden schwarzen Augen, als wenn sie sagen wollte: Lies die Antwort aus meinen Augen. So viel Liebe spiegelte sich dort ab, so viel nur ein Herz erträgt. Von Freude und Glück strahlte plötzlich im Augenblicke der Lebensgefahr das Gesicht des holden Kindes. Es stand ja im Augenblicke des Todes der angebetete Mann neben ihr, seine Hand berührte die ihrige, auf ihrer Stirne flammte noch sein Kuß.

Herrn Tóth Mihály fiel es zwar nicht ein, zu vermuthen, daß das, was in den schönen Augen funkelte, Liebe sei.

Erzsi stieß plötzlich einen Schrei aus.

„Schnell, schnell! Dort naht der Tod!" rief sie und drängte Mihály auf das kleine Floß.

In wenigen Augenblicken schwamm dieses in der Mitte des Stromes, und glücklich im Bewußtsein der guten That sah ihm das Mädchen nach. Dann aber erfaßte ihr Herz eine tiefe Trauer, so schwer, daß sie nicht weinen konnte, und sie hätte es jetzt so gerne gethan. Sie dachte, wie gut es unter der Erde wäre.

In einem Jahre war sie dort. —

Herr Tóth Mihály aber rettete sich und gelangte glücklich nach Debreczin, zur Erkenntniß gekommen, daß der Verstand mehr werth sei, als die Kraft.

Digitized by Google

Unsere Abgeordneten.

Fürst Karl Wilhelm Auersperg,

Herzog zu Gottschee, gefürsteter Graf von Wels, k. k. geheimer Rath, erblicher Reichsrath und Präsident des Herrenhauses, Oberst-Erblandkämmerer und Oberst-Erblandmarschall in Krain und der windischen Mark, ist am 1. Mai 1814 geboren und succedirte seinem Vater dem Fürsten Wilhelm am 25. Januar 1827. Am 18. August 1851 vermälte er sich mit Ernestine, Gräfin Festetics von Tolna, Sternkreuzordensdame und Palastdame Ihrer Majestät der Kaiserin, einer ihrer Schönheit und Wohlthätigkeit wegen berühmten Dame. Unter dem Regime Bachs war Fürst Auersperg selten öffentlich aufgetreten und war auch nicht in den Vordergrund gezogen worden. Als aber mit Aenderung des Principes Oesterreich zu einer konstitutionellen Monarchie umgewandelt und die Reichsvertretung einberufen wurde, war es vor Allem Fürst Carlos Auersperg, den Se. Majestät zum erblichen Reichsrath und zum Präsidenten des Herrenhauses ernannte. Als solcher bewies er nicht nur eine eminente Geschäftstüchtigkeit und großen Eifer, er zeigte sich auch, so weit es eben in seiner Stellung als Präsident möglich war, als ein vorurtheilsfreier, liberaler, jedoch durch und durch loyaler Charakter, dem die verfassungsmäßige Fortbildung Oesterreichs Lebensaufgabe war, und welcher es verschmähte, feudale Gelüste zu hegen und sie mit dem Mantel historischer Rechte zu verbergen. Man hat dem Herrenhause vielfach und unter mannigfacher Begründung Mangel an Liberalität, Reaktionsgelüste vorgeworfen und die Anklage dagegen erhoben, es habe sich den freiheitlichen Bestrebungen des Abgeordnetenhauses feindlich entgegen gestellt. Wir wollen hier nicht entscheiden, ob diese Beschuldigungen richtig sind, sondern lediglich konstatiren, daß Fürst C. A. durch sein Verhalten keinen Anlaß hiezu gegeben haben kann, da er im böhmischen Landtage stets an der Seite der liberalen deutschen Partei kämpfte, ja selbst dort, wo es sich um Adelsprärogative und Erkämpfung einer Ausnahmsstellung für den Adel handelte. Man kann dem Fürsten C. A. mit vollem Rechte den Namen des „ersten österreichischen Kavaliers" beilegen, mit welchem ihn Se. Excellenz der Staatsminister bezeichnete, er gehört zu jenen Adeligen, die ihre Aufgabe darin suchen, dem Volke ein Muster edler Gesinnung zu sein, und deren Berechtigung selbst in dem freiesten Staate anerkannt werden muß.

Fürst Karl Wilhelm Auersperg.

Hasner Leopold, Ritter von Artha,

Doktor sämmtlicher Rechte, ordentlicher Professor der politischen Wissenschaften, Präses der rechtshistorischen und Mitglied der staatswissenschaftlichen Staatsprüfungskommission, ist ein Sohn des Hofrathes und gewesenen Finanzprokurators gleichen Namens. Hasner ist am 15. März 1818 geboren. Er trat nach absolvirten Rechtsstudien zuerst bei der böhmischen Kameralgefällenverwaltung, nach erlangter Doktorswürde aber im Jahre 1842 bei der Wiener Hofkammerprokuratur in Bedienstung, wo er bis zum Jahre 1848 blieb und sich im Wege der damals üblichen Konkursprüfungen um Professuren des Natur- und Strafrechtes bewarb. Im Jahre 1848 übernahm er die Redaktion der „Prager Zeitung", von welcher er, nachdem er im Jahre 1849 zum Professor der Rechtsphilosophie an der Prager Hochschule ernannt worden, zurücktrat. Im Jahre 1851 wurde er Professor der politischen Oekonomie. Nebst vielen vortrefflichen Aufsätzen schrieb er: „Philosophie des Rechtes und seine Geschichte" und „System der politischen Oekonomie", Werke, welche die volle Anerkennung der gelehrten Welt erwarben und ihm einen der ersten Plätze unter den Universitätsprofessoren sicherten. Im Jahre 1861 wurde er zum Landtags- und Reichsrathsabgeordneten gewählt und als letzterer von Sr. Majestät zum ersten Vicepräsidenten des Abgeordnetenhauses ernannt. Als solcher vermittelte er, so weit er konnte, äußerst taktvoll die zwischen den Parteien entstandenen Differenzen, und gewann sich die Achtung aller seiner Kollegen. Nach Schluß der ersten Session zeichnete ihn Se. Majestät durch Verleihung des Leopoldordens aus, und man erwartet ja wünscht allgemein seine Ernennung zum Präsidenten des Abgeordnetenhauses*). Obwohl Hasner ganz entschieden der deutschen Partei im böhmischen Landtage zugehört, hat er es dennoch, auch während der letzten Landtagssession, versucht, durch gemeinsame Anknüpfungspunkte eine Verständigung der Parteien anzubahnen und in dieser Absicht schuf er den neutralen Klubb, der sich jedoch als todtgeboren und gänzlich wirkungslos erwies, da die Parteien sich bereits zu schroff gegenüber standen, um eine Verständigung zu wünschen. In der Debatte über den Revisionsantrag der Wahlordnung war es hauptsächlich Hasner, der gemeinschaftlich mit Herbst die Argumente des Antragstellers ruhig, doch geistreich und klar widerlegte.

*) Ist bereits geschehen.

Die Entwickelung des österreichischen Tabakmonopoles.

Gegenwärtig, wo zahlreiche Stimmen gegen Monopole überhaupt, und das Tabakmonopol insbesondere sich vernehmen lassen, wo Petitionen vorbereitet werden,

Digitized by Google

um von der Regierung die Erlaubniß zum Anbaue der nunmehr so wichtig gewordenen Tabakpflanze zu erlangen; dürfte es vielleicht nicht ohne Interesse sein, das Entstehen und die Verbreitung des österreichischen Tabakmonopoles in den einzelnen Ländern kennen zu lernen. Der Ertrag dieses Monopoles, welcher bekanntlich jetzt eine der bedeutendsten Einnahmen der indirekten Steuern bildet, hatte wechselvolle Epochen durchzumachen, um auf den Standpunkt zu gelangen, auf dem sich derselbe gegenwärtig befindet. Vergleichen wir den Ertrag aus den ersten Jahren der Tabakpachtung mit jenem der Gegenwart, so ist es in der That staunenerregend, in welcher Weise sich derselbe vergrößert hat.

Doch greifen wir nicht vor, sondern kehren wir vielmehr zu der uns gestellten Aufgabe zurück, welche in kurzen Umrissen die Entwickelung des österreichischen Tabakmonopoles darstellen soll. Da dieser Aufsatz jedoch einen Auszug aus einem Manuskripte bildet, das diesen Gegenstand umfassend behandelt, und hier blos die Hauptfakta mitgetheilt werden sollen, während die Begebnisse der Zwischenzeit weggelassen mußten, so fehlt zuweilen das den Uebergang vermittelnde Band, was der geehrte Leser entschuldigen wolle.

Bald nach dem Bekanntwerden des Tabaks in Deutschland und Italien, gelangte die Kunde von dieser Pflanze auch nach Oesterreich. Wie fast überall, so kannte man auch hier den Tabak anfangs blos als Arzneipflanze, und erst später ward derselbe zum Rauchen und Schnupfen verwendet. Dies geschah gegen das Ende des 16. oder gleich zu Anfang des 17. Jahrhunderts.

Es währte nicht lange, und dieses Kraut wurde schon vielfach gepflanzt; die Freunde seines Genusses wuchsen von Tag zu Tag, denn ihnen war ein besseres Los beschieden, als den Bewahrern anderer Staaten. Einige wenige Prediger ausgenommen, die von der Kanzel herab gegen dieses neue Genußmittel zu Felde jagen, störte Niemand das Wohlbehagen der Tabakraucher oder Schnupfer.

Während in England König Jakob I. durch den höchst eigenhändig verfaßten Misokapnos gegen den Tabak auftrat, in der Türkei und in Rußland mit den grausamsten Strafen das Rauchen verfolgt, wieder in anderen Staaten mit drückenden Maßregeln seinem Verbreiten entgegen gearbeitet wurde: ist es sattsam bekannt, daß die Regierung in Oesterreich dem Anbau und der Konsumtion des Tabaks, wenn auch selbe nicht gerade begünstigend, doch auch nicht hindernd in den Weg trat. Der im Inlande erzeugte Tabak war von jeder Abgabe befreit, der aus dem Auslande eingeführte unterlag der Zollgebühr von 40 Kreuzern per Centner.

Das erste unter den Ländern Oesterreichs, wo der Tabak zu einem Gefälle erhoben wurde, war Oesterreich ob der Enns. Es erhielt nämlich im Jahre 1670 Christoph Abvenhüller Graf von Frankenburg das Recht, den Anbau des Tabaks in Oberösterreich, so wie dessen Einfuhr dahin in eigene Regie zu übernehmen; dafür mußte er für jeden eingeführten Centner Tabak die bisher bestandene Zollgebühr von 40 Kreuzern an den Staatsschatz abführen, und die in diesem Lande zu den Hofjagden benöthigten Jägerei-Erfordernisse aus eigenen Mitteln anschaffen. Allen In- und Ausländern wurde die Tabakeinfuhr und der Anbau desselben unter Strafe der Konfiskation verboten. Vergebens sträubten sich die Stände Oberösterreichs gegen diese Verfügung; das Einzige, das sie bewirkten, war, daß den österreichischen Unterthanen, welche den Tabak selbst bauten, der Verkauf desselben freigelassen blieb.

Hasner Leopold, Ritter von Artha.

In Niederösterreich wurde im Jahre 1678 die Pachtung des Tabakgefälles eingeführt und dem Grafen Wilhelm zu Königsegg und Rottenfels sub titulo gratiali auf fünfzehn Jahre verliehen, und dieses Privilegium später auf weitere zehn Jahre, d. i. bis 1702 ausgedehnt. Doch verblieb das Tabakgefälle in beiden Ländern nicht während dieser ganzen Zeit in den Händen der genannten Grafen; in Niederösterreich übernahm Augustin Verdura, in Oberösterreich Mathias Dezeni und Johann Geiger dasselbe in Afterpachtung.

Eine Erweiterung des Tabakgefälles fand im Jahre 1679 statt, indem selbes auch auf Steiermark, Kärnthen, Krain und das Küstenland ausgedehnt und an Balthasar Müller verpachtet ward. Die Einkünfte, die dem Staatsschatze aus dem Tabakgefälle zuflossen, betrugen, die Zollgebühr nicht gerechnet, von 1679 bis 1686 jährlich 2400 Gulden, von da bis 1694 jährlich 7500 Gulden.

Unterm 13. Januar 1699 erließ Kaiser Leopold I. ein zwanzig Punkte enthaltendes Tabakpatent. Dieses ist das erste, das in Oesterreich das Tabakgefälle betreffend erlassen wurde. In diesem Patente wird der Tabakbau allen Unterthanen erlaubt, doch sollte von Zeit zu Zeit der Hofkammer ein Verzeichniß vorgelegt werden, das die Anbauer namentlich anzuführen und die Menge des angebauten Tabakes genau anzugeben hätte. Die Fabrikation und der Handel mit allen, sowohl in- als ausländischen Tabakfoxten wurde Jedermann bei Konfiskation der betroffenen Waare, nebst Geldes- und Leibesstrafen verboten, hievon ausgenommen waren mir die von der Hofkammer hiezu Berechtigten. Die Staatseinkünfte vom Tabakgefälle betrugen in dieser Zeit 8500 Gulden jährlich, und stiegen 1701 auf 14.700 Gulden.

In Böhmen war anfangs der Tabakbau und der Handel mit dessen Blättern keiner Beschränkung unterworfen gewesen. Um das Jahr 1670 herum sollen zuerst einige Privatpersonen das ausschließliche Recht besessen haben, Tabak einzuführen und zu verkaufen, doch ist dies nicht sichergestellt. Nach Allem zu schließen, war auch hier die Konsumtion im rauchen Wachsen begriffen, denn schon im Jahre 1699 ließ die Finanzverwaltung Forschungen anstellen, um über den jährlichen Verbrauch der in- und ausländischen Tabakfabrikate in Böhmen richtige Daten zu erhalten. Das Ergebniß dieser Forschungen läßt sich dahnach beurtheilen, daß dieses Königreich seit dem Jahre 1702 in der Reihe jener Länder angeführt wird, aus welchen dem Staatsschatze Pachtgelder vom Tabakgefälle zuflossen.

In Mähren ward das Tabakgefälle im Jahre 1701 eingeführt und an Ignaz Gnalsinger von Steinsberg um den jährlichen Pachtschilling von 6100 fl. überlassen; im folgenden Jahre übernahm derselbe auch die Pachtung in der damals noch zu Oesterreich gehörenden Grafschaft Glatz, in Ober- und Niederschlesien.

In Nieder-Ungarn wurde das Tabakgefälle mit dem 1. Oktober 1702 eingeführt und an die Bürger und Handelsleute Gregor Fahrenwanger, Johann Ziegler und Hans Adam Flögl um jährliche 8000 Gulden verpachtet.

Im Jahre 1722 beschloß die k. k. Hofkammer eine eigene Tabakfabrik zu errichten, nachdem bereits seit dem Jahre 1676 dergleichen Fabriken in den Händen von berechtigten Privaten bestanden. Es wurde daher mit dem Besitzer, d. i. mit dem in der Wiener Alservorstadt gelegenen Armenhause ein Kontrakt abgeschlossen, in Folge dessen das sogenannte Provianthaus in der Stadt Hainburg auf drei Jahre gegen die jährliche Vergütung von

Digitized by Google

1000 Gulden an das Aerar vermiethet wurde. Zugleich geschah das Uebereinkommen, daß nach Ablauf dieser Frist dieses Haus gegen Entrichtung des Kaufschillings von 7000 Gulden ein Eigenthum des Tabakgefälles werden solle. Dies ist der Ursprung der gegenwärtig größten und weit und breit bekannten Tabakfabrik Oesterreichs in Hainburg.

Bisher bestanden in jedem der Kronländer, in denen das Tabakgefälle eingeführt worden, eigene Pächter, welche im Laufe der Zeit den Titel „Tabakverschleiß-Administrationen" erhalten hatten. Die von denselben an die Hofkammer abzuführenden Pachtgelder betrugen nach Hornstein und zwar für Oberösterreich 20.000 fl., für Böhmen 35.000 fl., für Mähren 15.000 fl., für Schlesien 15.000 fl., für Steiermark und Kärnthen 20.000 fl., für Krain 6000 fl., für das Küstenland 15.000 fl., zusammen 126.000 Gulden. Der Ertrag aus Niederösterreich und Nieder-Ungarn ist nicht speciell bekannt, doch leicht zu berechnen, da die Gesammteinnahme aus dem Tabakgefälle im Jahre 1723: 175.750 fl. betrug.

Die damalige Finanzverwaltung war aber der Ansicht, daß dem Aerar durch die Ablassung des Tabakgefälles an einen einzigen Pächter für alle Länder ein größerer Betrag als bisher zufließen müßte. Demzufolge ward auch die Pachtung vom Jahre 1724 an, dem Israeliten Diego d'Aguilar um den Pachtschilling von jährlichen 400.000 fl. überlassen, jedoch später mit Berücksichtigung gewichtiger Umstände auf 300.000 Gulden herabgesetzt.

Im Jahre 1725 wurden in Folge A. h. Entschließung die Tabakpreise sowohl im Groß- als Kleinhandel mit einem ordentlichen Tarif bestimmt, und zugleich angeordnet, der Tabakbau sei zur leichteren Uebersicht soviel als möglich zusammenzuziehen und in Böhmen und Niederösterreich gänzlich zu verbieten.

Mit A. h. Entschließung vom 13. December 1736 ertheilten die böhmischen Stände, welche seit längerer Zeit vielfache Beschwerden gegen die bisherige Tabakadministration geführt hatten, die Pachtung des Tabakgefälles in Böhmen gegen Entrichtung eines jährlichen Betrages von 450.000 fl., zahlbar in Quartalsraten.

Die Staatseinnahme aus dem Tabakgefälle nahm nun rasch zu; allein dieses erfreuliche Wachsen sollte nicht von langer Dauer sein; die Kriege, die Kaiserin Maria Theresia zu führen hatte, und in denen einzelne Theile Oesterreichs ganz verloren gingen, andere wieder Jahre lang von feindlichen Heeren überschwemmt wurden, trugen leichtbegreiflich wesentlich zum Sinken des Erträgnisses bei. Das erste Land in dieser Beziehung war Schlesien. Durch den Frieden von Berlin (1742) war der größte Theil dieses Landes abgetreten worden; für den bei Oesterreich gebliebenen Theil wurde 1744 ein neuer Vertrag gegen den jährlichen Pachtschilling von 6666 fl. 40 kr. abgeschlossen. In Mähren hatten die dortigen Stände zu dieser Zeit das Tabakgefälle pachtweise inne. In Folge der Kriegsunruhen traten sie jedoch im Jahre 1744 zurück, übernahmen aber vom 1. November 1748 an wieder die Pachtung auf zehn Jahre gegen den jährlich zu zahlenden Betrag von 50.000 Gulden. Den böhmischen Ständen wurde der Pachtzins im Jahre 1744 auf 150.000 Gulden herabgesetzt. Durch diese Veränderungen erlitt das Tabakgefälle bedeutende Einbuße; denn während die Einnahme aus demselben im Jahre 1742 sich mit 710.000 fl. bezifferte, mich dieselbe in den folgenden Jahren bedeutend zurück, betrug 1745 blos 465.300 fl., und erreichte erst im Jahre 1759, wo die Länder endlich vom feindlichen Besuche verschont blieben, die frühere Höhe. Stellen wir die Staatseinnahme, die aus den verschiedenen Pachtungen einfloß, zusammen, und zwar aus Böhmen 150.000 fl., aus Mähren 50.000 fl., aus Schlesien 6666 fl., endlich aus Nieder- und Oberösterreich, Steiermark, Kärthen, Krain und dem Küstenlande 330.000 fl., so erhalten wir die faktische Staatseinnahme des Jahres 1749, nämlich 536.666 Gulden. In Ungarn war seit 1742 die Tabakpachtung aufgelassen; von da an war in Ungarn der Anbau des Tabaks und der Handel mit demselben Jedermann freigestellt, was, die Unterbrechung in den Jahren 1814 bis 1822 abgerechnet, wo aber blos einzelne Theile dieses Landes davon berührt wurden, bis zum Jahre 1850 verblieb.

Am 1. Jannar 1764 begann die Adam Dechan-Purkherische Tabakverpachtungs-Kompagnie ihre Wirksamkeit in sämmtlichen österreichisch-böhmischen Erbländer und sollte dieselbe, wie im Kontrakte bestimmt war, zehn Jahre währen. Diese Gesellschaft konnte aber ihre Verbindlichkeiten dem Staate gegenüber nicht einhalten, deshalb wurde vom 1. Januar 1765 an die Pachtung den Löwel Hönig, Baruch und Kompagnie überlassen. Um den Staatsschatz sicher zu stellen, mußten die neuen Pächter eine Kaution im Betrage von 100.000 Gulden leisten.

Dieser letzte Pachtvertrag erstreckte sich jedoch blos über Oesterreich ob und unter der Enns, Böhmen, Mähren und Schlesien; wer in den übrigen Ländern das Tabakgefälle pachtweise inne hatte, können wir nicht angeben, doch währte dies blos vier Jahre, denn schon 1769 übernahmen Löwel Hönig, Baruch und Komp. die Pachtung in sämmtlichen Erbländern, und machten gute Geschäfte. Um einer etwaigen Uebervortheilung im vorhinein zu begegnen, ward der Gesellschaft (1775) eine landesfürstliche Koadministration beigegeben.

Im Jahre 1777 war der Ertrag aus den einzelnen Ländern festgestellt, und zwar für Niederösterreich 418.000 fl., für Oberösterreich 144.000 fl., für Böhmen 600.000 fl., für Mähren und Schlesien 300.000 fl., für Steiermark 96.000 fl., für Kärnthen (sammt dem Villacher Kreis) 96.000 fl., für Krain, Görz, Gradiska ꝛc. 120.000 fl., zusammen 1,774.000 Gulden.

In Galizien ward 1776 die Tabakpachtung eingeführt und ergab bereits 1784 ein Erträgnis von 200.000 Gulden; das im Frieden zu Tetschen an Oesterreich abgetretene Innviertel wurde gegen eine kleine Entschädigung des Pachtschillings dem Lande ob der Enns einverleibt.

Im Jahre 1783 löste die Staatsverwaltung die bestehenden Pachtverträge des Tabakgefälles in sämmtlichen Ländern, und nahm die Fabrikation und den Verschleiß des Tabaks in eigene Regie und Leitung. Aus diesem Anlasse erschien ein neues Tabakpatent und wurden die erforderlichen Behörden errichtet, was bis 1835 in Wirksamkeit verblieb, wo alsdann eine neue Organisation stattfand und mit dem 1. April 1836 eine neue Zoll- und Staatsmonopolsordnung, zugleich ein gegen das frühere bei weitem milderes Strafgesetz über Gefällsübertretungen in Wirksamkeit trat. — Im Jahre 1792 wurde die Bukowina in das Monopolsgebiet einbezogen.

Die größten Veränderungen fanden zu Anfang dieses Jahrhunderts während der Kriege mit Frankreich statt. Das österreichische Tabakmonopol verlor durch dieselben bedeutend an seinem Ländernmfang, da aus demselben das Innviertel, Theile des Hausruckviertels, der Villacher Kreis von Kärnthen, ganz Krain, Görz, Triest, Istrien, Westgalizien, Krakau und der Zamoskter Kreis abfiel. Doch währte dieser Zustand nur einige Jahre. Nach und nach erhielt das Monopol wieder den früheren, ja sogar einen weiteren Ländernmfang, als es vordem inne gehabt. Nach Wiederherstellung des Friedens kamen hinzu: Ungarn und zwar hievon nur der im Jahre 1809 an Frankreich abgetretene und 1814 wieder zurückerhaltene Theil Kroatiens, seit 1. März 1814 das Königreich Illyrien, 1815 die von Rußland abgetretenen Kreise Galiziens, 1817 Salzburg, das Innviertel und der zurückerhaltene Theil des Hausruckviertels, 1820 Dalmatien, endlich 1828 Tirol und Vorarlberg. Dagegen wurde das ungarische Littorale im Jahre 1822 von Illyrien getrennt und dem Königreiche Ungarn wieder einverleibt und der Tabakbau freigegeben.

Digitized by Google

Im Jahre 1842 ward das Tabakmonopol auch auf die Lombardie und Venedig ausgedehnt, endlich im Jahre 1850 auch Ungarn mit dessen Nebenländern einbezogen. Es erstreckte sich demnach im letztgenannten Jahre das Monopolgebiet über sämmtliche Länder Oesterreichs. Seither ist bekanntlich der im Frieden von Zürich (1859) abgetretene Theil der Lombardie ausgeschieden.

Betreffend die reinen Einnahmen des Tabakgefälles, so lange sich selbes in den Händen von Privaten befand, so wurden dieselben bereits früher angegeben; es erübrigen blos jene, seit das besagte Gefälle sich in Staatsregie befindet.

Der Nettoertrag betrug im Jahre 1783: 2,838.108 Gulden, stieg dann in den folgenden Jahren, erreichte 1805 den Betrag von 6,800.000 fl., nahm dann durch die in den französischen Kriegen stattgefundenen und oben bereits erwähnten Veränderungen an Ländernumfang eine Bewegung bald nach vor-, bald nach rückwärts an; wurde sodann wieder durch die Nachwehen des Staatsbankerottes hart getroffen, so daß der Staatsschatz im Jahre 1820 blos 2,114.000 Gulden an reinem Gewinn aus dem Tabakgefälle erhielt. Von da an stieg der Nettoertrag fortwährend und betrug 1825: 4.674.000 fl., 1830: 5,513.000 fl., 1840: 8,780.000 fl., 1845: 13,281.000 fl., 1849: 10,538.000 fl., 1850: 15,758.000 fl., 1852: 17,211.000 fl., 1854: 22,130.000 fl., 1856: 26,557.000 fl., Kaw. Münze. In den nächstfolgenden Jahren erreichte der Bruttoertrag des Tabakmonopoles und zwar im Jahre 1859, abschon durch den italienischen Krieg nachtheilig beeinflußt, dennoch die Höhe von 48,162.000 Gulden Oest. Währung, im Jahre 1860: 52,677.000 Gulden Oest. Währung, endlich im verflossenen Jahre 1862: 54,678.179 Gulden Oest. Währung. Das verkaufte Tabakquantum betrug im letztgenannten Jahre 972 Millionen Stück Cigarren, 53.265 Centner Schnupftabak, 453.425 Centner Rauchtabak und 160,591.645 Stück Briefstabak, von welchen bekanntlich 100 Stück vier und ein halb Pfund wiegen.

Für Gesunde und Kranke.

Krankheiten der Schleimhäute und Athmungsorgane*).

Verschleimung.

Die Ursache der Verschleimung ist stets eine fehlerhafte Blutbereitung und die Krankheit zeigt sich, außer in der angedeuteten abnarm gebildeten Schleimabsonderung, durch blasses, schmutzigweißes Ansehen des Kranken, Appetitlosigkeit, Störung in der Verdauung und durch trübe, niedergedrückte Gemüthsstimmung. Gemüthsaffekte, schlechte Nahrung, besonders fette, mehlige Kost, warme und erschlaffende Getränke, feuchte und dumpfe Wohnung, langandauernde Katarrhe und angeborene Skrophelsucht, Schwächungen geben die häufigste Veranlassung. Hier sei nur soviel erwähnt, daß die diätetische Heilkunst es besonders mit einer besseren Blutbereitung zu thun hat, daß diese nur erzielt werden kann, wenn durch feuchte Einhüllungen und mehr trockene Speisen und den passenden Genuß von Wein die Natur zur Ausscheidung krankhafter Stoffe angeregt, durch eine mehr vegetabilische Kost die Verdauung geregelt und gekräftigt wird, und endlich eine bessere Blutbildung zu Stande kommt. Die erschlafften Schleimhäute werden dann, neu belebt und gekräftigt, eine normale Schleimabsonderung zulassen, die äußere Haut wird ihren welken Zustand verlieren und zur Aufsaugung und Ausscheidung geeigneter werden.

*) Die diätetische Heillehre.

Während wir über die Umschläge und Nahrung späterhin sprechen werden, benutzen wir hier die Gelegenheit, das Nöthige über den Gebrauch und Nutzen des Weines in chronischen Fällen zu sagen.

In der Einleitung haben wir als vorzügliches Erhaltungsmittel der Fieberreaktion in chronischen Fällen den Wein bezeichnet. Derselbe wird, je nach Umständen, in einzelnen Fällen verbäunt, und je nach der betreffenden Kurperiode, bald täglich, bald einen Tag um den anderen, bald den dritten, vierten ꝛc. Tag verabreicht, theils gläserweise, theils in größerer Menge bis zu einer Flasche und darüber. Zuweilen geben wir ihn gläserweise heiß gemacht mit Zucker, und während in der Regel weißer Wein genommen wird, bestimmen besondere Verhältnisse oft auch ein Glas Rothwein, ebenso wie die Individualität und der Zustand des Kranken darauf einwirkt, ob ein stärkerer oder leichterer Wein genossen werden soll.

Illustririg wirkt der Wein zunächst belebend auf das Nervensystem, und da dieses so höchst wichtig für Stoffwechsel und Ernährung ist, so werden diese selbst in der Kurperiode, wo sie am meisten darniederliegen, durch den Weingenuß unterstützt, ja um so mehr, als derselbe die Wärmeentwickelung befordert. Hiermit trägt er aber auch durch den Reiz, den er auf die Verdauungsdrüsen ausübt, zur Erhöhung der Verdauungsthätigkeit bei, so daß auch die durch den herbeigeführten Reaktionszustand im Magen angesammelten fremden Stoffe zu ihrer Entfernung aus dem Körper vorbereitet werden, ebenso, wie auf dieselbe Weise das Genossene selbst im schwachen Magen leichter zur Verdauung kommt. Wir möchten sagen, der Wein unterstützt gewissermaßen durch die Eigenschaften, die ihm seine Bestandtheile, Zucker, Salze, Säuren geben, die Wirkung des Magensaftes auf die zu verdauenden Stoffe, und wo dieser, wie eben bei Krankheiten des Magens, selbst eine falsche Mischung hat und nicht naturgemäß die Verdauung bewirken kann, ersetzt, jener ihn wohl sagar, und ist daher auch durch das mit seinen übrigen Bestandtheilen verbundene Wasser ein Verflüssigungsmittel, welches jedoch selbst in größerem Maße die durch die übrige trockene Nahrung herbeigeführte Trockenheit nicht aufhebt, wie es Wasser allein und andere Getränke thun würden. Er unterstützt im Gegentheile, wie gesagt, den bezweckten Reizzustand durch Erhöhung der Wärme und Beschleunigung des Blutumlaufes, ohne jedoch, außer, wenn er in wirklichem Uebermaße getrunken wird, auszuregen aber gar Trunkenheit zu erzeugen.

Daß aber der Wein eine Unterstützung, Ergänzung oder ein Ersatz der Verdauungssäfte ist, so lange diese ihren Zweck nicht vollständig erfüllen, scheint daraus hervorzugehen, daß, je mehr sich gegen Ende der Kur bei immer fortschreitender Verbesserung der Säftemischung, also auch der Mischung der Verdauungssäfte — besonders des Magensaftes — die Verdauung selbst normaler gestaltet, der Wein als Unterstützungsmittel derselben immer überflüssiger wird, und ebenso, wie das Fieber selbst, als immer unnöthiger abnimmt, immer mehr seine aufregende Kraft hervortreten läßt, daher immer weniger in größeren Mengen vertragen wird. Er hört auf, Heilmittel zu sein.

In der Zeit aber, wo er noch vorzugsweise ein solches, und wo er sogar bei denen anwendbar ist, die an Blutandrang nach Kopf und Brust leiden, weil er eben gerade die Ursachen desselben heben hilft, wirkt er noch in sofern wohlthätig mechanisch, als er die Muskelhaut des Magens und Darmkanales zu verstärkter Zusammenziehung angeregt, so daß oft nach seinem Genusse kräftige Darmausleerungen erfolgen.

Die genannten Heilwirkungen würde aber der Wein nicht haben, wenn er nicht in Verbindung mit den übrigen Kurmaßregeln gebraucht würde. Nichtdiätetische Aerzte, die diese Zusammenwirkung nicht kennen oder nicht in Betracht ziehen, begreifen allerdings nicht, daß wir den Wein sogar in solchen Fällen mit Nutzen in Anwendung bringen, wo sie offenbaren Schaden davon sehen. Sie verbieten ihn daher z. B. in der Gicht und Syphilis, in-

Digitized by Google

dem Geschwüre u. s. w. einen anscheinend schlimmeren Charakter annehmen und sich mehr ausbreiten, oder bereits verheilte wieder aufbrechen. Die gewöhnliche arzneiliche Heilkunst betrachtet dies auch als eine wirkliche Verschlimmerung des Uebels selbst, daher ihr Verbot des Weines und ähnlicher Genüsse; sie wendet im Gegentheile alle diejenigen Mittel an, von denen sie weiß, daß sie alle dergleichen Erscheinungen möglichst schnell verschwinden machen, freilich damit mehr unterdrückend, als heilend wirkend. Ganz anders faßt diesen Punkt die diätetische Heilkunst auf. Da sie naturgemäß darauf ausgeht, die Krankheit, so zu sagen, zur Oberfläche zu bringen, um sie durch diese zu entfernen, so betrachtet sie gerade die Mittel, welche bereits vorhandene äußere Erscheinungen, z. B. Geschwüre, anscheinend verschlimmern, als Unterstützung der Heilung; der Wein ist ein solches. Das Geschwür ist der Ort, den die Natur bei der verkehrten Säftebildung während der betreffenden Krankheit als nothgedrungenen Auswurfspunkt krankhafter Stoffe gewählt hat; wirken nun dir nach außen treibenden Maßregeln der diätetischen Heilkunst ein, so werden diese einmal gewählten Auswurfspunkte noch so lange in verstärktem Maße benutzt, und müssen daher ein schlimmeres Ansehen gewinnen, bis durch längeres Einwirken wieder eine geregeltere Funktionirung der eigentlich zur Ausscheidung der betreffenden Stoffe bestimmten Organe dieselben immer mehr zu den letzteren hinlritet und somit den Zufluß nach jenen Geschwürstellen nach und nach abscheidet. Dahrr sehen wir diese endlich sich wieder verkleinern und unter guter Eiterung heilen, trotzdem, daß die diätetischen Maßregeln, also auch der Genuß des Weines, unbeirrt fortgebraucht werden. Die diätetische Heilkunst beweist, daß derselbe gerade durch die anscheinende Verschlimmerung, die er herbeiführt, den Heilprocrß unterstützt, und läge es in der arzneilichen Heilkunst, daß sie diesen Vorgang richtig zu erfassen und zu benutzen vermöchte, so würde sie ihn ebenso herbeizuführen und dadurch zu heilen versuchen, den Wein also keineswegs als ein feindliches Mittel in den betreffenden Krankheiten betrachten. Auch bei Flechtenübeln sehen wir unter Weingenuß den Heilprocrß in gleicher Weise vor sich gehen. Sie verschlimmern sich erst, um dann sicher zu verschwinden.

Die Nachkur wird darin bestehen, daß durch stetige Bewegung in gesunder freier Luft, durch gesunde Nahrung und Genuß von Wein in mäßigen Gaben und kräftigen Bieres die Verdauung geregelt erhalten, und die Hautthätigkeit durch tüchtiges Abreiben des ganzen Körpers mittelst eines feuchten Tuches unterstützt wird, was auch nicht wenig zu einem erquickenden Schlafe beiträgt. Brechmittel, Abführungen, Salmiak, China, Eisen und Mineralwasser sind entbehrlich, ja schädlich. — Zu dem

Katarrh

übergehend, brrühren wir einen Gegenstand, drn wir allen unseren Freunden zu ernster Erwägung empfehlen. Nichts scheint unbedeutender, nichts leichter vorübergehrnd zu sein, als ein Schnupfen und Husten, sei derselbe auch mit Fieber verbunden. Theeaufguß, ein Saft, ein Schwitzmittel wird angewendet, und wenn dieses Verfahren erfolglos ist, so hofft man von der Zeit, von besserer Witterung eine Linderung, gewöhnt sich endlich daran, sich mit dem Sprichworte betreundend: „Wer lange hustet, lebt lange," und verfällt endlich einer Krankheit zum Opfer, welche in der That lebensgefährlich genannt werden muß.

Am häufigsten entscheidet sich ein Katarrh rasch durch eine milde Lösung, oft erstreckt sich derselbe auf eine größere Fläche der Schleimhäute, dringt tiefer in das Leben ein, überträgt den gereizten und entzündlichen Zustand auf die darunter liegenden zarten und edlen Organe, ergreift den Kräftezustand und erzeugt ein Schwinden der Lebenskraft. Erstreckt sich der gereizte Krankheitsproceß auf die Schleimhaut des Rachens und auf die oberhalb der Stimmritze gelegene Partie des Kehlkopfes, dann fühlt der Kranke ein Brennen, ein Kitzeln im oberen Theile des Halses, die Stimme ist rauh, heiser, namentlich Morgens und nach einer Mahlzeit; bei andauerndem Uebel geht die Krankheit auf den Kehldeckel und Schlund selbst über und bringt eine größere Heiserkeit und größere Beschwerde beim Sprechen hervor. Der Arzt findet hier eine injicirte Schleimhaut, aufgeschwollstet, den Zapfen geschwollen, dunkelroth gefärbt, den Schlund selbst oft mit kleinen oberflächlichen aschgrauen Geschwüren bedeckt, die nach und nach sich vergrößern und die tiefer gelegenen Gebilde in Mitleidenschaft ziehen.

Ist der Katarrh nur oberflächlich, erstreckt er sich nur auf die Schleimhaut der Nase, so ist die Prognose eine nicht ungünstige; erstreckt er sich tiefer und es entsteht ein Lungenkatarrh, so wird auch der Gesammtorganismus mehr davon ergriffen, und es stellt sich eine bedenkliche Form des Uebels dar. Es tritt nämlich nicht selten der Fall ein, daß, ebenso wie eine katarrhalische Bräune in eine entzündliche übergehen kann, dieser krankhafte Schleimhautproceß sich in eine Lungenentzündung verwandeln kann.

Die Radikalbehandlung der Katarrhe muß sich auf Minderung der Gefäßaufregung und Herbeiführung der örtlichen Krisen beziehen. Um solches zu erzielen, wird von der gewohnlichen Heilkunst die entzündungswidrige und schweißtreibende Heilmethode im Vereine mit der ableitenden in Anwendung gezogen und zu diesem Zwecke Salpeter, schleimige Getränke, Salmiat, Brechwein, Aufgüsse von Flirderblumen und blasenziehende Pflaster angewendet. Glücklicherweise bedürfen wir, außer dem zweitgenannten, derartiger Mittel nicht; eine totale Einwickelung in feuchte Tücher und in dieser der Genuß von etwas heißem Wasser wird sehr bald durch Hervorrufung eines reichlichen Schweißes den Reizungszustand vermindern, sowie örtliche Hals- und Brustumschläge, die je nach dem Grade des Uebels in längerer oder kürzerer Zeit gewechselt werden, rasch eine Heilung herbeiführen müssen. Wir können mit Gewißheit unseren Kranken die Versicherung geben, daß bei solcher rechtzeitig angewendeten Hilfsleistung nie die akute Form in ein chronisches Krankseiu übergehen wird.

Was die besondere Diät anlangt, so wird diese eine milde, reizlose sein müssen. Schleimiges Getränk, am besten Hafrschleim mit oder ohne Zitronsäure, Limonade, gekochtes Obst ohne Wein, vegetabilische Kost, mit frischer Butter zubereitet, sind hier am Platze. Oertlich werden noch Dämpfe von heißem Wasser oder von einer Molzabkochung in Anwendung kommen können. Bei Milderung des Uebels gibt der Genuß von Selterswasser einen Uebergang zum Genusse eines guten einfachen und verlüsten Bieres ab, wogu gewiste Semmeln mit etwas rohem Schinken genossen werden können.

Zur Verhütung einer Wiederkehr bei häufig gegebenen Gelegenheitsursachen ist es zweckmäßig, wenn sich der Kranke täglich Abends den Hals und die Brust mit einem ausgerungenen feuchten Handtuche flüchtig abreibt.

Tritt der Katarrh bei Kindern auf, und dauert derselbe längere Zeit an, so ist zu befürchten, namentlich, wenn es in den Wintermonaten oder im Frühlinge geschieht, oder zu einer Zeit, wo Masern- und Pockenepidemien herrschen, daß derselbe in den Keuchhusten übergeht. Dieser befällt vorzugsweise Kinder, die durch vorher überstandene Krankheiten der Lunge, des Nervensystems und exanthematische Erkrankungen geschwächt waren. Man nimmt meist an, daß von dieser Krankheit nur Kinder befallen werden, jedoch sind Fälle nicht selten vorgekommen, wo auch Mütter und Ammen zu gleicher Zeit davon ergriffen wurden.

Digitized by Google

Feuilleton.

Allerlei.

Zu Neureichenau in Niederbaiern wurde jüngst eine Frau beerdigt, welche ein Alter von fast 111 Jahren erreicht hatte. Sie lebte unter sechs Fürstbischöfen und drei Königen.

Dr. Reimann in Wien hat der dortigen medicinischen Fakultät einen Ring aus dem Nachlasse des Paracelsus zum Geschenk gemacht. Die Echtheit desselben ist urkundlich nachgewiesen.

In Paris hat sich eine zur „vornehmen" Demimonde gehörende Dame aus verschmähter Liebe dadurch den Tod gegeben, daß sie ihre Kleider in Brand setzte. Erst zehn Tage nach der That starb sie nach unsäglichen Leiden.

Zu Chrudim sind neuerdings wieder Heidengräber mit Urnen und anderen Gegenständen, als die Spitze eines Speers, Theile einer bronzenen Waffe ꝛc., entdeckt worden. In einem Grabe fand man zwölf Urnen, bei einer war statt des Deckels der Schädel eines Hundes angebracht.

In Minden ist ein neues militärisches Vergehen entdeckt worden: das nicht vorschriftsmäßige Thürzumachen. Ein bei einem dortigen Oberst eintretender Soldat, der die alte Klinke nicht in's Schloß bringen konnte, erhielt drei Tage Arrest und mußte dann acht Tage beim Unterofficier Unterricht im vorschriftsmäßigen Thürzumachen nehmen.

In Bucharest scheinen noch ziemlich vorsündfluthliche Zustände zu herrschen. Als neulich ein Mord verübt worden war, ohne daß der Thäter entdeckt werden konnte, und der Polizeipräfekt und der Minister des Innern auf dem Schauplatze der Unthat zusammentrafen, ertheilte der Minister dem Präfekten einen Fußtritt, und zwar ganz gemüthlich im Angesicht einer großen Menge Neugieriger.

Von einem kostbaren Hute wird aus Paris folgende Anekdote erzählt. Henri Monnier begegnet einem seiner Freunde auf der Straße und bekrittelt dessen alten Hut. „Was hast Du da für einen häßlichen Hut auf dem Kopfe? Es ist Zeit, daß Du Dir einen neuen kaufst, das räth Dir ein Freund." „Warum nicht gar," versetzte dieser, „meine Frau hat mir gesagt, so lange ich einen so häßlichen Hut trüge, mache sie keinen Schritt mit mir auf die Straße. Du begreifst nun, daß ich einen Hut, an dem so viel hängt, nicht sobald zu wechseln mich beeilen kann."

Hartes Urtheil. Der Assisenhof des Hennegau's hat einen Dienstknecht, der zwei Kindern auf der Straße ihre Butterbrode weggenommen hatte, zu lebenslänglicher Zwangsarbeit verurtheilt. (Warum nicht gleich zum Tode durch's Rad? Solche Urtheile, deren Blödsinn auf der Hand liegt, können, selbst wenn die Jury hinterdrein ein Begnadigungsgesuch für den Verurtheilten unterzeichnet, die Achtung vor der Rechtspflege durchaus nicht befestigen.)

Ländlich, sittlich. Bei einer kürzlichen Gerichtsverhandlung in Wien ereignete sich folgender Zwischenfall: Ein Gastwirth von Mannsdorf, der bei einer Prügelei im Wirthshause an einem schwer zu bezeichnenden Körpertheile durch einen Messerstich verwundet worden war, sollte, vom Präsidenten aufgefordert, die Stelle bezeichnen, an welcher er verletzt wurde. Was thut unser Mann? Um deutlich zu sein, dreht er sich der Länge nach um, zeigt den Zuhörern das Gesicht, dem Gerichtshofe die Kehrseite, schreitet einige Schritte nach rückwärts dem Gerichtstische zu, hebt den Rock in die Höhe, legt die Hand an die obenerwähnte Stelle und ruft dann: „Seg'ns, das ist der Ort." Die Zuhörer brachen bei dieser äußerst drastischen Erklärung in lautes Lachen aus, und auch der Gerichtshof konnte sich der Heiterkeit nicht entschlagen.

Ein sauberer Geistlicher. Kürzlich war in Hamburg ein Mann mit zwei ihm rechtmäßig angetrauten Ehefrauen anwesend, um von dort nach Amerika abzureisen. Seine Geschichte ist höchst interessant. Vor zwölf Jahren in einem kleinen Orte Schlesiens verheiratet und Vater zweier Knaben, ging es ihm traurig und er beschloß, mit Einwilligung seiner Frau, nach Amerika auszuwandern, um dort sein Heil zu versuchen. Es glückte ihm dort besser und er konnte seiner Frau nach und nach etwas Geld schicken. Da, es waren ungefähr drei Jahre verflossen, empfing er von dem Pastor seiner Heimat ein Schreiben, in dem Letzterer ihm das Ableben seiner Frau meldete, den Todtenschein mitsandte und ihn benachrichtigte, daß er die beiden Knaben zu sich genommen habe und für ihre Erziehung Sorge tragen werde; der

Digitized by Google

Vater möge ihm die Unkosten, so viel in seinen Kräften stehe, vergüten. Dieser that dies redlich und schickte jährlich 300 oder 400 Thlr., wie es seine Kräfte eben erlaubten. Im Laufe der Zeit nahm sich der Bittsteller auch eine andere Frau. Jetzt, nachdem etwa zwölf Jahre verflossen und seine Vermögensverhältnisse gut waren, wollte er doch einmal persönlich nach seinen Kindern, von denen er dann und wann durch Vermittelung des Pastors Briefe erhalten hatte, sehen und machte seine Frau mit dem Vorsatze einer Reise in die Heimat bekannt. Die Frau erklärte sich bereit, die Reise mitzumachen, und er ging gern darauf ein. Sie kamen an und gleich beim Eintritt in den Ort begegnete ihnen ein armes Weib, das einen Schubkarren mit Mühe bewegte, während davor ein Knabe mit einem an den Karren gebundenen Seil, das er über die Schulter gelegt vorhatte, zog. Der aus Amerika Zurückgekehrte schrak bei dem Anblick zusammen. „Hätte ich nicht den Todtenschein meiner ersten Frau in der Tasche," sagte er zu seinem Weibe, „ich würde schwören, diese wäre es leibhaftig." Die Sache verhielt sich indeß wirklich so. Der Pastor hatte die falschen Nachrichten gesendet, um allfährlich das übermachte Geld einzustreichen. Er befindet sich jetzt in Haft und die Staatsanwaltschaft führt die Untersuchung gegen ihn. Der Betrogene aber reiste mit seinen beiden Frauen und mit seinen Söhnen nach Newyork zurück.

Neue Straßenpflasterung. Ein in Breslau lebender Chemiker hat eine Erfindung gemacht, welche, wenn sie sich bewähren sollte, die allgemeinste Beachtung verdient. Die ungepflasterten Straßen Breslau's brachten nämlich in ihm den Gedanken zur Reife, eine nicht staubige, nicht schmutzige, sehr billige Straßenpflasterung dadurch zu schaffen, daß man bei trockener Witterung die Staubtheile von der Straße fortschaffe, die etwaigen Unebenheiten des Fahr- und Gehdammes durch Kies-Auffchnitt ausgleiche und auf den ebenen Stellen den Kies etwa einen halben Zoll dick aufschütte; ist dieses geschehen, dann nehme man ungelöschten, feingestampften Kalk, überschütte damit die Kiesunterlage etwa einen Viertelzoll dick und trage noch eine dünne Kieslage auf; sodann aber nehme man eine Gießkanne und begieße den bis dahin ganz trocken gehaltenen, vorbezeichnet präparirten Fleck der Art, daß der Kalkstaub zum Löschen gelangt und die also gebaute Straße ist mit einer eisenfesten Krufte überzogen, welche die untere Erdschicht immer trocken erhält. Die Quadratruthe einer solchen Straßenpflasterung würde etwa einen Thaler kosten.

Am 9. Mai fand in München die feierliche Enthüllung des Schiller-Denkmals Statt, welches König Ludwig durch Professor Max Widemann modelliren und durch Inspektor v. Miller hat in Erz gießen lassen. Dasselbe erhielt seinen Standplatz in dem mit Bäumen und Gesträuchen bepflanzten Halbkreis zwischen der Briennerstraße und dem Maximilianusplatze. Der Dichter hält in der gesenkten rechten Hand einen Lorbeerkranz, während die Linke in leichter Bewegung gegen die Brust erhoben den Mantel herausnimmt. Das Haupt ist etwas nach rechts und begeistert dem Himmel zugewendet. Schiller trägt das Kostüm seiner Zeit, den Rock, kurze Beinkleider und Schuhe. Der Eindruck der Statue ist besonders von vorne gesehen ein vollkommen günstiger. Die Enthüllung des Denkmals, dessen Unterbau aus röthlichem Marmor besteht, ward für München zu einem förmlichen Feste. Um 11 Uhr versammelten sich im Tempel des nahe liegenden königlichen Hofgartens sämmtliche Gesangvereine mit ihren Fahnen und Standarten, der Bevollmächtigte des Königs Ludwig, Generalmajor Freiherr v. Laroche, die beiden Bürgermeister der Stadt mit vielen Magistratsräthen, mehrere höhere Staatsbeamte, sämmtliche Mitglieder des Schillerstiftungszweigkomite's, und die k. Hofschauspieler, und zogen von da in feierlichem Zuge durch die festlich geschmückte Briennerstraße zum Denkmal, um das eine unabsehbare Menschenmasse wogte. Dort angekommen sprach Hofmarschall v. Laroche zum Preise des Dichters, und bei seinen letzten Worten sank die Hülle vom Denkmal, das der Jubelruf der Menge begrüßte. Nachdem der erste Bürgermeister die Schenkungsurkunde entgegengenommen, hielt derselbe eine echt deutsch-patriotische Rede, die mit einem dreimaligen Hoch auf den König Ludwig schloß, in welches das Publikum begeistert einstel und das nicht mehr enden wollte, als König Ludwig auf dem Balkon des gegenüber liegenden gräfl. Bayerdorf'schen Palastes erschien und sich dankend verneigte. Nach dem Vortrage einer von Bodenstedt gedichteten und von Franz Lachner komponirten Festhymne ergriff Dr. Foerster als Vorstand der Schillerverein-Zweigstiftung das Wort, worauf die Gesangvereine Beethoven's „Lied an die Freude" vortrugen. Alsdann trat der Regisseur Richter vor und legte unter passender Ansprache einen vollen Lorbeerkranz am Denkmal nieder, und bald bedeckten Duzende von solchen den Sockel, während das Hochrufen auf König Ludwig fortdauerte. Der ganzen Feier wohnte Schiller's Tochter, die Freifrau von Gleichen-Rußwurm, mit ihrem Gemale bei, deren wunderbare Aehnlichkeit mit dem Vater allgemein auffiel. Nachmittags fand im Gasthof zu den vier Jahreszeiten ein großes Festmahl Statt, bei dem unter Anderen Obermedicinalrath Dr. Pfeufer's und Hofschauspieler Dahn's Reden mit lebhaftem Beifall aufgenommen wurden. Der Letztere hat in humoristischer Weise den unsterblichen Dichter für all' die Unbill ab, die auf den Brettern, so die Welt bedeuten, ihm zugefügt worden. Weniger Beifall fand die aktive Theilnahme der dahier gastirenden Schauspielerin Frau v. B—, welche von der Galerie des Saales herab deklamirte und dann, die einzige Frau unter 150 Männern, auch im Saal erschien. Beim Einbruch des Abends war halb München auf den Straßen, und nach 8 Uhr setzte sich der großartigste Fackelzug, den München je gesehen, gegen dreitausend Fackeln stark, von der Akademie aus in Bewegung. Die Buchhändler hatten denselben angeregt, und bei Künstlern, Studenten, Turnern und Schützen, so wie bei den sämmtlichen Gesangvereinen die lebhafteste Theilnahme gefunden. Zwölf treffliche Musikkorps wechselten im Vortrage bedeutender Kompositionen. Ueberall flatterten bekränzte Banner und Standarten, darunter viele in Schwarz-roth-gold. Mit Bändern geschmückte Lorbeerkränze hingen von zierlich bemalten Stangen, Alles trug ein hochfestliches Gepräge. Vor dem Denkmal angekommen, sammelten sich die Fahnen der einzelnen am Zuge theilnehmenden Vereine auf der Tribüne rechts, während die Sänger auf jener links des Monuments sich aufstellten und einen Festgesang vortrugen, dem Reden eines Studirenden und des Regierungsrathes Freytsch folgten. Und dann wurde Lorbeerkranz um Lorbeerkranz auf dem Sockel niedergelegt, während das Denkmal im Schein bengalischer Flammen weit in die Nacht hinaus leuchtete. Unter brausenden Hochs auf den König Ludwig setzte sich der Zug darauf weiter in Bewegung, den Maximilianusplatz entlang, wo die Fackeln zusammengeworfen wurden. Das Ganze trug einen unläugbar würdigen, großartigen Charakter an sich, und Niemand konnte sich der Macht des Genius entziehen, der unsterblich weit über die Grenzen des menschlichen Daseins hinaus seine Gewalt auf Millionen künftiger Geschlechter übt. Auch nicht die geringste Störung trübte die wahrhaft erhebende Feier, welcher Schiller's Tochter und König Ludwig beiwohnten. Die Hofbühne ehrte den Dichter Tags vorher durch die Aufführung des „Don Karlos", am Abende des Festtags aber ragte der stolze Bau des k. Hof- und National-Theaters, während der Fackelzug auf dem Max-Josefs-Platze vorübering, finster in die Nacht empor. Manche hatten gehofft, es würden die riesigen Kandelaber an der Façade Flammen tragen.

Die Erdnüsse aus Senegambien liefern ein ausgezeichnetes Speise- und Brennöl, das besonders in Frankreich auch zum Verfüßen der feinen Olivensöle dient. Die erste Ladung solcher Nüsse kam am 25. Mai mit der öster-

Digitized by Google

reichischen Barke „Georg Medicke" von Bathurst am Gambia in Triest an; zwei weitere Ladungen, eine hievon von Freetown am Mellacoréflusse, werden in kurzem erwartet.

Erdbeeren früh im Jahre zu ziehen. Um dieses zu erzielen, darf man nur die Blätter, Blumenstiele und Ausläufer derselben sich ungehindert entwickeln lassen, und wenn die Blumenstiele in voller Blüthe stehen. Blättee, Blüthen und Ausläufer einige Zoll hoch vam Boden glatt abschneiden, das ganze Beet stark begießen und dann wie die übrigen Erdbeereenanlagen behandeln. In 6 bis 7 Wachen werden die Pflanzen wieder sa weit sein, als fie vor dem Beschneiden waren. Dann aber bleiben fie auch mit Blüthen und Früchten bedeckt, bis sich die ersten Fröste einstellen. Dieses Verfahren ist besonders Gartenbesitzern zu empfehlen, welche über einen bedeutenden Raum zu gebieten haben und sich den Genuß dieser Beeren für einen spätteren Zeitpunkt erhalten wollen.

Bekanntlich ging im vorigen Herbst der Dampfer „Golden Gate" auf der Fahrt von Californien nach Panama an der mexicanischen Küste mit einer Baarfracht van 450.000 Pfd. St. unter. Davan ist durch Taucher bis jetzt Gold im Werthe von 180.000 Pfd. St. zu Tage gefördert worden und man hofft, daß es den sorgfestzten Anstrengungen gelingen werde, den versunkenen Schatz vollständig zu heben.

„Königin Bell", das neueste Drama der greisen Theaterdichterin Charlotte Birch-Pfeiffer, welches im künftigen Herbst im königl. Schauspielhause zu Berlin zur Aufführung kommen wird, ist das 90. Produkt aus der Feder dieser unermüdlichen Schriftstellerin.

Eisenschwarz für Gypsfiguren. Es kommt im Handel unter dem Namen „Eisenschwarz" eine Broncefarbe vor, die besonders zum Ueberziehen von Gypsfigueen benützt wird, welche dadurch eine täuschende Aehnlichkeit mit blankem grauem Gußeisen erhalten. Dieses Eisenschwarz ist nach Ch. N. König ein zerkleintes metallisches Antimon, das durch Fällen mittelst Zink in dieser Form aus Antimansalzen, z. B. Antimonbutter (Antimonchlarid, salzsaures Antimanoxyd) erhalten werden kann. Der an solchen Figuren beabsichtete Ueberzug van Eisenrost wird durch Auftragen van Eisenroth (Eisenoxyd) aber Ocker erzeugt. Fein gepulverter Graphit mit einer Bürste eingerieben, leistet übrigens gleiche Dienste und erzeugt ein matt glänzendes Stahlgrau.

Grüne Erbsen und Bohnen aufzubewahren. Dies bewirkt man dadurch, wenn sie mit viel trockenem Salz vermischt, in gut geschlossenen Gläsern an einen kühlen Ort gestellt werden. Zum Gebrauche werden sie mit weichem Wasser gut gewäffert und dann gekocht. Je reiner das Salz an kalkhaltigen Zusätzen ist, desta weicher werden sie.

Erdbeerenkultur, zweckmäßige. Um Erdbeeren in der höchst möglichen Vollkommenheit und Menge zu erziehen, geaht man die Stelle, ein Beet oder eine Einfassung, diese 1 Fuß breit, 1 Fuß tief aus, bringt 1/2 Fuß Ziegelsteine, Mauerschutt, Gassenkatb, Holzerde u. dgl. hinein und füllt 1/2 Fuß fruchtbare Erde aben darauf. Während des Sammers werden alle Ausläufer abgeschnitten, nicht abgerissen, und im Frühjahre handhoch Kompost über die Stöcke gebreitet, ahne fie zu behacken, nur muß das Unkraut entfernt werden.

Erbsen, frühe. Diese kann man sich verschaffen, wenn man sie auf lange Streifen von umgewendeten Rasen setzt und diese in den Keller aber sonst an einen vor dem Frost geschützten Platz legt. Man bringt sie allmälig an die Luft und dann in's Freie, nachdem die stärksten Fröste vorüber sind.

Philipp Galen, der als Romanschriftsteller eine Zeit lang viel genannt worden, aber eine längere Weile geschwiegen, hat einen vierbändigen Roman: „Der grüne Pelz" geschrieben, der den Werth des nonum prematur in annum wenigstens theilweise bewähren wird. Eben sa ist Stifter, der einst sa beliebte und van der gebildeten Welt gesuchte Schriftsteller, wieder nach vierzehn Jahren zu Worte gekommen, indem er sich in einem großen Roman, der die Geschichte der Rasenberge behandelt, versuchte, was bei dem Umfang seiner früheren Arbeiten einiges Bedenken erregt. Amelie Godin — sa heißt die Verfasserin des Romans: „Eine Katastrophe und ihre Folgen" — hat bereits ein neues Werk unter der Feder, das eine Rheinfage unter dem Titel: „Der Magdbarn" behandelt. Van der Valks-Ausgabe des neunbändigen Romans „Der Zauberer van Rom" von Karl Gutzkow sind bier weitere Lieferungen erschienen, die den Beweis liefern, wie ernst und gewissenhaft der Verfasser bei der Herausgabe der neuen Auflage zu Werke gegangen ist. Möge dasselbe in den weitesten Kreisen seine Verbreitung finden, und eine gedeihliche Verständigung zwischen dem Norden und Süden, zwischen Kathaliken und Protestanten in Deutschland fördern, und so dem Werke der deutschen Einheit einen kräftigen Barschub bieten. Der geistvolle Verfasser soll, dem Vernehmen nach, einen mehrbändigen Roman unter der Feder haben. Amely Bölte, welche ihren Wahnsitz fortan in Weimar nehmen wird, ist mit einem neuen biographischen Romane, das Leben der Herzogin Amalia enthaltend, beschäftigt. Agnese Grans, Verfasserin van „Wellen des Lebens" und „Kleine Welt des Herzens", wird einen neuen Band ihrer Novellen veröffentlichen.

Telegramme der Erinnerungen.

Pecking. Große Verwirrung in China. Falsche Propheten möchten gerne der Bevölkerung „habt acht" zurufen, aber die „Stimme" verjagt und das Kommando wird zu einem unartikulirten Laute.

— Aus Anlaß einer Ehrenbürgerrechtsverleihung in Pecking bewiesen einige Peckinger durch ihr chinesisch abwesendes Benehmen, daß es keine Ehre sei, Ehrenbürger in Pecking zu sein, obwohl es Leute darunter gibt, die so viel Ehrendiplome besitzen, daß man sie der Abkürzung wegen „Ehrenchinesen" heißen sollte.

Berlin. Für eine leere Kammer werden einige solide Herrn gesucht. Bläde erhalten den Vorzug.

— Unsere Luft wimmelt von rothen Adlern. Sie scheinen irgendwa aufgescheucht worden zu sein und wollen sich nicht entfernen, und man fürchtet ihre Herablassung. Jedermann, der einen leeren Fleck hat, setze seinen Hut auf, was das einzige Mittel sein soll, Adler aller Klassen zu verscheuchen.

Paris. Das Ergebniß der Wahlen für den gesetzgebenden Körper soll dem Kaiser Napaleon eine unsinnige Freude gemacht haben, weil er Gelegenheit erhielt, die Führer der Oppasition kennen zu leenen, und er schan lange sehnsuchtsvoll wünscht, Gelegenheit zu erhalten, daß auch sie ihn kennen lernen sollen.

— Den Kaiser sallen die Führer der Oppasition nach Karlsbad begleiten. Er sall, um sie immer frisch zu erhalten, die Absicht haben, sie im Sprudel derstehenzu lassen. Jedenfalls soll ihnen ein Bad bevarstehen.

Warschau. Sämmtliche Branntweinbrenner erhielten von der Nationalregierung ihr Todesurtheil, weil sie durch ihre Produkte dem Aufstande entgegen und der Niederlage der Polen in die Hände arbeiteten.

Digitized by Google

Bonbons.

Das iſt doch entſetzlich fatal, daß ich mein Portemonnaie verloren habe, jammerte ein Pantoffelheld. Zeige ich es an, und der, welcher es gefunden hat, lieſt, daß zehn Gulden darin ſind, da bringt er mir's gar nicht wieder, und erfährt meine Frau, daß ich ſo viel Geld gehabt habe, da nimmt mir's die wieder ab.

A. Sehen Sie, das iſt der Herr, welcher geſtern eine ganze Stunde lang auf der Flöte phantaſirte.

B. Der? was Sie ſagen! Ich traf ihn erſt unlängſt in Geſellſchaft, da ſprach er noch ganz vernünftig.

A. Was iſt ein Hausbeſitzer?

B. Ein in der Regel viermal des Jahres ſehr gefürchteter Parteigänger.

A. Was iſt ein Frauenzimmer?

B. Ein mit einer unſterblichen Seele begabtes Weſen, welches nach Jean Paul ein vernähtes und verſtricktes Leben führt; doch wird es heutzutage in dieſer Form immer ſeltener.

A. Was iſt Verſtand?

B. Ein Götterfunke, welcher mit jedem tauſend Gulden Kapital gleich um fünf Percent im Werthe ſteigt.

A. Und was iſt ein Zahnarzt.

B. Ein Künſtler, der andern Leuten Zähne einſetzt, damit er ſelbſt etwas zu beißen hat.

Schlichtung eines Rangſtreites. Ein Doktor der Medicin und ein Doktor der Rechte waren zu einer Tafel geladen. Da einer dem andern den Vorſitz einräumen wollte und ſie ſich deshalb gegenſeitig eine Weile mit Komplimenten überhäuften, ſagte ein Witzbold: „Ich dächte, dem Doktor der Medicin gebühre der Vorzug vor dem Advokaten, denn das fünfte Gebot Gottes kommt vor dem ſiebenten."

Ein Gläubiger begegnete ſeinem Schuldner auf der Straße, hielt ihn an und erinnerte ihn gemüthlich, ihn doch einmal zu bezahlen, der Schuldner aber, weniger gemüthlich, fuhr zornig auf und ſchrie: „Laſſen Sie mich in Ruhe, Sie impertinenter Menſch, glauben Sie denn, ich bin Ihnen allein ſchuldig?"

Warum der Hausknecht Schandelius ſich keine Promeſſe mehr kauft.

Schandelius war ein braver Mann,
Als Hausknecht ein Exempel,
Man nannte ihn den Chriſtian
Im Gaſthofe „zum Tempel".

Er kehrte, wuſch und fegte rein
Mit ſelt'ner Selbſtverläugnung,
Trank nur ſehr ſelten Branntewein,
Nie kannte er Zueignung.

Vier Gulden hatt' er abgezwickt,
Der hausknecht'ſchen Nobleſſe,
Sich in die Kollektur gedrückt,
Zu kaufen 'ne Promeſſe.

Und als er Nachts gar ruhig ruht
In dem bequemen Bette,
Da träumt er, daß er Geld und Gut,
Den großen Treffer hätte.

Nicht länger will ich Hausknecht ſein,
Spricht er zum Prinzipalen,
Jetzt kann ich eine Größe ſein.
Ich geh' und laſſ' mich malen.

Ein reicher Mann, wie ich, gibt ſich
In keinem Stande Blößen,
Für ein Geſchenk, da hängt man mich
Schon zu den andern Großen.

Digitized by Google

Als Hausknecht liebt er eine Maid
Mit wohlgefülltem Mieder.
Der kaufte er ein Seidenkeid,
Johanna kehrt nicht wieder.

Er kaufte ihr zum Ueberfluß
Auch eine Krinoline,
Versprach ihr jeglichen Genuß
Für ihre süße Minne.

Und weil sie schon als Stubenmaid
Ein Schöngeist stets gewesen,
Und damals schon in freier Zeit
Den Kotzebue gelesen,

Führt' er sie in's Theater 'nein,
Hoch oben saßen Beide,
Und hatten an dem Thun und Schrei'n
'Ne unsinnige Freude.

O armer Hausknecht, freu' dich nicht,
Verlaß' dich nicht auf Schwüre;
Das Schicksal droht dir, armen Wicht,
Und brütet Kürassiere.

(Schluß folgt.)

Ein bisher unbekanntes Gedicht Schillers.

Zur Zeit, als unser begeisterter Dichter Friedrich Schiller seine Studien auf der Karlsschule vollendete, hatte er einen Nebenkollegen B., der sich in der Dichtkunst bemühte, in Schillers Fußstapfen zu treten. B. setzte sich eines Tages bei unverschlossener Thüre auf sein Zimmer und war beschäftigt, seine Ideen auf's Papier zu bringen. Der Anfang eines begonnenen Gedichtes lautete:

„Die Sonne stach mit ihren Spitzen
Bis auf den tiefsten Meeresgrund." —

Seine Gedanken schienen ihn hier verlassen zu haben, denn er stützte seinen Kopf auf die Hand und fiel in einen langen Schlaf. — Schiller trat unterdessen zufällig in des Freundes Zimmer, schlich sich vorsichtig zu ihm heran und bemerkte die Anfangszeilen des Gedichtes, überlas sie, worauf sich sein Gesicht in ein mystisches Lächeln verzog; ergriff die Feder und begann das Gedicht in seinem Versmaß zu vollenden:

„Die Fische fangen an zu schwitzen,
O Sonne, mach's doch nicht so bunt!"

Als B. wieder erwachte, war er nicht wenig überrascht, da sich sein Gedicht um zwei Zeilen vermehrt hatte, aber er ahnte, daß dieser Gedanke nur von Schiller sein könnte.

Signora Hopsa-Kaldaunini oder Italiens Zukunft.

Ein Theaterbericht aus einer Mailänder Zeitung.

Gestern war Italiens größter Tag. Weder die Geschichte des römischen Alterthums und des italienischen Mittelalters kulminirt zu einem so stolzen und erhabenen Momente, wie ihn Italiens Volk gestern Nacht in der Scala erlebte, noch werden voraussichtlich die kommenden Jahrhunderte einen ähnlichen zu erreichen vermögen glauben im Stande sein können. Die Königlich-Piemontesische Hof-Solotänzerin Signora Hopsa-Kaldaunini, die Weltberühmte, welche uns durch ihre unerreichbare, alle Kenner von vornherein gewinnende und alles Bishergeleistete hinter sich zurücklassende Künstlerschaft während 24 italienischer Nächte unsre Leiden und Schmerzen vergessen machte und zu einem an Wahnsinn grenzenden Entzücken emporschwang, nahm Abschied von Mailand und hatte zu diesem Jammer-Zwecke die Partie der spanischen Generalfeldmarschallin „Dörthe" in dem poetischen Ballete „Die Entstehung der Hühneraugen" oder „Blinde Leidenschaft eines sonst vielversprechenden Sekondelieutenants" gewählt. Der Weltruhm der genannten Künstlerin allein hätte, trotz der sechsfach erhöhten Preise, das Haus gefüllt, doch wollen wir nicht verschweigen, daß der Polizeibericht über die vorletzte Gastrolle der Hopsa-Kaldaunini, nach welchem vor, während und nach der himmlischen Leistung 14 Personen von Equipagen überfahren und 27 zerquetscht wurden, den Andrang und die Schauwuth so vergrößert hatte, daß im buchstäblichen Sinne des Wortes kein Bonbon zur Erde fallen und sich Niemand die Nase schnauben konnte.

Schon von Morgens 6 Uhr an war die Scala ein Fels von Menschenwogen umspült; diese Wogen wurden von Stunde zu Stunde dichter, rauschender und drohender, und als, um im Bilde fortzufahren, gegen 18 Uhr die Fluth hereinbrach und um 20½ Uhr die Kasse eröffnet wurde, da wankte der Fels Scala unter dem Angriff des hochaufgeschwollenen, tobenden, wildempörten Menschenmeeres! Ließe die Erinnerung an die Darstellung

Digitized by Google

der „Dörthe" in der „Entstehung der Hühneraugen", in welcher die große Hopfa-Kaldaunini den höchsten Sonnengipfel der Kunst erreichte, ein andres Gefühl als das des wohnsinnigen Entzückens und trunkener Seligkeit aufkommen, so würden wir heute den Verlust von 76 Menschenleben und das hoffnungslose Darniederliegen 125 Verwundeter zu beklagen haben. Da aber der Becher der Wonne, den wir leeren, ohnehin zur Hälfte mit dem Gifte der Gewißheit gefüllt ist, die Hopfa-Kaldaunini vor Anfang der nächsten Saison nicht wieder zu sehen, so wollen wir nicht noch einige bittere Wehmuths-Tropfen über nebensächliche Vorkommenheiten hineinfallen lassen.

Das Auditorium war festlich geschmückt und durch 10.000 Flammen ein Licht verbreitet, an das wir unsere Augen erst lange Zeit gewöhnen mußten. Die Büsten und Statuen der großen Dichter und Komponisten Italiens waren, was wir als eine geistvolle Artigkeit gegen die Hopfa bezeichnen müssen, mit Trauerflor verhängt, die Logen mit kostbaren persischen Shawls und Teppichen geziert, alle Räume, alle Brüstungen mit bunten Bändern und Guirlanden geschmückt, und selbst die zahlreiche Militärwache hatte volle und duftende Blumenbouquets auf die Bajonnete ihrer Gewehre gesteckt. Das Publikum war, wie sich von selbst versteht, in großer Gallo erschienen. Ein Paar der kräftigsten Jünglinge und edelsten Männer Italiens erhob das Herz, ein Flor der schönsten Frauen und Jungfrauen berauschte die Sinne. Was nicht Licht war, war Demant, was nicht Demant war, war Frauenauge.

Wie beschreiben wir den Empfang der Hopfa, als sich der letzte Athem der Ungeduld mit dem ersten des Entzückens vereinigte. Das Orchester wurde zu einem 49maligen Tusch aufgefordert; die Damen warfen ihr Zuckerwerk, farbige Bänder, Korsets, Blumensträuße, wohlriechende Seifen, Cuis de Paris und goldne Ketten hinunter; die Herren riefen ihr 3/4 Stunden Brava! und Bravissima! zu, und applaudirten dermaßen, daß sich nicht nur mehrere enthusiastische, edle Jünglinge des ersten Ranges die Hände abschlugen (nach einem und soeben zugekommenen Berichte des Impresario wurden heute früh beim Ausfegen im Parquet und Parterre 21 Hände gefunden), sondern auch gegen 50 Personen ihr Gehör verloren. Die große Hopfa dankte bescheiden und schien tief gerührt.

Ueber die Höhe, welche Signora Hopfa-Kaldaunini in ihrer wichtigen — durch die lebendige Theilnahme hoher Personen und einflußreicher Staatsmänner tief in die Gegenwart eingreifenden — Kunst erreicht hat, kein Wort! Noch auszuführen, daß die Hopfa Alles zur bezaubernden Totalität vereinigt, was die Fanny Elsler, die Marie Taglioni, die Lucile Grahn, die Cerrito, die Flora Fabbri ꝛc. einzeln zeichnet, hieße Eulen nach Athen, Leibgardisten nach Madrid, Defrete nach Paris, Bibeln nach London, Schluß- und Küchenzettel nach Hamburg, Thränen nach Schleswig-Holstein, Provfenzieher und Junker nach Mecklenburg, Alten nach Berlin, Backhändel nach Petersburg, Bier nach München und Ruhe und Ordnung nach Polen bringen. Die Hopfa-Kaldaunini ist mehr als ein bloßes Ereigniß: sie, die nur so nebenbei der Wendepunkt zweier Jahrhunderte ist! Wer dürfte es wagen, in ihr nicht mehr als einen gewöhnlichen Zustand zu finden, oder nur eine Kulturkraft, eine schwebende oder brennende Frage zu sehen? Welcher echte Historiker könnte sich unterstehen, die Bedeutung der Hopfa-Kaldaunini mit einem Abschmitt auch nur annähernd exprimiren, welcher Philosoph sie mit einem bloßen Begriff abfertigen, welcher unparteiische Charakterisiker würde sich nicht schämen, eine solche Größe etwa mit einem Moment erschöpfen zu wollen, oder sie einen nicht zu überwindenden Standpunkt zu nennen?! Sie, die Angebetete, ist mehr als all' Das. Die Hopfa-Kaldaunini ist die absolute Tugend- und Schönheit-Idee im Andersein! —

Einzelnes aus dieser pantomimischen Gegenständlichwerdung der reizenden absoluten Idee Hopfa-Kaldaunini herauszugreifen, ist eine Sünde gegen ihre Totalität, die man mit seinem Kopfe bezahlen müßte. Haben wir, wenn wir es dennoch thun, diese Strafe zu befürchten? Nein, denn wir brauchen unsern Leben wohl kaum zu versichern, daß wir unsern Kopf über die Hopfa längst verloren haben, und müssen hier mutatis mutandis den Ausspruch eines ziemlich guten deutschen Schriftstellers — der aber nicht besonders tanzen konnte — anwenden und behaupten, daß, wer über die Hopfa-Kaldaunini den Kopf nicht verliert, keinen zu verlieren hat.

Wer war gestern Nacht im jüngsten Tage der Kunst, wer genoß das letzte Glück der Sterblichen, der Aufführung des Ballets „Die Entstehung der Hühneraugen" oder „Blinde Leidenschaft" eines sonst vielversprechenden Sekondelieutenants" beizuwohnen, und erinnerte sich nicht mit Entzücken der Scene, als die Hopfa-Dörthe mit einem empörten Ronde des Jambes ihrem spanischen Gatten, dem General, die ganze Berachtung einer tugendstolzen Frauenseele zeigte und ihn nicht undeutlich merken ließ, daß sie, trotz des Jammers, den sie über den Verlust ihrer Kinder empfinden würde, ihm und seiner Grausamkeit entfliehen müßte, falls er es noch ein Mal wagte, die Wachtparade des Militärs, bei 27 Grad Reaumur im Schatten, auf länger als 2 1/2 Stunde auszudehnen? Wer schildert den Eindruck, als sie — nachdem der spanische General mit der linken Hand einen Schnauzbart in der Luft gezeichnet hatte, sich mit beiden Händen auf die Achseln klopfte und dann mit wüthendfragender Miene den Zeigefinger der rechten Hand nach ihrer Brust gestreckt hatte — als die Hopfa hierauf, halb kniend, sich weit hintenüberbog, drei Finger in die Höhe hob, und ihm dadurch betheuerte, daß es nicht der Sekondelieutenant Os Tajos, nicht zärtliche Fürsorge um seine Hühneraugenschmerzen, vielmehr allgemeine Menschenliebe sei, welche sie zu Gunsten des Militärs sprechen und jene obige fürchterliche Drohung ausstoßen ließ! — Welch' Gedächtniß könnte je den gewaltigen Eindruck des poetisch-tragischen Momentes vergessen, als sie dem spanischen Sekondelieutenant bei sternhellem Himmel in der Jelängerjelieber-Laube die Stiefel und Strümpfe auszieht, ihm eben ein besänftigendes Pflaster auf die Leichdörner legen will und Beide in diesem Augenblicke die Zweige einer nahen Oliven-Allee knistern hören? Wer malt ihr schreckliches Gesicht, das erhabene Beben ihrer Beine, das herzzerreissende Zittern ihrer Arme? Wer malt das Fassen des plötzlichen Schlußfusses: den Mund des herbeieilenden Verräthers, des Adjutanten ihres Gatten, mit dem noch übrigen Hühneraugenpflaster zuzukleben? Wer malt ihr Entsetzen, als der spanische Sekondelieutenant Os Tajos in blinder Leidenschaft seinem Freunde entgegenrennt, den Degen zieht, auf den Adjutanten mit bloßen Beinen ermordet? Die ganze Scala zitterte, als sie dabei, die Arme dicht über den Kopf emporgestreckt, auf den äußersten Spitzen ihrer Füße stehend, zwei Minuten lang bebte, dann so geschickt hintenüberfiel, daß sie sich gar nicht weh thun konnte, und dort in der reizendsten Stellung ohnmächtig dalag! — Und sollen wir endlich noch einen größten Moment unter lauter größten Momenten hervorheben, so wählen wir den, als sie dem General — der an der spanischen Leiche des von ihm ermordeten Sekondelieutenants steht, eine Tasse Chokolade trinkt, soeben noch zwanzig Soldaten wegen nicht blank genug geputzten Bajonneten erschießen ließ, aber im Grunde ein guter Mensch und pflichttreuer Charakter ist — als sie vor diesem ihren Gatten 10 bis 12 Mal verzweiflungsvoll pirouettirt und ihm dann mit dem hochaufgestreckten rechten Bein unter die Nase fährt, um ihm damit das verhängnißreiche Wort auszudrücken, daß sie den Sekondelieutenant Os Tajos allerdings geliebt habe, aber nur aus übergroßer Liebe zu ihm, dem General! Daß er, ihr Gatte, in seiner Jugend mit einer ihr unbekannten spanischen Jungfrau gefehlt habe; daß jener Sekondelieutenant die fehlerhafte Frucht dieser

Digitized by Google

Liebe gewesen sei, ihr dies der Sekondelieutenant verrathen, und Beide es als eines ihrer tiefsten Geheimnisse nur darum bewahrt hätten, um seine zarte spanische Generals-Seele nicht durch die Erinnerung an jenes jugendliche Vergehen zu betrüben. — Und doch, nein! Auch dieses größte pantomimische Werk war nicht das Größte der Hopsa-Kaldaunini! Ihr größtes war die stillerhabene Resignation eines wehmüthigen Entrechats, das kurze aber hochkünstlerische Beinezappeln, Zusammenknicken und Zusammenbrechen, als ihre Kammerzofe Signora Klapperini, — kaum daß das seelenzustandausdrückende Pas de cinq champêtre um die sekondelieutenantsche Leiche herum vorüber ist — ihr die Nachricht bringt, daß der spanische General noch schnell sein taktisches Werk über „Die Nothwendigkeit der Frauenaussteifung" vollendet, und sich dann in dem bei der Festung befindlichen Landwehrgraben ersäuft habe. Hier, in dieser Schlußscene, erreichte die Hopsa-Kaldaunini das Unmögliche: sie überlief die Hopsa-Kaldaunini! Durch welchen Ausspruch wir die Letztere aber keineswegs beleidigen wollen.

Das Beifallspenden, welches die Künstlerin belohnte — war eine Sündfluth. „Sturm," „Orkan," selbst „Erdbeben" reichen für seine Bezeichnung nicht aus, ebenso wenig die bekannten und beliebten Epitheta: enthusiastisch, tobend, tosend, donnernd, rasend, pyramidalisch u. s. w. Sie wurde — und wir geben dem Publikum die Versicherung, daß uns Nichts ferner liegt als irgend welche Uebertreibung — 8s Mal hervorgerufen! Die für so viele und so mannigfaltige Genüsse dankbaren Verehrer der Hopsa bewiesen ihr dadurch deutlich, daß sie das sechsfache Entree nur bezahlt hatten, um sie, die Gefeierte, hervorzurufen und ihnen das Ballet nur das schöne Mittel für diesen schönen Zweck war. Und wie sollen wir die anderen Ovationen schildern? Italien ist heut ein blumen- und lorbeer-leeres Land. Was sich aber an Bouquets und Kränzen während der Vorstellung lawinenartig auf die Künstlerin herabstürzte, steht in keinem Vergleich mit dem Wolkenbruch von Gedichten, Blumen und Lorbeerkränzen, der sich bei ihrem Adio ergoß. Die Weltberühmte war einige Minuten lang verschüttet, und als sie sich mit der ganzen Kraft einer Verzweifelnden herausgearbeitet und vom Blumenlode gerettet hatte, verlief sie sich und ierte trostlos in den Lorbeerwogen umher. Dies währte gegen drei Viertelstunden. Endlich gelang es einem muthigen Pauker, der vom Orchester auf die Bühne geklettert war, und mehreren Coulissenschiebern, welche die Blumen und den Lorbeer mit Schaufeln beseitigten, einen Weg für die unglückliche Glückliche zu bahnen und sie über alle Hindernisse hinweg, in den Schoß der Ihrigen zurückzuführen. Erhöht wurde diese glänzende Triumphscene, bei welcher das Publikum im wahren Sinne des Wortes raste, noch durch bengalisches Feuer und eine goldstrahlende Sonne, in deren Mitte, sehr sinnreich, ein großes Hühnereunge im rothen Feuer brannte. Als die Erhabene nach Hause fahren wollte, wurden die Esel vor ihrem Wagen abgespannt und durch ihre Verehrer ersetzt. Ganz Mailand hatte illuminirt. Vor ihrem Hôtel war der Künstlerin eine Ehrenpforte mit der transparenten Inschrift: „Signora Hopsa-Kaldaunini — Italiens Zukunft" errichtet.

Die tiefe Bedeutung und Wahrheit dieser Worte wird jedem Denker klar sein. Wie wollen nicht gradezu behaupten, daß die schönen Kunst-Beine der Hopsa ein politisch-sittliches Prinzip haben, daß sich aber in ihrem Tanze, in ihrem geschickten Drehen und Wenden, in ihrem Balanciren und Aufrechthalten auf der äußersten Fußspitze ein solches aussprecht, ist unläugbar. Rechnet man hierzu Italiens gegenwärtige Lage, ermißt man die Stellung, welche die Künstlerin in den höheren Kreisen der von ihr aus verderblicher Apathie geretteten Gesellschaft größtentheils einnimmt, und den durch sie wiedergeweckten Enthusiasmus unserer Jünglinge und Männer für die edelste aller Künste und das höchste aller menschlichen Interessen, so wäre es demagogische Frechheit, jenes Transparent etwa nur eine Galanterie für eine galante Dame zu heißen. Es ist eine Wahrheit. Die Hopsa-Kaldaunini, deren Aeußeres uns schon von ihrem gepriesten und lange bewährten Konservatismus überzeugt, hat uns von schönen Wünschen und unritterlichen Bestrebungen ab, auf eine Kultur gelenkt, deren Objekt das eigentliche Fundament der Menschheit ist. Das Italien der Hopsa-Kaldaunini wird tanzen, also glücklich sein.

Heute Morgen um 8 Uhr 31½ Minute hat sie, umringt und umjauchzt von Tausend Dankbaren, ihre Reise nach Parma, Modena, Florenz und Rom angetreten. Mit ihr zieht unsere Hoffnung und unsere Ehre!!

Kleine Prager Chronik.

Trotzdem man unser Jahrhundert das der Industrie nennt, und es für einen Uebergang zu einem künftigen, rein praktischen Jahrhundert hält, begegnet man doch, wohin man auch gehen mag, nur romantischen Scenen, romantischen Charakteren und Situationen, ja vollständigen Romanen, die nur des Autors warten, um Moderomane der Londoner Saison zu werden. Ich sehe da gänzlich ab von den Tournieren, die in der letzten Zeit auf literarischem Gebiete durchgekämpft wurden und manchen literarischen Don Quixote beschäftigten, der mit Stahlfedern mittelalterliche Windmühlflügel bekämpfte; ich sehe auch gänzlich ab von dem nechsten Liebesspiel des diätenreichen Wien mit den kampfmuthigen Provinzialheldden, die noch immer als moderne Hamlets zwischen Sein und Nichtsein stehen, was aber eigentlich Gehen und Nichtgehen heißt; ich denke nicht an die fadenscheinige Romantik der Parteileidenschaften, sondern an die rein menschlichen und spießbürgerlichen Romane, die sich trotz der tausend Novellisten und Romanschriftsteller noch immer nicht erschöpft haben, und deren einige ich meinen geschätzten Lesern erzählen will. Sie sind kurz, aber wahr, traurig, aber wahr, und ich kann über Verlangen Namen, Stand, Alter, Wohnort, Religionsbekenntniß und Zahl der Kinder angeben.

Jüngst weckt mich ein Klatschen, als ob eine mütterliche Hand mit dem Schwanenmacken einer Tochter in Konflikt gerathen wäre. Ich eile zum Fenster, meine Ahnung hat mich nicht getäuscht — die Mutter prügelt sie! Er saß im Nebenzimmer und studirte Chemie. Er war nämlich Student und sie die Tochter einer studentenhaltenden, im drittenstockwerkwohnenden Trafikantin. Als die Mutter ihr Tagewerk also begonnen, eilte sie fort, die Tochter aber eilte zum chemiestudirenden Jüngling, welcher ihr eine Vorlesung hielt über galvanische Elektricität. Sie studirte mit wahrer Wuth und studirt vielleicht noch. Ist das nicht eine traurige Geschichte? Wenn sie es bisher noch nicht ist, wird sie es gewiß werden, denn es kann kein gutes Ende nehmen, wenn man so verliebt ist, daß man sich bei offenen Fenstern den ungeniertesten Zärtlichkeiten hingibt, und vergißt, daß die Nachbarn aus der ganzen Umgebung in's Zimmer sehen können. Oder ein anderes Geschichtchen. Er liebt und ist glücklich, denn er weiß nicht, ob sie ihn wieder liebt. Er erfährt endlich ihre Gegenliebe. Die ist aber von einer solchen Intensität, daß er unglücklich darüber ist, so glücklich zu sein, und sich mit einer improvisirten Kanone erschießt. Auch dies ist ein wahres Geschichtchen und gewiß sehr erfreulich, besonders wenn man bedenkt, daß sich dies im Bahnhofe, also an einem Orte begab, der das Grab aller Romantik und doch zu schwach ist, um sie alle auch wirklich begraben zu können. Es gibt überhaupt seit letzter Zeit ungemein viele und interessante Todesfälle in Prag, so daß man versucht wäre, zu sagen, wir führen ein äußerst bewegtes Sterben, wobei aber Niemand, als ein Mediciner positiren kann. In's Wasser springen, Schwefelsäure trinken, Adern unterschneiden, sich mit Holz, Wasser und Eisen erschießen ist schon Alles dagewesen, und der

Digitized by Google

jenige muß schon eine tüchtige Portion Erfindungsgabe haben, der auf eine originelle Weise aus dieser Welt hinauskommen will. In dieser Hinsicht können wir den Todeslustigen einige nicht zu übersehende Winke geben. Es wäre gewiß ein schneller, unauffälliger Tod, sich auf dem neuen Pflaster in der neuen Allee wund und todtkrank zu gehen, auch einige Gartenrestaurationen sind nicht zu verachten, welche die Schwefelsäure maßweise schenken und im Vergiften Großes leisten. Auch eine künstaktige Oper bei zwanzigzwanzig Grad Reaumur bis zum Schlusse anzuhören und vom Schlage nicht gerührt zu sein, ist ein tüchtig Stück Arbeit, und wir können der hier gastirenden Tänzerin unsere Hochachtung nicht versagen und wissen ihre russische Natur zu würdigen, die es ihr möglich macht, bei der Hitze zwei Stunden zu tanzen. So sind wir denn wieder beim Theater angekommen und wollen über dasselbe referiren. Die Gastvorstellungen des Herrn Poly Henrion hätten wir glücklich überstanden. Es ist dies ein schönes Muster von Selbstverläugnung, denn den Mann sechsmal spielen zu sehen, ist mehr, als sechs Bußtage voll Jammer und Wehe. Aber so geht es schon im Leben, auf Sonnenschein folgt Regen, auf Regen Sonnenschein. Herr Poly Henrion ist fort und zwei Gäste ersten Ranges befriedigen alle unsere kunstsüchtigen Gelüste. Fräulein Ida Pellet, k. preußische Hofschauspielerin, trat als Jungfrau von Orleans, als Jane Eyre und Marie Stuart auf und hat entschieden gefallen. Das Fräulein ist eine denkende Schauspielerin, die hohe Begabung und Mittel genug hat, um einen ehrenvollen Posten in der Kunstwelt einzunehmen. Unser Publikum hat sie um dieser Eigenschaften willen, besonders aber deßhalb mit Vorliebe aufgenommen, weil es unserer ersten Liebhaberin, dem Fräulein Brand, bisher nicht gelungen ist, sich viel Sympathien zu verschaffen und ihre Vorgängerin Fräulein Gebhart zu ersetzen. Die andere Gastin ist die kaiserlich russische Hofsängerin Fräulein Friedberg. Fräulein Friedberg gehört zu den ersten Tänzerinnen der Gegenwart und ihre Leichtigkeit und Grazie ist um so bewunderungswürdiger, als sie mehr als mittelgroß ist und demnach schwerer graziös tanzt, als eine kleine Figur. Sie hat nicht nur den Tanz, sie hat auch die Mimik zu ihrer Aufgabe gemacht, als Belva einen Triumph gefeiert, und es ist zu erwarten, daß sie als Fenella in der „Stummen von Portici" nicht minder gut sein wird.

Im Neustädter Theater hat bisher keines der gegebenen Stücke Glück gemacht. Die Arbeiten Bergs leiden an einer süchterischen Lückenhaftigkeit, sind rein nur Mosaikbilder des Wiener Lebens, und kommt hie und da ein Witz vor, ist er meist so grobförmig, daß man ihn lieber nicht gehört hätte. Kaisers „Billeteur und sein Kind" ist oder wieder langweilig und verräth, daß der Verfasser von „Verrechnet", „Junker und Knecht", „Posse als Medizin" u. s. w. sich überlebt habe und nicht einmal mehr sein eigener Schatten ist. Schade, daß der Mann schreiben muß, er hätte können einen hübschen Namen hinterlassen. Da das Treumannstheater abgebrannt ist, dürften sich die Mitglieder über Deutschland verlaufen, und es sollte mich wundern, wenn wir in Folge des Feuers nicht den Ascher nach Prag bekämen.

Auflösung

des humoristisch-politischen Preisrebus im XI. Hefte der „Erinnerungen":

Arm oder reich, nur ehrlich muß man immer handeln.

Unter den vierzig eingesendeten Auflösungen war nicht eine einzige richtig und es bleibt demnach der Preis für die folgende

Preis-Charade.

Die ersten zwei, sie sind ein Name,
Den man bald dem, bald jenem gibt,
Bei uns nennt man ein Hausthier also,
Am Po den Freund und was man liebt.

Die zweiten zwei, sie machen Sorgen
Den Müttern, Frauen, Mägdeleins,
Besonders vor den Hochzeitstagen
Gibt ohne sie zur Ruh' sich keins.

Die fünfte endlich ist gewöhnlich,
Wo's Berge gibt, da gibt's auch sie,
Ja selbst im Flusse ist's enthalten,
Sie geht nur abwärts, aufwärts nie.

Das Ganze kennt gewiß ein Jeder,
Ging oder fuhr auch mitten drin,
Und jedes Licht, das Nachts uns leuchtet,
Führt g'raden Wegs zum Ganzen hin.

Korrespondenz der Redaktion.

Herrn Paul T. hier. Wird sich nur mit großen Aenderungen verwenden lassen. Mehr davon brieflich. Ich habe dafür gesorgt, daß Sie die „Erinnerungen" erhalten.

Herrn Theodor H. hier: In diesem Hefte verwendet. Viel Aenderungen waren nicht nothwendig.

Herrn Wolf P. in Prag: Sie scheinen an sonderbaren Begriffsverwirrungen zu leiden. Der Raum läßt eine Belehrung hier nicht zu, ich muß mir demnach schon brieflich die Mühe nehmen.

Herrn G. Gosch... Prag: Wird im nächsten Quartal verwendet.

Dr. Gr..... hier: Ihr geschätztes Schreiben erhalten. Antwort brieflich.

Herr A. S. hier: „Der dunkle Korridor" Roman von Schmeling beginnt im nächsten Quartal.

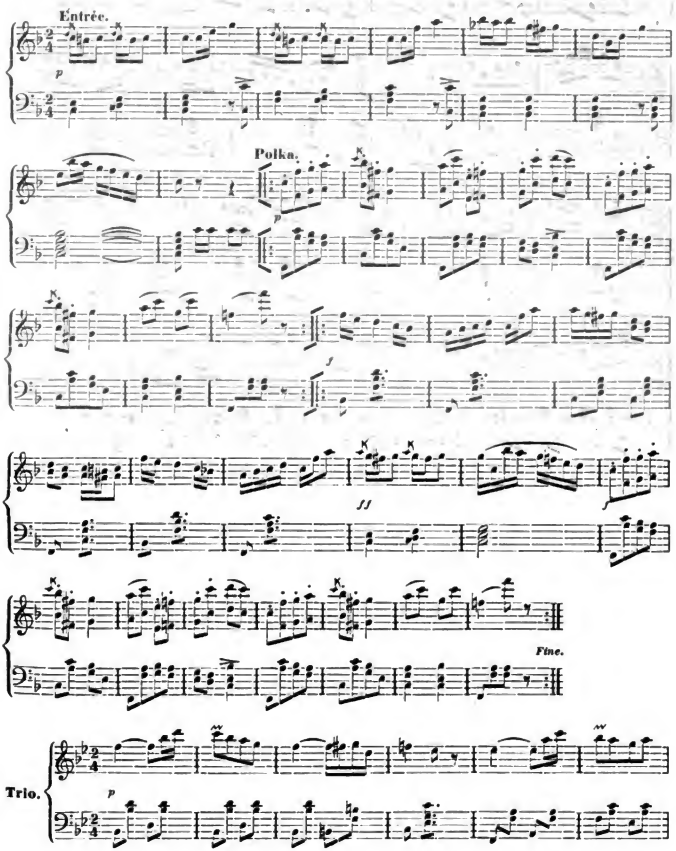
Herrn Richard Jeßler in Leitomischl: Wir danken, wird verwendet.

Herrn Olg... Wien, Herrn A. M. Pilsen, Robert P. Prag: Abgelehnt.

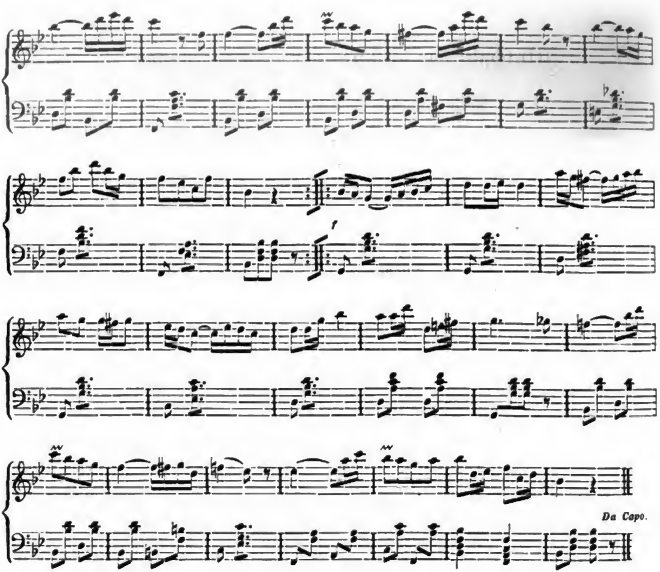
Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Papier und Druck des art.-typ. Instituts von Carl Bellmann in Prag.

Digitized by Google

Polka Française von Charles Germain.



Digitized by Google

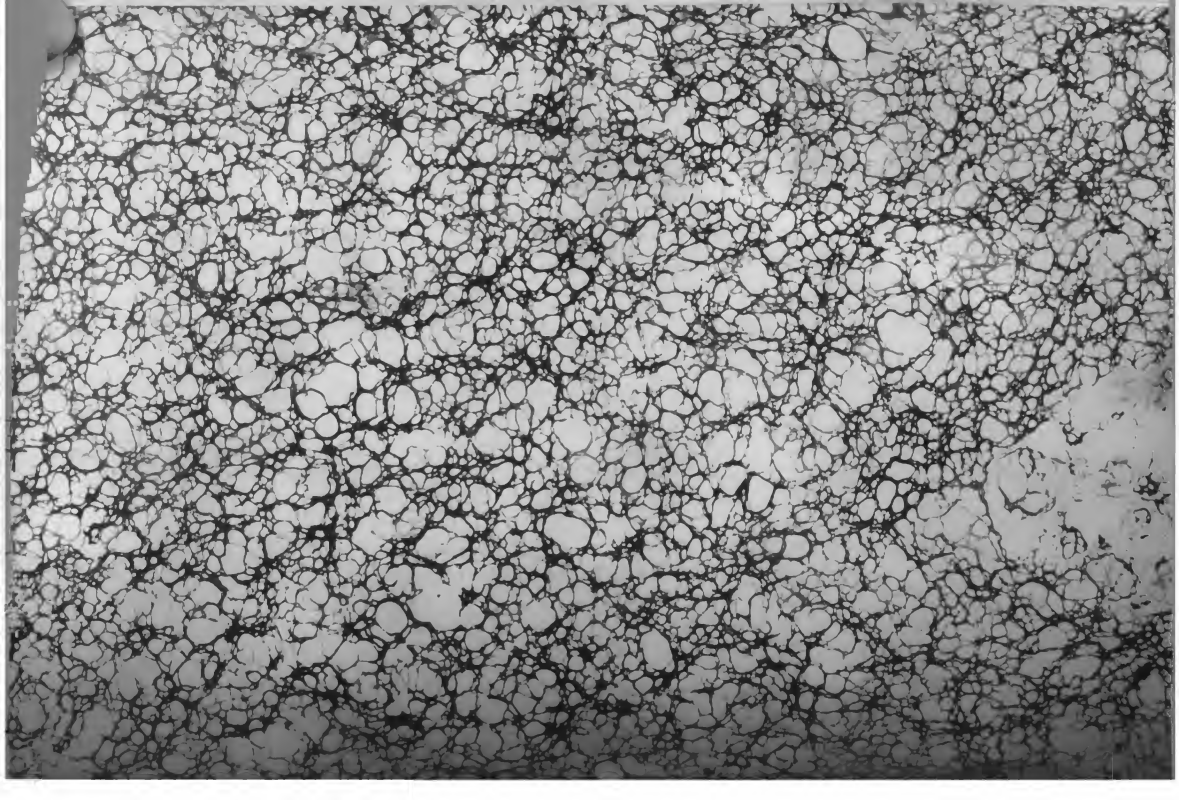


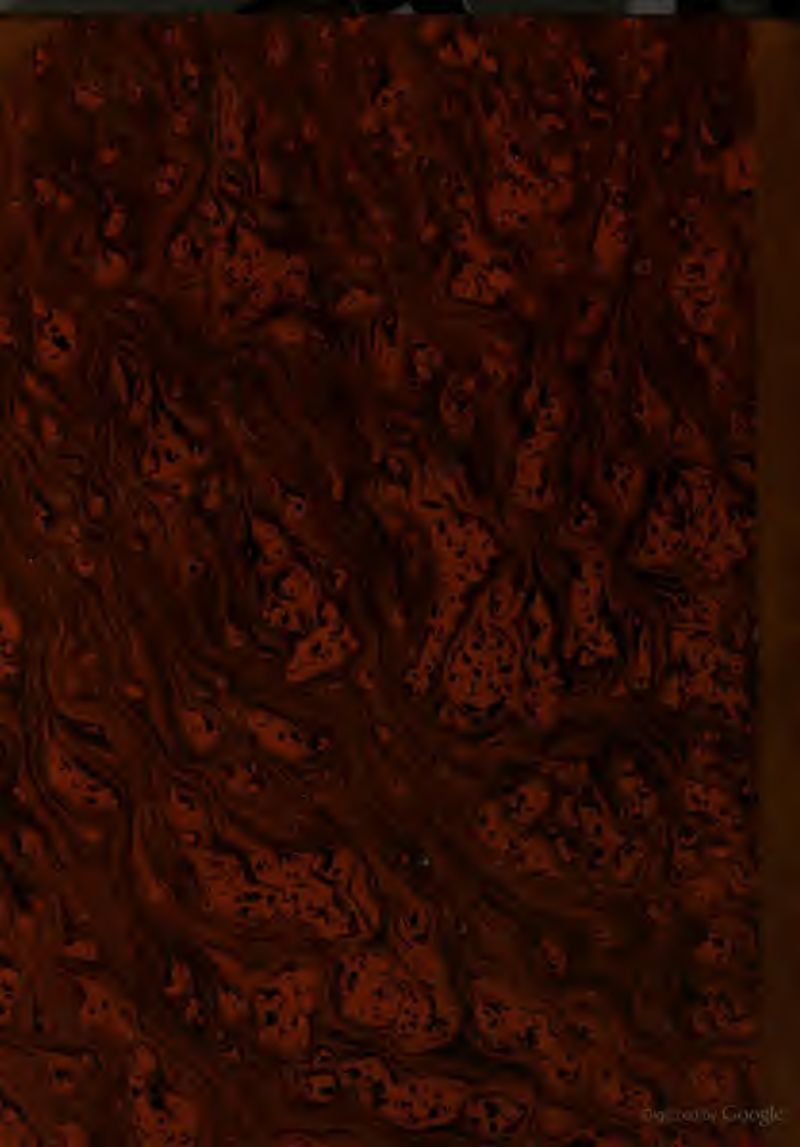
Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Österreichische Nationalbibliothek
+Z17878650X
Digitized by Google




Digitized by Google